NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08246165 2

Digitized by Google

BTGP

C. A. Böttiger's
kleine Schriften

archäologischen und antiquarischen
Inhalts,

gesammelt und herausgegeben

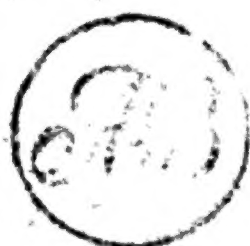
von

Julius Sillig.

Zweiter Band.

Mit sieben Kupfertafeln.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung,
1838.



Vorwort des Herausgebers.

Nur Weniges habe ich bei diesem Bande zu erinnern, der die sämmtlichen zerstreuten Aufsätze enthält, die Böttiger über Geschichte und Archäologie der Kunst, so wie über einzelne erhaltene Denkmäler des bildlichen Alterthums nach und nach geschrieben hat. Vielleicht wird mancher sich eine gröfsere Menge der hierher gehörenden Abhandlungen erwartet haben; allein ein genaueres Eingehen auf die dem ersten Bande vorgedruckte Bibliographie der Böttiger'schen Schriften wird die Ueberzeugung hervorrufen, dafs nichts weggeblieben ist, was nur irgend von wissenschaftlichem Werth und von Bedeutung erschien. Nur die älteste Abhandlung Böttiger's im Fache der Vasenkunde, über den Raub der Cassandra, konnte nicht aufgenommen werden, weil der Verleger derselben die noch vorhandenen Exemplare zum Behuf der gegenwärtigen Sammlung nicht ablassen wollte; die kurze Geschichte des Colossalen (im Journal des Luxus und der Moden 1796. April. S. 190—197.) wird man leicht entbehren, wenn man sich erinnert, um wie viel vollständiger, genauer und erschöpfender Böttiger denselben Gegenstand später in den Andeutungen zu vier und zwanzig Vorträgen über die Archäologie S. 204—211. und besonders in den Ideen zur Kunstmythologie Bd. 2. S. 292—308. erörtert hat. Zum Ersatz nun dafür hat dieser Band durch den ihm beigegebenen Anhang, der antiquarischen Analecten zweite Sammlung, einen Zuwachs erhalten, der durch seinen mannichfaltigen und reichen Inhalt für den Leser ein vielfach überraschender sein wird, und da es mir ferner möglich war, auch in diesen Band Einiges aufzunehmen, was früher entweder noch gar nicht

im Drucke erschienen war (s. V. Abtheil. Nr. XV.), oder jetzt wenigstens mit theilweis sehr bedeutenden Nachträgen erscheint (s. Abth. IV. Nr. I. V. u. besonders Nr. II.), so glaube ich auch ihm den Empfehlungsbrief, der bei Sammelschriften der Art bisher stets galt, mitgegeben zu haben. Die Excurse zum Vortrag über die Dresdener Antikengalerie lassen sehen, auf welche Weise ungefähr Böttiger sein mehrmals angekündigtes gröfseres Werk über dieses Museum ausgearbeitet haben würde. Zu beklagen ist, dafs die Umarbeitung und Bereicherung jenes Vortrags sich nur auf die zwei ersten Dritttheile desselben erstreckt. Bei der Geschichte der Enkaustik ist zu erwähnen, dafs Böttiger noch eine vierte und fünfte Abhandlung darüber schreiben wollte, wozu sich auch einzelne Materialien vorfanden, nichts jedoch von der Art, was die Bekanntmachung gestattet hätte, wie denn überhaupt eine Fortsetzung der beiden abgebrochenen Untersuchungen sich nicht auf das Ende des vorigen Jahrhunderts beschränken dürfte, sondern vorzüglich die Forschungen berücksichtigen müfste, die erst in den letzten Jahren darüber angestellt wurden, aber, wie es scheint, diesem grofsen Zweige der alten Malerei einen weit geringeren Umfang angewiesen haben, als man früher annehmen zu müssen glaubte.

J. S.

Inhaltsverzeichniſs des zweiten Bandes.

Vierte Abtheilung.

Zur Geschichte, Theorie und Technik der Kunst bei den Alten. Museographie.

Fünfte Abtheilung.

Kritik und Auslegung einzelner Kunstwerke des Alterthums.

Anhang zum zweiten Bande.

Vierte Abtheilung.

Zur Geschichte, Theorie und Technik der Kunst bei den Alten.

Museographie.

Vierte Abtheilung.

Zur Geschichte, Theorie und Technik der Kunst bei den Alten.

Museographie.

I.

Ueber Museen und Antikensammlungen.

Eine archäologische Vorlesung,

gehalten den 2. Januar 1807.

— Fracta de casside buccula pendens.
Iuvenalis.

Vorwort.

Unsere Zeit rafft alles Vereinzelte und Zerstreute in gröfsere Massen zusammen. Und wo nur das alte mens agitat molem wirklich seine wohlthätigste Anwendung leidet, da mufs dieses Zusammenfassen zur herrschenden Einheit in der Vielheit nicht blos grofse, sondern auch wünschenswerthe Veränderungen hervorbringen. Auch die diesseits und jenseits der Alpen zerstreuten Denkmäler alter Kunst nahmen Theil an diesem Zusammenfassen und wurden in immer gröfseren Massen da aufgehäuft, wo man den Grundsatz aufstellen konnte: „die alten Kunstwerke gehören zwar der ganzen gebildeten und bildungslustigen Menschheit, aber zu Schatzmeistern und Bewahrern dieser Schätze ist allein das Volk berufen, dessen Arm ihren Besitz durch das Schwert zu vertheidigen vermag!" Es wird sich nun ausweisen, welche Vortheile und wünschenswerthe Veredlungen im echten Kunstgeschmack die Verpflanzung und Zusammenhäufung so vieler Kunstwerke in der grofsen Hauptstadt des französischen Reichs hervorbringe. Eins kann nicht geleugnet werden und steht als Erfahrungsatz unbe-

stritten: Man konnte nicht liberaler und mittheilsammer in der Schaustellung dieser Kunstschätze verfahren, als es jetzt dort geschieht, wo sie alle nach und nach versammelt wurden. Es bedarf weder eines lästigen Erlaubnifsscheines, noch eines goldenen Schlüssels, um täglich zur gesetzten Stunde eingelassen zu werden. Die Gastfreundschaft setzte sich selbst in den Hintergrund, und gestattete den Fremden mehr Freiheit, häufigeren Zulafs, als den Einheimischen!

Bis nun die Geschichte uns die Resultate, die wir in ruhiger Fassung erwarten müssen, gelehrt haben wird, mag es immer gestattet sein, über die Vortheile und Nachtheile der Museen im Allgemeinen sich zu besprechen und der falschen Bewunderung und Lobpreisung, die nur der Eitelkeit fröhnt, bescheidene Gränzen zu setzen. Einen Versuch dieser Art liefert die hier zum Druck gegebene Vorlesung. Sie wünscht bei Kennern unbefangene Prüfung und berichtigendes Urtheil zu wecken. Ihrer nächsten Bestimmung nach war sie Einleitung zu einer Reihe von archäologischen Vorträgen, die, einem allgemeinen gefafsten Plane zu Folge, diefsmal nur die Betrachtung der vorzüglichsten Museen in und aufser Italien — nach ihrem früheren, allgemein gekannten und selbst durch Benennung gewisser Bildwerke schon fixirten Bestande — zum Gegenstand hatten. In einer neuen Reihe von Vorträgen, die auf den Winter 1808 bestimmt sind, liefse sich nun nach dieser Periegese, nach diesen Lustgängen in den Sälen der Kunst, die Exegese oder Erklärung der einzelnen noch vorhandenen Denkmäler nach dem Leitfaden einer Kunstmythologie um so sicherer vornehmen. Eine freie, zwanglose Unterhaltung über das schönste Erbtheil des Menschengeschlechts ist hier der Hauptzweck, nicht schulgerechte Belehrung. Verliert man nur diesen Gesichtspunkt nicht, so wird man weniger fragen, was und in welcher Ordnung, als wie und mit welcher Auswahl es mitgetheilt wurde.

Unsere diefsmaligen archäologischen Unterhaltungen sind einer Periegese oder, damit das fremde Wort nicht zu sehr abschrecke, einer lustwandelnden Beschauung der vorzüglichsten Museen und Antikensammlungen in Italien, Frankreich und den nördlichen Reichen, was man auch sonst wohl Museographie zu nennen pflegt, gewidmet. Darauf kann die Exegese oder die kritische und ästhetische Betrachtung der noch erhaltenen alten Kunstwerke, die den Bestand und Inhalt jener Museen machen, um so deutlicher folgen, als wir nun einmal alle diese Dinge in Raum und Rahmen gefafst zu denken gewohnt sind. Alle Museen sind aber doch nur gröfsere oder kleinere Einrahmungen.

Aber eben mit dieser Einrahmung hat so es seine eigene Bewandtnifs. Es sollte daher, bevor wir noch unsere archäologische Lustreise antreten, eine allgemeine Betrachtung über Zweck und Nutzen der Antiken-Kabinete und Museen wohl um so weniger überflüssig sein, als die Verpflanzung, Bereicherung und Vergröfserung solcher Museen gerade in unseren Tagen mehr als je zur Sprache und Ausübung gekommen ist.

Die Museen sind Schatzkammern alter Kunstdenkmäler im klassichen Sinn und vorzüglich zur Aufbewahrung der gröfseren plastischen Werke und dessen, was uns von der Bildhauerkunst der Griechen und Römer verstümmelt oder ergänzt überliefert worden ist, bestimmt und eingerichtet. Wollen wir also die Frage beantworten: wozu diese Museen? so müssen wir unverdrossen auch noch einen Schritt weiter rückwärts gehen und fragen: welchen Zweck können die Kunstwerke, die darin erhalten sind, erreichen oder wenigstens erreichen wollen? Alles wohl erwogen, kann derselbe doch nur ein dreifacher sein. Sie können entweder begeistern, oder verzieren, oder belehren. Nur da, wo das Erste geschieht, blühet in rosigem Jugendschimmer die Kunst im heimischen Lande. Sie ist da, weil sie da sein mufs, und giebt Niemand Rechenschaft von ihrem Dasein, und Niemand fordert sie von ihr. Untergeordnet, doch immer noch wohlanständig, ist ihr Zweck, als Schmückerin und Verziererin. Sie dient, aber ihre Fesseln sind Blumenketten. Und sind nicht die Grazien selbst nur Dienerinnen der hohen Olympier? Aber eine härtere, oft schmachvolle Dienstbarkeit wartet ihrer, wenn sie nur lehren soll. Das Mädchen aus der Fremde wird Magd! — Ein schneller Ueberblick über den antiken und modernen Standpunkt, aus welchem Kunstwerke angesehen wurden, wird uns bald zeigen, zu welchem Zweck die Ueberreste der alten Kunst in den Museen sich versammelt haben.

Es war eine glückliche Zeit, als alle Werke der alten Bildnerkunst noch auf den Plätzen ihrer eigentlichen Bestimmung standen, als eine Quadriga des Zeus, eine Statue der Juno oder Pallas noch auf den Giebeln ihrer Tempel, in Nischen und auf Fufsgestellen thronten, wofür sie eigentlich berechnet und vom schaffenden Künstler selbst bearbeitet waren. Das erste Urbild der Venus, aus welchem ihre ganze spätere Idealschöpfung hervorging, stellte Alkamenes in den Gärten auf. Die Mercurius-, Hercules- und Eros-Bilder wohnten in den Gymnasien; Tritonen, Nereiden und ihr Herrscher Neptun standen am Meer; Diana mit ihrem hochgeschürzten Nymphengefolge in schattigen Hainen. Da war Alles noch an seiner rechten Stelle. Bacchus, die Musen und der Musenführer, der Cithersänger Apollo, erfüllten, sinnlich gegenwärtig, die Theater, wo jede Aufführung eines Stückes, nur am jährigen Feste wiederkehrend, ein süfser Gottes-

dienst war. Auf den öffentlichen Plätzen, nicht in Kammern verschlossen, sondern öffentlich, stets von der Sonne beschienen, zum Lobe ihrer Mitbürger ausgestellt, standen die Bildsäulen groſser Feldherren, hochherziger Patrioten und der Kämpfer in den heiligen Spielen, zum Ruhme des Vaterlandes. Von Begeisterung erschaffen, von Begeisterung geweiht, hätte da die Kunst nicht auch wieder begeistern sollen? So erreichte sie ihren erhabensten Zweck. Wer Schiller's Götter Griechenlands und Ideale kennt, versteht auch, was ich unter dieser Begeisterung in der vollsten Bedeutung verstehe. Es genügt wenig, diese Idealgestalten selbst nur allein sich hervorzurufen. Man muſs die Tempelhallen, Gymnasien, Theater, Haine, Altäre zugleich mit in einer südlich erwärmten Phantasie erschaffen, um den vollen Zauber jener Gestalten und ihren ergreifenden, ja ich möchte wohl sagen, süſs berauschenden Eindruck zu fassen. Zwar häuften sich in den Vorhallen und Säulengängen, in den Peristylen und Platanonen der Tempel auch die Bildwerke. Besonders war Delphi mit seinen nach Volkstämmen getheilten Schatzkammern und der Tempel der Samischen Juno, wie die Palladische Akropole zu Athen ein reicher Sammelplatz derselben *). Aber es waren Weihgeschenke, auf bestimmte Veranlassung mit keuscher Beobachtung des Schicklichen zur Huldigung und Erinnerung dargebracht und mit weiser Sorgfalt geordnet und aufgestellt. Mit tausend Zungen sprachen diese geweihten Denkmäler hohe Bewunderung und heilige Scheu vor Göttern und Menschen in die Brust des Zuschauers. Mehr oder weniger gehörte er den Denkmälern und die Denkmäler gehörten ihm an. —

Eine sehr veränderte Gestalt gewann dieſs Alles mit Alexander's Heereszug (Olymp. 122. 331 v. Chr), der nicht nur die damalige Welt mit ihren Dynastieen und Staatsverfassungen aus ihren Angeln hob, sondern auch, unterstützt durch die sceptischen Aufklärungsversuche der griechischen Philosophie und die Genuſsweisheit im Hetärengewande, den Götterbildern ihren Heiligenschein beneidete und ihre Altäre beraubte, wäre es auch nur darum gewesen, um dem regellosen Collosalgeschmacke jenes in's Ungeheuere strebenden Zeitalters zu huldigen und sie zu Riesen-

---

*) Hätten wir die Periegesen des Polemo noch, wie gern wollten wir den armseligen Alterthumsklitterer Pausanias entbehren! Und doch, wie viel weniger wüſsten wir uns aus jenen Kunstlabyrinthen zu finden, wenn der ehrliche, gutmüthige Erzähler uns nicht wenigstens so viel mitgetheilt hätte, als er selbst sah. Denn ein treuer Referent ist der Mann, so lange ihm nicht seine Frömmigkeit die Zunge bindet, und er ausruft: ταῦτα παρίημι ἐπιστάμενος.

bildern damaliger Herrscher und Herrscherlinge umzuformen. Die Nachfolger Alexander's, die sich um die Wette in seinen Purpurmantel und sein Soldatenreich theilten, die Lagiden, Seleuciden, Attaliden u. s. w., häuften in ihren neuen Königssitzen ungeheuere Massen von Statuen und Bildwerken aller Art und Gröfse zusammen, um sie bei ihren Siegesfesten und Schaugeprängen in unabsehbaren, oft tagelang einherziehenden Reihen aufführen zu können. Die Kunst wurde eine Zofe der Königspracht, doch eine schmückende und selbst in der Verzierung noch belebende. Denn wurden nicht selbst in jenen Processionen die hohen Götter- und Heroengestalten, umgeben von dampfenden Altären, von gefüllten Opferkrügen, von jauchzendem Priestergefolge, von geweihten Thier- und Menschengestalten aller Länder und Völker, wieder in's alte Leben und zu einem Abglanz voriger Herrlichkeit zurückgerufen? Man lese nur die aus dem Callixenus uns aufbewahrte Procession des Bacchusfestes in Alexandrien unter Ptolemäus Philadelphus *) und frage sich, ob man von seinen Kunstschätzen nicht einen würdigen Gebrauch zu machen wufste! Bald machten die Räuber und Unterjocher der entnervten Griechenwelt, die Herrscher und Triumphatoren von den sieben Hügeln, auch diesem ein Ende. Eine allgemeine Kunstplünderung begann und dauerte von der Zerstörung Corinths bis auf die Zeiten Hadrian's mehrere Jahrhunderte hindurch. Die Wolfsmilch, die Roms Stammväter gesogen hatten, war nie ein Musenquell gewesen. Der Römer, der mit ganzer Seele den stillen, heiligen Kunstidealen der Griechen sich hingeben konnte, hörte eben dadurch auf, ein Römer zu sein, und bedurfte, wie wir aus Cicero's Reden wissen, grofser Entschuldigung bei seinem Volk. Aber gränzenlose Eitelkeit und Ueppigkeit bethörte die Sieger im Kriege und die Statthalter im Frieden. Man übte die schamlosesten Plünderungen und Kunstrequisitionen, um in prunkenden Triumphzügen nicht blos die unterjochten Völker, sondern auch die gefangenen Götter als Sclaven aufzuführen, um einer Tempel- und Statuenweihe seinen Namen beizuschreiben, um Theater und Fechterspiele mit tausend Bildsäulen, die man um die Zuschauer herumstellte, zu verherrlichen. Fast jeder Statthalter war ein Verres **), und mehr als

---

*) S. Athenäus V. 8. 27—34. T. II. p. 261 sq. Schweigh. und dazu Caylus, Mémoires de l'académie des Inscript. T. XXXI. p. 96. und Manso's vermischte Schriften Th. 2. S. 336. 400.

**) Siehe die Galerie des Verres von Fraguirer in den Mémoires des Inscriptions, vermehrt in Facius, Miscellaneen zur Geschichte der Kunst des Alterthums, Nr. IX. S. 150. folg. und die in Beck's Weltgeschichte II. 299. (und im Grundrifs der Archäologie S. 99.)

ein Nero war unter den römischen Imperatoren, der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung seines goldenen Hauses kommen liefs *). Unermefslich und kläglich war hier schon die Entweihung jener herrlichen Werke griechischer Kunst, die nun alle, aus ihrer Heimath entrückt, Fremdlinge auf fremdem Boden bleiben mufsten; und als sie vergraben und wieder erweckt aus diesem Boden endlich einheimisch geworden waren, da richtete in unseren Tagen eine strenge Nemesis die, welche sich noch jetzt die Enkel jener Römer nennen. Allein so weit war es mit ihrer Schmach und Abwürdigung noch nicht gekommen, dafs man sie in enge Gemächer und sogenannte Museen aufgehäuft und eingekerkert hätte. Man schmückte Tempel, öffentliche Gebäude, Thermen, Triumphbögen, Säulengänge und Theater, oder die Xysten und Galerieen in seinen Villen, die Bibliotheken und Bäder in seinen Palästen damit **). Griechische Haushofmeister, Decorateurs, Künstler ordneten und verzierten diefs Alles für die Herren der Welt ***). Kunstvirtuosität und Dilettantengeschwätz war, wie wir aus Horaz und Martial zur Genüge kennen lernen,

---

angeführten Citate. Die erste fleifsige Zusammenstellung der römischen Kunstplünderungen gab Spence in seinem Polymetis, Dialogue V. p. 41—45. Darauf gründete Völkel seine Vorlesung. Das befste Wort sagt Seneca darüber epist. 88.: Sacrilegia minuta puniuntur; magna in triumphis feruntur. Vergleiche Völkel, über die Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern nach Rom. Leipzig, 1798.

*) Zwar sagt Pausanias X. 7. p. 162. nur im Allgemeinen, dafs Nero 500 Statuen von Göttern und Menschen aus Delphi geraubt habe; allein wir wissen aus dem Zeugnisse des Plinius XXXIV, 8. p. 19. sehr genau, dafs diese Kunstplünderungen zur Verzierung des goldenen Palastes bestimmt waren, in sellariis domus aureae, also in den der üppigsten Zügellosigkeit geweihten Gemächern. Vergl. Lipsius zu Tacitus XV. 45. und Winckelmann's Werke Band VI. Th. 1. S. 257.

**) Man denke nur an Cicero's Liebhaberei und erinnere sich, in welchem Jubel er seinem Atticus darüber schreibt. Der gelehrte Venuti hat in den Saggi di Cortona eine eigene Abhandlung über diese leidenschaftliche Kunstliebe des über sein Vermögen oft einkaufenden Cicero geschrieben. Vgl. Middleton's Life of Cicero T. III. p. 301. f. und Guasco, de l'usage des statues Ch. XX. p. 379. f.

***) Juvenal XIV. 305. spricht von einem Regiment Sclaven (cohors servorum), die zur Bewahrung der Kunstwerke in dem Hause des Licinius in der Nacht auf den Beinen wären. In den Inschriften kommt ein magister a marmoribus vor, welchen Pignorius, de servis p. 225. edit. Patav. mit einem Freigelassenen August's, dem

an der Tagesordnung *). Die hohe, religiöse Begeisterung war entwichen. Aber das signis distinguere aedes sicherte wenigstens vor barbarischem Unverstand. Die Statuen und Bildwerke dienten wenigstens als herrliche Zier-Meubles **).

Doch auch dieser letzte Schimmer anständiger Dienstbarkeit verlosch. Der Hufschlag gothischer und vandalischer Rosse schallte auf Roms Trümmern. Frühe schon stürmten die christlichen Ikonoklasten in diese verhafsten heidnischen Götzenbilder. Glocken verscheuchten mit geweihtem Klange die bösen Geister und Dämonen, die man sich als verjährte Insassen jener alten Götterbilder dachte. Man schmolz nun selbst diese Götterbilder, wenn sie nur schmelzbar waren, in Glocken um und klebte Glockenthürme, neue Denkkegel des Ungeschmacks, an die Basiliken und Gräber der Märtyrer. Habsucht schmelzte die metallenen, Armuth verkalkte die marmornen Bildwerke, die köstlichsten Friesen und Basreliefs wurden in gothische Thürme und Befehdungsplätze vermauert, dergleichen man im Mittelalter in und bei Rom mehr als fünfzig zählte ***). Nur die gute, allverdeckende Mutter Erde barg in Grabgewölben und Schutthaufen manches Köstliche, besseren Enkeln Urkunde und Unterpfand einer besseren

---

Eutyches, zusammenstellt, der officinator a statuis genannt wird. Im Vitruv kommen mehrere Stellen vor, wo der Baumeister auf die gehörige symmetrische Aufstellung der Statuen selbst bei den Intercolumniis Rücksicht zu nehmen angewiesen wird.

*) Nos circa tabulas et statuas insanimus, carius inepti. Seneca, Epist. 96.

**) Selbst die Verordnungen der Kaiser im Theodosianischen und Justinianeischen Codex gegen die Entführung der Statuen aus den kleinen Städten sprechen doch immer von dem Vorwand, die gröfseren damit auszuschmücken: ornare splendidissimas civitates, tit. de aed. privat. l. 7. S. die Stellen bei Fea in seinen Anmerkungen zu Winckelmann's Storia delle arti del disegno T. III. p. 193.

***) Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts schreibt Fra Giocondo aus Verona an den Erzbischof de Agnellis von Mantua Folgendes: Aliqua, non sine maximo animi dolore hac tempestate nostra destrui vidimus. Sunt qui affirment, magnos se calcis cumulos ex solis Epigrammatum fragmentis vidisse congestos. Nec desunt, qui glorientur totius suae (et latae quidem) domus fundamenta ex solis statuarum membris jacta esse. Scinderent alia, comburerent, absumerent. Epigrammatis saltem et statuis parcerent, quae majores nostri tanto artificio et dignitate elaborata reliquere. S. den ganzen Brief bei Gori, Inscript. in Etruriae urbibus extantes. T. III. p. 41.

Vorwelt. Als der berühmte Florentiner Poggio, Staatssecretair bei sieben Päpsten und bei der Costnitzer Kirchenversammlung, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sein für alle Zeiten merkwürdiges Buch: über den Glückswechsel der Stadt schrieb, waren dem Alles erkundenden Forscher des Alterthums in Rom selbst nur fünf Marmorbilder und eine einzige Bildsäule aus Bronze bekannt. Auf sechs Statuen war also damals die alte stolze Städtekönigin zurückgebracht *). Doch von Florenz aus bricht für Wissenschaften und Künste ein neuer Tag hervor. Das Zeitalter der Mediceer verjüngt die Welt. Cosmus I. sammelte schon Antiken und legte den Grund zum berühmten Florentinischen Museum. Lorenzo der Prächtige bestimmte seinen Garten bei'm Kloster St. Marco dazu. Mit dem Hofe der Mediceer wetteiferten bald die Herzoge von Ferrara, Modena, Mantua und Mailand. Einer der Mediceer, Papst Leo X., verpflanzte die seinem Hause eigene Kunstliebe nach Rom. Unter ihm wurden die Gewölbe in den Bädern des Titus (sette celle) zugänglich. Der Laokoon wurde zu Tage gefördert. Die Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio wurde der Mittelpunkt der aufgefundenen Kunstschätze **). An-

---

*) Die Stelle heifst, de varietate fortunae urbis Romae, p. 20. (sie steht auch in Sallengre's Supplement. Thes. Antiqu. im ersten Theil): ex innumeris ferme colossis, statuisque tum marmoreis, tum aeneis — marmoreas quinque tantum, quatuor in Constantini thermis, duas stantes pone equos, Phidiae et Praxitelis opus; duas recubantes; quintam in foro Martis statuam, quae hodie Martis fori nomen tenet, atque aeneam solam equestrem, quae est ad basilicam Lateranensem. Vergl. Shepherd, Life of Poggio Bracciolini chap. VII. p. 299. und Roscoe's Life of Lorenzo de Medici, T. II. p. 197. Also kannte man damals nur die zwei Colossen vom Monte Cavallo, die zwei Flufsstatuen vom Nil und von der Tiber, den Marforio und den Marc-Aurel zu Pferde auf dem Capitol; und die innumerabiles, quae supersunt, statuae, die Petrarcha, de remediis utriusque fortunae libr. I. dial. 41. p. 39. erwähnt, müssen wohl eine poetische Rhetorication oder nicht von Rom allein zu verstehen sein. Wie grofs ist der Contrast mit dem neueren Rom und seinen Sammlungen in unseren Tagen, wo der gelehrte Lanzi in der Unterredung mit Don Carlos Andres im Jahr 1787 zu Rom so viele Köpfe der Antiken dort herausbrachte, als damals Einwohner Roms (170,000) gezählt wurden. S. Andres, Reisen durch Italien. Th. I. S. 152.

**) Wie viel würden wir weiter sein in der Bestimmung des früheren Bestandes der römischen Kunstmuseen zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wenn das von Fabroni in vita Leonis X. p. 305. er-

dere Päpste blieben nicht zurück. Ein edler Wetteifer ergriff die grofsen Familien Roms, die Mattei, Borghese, Barbarini, Farnese, ihre Villen und Paläste zu schmücken und das Köstlichste der Vorwelt durch fleifsige Nachgrabungen zu gewinnen. In ganz Italien verbreitete sich die Begierde, Werke, die aus den Trümmern Roms hervorgegraben wurden, zu erkaufen und, wenn die tramontanischen Barbaren sie nur mit Gold aufzuwiegen wufsten, sie auch über die Alpen zu schicken. Der kunstliebende Papst aus dem Hause Farnese gab daher sogleich im ersten Jahre seiner Regierung (**1534**) das berühmte Breve an den Commissär der Alterthümer, Latino Mannetti, worin er gegen den verdammlichen Mifsbrauch donnerte, dafs man die köstlichsten Bildwerke und Marmors in fremde Länder und Städte schaffe *), und schmückte selbst seinen väterlichen Palast Farnese mit Allem, was damals aus den Bädern des Caracalla ausgegraben wurde, wie mit der berühmten Stiergruppe, dem Hercules, der sogenannten Flora, der Venus Callipygos und andern Denkmälern. In diesen Zeiten scheint allerdings die dritte Periode der Kunstsammlungen und der am meisten untergeordnete Zweck, der der blosen Zusammenstellung und Aufschichtung zur Parade oder, wenn es besser klingt, zur Belehrung der Künstler und Kunstgenossen, Alterthümler und Reisedilettanten, ihren Anfang genommen zu haben. Allein, genau betrachtet, machten sich jene edlen Florentiner und Römer dieses Unwesens der Museen doch bei Weitem noch nicht in dem Mafse schuldig, in welchem es später durch ganz Europa getrieben

---

wähnte und in der Laurentinischen Bibliothek zu Florenz im 23. Schrank Cod. 37. befindliche Manuscript, ein lateinisches Gedicht, des Andrea Fulvio Antiquaria betitelt, in zwei Gesängen, voll Lobsprüche auf die damals entdeckten und aufgestellten Alterthümer in Rom, durch den Druck bekannt gemacht worden wäre. Mit genauer Quellenforschung handelt davon Roscoe, the Life and Pontificate of Leo X. chapt. XXII. T. IV. p. 189. ff. (ed. 4. Lond.)

*) Dieses für die Kunstgeschichte sehr merkwürdige Breve hat Martini in seinem gelehrten Werke: Degli archiatri Pontifici T. II. p. 280. zuerst bekannt gemacht. Multo damnabilius est, heifst es da, statuas, signa, tabulas marmoreas atque aeneas, porphyreticorum et numidicorum aliorumque generum lapides extra urbem in alienas terras ac civitates asportari. Gegen dieses Verschleppen und Verkaufen in's Ausland hat man eine grofse Menge päpstlicher Edicte, welche Fea in seiner Abhandlung sulle rovine di Roma im dritten Theil seines Winckelmann und noch vollständiger in einem eigenen Anhange in seiner interessanten relazione di un viaggio ad Ostia. (Rom, Fulgoni 1802.) S. 79—132. mitgetheilt hat.

wurde. Die schönen Statuen und Bildwerke wurden, ohne alle Ueberladung und Ueberhäufung, Zierden kleinerer und gröfserer Hallen und Säle, wo oft nur ein einziges Bild die vorherrschende Figur war, oder wurden in offenen Höfen aufgestellt, wie das Cortile im Belvedere, oder sie wurden, in Villen und Gärten vertheilt, überall eine vielfache Erinnerung einer schönen Römerzeit. Man weifs, wie noch vor Kurzem die Villa Albani und Borghese in Rom geschmückt waren. So war es früher mit der Villa Aldobrandini, Medici, Mattei, Ludovisi, Ruspoli, Panfili und vielen andern Hesperidengärten, die freilich jetzt nur noch leeren Bilderblinden und Nischen gleichen, aus welchen die Heiligen weggeführt sind. Was man aufserdem früher sammelte und in verschlossene Gemächer vertheilte, konnte leichter und passender dort Platz finden. Denn hier mufs billig auf die Ordnung Rücksicht genommen werden, in welcher man bei der Wiedererweckung der Wissenschaften und Künste die Antiken nach und nach zu sammeln angefangen hat. Wenige Worte werden diefs verständlich machen.

So wie alle Cultur bei den Griechen von sinnlicher Anschauung und Uebung der früheren Musik (das heifst, der drei verschwisterten Musenkünste, Tonkunst im engeren Sinne, Gesang und Tanzkunst oder Pantomime) ausgegangen ist und die griechischen Völkerstämme schon eine ionische und äolische Sängerschule, einen Homer, eine Sappho, einen Alcäus gehabt hatten, ehe noch allgemein geschrieben wurde, und so wie also die zarteste Blüthe ihrer ästhetischen Cultur lange vor allen Buchstaben sich entwickelte, so ist im Gegentheil alle neuere Cultur und die sogenannte Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften ganz allein aus der gothischen Buchstabenschrift und den Scripturariis und Zellen der Mönche entsprungen und der Buchstabe lange aller geistigeren Anschauung und Ausbildung vorangegangen. Man kann jene alte Cultur die sinnliche Bilderwelt, die neue die Buchstabenwelt nennen, die natürlich durch die Vervielfältigungskünste der Buchdruckerei noch einen weit rascheren Umschwung erhalten mufste. Wie weit es mit dieser Buchstabenwelt unter uns gekommen, zeigt jeder Mefskatalog und jedes Literatur-Repertorium. Den zweiten Theil zur Buchdruckerei macht in Absicht auf alle bildende Kunst die Kupferstecherei, die doch eigentlich auch nur die Zeichen des Bildwerks, nicht das Bildwerk selbst, wiedergiebt, und so können wir in einem noch weit ausgedehnteren Sinne als jener Römer, wenn er die Schaulust und Spectakelwuth seiner Zeitgenossen schalt, sagen, dafs bei uns aller Genufs aus den Ohren in's Auge gewandert ist (quoniam omnis delectatio ab auribus ad oculos transiit). Natürlich mufste sich also auch die wiedererwachende Liebhaberei in alten Kunstwerken nach dieser allgemeinen Tendenz gleich vom Anfang an richten. Die sogenannten

Monumenta literata, also Inschriften und Münzen mit Inschriften, waren das Erste, was man sammelte. Denn da hatte man Buchstaben. So veranstaltete der Mönch Jucundus (Fra Giocondo) fast 200 Jahr vor Maffei's Verona illustrata schon eine Sammlung von Inschriften zu Verona und dedicirte sie dem Lorenzo von Medicis. Angelo Poliziano spricht mit grofser Achtung davon *). Mit der Liebe zu den Inschriften vereinigte sich, aufgeregt durch die Ehrerbietung, die man vor den gesalbten Nachfolgern Karls des Grofsen, den neurömischen Kaisern und vor ihrem Welt- und Reichsapfel hatte, das fleifsige Aufsuchen altrömischer Kaisermünzen, die man mit Sorgfalt sammelte und als Vorbilder ehemaliger Herrschertugenden empfahl. Schon der edle Petrarcha hatte eine Sammlung solcher Kaisermünzen, die er bei einer Unterredung dem Kaiser Karl IV. in Mantua schenkte, indem er versicherte, dafs er sie um keinen Preis irgend einem Andern geschenkt haben würde, wobei er den Kaiser zur Betrachtung und Nachahmung dieser Vorbilder gar treuherzig ermahnte **). Darum war auch das älteste Münzwerk von Adolph Occo (das zuerst 1579 in Antwerpen erschien) nur den römischen Kaisern von Pompejus bis Heraclius gewidmet ***). Aber eben dadurch wurden nun auch die Büsten römischer Kaiser und mit ihnen bald auch anderer grofser Römer ein Lieblingsstudium vornehmer Männer und edler Gemüther in den oberen Ständen, weil man die auf Münzen gefundene und schriftlich beurkundete Portraitähnlichkeit auch auf die Marmorbüsten übertrug. Bald wünschte jeder Fürst eine Decoration in seinen Vorsälen zu besitzen, wie sie der unsterbliche Friedrich II. auf dem freien sonnenreichen Platze vor seinem Schlosse auf der Terrasse von Sanssouci auf zwölf Termen aufgestellt hatte. Man hat in unseren Tagen in dieser Serie de' Cesari, wie sie die Italiener nennen, selbst für die Uebung des Auges, zur Unterscheidung des Styls in den römischen Bildwerken aus Marmor manches Lehrreiche zu entdecken gewufst †). Allein damals war es den Sammlern noch um etwas ganz Anderes zu

---

*) Miscellan. c. 77.

**) Die Stelle heifst: Ecce Caesar, quibus successisti; ecce quos imitari studeas et mirari; ad quorum formulam atque imaginem te compones, quos praeter nulli mortalium donaturus eram etc. Petrarcha's Epist. ad fam. lib. X. ep. 3. S. Sade, Mémoires pour la vie de François Petrarque T. III. p. 381.

***) S. Eckhel, Doctrin. N. V. Praefat. ad Tom. VI. p. II. III.

†) S. Lanzi, Notizie im Anhang zu seinem Saggio T. II. p. XLI. [oder in der Uebersetzung und Bearbeitung von Lange mit der Ueberschrift: Lanzi, über die Sculptur der Alten (Leipzig 1816. in 4.) S. 65.]

thun, und es war nicht leicht ein fürstlicher Palast in Italien, wo nicht wenigstens eine Reihe solcher Kaiserbüsten, freilich oft mit grofsen Ergänzungen der antiquarischen Willkür, aufgestellt gewesen, und der Anfang zu dem gemacht worden wäre, was später unter des Directors der Napoleonischen Museen in Paris, Denon, Anordnung nach Visconti's Rath im Musée Napoléon im Saale des Empereurs et des hommes illustres in höchster Vollkommenheit und Vollständigkeit zu sehen gewesen (und der Stoff zum zweiten Theile von Visconti's Iconographie geworden) ist *). Nun fanden auch die Büsten anderer griechischer Philosophen, Dichter und Heroen immer mehr Eingang, wie denn der oben genannte Poggio auf seiner Villa unweit Florenz schon mit theuer erkauften griechischen und römischen Marmors der Art gleichsam umringt war **). Man stellte sie mit Inschrift versehen als Zierden der Bibliotheken auf und schmückte die Studirzimmer damit. Auch so dienten die Antiken dem Buchstaben! Die Familie Este machte die erste Gemmensammlung. Ihr folgte das Geschlecht der Gonzaga. Aber in allen diesen Sammlungen wurde wenig oder gar nicht auf gröfsere Statuen und Marmorbilder gesehen. Münzen, Gemmen und selbst Büsten konnten ihrer Natur nach schicklich in Säle und Zimmer vertheilt werden. Wo könnte man einer Numothek oder Dactyliothek einen mehr angemesseneren Platz anweisen? Und die Büsten stellte schon das griechische und römische Alterthum in das, was man damals Museen und Bibliotheken nannte. Da war also an solche Antikenspeicher und allgemeine Conservatorien der gesunden und verkrüppelten alten Bildwerke, wie wir sie jetzt insgemein kennen, nur noch wenig zu denken.

„Der Winter hielt Hochzeit mit der Armuth," so erzählt einer unserer lachenden Schriftsteller, „und erzeugte eine zahl-

---

*) Wir besitzen in der königlichen Antikensammlung in Dresden eine doppelte Reihe der römischen Imperatoren von Julius Cäsar bis Constantin den Grofsen. Die eine kommt gröfstentheils aus der Chigi'schen Stammsammlung und die vorzüglichen darunter, die wenigstens zum Theil antik sein mögen, bildet auch Becker in seinem Augusteum ab. Es ist indefs auch hier schon grofse Verfälschung bemerkbar. Eine zweite Sammlung besteht aus den 12 ersten Kaisern, ist ganz modern, obgleich nach alten Vorbildern in Florenz verfertigt und eigentlich zur Verzierung eines Saals im königlichen Schlofs bestimmt gewesen. Sie ist im hintersten Reservesaal des Augusteums aufgestellt und zieht nur selten den Blick eines Beschauers auf sich.

**) Effectus sum, sagt er scherzend in einem Brief an Nicolo Nicoli, admodum capitosus. S. Roscoe's Life of Lorenzo de Medici T. II. p. 199. und im Appendix n. LXXII.

reiche Nachkommenschaft, unter welcher sich auch unsere Museen, Antikengalerieen und Cabinete der Alterthümer befanden." Es mag viel Einseitiges und Uebertriebenes in dieser Allegorie sein. Allein es ist immer gut, dafs man auch das Böse erfahre, welches über diese Sammlungen nicht ohne Schein von Wahrheit gesagt werden kann. Man hat uns nur zu oft blos die Vorderseite der Medaille sehen lassen. Die alten Römer und zum grofsen Theil auch die neueren Italiener brauchten die von ihrer Stelle entrückten, aus ihrer Geburtsstätte weggeführten Kunstwerke wenigstens zu einer angemessenen Verzierung ihrer Säle und Säulengänge und zu Ausschmückung und Staffirung wohlgeordneter Natur- und Kunstgärten. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der zierlichen Anlagen in der Villa Borghese, des Aesculapiustempels am See mit der alten Statue des Gottes, des dichtumschatteten Dianentempels gleichfalls mit einer Antike und so vieler anmuthiger Zusammenstellungen in mehreren andern römischen Villen? Und wem das Glück eigener Anschauung in jenen Hesperidengärten nicht zu Theil wurde, der huldigte doch vielleicht dem Geschmack des edlen Schöpfers des Gartens zu Wörlitz. Wie hier Flora im Blumenreiche herrscht, Venus in ihrer Rotunda über dem Gartenreich thront, hier eine Ara in einem Pappelkreis, dort ein Satyr in einem Bosket oder eine Nymphe in einer Grotte uns erscheint, und doch auch noch Platz zu einem Pantheon für den Musengott und die heilige Neun übrig blieb, so sollten die Antiken, freilich schon dienstbar, aber doch schmückend, überall vertheilt sein können. Man hat den Briten einen harten Vorwurf daraus gemacht, dafs sie bis jetzt nicht ein einziges grofses Nationalmuseum für alte Statuen und Bildwerke, ja bei ihrer königlichen Akademie nicht einmal einen Professor der Bildhauerkunst hätten *). Aber um so geschmackvoller wufsten sie zum Theil die aus sonnenreicheren Gegenden entführten Antiken in ihren prachtvollen Landhäusern und verständig ausgezierten Büchersälen anzubringen **) und durch einen solchen Gebrauch der alten Denk-

*) S. Prince Hoare, Inquiry into the requisite Cultivation and present State of the Arts of Design in England (London, 1806.) p. 125. (Diefs hat sich zum Theil in den letzten 10 Jahren geändert. Flaxmann ist Professor der alten Sculptur. The Marbles of the British Museum von Combe in 2 Theilen 1813. 1814. führen den Beweis, dafs man das Nationalmuseum auch für die Werke der alten Sculptur zum grofsen Vereinigungspunkt zu erheben anfängt. Der neueste Ankauf der Elgin'schen Sammlung und der Friesen-Reliefs von Phigalia macht eine Erweiterung des ganzen Locals nöthig).

**) Mehrere Beweise hierzu liefert der letzte ästhetische Reisebeschreiber Englands Göde, im vierten und fünften Theil seines Eng-

mäler diese selbst einem edleren Zweck zu weihen, als die Aufschichtung in den gewöhnlichen Museen oder die Aufstellung in anatomischen Kunstsälen ist, wie sie Hogarth's Griffel in der ersten Kupfertafel zu seiner Zergliederung der Schönheit aufstellt. Da kommt nun aber unser nordisches Klima mit seinen Regengüssen und seinem Schneegestöber in's Spiel, wo eine Venus im steten Nebelbade und jede Nymphe eine Orithyia sein würde, die Boreas raubte. Wie oft ist über die Barbarei geschrieben worden, dafs man zwölf merkwürdige antike Statuen in Sanssouci vor dem neuen Schlosse, wo sie König Friedrich II. in schmückendem Halbkreis herumstellte, jeder Witterung preisgebe, und wie beredt ist selbst dieser Umstand zur Aufforderung, ein allgemeines brandenburgisches Museum zu errichten, benutzt worden? — Die Sache hat ihre Richtigkeit. Wir können die Antiken nicht zum Schmuck im Freien anwenden, ohne das Schmückende selbst der Zerstörung preiszugeben. Aber folgt nicht eben daraus der natürliche Schlufs, dafs die Antiken, deren ganze Gestaltung und Bekleidung oder Nichtbekleidung auf ein ganz anderes als unser transalpinisches Klima hindeutet, gar nicht in unsere Gegenden verpflanzt werden sollten? Doch ich fühle das Anmafsende dieser Behauptung, besonders wenn sie an einem Orte ausgesprochen

land, Schottland und Wales. Möchte es dem wackeren Verfasser (spectatori oculatissimo) gefallen, dieses lesenswürdige Buch zu vollenden! Was Dallaway in seinen Anecdotes of the Arts in England (London, 1800.) im zweiten Abschnitt S. 164—416. darüber compilirt hat, ist selbst als blose Materialiensammlung noch der sichtenden Kritik sehr bedürftig, die ihr auch Millin in Paris in seiner Bearbeitung dieses Werks mit grofser Kenntnifs angedeihen liefs. (Neuerlich sind hierin manche willkommene Aufklärungen gegeben worden. Der scharfsinnige, aber oft phantastische Archäolog Robert Payne Knight gab ein Prachtwerk heraus, worin in 75 Kupfertafeln die vorzüglichsten Marmors und Bronzen der griechischen Kunst, die das Eigenthum einzelner Liebhaber in Grofsbritannien sind, in Kupferstichen aufgeführt worden. S. Hirt's Anzeige in Wolf's literarischen Analecten St. I. s. 129. ff. Später noch erschien von demselben Dallaway, der die Anecdotes herausgab, eine sehr rohe Compilation Statuary and Sculpture among the ancients, with some account of Specimens preserved in England. London, Murray 1816. S. 418. in gr. 8. mit 29 Kupfertafeln, worin wenigstens die Nachrichten über die in England befindlichen Antiken nicht unwichtig sind. Auch hat der jetzige Bischof von Landaff, Herbert Marsh unter dem Titel Oxford Marbles, die von Clarke und Anderen in Oxford neuerlich aufgestellten Antiken bekannt gemacht.)

wird, der sich bei aller seiner nördlichen Breite einer so bedeutenden und mit so vieler Liberalität neuerlich aufgestellten Sammlung alter Kunstwerke zu erfreuen hat. Lassen wir uns also diese Vorhöfe zu den italienischen Kunsttempeln — denn Vorhöfe bleiben sie stets, nichts weiter — gern und mit Dankbarkeit gegen die, die sie eröffneten, gefallen. Wenn nur nicht bei allem scheinbaren Ueberflufs Mangel und Entbehrung sich überall bemerkbar machten! Nicht genug, dafs man um des oft mehr als halbjährigen Winters willen diese Erzeugnisse eines schöneren Himmels und einer schöneren Erde der Sonne und jeder lebendigen Beleuchtung im Freien entzog, man besafs auch da, wo man sie unter Dach und Schlüssel brachte, bei Weitem nicht Platz genug, um sie in einzelnen Zimmern und Sälen, wo in jeder Abtheilung Alles auf einige wenige Hauptstücke hindeutend und zusammenstimmend geordnet sein sollte *), in ihren eigenen Beziehungen und Classen erscheinen zu lassen. Man warf Alles in wildester Unordnung oder nach den sonderbarsten Launen der Willkür unter einander. Eitelkeit kam in's Spiel. Man wollte viel und allerlei besitzen, und liefs sich von römischen Kunstmäklern die widersinnigsten Flick- und Stückwerke, die ungereimtesten Restaurationen als gute Antiken aufschwatzen. So entstanden die Invalidenhäuser und Lazarethe von Antiken, die der grofsherzige Wortführer der strengvergeltenden Adrastea, der von diesen Sammlungen nie ohne innigen Schmerz reden konnte, so treffend schildert **), wenn er die über Rom herabschwebende Kunst in folgende Klagetöne ausbrechen läfst:

Es schweiget rings um mich. In dieser Wüste
Erkenn' ich dich, verehrte Roma, wieder?

---

*) Musterhaft in dieser Rücksicht war die Aufstellung der Antiken in den 9 Stanzen der Villa Borghese und schon darum ist ihre Versetzung nach Paris, wo ihnen nie eine ähnliche Weihe zu Theil werden kann, eine schmähliche Verbannung zu nennen. Die gepriesene Tribune in Florenz war doch viel zu überhäuft und nur ein Schatzkästchen im Schatze. Weit verständiger hatte Lanzi den Saal der Niobe geordnet. (Neuerlich hat Morgenstern in den „Auszügen aus den Tagebüchern eines Reisenden St. I. s. 308. ff." viel Treffendes darüber bemerkt.) Man denke auch an den (nun wieder ganz hergestellten) Musensaal im Vatikan. Allein da hatte ein seltener Glückstern vorgeleuchtet und in der Villa des Cassius zu Tivoli das Unzertrennliche zugleich und auf einmal an's Tageslicht gefördert.

**) Herder in der Adrastea St. 4. S. 212. (Werke zur Literatur und Kunst Th. XI. S. 217. ff.)

Und ihr Gestalten, die ich liebend grüfste,
Mit euren Tempeln sanket ihr darnieder?
Hier seh' ich einen Rumpf, dort eine Büste —
Grausam zerstückte, schöne Götterglieder!
Geflickt und hingestellt, o Angst und Jammer,
In ein Museum, eine Rumpelkammer.
Ihr Menschen, habt ihr Sinn und Geist verloren,
Gebt jeder Gottgestalt, was ihr gebührte,
Das Heiligthum, das sie sich selbst erkoren,
Den Tempel, wo sie still die Herzen rührte,
Wo Zeus die Blitze schwang, und allen Ohren
Gott Phöbus sang und frohe Chöre führte —
Gebt, die ihr uns geraubt, den Tempeln wieder,
Und Alles fällt vor unsern Göttern nieder!

O Zeit, statt deiner Heldenideale
Erkenne dich und bau' dir Hospitale.

Doch hier tritt nun eben der so hoch angeschlagene und als baarer Gewinn für Zeichnen- und Kunst-Akademieen vielgepriesene Zweck der Antiken und ihrer Sammlungen in seiner vollen Giltigkeit, wie man glaubt, ein. Der Lehrling und Kunstjünger soll, durch ihre Nachahmung und Betrachtung beflügelt, zur Meisterschaft und zur idealischen Schönheit sich emporschwingen. Wenn's nur damit gethan wäre *). Die herrlichen Antiken sind nichts weniger als Fibeln und Abcbücher für Lehrlinge und Anfänger. Es ist nicht auszusagen, wie viel Unheil dieser Mifsbrauch der Antiken erzeugte **). Zum Abzeichnen und Modelliren für Lehrlinge

---

*) Wo lebte wohl in neueren Zeiten ein strengerer und talentvollerer Nachahmer der vortrefflichsten Antiken, als Raphael Mengs war, der selbst sein Studium bis zum Skepticismus über mehrere der berühmtesten Originalwerke in der Reihe der Antiken trieb. Vergl. Meyer in Göthe's Winckelmann und sein Jahrhundert S. 281. Und dennoch lese man Fernow's Urtheil über Mengs in Karsten's Leben S. 114. f.

**) Es ist von verständigen Künstlern selbst gegen diesen Mifsbrauch oft geeifert worden. Man erinnere sich an Heinrich Meyer's Abhandlung über die Kunstschulen und Malerakademieen in den Propyläen. Doch hat wohl nicht leicht Jemand genialischer und treffender darüber gesprochen, als Wilhelm Heinse in einer seiner Herzenserleichterungen an Vater Gleim in den Briefen zwischen Gleim, Wilh. Heinse und Joh. Müller Th. 1. S. 312—324. Goldene Worte! Wer sie beherzigte!

sind gute Gypse in unseren akademischen Sälen nicht nur hinlänglich, sondern in den meisten Fällen sogar vorzuziehen. Denn wie viel besitzen wir denn selbst in unseren Museen diesseits der Alpen, was zum ersten Rang der Antiken gehört und durchaus zur Nachahmung empfohlen werden könnte? Gewifs sind auch die vollendeteren Gypsabformungen — und wir besitzen hier die vollendetsten von allen im Mengsischen Museum — für die Werke der plastischen Kunst kaum viel mehr, als gut gezeichnete und gestochene Kupferstiche für die Gemälde sind, und man könnte daher auch eine Gypssammlung ein Kupferstich-Cabinet für die Bildhauer nennen. Allein zum untergeordneten Gebrauch, zum Lehrzweck für Kunstjünger und Schulübungen sind sie — ich berufe mich auf die hier anwesenden achtungswürdigen Künstler, die zum Theil selbst den Unterricht nach unseren Antiken und Gypsen mit weiser Sorgfalt leiten, — in vieler Rücksicht zweckmäfsiger als unsere meist schlecht ergänzten, schlecht aufgestellten wahren Antiken, die nur dem nützlich sein können, der alle Stufen der Kunstweihe erstieg und durch lange Beschauung und Uebung die seltene Fertigkeit erhielt, alles Störende um und neben sich, als nicht vorhanden, wegzudenken und, zugleich vernichtend und hinzuschaffend, eine alte Statue, trotz aller modernen Verstümmelung und Ergänzung, in ihrer wahren Urform vor sich entstehen zu lassen.

Indefs lafst uns nicht murren und grämeln über das, was uns spät Nachgeborenen das Schicksal erhielt und zutheilte. Herder's christliche Carita weifs Trost und Beruhigung für Alles, was wir heute noch schmerzlich entbehren müssen. Kannst du den Mond nicht erfassen, so sollst du ihn doch auch nicht hündisch anbellen. Nur einmal erschien die keusche Luna dem Schläfer Endymion freiwillig. Sie mit Gewalt bannen wollen, ist Zauberspiel. So sei Genügsamkeit unsere, wenn auch nur genöthigte Tugend. In Dresden sie auszuüben, ist ohnediefs nur halbe Tugend. So wie die Sachen nun einmal stehen, sind diese Museen nicht nur ein nothwendiges, sondern sogar ein wünschenswerthes Uebel. Fern sei es von mir, ihnen gerade in dem Augenblick, wo wir selbst um Einlafs darein bitten wollen, einen Ausforderungs- und Fehdebrief an den Tribunen anzuheften. Es ist und bleibt ein ungemüthlicher Anblick, wenn du in einen Auctionssaal trittst und die Ueberreste eines versunkenen Wohlstandes, die Spiegel und Marmortische, die Blumentöpfe und stummen Diener (dumb Waiters) aus Mahagony, die einst die schmückende Hausfrau in Zimmer und Säle so fein und sinnig zu vertheilen wufste, in trostloser Unordnung unter und über einander geschichtet liegen siehst. Aber nicht blos der schmunzelnde Meuble-Jude und Mäkler, auch der verständige Käufer wird dadurch nicht abgehalten werden, auch so noch den Werth jedes einzelnen Stückes anzuer-

kennen und, findet er nur sonst seine Rechnung dabei, auch ein preiswürdiges Gebot darauf zu thun. Die Anwendung ergiebt sich von selbst. Wo die Begeisterung und Schmückung nicht mehr erreicht werden kann, ist auch die ab- und zu schätzende Belehrung noch etwas gar nicht Verwerfliches. Nur müsse sie uns von keinem lästigen Cicerone vorgeplaudert, von keinem Sonntagskind, das wir durch Schiller kennen *), in's Ohr gerufen werden. Nur müsse der ganz Unvorbereitete und Uneingeweihte uns seine tödtende Langweile dabei nicht entgegen gähnen, keine Dame mit zweideutiger Kennermiene die Umrisse der Statuen prüfen, wie dort Mamurra bei'm Martial die schönen Knaben auf dem Sclavenmarkt in Rom **), kein noch roher und unvorbereiteter Lehrling sich mit ungewaschenen Händen an das Nachzeichnen und Nachformen dieser Heiligthümer anderer Himmelsstriche und Menschennaturen wagen. Nur lerne man selbst sehen und das, was allein sehenswerth ist, von dem Gemeinen und Alltäglichen trennen, lerne sich eben so sehr von der Geistesarmuth des Nachbetens, als dem Bettelstolz der Halbwisserei entfernt halten. Wohl dem, der bis zu den nächtlichen Mysterien der Alles enthüllenden und verklärenden Fackel in stiller Fassung, wie diese hohen, ruhigen, selbst in der leidenschaftlichsten Bewegung ihren himmlischen Ursprung nicht verleugnenden Gestalten gesehen sein wollen, ohne Vorwitz und Ueberspringung der Mittelstufen hindurch gedrungen ist! — Wir wenden uns nun ohne Weiteres zu der Beschauung. Der Palast degli Uffizi dort am nördlichen Ufer des Arno winkt uns u. s. w.

Spätere Anmerkung.

Wie viel hat sich seit jenem verhängnifsvollen Winter nach der Schlacht bei Jena, wo diese Vorlesung gehalten wurde, selbst auch in Beziehung auf Kunstsammlungen und Museen geändert. Der Verfasser theilte, wie aus einem im teutschen Merkur vom

---

*) Schiller's Gedichte Th. 2. S. 180.

**) So wenig man Alles unterschreiben möchte, was der unästhetische Mercier über die Statuen in den Tuilerieen verlauten läfst im Nouveau Paris T. V. p. 35. und 199., so widrig ist doch gewifs die heroische Unweiblichkeit gewisser Dilettantinnen. S. Stolberg's Reisen Th. 2. S. 244. Martial's Sinngedicht steht IX, 60.

Jahre 1795 eingerückten Aufsatze *) deutlich hervorgeht, stets den Unwillen derer, die den im Afterfrieden zu Tolentino zuerst organisirten Kunstraub und die Entführung der vorzüglichsten Kunstwerke aus Italien und andern eroberten Staaten in's Centralmuseum zu Paris mit ihrem rechten Namen belegten. Er hatte unter Anderem schon damals mit innigster Zustimmung die sieben Briefe des edlen Quatremère de Quincy **) gelesen, in welchen dieser treffliche Kunstkenner und Forscher des bildenden Alterthums die dünkelvolle Eitelkeit seiner Landsleute in räuberischer Aneignung dessen, wozu nach Winckelmann's kräftigem Ausspruch ihnen das Organ gänzlich abgeht, nach Gebühr züchtigt. Natürlich schwebte ihm bei dieser Vorlesung vorzüglich die Aufhäufung der zusammengeplünderten Kunstwerke in Paris vor Augen. Allein da er nicht die geringste Neigung in sich verspürte, sich, nach der damaligen politischen Lage der Dinge, durch vorlaute Aeufserungen eine nutzlose Märtyrerkrone zu erwerben, so durfte er sich in dieser Beziehung kaum eine leise Andeutung oder Hinweisung erlauben. Die unerbittliche Nemesis hat im Jahre 1815 zum zweiten Male gewogen. Die verbündeten Sieger haben in Paris selbst die vollkommenste Wiedererstattung alles Kunstraubes angeordnet. Unter Wellington's Aegide konnte Canova seine ehrenvolle Mission vollenden ***). Die alten Götter sind unversehrt in die alte Roma zurückgekehrt. Aber noch ist die Frage nicht beantwortet: hat der Besitz dieser nach Paris entführten Meisterstücke der alten Sculptur zur Veredelung, d. h. Vereinfachung des Geschmacks, zur Begeisterung zu ähnlichen Werken und zu einer besseren Kunstschule in der Hauptstadt des französischen Reiches in einem Zeitraum von 9 Jahren wirklich gute Frucht getragen?

Man durchblättere die bekannten Annales du Musée von Landon und andere Kupferwerke, worin uns die neuesten Erzeugnisse der französischen Bildhauer- und Malerschulen vorgelegt werden, und entscheide selbst. Man erinnert sich vielleicht noch des berüchtigten Colossaldecrets des Pariser Nationalconvents vom 17. No-

---

*) Abgedruckt in der Sammlung: Zustand der Literatur, Künste und Wissenschaften in Frankreich in Auszügen und Erläuterungen von C. A. Böttiger. (Berlin, Lagarde, 1796) Th. II. S. 173. ff.

**) Sept Lettres sur les suites, que le transport des monumens des arts de l'Italie à l'étranger, le démembrement de ses écoles et le pillage des musées doit avoir au préjudice des arts par Quatremère de Quincy. Paris 1796. 8.

***) Die lebendigste Schilderung der Scenen, welche die Wegnahme der Kunstwerke aus dem Louvre durch die Verbündeten verursachte, findet man in John Scott's Paris revisited in 1815 by way of Brussels chap. X. p. 312—391.

vember 1793. Scheint doch des Kaisers Napoleon und seines treuen Dieners Denon einziges Bestreben gleichsam nur ein einziger Nachtrag jenes Decrets gewesen zu sein. Denn ungeheuer, riesenmäfsig und colossal waren auch die Kunstentwürfe und Leistungen, die in dieser Zeit zur Reife kamen. Aber Zügel, Mafs, Wohlverhalten fehlte überall. So etwas mufste auch da zum Vorschein kommen, wo gleich in der ersten Eröffnung über die Aufstellung der zusammengeplünderten Kunstwerke des Eroberers treuester Handlanger in einer öffentlichen Sitzung folgende Worte sprach, indem er auf die erhabene Colossalstatue (von 12 Fufs Höhe) der Melpomene (ehedem della Cancelleria, dann im Vatikan), die einst das Theater des Pompejus schmückte und nun als Gefangene in den Saal des Kaisers in's Louvre gebracht war, mit stolzem Selbstgefühl hinblickte und ihre einfache Ruhe der französischen Unruhe zum Muster vorstellte: Il est à désirer que les gigantesques circonstances dans lesquelles nous vivons soient consacrées par des monumens colossaux. Si la rapidité des glorieux évènemens laisse au gouvernement le tems de fixer quelques-uns pour la postérité, il est à désirer, dis-je, que l'art adopte un mode qui brave à la fois la cupidité, le tems et l'intempérie de notre climat déstructeur. Man wird nun gewifs sehr begierig sein, zu erfahren, auf welche Weise den Colossalbildern Dauer gegeben werden könne. Ce mode ou moyen doit être un jour le fer fondu, ce même fer employé pendant la guerre à servir la victoire et dans la paix à lui élever des trophées *).

Wahrscheinlich in diesem Sinne, ja selbst nach der Angabe dieses vielbesagten Oberaufsehers der kaiserlichen Museen, war die nimmer zur Ausführung gediehene Idee eines ungeheueren colossalen Kopfes aus Bronze nach Bonaparte's Gesichtszügen, der in der Mitte des Foro Bonaparte, wovon zwar schon ein Kupferwerk in 21 Folioblättern, aber noch keine einzige Mauer ausgeführt worden ist, aufgestellt werden sollte **). Wer denkt dabei nicht an jene bis zur Lächerlichkeit gigantesken Colossalbilder unter Nero und seinen Nachfolgern.

Hier wäre also der reine Gewinn von so erworbenen und zusammengebrachten Museen für Kunstgeschmack und Nationalbildung sehr gering anzuschlagen. Es mag indefs doch sehr rühm-

*) Discours sur les monumens d'antiquités par Viv. Denon, p. 7. f. Diese Rede verdient einen neuen Abdruck mit Zusätzen. Nemesis, die Dienerin am Throne des Zeus, hat in ihre Tafeln gewaltige Berichtigungen dazu aufgezeichnet!

**) S. Elise von der Recke, Tagebuch einer Reise durch Italien Th. IV. S. 188, vergl. mit Morgenstern's Auszügen aus den Tagebüchern eines Reisenden Th. I. S. 588.

liche, durch keinen Raub befleckte, durch grofsmüthigen Ankauf bereicherte, ganz eigentlich für Bildung und Veredlung des Geschmacks bei einem ganzen Volke berechnete Versammlungs- und Aufbewahrungsplätze alter, klassischer Kunstdenkmale geben, die zu tadeln sich Niemand beigehen lassen wird. Eine solche Sammlung könnte, wenn die höheren Ansichten einiger edlen, durch kein Nationalvorurtheil beengten Briten *) zur Ausführung gebracht werden könnten, künftig einmal nach der Erweiterung, die dort im Werke ist, das britische Museum in London werden. Eine andere der Art ist in der Hauptstadt der preufsischen Monarchie fest beschlossen und reift langsam, aber sicher ihrer Vollendung entgegen. Eine dritte wird unter dem Namen einer Glyptothek München bald der schönen Begeisterung zu verdanken haben, womit der Kronprinz von Baiern für Wissenschaft und Kunst erfüllt ist. Möge die zweckmäfsigste und gelungenste Ausführung dieser Entwürfe, welchen jeder Freund der Alterthumskunde und klassischen Beschauung sein fröhliches: accipio omen! entgegenruft, alle Bedenklichkeiten und Zweifel der vorstehenden Vorlesung siegreich und vollständig widerlegen!

Eines jedoch bleibt zu wünschen übrig und ist mehr als je in dem Theile der Archäologie, welchen Museographie zu nennen herkömmlich ist, allen Alterthumsfreunden ein dringendes Bedürfnifs. Durch die politischen Erschütterungen der neuesten Zeit sind besonders in Italien, vor Allem aber in Rom selbst eine grofse Zahl der genanntesten Antiken, die sich theils in öffentlichen, theils in Privatsammlungen befanden, auf immer und ohne Wiederkehr zerstreut und fremden, meist unbekannten Besitzern zu Theil geworden. So wissen wir durchaus jetzt den wahren Bestand der Villa und des Palastes Albani nicht, von welchen, obgleich Napoleon ihren ganzen Besitzthum zum Staatseigenthum erklärte und nach Paris zu bringen befahl, doch vieles in Rom zurückgeblieben sein mufs **). So wissen wir nur erst seit Kur-

*) Möge das, was Dallaway sagt in seinem neuesten Werke of Statuary and Sculpture among the Ancients (London 1816) p. 235.: the Townly Marbles in the British Museum form an auspicious commencement of an assemblage of Statuary and Sculpture; the future centre, it is devoutly to be wished, of others now dispersed in the remote provinces and hid from intelligent eyes, bald, bald in Erfüllung gehen!

**) In den Monumens antiques du Musée Napoléon, welche in Umrissen von 1804 bis 1806 in 32 Heften in 4., zu Paris von den Brüdern Piranesi herausgegeben worden sind, (ein theueres, aber äufserst mangelhaftes Werk) werden mehrere Basreliefs aus der Sammlung Albani angeführt, deren Zoega nicht erwähnt. Es waltet hierin eine unerklärliche Verwirrung und Ungewifsheit.

zem durch eine eigene Schrift des Römers Luigi Bondi *), daſs sich das berühmte Wandgemälde der Aldobrandinischen Hochzeit in den Händen eines römischen Privatmannes, Vincenzo Nelli, befindet, der durch den Engländer Davy und Römer Dominico del Frate chemische Untersuchungen mit den Farben darauf anstellen lieſs. Mit Vergnügen und Dank empfingen wir daher das kritische Register aller in Winckelmann's Geschichte der Kunst erwähnten alten Denkmäler mit der genauen Angabe der Museen und Eigenthümer, die sie jetzt besitzen, aus der Feder des gelehrten Herausgebers von Winckelmann's Werken, des Hofraths Heinrich Meyer in Weimar, welches den würdigen Beschluſs des 7. Bandes von Winckelmann's sämmtlichen Werken (Dresden, Walther) macht und der in diesem Theile gegebenen Uebersetzung des Trattato preliminare zur willkommenen Zugabe dient.

*) Lettera sull' antica celebre Pittura delle Nozze Aldobrandine da Luigi Bondi. Roma 1815. 40 S. in 4. Nachrichten davon im Morgenblatte von 1815.

II.

Ueber die Dresdener Antiken-Galerie.

Eine Vorlesung,

im Vorsaale derselben gehalten den 31. August 1814.

Wir lesen oft in Fabel- und Märchenbüchern die Wundersage, daſs durch einen Zauberspruch oder durch den magischen Stab eines Schwarzkünstlers eine ganze bankettirende Tischgesellschaft, ja wohl die Einwohner einer ganzen Stadt urplötzlich in Stein verwandelt wurden. Dieser Versteinerung (Apolithose) liegt ein uraltes orientalisches Märchen zum Grunde *), das sich wahrscheinlich durch phönicische Schiffersagen auch in die räthselhafteste der alten Fabeln, die des Perseus, verwebte [1].

Lieſse sich nicht der Fall auch einmal umgekehrt denken? Könnten steinerne Bildsäulen nicht durch dieselbe Magie plötzlich belebt werden? Könnte sich nicht jenes Wunder in der Fabel des Bildhauers Pygmalion, wo sich der Marmor erwärmt und Galatea, von dem belebenden Ausfluſs einer begünstigenden Gottheit durchdrungen, von ihrem Gestell herabtritt, auch hier in diesen Sälen, wo die alten Bildwerke in Marmor zu Hunderten versammelt wurden, sich vor unseren Augen wiederholen?

Und wenn nun alle diese Statuen sich wirklich bewegten und Zungen bekämen und uns erzählen könnten, wo sie zuletzt standen und für welches Tempel-Heiligthum, welchen Gartenpalast, welche Säulenhalle, für welchen Ringe- oder Badeplatz sie ursprünglich bestimmt wurden, was würden sie uns Alles mitzuthei-

---

*) Prinzessin Sheherazade erzählt dieses Märchen in der ganz vollständigen Ueberlieferung der 1001 Nacht.

len haben! Ein ernsthafter Brite hat eine Guinee, ein muthwilliger Franzose irgend ein Bequemlichkeitsgeräth in dem Putzzimmer einer schönen Frau seine Schicksale erzählen lassen. Der Graf Caylus, wie uns sein Biograph versichert, hatte sich vorgenommen, den Lebenslauf einer dreimal begrabenen, dreimal wieder auferweckten und aus Schutt und Trümmern wieder hervorgerufenen Herculanischen Statue zu beschreiben und auch diese dreimal Belebte redend einzuführen.

Was würden z. B. unsere schönen Herculanerinnen uns in diesem Falle zu berichten haben? Was würden, um bei dem Nächsten in unserem Gesichtskreis stehen zu bleiben, diese zwei am Eingang Wache haltenden Löwen aus ägyptischem Syenit, würde ihnen, wie in der arabischen Wundersage den Löwen am Throne Salomon's, die Sprache verliehen, uns Alles vorzusprechen wissen, welche Wundersagen von ihrer Geburt, wo sie in den Steinbrüchen am rothen Meer vor 3000 Jahren mit einem Kunstverstand ausgehauen wurden, wozu vielleicht jetzt nur in St. Petersburg die Werkzeuge und Kunstgriffe noch bekannt sind; von ihrer kräftigen Jugend, wo sie als geweihte und behaubte Tempelhüter vor irgend einem Tempel, dessen Riesentrümmer in Oberägypten zu Luxor und Carnak noch jetzt mit Erstaunen erfüllen, jedem Eintretenden ein Sinnbild des allernährenden Nilstroms wurden; von ihren Wanderungen, wie sie zuerst unter den Lagiden nach Alexandria und von da in Begleitung der Obelisken an die Tiber entführt wurden, wo sie vielleicht das Mausoleum August's auf dem Marsfelde bewachten, dann Jahrhunderte lang unter den Schutthaufen der zertrümmerten Roma rasteten, hierauf wiedererweckt in den Palast des Prinzen Chigi einwanderten, endlich aber mit allen Kunstschätzen jenes Palastes über die Alpen bis in das Land der friedlichen Hyperboreer pilgerten, um hier die ernsten Thorwächter unseres Kunstschatzes und, von einem Dresdener Bildhauer verständig nachgeahmt, die stummen Wächter einer Freitreppe zu werden, die Dresdens Bewohner an den Zeitpunkt erinnern soll, wo ihnen, um alle Unlust und die schmerzlichsten Entbehrungen der Gegenwart in Vergessenheit zu bringen, ein neuer Lustweg geöffnet wurde [11]).

Doch diefs Alles hat auch eine sehr ernsthafte Seite. Wie jammervoll ist die Verstümmelung dieser Marmorbilder, wie zweckwidrig ihre wahl- und geschmacklose Aufhäufung, wie schmählich ihre Gefangenschaft in diesen Gegenden, wo alles Kunststudium am Ende doch nur eine exotische Treibhauspflanze ist! Was könnten sie also, diese redenden Marmors, Anderes aushauchen als eine Jammerklage. Denn, sprechen wir es nur gerade heraus, was sind alle unsere Bildergalerieen, Kunst- und Antikensammlungen, selbst die geschmücktesten und reichsten nicht ausgenommen, Anderes als ein Nothbehelf zur Aufbewahrung und Erhaltung

des Köstlichen, was Vorwelt und Nachwelt den Nachgeborenen als unveräufserliches Vermächtnifs hinterliefs? — Drei Zwecke haben von jeher alle diese Kunstwerke gehabt, und an sie knüpft sich zugleich die Weltgeschichte. Einst, unter ihres Heimathslandes glücklicherem Himmel, auf Griechenlands schöner Erde, waren diese Götter- und Heroenbilder in einzelnen Cellen oder Tempelnischen, in heiligen Hainen, an weihrauchdampfenden Altären aufgestellt, um in erhabenen Idealgestalten die sinnlichfröhlichste Volksreligion, die griechische, zu beleben und ihre Anbeter hinauf zu dem Göttersitz im Olympos zu erheben, woher sie der Künstler selbst in Augenblicken unaussprechlicher Weihe empfangen zu haben versicherte. Da erfüllten diese Kunstwerke ihren ersten, herrlichsten Zweck. Da begeisterten sie und gaben, wie schon das Alterthum vom Olympischen Jupiter des Phidias, dem Urquell aller griechischen Idealbildung, versicherte, der Ehrfurcht selbst einen Zusatz *). Nun kamen die Eroberer und Unterjocher mit ihrer Eitelkeit in prunkenden Triumphaufzügen. Erst die Nachfolger Alexander's in Macedonien, Syrien, Aegypten. Dann, wie denn immer im Umkreise jenes Mittelmeers, an welchem die alte Weltgeschichte wohnt, ein Raubfisch von einem gröfseren verschlungen wurde, die Alles verschlingenden, Alles raubenden Römer. Da wurden die Götterbilder und begeisternden Schöpfungen des griechischen Meisels auch zum ersten Mal ihrer ursprünglichen Weihe entrissen und zu herabwürdigender Dienstbarkeit in die Siebenhügelstadt an der Tiber geführt. Die herrlichsten Statuen wurden zu Hunderten geköpft **), um den Kopf

---

*) Jedermann kennt die berühmte Stelle bei Quintilian XII, 10. 9. (Phidiaci Iovis) pulchritudo adjecisse aliquid etiam receptae religioni videtur; adeo majestas operis deum aequavit. Den besten Commentar dazu geben Jacobs in seiner Vorlesung über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken S. 45. und Quatremère de Quincy in seinem Iupiter Olympien.

**) Die Wuth der Statuenvervielfältigung hielt Schritt mit der niedrigsten Schmeichelei gegen die Herrscher und Zwingherren. Da man nun nicht Mittel und Stoffe genug besafs, um auf jeden neuen König oder römischen Imperator gleich so viele neue Statuen verfertigen zu lassen, so dachte man auf eine wohlfeilere Befriedigung dieser Eitelkeit. Es ward allgemeine Sitte, nicht nur die Bildsäulen anderer Götter Vergötterten und Patronen durch veränderte Unterschriften zu weihen (das hiefs umschreiben, μεταγράφειν), sondern auch die alten Bildwerke zu köpfen und ihnen die Köpfe der neuesten Machthaber aufzusetzen (diefs hiefs ummodeln, μεταῤῥυθμίζειν). Daher sagt schon Plinius XXXV. S. 2.:

eines übermüthigen römischen Imperators, eines Ungeheuers, wie Nero, Caligula oder Commodus, zu tragen, oder in römische Kaiserinnen verwandelt zu werden, gewifs ein Hauptgrund, warum auch in unserer Galerie unter zehn Statuen kaum zwei ihren eigenen ursprünglichen Kopf noch behaupteten *). So wurden die herrlichen Bildwerke Sclaven der Eitelkeit und trugen Fesseln, wie die Völker, denen sie entrissen worden waren. Doch waren es noch immer griechische Baumeister und Bildhauer, welche den herrisch gebietenden Römern die geraubten Kunstgebilde in ihren Landhäusern und Lustrevieren, in ihren Theatern, Galerieen und Tempelvorhöfen verständig aufstellten und zur anmuthigsten Verzierung überall anordneten. Der zweite Zweck der Kunstwerke wurde demnach erfüllt. Sie schmückten und ergötzten. — Nun mafs die Göttin, die allen frevelnden Uebermuth endlich misst, regelt und vergilt, die erhabene Nemesis Adrastea, auch jene Weltplünderer, die entarteten Römer. Wilde, doch kräftige Barbarenhorden stürzten über Italien und vollendeten da die Zerstörung der herrlichen Bildwerke, welche die Constantine und Theodose, als Eiferer für das Uebersinnliche, griechische Bildnerkunst als Satansgepränge bekrenzend oder verabscheuend, schon früher begonnen hatten. Der Ueberrest jener alten Herrlichkeit lag Jahrhunderte lang im mütterlichen Schofs der Erde geborgen. Das Zeitalter der Mediceer erblühte. Papst Leo X. waltete in Rom. Da wurden in Schaaren die zerstückelten Bildsäulen und Trümmer aus der Erde hervorgewühlt. Aber nun fing auch das Elend der Museen und Kunstkammern an. Jeder Principe und Nepote in

---

Surdo statuarum discrimine capita permutantur. Das Weitere hierüber lies't man in den Andeutungen über die Archäologie S. 212. f.

*) Man mufs hierbei nur antike, aber nicht zur vorhandenen Statue gehörige Köpfe (têtes rapportées) und ganz moderne, durch neue Restauration dazu gearbeitete Köpfe sorgfältig von einander unterscheiden. Die letzteren täuschen keinen nur etwas geübten Blick. So wird Niemand in unserer Galerie den Kopf August's, der, auf einen restaurirten Tronk eines Heros gesetzt, diesen zu einem Augustus machen soll, im zweiten Saal für echt halten. Man sehe Le Plat, Marbres pl. 44. Weit schwieriger aber ist die Frage, wo ein antiker Kopf einer nicht zu ihm gehörigen Statue eingesetzt ist. Da kann selbst die Untersuchung, ob beide von demselben Marmor sind, noch täuschen. Man denke an den Kopf der sogenannten Agrippina und unserer schönsten Venus. Ein lehrreiches Beispiel gibt die Pallas (im Augusteum Taf. XIV.), deren ganzer Sturz, erhabene Haltung und grandiose Draperie durchaus nicht mit dem gleichfalls antiken, auch noch hoch-jungfräulichen, aber schon weniger strengen Kopf übereinstimmt.

Rom, jeder gekrönte Machthaber jenseits der Alpen wollte mit löblichem Wetteifer nun etwas von diesem der Erde auf's Neue abgedrungenen Kunstraub besitzen. So beginnt die letzte Periode alter Kunstwerke, ihre blose Zusammenstellung und Aufschichtung zur Parade, und, weil doch auch damit irgend eine denkbare Brauchbarkeit edlerer Art verbunden werden mufste, ihre Benutzung für Künstler und Kunstgenossen, Alterthümler und Reisedilettanten. Und das ist nun der dritte und unterste Zweck, an welchen die grofsen Schöpfer dieser Kunstwerke und selbst ihre Nachahmer, und die Nachahmer dieser Nachahmer bei hundert Erzeugnissen gewifs nie dachten. Sie lehren.

Es ist kaum zu ergründen noch auszusprechen, wie viel Verkrüppelung, Verunzierung, Unsinn oder Mifsverständnifs aus diesem Unwesen der Aufspeicherung und Zusammenhäufung der ungleichartigsten, oft aus allen Winkeln zusammengestoppelten, ohne alle Kritik aufgestellten, ohne allen Kunst- und Schönheitssinn ausgedeuteten Ueberreste der alten plastischen Kunst sich selbst noch in neuerer Zeit, nachdem Winckelmann für ihre Beschauung ein Richtmafs angegeben hatte, über die ganze moderne Kunstwelt ausgebreitet hat. Die Eitelkeit der Besitzer und die Gewinnsucht der Ergänzer hielten Schritt mit einander. Es gab ganze Restaurationsmagazine in Rom und anderen Städten Italiens, wo oft drei und mehrere Bruchstücke von ganz verschiedenen Werken aus ganz verschiedenen Zeitaltern in den sich selbst zerstörenden Contrasten des ungleichartigsten Stils zu einer Statue seltsamer zusammenwuchsen, als die Chimären und Hippokentauren des Alterthums, und was sonst dort in Virgil's Vorhölle aufqualmt *). Ein Anderes kommt hinzu, unser Klima, für welches diese gymnastische Nacktheit der männlichen, diese mit der züchtigsten Scham wohl bestehende Enthüllung der weiblichen Statuen durchaus nicht berechnet sind. Der Winter, sagt ein neuer Reisender, hielt Hochzeit mit der Armuth und erzeugte eine zahl-

*) Zum Beispiel mag die aus drei ganz verschiedenen, in Stil und Behandlung weit von einander abweichenden Fragmenten zusammengewürfelte, sogenannte Satyra oder Faunesse dienen, welcher Becker im Augusteum wohl eben darum nur eine Stelle gegeben hat, Taf. LXXX. Eben so aus modernen und antiken Theilen zusammengeflickt ist die sonst gewöhnlich für einen Ganymed ausgegebene Statue im Augusteum, Taf. LI., in der Canova zuerst bei seiner Beschauung unserer Galerie die Ueberreste eines jungen Apollo, des Eidechsentödters (Sauroctonos) erkannte, wozu man den Stamm, an welchem die Eidechse heraufkriecht, an einer andern Statue, der eine Büste des Antinous aufgesetzt ist, (Augusteum Taf. CXXXII.) zu suchen hat.

reiche Nachkommenschaft, worunter sich auch die Kunstmuseen und Antikengalerieen in unseren nördlichen Klimaten befinden. Doch nicht genug, dafs man um des Winters willen diese exotischen Kunstgewächse, die bei uns wenigstens sechs Monate lang zu frieren scheinen, zu ihrer Sicherheit unter Dach und Schlüssel brachte, man warf auch Alles in wildeste Unordnung und nach der sonderbarsten Laune der Willkühr unter einander. Man wollte viel und immer mehr besitzen, aber das Viel und Gut ist nur im himmlischen Füllhorn der Göttin des Ueberflusses bei einander. Man konnte also nie genug bekommen. Nur selten begnügte man sich, wie in den Palästen von Sarsko-Selo und Paulowsk und in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg, manches auserlesene Bildwerk der schönsten Zeit ohne Ergänzung, so wie sie die schirmende Erde wiedergegeben hatte, verständig aufzustellen. Die Durchsicht ganzer Regimenter von Bildern und Statuen mufste eine Betäubung hervorbringen, als schmetterte ein Trompetenconcert. So entstanden aus Lazarethen von Antiken, wie wir die Restaurationsmagazine und Kunstwerkstätten der römischen Ergänzungsfabrikanten nennen möchten, (man erinnere sich nur an das Titelkupfer zu Cavaceppi's Raccolta) die Invalidenhäuser und Versorgungsanstalten der Lahmen und Krüppel, ich meine die gewöhnlichen Antikenmuseen, die der grofsherzige Wortführer des Einfachen und Schönen, der Priester der Kalligone, Herder, so treffend schildert, wenn er in seiner Adrastea die über Rom herabschwebende Kunst in herzzerschneidende Klagetöne ausbrechen läfst.

Wenn nun der Aufseher einer Antikengalerie soviel Böses von der Schatzkammer sagt, deren Schlüssel ihm selbst anvertraut wurden, so mufs entweder seine Sammlung von allen jenen Gebrechen, die eben jetzt als unheilbare Erbübel unserer Museen angeführt wurden, eine ehrenvolle Ausnahme machen, oder er selbst macht eine Ausnahme von jenen allzuzärtlichen, durch Vorurtheil und Vorliebe geblendeten Vätern und Vormündern, die, wie dort der römische Satirendichter sagt, selbst ihre schielenden Kinder für holde Liebäugler halten.

Der Augenschein selbst würde mich der Unwahrheit bezüchtigen, wenn ich unsere Antikengalerie von jenen Gebrechen, die fast allen gemein sind, frei erklären wollte. Die Prinzen Chigi in Rom *), von welchen König Augustus II. im Jahre 1725 den

---

*) Man mufs diefs nicht von den Besitzern des Palastes verstehen, der noch jetzt unter dem Titel Palast Chigi der Kunstbeschauung so manches Interessante (z. B. die Resultate der Ausgrabungen in Porcigliano und den schönen Salvator Rosa) darbietet. Die Kunstsammlung, welche nach Dresden wanderte, befand sich

Hauptbestandtheil dieser Galerie für 60,000 Scudi erkaufte, sammelten, wie andere römische Grofsen, wie die Aldobrandini, Giustiniani, Ruspoli, Rospigliosi, Barberini, Ludovisi, Mattei, Panfili — denn nur die Albani und Borghese machten in neuerer Zeit eine seltene Ausnahme, — und ihre Eitelkeit, die nur viel, nicht Erlesenes suchte, liefs sich von den römischen Kunstmäklern die widersinnigsten Flick- und Stückwerke aufschwatzen. Nicht immer glückte dem grofsen und in anderen Theilen der Kunst trefflich unterrichteten Kunstfreund, dem Dritten der sächsischen Auguste, die Vermehrung dieses Kunstschatzes so gut, als damals, wo er von den Erben des Prinzen Eugen in Savoyen die unvergleichlichen drei Herculanerinnen für 6000 Thaler erkaufte.

Cavaceppi, unsers Winckelmann's Reisegefährte auf jener letzten Reise, von der er nimmer in's geliebte Heimatland der Kunst zurückkehrte, beglückte, so wie er den grofsen Friedrich in Potsdam, der so Vieles meisterhaft, aber Alles besser verstand als die bildenden Künste, mit seinen sinnreichen Ergänzungslügen täuschte und manche kauflustige Briten für vollwichtige Guineen willig bediente, so auch den Cardinal Albani mit einem aschgrauen Faustkämpfer mit gewaltigen Schlagriemen, von welchem ihn dann Kurfürst Christian als Kurprinz bei seiner Anwesenheit in Rom zum Geschenk erhalten haben soll [111]). Ein anderer Ergänzer stellte ein allerliebstes, zartes Amor-Körperchen in ein plumpes, höchst ärgerliches Fafs mit Weintrauben *). Und als endlich Friedrich August, dessen wahrhaft königlichem Sinn

---

höchst wahrscheinlich in einem ganz anderen Palaste Chigi, in der Nähe der Kirche S. S. Apostoli, demselben, welcher unter der Benennung des Palastes Odescalchi gekannt wird. Diefs ist die sehr wahrscheinliche Muthmafsung Visconti's zum Museo Pio-Clementino T. VII. p. 91. Denselben Palast meint auch unstreitig Masson, wenn er in seinem Nouveau voyage en Italie (vom Jahr 1688) T. II. 196. als Zierden des Palastes des Cardinals Chigi die zwei Venusstatuen, Apollo, der den Marsyas schindet, und den sterbenden Fechter als vorzügliche Denkmale (!!) desselben anführt. Alle diese Bildwerke befinden sich wirklich jetzt in der Dresdener Galerie.

*) S. Augusteum, Tafel LXXII. Es ist kaum zu begreifen, wie Becker in seiner Erklärung S. 75. in diesem höchst anmuthigen und weichlichen Knabentorso einen kleinen Bacchus finden konnte. Wenn auch der ganz moderne Kopf antik wäre, so würde der mit Trauben und Weinreben bekränzte Knabe doch nur einen kelternden Liebesgott, einen Anakreontischen Amor, wie die Briten dergleichen häufig vorkommende Bildwerke zu nennen pflegen, vorstellen.

dieser Kunsttempel sein Dasein und seinen Namen verdankt, die Antiken aus ihren sechs Gefängnissen im grofsen Garten zu entkerkern und in diesen mit königlichem Aufwand zubereiteten zehn Sälen würdig aufzustellen befahl, waltete der Unstern, dafs der damalige Aufseher, nur auf Symmetrie, nicht auf Gehalt, Stil und Bedeutung der Statuen blickend, das Mittelmäfsigste mit dem Vortrefflichsten, modernes Machwerk mit antiker Kunstschöpfung auf die unbegreiflichste Weise zusammenpaarte *).

Ich habe nicht geheuchelt. Wer die Kehrseite so offen und unverhüllt darbietet, darf um so gewisser auf Glauben und Zutrauen einigen Anspruch machen, wenn er bei'm Vorzeigen der gefälligeren Vorderseite ausruft: das ist schön, das findet sich selten oder vielleicht nirgends in solcher Vollkommenheit! Und wie aus umdüsterndem Wolkenschleier anmuthiger die silberne Luna hervorglänzt, oder, um ein alterthümliches Gleichnifs zu brauchen, da wir im Alterthume uns befinden, wie dort Ulysses, der göttliche Dulder, selbst aus Bettlerlumpen seine von Pallas Athene verherrlichte Heldengestalt hervorschimmern läfst, so strahlen zwischen diesen Entstellungen und Mifsverhältnissen dennoch in unaustilgbarer Schönheit Kunstgebilde und Meisterwerke hervor, um deren Besitz unsere Galerie selbst von dem stolzen, auf unrechtmäfsigen Erwerb vielleicht nur zu stolzen Louvre zu der Zeit, wo es so viel verschlungen hatte, beneidet worden ist, und die keine Zerstückelung zu entstellen, keine überschattende, häfsliche Nachbarschaft zu verdunkeln vermochte.

Wir besitzen in der dreiseitigen Ara oder dem Leuchtergestelle mit dem Dreifufsraub und seiner Wiedereinweihung, die uns bei'm Eintritt im ersten Saal empfängt, eines der merkwürdigsten Denkmäler jenes ältesten Stils, von welchem alle wahre Kunstgeschichte ausgeht, wo zwar die Kunst den Stoff zu bezwingen, aber sich selbst noch nicht zum Ideal zu erheben

*) Ueber die Verpflanzung der Dresdener Antiken aus den 6 Pavillons im grofsen Garten, wo sie höchst unvortheilhaft aufgeschichtet standen, in das Erdgeschofs des Japanischen Palais, nun mit Recht Augusteum genannt, siehe Lipsius, Beschreibung der Dresdener Antikengalerie S. 35. Hätte der damalige Aufseher dieser Sammlung, Wacker, nur die Winke des einsichtsvollen Casanova befolgen wollen, wie Vieles wäre bei der Aufstellung zweckmäfsiger angeordnet worden. Jetzt entstellen selbst den neunten Saal, in welchem doch dem ursprünglichen Plane nach das Ausgesuchteste und Befste zusammengestellt werden sollte, mehrere ganz moderne Kaiserbüsten, welche überhaupt in der Anordnung des Ganzen eine sehr unglückliche Rolle gespielt haben.

vermochte, wo man übertrieb, weil man stets zu wenig zu thun fürchtete, wo die Haarlocken mühsam gedreht, die Gewänder flatternd und ausgezackt, die Falten steif und geradlinig, die Bewegungen gewaltsam erscheinen Die Köpfe sind, wie auf den alten griechischen Vasenverzierungen, nur noch in's Profil gestellt, mit den schärfsten Umrissen angedeutet, nicht ohne Ausdruck, ermangeln aber durchaus alles charakteristischen Unterschieds. Noch sind die Augen in's Längliche gezogen, aber das sogenannte griechische Profil tritt schon sehr deutlich hervor. Diese Reliefs auf einer dreiseitigen Candelaberbasis, die einst in Delphi selbst, im Orakelsitze der alten Welt, im Heiligthume des pythischen Gottes gestanden haben könnte, werden zwar noch lange ein Gegenstand kritischer Zweifel sein, die nur ein geübtes Kennerauge zu entscheiden sich erdreisten darf, sie verdienen aber um so mehr des aufmerksamsten Studiums jedes Kunstfreundes, abgesehen davon, dafs die darauf in einem Cyclus abgebildete älteste Herculesfabel, wie sie wohl nur in Tempeln aufgestellt zu werden pflegte, unter vielen noch vorhandenen ähnlichen Vorstellungen bei Weitem die vollständigste ist. Es mag erlaubt sein, noch einige Worte über den Stil, der dieses Monument so wichtig macht, einzuschalten.

Bekanntlich hielt das, was wir den alten griechischen Tempelstil nennen, Winckelmann selbst noch für hetruskisch. Fortgesetzte Prüfung theils der älteren (sonst auch hetrurisch genannten) Vasengemälde, theils anderer Sculpturen, Gemmen und Bronzen hat es längst schon aufser Zweifel gesetzt, dafs wir es hier nur mit altgriechischen Kunstdenkmälern zu thun haben. Ein, Alles, was darüber aus dem vertrautesten Umgang mit den Monumenten selbst geurtheilt werden kann, erschöpfendes Urtheil fällt Heinrich Meyer in seiner wahrhaft classischen Anmerkung zur neuen Ausgabe von Winckelmann's Werken (Th. III. Geschichte der Kunst Th. I.) S. 403. ff. 422. ff. Auch ist in den Andeutungen S. 55. ff. ausführlicher davon gesprochen worden. Der treffliche Kenner Zoega nennt diesen alten Stil immer il stilo archaico (ἀρχαικός). Ganz neuerlich ist es Sitte geworden, ihn den äginetischen zu nennen. So nennen ihn Quatremère de Quincy und Thiersch. Die Sache selbst bleibt die nämliche. Allein die gröfste Schwierigkeit liegt darin, die mannichfaltigen Schattirungen, die sich in einem vielleicht mehrere Jahrhunderte umfassenden Zeitraume durch stufenweise Annäherung an den hohen Stil im Zeitalter des Pericles bemerkbar gemacht haben müssen, in den noch vorhandenen Denkmälern aus jener Zeit gehörig zu unterscheiden. Die Schmächtigkeit nimmt stufenweise ab, die Lehre von der Proportion des Körpers wird in veredelter Darstellung des Kopfes, der in dem uralten Stil immer viel zu grofs gehalten ist, und der Arme und Füfse

immer sichtbarer, die Gewänder zarter und weicher. Auch darüber hat H. Meyer am angeführten Orte, noch mehr aber im Vten Bande der Werke (Th. III. der Kunstgeschichte S. 526—533.) die deutlichste Anweisung gegeben.

Gewifs nur aus solchen Kunstanschauungen könnte die unbeantwortet gebliebene Preisfrage der Berliner Academie der Wissenschaften über die muthmafsliche Verwandtschaft der ältesten griechischen Kunst mit der ägyptischen befriedigend gelöst worden sein, und würde der scharfsinnige Thiersch seinen Behauptungen über den Ursprung und die Verwandtschaft selbst der frühesten Dädalischen Werke mit den ägyptischen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben können.

Neben diesem dreifachen Relief mag als bewundernswürdig der Sturz einer antiken Pallas in unserer Sammlung angesehen werden, wo man die Genauigkeit der steifen, parallel laufenden Falten, die höchst verdienstliche Mühsamkeit der Arbeit und die Vornehmheit des am Faltenbausch herablaufenden Relief-Streifen mit dem Gigantenkampf am Peplus der Göttin nur noch mit einem zweiten Kunstwerk, mit dem Basrelief des Callimachos, füglich vergleichen kann [IV]). Aber man ahmte auch, wie etwa in der neuesten Zeit den alten Kirchenstil in der Malerei, diesen alterthümlichen, griechischen Tempelstil in viel späteren Zeiten und selbst noch unter dem Kaiser Adrian fleifsig nach. Um auch diese nachgeahmte Alterthümlichkeit genauer zu prüfen, bietet eine Hoffnungsgöttin mit dem Attribut der Abundantia in unserer Sammlung dem Beschauer die erwünschte Gelegenheit dar *), so wie die zwei seltenen Mumien des Della Valle mit ihrer ganzen unversehrt erhaltenen Farbenpracht und Hieroglyphenfülle unstreitig zwei der ältesten Gemälde uns vorführen, wie sie aufser dem, was auf Töpfe gemalt ist, aus der früheren Vorwelt zu uns nicht gedrungen sind.

Im hohen und schönen Stile, dessen Gränzen man gewöhnlich zwischen Phidias und Praxiteles fest stellt, erscheint uns ein gut erhaltener colossaler Minerventronk, bei welchem zum Glück die Restauration weniger störend ist, in höchster Glorie und erinnert durch den kühnen Wurf ihres Schuppenpanzers und die Grofsheit der Faltenbrechung am Untergewand wirklich an jene Ideale, die Phidias einst auf jener Burg der Minerva auf-

---

*) Das aufgehobene Gewand ist ein unwandelbares Kennzeichen der Spes, (s. Visconti zum Pio-Clementino. T. IV. p 9. und Winckelmann's Werke III., 388.) die hier absichtlich im alten Stil nachgeahmt, aber durch das statt der Blume ihr in die Hand gegebene Füllhorn dennoch in's Zeitalter Adrian's herabgerückt wurde.

stellte, deren letzte, den reinen Kunstsinn auch in ihrer Verstümmelung hoch entzückende Kunsttrümmer die Worsleys und Elgins in das kunstbegehrende Britannien entführten. Die erhabene Jungfrau, die von keiner Mutter geboren wurde, die erhabenste Verkörperung der Verstandesidee, sie, welche durch die Weisheit des Kampfes die Hellenen über alle Barbaren stellt, durch die Friedenskünste ihre Schutzstadt Athen zum Mittel- und Lichtpunkt aller Humanität erhebt und unter den Oelbaum ihren Webestuhl setzt, zeigt durch die nachlässig verschobene Brustägide, dafs sie, wie Callimachus singt, sich selbst nie im Spiegel erblickte. Unsere an Pallas-Bildern und Bruchstücken reiche Galerie bietet dem weilenden Beschauer zur Vergleichung den mannigfaltigsten und belehrendsten Stoff. Einiges von dem Köstlichsten in dieser Epoche gehört in den Kreis der Niobe, der mit den neuerlich gewonnenen Ansichten in Göthe's Propyläen wohl noch einen zweiten Fabroni hinlänglich beschäftigen könnte. Unbestimmt ist die Deutung, aber entzückend der Anblick der wohl erhaltenen Theile an der sitzenden, colossalen Heroinenfigur im hohen Stil, die wir so lange eine Niobe nennen werden, als noch kein anderes Denkmal uns die Figuren angegeben hat, welche mit ihr in Verbindung gedacht werden müssen und deren Abwesenheit für jetzt das Räthsel unauflöslich macht *). In ihren Kreis gehört also auch ohne Zweifel der sterbende Sohn der Niobe, der mit dem herrlichen Gegenbilde in Florenz sich vollkommen messen darf. Welch ein Ausdruck in der zum letzten Mal aufathmenden Brust, um diesen ausröchelnden und doch nicht krampfhaft verzogenen Mund, welch ein Kampf ohne alle krampfhafte Verzuckung in dieser Blüthe der Jugend und in der gymnastischen Muskelkraft, wobei die höchste Bestimmtheit aller Umrisse mit der zartesten, noch nicht erschlafften Weichheit sich paart. Auch ein Niobekopf ward uns zu Theil, der, wenn auch im Range nicht so hoch zu stellen als der Florentinische, doch immer zureicht, um uns in diesem Zuge

*) Diese auch durch Lessing's Urtheil (s. die Geschichte davon in Lessing's Leben S. 337. ff.) berühmt gewordene Statue ist gewifs keine Ariadne, wofür sie Becker zu halten geneigt war; weit eher eine Niobe. Man vergesse nur nicht, dafs es wenigstens drei verschiedene Statuenvereine in der Niobefabel gab, (s. Lanzi in Giornale de' Letterati T. XLVII. p 76.) und dafs die Fabel höchst verschieden erzählt wurde (s. Heyne, Observat. ad Hom. T. VIII. p. 727.). Der Kopf ist wirklich alt. [Die einzig richtige Ansicht über diese Statue hat Böttiger später im Kunstblatt zum Morgenblatt 1821 Nr. 106. ausgesprochen.]

der heidnischen Dolorosa das Vorbild der Schmerzensmutter bei Guido, ja selbst bei Dominichino ahnen zu lassen.

In der Reihe der Kunstwerke, welche dem schönen und reizenden Stil in Lysipp's und seiner Nachfolger Kunstschulen zugehörte, kommen uns vor allen zwei Bildsäulen Athenischer Kanephoren, zwar durch plumpe Ergänzung tief herabgewürdigt, doch im holdesten Reiz jungfräulicher Sittsamkeit, in züchtigst geordneten Gewändern entgegen, die sogleich an die Kanephoren an den Friesen des Parthenons oder an jene Bronzen im Herculaneum erinnern, von welcher Gattung wir selbst in unseren kleinen Bronzen eine der lieblichsten Verjüngungen besitzen *). Nicht mehr verhüllt, aber durch den zartesten Ausdruck der Scham geheiligt erscheint uns der herrliche Tronk der Venus Anadyomene. Gewifs dachte sie der Künstler, nach der Kunstüberlieferung aus Praxiteles's Schule, im Augenblick, wo sie im Angesicht aller Olympier dem Meerschaum entsteigt. Sie ist im erhaltenen Theile früher vollendet, als es selbst die vollendete Mediceerin ist. Doch wo uns die zerstörende Zeit nur Trümmer jener mit unaussprechlichem Reiz übergossenen Vollendung überliefs, da kann die Beschauung nie ohne Störung und Schmerz ausgeübt werden, und die allgestaltende Phantasie mufs, nachdem sie die Schmach der Cavaceppi's weggethan, erst als Tausendkünstlerin das, was nicht da ist, organisch hinzu zaubern. Aber zu ungestörter, hochentzückender Anschauung ladet das erhaltenste unserer Kunstwerke ein, der in drei antiken Wiederholungen zugleich mit dem Urbild uns hier erscheinende Bacchische Genius, den mit dem Gotte, welchem er dient, selbst zu verwechseln, stets ein verzeihlicher Irrthum war. Mit solchem Liebreiz und Rosenschimmer des frischesten Rosengebildes übergossen erscheint uns Dionysos selbst kaum in den schönsten noch vorhandenen Bildwerken. Wer ihn auch nicht mit prüfender Umtastung des Kennerauges umschreitet, bewundert doch die Kunst, womit alle Schwingungen und Wellenbewegungen der Schönheitslinie mit jedem neuen Fortschritte eine neue Offenbarung unerschöpflicher Kunstfülle darbieten. Man nennt ihn unbedenklich den unter dem Satyrgeschlecht vor allen erkorenen Ganymed des Bacchus. Es ist Akratos, den nur ein Mifsverständnifs noch als Kind uns erscheinen lassen konnte **).

---

*) S. Bronzi d' Ercolano T. II. tav. LXXI. ff. Nach der kleinen Bronze der Dresdener Antiken-Sammlung verfertigte unser Inspector Matthäi mit vieler Einsicht eine grofse Statue in Terra Cotta.

**) Visconti, Pio-Clement. T. IV. p. 47. not. d. hat zu viel aus einer Stelle des Pausanias 1, 2, 4 gefolgert. Akratos war gewifs der eigentliche Mundschenk des Gottes und keineswegs ein klei-

Doch Schönes und immer Schöneres winkt uns, und Alles ist, um mit dem lieblichen Theokrit zu sprechen, in den Urborn der Grazien getaucht. Da lächeln uns die zartesten Knaben- und Jünglingsknospen in Amor- und Amorinenfiguren, im lieblichsten Erosköpfchen, dem je ein neidischer Dämon die Wange verletzte; in zwei unvergleichlichen Sturzen vom Eros, wo er vom Knäbchen zum Knaben heransprofst; und hier in unserer Psychegruppe, wo er in der zierlichsten Verflechtung den keuschen Kufs nicht küfst, sondern nur kindlich liebkosend vorbereitet; eine Gruppe, die in ihren erhaltenen Theilen selbst der capitolinischen nicht weichen darf. Viele herrliche jugendliche Athletenkörper, die uns aufschliefsen, warum wir auf griechischen Vasen so oft das Wort: schön! mitten auf denselben, oder wo es sonst sein mag, angeschrieben finden *). Aber wie ein König, vor allen hervorstrahlend, steht hier das erste Kleinod unserer Galerie, der herrliche Athletentrunk, bei welchem es zweifelhaft wird, ob der Bildner, der mit Agasias, ja mit Lysippos selbst in Wettkampf zu treten sich nicht entblöden dürfte, gröfsere Wissenschaft oder feinere Kunst, die Wissenschaft zu verbergen, anwendete, von dem aber das Eine unwidersprechlich bewiesen dasteht, dafs nur die vollste Sicherheit des Gelingens solches Muskelspiel so überkleiden, solche Stärke in abgerundete Weichheit so verschmelzen konnte. Was für Menschen mufsten diese Griechen sein, die, durch die Kunst der Athletik und durch die Siegerkronen in ihren heiligen Spielen veredelt, dem zerbrechlichen Thongebilde, Menschenkörper genannt, so überirdische Herrlichkeit aufdrückten und dabei nicht einmal in's Idealische überzuschweifen brauchten. Welch eine Kluft zwischen einem solchen Product der athletischen Veredlungskunst, dem die Kampfrichter in Olympia, Angesichts aller Hellenen, in der Palme den Adelbrief siegender Muskelkraft zuerkann-

---

ner Knabe, wofür ihn auch Millin in den Monumens inédits, T. I. p. 233. und in Description des vases antiques, T. II. p. 30. auf Bacchischen Denkmälern genommen hat. Sei es aber Ampelos (wegen des Kranzes) oder Akratos, oder ein anderer Genius aus dem Thiasos des Bacchus, es ist das Ideal eines zierlichen Satyriskos, und sein Gesicht war es werth, als Musterprofil gestochen zu werden, wie es der grofse Kenner alter Kunst Heinrich Meyer zu Winckelmann's Werken Th. IV. Taf. II. A. wirklich veranstaltet hat.

*) Über diese, auf Kunstwerke noch nicht hinlänglich angewandte Sitte, der Schönheit in den Gymnasien zu huldigen, s. Visconti, Pio-Clement. T. V. p. 25. not. f., Vasengemälde III., 63—74. u. Millin zu den Peintures des Vases an vielen Stellen seines reichen Commentars.

ten, und einem heutigen Act- und Attitüdensteller! Und man fragt noch, warum wir keine nackte Statue mehr haben!

Zur letzten Kunstepoche des griechischen Strebens unter den Römern, die nichts Neues mehr schafft, aber das Alte in tausend Nachbildungen und Verschmelzungen neu darstellt, gehören in unserem sogenannten Gladiatorensaal die vier gewaltigen Kämpfer über Lebensgröfse in vorgebogener Stellung des Ausfalls, die wohl an den Borghesischen erinnern können, voll der gediegensten Lebenskraft, zwei Paar, wovon, wie sie jetzt aufgestellt sind, immer ein älterer Krieger einen jüngeren zu unterrichten scheint; einer Kampfbahn zur Zierde bestimmt. Unentschieden mag es bleiben, ob in der schönsten dieser, einer späteren Zeit zugehörigen, aber nach grofsen Vorbildern gearbeiteten Kämpferstatuen der, alle gymnastische und alle Musenkunst erschöpfende Proteus unter den Imperatoren, Adrian selbst, abgebildet ist *). Aber der Augenschein lehrt, dafs diese Bildnisse einem der Statuenvereine von Kriegern und Helden nachgebildet sind, wie sie seit Lysippos häufig in ganzen Scharen die Tempelvorhöfe und öffentlichen Plätze schmückten **). Und hierher gehört auch, der letzte Sonnenblick für Idealbildung im Zeitalter Adrian's, die plastische Vergötterung des schönen Antinoos, wovon wir in unserer Galerie nicht nur die von Hirt zuerst mit Kennerblick gedeutete colossale Bacchusstatue, sondern auch noch ein herrliches Bruststück, auf einen Apollotronk aufgesetzt, und einen ägyptisirenden Kopf in rosso antico von überschwänglicher Schönheit besitzen ***).

Einzig unter allen Kunstschätzen, selbst den reichsten Sammlungen, gleichsam einen eigenen Zauberkreis der Kunst bildend und deutlich zeigend, wie herrlich in den Zeiten der ersten Imperatoren die griechische Plastik sich noch offenbarte, stehen im

---

*) „Gladiatoria quoque arma tractavit" Spartian im Leben Adrian's c. 14.

**) Man denke an die turma Alexandri und andere ähnliche Statuenvereine. Andeutungen S. 194. Sie gehörten nach Levezow's treffender Eintheilung zu den historisch-dramatischen Gruppen auf abgesonderten Basen.

***) Hirt's scharfsinnige Muthmafsung ward zuerst von Hirt selbst in seinem mythologischen Bilderbuche S. 48. ausgesprochen. Wer die Abbildungen ähnlicher Bildwerke von Antinous-Bacchus in Levezow's gelehrter Monographie über den Antinous Taf. VII. VIII. mit unserer colossalen Statue vergleicht und, da sie ein sehr unvortheilhaftes Licht hat, ihren herrlichen Oberleib bei der Fakkel untersucht, wird dieser Erklärung seinen Beifall nicht versagen können.

Herculanischen Saal die drei Herculanischen Frauenstatuen, Ehrfurcht gebietend bei'm ersten Anblick, Entzücken ausströmend bei wiederkehrender und aus neuem Gesichtspunkte gefafster Beschauung. So steht auf der berühmten Poniatowski'schen Vase Proserpina da, die der finstere Bräutigam unter die Erde entführt hatte, und die nun, von Mercur wieder zum Licht des Olympos geleitet, vom Vater Zeus das Urtheil empfängt *). Welche neue Geheimnisse der Kunst, die noch in der Draperie sich verherrlichte, als alle Körperideale schon längst erschöpft waren, und in den Gewändern selbst ein Mittel fand, das Nackende aus jedem Fältchen zu enthüllen, werden uns hier aufgethan. Man hat sie, anstöfsig genug für jede Regel der Kunstauslegung, Vestalinnen genannt. Sie sind es aber in der geistigsten Potenz. Ihre himmlische Ruhe, ihre sich in sich selbst einschmiegende züchtige Sittsamkeit müfste selbst dem entartetsten Zweifler hohe Ehrfurcht vor dem Schönsten in der Natur, vor dem huld- und tugendbegabten Weibe, gebieten!

Endlich dürfte wohl auch, wenn von dem Erlesensten unserer Galerie die Rede sein soll, noch ein Blick auf unsere kleinen Bronzen zu richten sein. Wie der Orientale in seinen Talisman alle Kräfte und Einflüsse des Sternhimmels bannt, so findet in diesen kleinen Bildwerken der, welcher sie zu würdigen versteht, fast alle Herrlichkeit und Idealformen der hohen und schönen griechischen Kunst in den feinsten Andeutungen zusammengedrängt. Sie sind in Wahrheit, wie dort Lucrez den Liebhaber von seiner geliebten Zwergin sagen läfst, durch und durch nur ein einziges attisches Salzhäufchen **).

Excurse.

I.

Die Perseusfabel.

Dafs die Hauptmomente der äufserst verworrenen Perseusfabel zu einem φοινικικὸν ψεῦσμα (nach Aristides, Aegypt. T. II. p. 356.,

---

*) In einer von Visconti besonders herausgegebenen Erklärung und zuletzt in Millin's Peintures T. II. pl. XXXI.

**) tota merum sal. Lucrez IV. 1158. — Möge es dem scharfsinnigen, alle Classen der Antike gleich befriedigend aufschliefsenden Petersburger Archäologen, Köhler, gefallen, seine Mittheilungen auch über die trefflichen kleinen Bronzen zu erstrecken, die sich in den, seiner Aufsicht anvertrauten, kaiserlich russischen Sammlungen befinden!

vergl. Strabo III. p. 259. C.), einem aus phönicischen Schiffersagen und Religionsideen hervorgegangenen Fabelgewebe gehören, die später erst in argivische Stammsagen hellenisch umgeprägt wurden, wird jetzt wohl Niemand mehr in Abrede stellen. In Syrien, berichtet Josephus, de Bell. Jud. III., 15., sind viele Sagen von Perseus im Umlauf. Mit der Magie und dem Sonnen- und Feuerdienst der alten Perser steht der Perseus aus persischen Ueberlieferungen der Chronicorum Alexandrinorum p. 31. f. ed. Venet. in Verbindung. Die Andromedafabel ist phönizisch. Vergl. Clavier, Histoire des premiers tems de la Grèce T. I. p. 155. Wie weit erstreckt sich also als asiatisches Mythengewebe diese Perseusfabel? Ideen des asiatischen Sabäismus, des Sonnen- und Mithrasdienstes liegen dabei gewifs zum Grunde, wie schon Creuzer in seiner Symbolik Th. IV. S. 52 ff. mit vielem Scharfsinn angedeutet hat. Weniger bemerkt möchte vielleicht die Aehnlichkeit sein, welche der die Gorgone mit dem Hakenschwert (der harpe) tödtende, ihr den Kopf abschneidende Perseus auf den Münzen der phönizisch-milesischen Coloniestädte am Pontus, Sinope, Chabarta, Comara, Colica, Amastris, und besonders Amisus, so wie Sebaste in Phrygien u. s. w. mit der bekannten Vorstellung auf den Mithrastafeln, wo ein Jüngling in phrygischer Mütze den Stier am Halse verwundet, offenbar dann hat, wenn man nur an die Stelle der gorgonischen Jungfrau den Stier setzt. So bekannt diese Vorstellung auf Münzen jener Küstenländer Asiens ist, (s. Eckhel, Numi anecdoti p. 172—177.) wie auch auf geschnittenen Steinen vorkommt (worüber Visconti im Nationalinstitut eine archäologische Vorlesung gehalten hat, (vergl. Millin, Peintures antiques T. II. p. 5. not. 3.) so räthselhaft mufs sie denen erscheinen, die, wie Vofs in seinen mythologischen Briefen, sich nur an die argivische, allen ausländischen Ursprung möglichst verwischende Perseide halten. Wer den so oft vergeblich enträthselten Namen Persephoneia, Persephone u. s. w. richtig entziffert, der ist auch der wahren Bedeutung jenes pontischen Gorgonentödters auf sicherer Spur. Die griechische Pallas, die dabei steht, bezeichnet die durch den Hellenismus in jenen Gegenden vertilgten Menschenopfer der taurischen Mondgöttin, sie ist die wahre Persephone!

II.

Die ägyptischen Löwen.

Es wird angenommen, dafs die drei aus der Sammlung des älteren Cardinals Albani in das Dresdener Cabinet gekommenen liegenden Löwen wirklich altägyptische Denkmäler sind und weder in die griechisch-ägyptische, noch römisch-ägyptische (nachahmende, besonders unter Hadrian ausgeübte) Periode der ägyptischen Kunstwerke gehören. Zwar hat es schon Becker im Augusteum I., 40. geradezu ausgesprochen: „dafs sie nicht von altem ägyptischen Stile sind, wird man schon aus der Abbildung erkennen,“ allein dieses Urtheil dürfte wohl

noch manchem Zweifel unterworfen sein, ob es gleich auch von Heinrich Meyer in den Anmerkungen zu Winckelmann's Geschichte der Kunst, Werke Th. III. S. 348. bekräftigt wird. Schon der ägyptische Syenit (s. Plinius XXXVI, 8. s. 13) nach Werner's Bestimmung sollte da, wo sich schwerlich erweisen läfst, dafs man diese echt oberägyptische Steinmasse (Wad, Fossilia Aegyptiaca Musei Borgiani p. 7.) in rohen Blöcken nach Griechenland oder Rom gebracht habe, einige Behutsamkeit einflöfsen. Es wäre überhaupt zu wünschen, dafs die Idee, welche Bernard Picart in seiner Löwenfolge blos in malerischer Rücksicht ausgeführt hat, einmal in archäologischer Beziehung aufgestellt würde, so dafs wir in einem einzigen Hefte sämmtliche aus dem Alterthume noch zu uns gekommenen Löwenformen in einer Reihe genauer Umrisse überblicken könnten *). Unstreitig eröffneten da die Reihe die noch in den Ruinen von Carnak aufgefundenen, obgleich kläglich verstümmelten Löwen vor einem der gröfsten Tempel, die wir in der zweiten Lieferung der Description de l'Egypte abgebildet sehen. Diesen kommen in Absicht auf Grofsheit des Stils und auf Einfachheit der Umrisse die Löwen am Aufgang zum Campidoglio und die an der Fontana dell' Acqua Felice als unbestrittene, altägyptische Kunstwerke am nächsten. Siehe die Umrisse in den Kupfern zu Winckelmann's Werken, Th. VII. Taf. I. Mit diesen müssen die unsrigen zunächst verglichen werden. Niemand wird in Abrede stellen, dafs die Dresdener in der ganzen Behandlung etwas Weicheres haben und nicht ganz so trocken und hart sind, wie jene. Allein das Technische in der ganzen Behandlung dieses sehr schwer zu bearbeitenden Steines und die Politur erinnern ganz an die Mühsamkeit altägyptischer Kunst. Alle diese ganz liegenden, die Vordertatzen vor sich hinstreckenden Löwenformen (lions couchans möchte man sie in der heraldischen Sprache nennen) sind rein ägyptisch, gehören zur dienenden Classe und sind als solche im Tempeldienste begriffen. Darum eben die sonderbare Kopf- und Halsbedeckung, die sogenannte Priesterhaube oder Calantica, die ihnen die schönste Zierde des Löwen, die Mähne, raubt. Es ist bekannt, dafs die Tonsur uralten ägyptischen Ursprungs ist. Alle Behaarung des Körpers, vorzüglich das Haupthaar, ist nach der ägyptischen Priestersatzung ein unreiner animalischer Auswuchs und wurde

*) Man mufs hier ein Vierfaches unterscheiden: 1) den dienenden Löwen, das ist den zum Tempeldienst geheiligten, auf allen vier Tatzen liegenden altägyptischen, in der Sphinxhieroglyphe fortgebildet; 2) den bewachenden Löwen, mit aufstehenden Vorderfüfsen, griechisch (so schon am Cyclopenthore von Mycenä, die ägyptische Hieroglyphe hellenisirt); 3) den fortschreitenden Löwen, vorzüglich im Dienste der Carthagischen Urania, dessen schönstes Vorbild der Barberinische ist; 4) den kämpfenden in der bekannten Gruppe auf dem Capitol und in mehreren Bruchstücken.

von Allen, die zum Tempeldienst gehörten, an allen Theilen des Körpers (selbst an den Augenbrauen, s. Menage zu Diogenes VIII, 87.) alle 3 Tage einmal glatt wegrasirt. S. zu Herodot II, 37., welches die Hauptstelle ist, und v. Schmidt, in der bekannten Preisschrift: de sacerdot. et sacrif. Aegypt. p. 11. ff. Dafür trug nun jeder im Tempeldienst Begriffene eine knapp um die Schläfe und das Hinterhaupt herumgefaltete und anliegende Kappe oder Haube von feiner Leinwand, welche gewöhnlich in zwei Enden über die Schultern herabfiel, aber auch um den Hals zugleich eine Binde bildete, oder wenigstens mit den zwei Haubenflügeln zusammenhing und oft in prächtige Brustdekken sich erweiterte. Die Sache ist aus hundert Isis- und Orus- oder Priesterbildern allbekannt, weniger vielleicht der Umstand, daſs die ganze Nonnenverschleierung mit den herabhängenden Flügeln und der den Hals bis an's Kinn umfassenden Verhüllung (das, was man la guimpe nennt,) so wie so vieles Andere in der geistlichen Garderobe und Liturgie des früheren Christenthums in gerader Linie aus Aegypten, der Wiege der Ascetik und des Klosterlebens, abstammt. Der Löwe war eines der vieldeutigsten Symbole im alten, oberägyptischen Cultus, bald Zeichen des Nils, (s. Zoega, ad numos Aegyptior. p. 204.) bald der Sonne und ihres Hauptbegriffs, der Stärke, (Clemens Strom. V, 7. p. 671.) bald im Todtenreich Mumienträger und Bestatter. Man vergleiche die gelehrte und Alles erschöpfende Anmerkung Zoega's, de origine et usu obeliscorum p. 443. not. 31. Ueberall aber, selbst auf jenen Gemälden alter Papyrusrollen, wo das Todtengericht im Amenthes mit der Seelenwage abgebildet ist, (s. Ideen zur Malerei der Alten p. 89.) erblicken wir den ganz liegenden Löwen mit vorgestreckten Vordertatzen. Nun ist es also ganz deutlich, was die behaubten Löwen der Dresdener Galerie sagen wollen. Es sind heilige Priesterlöwen, in der Priesterbekleidung, auf groſsen behauenen Steinen am Eingange und in den Vorhöfen der Tempel symbolisch aufgestellt. Nur darüber läſst sich schwerlich ganz in's Klare kommen, ob die geriefelte Halskrause unserer Löwen wirklich Falten der Leinwand, aus welcher diese Binde bestand, oder nur farbige Streifen in der Leinwand bezeichnet. Man findet dieselbe Andeutung bekanntlich auch in der die Hüfte umschlieſsenden Schurzbekleidung des Orus und der Priester. Winckelmann (Werke III, 94.) erklärt sie geradezu für kleine Falten. Und die, welche in dem ältesten griechischen Kunststile (dem sogenannten äginetischen) die sorgfältig gefalteten, in steifen Parallellinien neben einander laufende Verzierung der Gewänder auf eine ursprüngliche Verwandtschaft mit dem ägyptischen Stil nicht ohne Wahrscheinlichkeit beziehen, werden diese Falten sich auch an unseren Halskrausen nicht abstreiten lassen. Indeſs verdient doch auch Visconti's Meinung, nach welcher diese geriefelten Streifen nur ein in Farbenlinien gestreiftes Zeuch bezeichnen, (zum Pio-Clementino T. II. p. 34.) volle Beherzigung. Sie hat durch die jetzt erst aus den oberägyptischen Wandmalereien bekannt gemachten farbigen Darstellungen groſse Bestätigung erhalten. — Die zweite

Classe der im Alterthum gebildeten Löwen ist die, wovon der von Morosini 1687 aus dem Piräus nach Venedig gebrachte und dort vor dem Arsenal aufgestellte grofse Löwe (mit der Runenschrift an der Schulter, s. Åckerblad in Millin's Magazin encyclopédique l'an 9. T. V. p. 25.) als Musterbild gelten kann, wo das Thier mit den Vorderfüfsen aufrecht steht. Diese Stellung scheinen die griechischen Bildhauer der ganz liegenden ägyptischen überall vorgezogen zu haben, wo die Löwen als Wächter (das Wachehalten selbst stammt indefs aus der Stellung der ägyptischen Löwen in den Vorhallen und Vorhöfen) aufgestellt werden sollten; denn in dieser Stellung kann der gehobene Kopf sich nach allen Seiten umschauen und wachsam um sich blicken. Es ist daher sehr passend, wenn Casanova in seinem Discorso sopra gl' Antichi di Dresda p. XI. diesen Venediger Löwen als Vorbild der griechischen Kunst unseren Aegyptiern entgegen stellt. In derselben Stellung sehen wir den Vaticanischen Löwen, welchen Visconti abbildete Mus. Pio-Clementino T. VII. tav. XXIX, 2. Höchst wahrscheinlich sind alle jene Löwen, die als Thor- und Grabwächter auf griechischen Denkmalen vorkommen, in dieser halbaufrechten Stellung gebildet gewesen. Man denke nur an das uralte cyclopische Thor von Mycenä mit dem Relief von zwei halbaufrecht gestellten Löwen, als Säulenhaltern, wovon schon Bartholdy im neuen teutschen Merkur von 1805 eine Abbildung gab, Gell aber in seiner Argolis die genauesten Nachrichten mitgetheilt hat, obwohl hier und da Zweifel gegen die Behauptung, dafs sie aus jener frühen Vorzeit abstammen, verlauteten. S. Douglas, Essay on certain points of resemblance between the ancient and modern Greeks (II. Edition) p. 22. Alle Beispiele aus Plinius und Pausanias, die Visconti anführt zum Pio-Clementino T. VII. p. 52. 53, gehören hierher. Wenn wir bei'm Diodor von Sicilien lesen, dafs auf dem colossalen Pracht-Catafalk, in welchem Alexander's Leiche nach Aegypten geführt wurde, zwei goldene Löwen am Eingange des Grabgewölbes Wache hielten, δεδορκότες πρὸς τοὺς εἰσπορευομένους, XVIII, 27. p. 278. Wess., so dürfen wir sie auch nur in dieser aufrechten Stellung uns denken. So erscheinen sie auch als Thronhalter der syrischen Göttin auf den Münzen von Hieropolis (s. Neumann, Numi anecdoti T. II. tab. III., 2.) und auf dem bekannten Marmor der syrischen Göttinn bei'm Boissardi. Ob aber die zwei Löwen am Throne des Horus, die aus Bildwerken des Borgianischen Museums zu Veletri Zoega anführt de Obelisc. p. 444., die altägyptische, liegende, oder halbaufrechte Stellung gehabt haben, wie sie die Griechen bildeten, geht aus Zoega's Nachricht nicht deutlich hervor. Höchst wahrscheinlich war sie ganz liegend. Ueber die dritte Classe, den fortschreitenden Löwen, wovon der Barberinische als Musterbild angeführt zu werden pflegt, und über die vierte Classe, wo er mit Thieren, die er zwingt, oder mit Jägern und Kämpfern zusammengruppirt erscheint, wird anderswo gesprochen werden. Eine eigene Classe bilden noch die Löwenbüsten, als Verzierungen und Waffenhalter (προτομαὶ λεόντων σιβή-

νην ὕδαξ κατέχουσαι bei'm Diodor am angeführten Orte) und als Brunnenmündungen. S. Neumann, Num. anecdoti. T. I. p. 62.

III.

Statue des Faustkämpfers.

Diese Kämpferstatue (im Augusteum Taf. CIX) gehört, wo nicht zu den schönsten, doch zu den merkwürdigsten Bildwerken der Dresdener Antikengalerie. Schon der Marmor, aus welchem sie gearbeitet ist, erregt durch seine Farbe und Seltenheit viel Aufmerksamkeit. Er ist schwarzgrau, in's Bläuliche überschattend, und gehört in die mineralogisch noch nicht hinlänglich bestimmte Gattung der antiken Marmorarten *), welche die Italiener jetzt marmo grigio oder noch häufiger bigio nennen. Da er sehr in's Dunkle geht, so ist es wohl bigio morato. Den Kopf und die beiden Arme restaurirte ein römischer Bildhauer aus Bruchstücken ähnlichen Marmors, da die Statue sehr verstümmelt gefunden wurde. Aber auch aus dem, was wirklich alt ist, geht unbezweifelt so viel hervor, dafs wir hier aus dem vielfachen Athletenkreise einen Faustkämpfer vor uns haben. Allein nicht alle Faustkämpfer bedienten sich der Schlagriemen. Mit diesen mörderischen Kampfhandschuhen verstärkten nur die eigentlichen Faustschläger (πύκται, pugiles,) ihre Stöfse. Die, welche den Faustkampf mit dem Ringen verbanden, die eigentlichen Pankratiasten, boxten nur, wie jetzt noch die britischen Faustschläger, mit der geballten, aber unbewaffneten Faust. Eben so wenig verbanden die Kämpfer, welche das sogenannte Pentathlon übten, d. h. in allen fünf gymnastischen Kampfübungen, im Voltigiren, Wettrennen, Wurfscheibenwerfen, Ringen und Faustschlagen kämpften (quinquestiones), den Schlagriemen mit dem Faustschlag. Diesen auf die Natur dieser Kampfart selbst gegründeten Unterschied hat der scharfsinnigste Erklärer der alten Gymnastik Paulus Faber in seinem Agonisticon I, 9. p. 32. aus einer Stelle im Pausanias VI, 15. 3. zur Genüge erwiesen. Wenn wir daher auf alten Reliefs Faustschläger ohne Faustriemen im Kampf erblicken, wie im Museo Pio-Clementino T. V. tav. XXXVI. und auf dem gymnastischen Marmor bei Guattani, Notizie sulle antichità per l'anno 1785. Luglio. tab. II. p. LIV., so sind wir, wie schon Visconti bemerkt hat, berechtigt, solche Kämpfer Pankratiasten zu nennen, nicht eigentliche Faustschläger (pugiles). Da

---

*) Ferber kennt in seinen Briefen aus Wälschland XVI. S. 266. nur den Granito bigio. Die griechische Benennung Tephrias kommt allerdings unter den ägyptischen, bei Memphis gefundenen Marmorarten bei Plinius vor, XXXVI. s. 11. als Mittel gegen den Schlangenbifs: Contra serpentes a quibusdam laudatur praecipue ex his (ophitae) generibus, quam tephriam appellant, a colore cinereo, allein der ist wohl eine ganz andere Marmorart.

nun bei unserer Statue beide Arme weggebrochen waren, so war es blos Willkür des restaurirenden Bildhauers, die unserem Kämpfer Arme mit so gewaltigen Schlagriemen ansetzte. Die Sache war aber recht gut auf den Effect berechnet. Wer fühlt sich nicht bei'm Anblick solcher zerfleischenden Faustriemen von Schauer und Entsetzen ergriffen?

Durfte aber der restaurirende Bildhauer in Rom hier nach bloser Willkür handeln? Ist nichts vorhanden, welches bestimmt anzeigt, dafs diese Kämpferstatue keinesweges auf einen Klopffechter mit Schlagriemen an den Händen berechnet gewesen sein kann? Unstreitig ist der Palmsturz alt, welcher der Statue zum Stützpunct dient. Nun erblicken wir aber an demselben Allerlei, was uns über die eigentliche Bedeutung dieses Athleten oder Palästriten genauen Aufschlufs geben kann und was den ergänzenden Bildhauer vor jedem Fehlgriff hätte bewahren können. Zuerst zwei runde, in der Mitte eingekeilte Bleimassen, deren Bestimmung bei'm Springen und Voltigiren nur wohl an einen Pankratiasten, oder auch an einen Faustkämpfer (πένταθλον nach P. Faber's trefflicher Erläuterung, Agonist. p. 104 ff.), aber nicht an einen blosen Faustschläger mit Riemen erinnern. Diese Massen hiefsen mit dem Kunstausdruck Halteres (von ἅλλεσθαι, springen), Springmassen, und dienten theils zur Stärkung der Arme und zur Schmeidigmachung der Muskelkraft, an den Händen und Füfsen *), theils um den Springenden in

*) Man sehe darüber eine sehr lehrreiche Stelle aus den Excerpten des Antyllus bei'm Oribasius περὶ ἁλτηριοβολίας, vom Schwingen der Schwingmassen, wo es ausdrücklich unter den Vortheilen dieser Uebung gerühmt wird, sie sei σκελῶν κρατυντικὸν καὶ νεύρων, nach Matthäi's richtiger Verbesserung in den XX veterum medicorum Graecorum opusculis, [Mosquae 1808.] p. 127., also auch für Schenkel und Nerven erspriefslich. Hinter diesen Schwungmassen, die mit ledernen Riemen an den Scauppen des Palmenstammes aufgehangen sind und vielleicht eben dadurch bei'm Gebrauch selbst noch schwunghafter wurden, erblicken wir ganz deutlich noch zwei Handschuhe von der Art, welche nur einen Däumling, übrigens aber für die andern Finger keine weitere Abtheilung haben. Der erste Blick überzeugt Jeden, dafs diese aus weichem Leder oder Filz bereiteten Handhüllen sehr deutlich von den kolbenartigen Schlagriemen unterschieden sind, womit die eigentlichen Faustschläger (pugiles, cestuarii) ihren Zweikampf so verderblich machten und sich gegenseitig zerfleischten. Es lassen sich allerlei Gründe denken, warum man bei'm Gebrauch jener metallenen Schwungmassen noch besondere Handschuhe anzog. Lucian nennt sie Bleimassen. Man weifs, wie dieses Metall bei'm Gebrauch abrufst. So wäre es also um der Reinlichkeit willen geschehen. Doch diese Erklärung befriedigt uns selbst nicht. Wie viele ärztliche und diätetische Beobachtungen hatte die Gym-

dem Augenblicke, wo sie solche mit beiden Händen hinter sich schleuderten, mehr Schwungkraft zu geben *). Darum waren diese Massen

nastik der Alten, von denen selbst der fleifsige Mercurialis nichts geahnet hat! Wie mancherlei Verfeinerungen hatte die Palästra selbst Jahrhunderte hindurch erhalten! In einer solchen Observanz, die wir nicht mehr kennen, mag also auch der Gebrauch der Handschuhe, wie wir ihn hier annehmen müssen, begründet gewesen sein. Aber die Vorstellung solcher Handschuhe selbst an einem unstreitig echt-antiken Denkmal ist vielleicht einzig und daher für den Alterthumsfreund von ungemeinem Werth. Denn wenn es auch an's Lächerliche gränzen würde, zu verneinen, dafs da, wo das Bedürfnifs eintrat, auch die Römer und Griechen Hände und Finger gehörig zu schützen und zu verhüllen gewufst hätten, so geschah diefs doch nur in aufserordentlichen Fällen; übrigens aber wäre es gewifs bei beiden Völkern für ein Zeichen barbarischer Sitte oder asiatischer Weichlichkeit gehalten worden, die Hände und Vorderarme mit einer eigenen Art von Kleidungsstück, die wir Handschuhe nennen, zu bedecken. Freilich trägt schon der alte Laertes in der Odyssee XXIV, 230.

Handschuh auch an den Händen, vor Stachelgewächs — und der Geschwindschreiber, den der ältere Plinius auf der Reise neben sich sitzen hat, um ihm zu dictiren, trägt im Winter die Hände verhüllt (nach Plinius, Epist. III, 5. 16.). Auch gab es in der Theatergarderobe der alten tragischen Schauspieler eine besondere Art von Handschuhen, die dazu dienten, die übermenschliche Gröfse der Heroenfiguren durch eine vergröfsernde Maskirung des Körpers der Schauspieler an jedem Theile des Körpers in's Ebenmafs zu bringen, wo also auch Hände und Arme verstärkende und verlängernde Ansätze erhalten mufsten. Allein diese wenigen aufserordentlichen Fälle ausgenommen, fiel es gewifs in jenen frühen Zeiten, bis zum 2ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung herab Niemanden ein, für gewöhnlich Handschuhe zu tragen. Man darf also diese von den Griechen und Römern stets für bäuerisch oder barbarisch oder theatralisch gehaltene Tracht auch auf keinem ihrer Bildwerke erblicken wollen, wobei noch überdiefs die der Kunst stets zusagende Enthüllung mit in's Spiel trat. Und so ist allerdings dieses Handschuhwesen bei unserem Kämpfer eine recht seltene antiquarische Zugabe.

*) Lucian, de Gymnas. c. 27. T. II. p. 909. erwähnt ausdrücklich Bleimassen, grofs genug, um eine Hand auszufüllen, (μολυβδήνας, so mufs es heifsen, χειροπλήθεις) durch deren Handhabung die gymnastischen Springer geübt wurden, wobei Moses du Soul in der Anmerkung sich erinnert, bei den Springern in Schottland einen ähnlichen Gebrauch bemerkt zu haben. Wer den gymna-

(massae bei'm Juvenal VI., 421., wo Römerinnen, als Dilettantinnen der Gymnastik, sie handhaben) bei alten Bildwerken, wie sie Pausanias zu Olympia sah, das charakteristische Kennzeichen nicht des Faustkampfes allein, sondern des Agon oder gymnastischen Kampfes, wie ihn der argivische Bildgiefser Dionysius für den Simicythus personificirt vorgestellt hatte *), oder des gleichfalls personificirten Fünfkampfes **), in einem Weihgeschenk der Mendäer, einer ionischen Colonie in Thrazien. Aus

---

stischen Spielen in der Schweiz bei Interlaken beigewohnt hat, erinnert sich gewifs eines ähnlichen Gebrauches.

*) Ἀγὼν — φέρων ἁλτῆρας, Pausan. V. 26. 3. Nun giebt der antiquarische Reisende selbst eine genaue Schilderung, wie diese Massen ausgesehen hätten: „Es sind Hälften eines länglichen, nicht eben allzugenau gerundeten Halbkreises, in die man die Finger, wie in eine Handhabe eines Schildes, einstecken kann." Diefs scheint die älteste Form gewesen zu sein. Man würde aber sich doch kaum in der Phantasie ein angemessenes Bild davon verschaffen können, wenn nicht ein antikes noch erhaltenes Bildwerk dabei seine Dienste leistete. Diefs ist glücklicher Weise hier der Fall. In dem zweiten Hamilton-Tischbeinischen Vasenwerke oder den Engravings Vol. IV. pl. 43., wo griechische Jünglinge, Epheben, in der Palästra geübt werden, trägt der eine in beiden Händen dergleichen Halbzirkel. Eine dritte Schwingmasse der Art ist oben angemalt. Diefs sind unverkennbar die Halteren des Pausanias. Da dieser 4te Theil der Vasengemälde aber nur in wenigen Händen ist, so wurde er auf der Isten Erläuterungstafel Fig. 3. abgebildet. Man vergleiche Obiges nach einer hierher gehörigen Vorstellung in diesem Werke Vol. IV. pl. 58. Die, welche wir an dem alten Tronk unseres Kämpfers abgebildet sehen, haben mehr die Gestalt eines Doppelbechers, der in der Mitte schmal zusammenläuft und so den Griff bildet, ganz ähnlich denen, welche Mercurialis, de arte Gymnastica II., 12. p. 173. den drei dort abgebildeten Athleten in die Hände gegeben hat, nach Zeichnungen, welche der gelehrte Piero Ligorio (dessen merkwürdige Zeichnungen noch immer ungenutzt in der Berliner Bibliothek niedergelegt sind) dem Vaticanischen Arzt und Archäologen aus geschnittenen Steinen mittheilte.

**) ἀνδρὸς εἰκὼν πεντάθλου — ἔχει ἁλτῆρας ἀρχαίους Pausan. V., 27. 8. Die Sache erhält ihr volles Licht durch eine Stelle in Aristoteles, Problem. Sat. V. n. 8. p. 865. D., wo die Frage aufgeworfen wird, warum man mit beiden Händen, die man hin- und herschleudere, mühsamer laufe, als wenn man Steine in den Händen halte, (λιθάζοντα) oder, wie der Fünfkämpfer, Springmassen. ἀπερείδεται — ὁ πένταθλος πρὸς τοὺς ἁλτῆρας — μεῖζον ἅλλεται ἔχων, ἢ ὁ μὴ ἔχων ἁλτῆρας.

beiden Stellen erhellet zur Genüge, daſs diese metallenen Uebungs- und Springmassen das Abzeichen aller gymnastischen Kämpfe, sowohl der leichteren (des Laufes und Sprunges) als des schweren Ring- und Faustkampfes, waren. Wie wenig berechtigte also dieses an dem Palmensturz aufgehangene Springmassenpaar den voreiligen Restaurator zu einer Ergänzung der Statue mit den Schlagriemen, zu deren vollständiger Darstellung übrigens durchaus auch noch die Einfassung von Schwämmen fehlt, die wir freilich auf keiner von den Figuren erblicken, die Mercurialis gab (de Art. Gymn. p. 155.), wohl aber auf der Vorstellung bei Guattani, die uns unter allen die deutlichste Vorstellung dieses verderblichen Kampfwerkzeugs zu geben scheint *).

Sehr wahrscheinlich aber ist es, daſs an dem Orte, wo diese verstümmelte Statue zuerst ausgegraben wurde, sich auch das Gegenstück dazu vorfand, und daſs Cavaceppi wenigstens eine davon an sich kaufte, nach seinem Gutdünken als Faustriemenschläger ergänzte und nun nach England verkaufte. Den, der mit einer gewissen Anneigung und Wahlverwandtschaft in's Land der boxenden Briten ging, hat Cavaceppi in seiner Raccolta (T. I. tav. 21.) abgebildet, nicht den unsrigen. Vergleicht man jene Abbildung mit unserer Dresdener Statue, so wird sogleich deutlich, daſs jene nicht den unsrigen vorstellen könne, wohl aber passen beide, in vollem Kampfe mit einander begriffen, so unvergleichlich zusammen, daſs, um mit Horaz zu reden,

— daſs nicht
Besser gepaart war Bithus mit Bacchius **).

Man vergesse hierbei nur nicht, das Unschickliche in Anschlag zu bringen, welches im Sinne des Alterthums darin gelegen haben würde, wenn man irgendwo nur einen Kämpfer der Art aufgestellt hätte, ohne seinen Kampfgesellen. Wo sie auch gefunden wurden, keiner konnte ohne den andern dem verständigen Beschauer einen vergnüglichen Anblick gewähren. Man hat in neueren Zeiten bei'm Finden und Aufstellen der Antiken viel zu wenig auf dieses Zusammenpaaren (συζυγία) des Unzertrennlichen Rücksicht genommen, obwohl nur allzu-

---

*) Notizie sulle antichità per l'anno 1785. Luglio tav. II. Von ihnen berichtet Guattani ausdrücklich, daſs wegen ihrer vollkommenen Erhaltung und Vollständigkeit alle Bildhauer in Rom Abgüsse davon genommen hätten.

**) Uti non Compositi melius cum Bitho Bacchius — Horaz Satir. I. 7. 20. Um übrigens das, was eigentlich die Hauptkunst in diesem Faustkampfe war, das nie fehlende Schlagen und Auspariren zu gleicher Zeit mit beiden Händen recht sinnlich zu begreifen, darf man nur das Relief im Museo Pio-Clementino T. V. tav. XXXVI. mit Visconti's Erläuterung p. 66. und das interessante Vasengemälde in Tischbein's Engravings T. I. pl. 56. sich vor's Auge bringen.

oft das Ungleichartigste und Widersprechendste in eine sogenannte Gruppe zusammengepaart. Wir erinnern hierbei nur an eine der gepriesensten Klopffechterfiguren mit den Schlagriemen, die aus dem Alterthume sich erhalten haben, die, einst die Zierde des Cardinals Ippolito d'Este in seiner tiburtinischen Villa, dann in die Villa Borghese einwanderte und also jetzt sich in Paris befindet *). Wie beklagten von jeher die Beschauer den Mangel der zweiten Figur! — Doch bei einem zweiten Cästuarius oder Schlagriemenkämpfer in derselben Sammlung **) fand sich wirklich der Genosse auf dem Platze, wo beide ausgegraben wurden, wie Ficoroni in seinem Vestigio di Roma antica berichtet. Sie wurden aber durch Verkauf getrennt. Nur der eine kam in die Borghesische Sammlung, der zweite befand sich, als Visconti die Erklärung schrieb (p. 57.), in dem Palast Gentili aufgestellt.

Wir haben uns bis jetzt sorgfältig gehütet, den Bildhauer Cavaceppi nach der gemeinen, in der Vorlesung selbst auch ausgesprochenen Meinung als den Ergänzer der in Dresden befindlichen Statue zu nennen. Denn unserer Ueberzeugung nach restaurirte Cavaceppi blos den nach England gegangenen Torso, wie er ihn in seiner Raccolta mit der Unterschrift: or esistente in Inghilterra, in Kupfer stechen liefs. Der Ergänzer unserer Dresdener Statue war ein — Napoleon. Die Sache scheint aufser allem Zweifel zu sein. In den aus dem literarischen Nachlafs Ficoroni's mitgetheilten Nachrichten, welche der Jesuit Galeotti den von ihm herausgegebenen Gemmis literatis des trefflichen Sammlers Ficoroni beigefügt hat ***), kommt folgende Stelle vor (p. 131.): Cle-

*) Visconti's Villa Pinciana, Stanza IV. tav. 5. p. 6.

**) Villa Pinciana, Stanza VII. n. 7. Die Torse beider Statuen, so wie sie eigentlich gefunden wurden, findet man in einem Kupferstich abgebildet, der den von dem Jesuiten Galeotti zu Rom 1757 herausgegebenen Ficoronii Gemmae antiquae caelatae am Schlusse beigefügt ist, auf der 2ten Kupfertafel. Da bei dieser Statue die Arme nicht im Kampfe und Ausfall, sondern in Ruhe an dem Körper anliegend gebildet sind, so haben sie sich auch bis auf die Vorderarme und Hände, die abgebrochen sind, erhalten. Da sieht man die Schlagriemen und die oben erwähnten Schwämme sehr deutlich.

***) Das nicht häufig vorkommende Buch führt folgenden Titel: Franc. Ficoronii gemmae antiquae literatae aliaeque rariores. Accesserunt vetera monumenta ejusdem aetatis reperta, collecta et illustrata a Nicolao Galeotti. Romae 1757. 160 S. in gr. 4. Von S. 107—160. stehen aus dem handschriftlichen Nachlafs Ficoroni's sehr wichtige Notizen über die Resultate der Ausgrabungen und die dabei gefundenen Antiken nebst Angabe der Käufer und Besitzer, also gewissermafsen eine Fortsetzung der Nachrichten in dem von Ficoroni selbst herausgegebenen Vestigio. Sie gehen

mente XII. Pontifice (loci Ficoronius non meminit) gladiatores duo e tephria, sive ex marmore cinerei coloris, cum quibusdam plumbeis massi (quos alteres vocant) cumque chirothecis palmae trunco suspensis Quando quidem simulacra haec diffracta erant, unum dumtaxat refi potuit a Carolo Neapolione, quod Regio Poloniae Principi donatum fui

IV.

Der Pallas-Sturz im ältesten griechischen Stil.

Dieser Sturz (denn wenn auch der Kopf gröſstentheils antik ist, s gehört er doch einer weit späteren Zeit an) bietet dem Kunstkenne und Alterthumsforscher gleich reichen Stoff dar. Charakteristisch fü den alten Kunststil ist das rasche, ja gewaltsame Fortschreiten zum Kampf, das man erst dann recht gewahrt, wenn der Beschauer den Augenpunct von der Seite, der Statue zur Rechten, nimmt. Da entdeck man in der Stellung des weit zurückgezogenen linken Fuſses ganz di Lebendigkeit des gewaltsam vorstrebenden rechten, zwischen welchem sich der herrliche Faltenbausch herabläſst. Es ist bekannt, daſs au alten Vasengemälden und Münzen Pallas oft in so gewaltsamen Schlachtschritte gebildet ist. Der hohe und schöne Stil gab ihr erst die majestätische Ruhe. So ist auch die dorische Armentblösung und das kürzere Obergewand mit den geradlinigen, steifen Falten ganz im älteren Stil. Auch würden die Nattern, womit das schirmende Brustfell mit dem Medusenkopf (die eigentliche Aegis) an den Brüsten, den Schultern und dem Rücken zusammengehalten wird, auch auf unserer Statue, wie auf mehreren alten Vasengemälden (schwarze Figur auf rothem Grund) in der vormaligen Lambergischen Sammlung, hoch emporstehen und gleichsam eine fortlaufende, in sich verschlungene, hoch aufragende Schlangeneinfassung bilden, wenn die Zeit hier nicht Alles vernichtet hätte. So sehr nun dieſs auf den alten Originalstil hinweiset, so sehr wird doch auf der anderen Seite auch bei diesem Sturz H. Meyer's Rangordnung gerechtfertigt. Er setzt ihn unter die späteren Denkmale des alten Stils (Winckelmann's Werke Th. V. S. 531.). Denn zu den Kennzeichen der Fortschritte in dem älteren Stil mag es wohl mit Recht gerechnet werden, wenn sich in einem Kunstwerke schon sichtbare Annäherung an die Idealbildung des hohen Stils offenbart. Die breite, vorgewölbte Brust, die männlich-kräftigen Schultern, die schmalen Hüften, kurz Alles, was im Ideal der Pallas die männliche Jungfrau (Virago), die man wohl gar für einen ernsten verkleideten jungen Heros nehmen konnte, andeutet, ist schon in unserem Minervasturz *)

---

von 1694–1749 und müssen den Archäologen äuſserst willkommen sein.

*) Sehr lehrreich ist die Vergleichung des Minervensturzes, der sich vormals in der Villa Albani befand, auf den Winckelmann oft zurückkommt, und den er in den Monumenti inediti n. 17. ohne

vollkommen sichtbar, wogegen das Minervabild auf der Capitolinischen Brunnenmündung, die einer frühen Zeit angehört, kaum eine Spur davon verräth. Aber auch in antiquarischer Rücksicht ist dieser Sturz von höchstem Werthe. Ungemein lehrreich ist die Form der Tunika, welche von der schlangenumgürteten Brust herab durch regelmäfsige Zusammenbrechung geradliniger Falten einen hochaufgebauschten, fast zwei Zoll breiten Streifen bildet, auf welchem in 11 sichtbaren Feldern (das 12te ist entweder oben ganz bedeckt oder, was viel wahrscheinlicher ist, unten abgebrochen) den Gigantenkampf darstellt, in welchem Pallas Athene nach Vater Zeus selbst die erste Rolle spielte und auf immer sich den Namen Nike, Siegesgöttin, erwarb. Hier haben wir also in einem sehr ehrwürdigen Denkmal des alten Stils die wahre Gestalt des berühmten Peplus, der, unter eigenen Weihungen von Athenischen Jungfrauen gewebt, am grofsen Panathenäenfeste auf's Feierlichste in Prozession der Schutzgöttin in die Akropolis gebracht und ihr dort umgehangen wurde. Dafs auf diesem Peplus der Gigantenkampf eingewebt wurde, ist eine bekannte Sache. Besonders gedenkt Euripides in mehreren Stellen seiner auf attische Sitten so fleifsig anspielenden Trauerspiele dieses Umstandes, dafs Pallas, die Gigantentödterin, dem Peplus eingewebt war, und es leidet keinen Zweifel, dafs, da alle 12 grofsen Götter an diesem Kampfe (des alten pelasgisch-phönizischen Fetischen- und Sternendienstes gegen die neue Dynastie der Olympier) Theil nahmen, auch hier alle 12 Götter im Zweikampf mit Giganten abgebildet wurden. Was dort durch kunstreiche Teppichweberei (deren Vorsteherin, bald auch Erfinderin Pallas Athene durch eben diese Sitte nun selbst wird) blos in buntfarbigen Fäden dargestellt wurde, erscheint hier als Marmorrelief. Man hat versucht, selbst die einzelnen Felder dieses Reliefs auszulegen und die Götter und Göttinnen zu nennen, die hier — was besondere Aufmerksamkeit verdient — nicht alle im Erz- und Waffenkampf, sondern die meisten in gymnastischen Stellungen die frevelnden Erdensöhne niederringen. Uns, die wir das Denkmal selbst täglich vor Augen haben, scheint es doch zu gewagt, wenn jedes Relief einzeln benannt und gedeutet werden sollte, da zumal der Zeitraum von vielleicht mehr als 24 Jahrhunderten Manches davon nach und nach abgenagt und verwischt hat. Nur so viel ist unverkennbar, dafs in dem obersten, vom Obergewand halb verdeckten Felde Zeus auf dem Donnerwagen den Typhon oder Mimas oder einen andern Giganten mit seinen Blitzen zu Boden gestürzt hat. Eben so deutlich ist im fünften Felde Pallas selbst durch Schild und Helm charakterisirt, dem Enceladus gegenüber. Nicht unwahrscheinlich ist die Ausdeutung des vierten Feldes, wo der Gott im Brustharnisch Mars zu sein scheint, und des siebenten Feldes, in wel-

---

Restauration zuerst abgebildet hat. Meyer fand ihn werth, ihn in den Kupfern zum VIIten Bande der Werke Winckelmann's Taf. IV. A. als Musterbild des alten Stils nachstechen zu lassen.

chem wir wegen der mützenartigen Kopfbedeckung am liebsten den Vulcan erblicken möchten. Die übrigen Göttinnen, worunter wenigstens Venus Aphrodite nicht erscheint, wohl aber Hekate und Latona mit aufgenommen sein könnten, erscheinen bei genauerer Untersuchung des Marmors alle behelmt, wovon die Ursache sich leicht angeben läfst. Ganz unstatthaft aber würde es sein, unter den kämpfenden Göttern, welche fast alle statt des Schildes ein Gewand um die zum Schirm (ἐν προβολῇ) vorgehaltene Linke gewickelt tragen, gleich zuerst oben im zweiten Felde den in aller Sagenkunde so hochgepriesenen Silenus zu erblicken. — Wenn nun schon durch das Auffinden der einzelnen Bedeutung dieser Figuren dem Alterthumsforscher ein weites Feld eröffnet wird, so ist die ganze Form des vom Gürtel bis zu den Füfsen in der Mitte des Gewandes herablaufenden Purpur- und Stickereistreifes (in sofern man, was hier Marmor ist, als wirklichen Peplus denkt) darum sehr merkwürdig, weil sie eine neue Bestätigung des von Aegypten nach Attica verpflanzten Neithedienstes, woraus die Cecropische Pallas-Athene hervorging, und die darauf gegründete Hypothese, dafs Vieles von der ältesten griechischen Kunst daher ägyptischen Ursprungs sei, uns vor die Augen bringt. Denn erinnert nicht dieser vorn herablaufende und mit Figuren geschmückte Streif (wir würden ihn nach hetruskisch-römischer Sitte einen latus clavus nennen) auf's Lebhafteste an jene ägyptischen Bilder von sogenanntem Basalt oder Porphyr, wo vorn gleichfalls eine hieroglyphisirte Leiste bis auf die Füfse herabgeht, und der einzige Unterschied ist nur, dafs hier an die Stelle der Bilderhieroglyphe wirkliche Reliefs, an die Stelle des eng anschliefsenden ägyptischen Musselin- oder Linnengewandes ein faltig aufgebauschter, übrigens doch auch noch an den Schenkeln eng genug zusammengezogener Peplus getreten ist. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, dafs durch die Betrachtung unseres Peplus Niemand zur Behauptung sich verführen lassen werde, als sei in der Folge auf jenem panathenäischen Prachtpeplus der Schirmgöttin von Athen nicht noch eine ganze Fülle von anderen Vorstellungen, die des Peplus würdig waren, eingestickt und abgebildet worden, oder als sei diefs überhaupt die einzige Art gewesen, das geweihte Gewand der Göttin anzulegen. (Eine weitere Fortsetzung dieses Excurses sowohl als eine offenbar von Böttiger beabsichtigte Besprechung einiger anderer Statuen des Augusteums hat sich in den Papieren des Verstorbenen nicht gefunden. Anmerkung des Herausgebers.)

III.

Einige Bemerkungen
über die
cyclopischen Mauern.

Ein französischer Arzt, Louis Petit Radel, nicht zufrieden mit dem Ephenkranze, den eine Menge lateinischer Gedichte schon um seine Schläfe gewunden hat, ringt nun auch nach dem Mauerkranze des Antiquars und Archäologen. Als der jüngere Schweighäuser wegen seiner leidenden Gesundheit die Erklärung der Kupfer zum Museum Napoleon (einer glücklichen, aber eben nicht sehr sorgfältigen Unternehmung der speculativen Piranesi in Paris) aufgeben mufste, trat Herr Petit Radel als Erklärer an seine Stelle. Da man nicht weifs, wie viel in diesen Erklärungen dem kundigen Visconti zugehört, so läfst sich auch über die Einsichten und zum Theil wirklich feineren Blicke des Erklärers nicht mit Sicherheit aburtheilen. Aber hierauf begründet auch Radel seine Ansprüche auf den Ruhm eines Alterthumsforschers weit weniger als auf die schon seit vielen Jahren vorbereitete Entdeckung des cyclopischen Mauerwerks in den ältesten Städtetrümmern Italiens und Griechenlands, wodurch der scharfsinnige Mann einen sicher leitenden Faden angeknüpft zu haben glaubt, um aus den Wanderungen und Kolonieenführungen der Stammbewohner jener Gegenden, die man so gern in dem gemeinschaftlichen Namen Pelasger zusammenschachtelt, sich herauszuwickeln.

Nachdem Radel schon in dem Jahre IX. und X. der neuen französischen Zeitrechnung der Klasse der Literatur und schönen Künste des Nationalinstituts ausführliche Memoiren über vulkanische Mauerwerke und architektonische Denkmäler der Pelasger

in Italien, Sicilien und Griechenland vorgelesen hatte, von welchen zu seiner Zeit auch in den Literaturzeitungen aus den französischen Journalen die Rede gewesen ist, und nachdem von eigenen Commissionen, die von der benannten Klasse des National-Instituts zur Untersuchung der Radel'schen Behauptungen niedergesetzt wurden, günstige Berichte deswegen abgestattet worden waren, trat Radel mit einem vielumfassenden und noch weit ausführlicheren Werke hervor, welches er unter der wichtigen Aufschrift: Urdenkmäler der griechischen Geschichte (Monumens primitifs de l'histoire grecque) der Prüfung des National-Instituts vorlegte, und das wir wenigstens (unstreitig zur erbaulichen Belehrung für unsere gelehrten teutschen Architekten und Alterthumskenner, eines Hirt, Genelli, Genz, Rode, Stieglitz, Weinbrenner u. s. w.) gedruckt erhalten werden. Die Hauptsätze, welche der Verfasser hierselbst durch Modelle und andere Versinnlichungsmittel zu erweisen sucht, sind folgende:

1) Auf den Apenninenspitzen zwischen der Tiber und Liris gerade da, wo Dionysius von Halicarnafs griechische Anpflänzer feste Burgen erbauen läfst, sind noch Mauerwerk und Trümmer vorhanden, die zu dieser frühen Epoche gehören.

2) Derselbe Charakter, der diese Burgtrümmer (monumens militaires) von den schon sonst bekannten etrurischen und dorischen Mauerwerken unterscheidet, ist auch in den uralten Gemäuern in Griechenland bemerkbar. Dort nannte man ihn schon längst cyclopisches Gemäuer. Er ist also auch in Italien, da, wo er sich findet, eine Urkunde griechischer Abstammung.

3) Da sich dieses cyclopische Mauerwerk nie in ägyptischen Constructionen findet, so läfst sich hieraus folgern, dafs alle jene griechischen Mauerwerke in ein Zeitalter fallen, wo noch keine ägyptischen Kolonieen nach Griechenland gekommen waren.

4) Die älteren Griechen haben ihr Mauerwerk da, wo es in regelmäfsigen horizontalen Lagen aufgeführt wurde, von den Aegyptern entlehnt. Aber das cyclopische Mauerwerk gehört ihrer eigenen Erfindung zu und ist die einzige ursprünglich griechische Art zu mauern.

5) Finden sich aufser Italien und Griechenland auch noch anderswo dergleichen cyclopische Mauertrümmer, so läfst diefs auf einen unmittelbaren Zusammenhang mit den Pelasgern schliefsen, die diese Art zu mauern zuerst regelmäfsig in Ausübung gebracht haben. Es lassen sich also hieraus über den Zusammenhang in den Abstammungen der ältesten Völkerstämme die fruchtbarsten Folgerungen ziehen.

Das sind die Resultate einer Forschung, in welcher Radel durch mehrere gelehrte Italiener, als den Herzog von Simonetti, den Don Francesco Gaeton, den Prinzen von Caserta und besonders den seit 30 Jahren in Rom einheimischen Dagincourt, in-

gleichen den französischen Consul zu Athen Fauvel und den Herzog von Choiseul Gouffier, mit Nachsuchungen und Vergleichungen unterstützt worden ist. Die Klasse der schönen Künste im National-Institut fand sie so wichtig, dafs sie durch drei sehr namhafte Mitglieder derselben, die Herren Visconti, Heurtier und Dufourni, folgende 3 Fragen an die italienischen Alterthumskenner ergehen liefs, die zur weiteren Aufklärung dieser Sache führen sollen. 1) In welchen Gegenden Italiens findet man noch Mauereinfassungen in regelmäfsigen Parallelogrammen, in horizontalen Lagen ohne Kitt? 2) Wo findet man noch polygonische ohne Kitt blos in einander gefügte grofse Steine in Mauerwerken, oder mit andern Worten, wo giebt es noch cyclopische Constructionen? 3) Finden sich irgendwo die erste und die zweite Art vereinigt, welche von beiden dient zur Unterlage oder trägt unverkennbare Spuren an sich, neuer hinzugekommen zu sein?

Es werden hierauf 13 Plätze im römischen und florentinischen Gebiete namhaft gemacht und mit besonderen Details bezeichnet, wo man den Blick der Forscher auf gewisse merkwürdige Umstände besonders gerichtet wissen möchte. Aufserdem ist noch ein Register von mehr als 80 italienisch-sicilischen und 33 griechischen Plätzen beigefügt, wo man überall cyclopische Mauerwerke entdeckt haben will, und unter den griechischen befinden sich denn auch nach Fauvel's Anzeige Mycenä und Tiryns *).

Der Schreiber dieser Bemerkung bescheidet sich gern, dafs es ihm an architektonischen Vorkenntnissen sowohl als an Autopsie fehlt, um sich hier ein Urtheil anmafsen zu wollen. Auch fafst eine kleine Bemerkung am wenigsten so ungeheuere cyclopische Gegenstände. Allein er wollte auch nur die ganze Untersuchung, die der Kaiser Napoleon selbst neuerlich seiner Aufmerksamkeit würdigte, bei seinen, Kunst und Alterthum liebenden Landsleuten durch das hier Mitgetheilte mehr in Anregung bringen, und erlaubt sich daher zum Schlusse nur noch einige Fragen.

I. Lassen sich keine Spuren auffinden, woher eigentlich die uralten Mauerriesen oder cyclopischen Maurer im frühesten Griechenland gekommen sind? Radel will im cyclopischen Mauerwerke altgriechische Originalität finden. Wie nun aber, wenn die noch vorhandenen Ueberlieferungen diese Mauercyclopen dennoch auf erste anwenden liefsen? Voran mufs wohl eine Richtung des Gemeinbegriffes Cyclops, Rundauge, im Allgemeinen gehen,

---

*) Diese ganzen Radel'schen Untersuchungen sowohl, als die Verhandlungen und Fragen des National-Instituts lernt man am befsten aus Millin's Magazin Encyclopédique Année IX. Tom. V. n. 20. p. 446.—470. kennen, wobei auch zwei Mustertafeln in Kupfer gestochen sich befinden.

woraus sich denn wahrscheinlich das Resultat ergeben würde, dafs der Begriff Arbeiter in Stein und Eisen (faber) mit Riesenkraft, an ein äufseres Abzeichen im Gesichte geknüpft *), der ursprüngliche ist, und freilich sehr verschiedenen Stämmen und Familien an ganz verschiedenen Küsten und Gebirgen der alten Welt nach und nach zu Theil werden mufste. Nach einem Fragmente des Pherecydes in den Scholien des Apollonius von Rhodus (s. Fragmenta Pherecydis ed. Sturzii p. 82.) brachte diese alten Mauercyclopen Perseus zuerst nach Argos. Nach den Scholien zu Euripidis Orest (963) kamen die Cyclopen nach allerlei Irren auch nach Kuretenland. Das heifst am Ende wohl nicht viel Anderes, als sie vereinigten sich mit den Kureten, d. h. Cretensern. Endlich liefs nach einer dritten Sage bei'm Strabo (VIII. p. 572. B.) Prötus, der Erbauer von Tiryns, sie aus Lycien kommen. Diefs Alles läfst sich vielleicht auf eine einzige Hauptquelle zurückführen. Aus Creta kam über Lycien und Thrazien die älteste Kunde des Mauerns und Schmiedens nach Griechenland. Die Sache wäre also wohl gar am Ende phönizischen Ursprungs **). Nun

---

*) Das griechische Kyklops, woraus in der italisch-äolischen Mundart Coclos geworden ist, (s. Valckenaer, zu Ammonius II. 1. p. 86.) kann eben so gut einen dreiäugigen als einäugigen Unhold bedeuten, wenn er nur ein rundes Auge auf der Stirn hat. Dafs diefs wahrscheinlich ein tättowirtes oder mit Rufs angemaltes gewesen sei, ist in einer kleinen Abhandlung im Jahrgang 1798 des neuen teutschen Merkurs von mir gemuthmafst worden (s. Band I. der gegenwärtigen Sammlung S. 164, ff.). Der treffliche Alterthumsforscher Landolini in Sicilien hat mir darüber damals schriftlich seinen Beifall bezeigt.

**) Wenn Andere die sang- und sonnenreichen Hyperboreer, wie billig, in grofsen Ehren halten, so mufs es auch erlaubt sein, den Phöniziern ihre Gebühr zu ertheilen. Für die älteste Mythik und Culturgeschichte der Hellenen dürfte leicht bei den letzteren noch mehr Aufklärung zu hoffen sein als bei den ersteren. Die ganzen cretensischen Götterdienste oder die sogenannten Olympier in Creta und Thessalien würden ohne die phönizischen Bergleute und Metallurgen in Creta und ohne die dadurch allein möglich gewordene Bewaffnung in Erz schwerlich die herrschende Religion der Hellenen geworden sein. Was nun unsere Cyclopen anlangt, so dürften sie mit den Dactylis Idaeis (s. die Hauptstellen bei'm Strabo X, p. 725 und Diodor V. 64, mit Casaubon's und Wesseling's Anm.) in sehr nahe Verwandtschaft zu bringen sein. So wie jene Finger hiefsen, so nannte man diese Handbäuche (ἐγχειρογάστερες, γαστερόχειρες). S. Strabo VIII. p. 571. und Hesychius. Dafs Lybien von Creta aus erobert und mit cretensischem Götterglauben erfüllt worden sei, bedarf

würde auch die Gesellenschaft dieser Cyclopen bei'm Obermeister Hephästos oder Vulcan, sei's in Lemnos, oder auf den Liparischen Inseln, oder unter dem Aetna, leichter zu erklären sein. Ueberall waren es die alten kuretisch-phönizischen Stein- und Eisenarbeiter. Nur dem Neptunischen Cyclopen in der Odyssee Polyphemos mit seiner Sippschaft dürfte nicht mit dieser Hypothese beizukommen sein, man müfste denn seinen Weg blos über den Vulkanischen Aetna nehmen wollen. Indefs scheint gerade dieser Felsenstieg hier etwas halsbrechend und wenigstens nicht auf der Homerischen Reiseroute zu liegen.

II. Ist auch die Benennung cyclopisches Mauerwerk in der Allgemeinheit, in welcher sie einige französische Alterthumsforscher jetzt brauchen, auf die Ueberlieferung des Alterthums begründet? Nur Mycenä und Tiryns heifsen bei den alten Schriftstellern die cyclopischen Mauern. Pausanias, der die Trümmer dieser Riesenmauern genau beobachtete, bemerkt in seiner Periegese Griechenlands eine Menge merkwürdiger Mauerwerke; aber nur bei diesen Ruinen sagt er ausdrücklich: sie sind ein Werk der Cyclopen *). Nur in so fern aber Haupt-Riesenkräfte zu solchen Mauerwerken erforderlich zu sein schienen und man sich angewöhnte, späterhin unter Cyclopen sich nur Riesen zu denken, mag dieser Ausdruck sich allenfalls entschuldigen lassen. Alsdann könnte man auch wohl noch allgemein sie Riesen- oder Gigantenmauern nennen? Nicht blos Irland hat seinen Riesendamm (Giant's Causeways) und Malta seinen Riesenthurm **),

bei dem Kenner dieser Abstammungen wohl nicht erst eines Beweises. Von Lybien aus aber brachte Prötus (oder Perseus) die Mauerriesen oder Cyclopen zuerst an die argivische Küste. Auch der Weg über Thrazien würde uns nicht befremden dürfen. Denn wurde nicht auch Thrazien durch phönizischen Handel und Bergbau zuerst angebaut und bewehrt? — Wahrscheinlich ist auch der Begriff des Riesenhaften, den man später mit den Cyclopen verband, blos von diesen ungeheueren Mauersteinen zuerst ausgegangen. Wer so mauerte, mufste ja wohl ein Riese gewesen sein.

*) Aufser Pausanias erwähnt Euripides in zehn Stellen der noch vorhandenen Tragödien dieser Cyclopenmauern, die schon Barnes zur Iphigenia in Aulis 152 zum Theil gesammelt hat. Das Τιρύνθιον πλίνθευμα, welches Hesychius aus einem alten Tragiker anführt, scheint dem Sophocles anzugehören.

**) Man findet ihn in dem neuen Prachtwerke: Ancient and modern Malta by R. de Boisgelin (London, Robinson 3 Bände in 4.) im ersten Theile Plate VIII. genau abgebildet. Hr. von Boisgelin ist entschlossen, über diesen Riesenthurm und ähnliche alte Werke dieser Art eine eigene Abhandlung zu schreiben.

sondern fast in allen früher bewohnten östlichen und südlichen europäischen Ländern finden sich noch Trümmer kühnaufgethürmter Felsenmassen (mehrere davon nannte man auch wohl druidische Monumente), die man sogar durch Riesen der Urwelt zusammenschichten liefs.

III. Wo liegt eigentlich der Unterschied zwischen dem, was Vitruv im Mauerwerke überhaupt genus incertum nennt, und diesen uralten und doch schon kunstmäfsig aufgeschichteten Felsenblöcken? Die blose Gröfse der Steine kann hier den Unterschied nicht machen. Das künstliche Ineinanderfügen des Vielecks, so dafs die Ecken immer in einander pafsten, scheint eigentlich die Hauptsache gewesen zu sein. Bei den Mauern von Tiryns bemerkt schon Pausanias eine spätere Nachhilfe kleiner ausfüllender und bindender Steine *). Von diesen schweigt unser neuer Reisender. Bei einer geraden Prüfung darf aber diese Nachricht, die allerdings zu anderen Resultaten führen kann, als sie Petit Radel fand, nicht übersehen werden. Jene Füllsteinchen machen den natürlichen Uebergang zur Verkittung und Verbindung durch Mörtel. Ueberhaupt aber dürfte hier der Punkt auch sehr genau zu untersuchen sein, ob nicht auch bei jenen grofsen Felsenmassen in den zertrümmerten Cyclopen- oder Riesenmauern schon Bearbeitung und Behauung der Steine durch metallene Werkzeuge stattgefunden habe. Diefs scheint bei dem Muster der cyclopischen Mauer, das im Magazin Encyclopédique in Kupfer gestochen worden ist, bestimmt der Fall zu sein. Dann wäre der Uebergang zu den Mauern, wie sie Houel zu Kortona, Santi in seiner Reise nach Montamiala fand, leicht zu erklären. Ja selbst die alte Stadtmauer von Fiesola, die uns Prof. Meyer selbst durch eine Abbildung erläutert hat (Propyläen I. 1.), sind, wie alle sogenannte etrurische Mauerwerke in den Apenninen, neu geregelte Abartungen jener ursprünglichen Manier.

---

*) Pausanias II, 25. p. 273, Fac. nennt sie λίθια, die seit langen Zeiten bestimmt wären, die Verbindung der grofsen Steine zu machen, ἁρμονίαν εἶναι τοῖς μεγάλοις λίθοις. Denn wenn man die zweite Stelle von der Schatzkammer des Minyas IX., 38. p. 120. damit vergleicht, wo derselbe Ausdruck vorkommt, so findet sich, dafs die von Facius vorgeschlagene Verbesserung ganz unnöthig ist. Uebrigens hat schon der fleifsige Goguet (Origine des Loix T. II. p. 205. ed. in 4.) den Anachronismus des Pausanias in diesen Erzählungen gerügt.

IV.

Myron und der athletische Kreis.

An den Herausgeber des Freimüthigen.

Beifolgende Probe meiner archäologischen Vorlesungen schicke ich Ihnen nicht ohne mannichfaltige Zweifel und Bedenklichkeiten. Für die meisten Leser Ihrer beliebten Zeitschrift können die hier abgehandelten Materien nur wenig Reiz haben. Indefs, wer spricht oder faselt jetzt nicht von griechischer Kunst! Da ist es doch vielleicht nicht unnütz, an irgend einem Beispiele zu zeigen, wie wenig hier mit sublimirtem Kunstgeschwätz nach Art und Weise unserer neuesten Mystiker und Philosophen ausgerichtet wird, und wie mühsam der Weg ist, auf welchem sich, meiner beschränkten Ansicht nach, allein zu einigen Ansichten im Geist der Antiken gelangen läfst. Erlauben Sie mir nur noch, einige Bemerkungen über Form und Inhalt dieser Probe vorauszuschicken.

Es war mir bei diesem ganzen ersten Cursus archäologischer Vorträge, deren Inhalt in den eben jetzt gedruckt erscheinenden Andeutungen *) genauer dargegeben ist, in Absicht auf die griechische Kunst für's Erste nur um die Geschichte der eigentlichen Plastik zu thun, die in Elfenbein, Marmor oder Erz, blos in runden oder halberhabenen Figuren arbeitet. Denn von dieser Plastik gehen alle Ideale und Kunstbegriffe aus. Hier war es also nöthig, das lebendige Wirken und Fortschreiten dieser Kunst an den Hauptleuten und Koryphäen derselben so ausführlich als möglich zu zeigen. Ich nehme in der eigentlichen Kunstgeschichte Griechenlands nur zwei Abschnitte an, die hohe und strenge, und wieder die schöne und anmuthige Kunst (das genus austerum und jucundum, wie es die Alten bestimmten). Für diese zwei Haupt-

*) Andeutungen zu 24 Vorträgen in der Archäologie. Dresden, Arnold, 1806. 150 S. in gr. 8.

abschnitte habe ich nun sechs Hauptfiguren aus der fast unabsehbaren Reihe griechischer Bildner ausgehoben, den Elfenbeinbildner Phidias und die zwei Erzgiefser Polyklet und Myron aus der strengeren, die zwei Marmorbildner Scopas und Praxiteles und den Alles vollendenden Lysippus aus dem anmuthigen Kreise. Jedem sollte meinem Plane nach eine eigene Vorlesung geweiht sein, und so trat auch die hier mitgetheilte in ihre Ordnung, vielleicht unter allen die trockenste, und für die, welche gern Alles in grofser Masse schauen und mit frappanten Zusammenstellungen gekitzelt sein wollen, die langweiligste. Allein ich wollte und durfte auch durch solche Künste nicht bestechen. Mein kleines Verdienst dabei besteht blos in der Combination der äufserst fragmentarischen und fast einsilbigen Nachrichten, die uns aus dem Alterthume geblieben sind. Hier wünschte ich meine Ansichten wohl mit denen meiner Vorgänger verglichen zu sehen. Lessing ist und bleibt hier das unerreichbare Muster des fruchtbarsten Scharfsinns und jenes seltenen und sicheren Divinations-Vermögens, aus einer unbedeutenden Klaue die Gröfse und ganze Form des Löwen zu errathen. Der Archäolog mufs unter Schatten von halbverwischten Spuren wandeln, und oft nur aus den letzten Ueberresten alter Ueberlieferungen und Trümmer die gewagteste Restauration versuchen. In wiefern es mir auf diesem Wege gelungen ist, das Alte, tausendmal Wiederholte in eine neue Verbindung zu setzen, mögen die wahren und eben daher nachsichtsvollen Kunstfreunde aus dieser Probe entscheiden, der dann das Ganze zu seiner Zeit folgen könnte. So viel über den Inhalt. Ueber die Form mufs ich nur noch bemerken, dafs ich freilich nicht dafür einstehen kann, ob ich bei der Vorlesung Alles gerade so ausgesprochen habe, wie es hier steht. Denn ich habe mir nie im Voraus eine vollständige Handschrift ausarbeiten mögen, da ich mich bei allen meinen Vorträgen blos auf die Eingebung des Moments in Allem, was die Form betrifft, zu verlassen und nur die Materialien in möglichster Vollständigkeit vorher mir vorzuhalten pflege. Aber eben darum, weil mir die Angaben, aus welchen ich mir die Sache so oder so vorstellen zu müssen glaubte, alle schon vor Augen waren, — die Kupferwerke und Antiken, worauf sich bezogen wurde, gingen theils während der Vorlesung selbst, theils nach ihren jedesmaligen Beendigungen herum oder waren aufgelegt, — darf ich nicht fürchten, etwas Wesentliches dort ausgelassen zu haben. Gewöhnlich hatten die gütigen Kunstfreunde, die mir ihre Gegenwart schenkten, die überschwängliche Geduld, mich länger als eine Stunde anzuhören, und so konnte allerdings so viel umfafst werden, als hier angegeben ist. Nur die Anmerkungen und Citate sind neu dazu gekommen. Ich weifs, wie Viele sich an diesen bösen Noten ärgern. Allein mir ist es nun einmal nicht möglich, so ohne allen Beweis den

Glauben meiner Leser in Anspruch zu nehmen. Ja ich gefalle mir sogar in diesem Rest altteutscher Pedanterei und verrufener Gründlichkeit! Man lasse jedem Vogel seinen natürlichen Waldgesang.

Es versteht sich übrigens, dafs jede dieser Vorlesungen wenigstens einige Blätter sauberer und treuer Umrisse nach Antiken beigelegt werden müfsten. Dafür würde wohl Rath zu schaffen sein, wenn nur der gegenwärtige Augenblick zu solchen Alterthumsklaubereien Ruhe und Raum darböte. Panem et gladiatores!

Dresden, den 20. April 1806. B.

Wir treten nun zu einer der kräftigsten, dädalischen Naturen der griechischen Künstlerwelt in jenem glänzenden Zeitalter des hohen und strengen Stils (genus austerum). Der Kreis der grofsen, idealerschaffenden Meister aus Agelades Schule schliefst sich mit ihm. Myron ist sein Name. Sein Schatten winkt uns und fordert sein Sühnopfer. Denn viel zu wenig wurden seine Verdienste da, wo neuere Archäologen eine Galerie der griechischen Künstler aufzustellen versuchten, oder den Mann nur um seiner viel besungenen Kuh willen rühmten *), bis jetzt bedacht und mit gerechter Wage gewogen. Wenn ihn dagegen ein neuer römischer Kunstkenner sogar den Michel-Angelo der Griechen nennt **), so ist diefs freilich fast mehr geboten, als selbst die liberalste Anerkennung leicht zugestehen würde; doch fehlt es uns nicht an Belegen, sogar dieser Vergleichung das Auffallende und Befremdende zu nehmen.

Obgleich im kleinen böotischen Eleutherä geboren, erhielt Myron doch das Athenische Bürgerrecht durch eine Naturalisationsacte, die zugleich alle seine Landsleute umfafste ***). Er hätte es wohl auch durch sich allein zu erringen gewufst. Denn er verdiente es, wie Wenige, der ewigen Jungfrau höchste Ver-

---

*) Man lese z. B., wie er in Sonntag's Unterhaltungen für Freunde der alten Lit. I. 100 f. abgefertigt wird. Doch diefs ist auch nur ein munterer Jugendversuch eines Mannes, der sich später in ganz anderen Gärten unverwelkliche Kränze zu flechten wufste.

**) Mirone fù il Michel Angelo di que' tempi, e Michelangelo il Mirone de' nostri. Guattani, Notizie sulle Antichità e belle arti di Roma per l'anno 1784. p. XII.

***) Pausan. I. 38. p. 148. Ueber Eleutherä hatte Athen den von der Eleusinischen Jacchusweihe ganz verschiedenen späteren Bacchus- und Lingamdienst erhalten. Wesseling zu Diodor III. 65. p. 234. Daher die Verbindung.

herrlichung, die Panathenäen, nicht blos als dienender Schutzverwandte zu feiern. Pallas Athene erschien auch ihm, wie sie dem Phidias und Polyklet erschienen war. Darum ward Myron's Name mit jenen zwei Auserwählten oft allein ausgesprochen, wo von den drei Ersten der griechischen Plastik die Rede ist *).

In stetem Wettkampfe, auf die errungene Palme tretend und nur nach der noch zu erringenden greifend, erhob sich Hellas auch in allen bildenden Künsten zu jenem Gipfel der Ideale, den nie ein anderes Volk vor ihm und nach ihm erreichte. Zwar hatten die Künstler keine so feierlich angesetzten Wettkämpfe, wie die Kämpfer in den gymnastischen und musikalischen Wettstreiten. Doch fehlte es nicht an wettkämpfenden Ausstellungen, wo sich an derselben Bildform kühn die Vortrefflichsten versuchten **). Und jeder Einzelne wetteiferte mit einem grofsen Vorgänger oder Mitbewerber oder — der herrlichste Wettkampf für höhere Naturen — mit sich selbst. Phidias hatte keinen Nebenbuhler als sich selbst. Vor ihm, über ihm war keiner. Aber sechsmal erschuf er selbst die Minerva, und nur zu einer setzte er seinen Namen. Mit dem erhabenen Phidias trat der zarte Polyklet, seine geringere Kraft klug abwägend, in die Schranken. Wollen wir Myron's schaffenden Genius richtiger würdigen, so erscheine er uns mit unverwandtem Blicke auf Polyklet's, seines älteren, vom Glück begünstigteren Mitschülers, hochgepriesene Kunstschöpfungen. Und Myron's Palme, sie ward ihm auf dem Theater seiner kräftigsten Kunstgebilde, zu Delphi, durch des Pythagoras, seines nie von ihm lassenden Nebenbuhlers, Pankratiasten streitig gemacht.

Polyklet und Myron fanden ihre Gröfse nur im Erzgufs, wenn sie auch sprödere Stoffe im Vollgefühle ihres Vermögens nicht verschmähten. Aber selbst in der Wahl des Erzes zeigte sich die Eifersucht zweier sich stets begegnender, nie befreundender Genien. Des auf der heiligen Delos zubereiteten und dort in unzähligen Dreifufsformen verarbeiteten Metalls bediente sich stets Myron, da hingegen Polyklet die äginetische Mischung zu seinen

*) So bei'm achtungswürdigsten der noch überlebenden griechischen Kritiker, bei Dionysius, Judicium de Thucyd. p. 817. Reisk. So selbst in der verkörperten Plastik Mund in Lucian's Traum c. 8. T. I. p. 11. Wetst. Doch hier steht der Altmeister unter den späteren Marmorbildnern Praxiteles noch mit in der Reihe.

**) Man denke an die Venus des Alcamenes und Agoracritus, an die fünf Amazonen im Tempel zu Ephesus, an die vier Frisen am Mausoleum u. s. w. Es verdiente diese wohl eine eigene Vorlesung, weil daraus für unsere sogenannten Salons und Kunstausstellungen manche ganz erspiefsliche Nutzanwendung abzuleiten wäre.

Arbeiten vorzog *). Es wird uns schwer, selbst nach den sorgfältigsten Prüfungen dessen, was Plinius in den ersten acht Abschnitten seines 34sten Buchs über die Mischungen und Zubereitungen der alten Bronze uns aufbewahrt hat, eine deutliche Vorstellung von der Schönheit und dem (an einzelnen Theilen noch durch Vergoldung gehobenen) Glanze der alten Bronzebilder zu gewinnen **). Aber es läfst sich errathen, dafs solche Meister, wie die zwei genannten, auch die möglichste Tauglichkeit der Stoffe zu berechnen wufsten. Vielleicht die Hälfte aller damals zu giefsenden Statuen in Bronze waren gymnastische Figuren. Bekanntlich waren alle gymnastische Körper von der Sonne und der Oelsalbe (ceroma) auf eine ganz eigene, von unserer bäuerischen Sonnenfärbung (basanné) himmelweit verschiedene Weise gebräunt ***). Eine eigene Gattung gymnastischer Virtuosen, die Salbemeister (Aliptae), wachten mit Kenneraugen über diese Bräunung. Sie wurde für eine Bedingung der blühenden Männlichkeit gehalten, und sie wufste man auch durch die Compositionen in der Bronze so täuschend nachzuahmen, dafs es nicht mehr Bildwerke, sondern die Körper selbst zu sein schienen. Wir besitzen noch eine begeisterte Lobrede auf die gymnastische Schönheit einiger neapolitanischer Jünglinge. Da heifst es vom zierlichen Iatroklet: „sein Körper war, durch die Gymnastik verherrlicht, den schönsten Bronzebildern ähnlich. So glich er der mit anderen Metallen vermischten Bronze“ †). Hierdurch wäre denn auf einmal auch das Räthsel gelös't, warum Polyklet und Myron verschiedene Erzmassen brauchten. Anders waren die

---

*) Deliaco aere Myron usus est, Aeginetico Polycletus, aequales atque condiscipuli. Aemulatio iis et in materia fuit. Plinius XXXIV. S. 5.

**) Wir kennen die zerlegenden Schmelzungen und Untersuchungen der Franzosen von Caylus und Falconet herab bis auf Mongez. Allein, was Sarot schon längst für die Münze that, geschah noch immer nicht für die übrige Bronze. Wie gern hörten wir einen Benvenuto Cellini auch hierüber, wie über das Technische, (s. Leben des Cellini von Göthe Th. 2. S. 219 f.) sprechen!

***) Statt aller anderen Zeugnisse nur die Schilderungen Lucian's de gymnas. c. 25. T. II. p. 907. und an mehreren Stellen jener Schutzrede für die Gymnastik. Daher die bekannte Metapher der Redekünstler, wenn sie von der Färbung der Rede sprechen, χρῶμα, color orationis, worauf Joh. Chr. Gottl. Ernesti in seinen beiden technologischen Wörterbüchern gar keine Rücksicht genommen hat.

†) χαλκῷ κεκραμένῳ. Es ist die 28ste Rede des Dio Chrysostomus p. 289. B. Marc. II.

jugendlichen Ephebenkörper, in welchen Polyklet das Höchste leistete, anders die gewaltigen Athleten- und Pankratiastenformen, die Myron wiedergab, durch die Palästra gefärbt. Sonderbar und doch wahr! Auch der Plastik sollte die Carnation, die für uns im Gebiete der Malerei zu liegen scheint, erreichbar sein. Nun verstehen wir eine Menge griechischer Sinngedichte, die von der Magie lebender Bildsäulen sprechen, noch deutlicher. Selbst die Bronze wurde gleichsam zu Fleisch umgegossen, und wo der Marmor nicht nachzukommen vermochte, half man ihm durch künstliche Firnisse (circumlitio) nach!

Da Polyklet in der Symmetrie, welche griechischen Körpern nur durch die Gymnastik angebildet werden konnte *), unübertreffbar und canonisch geworden war, so suchte der in Allem stärkere und kräftigere Myron durch stets wechselnde Mannichfaltigkeit der Gegenstände, Neuheit der Compositionen und Ergreifen der sonderbarsten Stellungen seinem Nebenbuhler den Schritt abzugewinnen. „Er vervielfachte die Gegenstände, sagt Plinius, und producirte weit mehr als Polyklet, der in der Symmetrie genauer war" **). Und so ist es. Selbst aus der Zusammenstellung der halbverklungenen, nur noch in einzelnen abgebrochenen Tönen zu uns herüberkommenden Kunstsagen über sein Werk ***) geht in voller Klarheit die Ueberzeugung hervor, dafs er im weitesten Umfang Universalist gewesen ist und alles Darstellbare in der Fabel-, Menschen- und Thierwelt nicht nur kühn aufgegriffen, sondern auch in den frappantesten Momenten festgehalten habe.

Wer damals genannt sein wollte, mufste sich wenigstens durch einige Colossalbilder erster Gröfse und Schöne gelös't haben. Selbst der zarte Polyklet setzt die colossale Juno auf ihren Thron zu Argos. Aber Myron begnügte sich nicht mit Einem auf einmal! Er schuf ein colossales Kleeblatt, die Idee auffassend, wie die treuschützende Minerva den nun zum Olymp erhobenen Hercules dem Vater Jupiter vorgestellt hatte, worauf sich beide zur Rechten und Linken des Vaters hinstellten. Er gruppirte diese Colossen auf einer Basis zusammen †) und brach wahrschein-

---

*) P. Fabri, Agonisticon, Mercurialis, de arte gymnastica in hundert Stellen.

**) Myron numerosior (diefs heifst nicht, wie Winckelmann erklärt, harmonischer, nicht, wie Lanzi, Notizie p. XXXI. zum dritten Theil seines Saggio, mannichfaltiger) in arte, quam Polycletus, hic (so mufs gelesen werden) symmetria diligentior. Plinius XXXIV, 19. 4.

***) Junius, Catalog. p. 127—129. Darum bezeichnet ihn Ovid III. A. A. 219. durch das Beiwort operosus, der Productive.

†) Sie gehört also nach Levezow's scharfsinniger und probehaltiger

lich darin eine neue Bahn, da er das, was andere Bildhauer und Erzbildner vor ihm schon lange in kleineren Statuen gethan, auf drei Colossen, in eine ehrwürdige Familiengruppe vereinigt, übertrug. Polyklet hatte seiner colossalen argivischen Juno eine Löwenhaut auf den Fufsschemel gelegt. Mit ihren Füfsen trat die Göttin, auch im Bilde noch Stiefmutter, die Siegerspolie des verhafsten Bastards. Wie konnte Myron diese Schmach besser rächen, als dafs er im grofsen Junotempel zu Samos selbst die Apotheose des gekränkten Halbgottes durch jene drei herrlichen Colossen feierte! Denn im Tempel zu Samos, der damals schon mehr Metallothek und Pinakothek als Tempel war, hatte Myron absichtlich diese Hochgestalten *) aufgestellt **). Zwei römische Imperatoren und Kunstplünderer theilten sich in der Folge in die Pracht dieses Kunstwerks. Der Triumvir Antonius hatte sie alle drei nach Rom geschleppt. August schickte den Hercules und die Minerva nach Samos zurück, behielt aber den Jupiter, um durch ihn die prächtige Capelle des Donnergottes zu verherrlichen, die er im Jahre 732 zum Andenken seiner Rettung von den Dolchen der Verschwörer im Vorhofe des Capitols mit einem Aufwande, dessen der Selbstherrscher der Alles beherrschenden Roma wohl nur allein fähig war, und die selbst die Eifersucht des alten capitolinischen Schutzgottes erregte, erbauen und ausschmücken liefs. Dieses hochgefeierte Bild wurde nun auch den Münzen jenes Jahres aufgeprägt und auf Gold und Silber verewigt, und so gelang es dem Jupiter des Myron auch noch uns Spätgeborenen zu erscheinen ***).

Eintheilung der statuarischen Gruppen in gesellschaftliche und dramatische (über die Familie des Lycomedes p. 22. f.) zu den blos gesellschaftlichen. Das berühmteste Muster bleibt wohl das auf dem Capitol aufgestellte und unzählige Male nachgebildete Dreigestell mit dem Jupiter in der Mitte, der Juno zur Linken, der Minerva zur Rechten. Doch wie viel ist hier noch zu erklären übrig!

*) So, nicht Riesengestalten, müfste man die Colossengestalten zu verteutschen suchen Der Colofs, der ein wahres Kunstwerk sein soll, darf nie riesenhaft erscheinen.

**) Strabo XIV. p. 944. C. D. die einzige übrig gebliebene Stelle von diesem Prachtwerke!

***) Wir wissen aus Strabo am ang. O., dafs August eine eigene Capelle für diesen Jupiter bauen liefs; wir lesen im Plinius XXXIV. 19. 5., dafs der Jupiter Tonans im Capitol aus Delischem Erz gewesen sei. So mufs es Myron's und nicht Leochares's Jupiter, wie Plinius aus einer falschen Kundschaft anderswo XXXIV, 19. 17. berichtet, gewesen sein, der hier ausgestellt wurde, und diesen haben wir noch auf Gold- und Silbermünzen, stehend, das Sceptrum in der Linken, den Blitz in der gesenkten Rechten hal-

So wie nun Myron hier die Colossalformen verdreifachte und in den erhabensten Göttergestalten gleichsam schwelgte, so war er auch, was seit Phidias jeder Meister der ersten Gröfse damals sein mufste, im Kleinsten vollkommen. Zwar beruht sein vorgebliches Grabmal einer Grasmücke oder Heuschrecke auf einer lächerlichen Verwechselung der alten Dichterin Myro mit dem grofsen Erzbildner, der wenigstens um 30 Olympiaden später lebte *). Allein das Alterthum kannte auch hochvollendete kleine Werke dieses Meisters. Seine Trinkschalen aus Silber und Erz wurden nebst denen des Mys, Mentor und Polyklet stets unter die unschätzbarsten Prachtgefäfse auf den Schenktischen griechischer und römischer Apiciusse gerechnet. So bewunderte man noch zu Martial's Zeiten in Rom eine silberne, von einer Schlange höchst zierlich umwundene Schale von ihm **). Welche Welt voll Kunst und Herrlichkeit würde sich uns öffnen, und wie würden die Wedgewoods, die Porzellane und Derbystones, und Alles, was die Palais-Royals und Bondstreets in ihren pomphaft angekündigten Gold- und Silberarbeiten aufstellen, in ihrer kostbaren Uniform und anspruchsvollen Frivolität zusammenschwinden, wenn sie mit einem einzigen Buffet (abacus), wie sie uns Athenäus im 11ten Buche seiner Tischreden zu Dutzenden aufzählt, zusammengehalten werden könnten!

Polyklet hatte, wie wir in der letzten Vorlesung sahen, aus der gruppen- und stellungsreichen Gymnastik nur die zarteren Knaben- und Jünglingsfiguren gewählt und diese in allen Abstufungen bis zu ihrem Vorsteher und Schutzgott, dem Mercur selbst, idealisirt. Myron's kraftvollere Natur verschmähete die schwellende Jünglingsknospe der Ephebeen ***) und alle verführerischen

---

tend und zur Seite gekehrt (also mit einer Seitenfigur sprechend als Gruppe gedacht). S. Eckhel, Doctr N. V. T. VI. p 92. Die Abbildung gab schon Patin in seinen Münzen zum Sueton Tab. X. 3. Die alten Compilationen, wie die des Ryckius, de Capit. c. 39 p. 454 f. hellen hier nichts auf.

*) Selbst Winckelmann verwickelte sich noch in die seltsamsten Anachronismen, weil er den Muth nicht hatte, den Irrthum des Plinius für das zu halten, was er ist. Doch hier kam schon Fea zu Hilfe. S. Storia T. II. p. 209. not. B. Die Dichterin Erinna hatte die Sängerin Myro in einem Epigramm an ihrem Grabmal mit einer Grasemücke (Τέττιξ) verglichen. Daher des Plinius oder vielmehr seines Gewährmannes lächerlicher Mifsgriff. Vergl. Fabricii Biblioth. Gr. T. II. p. 131. Harles.

**) „Serpens in patera Myronis arte" Martial VI, 92.

***) Ephebos hiefs der Athenische Jüngling bis in's 17te Jahr, so lange er noch dem gymnastischen Exercitienmeister, dem Pädotribes, unterlag; Ephebea die Abtheilung in den Gymnasien, wo

Reize der unbärtigen Alcibiadesse. Sein Weg ging gerade in die eigentlichen Palästren, in die Kampfschulen der Ringer und Faustschläger, der Athleten und Pankratiasten, denen die ganze Seele in der geballten Faust oder in der gediegenen Brustmuskel safs. Sie unablässig betrachtend und ihre kraft- und ausdruckvollsten Stellungen belauschend, schuf er seine vollkommensten Bildwerke. So kann man sagen, dafs der athletische Kreis Myron's eigenthümlichster Spielraum gewesen. Siegende Kämpfer (Hieronicae) wurden für die Haine und Vorhöfe der Tempel, wo sie gesiegt hatten, für die Zierplätze ihrer Heimath- und Vaterstädte in hundert Formen und Gestaltungen gegossen, und ihre Bildung veranlafste neue Wettkämpfe unter den Bildnern selbst. Agelades, Calamis, Alcamenes, Canachus, Onatas, selbst Polyklet hatten sich schon in den gelungensten Siegerstatuen verklärt. Immer suchte der Nachfolger seine Vormänner zu überbieten. Das Höchste war noch nicht erreicht. Myron trat in die Schranken und errang durch die strotzende Regsamkeit und Gediegenheit, durch die schwellende und schwebende Lebens- und Muskelfülle seiner bis zur letzten Vollendung ausgearbeiteten, in die gewagtesten Stellungen gebrachten Athletenkörper, die sich nur einmal so in der ganzen Völker- und Menschengeschichte zeigen konnten und — ist uns ein Glaube an fortschreitende Menschheit heilig — nach unseren Wünschen auch nie wieder zeigen mögen, die erste Palme der ikonischen Plastik. Für uns ist dieser Athletenkreis fast nur noch eine Sage aus der Platonischen Atlantis. Kaum, dafs wir noch einige Trümmer und Spuren desselben in Reliefs *), Vasengemälden **), geschnittenen Steinen ***) und in der Spitze aller Athletenkörper, in Herculesstatuen †) und wenigen sogenannten Fechtertronken, erkennen. Aber auch diese reichen vollkommen zu, um uns selbst wider unseren Willen das Geständnifs abzuzwingen, dafs Alles, was Cicero und Quintilian von palästrischen Körperausbildungen und Bewegungen selbst im Vorübergehen noch mit besonderem Nachdruck andeuten ††), wohl etwas Ungemeines

---

sie abgesondert geübt wurden, Vitruv, Strabo T. II. 196. ed. Siebenk. nach Tyrwhitt's Verbesserung, Guattani, Notizie 1789. p. 68.; vergl. Van Dale ad marm. antiqu. VIII. p. 660. f. Caylus, Recueil T. II. p. 188 f.

*) Das ausdruckvollste im Museo Pio-Clementino T. IV. tav. 36.

**) Zwei der schönsten in Tischbein's Engravings T. 1. Nro. 55. 56.

***) S. Tassie's Catalogue N. 7992—8030.

†) Z. B. die Herculesstatuen im Museo Pio-Clementino T. II. tav. 4—9.

††) Motus palaestrici. Cicero, Off. I. 36. Quintilian I. 11.

und Höchstvollkommenes in seiner Art gewesen sein müsse. So viel ist deutlich, selbst in diesen fast bis zur sträflichen Ungebühr aufgefütterten Massen, wo der ganze Körper gleichsam mit prallen Fleischkissen überpolstert wurde, mufste doch Alles sowohl durch die tausend Umtastungen und Reibungen der Salbemeister, die sogar eine eigene Salbarzneikunde bildeten *), als durch die mürbeklopfenden Schläge und Griffe der Gegner bis zur untadelhaftesten Gediegenheit verarbeitet und gleichsam durchgeknetet sein. Man denke sich hierbei nur das, was Lucian seinen Solon zur Vertheidigung der Gymnastik für die Jünglinge sagen läfst, in erhöheter Potenz und ohne sich durch die gehässigen, zu ihrer Zeit auch wohl treffenden Ausfälle Galen's und Anderer **) irren zu lassen. Welch einen Schatz von Modellen mufste diefs dem beobachtenden und, so bald er nur eine freie Erziehung genossen hatte, einst selbst auch so bearbeiteten Künstler eröffnen. Wie wird uns dabei in unserem nordischen Himmel zu Muthe, da selbst der italienische Kunstkenner, der doch noch zuweilen bei'm Anblick eines gediegenen Trasteveriners oder Lazzaroni ausrufen mag, wie dort die Freier der Penelope bei'm Anblick der selbst aus den Lumpen hervorblitzenden Kraft des Ulysses ***):

Welche stattliche Lende der Mann aus den Lumpen hervorstreckt,

mit Wehmuth das Geständnifs ablegt, es sei ein jämmerlich Thun mit der heutigen Art, das Nackende an irgend einem Sansculot zu studiren, der zur Nothpein des Modellstehens auf der Strafse aufgegriffen wird †). Wie wenigen wird bei uns auch nur einmal der Anblick zu Theil, von welchem der ehrliche Lippert mit so vieler Begeisterung erzählt, als er im siebenjährigen Kriege die Croaten in der Elbe baden sah, wobei er, seinen Versicherungen nach, eine Geschmeidigkeit und Schönheit bemerkte, die sonst nur dem hohen Stil der Kunst eigen ist ††). Myron und seine Zeitgenossen bedurften keiner badenden Croaten zu ihren

*) Iatraliptik. Aliptae virium et coloris habent rationem sagt Cicero, Div. I. 9. S. Curt Sprengel's Geschichte der Arzneikunde I. 280. 352. neue Ausg.

**) Alles ist verständig gesammelt und geordnet in Meiners's Vorlesung de gymnasiorum utilitate et damnis in den Commentat. Gotting. T. XI. p. 269 f.

***) Odyssee XVIII. 74.

†) Ut vulgaris homo e trivio conductus denudetur et in abaco sistatur, sagt der Neapolitaner Ignatio Ignarra in seinem Commentarius de palaestra Neapolitana (Neapel 1770 in 4.) p. 127, wo ein trefflicher Excurs über den Einflufs der Gymnastik auf die Kunst der Alten vorkommt.

††) Vorrede zur Dactyliothek S. 40.

männlichen Schönheitsgebilden. Und diese überschwängliche Kraftfülle nun noch dazu in die keckste, malerischesten Stellungen und Bewegungen gebracht, in welchen die gewaltigsten Stöfse und Beugungen, selbst bis zur scheinbaren Verrenkung, doch stets im Ebenmafs und Verhältnifs zur strengsten Kunstregel stattfinden sollten! *) Was mufste hier das täglich geübte Auge eines Meisters, wie Myron war, entdecken! Stellen wir uns doch, um wenigstens durch eine Art von Approximation der Sache näher zu kommen, wenigstens in den Kreis, den noch jetzt der vornehme und niedere englische Pöbel um zwei fast bis an den Nabel entblöste Boxer und seine Bouteillenhalter schliefst. Und was ist der hartnäckigste Kampf dieser noch so rüstigen Rostbeef-Esser, und wenn er vierzig Gänge dauerte und viele tausend Guineen dabei verwettet würden, gegen einen geregelten Faustkampf vor den Panhellenen zu Olympia oder Delphi. Es ist unglaublich, wie wenig selbst der geübtere und gewandtere Italiener sich jetzt auch nur solche gymnastische Stellungen vergegenwärtigen kann, die er an den herrlichsten Ueberresten der Antiken vor Augen hat. Gibelin konnte in einer Vorlesung bei'm National-Institut das Entzücken der Zuschauer nicht genug schildern, die in Rom den nervigen Ballonschläger Pezzaro umringten und, als sie ihn von ungefähr auf einer sehr frappanten Stellung ertappten, mit einem Schrei ausriefen: Eccolo, il gladiatore! Und nun mufste die allgepriesene Borghesische Kämpferstatue auf einmal zum Ballonschläger gestempelt werden **). Ein teutscher Maler kam nach Rom und mäkelte eben diesen sogenannten Fechter. Die gedehnte Rückenhaltung, sagte der Lästerer, sei nicht in der Natur. Man solle nur selbst recht zusehen. Der untere Theil des Rückgrates gehe in ganz anderer Richtung als der obere. Das sei eine sehr unnatürliche Kunstcaprice des grofsen Agasias gewesen. Ganz Rom gerieth über diese frevelnde Zunge in Bewegung und doch schien der Tadel Vielen nicht ungegründet. Da versammelten sich die Jünger und Kunstgenossen in der Academie des tugendhaften Malers Belatti, und ein lebendiges Modell wurde so lange gerenkt und geschoben, bis endlich dieselbe identische Stellung glücklich zur Welt gebracht war. Den Triumph über diesen Fund, den man wohl gar eine Zangengeburt nennen möchte, schildert ein unverdächtiger

---

*) Man erinnere sich an das, was Cicero hierbei als unerläfsliche Bedingung ausspricht: ut quicquid in his rebus fiat utiliter ad pugnam, idem ad adspectum etiam sit venustum, im Orator, c. 68. und dafs als ἀπάλαιστος gescholten zu werden, in seiner Art eben so schimpflich war, als wenn man einen ἄμουσος hiefs. P Faber, Agonist. I. 14. p. 36.

**) S. Millin, Monumens inédits T. I, p. 372.

Augenzeuge mit hohem Preise im Jubeltone *). So weit haben wir es endlich mit unseren lebendigen und todten Gliedermännern gebracht!

Stellen wir uns lieber in Gedanken dem grofsen Myron zur Seite in einem der griechischen Prachtgebäude, die Gymnasien hiefsen, und drängen uns mit ihm in jenen enger und enger sich gürtenden Kreis der Zuschauer, die voll Begierde sich auf die Fufszehen stellen **), um die höchste Blüthe des Kunstgenusses zu brechen und in den erlesensten Bewegungen der erlesensten Körper, wo Schönheit und Kraft im unzertrennlichen Bunde sich vermählen, mit nie zu ersättigender Augenlust zu schwelgen. Doch hier trennt sich so eben der Kreis. Der siegende Kämpfer setzt seinen Kranz der nächsten Hermensäule auf. Ein neuer Wettkampf beginnt im Schleudern der Wurfscheibe. Welch' eine bewundernswürdige Kraft und Gewandtheit beweis't dieser Scheibenwerfer. Wie kunstreich und schwierig ist die Stellung, womit der junge, rüstige Athlet die metallene, anhaltlose Scheibe hoch in die Luft zu treiben sucht. Den Kopf vorwärts gebeugt, kehrt er diesen gegen die Hand, auf welcher die Wurfscheibe ruhend den letzten Aufschwung erwartet. Die andere stemmt er, um dem Wurfe mehr Nachdruck und Schwungkraft zu geben, auf die etwas vorwärts gebogenen Kniee, und sieht ganz so aus, als ob er sich im nächsten Augenblicke nach dem Wurfe in die Höhe richten werde ***). Myron überschaut mit einem Blick das Pittoreske und Anmuthige, was bei aller scheinbaren Gezwungenheit in dieser Stellung liegt, und beschliefst auf der Stelle, den möglichsten Vortheil daraus zu ziehen. So entsteht die berühmteste seinen Athletenstatuen, der Scheibenwerfer oder Discobolos.

Der Discobolos. War irgend eine Statue, worin Myron durch die lebendigste Gewandtheit der Stellung mit der Achilleischen Ephebenform des Polykletischen Doryphoros in kühnen Wett-

---

*) Fu allora che ciascuno degli astanti riconobbe ocularmente che quella tal mossa scelta maestrevolmente da Agasia era ricercata, ma naturale, sagt Guattani in seinen Notizie per l'anno 1784. T. I. p. XII.

**) Man lese die Schilderung einer solchen Scene im Dio Chrysostomus p. 288. 289. Morell. oder in Heliodor's äthiopischen Geschichten lib. 30. p. 432. f. ed. Coray.

***) Die ganze Schilderung ist nach Lucian im Lügenfreund Th. I. S. 171. von Wieland's Uebers. oder c. 18. T. III. p. 45. ed. Woltst., denn im Original steht durchaus nichts von einem Mädchen, die dem Athleten die Scheibe darreiche. Dort ist nur von δισκοφόρος, der Hand, auf welcher die Scheibe ruht, die Rede. Lucian spricht ausdrücklich vom Discobolos des Myron.

streit sich wagte, so war es dieses durch Quintilian's berühmtes Urtheil auch für uns noch geadelte Bild. Der römische Kunstrichter, der alle Künste mit feinstem Tacte gleichsam umtastet hatte, nennt diesen Discobolos in scheinbarer Verrenkung höchst vollendet und ein Bildwerk, in welchem die Neuheit der Idee und die überwundene Schwierigkeit das gröfste Lob der Kenner verdienen *). Die wunderbare, aber, wie aus einer malerischen Schilderung dieses Acts in der Thebaide des Statius erhellet **), doch sehr schulgerechte Stellung könnte der Athlet schwerlich auch nur einen Augenblick länger behaupten, als der Wurf geschehen ist. Es wurde also auch durch dieses Meisterwerk jener Forderung vollkommen Genüge geleistet, die Göthe in den Propyläen vom Gipfel des entscheidendsten Augenblicks in jedem Kunstwerk, das in starker Bewegung gedacht werden soll, bekanntlich in Beziehung auf die Gruppe des Laokoon zuerst ganz rein ausgesprochen hat ***). Wir würden uns indefs selbst mit Hilfe der beredten Schilderung Lucian's schwerlich ein ganz deutliches Bild von diesem Werke machen können, wenn nicht hier wenigstens jene launenhafte Glücksgöttin, die nach Juvenal's bekanntem Scherze über alle Findelkinder waltet und also auch bei antiquarischen Findlingen, die dem Schofse der bergenden Mutter Erde abgewonnen werden, ihr loses Spiel treibt, uns diefsmal vorzüglich günstig gewesen wäre. In der Villa Palombara in Rom auf dem Esquilin wurde vor ungefähr 30 Jahren eine trefflich erhaltene Marmorstatue, etwas über Lebensgröfse ($9\frac{2}{3}$ Palmen hoch) ausgegraben, welche die Kenner auf den ersten Blick für eine treue Nachbildung von Myron's Scheibenwerfer erklärten. Sie erregte sogleich bei ihrem Eintritte in das römische Kunst-Pantheon grofses Aufsehen. Der damalige Präsident der Alterthümer, Visconti, schrieb im Jahre 1781 darüber einen gedruckten Brief an den Cardinal Palotta. Der Advocat Fea beschrieb sie ausführlich und fügte der Beschreibung einen Umrifs bei †). In einem etwas ausgeführten Kupfer liefs sie darauf Guattani stechen und begleitete

---

*) Quid tam distortum et elaboratum, quam ille est Discobolos Myronis — in quo vel praecipue laudabilis est illa ipsa novitas et difficultas. Quintil. II, 13. p. 333. Spald.

**) In Statius's Thebaide VI, 646 f., die merkwürdige Stelle, wozu auch die Worte des Scholiasten Luctatius verglichen werden müssen, hat schon Visconti zum Pio-Clementino T. III. p. 34. sehr treffend auf unseren Discobolos angewandt.

***) Propyläen I, 1, S. 8.

†) Zu Winckelmann's Storia T. II. p. 211—213. und in ausführlichen Nachträgen dazu T. III. p. 431—433. Die Abbildung ist T. II. tav. 2.

sie mit einer begeisterten Auslegung *). Allein, wie wenig läfst sich nach solchen Bildern, die nur Schatten des Schattens sind, über Stellung und Ausführung mit Sicherheit urtheilen. So läfst sich hieraus durchaus nicht bestimmen, ob die Verdrehung am linken Fufse, die Fea so eifrig in Schutz nimmt, sobald hier nicht Restauration in's Mittel tritt, wirklich gerechtfertigt werden könne. Möchte doch die Sammlung der Mengsischen Gypsabdrücke, die unser Dresden unter sein Köstliches zählt und wohl auch darum mit voran stellt, weil es das Lehrreichste ist, auch mit einem verständig gemachten Ausgufs dieses Bildes bereichert werden können! Allein dazu müfste uns erst ein Hermes Psychopompos, der doch auch zuweilen theuere Schatten aus dem allesverschlingenden Orcus wieder hervorrief, dienstbar erscheinen. Denn das herrliche Bild, das sich lange im Palast delle Colonne im Besitz der Marchesina Massimi befand, ist, wie eine beglaubigte Nachricht versichert, in den letzten Stürmen, die selbst Roms letzte Herrlichkeiten nicht verschonten, für eine englische Privatsammlung aufgekauft worden. So ist, was der ganzen europäischen Kunstwelt als wahres Gemeingut angehörte, zum zweiten Male vielleicht auf immer vergraben, und kein Bann löset diese Verzauberung, wo Plutos zum Pluto wird. — Man kann mit einer Art von Gewifsheit darauf rechnen, dafs von vorzüglichen Bildwerken des Alterthums sich auf geschnittenen Steinen treue Nachbildungen erhalten haben werden. Denn diefs war die Miniaturmalerei der Antiken. Wirklich besafs der kunstliebende Schotte James Byres einen alten Carniol, worin der Steinschneider dieses Bild mit grofser Zierlichkeit eingegraben hatte **). Es gewährt übrigens auch hier eine vielfach belehrende Unterhaltung, die Behandlung desselben Gegenstandes in anderen noch vorhandenen Kunstwerken vergleichend zu überschauen. Die Plastik liebte und bildete, wie es scheint, diese Discobolosform ganz vorzüglich, da sie auch schon in einer einzigen Figur eine geschlossene Handlung darbot, was, etwa den Wettlauf und Lanzenwurf ausgenommen, bei den übrigen gymnastischen Acten, die es immer auf Gruppen oder Symplegmen anlegen mufsten, durchaus nicht der Fall sein konnte. Die drei vorzüglichsten Erzbildner der zweiten Ordnung kurz nach Polyklet und Myron waren Pythagoras von Rhegium, Leochares und Naucydes. Von letzterem führt uns Plinius ***) einen gleichfalls berühmten Discobolos an. Auch die-

---

*) Monumenti inediti, ovvero Notizie per l'anno 1784. P. I. p. IX—XII.

**) Visconti liefs ihn auf der ersten Hilfstafel zum Pio-Clementino Tom. I. N. 6. abbilden. Später gab ihn auch Raspe zu Tassie's Catalogue pl. XLVI. N. 7963.

**) Plinius XXXIV, S. 19, 19.

ser hat sich in einer gröfseren und kleineren Copie in Marmor erhalten *). Allein diefs ist doch nur eine gewöhnliche Siegerstatue, die, gewöhnlich in Ruhe (in riposa) gebildet, das Werkzeug ihres Sieges — hier die Wurfscheibe — in der Hand halten. Nur erst durch die genaue Vergleichung mit diesen Bildern wird es ganz deutlich, wie das Genie des Myron, das Gewöhnliche und Herkömmliche verachtend, sich überall neue Bahnen brach. Den Malern, die es überall mehr auf Gruppen anzulegen haben, bot die sentimentale Fabel des spartanischen Jünglings Hyacinthus, der ein Opfer eines Scheibenwurfs aus der Hand des liebenden Gottes wurde, einen willkommenen Stoff zu Compositionen aus dem Kreise der Discobolie dar **). Doch verschmähete der Pinsel auch wohl die Darstellung einer einzelnen Figur dann nicht ganz, wenn sie, wie diefs offenbar bei einem Herculanischen Wandgemälde der Fall ist***), durch einen gegenüberstehenden Compagnon geschlossen werden konnte.

So wie nun hier Myron unter allen möglichen die ausdrucksvollste Stellung in seinem Wurfscheibenschleuderer gewählt hatte, so ging er gewifs den ganzen Kreis der leichteren und schweren Gymnastik durch, indem er, die durch das Herkommen gleichsam geheiligte, ruhige Siegerform gering achtend, seine Athleten in dem lebendigsten Act ihres Siegerkampfes gleichsam festhielt und, in dauernden Erzgufs gefesselt, auf die marmorne Basis stellte. Hätten wir nur noch einige Kundschaft von einer ganzen Reihe von Pancratiasten-Statuen für die Sieger in den Delphischen Spielen, die auch in Plinius's Kunstverzeichnifs unter seinen namhaften Werken aufgeführt werden †)! Wie schöpferisch mag hier sein Ge-

*) Die gröfseren im Pio-Clementino T. III. tav. 26. mit Visconti's Commentar. Die kleineren in der Villa Pinciana, Stanza VII. N. 19. mit Visconti's Erklärung p. 57. Auch in geschnittenen Steinen fehlt dieser Discobolus nicht. S. Tassie N. 7977.

**) Ein altes Gemälde bei'm Philostrat, Icon. I. N. 24. hat Heyne Veranlassung gegeben, diese Kunstfabel abzuhandeln, Opusc. T. V. p. 73. Der Maler bei Philostrat hatte, der sentimentalen Bedingung seiner Kunst wohleingedenk, schon den getödteten Hyacinth nach vollendetem Act dargestellt. Apollo stand vor dem Niedergestürzten. Mit weiser Rücksicht auf dieselbe sentimentale Bedingung, aber mit vollständigerer Gruppirung, den gesunkenen, aber noch nicht verblühten Jüngling auf dem Schofse des Gottes, hatte ihn von Kügelgen auf einem grofsen Gemälde dargestellt, das eine Zierde der Dresdener Ausstellung von 1806 machte.

***) Pitture d'Ercolano T. III. tav. 25. Schon Tauriscus hatte einen Discobolos der Art gemalt. Plinius XXXV, 39. S. 40.

†) Fecit Delphicos pentathlos pancratiastas, sagt Plinius. Es wäre,

nius in immer neuen, immer überraschenderen Stellungen gewaltet, und bei jeder neuen Aufforderung nach vier Jahren in jeder Penteride sich selbst zu übertreffen gesucht haben. Denn es ist wahrscheinlich, dafs gewisse Bildner vom ersten Range sich endlich ein Anrecht erwarben, die athletischen Siegerstatuen in diesen oder jenen heiligen Spielen fortdauernd zu besorgen. Und so mag auch Myron auf eine Zeit lang die Siegerstatuen für Delphi zu verfertigen gehabt haben *). Die eigene Art von Ohren mit den platt geschlagenen und gequetschten Knorpeln, die als untrügliche Merkmale der Faustsieger und Pancratiasten-Statuen Winckelmann oft auch an solchen Bildwerken suchte und fand, wo nur die Restauration sich ungeschickt bewiesen hatte **), sind allem Anschein nach aus Myron's Kunstwerkstätte, die kein Mittel gröfserer Bedeutsamkeit verschmähete, hervorgegangen. Wie sehr es ihm aber überall um die äufserste Spitze des Ausdrucks zu thun gewesen, beweis't auch noch das von ihm gefertigte Bild des lacedämonischen Dolichodromen oder Wettrenners im sechsmal verlängerten Stadium, des Ladas. Man hatte von diesem windschnellen Läufer die Hyperbel gebraucht ***):

Sieh, noch tönet der Schall des die Schranken öffnenden Schlagbaums!
Schon ruft jubelnd das Volk: Ladas, dich krönet der Sieg!

Wir wissen aus einem griechischen Sinngedichte, dafs der Künstler mit den höchsten Anstrengungen des Wettläufers, die ihm selbst das Leben kosteten †), gleichsam selbst in Wettkampf getreten war, und ihn in dem entscheidenden Moment gebildet hatte, wo aus den fast krampfhaft eingezogenen Weichen aller Odem herausgezogen und nur noch auf der vordersten Lippe zu schweben schien. Gebt Acht! ruft der Epigrammatist, die Bronze springt uns von der Basis in die Wolken hinauf ††)!

---

sagt man, mit einem Worte abgethan; das erstere ist höchst wahrscheinlich Glossem. Aber nicht jeder Pancratiast war auch Quinquertio, Pentathlos.

*) Pausanias findet die pythischen Athletenstatuen nicht der Mühe des Aufzeichnens werth X, 9. p. 170. Die des Myron waren natürlich von römischer Begehrlichkeit längst in Requisition gesetzt worden.

**) S. Storia I, 373—376. Monumenti inediti p. 75—79, wo auch Nr. 63. ein vorgebliches Pancratiastenohr abgebildet ist, vergl. mit den feinen Bemerkungen von Heyne, antiq. Aufs. II, 253.

***) Jacobs, Animadv. ad Antholog. Gr. Vol. III. P. II. p. 59.

†) Pausan. III, 21. p. 424.

††) Analect. T. III. p. 218. CCCXIII. Vergl. Heyne, Commentat. Gotting. T. XII. p. 291.

Der sinnige Polyklet hatte den Repräsentanten aller reizenden Atheuischen und Sikyonischen Ephebengestalten, so wie der süfseste aller pikanten Schwätzer, Lucian, die zierlichen Umrisse dieser gymnastischen Blüthenknospen schildert *), in seinen Idealfiguren des Mercur zuerst aufgestellt. So mufste auch Myron seine Athletengestalten zur obersten Sprosse und gleichsam zur ersten Potenz erheben. Er that es und schuf

das Ideal des Hercules. Zwei Heroen, Hercules und Pollux, glänzten vor allen in den schwersten Uebungen der Athletik, jener im Ringen, dieser im Faustschlag, und so wurden sie nach ihrer Apotheose als echte Repräsentanten des Pancration, welches beide Uebungen in eine zusammenschmolz, allgemein anerkannt. Besonders war der Thebanische Ungeheuerbändiger, sowohl durch seinen mächtigen, hervorquellenden und doch festgediegenen Gliederbau, als in den Mitteln, dazu zu gelangen, das oberste Vorbild der vielen hundert Athleten, die damals in allen griechischen Städten schon gleichsam zünftig waren, später aber gar unter der unmittelbaren Oberhut ihres Schutzpatrons, des Hercules, besondere heilige Brüderschaften und Clubbs bildeten **). Man kennt die fleischfressende und nach abgemessenen Vorschriften sich mästende Diät dieser Körper-Virtuosen, die nur in den neuesten Zeiten unter der fleischbegierigsten aller europäischen Völkerschaften, unter den Briten, im Genusse des halbrohen Rindfleisches als einer Vorschule zum Wettlaufe, ihre nicht ungeziemende Parallele gefunden hat ***). Auch hierin wurde der böotische Hercules Muster, dessen gränzenlose Efs- und Trinklust nicht nur für die spottende Bühne der Athener allerlei Kurzweil, sondern auch für die Kunst einen Hercules der Fresser und Säufer (Her-

---

*) εἰς τὸ σύμμετρον περιγεγραμμένοι. Lucian, de Gymnas. c. 25.

**) Dahin gehört die von Falconier, Corsini und Anderen, besonders erläuterte ἱερὰ σύνοδος ξυστικὴ τῶν περὶ τὸν Ἡρακλέα auf der athletischen Inschrift, die bei den Ruinen der Bäder des Titus gefunden wurde. In den schönen Zeiten, wo Myron blühete, waren diese Clubbs (ἑταιρεῖαι, συσσίτια) freilich noch nicht so organisirt, wie später, wo den Graeculis nur diefs übrig blieb.

***) Die Nothmast (ἀναγκοφαγία) der alten Athleten, worüber der gelehrte Hallische Arzt, Joh. Heinr. Schulze, in einer eigenen Abhandlung de athletis veterum eorumque diaeta et habitu (der ersten in den Dissertat. acad. Halae 1743) auch Alles beigebracht hat, was zur Würdigung der Athletenkörper in der Kunst zu wissen nöthig ist, wurde schon anderswo mit dem, auch durch Spottbilder verlachten Raw Meat System des halbgaren Fleischessens englischer Spazierläufer verglichen. S. London und Paris 1802. St III S 262 f.

cules vorax et bibax) hervorbrachte. Natürlich mufsten alle diese Vorstellungen bei'm Ideal dieses Helden die Helden in Eins zusammenschmelzen. Unbezwingbare Stärke, unerschöpfliche Kräfte in einem Körper, dem Jupiter in drei Nächten das Dasein gegeben hat, sollten dargestellt werden. Und wer es sah, der sollte sagen müssen: mittels solcher Glieder hat er die Thaten gethan und den Olymp ersieget *). Solche Gestalten werden nicht auf einen Wurf vollendet. Man kann annehmen, dafs der Thebanische Hercules des Alcamenes die Grundlage gab, dafs Myron die gediegenste Kraftfülle, die er bei einzelnen Athletenstatuen einzeln ausgespendet, in seinem Hercules, dessen Apotheose er nicht umsonst in jener Colossalgruppe im Tempel zu Samos feierte, auf einen Punkt versammelte und nur das athletische Ideal im Gotte schuf, und dafs Praxiteles und Lysipp ihm die höchste Vollkommenheit gaben **). Plinius erwähnt einer berühmten Herculesstatue, die damals in der IX. Region der Stadt in der Nachbarschaft des Circus Maximus zu sehen war. Es war der Hercules Pompejanus des Vitruv, und so dürften wir sein Bild wohl auch noch auf römischen Münzen aufspüren können. Ja, wo sonst eine treffliche Bronze des Hercules zu finden war, da rieth der Kenner sogleich auf ein Werk von Myron. Denn so verstehe ich wenigstens die Stelle in Cicero's Verrinischer Anklage ***). Doch war dieser athletische Hercules nicht der einzige im griechischen Kunst-Pantheon. Auch hier unterschied der fein fühlende Grieche früh schon den ausruhenden oder gar himmlisch verklärten Gott von dem kampflustigen, Alles niederringenden Heros. Der vergötterte Torso des Göttlichen steht für uns an der Spitze der ersten, Glycon's Farnesischer Hercules an der Spitze der letzten Classe.

Doch Myron's, nach allen Seiten ausgreifende und alles Bildbare dem bildsamen Erzgufs unterwerfende Natur begnügte sich nicht, idealische Gestalten der Götter, Helden und Kämpfer in immer neuer, schwellender Fülle und Mannichfaltigkeit hervorzurufen. Diesen Kranz theilte er ja mit Mehreren, und dem Gewaltigen hatten die Götter doch Eins versagt, die seelenvolle Grazie des Ausdrucks. Darin übertraf ihn selbst sein schwächerer Nebenbuhler Pythagoras von Rhegium, dessen Pancratiasten um jenes Verdienstes willen allen Meisterstücken Myron's zu Delphi

---

*) Herder's Briefe zur Beförderung der Humanität Th. 6. S. 23. über die griechischen Ideale.

**) Vergl. auctores formarum in den Commentat. Gott. T. X. p. XXV.

***) Verr. IV, 3., vergl. la Galerie de Verres par Fraguier in den Mémoires de l'Acad. d. Inscript. T. VI. p. 568.

vorgezogen wurden *). Darum ergriff es unseren Meister mächtig, sein Reich noch weiter nach allen Grenzen hin auszudehnen, und da nicht Alles im alten, wohlererbten Gebiet ihm hold und gewärtig sein wollte, wenigstens des Neuen, so viel sich erobern liefs, rastlos zu erwerben. Er fand in den Thiergestalten einen reichen, von seinen Vorgängern und Nebenbuhlern bei Weitem noch nicht schöpferisch genug benutzten Stoff. Er umfafste also, wie ein alter Schriftsteller sagt, beinahe die Seelen der Menschen und Thiere mit seiner Kunst **). Homer, dessen Gesänge, wie wir oben gesehen haben, längst schon Nationalcodex für alle Göttergestalten und das belebende Princip für die bildende Kunst der Griechen geworden waren, hatte auch schon die herrlichsten Thierformen vorgezeichnet. Alle Bildwerke, die griechische Künstler bis jetzt in Erz und Stein aus den Ordnungen der edleren Thiere geformt hatten, waren, wie sich leicht durch Beispiele erweisen liefs, durch jene unvergänglichen Homerischen Gleichnisse, in welchen uns der Löwe, der Eber, der Stier und das muthige Rofs in den lebendigsten Momenten ihres thierischen Charakters erscheinen, zuerst rein ausgesprochen und dem geistigen Künstlerauge vorübergeführt worden ***), so wie nach einer ehrwürdigen Sage das Thierreich einst dem nennenden Stammvater des Menschengeschlechts vorüberging. Wenn auch das, was von Thierantiken bis auf unsere Tage gekommen ist und zum gröfseren und vorzüglicheren Theil noch jetzt im Vaticanischen Museum in der sogenannten Stanza degli animali nicht ohne mannichfaltige Nutzanwendung und Belehrung überschaut werden kann, theils einer zweifelnden Kritik unterliegt †), theils aus viel späteren Zeiten, als worin wir jetzt stehen, abstammen mag, so öffnet uns doch schon die Numismatik, diese sicherste aller Führerinnen durch

---

*) Plinius XXXIV, 19. 4.

**) Pene hominum animas, ferarumque arte comprehendit. Petron c. 88. p. 429. Bur.

***) Was Aikin in seinem bekannten, auch in's Teutsche übersetzten Versuch über die Homerischen Thiergleichnisse zur Aufmunterung für die neueren Dichter gethan hat, liefs auch noch eine Behandlung in artistischer Rücksicht zu. Der geistreiche Unternehmer des Bilder-Homers W. Tischbein hat auch hierin manche Versuche gemacht, die wohl bekannter zu sein verdienten.

†) Kennern darf es z. B. nicht erst gesagt werden, dafs der berühmte alte Büffelkopf, über welchen der Prälat Gaetani eine eigene, von Büffon in seine Naturgeschichte aufgenommene Abhandlung geschrieben hat, ein neues Machwerk ist. Blumenbach ist uns über die Thierantiken ein belehrendes Werk schuldig.

alle archäologischen Irrgänge und Blendwerke, eine sehr interessante Galerie der kunstreichsten Thierformen aus einem Zeitalter, welches mit dem hohen und strengen Stil der griechischen Kunst ganz parallel läuft *). Hier konnte also Myron zwar auch die edelsten Gestalten in den ausdruckvollsten Stellungen aufstellen, und, wie Petron zu verstehen giebt, die Seele der Thiere durch ihre Körper sprechen lassen, und er that es gewifs mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen. Aber er that hier nur, was Andere vor ihm und mit ihm auch schon gethan hatten. Nur ein Recht kann kein Sterblicher erringen. Es ist das Recht der Erstgeburt. Das wahre Genie zeigt sich aber überall darin, dafs es aus dem, was Tausende sahen und nicht achteten, aus dem Gemeinsten das Ungemeinste hervorbringt. Auf diesem Wege finden wir Myron. Seinem Scharfsinn entging es nicht, dafs nicht blos das edle Rofs und jene begabteren Herrscher der Wälder und Herden, die Homer in seinen ewig dauernden Gleichnissen uns vorführt, dafs auch sogar die Thiere des zahmsten Hausstandes, dafs auch der Hund, die Kuh, durch Auswahl vorzüglicher Körper und deren interessanteste Stellungen zu einer Art von Ideal **) erhoben werden könnten. Plinius führt ausdrücklich unter seinen berühmtesten Werken einen Hund an. Die verhafste Einsylbigkeit des Erzählers läfst uns über die Beschaffenheit dieses Thierstücks völlig in Ungewifsheit. Gewifs war sie des Meisters werth und, wenn auch nicht in derselben interessan-

---

*) Man denke an den Löwen auf den Münzen von Velia und Samos, an die Stiere von Thurium, Taurominium und der Thessalier, und die Pferde auf den Syracusanischen und thessalischen Münzen, die nach sehr sicheren Merkmalen in diese frühen Zeiten hinaufgerückt werden müssen, und nicht blos eine meisterhafte Zeichnung des individuellen, thierischen Charakters, sondern auch die interessantesten Stellungen dieser Thiere uns abbilden.

**) Man kann das Thierideal für sich und in Vergleichung mit menschlichen Körpern (nicht blos Physiognomieen) studiren. Auch in dieser Vergleichung hatten es die Alten schon weiter gebracht als Viele, die nur im Heute leben und das hundertmal Erfundene noch einmal erfinden, sich wohl vorstellen mögen. Man thue wenigstens einen Blick in die fruchtbaren Collectaneen in Fülleborn's Beiträgen zur Geschichte der Philosophie, vom 8ten Stück an, und in das, was über die Aehnlichkeiten, die von den Thieren selbst auf die Götterideale übergetragen wurden, schon Winckelmann bemerkte Storia I, 286. W. Tischbein, ein grofser Meister in der vergleichenden Physiognomik, hat zu diesem Behuf zwei Hefte trefflich gezeichneter und radirter Charakterköpfe von Künstlern und Thieren herausgegeben, die wohl bekannter zu sein verdienten.

ten Stellung, die der nicht genannte, alte griechische Bildgiefser dem berühmten Hunde in der Capelle der Juno auf dem Capitol gegeben hatte *), doch dieser nicht unähnlich. Allein von einer Thierfigur des Myron kann das ganze Alterthum nimmer satt werden, zu sprechen. Nichts ist berühmter als

Myron's Kuh. Sie ist sogar des Künstlers Wahrzeichen bei allen lallenden Kunstjüngern der alten und neuen Zeit geworden, da schon in der gemeinen Kunstsage des Alterthums sein Name fast nur an dieses vielbesungene Werk geknüpft wurde **). Es hatten nämlich die witzigsten griechischen Epigrammatisten schon zu Plinius Zeiten fast alle Spitzen und Wendungen verbraucht, um die bezaubernde Illusion dieses Werkes, wodurch Thiere, Menschen, ja endlich der Meister selbst getäuscht worden wären, auf's Zierlichste darzustellen, und noch Jahrhunderte später wurde diese sich immer auf's Neue überbietende Witzsteigerung rüstig fortgesetzt. In der noch vorhandenen griechischen Blumenlese ***) sind sechs und dreifsig dergleichen Gedichte aufbewahrt, die Ausonius zum Theil in lateinische Spätlinge verwandelt, und ein geistreicher und in 4 Sprachen gleich fertig dichtender französischer Philolog in einem griechischen Epigramm †), das keiner alten Anthologie Schande gemacht haben würde, dadurch wirklich überboten hat, dafs er selbst die Juno noch auf diese Kuh eifersüchtig werden läfst. Die ganze Witzjagd jener Griechen ist eben nicht der Triumph ihrer Literatur. Indefs verdanken wir ihm doch einige Kunde über den Ausdruck und Moment der Handlung, worin die Kuh, in welcher der Künstler vielleicht eine Io personifizirte, gedacht und dargestellt war. Dafs sie sehnsuchtsvoll den Hals ausstreckend und brüllend vorgestellt war, weifs man zum Beispiel aus dem Concetto, dafs das Kalb nun kommen und saugen werde ††). Man weifs übrigens recht

---

*) Canem ex aere vulnus suum lambentem. Plin. XXXIV, 7. S. 17. Man hat auf dem sogenannten Hundehügel, da, wo im Alterthum zu Lanuvium die Villa des Kaisers Antoninus Pius stand, eine grofse Zahl von herrlichen Hundefiguren ausgegraben, worunter sich auch die berühmte Gruppe zweier sich beifsenden Windspiele befand, die Papst Pius VI. im Pio-Clementino aufstellen liefs.

**) Maxime nobilitavit bucula celebratis versibus laudata, sagt Plinius.

***) In der älteren Ausgabe der griechischen Anthologie lib. IV. c. 7. S. Sonntag's Unterhaltungen für Freunde der alten Literatur I. 100—119., wo sie alle verständig classificirt und übersetzt sind.

†) Aegid. Menagii poemata (Paris 1668) p. 108.

††) Antipater aus Sidon Analect. T. II. p. 25. LIV. LV. Zu Cicero's Zeiten stand sie noch auf dem grofsen Platze von Athen. Verr.

gut, welchen Moment der grofse niederländische Thiermaler Potter bei seiner auf der Casseler Galerie bewunderten Kuh gewählt habe. Da dürfte die Vergleichung doch wohl zu Myron's Gunst ausfallen. Wüfsten wir nur die besonderen Umstände, wodurch der Künstler zur Aufstellung dieses vollendeten Kuh-Ideals erweckt und gereizt wurde! Wahrscheinlich verdankt es sein Dasein einem Wettkampf mit einem nicht immer besiegten Nebenbuhler, dem Pythagoras, der eine Europa auf dem Stier sitzend gebildet hatte. Nun schuf Myron seine Kuh, die jede Concurrenz verachtete, und stolz auf seinen Sieg, bildete nun der Künstler auch noch eine Nike, eine Siegesgöttin, auf einer jungen Kuh sitzend, wie sonst die Europa gebildet ward *). Die Sache ging noch weiter. Der durch den Erfolg noch mehr angefeuerte Meister schritt nun zu ganzen Gruppen von Stieren und Kühen fort; und als einst der erste Beherrscher der römischen Welt, Augustus, dem Volk seine Frömmigkeit und Prachtliebe durch die Einweihung des Tempels und der Bibliothek des palatinischen Apollo (A. V. C. 726) zeigte, stellte er, vermuthlich gegen die 4 Seiten des Altars, einen Stier in den Tempelhof, als eine ewige Opferweihe **). Es mufs schöne Tempelstiere der Art, in Bronze gegossen, von grofsen Meistern gegeben haben, da schon der jüngere Plato, ein griechischer Epigrammatist, eines geschnittenen Jaspis gedenkt, worauf eine Gruppe von fünf Thieren vorkam. So ***) wird auch noch ein anderer geschnittener Stein mit 7 Stieren erwähnt, und so finden sich auch in Townley's Museum und anderen Sammlungen noch jetzt antike Steine und Pasten mit solchen Stiergruppen †). Wer ihre Urbilder verfolgen könnte, würde vielleicht auch hier den Stammbaum bis zu Myron hinauf führen müssen.

Myron hatte die Formen der Thierwelt erschöpft. Eins war noch übrig. Einem solchen Menschen- und Thierbildner mochte es wohl ziemen, selbst in's Phantastische zu gehen und die Kunstwelt durch Compositionen von fabelhaften Wunderthieren zu bereichern. Chimären, Minotauren, Centauren, Aegipanen, Satyre u. s. w. in seltsam anmuthiger Gestaltung auftreten zu lassen, hatten schon viele und grofse Künstler ihr Befstes und Kräftig-

---

IV, 60. Procopius sah sie noch im Friedenstempel zu Rom stehen, de bello Goth. IV. 21.

*) Wir verdanken diese Anekdote dem eifernden Kirchenvater Tatianus, Orat. ad Graecos, S. 54. p. 117. ed. Oxon. Werth.

**) Propert. II, 31. 7.

***) Analect. T. I. p. 172. XVII. Vergl. Heyne, artis opera ex epigr. in Commentat. Gotting. T. X. p. 118.

†) Tassie's Catalogue n. 13178. f.

stes gethan. Wälder und Berge waren durch ihre Einbildungskraft — denn diesmal hatten die Künstler wirklich den Dichtern vorgearbeitet, — mit den räthselhaften Zwittergeschöpfen bevölkert worden, die Virgil's Aeneas und Dante's Virgil nur noch in den Vorhöfen der Unterwelt erblickten. Der Ocean mit allem seinen Ungeheuer- und Wallfisch-Gewimmel, das uns Plinius in einer merkwürdigen Stelle in Scharen und Reihen, wie zur Musterung, vorführt *), war gleichsam ein noch nicht in Besitz genommenes Gemeingut. Zwar die Hauptfiguren unter den fischgeschwänzten Seegöttern der untergeordneten und dienenden Classe, die Meerjunker und Meerfräulein, wie sie unsere ältere Holzschnittsprache nennt, oder die männlichen und weiblichen Tritonen, waren schon vor Myron erschaffen. Aber nun griff auch er in's Reich der Amphitrite und bildete für die Decorationen der heiligen Spiele auf dem Isthmus und für die Tempelausschmückungen der Häfen- und Seegötter seltsam gestaltete Seedrachen mit vielverschlungenen, schlingenförmig gewundenen Schwänzen, in der griechischen und römischen Sprache pristis oder pistrix **) genannt und, nachdem sie erst durch die Plastik bestimmtere Formen und Umrisse bekommen hatten, sogar unter die Sternbilder versetzt ***). Höchst wahrscheinlich machte er die erste grofse Gruppe von Seeungeheuern, indem er die Fabel der Befreiung der Andromeda durch Perseus durch eine Vereinigung vieler Figuren vorstellte, und brachte dabei aus seiner Phantasie die Seedrachen an, die bald allgemein Beifall erhielten †). Ihre ursprüngliche Gestalt,

---

*) Dafs diese ganze Zwitterform von Menschen und Fischen eigentlich nur eine Uebertragung der Centaurengestalt auf die von Göttern bevölkerte Wasserwelt sei, ist anderwärts bewiesen worden. S. Vasengemälde III, 157.

**) Ueber dieses Wort, welches oft in das bekannte piscis von unkundigen Abschreibern verwandelt wurde, sehe man Munker zu Hygin, X. 273. p. 328. Stav. und J. Fr. Gronov, Observat. I, 18. p. 112. f.

***) Als Ungeheuer, das die Andromeda verschlingen sollte und von Perseus getödtet wurde. S. die Stellen der älteren und neueren Astronomen in Dupuis, Origine de tous les cultes T. III. P. I. p. 256. P. 2. p. 152. f. Ausgabe in 4.

†) Ich lese im Catalog seiner Werke bei Plinius Persea et pristas als zusammengehörig. Dort steht zwar das „et" als abtheilend bei jedem vorher und nachher angeführten Werke. Allein in einer noch zu hoffenden Ausgabe dieses bei aller seiner Unvollständigkeit für uns doch unschätzbaren Theils der grofsen Plinianischen Encyclopädie wird sich dieses „et" durchaus grofsen kritischen Sichtungen unterwerfen müssen.

so wie sie Myron sich dachte, lernen wir aus mehreren noch vorhandenen Denkmälern und selbst aus den alten, durch Fortpflanzung auf uns gekommenen, astronomischen Abbildungen kennen *). Man könnte sie einen phantastischen Schnörkelzug im nassen Reiche des Oceans nennen. Die späteren Künstler haben sich auch hierin mehrere Abänderungen, Zusätze, Schnörkel zu Schnörkeln erlaubt **). So viel geht übrigens auch aus dieser Vergleichung hervor, dafs die Kunst in allen diesen Thiergrotesken den Dichtern voranging, und das, was Vofs ***) darüber bemerkt hat, erhält auch durch unseren Seedrachen seine Bestätigung. Visconti erinnerte †) schon bei einer ähnlichen Veranlassung, dafs selbst bei der Bildung der regellosesten Ungeheuer der griechische Bildner sehr wohl zwischen dem Widrigen und Schrecklichen, zwischen Scheusalen und Ungeheuern zu unterscheiden gewufst und nur die letzteren dargestellt habe. Auch Myron's seltsame Seephantasmen gelten als Belege dieser Behauptung. Wie zierlich schlingen sie sich zwischen die vielbelobten Tritonen- und Nereidengruppen hin! Wie verständig wufste auch hier die alte Kunst die vielgewundenen Schlangenkörper zur innigsten Verbindung des Zerstreuten in grofsen Gruppenmassen anzuwenden. Durch unsere Religionsbegriffe ist uns die Schlangenform zum doppelten Abscheu geworden. Die alte Kunst kannte ihren Vortheil zu gut, um sich ähnlichen Vorstellungen unbedingt hinzugeben. Nur folgt daraus noch nicht, dafs wir nun auch in einem Anfalle hitziger Gräcomanie uns die ganze Denk- und Lebensweise jener hochgepriesenen Vorwelt zurückwünschen müfsten! Dii meliora!

So mannigfaltig offenbarte sich in Myron's Werken ein vielfach schaffender und selbst das Formlose und Gemeine kräftig gestaltender Genius. Noch erwähnt Plinius mehrer anderer berühmter Kunstwerke, woraus erhellet, dafs derselbe Meister, der so im Starken und Gewaltigen herrschte, doch auch in der zierlichsten Götterform eines Bacchus ††) und Apollo †††) den Grazien

---

*) Die echte ursprüngliche Figur erscheint oft in den Herculanischen Wandgemälden, z. B. Pitture T. VII. tav. 61. Vergl. Hygin's Astronom. p. 532. edit. Stav.

**) Wenn man sich nach der merkwürdigen Erzählung des Florus III, 5. 16. p. 448. Duk. einen den Belagerten in Cyzicum zuschwimmenden Boten, der auf Schläuchen einherrudert, als eine pistrix dachte, so mufste hier die Gestalt schon ganz anders sein.

***) Mythologische Briefe II, 192.

†) Pio-Clementino T. IV. tav. 10. p. 19.

††) Vergl. Analect. T. III. p. 206. CCLXX.

†††) Cicero, Verr. IV, 43. Vergl. Freguier's Galerie T. VI. und Mém. de l'Acad. d. Inscript. p. 568.

opferte und in der naiven Gattung, dem Probirstein des wahren Genies, wundersame Werke hervorbrachte. Denn was konnte naiver gedacht werden als jener Satyrisk (Marsyas), der die von der Minerva im Zorn weggeworfene Doppelflöte mit lauschender Bewunderung an's gespitzte Ziegenohr hielt, während die Minerva Musica dem Bocksbart spöttelnd oder zürnend zusah *)?

Wer möchte nun nicht auch etwas Genaueres von den Lebensumständen eines solchen Meisters erfahren? Aber hier verstummt für uns das Alterthum. Nur so viel wissen wir aus einer Stelle bei'm Petron, dafs der Mann in äufserster Dürftigkeit starb **). Man erinnert sich vielleicht hier an die Schicksale des gröfsten Erzgiefsers neuerer Zeit, des Benvenuto Cellini, mit dem unser Myron mehr als eine Geistesverwandtschaft gehabt zu haben scheint. — Daher wohl auch zum Theil der auffallende Umstand, dafs Plinius nur einen einzigen Schüler von ihm aufführt, den Lycius aus Eleutherä, und auch dieser war es nur darum, weil er sein Sohn war. Wie ganz anders tritt da der elegante Polyklet einher, mit nicht weniger als acht berühmten Künstlernamen, die alle aus seiner Schule hervorgingen ***)! Freilich war der grofse Künstler nicht immer auch der gute und weise! Das wird in anderen Wagschalen gewogen! Aber wahr bleibt auch im schlimmsten Falle, was unser Schiller auf eine seiner unvergänglichen Votivtafeln schrieb:

Wirke Gutes, Du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, Du streust Keime der göttlichen aus!

Es würde nun auch so schwer nicht sein, der zum Anfang erwähnten Behauptung des italienischen Archäologen, dafs Myron mit Michelangelo Buonaroti zu vergleichen sei, durch auffallende Aehnlichkeiten im künstlerischen Charakter beider Meister, der sich bei beiden in höchster Lebendigkeit und dem, was Vasari facilità difficile nennt, offenbart, einen gefälligen Anstrich zu geben. Myron bildete am liebsten nervige Athletenkörper im höchsten Moment des körperlichen Ausdrucks. Im Ausdruck war Alles, was unmittelbar die körperliche Darstellung betraf, höchst vollendet, aber das Gemüth sprach sich darin nicht aus, sagt Plinius †).

---

*) Satyrum admirantem tibias et Minervam, sagt Plinius. Das admirantem erklärt uns Agathias in einem Sinngedicht in den Analect. T. III. p. 49. XLV. Die von der attischen Bühne in die Kunst übergegangene Fabel ist anderswo genau entwickelt worden, s. die Erfindung der Flöte im attischen Museum I, 2. p. 319. f. 354. f. und Band I. dieser Sammlung. S. 3.

**) Heredem non invenit. Petron c. 88.

***) Plinius XXXIV. S. 19.

†) Corporum tenus curiosus, animi sensus non expressit.

Anatomie war Michelangelo's liebstes Studium, zu welchem er selbst in seinem höchsten Alter mit Zierlichkeit zurückkehrte *). Er belauschte die geheimsten Bewegungen der Muskeln und wollte über die Bewegungen, in welchen er die widrigsten und gewagtesten allen anderen vorzog, ein eigenes Werk schreiben. In der Darlegung dieses Spiels der Organe suchte er eben die Schönheit. Darum war er, wie Lomazzo sagte, nicht für die weichen, zarten, gefälligen Adonisgestalten (den Polykletischen Doryphoros, Diadumenos u. s. w.), sondern er bildete kräftige, starke, trotzige Männer am liebsten **). Man würde, um die Parallele bis auf einzelne Puncte zu erstrecken, Myron's Nebenbuhlerschaft mit Polyklet mit dem Wetteifer Michelangelo's, des feurigen Jünglings, mit dem reifen Leonardo da Vinci, oder wohl gar, wo es auf höchst forcirte und sonderbare Stellungen ankäme, Myron's Discobolos mit Buonaroti's berühmtem Soldaten auf dem Carton, den er im Wettkampf mit Leonardo da Vinci entwarf, wo der Badende, weil er nasse Beine hat, nicht in seine Beinkleider kommen kann ***), vergleichen können; ja, man würde sogar um die auffallende Unähnlichkeit, die zwischen des verarmten Myron und des frugalen Buonaroti Vermögens-Umständen obwaltet, wegzuwischen, zur Antithese des Vasari †) seine Zuflucht nehmen können. Allein nach den wenigen, höchst fragmentarischen Angaben, die von jenem Altmeister bis zu uns hindurchgedrungen sind, ihn mit dem erhabenen Schöpfer des Moses und des jüngsten Gerichts zu vergleichen, bliebe immer höchst anmafsend oder lächerlich, und, wie die Alten zu reden pflegten, einer Geometrie in den Wolken ähnlich. Nichts ist halsbrechender als diese leidige Parallelsucht. O quanto questa opera ne vuole ingoffire, rief Michelangelo, freilich bei einer ganz anderen Veranlassung aus ††). Aber es läfst sich auch auf unseren Fall anwenden!

---

*) Vasari Vite T. III. p 313. ed. Bottari.

**) Lomazzo, Trattato della pittura liv. VI. p. 288. und daraus bei Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste, Th. I. S. 358.

***) S. die Beschreibung in Vasari T. VI. p. 183. (ed. Floroset. 1772.) und neuerlich in Roscoe's Pontificate of Leo X. chapt. XXII. T. IV. p. 203. (Liverpool 1805. in 4.)

†) Sebbene era ricco, viveva da povero. Vasari T. VI. p. 327. ed. Flor

††) Fiorillo, Geschichte der Zeichenkünste Th. I. S. 362.

V.

Geschichte der Enkaustik der Alten und der neuen Versuche, sie wiederherzustellen.

Erster Abschnitt.

Den 13. October 1793 starb in seinem 72sten Lebensjahre zu Rom unser Landsmann, der Hofrath Reifenstein. Winckelmann und Mengs waren seine Freunde und Lehrer. Von Ersterem hatte er die gelehrte Liebhaberei zur Antike, in der er sich doch nie eigentlich ein eigenes Urtheil anmafste, von Letzterem jenen Tact in der Beurtheilung und Würdigung mechanischer Schwierigkeiten in den Werken der Kunst, der ihn vor seinen Zeitgenossen so vortheilhaft auszeichnete und in Rom selbst das gröfste Ansehn erwarb, zuerst erhalten. Seit länger als 3 Jahrzehnden fand jeder seiner Landsleute, der mit aufrichtiger Wifsbegierde und unerkünsteltem Enthusiasmus für die Kunst nach Rom kam, an ihm den verständigsten Freund und Rathgeber. Teutsche Fürsten und Kunstliebhaber kauften in Rom gern mit seinen Augen und Einsichten ein. Fern von allem kleinlichen Eigennutze, der ihm wohl oft aus Mifsgunst vorgeworfen, aber nie bewiesen worden ist, bezahlte er oft seine Dienstfertigkeit mit seinem eigenen Verluste. Diefs rühmte sogar an seinem Grabe sein unbestochener Lobredner, Uhden, den der ehrliche Reifenstein selbst für den Würdigsten gehalten haben würde, sein Nachfolger zu werden, wenn es hier überhaupt eine Nachfolge gäbe *).

*) Jeder kunstliebende Teutsche schmücke, wenn er die Grabhügel bei der Pyramide des Cestius besucht, den seinigen mit einem kleinen Cypressenzweige. Ein zierliches biographisches Denkmal

Zu den Kunstliebhabereien, die der Verstorbene seit vielen Jahren mit unermüdetem Eifer betrieb und bis auf das letzte Jahr vor seinem Tode mit seinem Freunde und Landsmann, dem älteren Hackert in Neapel fortsetzte, gehörte, wie man weifs, die Enkaustik oder Wachsmalerei, in welcher er sich durch eine lange Reihe glücklicher Versuche eine grofse Fertigkeit erworben und alle seine Vorgänger und Nebenbuhler in der Wiederherstellung dieser so gepriesenen Art der Malerei der Alten übertroffen hatte. Er hatte den Vorsatz, wie wir schon vor mehren Jahren aus öffentlichen Ankündigungen erfuhren *), selbst ein gröfseres Werk über die Wachsmalerei der Alten herauszugeben. Es sollte aus einem historischen und praktischen Theile bestehen und Alles umfassen, was nach so vielen unbefriedigenden oder unvollständigen Schriften und Versuchen über diese Materie von einem solchen Kenner gesagt werden konnte. Allein dieses Werk selbst ist nie erschienen, und es ist sogar zweifelhaft, ob er überhaupt Papiere darüber hinterlassen habe, die bei der schnellen Versiegelung aller seiner Effecten nach seinem Tode durch den russischen Bevollmächtigten gewifs gerettet und nicht in ungewaschene Hände gekommen wären. Da man indefs so oft auch unter uns, oft selbst auf die Veranlassung von Reifenstein's Tode, von dieser enkaustischen Malerei sprechen hört, und die gewöhnlichen Hilfsquellen, aus welchen man hierüber Unterricht zu schöpfen hoffen könnte, entweder sehr trübe, oder doch nicht reichlich genug fliefsen **), so dürften folgende Nachrichten über

---

wird ihm Prof. Schlichtegroll aus sehr zuverlässigen Quellen im neuesten Bande seines Nekrologs setzen. Aber ein Elogium auf ihn, an Ort und Stelle geschrieben, können wir wohl billig von Uhden oder Hofrath Hirt erwarten.

*) In den Nachrichten der Allg. Lit. Zeit. 1788. Nr. 167. p. 111., wo ausdrücklich versichert wird, man werde daraus ersehen, dafs weder Caylus, noch Bachelier, noch Lorgna, noch Taubenheim auf dem rechten Wege gewesen wären.

**) Der Artikel Encaustique im Dictionnaire encyclopédique T. XVI. p. 9—23. ed. Yverd. ist von Monoye mit schielender Einseitigkeit für den Maler Bachelier gegen den Grafen von Caylus abgefafst und also voll Vorurtheile und Schiefheiten. Der Artikel: Enkaustik in Jacobson's technologischem Wörterbuch Th. 1. S. 576. f. ist fast nichts als ein kurzer Auszug daraus, so wie die Artikel: Eleodorisches Wachs und Wachsmalerei in eben diesem Wörterbuche Th. I. S. 566. nichts als die gepriesenen Calauischen Wachsfarben enthalten. Der Artikel: Enkaustisch in Sulzer's Theorie ist viel zu kurz. Doch sind die in den neuesten Ausgaben Th. II. S. 50. beigefüg-

das Alter und die Wiedererfindung jener Kunst selbst den Lesern dieses Journals nicht ganz unangenehm sein. Ich weifs es, wie viel mehr in historischer und literarischer Hinsicht darüber gesagt werden könnte. Vielleicht giebt uns auch bald ein gröfserer Kenner ein vollendetes Werk darüber! Ich entledige mich nur hierdurch eines Versprechens, das ich schon bei einer anderen Gelegenheit that, und woran mich einige Freunde neuerlich zu erinnern die Güte gehabt haben *).

Die Enkaustik hat im Alterthume ihren Namen von einem griechischen Worte erhalten, welches Einbrennen bedeutet. Man bezeichnet damit alle Versuche, die dahin abzwecken, um bei einem Gemälde das Wachs mit den Farben auf das Innigste zu verbinden oder schon verbunden aufzutragen. Ueberhaupt sind nur wenige Stellen bei den Alten vorhanden, die uns einige Aufschlüsse über den technologischen und artistischen Theil dieser Malerei geben könnten. Es schränkt sich fast Alles auf einige Stellen des älteren Plinius ein, die aufser ihrer Unvollständigkeit und Kürze für den Erklärer noch eine Menge anderer Schwierigkeiten haben. Denn, ist es schon an und für sich eine schwere Aufgabe, sich über Gegenstände der bildenden Künste und über das Verfahren des Künstlers dabei durch Worte deutliche Vorstellungen zu machen, wie undeutlich und verworren müssen nicht diese Vorstellungen alsdann sein, wenn sie uns in einer ausgestorbenen und über Gegenstände dieser Art sehr armen Sprache zugeführt werden? Und wie sehr müssen alle diese Schwierigkeiten noch dadurch vermehrt werden, wenn der Schriftsteller, dem wir allein einige Belehrung hierüber verdanken, nur allzuoft ein eilfertiger Compilator war und die Sachen, über welche er seine Nachrichten sammelte, selbst nicht verstand? Dafs diese angeführten Schwierigkeiten im vorliegenden Falle alle eintreten und uns die Belehrung, die wir bei'm Plinius über die Enkaustik finden, fast gar nicht zu Gute kommen lassen, beweis't schon die auffallende Menge sonderbarer, so sehr von einander abweichender Erklärungsarten, womit man seit 40 Jahren seinen vorgeblichen Wiederherstellungen der alten Enkaustik die Worte des Plinius anzupassen gewufst hat.

Die Hauptstelle, auf die sich Alle berufen, und die ein Jeder zum Schild und Schirme seiner eigenen Hypothese auf's Sinnreichste aufzuputzen versteht, ist folgende: „Wer der Erfinder der Kunst, mit Wachsfarben zu malen und das Gemälde einzu-

---

ten Literarnotizen des Herrn von Blankenburg äufserst schätzbar.

*) In einer Abhandlung über die Prachtgefäfse der Alten im Juniusstück 1792 des Journals für Luxus und Moden.

brennen, gewesen sei, läfst sich nicht genau bestimmen. Einige schreiben diese Erfindung dem Aristides zu, die von dem Praxiteles späterhin vervollkommnet worden sei. Aber es sind schon früher enkaustische Gemälde vorhanden gewesen. — In den älteren Zeiten gab es, wie bekannt, zwei Arten der enkaustischen Malerei, nämlich mit Wachsfarben, und auf Elfenbein mit einem glühenden Stäbchen. Später fing man auch Schiffe an zu bemalen; eine dritte Gattung, die mit zerschmolzenem Wachse, das man mit dem Pinsel auftrug, ausgeführt wurde. Diese Malerei wird weder durch Sonnenhitze, noch durch Seesalz und Winde beschädigt." *) Mit der letzten von diesen drei Manieren, wo man den Wachsüberzug mit dem Pinsel austreicht und dann einbrennet, hat es wohl die wenigste Schwierigkeit. Verworrener und unverständlicher hingegen sind die zwei ersten Manieren, wegen der vieldeutigen Kürze, mit der sich Plinius darüber ausdrückt. Offenbar sind die im Original stehenden Worte cera und cestro sich einander entgegengesetzt: „Entweder mit Wachs (also ohne weiteres Instrument) oder mit dem Griffel, wenn es auf

*) Vielleicht ist es Manchem angenehm, die letzten Worte hier selbst im Originale vergleichen zu können. Sie stehen im Plinius XXXV. 11. S. 41. Encausta pingendi duo fuisse antiquitus genera constat, cera, et in ebore cestro, (so mufs interpungirt werden) id est, veruculo, (so, und nicht viriculo, wie in der Harduinischen Ausg. oder verululo oder verunculo oder usto, wie in einer alten Handschrift steht, mufs gelesen werden, s. Gesner zu Script. rei rust. T. II. p. 486.) donec classes pingi coepere. Hoc tertium accessit, resolutis igne ceris penicillo utendi, quae pictura in navibus nec sole, nec sale, ventisque corrumpitur. Ein weitläufiger Commentar über diese Stelle soll sich in den Philosophical Transactions vom Jahre 1751. Vol. XLIX. n. 101. p. 652. f. und Vol. LI. n. 8. 9. p. 40. f. befinden, den ich aber nicht zu Gesicht bekommen habe. Scheffer, de milit. nav. II. 6. p. 155. will die schwierige Stelle gelesen haben: in cera et ebore, cestro et uriculo, indem er glaubt, cestrum habe der Griffel bei'm Elfenbein, uriculum bei'm Wachse geheifsen. Hiervon im zweiten Abschnitt. Vielleicht kommt dieses veruculum mit dem ῥαβδίον überein, von dem Timaeus in Gloss. s. v. χραίνειν p. 276. spricht: παρὰ τοῖς ζωγράφοις λέγεται τὸ μὲν χραίνειν τὸ χρώζειν (so mufs gelesen werden) διὰ τοῦ ῥαβδίου, Schneider zu Nicander's Alexiph. p. 183. wundert sich mit Recht, dafs Ruhnken hierüber nichts bemerkt habe; er selbst bringt Mehreres bei zu Xenophon's Ἀπομν. p. 209. und zu Varro III. 17, 4.

Elfenbein ist; dieses ist gewifs die natürlichste Erklärung, und man könnte sich alsdann die erste Verfahrungsart mit dem blosen Wachse am leichtesten so denken, dafs man sich dünner, schon zubereiteter und gefärbter Wachspastelle oder Wachsstangen bediente, die man bei der Arbeit an einer daneben stehenden Gluthpfanne zergehen liefs, und so die Farbe damit auftrug *).

Vielleicht liefse sich die Aufeinanderfolge dieser drei Verfahrungsarten noch deutlicher auf folgende Weise denken. Die erste und älteste Methode der Griechen war die mit dem glühenden Stäbchen oder Griffel in Elfenbein (in ebore, cestro, sagt Plinius). Da ihre ältesten Gemälde überhaupt nichts als Monogrammen, conturnirte Umrisse, Sgraffitti, waren **), so grub man diese mit einem glühenden Griffel auf Elfenbein. Gesetzt, man hätte sich, was gar nicht unwahrscheinlich ist, bei dieser ersten Verfahrungsart anfänglich gar keines Wachses bedient, so verdiente doch diese Malerei wegen des glühenden Griffels den Namen Enkaustik. Zwar findet Riem in dieser Art, Umrisse auf Elfenbein und Horn einzugraben, ganz unüberwindliche Hindernisse ***). Allein er scheint die lehrreichen Versuche des mühsamen Requenno gar nicht gekannt zu haben, wovon dieser in einer eigenen Schrift Rechenschaft gegeben, und alle Kenner überzeugt hat, dafs diefs sehr wohl möglich sei †). Die Hauptsache läfst sich aus dem weitschweifigen Vortrage des spanischen Exjesuiten ungefähr in Folgendes zusammenfassen. „Die älteste Methode war durch's Cestrum in Elfenbein, wodurch eigentlich das Monogramma entstand. Man bereitete Elfenbein, das durch's Alter farbig geworden war, in der Folge wohl auch

---

*) Diese durch ihre Leichtigkeit sich sehr empfehlende Erklärung gibt auch ein Recensent in der Göttinger Bibliothek der alt. Lit. und Kunst IV. St. S. 102. f. Die, welche cera bei'm Plinius für in cera, auf's Wachs, erklären, übersehen den Gegensatz cera und cestro ganz.

**) S. den Grafen von Caylus in den Mémoires de l'Acad. d. Inscript. T. XIX. p. 254., sowie auch den Hr. v. Ramdohr, über Malerei und Bildh. in Rom. T. II. S. 178.

***) Riem, über die Malerei der Alten. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst. (Berl. 1787.) p. 141. Er spricht von schraffirten Zeichnungen, wo doch nur von Monogrammen und den einfachsten Umrissen die Rede sein kann.

†) Saggi sul ristabilimento dell' antica arte de Greci e Romani Pittori del S. Abate Don Vivenzio Requenno. arma; dalla stamperia Reale. 1787. T. I. et II., wovon sich eine sehr schöne Recension von Hirt in Rom in der allg. Lit. Zeit. 1788. Nr. 222. befindet.

ein feines, mit einer beliebigen Farbe getränktes Bret (tabulam, tabellam), auf welches man mit dem Griffel die Umrisse eingrub, die Fäserchen mit dem breiten Theile desselben abschabte, und dann mit dem spitzigen Theile aufs Neue den Conturen nachfuhr, um durch dieses Einbrennen die Umrisse besser einzugraben und weicher zu machen. Diefs war also Enkaustik ohne Wachs und mag ungefähr ausgesehen haben, wie eine blose conturnirte Kupferplatte, denn man scheint sich dabei des Schraffirens noch nicht bedient zu haben." Requenno erwähnt hierbei eines Gemäldes, das durch einen Zufall in seine Hände gekommen sei und auf dem rothen Grunde sehr artig aussehen soll. Diefs sei in dieser ganz alten Manier ausgeführt und höchst wahrscheinlich antik. Wahrscheinlich war diese Art, Figuren in Elfenbein einzubrennen, besonders bei den in Elfenbein eingelegten Arbeiten, womit die Alten ihre Wände, vor allen aber die Tempelthore, auszuschmükken pflegten, sehr gewöhnlich *).

Uebrigens möchte ich doch gar nicht in Abrede stellen, dafs in der Folge selbst da, wo die eisernen Stäbchen und Griffel (cauteria), gebraucht wurden, nicht auch der Gebrauch des mit den Farben verschmolzenen Wachses stattgefunden habe. Einige Stellen der Griechen bei'm Plato und Plutarch **) erlauben bei-

*) Man erinnere sich hierbei nur überhaupt an den Luxus, der mit eingelegtem Elfenbein im frühen Alterthume getrieben wurde. S. Heyne in Novis Comment. Gotting. T. I. P. II. p. 98 f. und antiq. Aufs. Th. II. S. 164. Uebrigens bediente man sich späterhin gewifs auch hier, aufser des glühenden Griffels, des geschmolzenen Wachses, wie die von Saumaise in Exercit. Solin. p. 163. b. (den in der Folge Hardouin und Ernesti ausschrieben) angeführte Stelle aus einem Epigramm des Ausonius (Ep. XXVI.): ceris inurens januarum limina hinlänglich beweist. Denn diefs würde ich von Thorflügeln, mit Elfenbein ausgelegt, erklären. Diese ganze Behandlungsart mit dem glühenden Griffel hatte bei den Griechen ihren eigenen Namen und hiefs Cestrosis: daher auch bei'm Vitruv und Plinius nach Saumaise's Verbesserung opera cestrota vorkommen. Auch gedenkt Plinius einer Künstlerin aus Cyzikus, Lala mit Namen, die in Rom und Neapel diese Enkaustik in Elfenbein trieb und in mehr als einer Rücksicht eine Parallele mit unserer Angelika Kaufmann gestattet. XXXV, 11. f. 40, 53.

**) Die Stellen des Plutarch giebt schon Caylus in seinem trefflichen Mémoire sur la peinture à l'encaustique in den Mémoires de l'Acad. d. Inscr. T. XXVIII. p. 186. 88. Diese und die Stellen des Plato zusammen giebt Schneider in seiner vor Kurzem erschienenen Ausgabe der Scriptorum rei rusticae T. I. P.

nahe keine andere Erklärung als diese, und die Cauterien oder eisernen Stäbchen zum Malen kommen noch sehr spät unter den Malergeräthschaften in den römischen Gesetzsammlungen vor, wo doch gewifs an jene ursprüngliche Behandlungsart mit dem blosen Griffel nicht mehr zu denken ist. Allein noch weiter in diese Muthmafsungen zu gehen und diese Behandlungsart ganz genau bestimmen und nachahmen zu wollen, scheint mir auf jeden Fall ein sehr gewagtes und undankbares Unternehmen, da selbst Caylus, der urtheilsfähigste Richter in diesem Fache, seine Unwissenheit hierin offenherzig bekennt *). Indefs sei es mir erlaubt, auch hier ganz kurz die Methode anzugeben, wie sich Requeno diese Verbindung des Gebrauchs des eisernen Griffels mit den Wachsfarben gedacht hat. „Die zweite Methode," sagt er, „wodurch die Malerei zu einer gewissen Vollkommenheit stiege, war die mit Griffel und Wachs (cera et cestro). Sie war folgende: Nachdem man das Wachs mit dem Mastix oder Gummi gehörig zubereitet hatte, setzte man diese so zubereiteten Farbenpastelle in Form von Cylinderchen auf das Farbenbret, oder hatte sonst die Farben vor sich. Wenn die Umrisse gemacht waren, wurden die Farben mit dem Griffel aufgetragen, und so, bald mit dem spitzigen Theile geritzt, bald mit dem breiten Theile gestrichen und geebnet, entstand das Gemälde. Auf diese Weise waren alle Werke des Polygnotus und aller älteren Maler bis auf den Apollodorus gemacht, in dessen Zeiten man das Bemalen der Schiffe mit dem Pinsel erfand." **)

Wie nun aber, möchte ich hier fragen, wenn die mit Gummi, Mastix oder einem anderen hierzu schicklichen Zusatze zubereiteten Wachspastelle des heifsen Griffels gar nicht weiter bedurften? Man durfte sie ja nur an nahe stehenden Kohlen anschmelzen oder sonst flüssig werden lassen und sie dann unverzüglich auf die Palette oder das Gemälde selbst bringen. Diefs hiefs nun ganz eigentlich cera oder, wie es Plinius an einer anderen Stelle nennt, (XXXV, 11. f. 39.) ceris (mit Wachscylinderchen) pingere und ist als die zweite Manier der Enkaustik anzusehen. Hier war es eben, wo man das colorirte und zubereitete Wachs in Kästchen mit vielen Fächern stellte, von welchen der alte Varro ein Gleichnifs für seinen in mehrere Fächer abgetheilten

---

II. p. 587. Vergl. Hemsterhuys zu Lucian's Dial. Mort. XI, 2. T. I. p. 317.

*) In dem angeführten Mémoire p. 186. heifst es: J'ai abandonné l'encaustique sur l'ivoire, avec le cestrum, et j'avoue, que je n'y puis rien concevoir.

**) Im ersten Theil Cap. XI. S. 246.

Fischhälter hernimmt *). Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, dafs diese Erklärung auch mit den neuen praktischen Versuchen in dieser Art am befsten übereinstimmt **).

Die dritte und unter allen am spätesten erfundene Manier scheint ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit wegen bald unter allen übrigen den meisten Beifall gefunden zu haben ***). Man überzog das schon vollendete, mit Wasser- oder Wachsfarben in Gouachemanier (a tempera) ausgeführte Gemälde durch das Anstreichen mit dem Pinsel mit einer dünnen Wachskruste, die man dann wieder mit einer darangehaltenen heifsen Kohlpfanne so weit abschmelzte, als sich dieses Wachs nicht durch die Hitze schon in die Farben eingezogen und ihnen die Haltung und den Firnifs gegeben hatte, die man ihnen dadurch zu geben wünschte. Plinius bemerkt, dafs dieser Kunstgriff zuerst in Griechenland bei der Schiffsmalerei entdeckt und angewandt worden sei †), und

*) Varro, de re rustica III, 17. 4. Ut Pausias et ceteri pictores ejusdem generis, loculatas magnas habent arculas, ubi discolores sint cerae: sic hi loculatas habent piscinas. Es bedurfte also auch der mühsamen Zubereitungen solcher metallenen Kästen nicht, wo siedendes Wasser hineingegossen wurde, um die daraufstehenden Wachspastellen aufzulösen, wie sie Caylus in seinem ersten Versuche weitläufig beschreibt, am angef. O. S. 197. f.

**) Diese Meinung trug auch schon gegen Requenno's erste Schrift der Italiener J. Tommaselli vor in seiner Abhandlung della cerografia. Verona 1785. (116. S. in 8.), worin er die Wachsmalerei geradezu für eine Pastellmalerei erklärt, wobei der Unterschied blos darin bestanden habe, dafs man statt der Pastellstifte Wachsstifte nahm.

***) Für die Malerei der Alten ist ein Pompejanisches Gemälde merkwürdig, ein Mittelstück auf einer Architecturmalerei, das in den Pitture d'Ercolano Tom. VII. tab. 1. (die dazu gehörige Architecturmalerei findet man tab. 82.) abgebildet ist. Eine Malerin sitzt vor einer Bacchusherme, die sie auf einer von einem Knaben gehaltenen und an die Basis der Gemme angelehnten Tafel abzumalen bemüht ist. Vermuthlich ist es ein Votivgemälde, von der im Hintergrunde stehenden Dame bestellt. Die Malerin taucht den Pinsel in einen Farbenkasten und macht die Farbe auf einer Palette an. Denn dafür halte ich das länglichrunde Täfelchen mit Strichen, das sie in der Hand hält, nicht für ein Elfenbein, worauf sie die Figur male, wie die Ercolaneri und mit ihnen Hr. v. Murr in seiner Erklärung glauben S. 2. Diese Malerin malt offenbar in der dritten Manier.

†) Schon Homer hat, nach Vofs's Uebersetzung, rothschnäblige Schiffe, und Herodot III, 68. sagt, dafs alle Schiffe mit Mennige

Ovid nennt das Schiff, auf welchem das Heiligthum der Cybele nach Rom gebracht wurde, ein mit enkaustischer Malerei geschmücktes Fahrzeug *).

Diese Manier ward mit einer kleinen Abänderung in den Farben in der Folge auch zu architectonischen Verzierungen, Wandgemälden und Arabesken mit grofsem Vortheile übergetragen, und dazu empfiehlt sie auch vorzüglich Vitruvius, dessen Worte wohl auch hier eine Stelle verdienen **). Er spricht von der Zubereitung des Zinobers und bemerkt, dafs dieser seine Schönheit nur an verschlossenen Orten behalte, da aber, wo Sonne und Mond anscheinen könnten, sehr bald seinen Glanz verliere. „Diefs," fährt er fort, „erfuhren so wohl viele Andere, als auch der Geheimschreiber Faberius. Als dieser sein Haus auf dem Berge Aventin recht schön ausgemalt haben wollte, so liefs er das ganze Mauerwerk des Säulenganges mit Zinnober anmalen, der aber nach 30 Tagen unansehnlich und fleckig wurde. Er

---

oder Zinober angestrichen gewesen wären. Hier ist aber noch von keinem Gemälde die Rede. S. Scheffer, de milit. navali II, 6. p. 184. In der Folge malte man die Schutzgötter (Tutelam navium) am Hinterbord und die Schiffsmarque (Parasemon, Insigne) am Vorderbord. Da gab es schon eigentliche Schiffsgemälde mit Zinober und Bleiweifs. Plinius XXV, 6. s. 19. Allein der Zinober stand nicht gegen das Wetter, und so dachte man also da, wo das Bedürfnifs am dringendsten war, bei der Schiffsmalerei, zuerst an die Enkaustik mit einem Wachsfirnifs. Zu den Zeiten des ägyptischen Königs Ptolemäus Philopator (um die 141. Olymp. 212 Jahre vor Chr. Geb.) mufste diese enkaustische Schiffsmalerei zur höchsten Vollkommenheit gebracht sein, wie aus einer merkwürdigen Stelle bei'm Athenäus V, 9. p. 204. B. erhellet; vergl. Plinius XXXV, 7. s. 31., wo die Farben angeführt werden, die sich mit Wachs am befsten zu dieser enkaustischen Schiffsmalerei schickten. Sie heifsen: Purpurissum, Indicum, Caeruleum, Melinum, Auripigmentum, Appianum, Cerussa. Wer giebt uns aber ein antikes Farbenlexicon? Caylus wagte es bei Anführung dieser Stelle in seinem Mémoire nicht, sie in's Französische zu übersetzen.

*) Ovid's Fast. l. V, 275.

**) Vitruvius, de Architect. VII., 9. p. 290. (edit Galiani Neapol. 1758. fol.). Plinius XXXIII, 7. s. 40. drückt es mit wenigen Worten so aus: Solis atque lunae contactus inimicus (sc. minio); remedium, ut parieti siccato cera Punica cum oleo liquefacta candens setis inducatur, iterumque admotis gallae carbonibus aduratur ad sudorem usque: postea candelis subigatur, ac deinde linteis puris, sicut et marmora nitescunt.

liefs es daher mit anderen Farben übermalen. Wer also genauer verfahren und den Zinnoberanstrich dauerhaft machen will, der lasse erst die angestrichene Wand trocknen, und überpinsele sie dann mit punischem Wachse, dem ein wenig Oel beigemischt ist. Dann mache er mit einer eisernen Kohlpfanne den Wachsüberzug, der sich mit der Wand selbst erhitzen mufs, flüssig, bis Alles geglättet ist. Zuletzt reibe er das Ganze noch mit Wachsstock und einer Leinwand ab, wie man die nackenden Marmorbilder abreibt. Diefs heifst auf griechisch Kausis, das Brennen. Dieser Ueberzug von punischem Wachs sichert die Farben an der angemalten Wand vor Mondenschein und Sonnenstrahlen." Die letzten Worte Vitruv's scheinen mir auch darum merkwürdig zu sein, weil es daraus wahrscheinlich wird, dafs man diese letztere Art, das Wachs dem schon aufgetragenen Farbengemälde einzuverleiben, nicht wie die erstere Enkaustik, sondern zum Unterschiede nur schlechtweg Kausis genannt habe *). Uebrigens begreift man leicht, wie viel durch diese Erfindungen die Wandverzierungen und Malereien der Alten zur Verschönerung ihrer Säle und Galerieen gewinnen mufsten, da sie vorzüglich die hellen und brennenden Farben, Roth, Blau und Gelb, so sehr dabei liebten. Auch haben die Versuche, die man mit den in Herculanum und Pompeji wiederaufgegrabenen architectonischen Malereien gemacht hat, hinlänglich bewiesen, dafs man diesen Wachsüberzug dabei überall gebraucht habe. Einige Zimmer in den verschütteten Häusern von Resina hatten Felder von Zinnober von solcher Schönheit, dafs es Purpur schien. Als man sie aber an's Feuer brachte, um den Tartar daran abzulösen, zerschmolz das Wachs, womit das Gemälde überzogen war. Man fand auch eine Tafel von weifsem Wachse (cera punica) unter anderen Farben in einem Zimmer von Herculanum. Vermuthlich war man eben mit Ausmalung des Zimmers beschäftigt gewesen, als der Vesuv Alles verschüttete **). So war es auch lange unter den Kunstdilettanten und selbst bei den Akademisten der Herculanischen Alterthümer zu Neapel eine Streitfrage, ob die Herculanischen Gemälde in dieser enkaustischen Manier zubereitet wären. Als sie entdeckt wurden, fiel man gar nicht einmal auf diese Muthmafsung und überzog sie mit einem Firnifs, der ihnen sehr schädlich wurde. Es fielen allmälig ganze Stücke ab, und nun zeigte sich der Irrthum. Jetzt ist kein Kunstkenner

---

*) Demnach ist auch die Verbesserung des Saumaise, Exercit. in Solin. p. 164. 2. F., der dieses Causis in Encausis verwandeln will, sehr unstatthaft.

**) S. Winckelmann's Geschichte der Kunst S. 286.

in Italien, der ihre Wachsmalerei bezweifelte *). Es hat sich auch diese Behandlungsart der Wandgemälde und Arabeskenverzierungen mit Enkaustik beständig unter den Römern erhalten **). In den Trümmern der Villa Adriani bei Tivoli finden sich deutliche Spuren davon. Die Kunst blühete, wie aus mehreren Stellen des Eusebius, Chrysostomus und Procopius zu ersehen ist, nicht nur in der kunstreichen Epoche der früheren Byzantiner, sondern selbst noch in den spätesten Zeiten des griechischen Kaiserthums ***), und eine daraus abgeleitete Erfindung, die enkau-

---

*) S. Hirt's Anzeige in der Allgem. Lit. Zeitung 1788 n. 167. a, und Münter's Nachrichten von Neapel und Sicilien S. 69.

**) Procopius, wenn er die Pracht des neuen Palastes, den Justinian in Constantinopel für sich erbaut hatte, in seiner hochtönenden Sprache verkündigen will, sagt: „Die ganze Decke prangt mit Gemälden. Diese sind aber nicht durch geschmolzenes und darüber gegossenes Wachs blos dauerhaft gemacht, sondern mit dünnen Stiften an einander gefügt, in den schimmerndsten und verschiedensten Farben.“ Also ein Plafond nicht in Enkaustik, sondern in Mosaik. S. De aedificiis Iustiniani libr. I. p. 9, 13. edit. Hoeschel. Andere Stellen in Henri Valois's Anmerkungen zum Eusebius in vita Constant. I, 3. p. 200. edit. Paris. Wahrscheinlich in diese spätere Periode gehört auch ein Brief bei Etienne Baluze, Miscellan. libr. IV. p. 417., den schon Hardouin zum Plinius citirt. Die Ueberschrift heifst: Quid sit ceroma? und darauf folgt die Antwort: Nonnulli ceroma intellexerunt esse artificium quoddam juxta morem antiquum pingendi, cui, ne facies et pulchritudo picturae vetustate temporum aboleretur, cerae mixtura apponebatur, modico igni huic temperamento adjecto, ut aequa mensura colorum ceraeque concordante, nec venustas et gratia coloribus, nec cerae perspicuitas (also offenbar ein durchsichtiger Firnifs) deesset. Hoc genus pingendi etiam a Boethio, viro doctissimo, commemoratum, adhuc suo tempore viguisse dubium non est. Die Stelle des Boethius (im 6ten Jahrhunderte) steht in der Vorrede zum ersten Buche de arithmetica p. 1295. Op. ed. Basil. 1570., fol., wo als Materialien eines Gemäldes tabulae, cerae und colorum fuci genannt werden.

***) Eine vollständige Sammlung aller auf diese spätere Enkaustik sich beziehenden Stellen aus den Homilien, Synodaldecreten und Heiligenlegenden der späteren Byzantiner bis zum 12ten Jahrhundert herab findet der Liebhaber in des Gelehrten Du Cange Glossarium med. et. inf. Graecitatis p. 647. — 652. Man sieht aus diesen Stellen, dafs es damals überhaupt nur eine doppelte Art von Malerei gegeben habe, die enkaustische, die man Hyle und Hylographie nannte, und die Mosaikarbeit. Auch erfährt man,

stische Dinte, ist noch das ganze Mittelalter hindurch im Gebrauch gewesen *).

Man hat diese Enkaustik noch zur Erklärung einer anderen Art von alten Kunstwerken angewandt, und gefragt, ob nicht selbst die durch Passeri, D'Hancarville und Tischbein in neueren Zeiten so berühmt gewordenen etrurischen oder richtiger campanischen und griechischen Vasen enkaustische Malerei gehabt haben könnten **). Nun kann allerdings nicht geleugnet werden, dafs die Versuche, welche in neueren Zeiten der Hofmaler in Berlin Benjamin Calau gemacht und Riem weitläufig beschrieben hat, so viel beweisen, dafs man mit einer Art von Wachscomposition, die Calau eleodorisches Wachs zu nennen und zu seiner vorgeblichen Enkaustik anzuwenden sich sehr angelegen sein liefs, etwas den etrurischen Vasengemälden Aehnliches auf rothen oder gelblichen Thongefäfsen hervorbringen könne ***). Allein die chemischen und artistischen Versuche, die der Chevalier D'Hancarville in der Einleitung zum ersten

---

dafs der Evangelist Lucas seine Gemälde durch Enkaustik verfertigt haben soll. Ueberhaupt verdienten aber diese mühsamen Collectaneen noch besonders für die Geschichte der Malerei im Mittelalter benutzt zu werden, so wie es auch der Untersuchung werth ist, ob die enkaustischen Gemälde sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, die Du Cange, wie er dort selbst anführt, aus den Archiven der heiligen Genevieva in Kupfer stechen liefs.

*) Daher selbst der Name der Dinte in den meisten europäischen Sprachen von encaustum oder incaustum, inchiostro, l'encre, ink. S. von dem encaustum der Byzantiner und des Mittelalters Du Cange in den Anmerkungen zur Alexias der Anna Comnena S. 253. und im Glossario med. et inf. Latin. T. II. p. 271. s. v. incaustum, auch Wehrs, über die Schreibematerialien Th. I. S. 455. f.

**) Man findet diese Aeufserung unter Anderem bei den Mailändischen Herausgebern des Winckelmann, Storia delle arti del disegno T. II. p. 63., die auch der Abate Fea ohne Widerspruch wieder in seine Ausgabe aufgenommen hat T. II. p. 79.

***) Riem, über die Malerei der Alten S. 144. sagt von dieser Nachahmung: „Eben diese Verfahrungsart (Emailfarben, mit eleodorischem Wachse vermischt, linearisch aufzutragen) wendete Calau auf seine nachgeahmten hetrurischen Gefäfse an. Mit seinem Wachse und einem enkaustischen Firnifs brachte er Gefäfse zu Stande, die jenen dem ersten Blicke nach ähnlich waren. Er gab ihnen einen so dünnen und glänzenden Ueberzug, dafs sie wie überhaucht zu sein schienen und nicht das Harte einer Glasur hatten." Vergl. S. 113.

Theile der Hamiltonischen Vasen weitläufig beschrieben hat, setzen es aufser allen Zweifel, dafs bei den Gemälden auf den echten campanischen und griechischen Vasen durchaus an keine Wachsmalerei zu denken sei *). Da indefs die zuletzt beschriebene Manier der Enkaustik mit dem eingebrannten Wachsüberzuge, wie die Reifensteinischen Versuche beweisen, bei jedem Gemälde, es mag auf Holz, Stein, Leinwand oder Thon gemalt sein, gebraucht werden kann, so fand sie gewifs auch im Alterthume auf einer Oberfläche von Thon so gut, als auf einem geglätteten Mörtel- oder Gypsüberzug statt, und eine Stelle des Plinius **) von den Thermen des Agrippa erhebt die Vermuthung zur völligen Gewifsheit. Eben so wenig möchte ich in Abrede stellen, dafs in einer sehr angefochtenen und noch immer nicht hinlänglich aufgeklärten Stelle des Theokrit nicht wirklich von einem enkaustischen Gemälde auf einem hölzernen Becher die Rede sein könnte ***).

Manche zur Beförderung der Enkaustik abzweckende Versuche, wie mineralische Farben sich mit Wachs vermischen können, wurden wahrscheinlich im Alterthume von der sehr zahlreichen Klasse von Wachsbossirern gemacht, die man Puppenfabrikanten nannte. Diese Künstler mufsten in der Mischung der Farben mit Wachs nothwendig allerlei Vortheile und Kunstgriffe besitzen, da sie ihre Wachsfiguren nicht blos nach thönernen Modellen ausgossen und bildeten, sondern auch mit allerlei Farben anmalten und ihnen da-

*) Den schwarzen Grund des Gefäfses, der aus einer Auflösung von Blei und Magnesiakalk bestand, überzog man mit einer Lage von gelbem Eisenocher, auf die nun die Figuren gezeichnet wurden. Diefs ist das Resultat der D'Hancarvillischen Untersuchung, das durch Reifenstein's wiederholte Versuche und Tischbein's geschickte Nachahmung (s. Journal der Moden. November 1793. S. 557. f.), diese Vasenmalerei wieder herzustellen, noch mehr bestätigt worden ist. Hier ist also an keine Enkaustik zu denken, die, wo es gar nicht um glänzende Farben zu thun ist, auch sehr zweckwidrig sein würde.

**) Plinius XXXVI, 25. s. 64: Agrippa in thermis, quas Romae fecit, figlinum opus encausto pinxit. Man mufs hierbei an die architectonischen Verzierungen in terra cotta, Basreliefs, Friesen u. s. w. denken, die, wie noch mehrere vorhandene Bruchstücke, besonders im Cabinete des Cardinals Borgia zu Veletri, beweisen, mit hellen Farben gemalt waren. S. Fea zu Winckelmann's Storia dell. A. d. D. T. III. p. 100. B. p. 466.

***) Theokrit, Idylle I, 27—31. v. Schreber bemerkt sehr richtig p. 9. edit. Harles., dafs hier nicht blos von Sculptur, sondern auch von Malerei die Rede sei, und der 27ste Vers führt von selbst auf die Enkaustik.

durch noch einen höheren Grad von Wahrheit zu geben suchten *). So arbeitete also auch hier die ältere Schwester, die Plastik, der jüngeren, der Malerei, in die Hände. So hat sich auch in neueren Zeiten, wie Caylus bemerkt **), der Sicilianer Zumbo ***) durch seine nach der Natur colorirten Wachsfiguren, auf welchen nach 50 Jahren die Farben nicht die mindeste Veränderung erlitten hatten, der alten Enkaustik am meisten genähert.

Ich wüfste diese Nachricht über die Enkaustik der Alten mit keinem treffenderen Urtheil über ihre Vorzüge zu schliefsen als mit dem, das der einsichtsvolle und selbst hier, wo es seine Lieblingserfindung galt, durch keine parteiische Vorliebe geblendete †) Caylus über die Vortheile dieser Malerei gefällt hat. „Sie bröckelt sich nicht", sagt er am Ende seiner Abhandlung darüber ††), „weil sie immer eine Geschmeidigkeit behält, die der Natur des Wachses eigen ist. Die Sonnenhitze verursacht an ihr keine Veränderung. Die enkaustisch gemalten Werke sind mehr vor aller Gefahr gesichert als die Fresco- und Wassermalerei. Denn das Wachs als ein fetter Körper widersteht der Nässe und den Eindrücken der Luft, wenn es mit Farben vermischt ist. Einige Stücke An-

*) Man sehe über diese für die Geschichte der Kunst noch nicht genug benutzten Puppenfabrikanten, die ihre Figuren nicht nur in Gyps und Thon, sondern vorzüglich auch in Wachs (s. Pollux X, 189. Etym. M. p. 530. 13.) bildeten und Coroplathae hiefsen, die sorgfältigen Collectaneen bei Spanheim ad Juliani Caes. Preuves des Remarqu. p. 107. und Ruhnken zu Timaei Glossarium p. 165. 166. edit. nov. Dafs diese Wachspuppen gemalt waren beweis't unter Anderem eine Stelle des Philostratus in Vit. Apoll. Tyan. II, 22, p. 74, die abér noch einer Verbesserung bedarf, die ihr Toup, Emend ad Suid. p. 227. ed. Lips. nicht geben konnte. Vergl. Reinesii Inscript. p. 469.

**) In dem mehrmals angeführten Mémoire 193. f.

***) Ueber diesen s. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste Th. 1. S. 465. f.

†) Man denke nur an den weitschweifigen Panegyricus, den Requenno der Enkaustik zum Nachtheil der von ihm ganz herabgewürdigten Oelmalerei hält, (vergl. Bibliothek der alt. Lit. u. Kunst, Th. IV. p. 101.) und welche Lobsprüche Riem den Calauischen Wachsfarben ertheilt, die doch mit der Enkaustik der Alten so wenig gemein haben: über die Malerei der Alt. p. 137.

††) Sur la peinture à l'encaustique p. 191. f. oder nach der teutschen Uebersetzung von Meusel, der ich mich hier bediene, in den Abhandlungen zur Geschichte der Kunst, Th. II. S. 920. f.

wurf, die mir von Herculanum zugeschickt wurden, haben ihren völligen Glanz erhalten, zumal die mit Zinnober (minium) bedeckten Theile. Wenn man sich an die Stellen Vitruv's und des Plinius erinnert, so mufs man von der Festigkeit dieser Zubereitung unterrichtet werden. Man wird desto weniger daran zweifeln, da diese Stücke wenigstens schon vier Jahre lang einer neuen Luft ausgesetzt sind, ohne das Geringste von ihrem Glanze zu verlieren. Der Staub haftet nicht auf den Gemälden, bei welchen das Wachs die Stelle des Oels vertritt. Sie sind niemals eingeschlagen *), wie die Maler reden; folglich ist ihre Wirkung immer gleich. Man hat kein Ultramarin dazu nöthig, jene schöne Farbe, die so selten wird, und deren Preis täglich steigt **). Das Berliner Blau, mit Wachs gebraucht, wird niemals grün. Man kann es also an die Stelle des Ultramarins setzen. Die mit Wachs zubereiteten Farben geben diesen Werken nur einen matten Glanz (un oeil mat), welches das Licht des Gemäldes von allen Seiten zeigt, ohne dafs man nöthig hätte, dasselbe zu suchen. Das Wachs verwahrt das Holz vor Würmern. Die Erfahrung hat uns gezeigt, dafs man nicht allein auf Holz und Gyps, wie die Alten, enkaustisch malen könne, sondern auch auf Stein und Leinwand, das Kupfer ausgenommen, wo man, um das Aufressen durch den Grünspan zu vermeiden, erst einen anderen Körper zwischen das Kupfer und die Farbe legt, z. B. einen Firnifs von Gummilack.“

So urtheilt Caylus über eine Kunst, zu deren Wiederherstellung er in Verbindung mit seinem Freunde, dem Arzte Majault, so viele und zum Theile glückliche Versuche gemacht hatte. Es ist auffallend, welche sonderbaren und zum Theil ungereimten Vorstellungen die berühmtesten Erklärer der alten Schriftsteller über diese Kunst in Umlauf gebracht haben ***), und wie selbst als-

---

*) Im Original: ils ne sont jamais embus. Caylus sah vielleicht zugleich auf einen anderen Nachtheil der Oelfarben, das Nachdunkeln, weswegen so viele Stücke der gröfsten Meister neuerer Zeiten beinahe verloren gegangen sind. Diesen Nachtheil hat Requenno in der zweiten Abtheilung des ersten Bandes seiner Saggi besonders in Anschlag gebracht und den Triumph seiner Enkaustik darauf gegründet.

**) Acht Jahre später, als Caylus diefs schrieb, kostete die Unze Ultramarin in Paris wirklich 96 Livres. Man hat aber seitdem die Vorzüge der gutgefärbten Schmalte immer besser einsehen lernen, und der Preis des Ultramarins ist daher sehr gefallen. S. Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen Th. III. 180. ff.

***) Rollin stellte sich die Enkaustik als eine Art von Mosaik vor, die man durch gefärbte Wachsstifte herausgebracht habe. Viel-

dann, als **Caylus** die Hauptsache schon berichtigt hatte, in so manchen Nebendingen die berühmtesten Künstler und Alterthumsforscher bis auf die neuesten Zeiten von einander abgewichen sind. Eine kurze historische Uebersicht von dem, was seit **Caylus** und **Bachelier** bis auf die neuesten Versuche der Mifs **Greenland** in England zur Wiedererfindung, Bestimmung und Vervollkommnung der alten Enkaustik geschehen ist, spare ich, um meine Leser nicht zu ermüden, auf eine zweite Abhandlung.

Zweiter Abschnitt.

Caylus. Bachelier. San Severo.

Die Enkaustik oder Wachsmalerei *) blieb, wie im ersten Abschnitt bemerkt worden ist, bis tief in das Mittelalter herab ein Eigenthum der griechischen Künstler zu Constantinopel. Ob sie, wie die Purpurfärberei, erst mit der völligen Eroberung dieser Kaiserstadt durch Mahomet den II., oder schon früher, wie etwa das Geheimnifs des griechischen Feuers, verloren gegangen sei **),

---

leicht schöpfte er diese Vorstellungsart aus **Du Cange's** Glossarium med. et inf. Graecit. p. 648: Cerae diversis coloribus imbutae absque penicillo invicem committebantur, quod encaustum proprie vocabant. Wenigstens war diese Verstellungsart bei den Franzosen bis auf die neuesten Zeiten sehr gemein. So beschreibt **Carlenças** in seinen Essais sur l'histoire des belles lettres et des arts T. III. p. 186. die Enkaustik des Pausias: La caustique consistait à plaquer sur le bois, ou sur l'ivoire, des cires de différentes couleurs.

*) Das teutsche Wort: **Wachsmalerei**, ist viel zu weit für den engeren Begriff der **Enkaustik**. So hat **Engelschall** in **Meusel's** artistischen Miscell. und neuerlich auch im 1ten Stück des **neuen** Museums für Künstler dieses Wort zur Bezeichnung gemalter Wachspuppen gebraucht. **Campe** wird also auch für die Enkaustik ein neues teutsches Wort prägen müssen.

) **Pancirolli, de rebus deperditis Tit. II. p. 10. ed. Frf. rechnet blos die enkaustische Dinte unter die verlorenen Erfindungen und berührt die enkaustische Malerei nur mit ein paar Worten. Ich kann mich hierbei nicht des Wunsches enthalten, dafs uns doch bald ein Kenner, dem Sprachkenntnisse und äufsere Hilfsmittel zu Gebote stehen, mit einer möglichst vollständigen **Geschichte der Künste unter den späteren Byzantinern** beschenken möge. Das letzte Capitel in **Winckelmann's** Geschichte der

läfst sich aus Mangel bestimmter Nachrichten durchaus nicht bestimmen. Wenigstens wurde sie durch die wilden Horden der lateinischen Kreuzfahrer, welche im Juli 1203 diese schon damals zur schimpflichsten Ohnmacht herabgesunkene Stadt eroberten und die schönsten Ueberreste alter Kunstwerke in elende Kupfermünzen zur Bezahlung der Söldner umprägten, nicht mit nach Italien und die übrigen europäischen Reiche, aus welchen jenes Raubgesindel zusammengelaufen war, zurückgebracht. Volle Schiffsladungen von Knochen und Reliquien der Heiligen waren die ganze Ausbeute jener von den Byzantinern mit so grellen Farben geschilderten Plünderung.

Von jenen letzten Zeiten der Byzantiner an finden wir bis zur Mitte unseres 18ten Jahrhunderts in den Denkmalen und der Geschichte der Malerei auch nicht eine einzige ganz unverdächtige Spur der Enkaustik. Die gelehrten Erklärer der Alten machten sich zum Theil sehr sonderbare Vorstellungen davon, wovon schon oben einige Proben angeführt worden sind. Auch ist es sehr wahrscheinlich, dafs sie viele theils mit der im 12ten und folgenden Jahrhunderte so beliebten Emaillemalerei (Smaltum, opus de Limogia, s. den Du Cange), theils späterhin mit der Malerei auf Terra Cotta und Majolika verwechselt und sich also um ihre Wiederherstellung gar nicht weiter bekümmert haben. Man kann daher ihre Wiederbelebung wohl am sichersten auf das Jahr 1752 setzen, wo der Graf Caylus seine erste freilich nur erst noch als Skizze zu betrachtende Vorlesung darüber in der Academie der schönen Wissenschaften zu Paris hielt und damit die Aufmerksamkeit aller forschenden Kunstkenner und Künstler innerhalb und aufserhalb Frankreichs auf diese ganz vergessene Gattung der Male-

---

Künste ist äufserst unvollständig und geht auch nur bis auf die Zeiten des Kaisers Justin. Die gelehrte Abhandlung des Abate Fea sulle Rovine di Roma im dritten Theile seiner Ausgabe des Winckelmannischen Werkes könnte hierbei gewissermafsen zum Muster dienen. Banduri hat in seinem Imperio Orientis, s. Antiquitatibus Constantinopolitanis im IIten Bande durch mühsame Collectaneen trefflich vorgearbeitet, und des Du Cange Glossarium inf. Graecit. enthält einen Schatz von Citaten dazu. Vorzüglich verdiente das Fragment des Nicetas von Chonä, das Fabricius aus der Bodlejanischen Bibliothek in Biblioth. Gr. V, 5. T. VI. p. 405—416. edirt hat, selbst nach dem, was Harris in seinen Philological Inquiries P. III. p. 301. ff. darüber angemerkt hat, für die Kunstgeschichte eine ganz neue Bearbeitung. Der Alles aufspürende Gibbon hat auch diesen Fund meisterhaft zu benutzen verstanden; History of the Decline and Fall of the R. E. T. XI. p. 59. ff. ed. Basil.

rei zu erregen wufste. Nun erst entstand die Frage, ob nicht wenigstens eine Art der Enkaustik auch schon unter den Malern des 16ten und 17ten Jahrhunderts bekannt gewesen sein könne, und man überredete sich wirklich, hier und da auf älteren Gemälden Spuren der enkaustischen Manier gefunden zu haben. So glaubte der Berliner Hofmaler Benjamin Calau in einem von Lucas Kranach gemalten Portrait von Luther unverkennbare Spuren seines sogenannten punischen oder eleodorischen Wachses zu entdecken *). Ich selbst erinnere mich noch mit lebhaftem Vergnügen einer Unterredung, die ich bei einer Reise durch die Oberlausitz im Jahre 1788 mit einem der gröfsten Kunstkenner unseres Vaterlandes, dem verstorbenen Baron von Schachmann zu Königshayn, über eben diesen Gegenstand hatte. Er glaubte, in seiner eigenen auserlesenen Kunstsammlung ein Gemälde in enkaustischer Malerei auf einer Marmortafel zu besitzen, das er seiner Vortrefflichkeit und anderer Kennzeichen wegen einem grofsen italienischen Meister aus dem 16ten Jahrhunderte zuzuschreiben kein Bedenken trug **). Das Urtheil dieses in jeder Rücksicht achtungswürdigen Mannes erhielt dadurch

---

*) In Meusel's artistischen Miscellaneen Heft V. S. 63. kommt folgende Nachricht vor: „Calau ist zwar der Wiedererfinder des punischen Wachses und der verloren gegangenen Wachsmalerei; gleichwohl scheint es, dafs unser alter Kranach sich desselben schon bedient und diese Malerei der Alten verstanden und ausgeübt habe. — Calau versichert, dafs dieses aus Untersuchung Kranach'scher Gemälde erhelle.“ Sollte indefs nur das aus Kranach's Leben (Hamb. 1761.) S. 55. dort angeführte, eigentlich aus Junker's Ehrengedächtnifs Lutheri S. 55. entlehnte Distichon:

Aeterna ipse suae mentis simulacra Lutherus
Exprimit; at vultus cera Lucae occiduos,

zu dieser Muthmafsung Veranlassung gegeben haben, so würde ein geübter Sprachkenner durch die richtige Erklärung des Wortes cera für Porträt überhaupt das Mifsverständnifs auf einmal lösen können.

**) Wahrscheinlich ist es das nämliche Gemälde, von dem in einem Briefe eines Ungenannten aus Dresden in Meusel's neuem Museum für Künstler und Kunstliebhaber St. II. S. 243. Nachricht ertheilt wird. Der Einsender beruft sich ausdrücklich auf das Zeugnifs des Hn. v. Schachmann, der auch die Bemerkung machte, dafs ihm nirgends, weder in Kunstwerken, wovon er die ausgesuchteste Sammlung selbst besafs, noch bei der Betrachtung der Bildergalerieen und Kunstkabinete auf seinen Reisen weiter eine Spur der Enkaustik aus den letzten Jahrhunderten aufgestofsen sei.

noch ein gröfseres Gewicht, dafs er selbst, so wie fast in allen übrigen Theilen der bildenden Kunst, so auch in der Enkaustik allerlei Versuche nicht ohne Erfolg angestellt hatte *). Indefs möchte es doch immer eine sehr schwer zu lösende Aufgabe bleiben, ob nicht auch hier manche Täuschung aus Unkunde der bei Weitem noch nicht genug erläuterten, verschiedenen Behandlungsarten des Oeles in den älteren Oelgemälden mit unterlaufen könne? Man erinnert sich vielleicht hierbei der mannigfaltigen Versuche bei einer ähnlichen Streitfrage über das Alter der Oelmalerei. Auch hier fand man überall, nachdem Lessing zuerst die Aufmerksamkeit der Kunstforscher durch seine scharfsinnigen Vermuthungen darüber rege gemacht hatte, weit frühere Oelgemälde, und Raspe und Pownall erblickten fast in jeder alten Cathedralkirche in England neue Belege für ihre Behauptungen **).

Wie kam aber nun der Graf von Caylus selbst auf diese Entdeckung? Die Lectüre des Plinius, in dessen verworrene Darstellungsart vielleicht Niemand in neueren Zeiten mit feinerem Kunstgefühl und einem gröfseren Umfang artistischer Hilfskenntnisse eingedrungen ist als der genannte Alterthumsforscher, brachte ihn, wie er selbst zu Anfang seiner zweiten Vorlesung in den Denkschriften der Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften erzählt ***), zuerst auf eine genauere Untersuchung über die En-

---

*) Ich besitze selbst aus der Auction des seligen Scheber zu Gera ein äufserst merkwürdiges Bild von Martin Schön, Albrecht Dürer's Lehrmeister, der im 15ten Jahrhunderte lebte. Es ist 20 rheinl. Zoll hoch, 14 Zoll breit und stellt eine Anbetung der Hirten vor. Das Merkwürdigste daran ist die Art, wie es gemalt ist. Es ist nämlich auf sehr feinen Battist, ohne allen Grund, und mit so vieler Schonung der Farben gemalt, dafs diese das Gewebe des Battistes gar nicht bedecken, wie doch immer bei körperlichen Oelfarben diefs der Fall sein würde, sondern so, dafs man jeden Faden liegen sehen kann. In der That wird sogar ein Kennerauge zweifelhaft, ob man es für eine besondere Oel- oder für Wachsmalerei halten soll, die vielleicht durch Hitze in das Gewebe des Battistes eingeschmolzen worden ist. Wenigstens wagten der Verfasser dieser Abhandlung und unser geschickter Maler Meyer nicht, über diesen Punct abzusprechen.

Bertuch.

**) S. Eschenburg's belehrende Zusätze zu Lessing's Schrift über die Oelmalerei in Lessing's sämmtlichen Schriften Th. XII. S. 323. 344 ff.

***) Mémoire sur la peinture à l'encaustique T. XXVIII. p. 180. Vergl. mit dem Berichte des Abbé Mazeu, der auch in der Bibliothek der sch. Wissensch. Th. VI. S. 183—186. aus einem englischen Journale eingerückt worden ist.

kaustik der Alten. So oft ihm eine unauflösliche Schwierigkeit in diesem Schriftsteller, wo deren so viele vorkommen, aufstiefs, pflegte er sogleich selbst Hand anzulegen und mit Hilfe sachkundiger Männer in jedem Fache Versuche anzustellen, die ihn gewöhnlich durch die erwünschtesten Aufschlüsse belohnten. Diefs war auch hier der Fall. Er stellte selbst eine lange Reihe von Versuchen an und liefs durch Künstler nach diesen Versuchen arbeiten. Hierauf hielt er seine erste Vorlesung über die Enkaustik in der Academie der schönen Wissenschaften im Jahre 1752, die aber nie gedruckt worden ist, und da er auch Mitglied der Maleracademie war, so las er im folgenden Jahre eben diese Abhandlung, aber umgearbeitet und noch durch mehrere Versuche unterstützt, in der königlichen Academie der Malerei vor, worin er zeigte, wie mit reinem Wachse, Farben- und Kohlenfeuer ein Gemälde aufgetragen werden könne. Mehrere Mitglieder der Academie machten dagegen gegründete Einwendungen, und Caylus vereinigte sich nun, da er einsah, dafs hier Alles auf chemische Operationen und Zerlegungen ankäme, mit einem in der Chemie sehr erfahrenen Arzte in Paris, dem Dr. Majault. Beide verfielen bei ihren vereinigten Bemühungen zuerst auf die erste und zweite Manier, wie sie Caylus in seinem Mémoire angegeben hat. Sie bestehen darin, dafs man die in einer gewissen Proportion mit dem geschmolzenen Wachse vermischten Farben entweder auf einem blechernen, mit siedendem Wasser angefüllten Kästchen zergehen läfst, und so auf die gleichfalls durch eine eigene Vorbereitung erwärmte hölzerne Tafel aufträgt (und diefs ist die erste Manier), oder, nachdem man sie wieder bis zu feinen Klümpchen zerrieben und in kleine Näpfchen gethan hat, damit gerade so als bei der Wassermalerei verfährt, und die dann aufgetragenen Wachsfarben noch durch das Ueberhalten über ein Becken mit glühenden Kohlen (réchaud de doreur) fixirt (welches als die zweite Manier angegeben wird). Caylus hatte die Academie der schönen Wissenschaften selbst ein Sujet wählen lassen, welches sie in enkaustischer Manier gemalt haben wollte, und man hatte einen Kopf der Minerva gewählt. Vien, ein damals sehr beliebter Künstler, hatte auch diese Aufgabe nach Caylus und Majault's Angaben in der zweiten Manier richtig vollendet, und der Graf stellte nun bei einer öffentlichen Sitzung der Academie den 12ten November 1754 im Louvre diesen ersten Versuch zur allgemeinen Bewunderung aller Kenner und Halbkenner in Paris öffentlich aus. Die angesehensten Männer von Metier wurden aus Zweiflern Lobredner dieses Versuchs, und der berühmte Maler Vanloo versicherte, er wolle sich künftig auch in dieser Manier versuchen. Indefs war weder Caylus, der wohl wufste, dafs weder bei'm Plinius, noch bei einem anderen alten Schriftsteller vom blechernen Kästchen mit dem kochenden Wasser und allen übrigen Vorrichtungen eine Spur zu

finden sei, noch der Maler selbst, der die Unzulänglichkeit und Unbehilflichkeit dieses Verfahrens nur allzugut einsah *), mit diesem bis jetzt beobachteten Verfahren ganz zufrieden. Man versuchte es also auch noch auf eine dritte und vierte Manier. Der Graf wurde zu ihrer Erfindung durch folgende Schlufsfolge geleitet: die Malerei in Wasserfarben oder Gouache ging schon im Alterthum vor der Enkaustik vorher. Diese letztere kann also eigentlich nur eine Fortsetzung und künstlichere Erweiterung der ersteren sein. Was das Gummi und Gummiwasser bei der ersten ist, ist der Wachsüberzug und die Auflösung in Wachs bei der letzteren. Farben, in Jungfernwachs aufgelös't, auf eine vorher schon gewichste Fläche auftragen, und das Wachs aus der Fläche in die aufgetragenen Farben mit Hilfe einer daran gebrachten Gluth eindringen lassen, damit das Gemälde dem Wasser undurchdringlich und unzerstörbar sei, diefs nähert sich der Enkaustik der Alten, soweit wir sie kennen, am allermeisten. Hierzu kann man nun auf eine doppelte Weise gelangen, und so entsteht die dritte und vierte Manier. Die dritte besteht darin, dafs man auf einer Platte, die horizontal über ein Kohlenbecken gehalten und mit Jungfernwachs so lange gewichst worden ist, bis sich alle Zwischenräume des Holzes hinlänglich gesättigt haben, und ein gleicher Ueberzug in der Dicke eines Kartenblattes sich angesetzt hat, die mit leichtem Gummiwasser zubereiteten Farben aufträgt. Da aber die Farben auf dem Wachs nicht gut fassen würden, so überreibt man die Wachsfläche vorher noch mit einer kreidigen Erde, am befsten mit spanischer Kreide. Auf diesem Grunde kann man nun eben so malen, als wenn man auf blosem Holze malte. Das fertige Gemälde wird an's Feuer gehalten, die Unterlage von Wachs schmilzt, und die Farben sind fixirt, ohne, wie bei den Wasserfarben, wo Bleiweifs dazu kommt, sonst der Fall ist, bei'm Ein-

---

*) Die Worte, mit welchen Caylus diefs selbst anführt, sind in mehr als einer Rücksicht merkwürdig in der angef. Abh. S. 205.: „La seconde manière de peindre à l'encaustique présentait encore plus de difficultés, que la peinture en huile; l'artiste voulut achever, et acheva en effet son tableau avec des couleurs préparées à la cire et au vernis — elle fût d'autant plus de son goût, qu'elle se rapprochait de la façon de peindre qui lui était familière. Le tableau de Minerve fût donc un composé pour les trois quarts de peinture à l'encaustique, et de peinture à la cire pour un quart." Caylus unterscheidet hier und an mehreren Stellen die eigentliche enkaustische Malerei, peinture à l'encaustique, von der Wachsmalerei, worunter er den mit einem Kohlenbecken eingeschmolzenen Wachsfirnifs versteht.

trocknen zu verbleichen *). Die vierte ist von der dritten nur darin unterschieden, daſs das Gemälde nicht auf den Wachsgrund, sondern auf die blose Fläche des Holzes oder der Leinwand aufgetragen und alsdann erst mit dünnen, durch eine kleine Rolle ausgetriebenen Wachsplatten überzogen wird, die dann am Feuer horizontal mit dem Gemälde verschmolzen werden. Caylus und Majault gaben aus Ueberzeugung der zweiten Manier, wo eigentliche Wachsfarben aufgetragen und dann noch mit einer Ueberlage von Wachs verbunden werden, vor allen übrigen dreien den Vorzug, und es ist merkwürdig, daſs gerade diese Manier mit geringen Verbesserungen und einigen neuen Kunstgriffen in der Zubereitung der Wachsfarben auch von dem Abate Requenno, dem Hofrathe Reifenstein und fast allen übrigen neueren Restauratoren der Enkaustik gebilligt und angewendet worden ist. Inzwischen erhielten doch, wie Caylus ausdrücklich bemerkt, die dritte und vierte Manier damals von den Gelehrten den meisten Beifall, und es fällt in die Augen, daſs sie, besonders die vierte, der von uns im ersten Abschnitte als die dritte und gewöhnlichste angeführten Behandlungsart der Alten, der tutelae parietum et armorum, wie sie Plinius in einer merkwürdigen Stelle nennt **), am meisten entspricht. Caylus vollendete alle seine Forschungen und Versuche mit einer zweiten Vorlesung in der Academie der schönen Wissenschaften den 29sten Juli 1755,

*) Caylus's Worte im Mémoire sind S. 209.: Les peintres savent que quoique la peinture en détrempe soit faite avec du blanc de plomb ou de céruse, les couleurs pâlissent en séchant. Dans notre peinture, la cire fondue rend aux couleurs le ton qu'elles avaient lorsqu'elles étaient humides.

**) Diese bei der Untersuchung über die Enkaustik gewöhnlich übersehene Stelle des Plinius XXI, 14. s. 49. lautet in ihrem Zusammenhange so: Cera varios in colores pigmentis traditur ad edendas similitudines et innumeros mortalium usus, parietumque etiam et armorum tutelam. Also waren auch die Schilde (denn diese heiſsen eigentlich arma, s. Ducker zum Florus I, 10. 5. P. 78.) enkaustisch gemalt, d. h. der Farbe war durch einen eingebrannten Wachsfirniſs Dauer gegeben. Diese Schildgemälde, wovon man eine Menge bei Stevechius zum Vegez II, 18. p. 189 ff. abgebildet findet, widerlegen also die Behauptungen in Rieger's Archiv der Statistik von Böhmen S. 26., wo bei Gelegenheit der alten Oelgemälde des Thomas von Mutina zu Carlstein versichert wird, die Schilde der Alten hätten mit Oelfarbe gemalt sein müssen, da Wachs dazu nicht brauchbar gewesen wäre. Vergl. Eschenburg in Lessing's Schriften, XII. 353.

wobei er zugleich zwei Proben der dritten und vierten Manier in zwei kleinen, gleichfalls von Vien gemalten Tableaux der Academie vorlegte *).

Forschungen und Versuche dieser Art geben gewöhnlich aufser dem bezweckten Haupt-Resultate noch allerlei andere Bemerkungen und Aufschlüsse an die Hand. Caylus wurde nicht allein durch jene Versuche noch auf eine ganz eigene (von ihm selbst auch die fünfte Manier genannte) Art von Wachsmalerei geleitet, wozu aber kein Feuer kommt, und die also mit der Enkaustik der Alten gar nichts zu thun, aber wohl mit Caylus's eleodorischem Wachse grofse Aehnlichkeit hat, sondern er erfand auch eine neue Art von Oelmalerei, wo die Farben ohne Beimischung von Oel ganz einfach auf die rohe Leinwand aufgetragen, dann aber mit Nufs- oder Mohnöl (d'oliette), das man auf der Hinterseite der ausgespannten Leinwand anstreicht, so durchdrungen werden, dafs, wenn Alles trocken ist, das Gemälde eben die Dauer hat, als wenn die Farben sogleich mit Oel eingerieben worden wären. Auf diese neue Methode gründete einige Jahre später der Engländer I. H. Muntz seine Verbesserungsvorschläge für die Caylussische Enkaustik selbst **). Er schlägt vor, auch bei der enkau-

---

*) Diese zweite Vorlesung ist es eben, welche den 28sten Theil der Mémoires de Littérature (Paris 1761. 4.) einverleibt, und daraus von Meusel im 2ten Theile der Abhandlungen zur Geschichte der Kunst übersetzt worden ist. Da indefs Caylus zu gleicher Zeit auch auf neue Entdeckungen, Wachs mit Terpentinöl aufzulösen und dadurch neue Wachsfirnisse zuzubereiten, gekommen war, und diese Erfindungen, die er zum Unterschiede von der eigentlichen Enkaustik peinture à la cire nannte, gern zusammen bekannt machen wollte, so erlaubte die Academie, von jener Vorlesung früher einen besonderen Abdruck zu veranstalten. Diesem wurden die nicht in der Academie vorgelesenen Versuche in der peinture à la cire beigedruckt, und so entstand folgende besondere Schrift: Mémoire sur la peinture à l'encaustique et sur la peinture à la cire. Paris 1755. 8., die also weit vollständiger ist als die in den Memoiren der Academie abgedruckte und erst 6 Jahre später erschienene Vorlesung über die Enkaustik allein. Ich glaubte, diefs sorgfältig anführen zu müssen, da ich bemerkt habe, dafs selbst Kunstkenner vom ersten Range diese 2 Mémoires mit einander verwechseln und nicht sorgfältig genug unterscheiden. S. Blankenburg zu Sulzer's Theorie Th. II. S. 50.

**) Die Schrift von Muntz führt folgenden Titel: Encaustic's Eloge of count Caylus, in the Histoire de l'Acad. Royale des Inscriptions, with additional remarks of a sure and easy method of fixing of crayons, by I. H. Muntz. London, 1760. 8.

stischen Malerei die Hinterseite der Leinwand bis zu einer beträchtlichen Dicke mit Wachs zu überziehen, dann die ungewichste Seite mit den gewöhnlichen Wasserfarben zu malen und das fertige Gemälde an's Feuer zu bringen, damit das Wachs von hinten durchziehen und sich mit den Farben vereinigen könne. Doch sei diese Methode nur auf Leinwand, Papier und solchen Flächen anwendbar, durch welche das Wachs ziehen könne, da hingegen auf Holz, Metall, Marmor und Gyps das Caylusische Verfahren stattfinde. Muntz ging sogar auf diesem Wege noch einen Schritt weiter und glaubte, dafs sich durch eben dieses Verfahren auch die Pastellfarben fixiren liefsen, nur dafs in diesem Fall das Wachs, das zur Ergänzung des ersten Ueberzugs noch hinterdrein aufgetragen werde, mit Terpentinöl aufgelöst werden müsse. Ueberhaupt bemerkte er auch noch, dafs mehrere Farben, die bei der Oelmalerei gar nicht gebraucht werden könnten (redlead, red orpiment, crystals of verdegris and red precipitate of mercury), in der Enkaustik sehr gut stattfänden, und empfahl diese Malerei in weit stärkeren Lobpreisungen, als der bescheidene Caylus je zu thun gewagt hatte*).

Der Graf Caylus hatte bei allen diesen verdienstvollen Versuchen um die Wiederbelebung der Enkaustik einen sehr eifersüchtigen und von einer mächtigen Gegenpartei unterstützten Nebenbuhler an dem Pariser Maler Bachelier, der ihm nicht allein den Ruhm der Wiedererfindung streitig machte, sondern ihn auch durch seine Freunde Diderot und Monoye, die das Verfahren des Grafen, als ganz unvereinbar mit der Enkaustik der Alten, zu verschreien suchten, sehr empfindlich angriff. Vielleicht ist es den Lesern dieses Aufsatzes nicht unangenehm, die Hauptpuncte dieser

---

Brauchbare Auszüge daraus findet man in Chamber's Cyclopedia with the Supplement by Abr. Rees. Vol. II. n. 113. s. v. Encaustic Painting und in der bekannten Handmaid to the Arts Vol. I. ch. 9. p. 245—261. Die von Muntz vorgeschlagene Methode, die Pastellfarben durch Einbrennen des Wachses zu fixiren, ist also nicht so neu, als der Verfasser von dem Traité de la peinture au pastel, du secret d'en composer les crayons et des moyens de la fixer — par M. P. R. de C. zu glauben scheint.

*) The colours in the encaustic painting, heifst es unter Anderem, have all the strength of paintings in oil, and all the airinefs of water-colours, without partaking of the apparent charakter or defects of either; they may be looked at in any ligth and in any situation, without any false glare, the colours are firm, and will bear washing. In einer anderen Stelle versichert er sogar, dafs man Weingeist darauf angezündet habe, ohne die geringste Beschädigung der Farben.

Streitigkeit, aus den wechselseitigen Streitschriften ausgezogen, hier zusammengestellt zu sehen, da dasjenige, was Klotz in der Vorrede zum ersten Theile der Abhandlungen zur Geschichte der Kunst aus Pernety mit seiner gewöhnlichen Eilfertigkeit zusammengeschrieben hat, nur einen einseitigen und also unvollständigen Bericht enthält *).

Schon im Jahre 1749 entdeckte Bachelier seinen und seiner Freunde Versicherungen zu Folge durch ein bloses Ungefähr, da eine Wachskugel, deren sich die Kinder bei'm Spiel statt des Federballs bedienten, in eine Schule voll Terpentingeist fiel, dafs sich das Wachs in dem Terpentingeist sehr bequem auflösen lasse. Er machte einen Versuch, diefs auf die Malerei anzuwenden, bediente sich des in Terpentingeist aufgelös'ten Wachses zum Einreiben der Farben statt des Oels und malte auf einer schon mit Oel getränkten Leinwand, wie man sie von den Kaufleuten erhält, ein Gemälde Zephyr und Flora. Der Versuch fand bei aller darauf verwandten Mühe nur wenig Beifall. Das Gemälde kaufte ein Liebhaber in Elsafs, und der Künstler gab alle fernere Versuche in diesen Manier auf. Ja, er hielt es nicht einmal der Mühe werth, gegen seine Freunde davon zu sprechen. Indefs trat Caylus mit seinen ersten Vorlesungen in der Academie der schönen Wissenschaften und der Malerei auf und stellte die von Vien enkaustisch gemalte Minerva im Louvre 1754 auf, die in der ganzen Pariser Künstlerwelt eine grofse Bewegung verursachte. Bachelier hörte auch davon sprechen und wurde von dem jüngeren Cochin, gegen den

*) Bachelier machte den ersten Angriff auf Caylus durch eine Brochure: Histoire et secret de la peinture en cire, die im April 1755 ausgegeben wurde. Man erkannte Diderot's Feder darin, ob sich gleich Diderot selbst dieser Autorsünde in der Folge zu schämen schien. Rouquet, ein Maler, der neben seiner Kunst auch Dichter und Chemiker war, rügte diesen Angriff auf seinen Freund Caylus durch eine lustige Persiflage auf Bachelier's Wachsseife, die den Titel führte: l'art de peindre au fromage ou en ramequin. Paris 1755. 12. Monnoye nahm sich hierauf des von allen Seiten angefochtenen Bachelier in dem von ihm ausgearbeiteten Artikel in der Encyclopédie, Encaustique, T. XVI. p. 9. ff. ed. Yverd. insofern an, dafs er alle von Diderot vorgebrachten Einwürfe und Beschuldigungen mit sichtbarer Vorliebe für Bachelier wiederholte. Diesem antwortete dann der Benedictiner Dom Pernety in seinem Dictionnaire portatif de peinture. Paris 1757. in dem vorgesetzten Traité pratique p. LXVII — LXXXV. mit gereizter Bitterkeit und Parteilichkeit für Caylus.

er seinen früheren Versuch von 1749 erwähnt hatte, aufgemuntert, sich auf's Neue in dieser Manier zu versuchen. Nach einigen Versuchen, mit denen er selbst noch nicht völlig zufrieden war, weil sie mit den Nachrichten des Plinius nicht ganz übereinkämen, kam er endlich auf seine sogenannte dritte Manier. Zu dieser Absicht schmolz er Jungfernwachs in einer sehr scharfen Lauge von Weinsteinsalz (sal tartari). Diese mit Wachs durchaus gesättigte Lauge bildet eine Art dicht coagulirter Seife, die der Künstler savon de cire nannte. Will man nun die Farben einreiben, so lös't man von dieser Wachsseife eine selbst beliebige Quantität in reinem Wasser auf. Diefs heifst daher eau de cire, Wachswasser. Die damit zubereiteten Farben werden dann wie gewöhnlich aufgetragen und von hinten zu an einer breit auflodernden Flamme eingebrannt. Das Wachs schmiltzt, schwillt auf und erhebt sich auf dem Gemälde. Ist nun das ganze Gemälde gleichmäfsig aufgetrieben, so wird es mit einer behutsamen Stetigkeit nach und nach vom Feuer entfernt. Die Farben werden dadurch nichts weniger als in Unordnung gebracht, sondern erhalten einen hohen Grad von Unveränderlichkeit. So ist das enkaustische Gemälde fertig. In dieser Manier verfertigte auch Bachelier sogleich einige kleine Gemälde auf Tafft und Leinewand und stellte sie im Malersalon nur einige Monate später auf *), als die Büste der Minerva von Vien ausgestellt worden war. Sie glichen einem Kupferstich in schwarzer Kunst, der mit schmuzigen Farben colorirt ist, und machten daher keineswegs den gewünschten Eindruck auf das Publicum. Was Bachelier's Pinsel nicht auszurichten vermochte, sollte die Feder eines seiner Freunde bewirken. Ein Ungenannter (nach dem allgemeinen Urtheil des Publicums Diderot) liefs eine Schrift austheilen: Histoire et Secret de la peinture en cire, in welcher Caylus wegen des bis jetzt beobachteten Stillschweigens über die eigentliche Verfahrungsart seiner Enkaustik als ein Charlatan angegriffen, und

---

*) Hallé und le Lorrain machten zu gleicher Zeit auch einige Versuche mit kleinen Gemälden, liefsen sich aber in der Folge nicht weiter darauf ein. Aber Bachelier ging in seiner Manier immer weiter. Sein gröfstes Stück war die Vorstellung der Fabel, wo das Pferd dem Wolf, der seinen Huf besichtigen will, vor die Stirn schlägt. Bachelier's Freunde erhoben dieses Stück, in dem die Figuren in Lebensgröfse vorgestellt waren, mit verdächtigen Lobpreisungen und einige Witzlinge sagten sogar: que ce n'était pas seulement au loup, que ce cheval donnait un coup de pied. Indefs wollte sich doch kein Käufer zu diesem Meisterstücke finden, und die Kenner äufserten die Besorgnifs, die Farben würden sich bald ablösen.

Bachelier als der Erfinder der neuen Wachsmalerei, wovon er schon vor 6 Jahren eine Probe gegeben habe, gepriesen wurde. Monnoye, der eben damals die Kunstartikel in der grofsen Encyclopädie ausarbeitete, stand mit Diderot in genauer Verbindung und begünstigte in dem von ihm gefertigten Artikel Encaustique offenbar den Maler Bachelier gegen Caylus, dessen nachdrückliche Vertheidigung dann im Jahre 1757 der Benedictiner Pernety übernahm *).

Es ist übrigens schon aus dem, was hier in der Kürze von Bachelier's Verfahren angeführt werden konnte, sehr deutlich, dafs die ganze Seifenmalerei dieses Künstlers durchaus nicht mit dem, was die Alten Enkaustik nannten, vereinigt werden kann. Monnoye, der Vertheidiger Bachelier's macht es selbst zur unerläfslichen Bedingung der wahren Enkaustik, dafs das Wachs am Feuer geschmolzen und in diesem Zustand mit dem Pinsel aufgetragen sein müsse **) (resolutis igni ceris penicillo utendum nach dem Plinius). Diese Bedingung kann bei keiner der Manieren, die Bachelier vorgeschlagen und beobachtet hat, erfüllt werden. Aufserdem hat seine erste Verfahrungsart, das Wachs mit Terpentinessenz zu mischen, so grofse Schwierigkeiten, dafs jeder Maler die Geduld dabei verlieren müfste. Die zweite läfst sich nur auf Tüchern oder Taffet anwenden und kann weder auf Tafeln noch auf Gyps, Marmor und Wänden angebracht werden. Die dritte Art, mit dem Wachswasser, auf die er am meisten zu rechnen scheint, ist eben so mifslich als mühsam, und

---

*) Noch vorher hatte Freron in seiner Année littéraire 1755 eine sehr scharfe Kritik über die Diderot'sche Brochure ergehen lassen, in welcher er geradezu leugnete, dafs Bachelier schon im Jahre 1749 diese Erfindung gemacht habe, weil er das schon damals dem Vorgeben nach in dieser Manier verfertigte Gemälde nicht mehr aufweisen könne. Besonders aber nahmen die Benedictiner von der Abtei Saint Germain de Prés mit vieler Lebhaftigkeit die Partei des Grafen Caylus, dessen Freigebigkeit sie für ihre schöne Antikensammlung und Bibliothek — die leider nun in diesem Jahre ein Raub der Flammen geworden ist — so manches Geschenk zu verdanken hatten. Ein Monument in Marmor mit einer Inschrift, die es ausdrücklich bezeugt, dafs Caylus im Jahre 1754 der Wiedererfinder der Enkaustik geworden sei, liefs ihm ein gewisser Liebaux in der Bibliothek dieser Abtei errichten, welches Pernety im angeführten Werke S. LXXXV. weitläufig beschreibt, und Klotz in der bemerkten Vorrede nach einer sorgfältigen Vergleichung, die Wrisberg am Orte selbst anstellte, noch einmal gegeben hat.

**) Encyclopédie. T. XVI. p. 12.

dieses gilt nicht weniger von der vierten, mit den Wachspastellen *). Gesetzt also auch, was doch immer aus mehreren Gründen bezweifelt werden kann, dafs Bachelier die Wachsvermischung mit Terpentingeist und die darauf gegründeten alcalinischen Auflösungen des Wachses schon im Jahre 1749 bemerkt und danach einen malerischen Versuch gemacht hatte, so wird dadurch doch dem Grafen und seinem Gehilfen, dem Arzte Majault, der Ruhm, die wahren Restauratoren der Enkaustik zu heifsen, nicht streitig gemacht.

Damit wird aber keineswegs behauptet, dafs Caylus mit seinem Gehilfen bei dieser Untersuchung von allem Irrthum frei geblieben sei. Es ist vielmehr durch des Abate Requenno neuere Untersuchungen das Gegentheil sehr deutlich bewiesen worden, und Alles, was sich zu Caylus's Lobe mit Recht sagen läfst, ist in dem Satze begriffen, dafs er zuerst durch practische Versuche die Schwierigkeiten, die mit der Wiederherstellung der Enkaustik verbunden sind, entdeckt, die Kunstliebhaber in ganz Europa darauf aufmerksam gemacht und es durch seine Vorarbeiten möglich gemacht habe, dafs Requenno mit seinen Nachfolgern sich der wahren Enkaustik auf's Möglichste nähern konnte.

Selbst gegen die Erklärung der Stellen des Plinius, womit Caylus sein Mémoire anfängt, können zum Theil erhebliche Zweifel und Einwendungen gemacht werden, ob ich gleich den Vorwurf, der ihm von dem scharfsinnigen v. Pauw darüber gemacht wird, dafs er in diesen Erklärungen zwei ganz verschiedene Werkzeuge der enkaustischen Künstler, den Griffel für's Einbrennen der Umrisse in's Elfenbein und das Stäbchen für's Einbrennen der Wachsfarben, das cestron und cauterion, mit einander verwechselt habe **), noch nicht für durchaus gegründet halten kann. Aber die Hauptquelle seiner Irrthümer war unstreitig diese, dafs er bei'm blosen Jungfernwachse stehen blieb, das doch offenbar zu viel Fettigkeit und schmieriges Wesen enthält, und dafs er die Stelle des Plinius, aus welcher Requenno die Misch-

---

*) So urtheilt auch Riem: über die Malerei der Alten. S. 136. in der Anmerkung.

**) „Le Comte de Caylus a absolument confondu dans ses dissertations sur les beaux arts, les instrumens propres à la peinture encaustique, avec ceux, donc on se servait pour brûler les figures sur l'ivoire, où l'on employait le cestron et non le cauterion." Recherches philosophiques sur les Grecs par Mr. de Pauw. T. II. p. 94. Auch Scheffer scheint in der im ersten Abschnitt S. 460. angeführten Stelle, wo er bei'm Plinius cestro et uriculo gelesen haben will, der Meinung gewesen zu sein, dafs diese beiden Werkzeuge völlig von einander unterschieden gewesen wären

ung der cera punica mit trocknenden Harzen hinlänglich erwiesen zu haben scheint *), gar nicht bemerkte. Diefs tadelten auch Requenno und Reiffenstein **) vorzüglich an der Caylusischen Manier, und damit stimmt auch das Urtheil eines Mannes überein, der in Rom selbst vielfältig Gelegenheit hatte, durch Unterredung mit den dortigen Enkaustikern die Sache von allen Seiten kennen zu lernen.

„Plinius" sagt der Herr von Ramdohr ***), „versichert, dafs getäfelte Wände und Schiffe mit der enkaustischen Malerei bestrichen worden, und dafs diese zu einer unauflöslichen Festigkeit gediehen sei. Beides läfst sich kaum denken, wenn man entweder ein sehr fettiges Wachs annimmt, oder ein zähes Wesen, das nur durch's Feuer während des Auftragens zur Behandlung geschickt wird. — Das gewöhnliche Wachs wird auf zu kurze Zeit flüssig. Das Jungfernwachs bleibt immer Schmiererei. Die enkaustische Masse war also ein harziger Firnifs, der vor dem Auftragen zu gehöriger Flüssigkeit gebracht wurde und in der Folge verhärtete."

Fast um eben die Zeit, wo der Graf Caylus mit seinen enkaustischen Versuchen den Pariser Künstlern und Journalisten so viel zu schaffen machte, behauptete der als Chemiker, Archäolog, Antiquarier, Kunstkenner, Taktiker und Schriftsteller durch ganz Italien bekannte und als ein Mäcen seiner Zeitgenossen hochgepriesene Prinz von San Severo, Raimond di Sangro, gegen jeden Fremden, der ihn besuchte, er habe die enkaustische Malerei wenigstens eben so früh wieder erfunden als Caylus, dem

---

*) Wenn Riem, über die Malerei der Alten S. 136., von den Stellen des Plinius spricht, wo vom Versetzen des Wachses mit trocknenden Harzen ausdrücklich die Rede sei, über welche Caylus zu leicht wegeilte, so möchte es ihm wohl schwer werden, die Stellen aus dem Plinius selbst aufzuweisen. Allein durch Schlüsse läfst sich die Sache allerdings sehr wahrscheinlich machen. So gründet Requenno seine Erklärung, dafs man das Wachs mit Mastix oder anderen Harzen vermischt habe, besonders auf die Stelle des Plinius XIII, 11. s. 20.: Fit ex sarcocolla — commis utilissima pictoribus.

**) Reiffenstein hatte in früheren Jahren in einem Aufsatze im Journal étranger Fevr. 1757. sur l'art de peindre en pastel à la cire sich ganz für die Caylusische Manier erklärt, war aber in der Folge durch eigene Versuche und die Lectüre des Requenno in Vielem anderer Meinung geworden.

***) Ueber Malerei und Bildhauerei in Rom Th. II. S. 174. f. Vergl. die Recension von Riem's Werke in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften XXXV. 308.

er selbst seine ganze Procedur mitgetheilt habe. Reisenden wurden bei ihm und in dem königlichen Palaste Gemälde gezeigt, die unter seiner Direction gemacht worden waren und den frischen Glanz, der den enkaustischen Gemälden ganz eigenthümlich ist, vollkommen an sich hatten. Sein Geheimnifs soll darin bestanden haben, dafs er dem Wachse alles Klebrige zu benehmen und es zu einer Masse zu bearbeiten wufste, welche sich allen Farben, ohne sie im Geringsten zu verändern, beimischen liefs und ihnen eben die Dauer gab, wie das Oel den Oelfarben *). So erzählt der Abbé Richard die Sache, mit welchem der Bericht des Lalande völlig übereinstimmt. Ja dieser geht noch weiter und versichert, dafs das nach des Prinzen von San Severo Angaben verfertigte enkaustische Gemälde die Versuche, die unter Caylus's Direction in Paris angestellt worden, noch zu übertreffen schiene **).

---

*) Description historique et critique de l'Italie T. IV. p.: „Le prince S. S. a le secret de la peinture encaustique, qu'il prétend avoir trouvé au moins aussi-tôt qu'il a paru en France. Il m'a assuré qu'il ne devait rien aux artistes français, que cette découverte était le fruit de ses recherches, dont il avait expliqué tous les procédés à M. le Comte de Caylus; on voit chez lui et au palais du roi à Naples plusieurs tableaux exécutés sous sa direction, qui sont d'une fraicheur de coloris qui n'appartient qu'à ce genre de peinture. Il sait dépouiller la cire de toutes ses parties grasses, au point de la réduire à une pâte qui tient ensemble par la seule configuration de ses parties, qui se mêle avec toutes les couleurs sans y causer la moindre altération et leur donne la même solidité que l'huile.“ Man hat der Reisebeschreibung des Abbé Richard den Vorwurf gemacht, sie sei etwas zu wundergläubig und mirakelsüchtig. Sollte nicht bei den Lobpreisungen der Sanseverischen Enkaustik auch etwas der Art zum Grunde liegen?

**) Voyage d'un Français en Italie T. VI. p. 244.: „Un tableau qui est fait avec de la cire colorée et privée de son huile, qui m'a paru audessus des encaustiques qu'on a fait à Paris d'après M. le Comte de Caylus. —“ „Le prince m'a fait voir la cire composée avec laquelle il mêle les couleurs destinées à ces tableaux; cette composition est dissoluble dans l'eau, de manière que l'on peut peindre par son moyen des figures aussi petites que dans la miniature ordinaire.“ Das Urtheil des Lalande über die Vortrefflichkeit der Sanseverischen Enkaustik wird dadurch verdächtig, dafs man weifs, er habe sich bei seiner Compilation in Kunstsachen fleifsig des Manuscripts des Abbé Gougenot bedient, der die italienischen Kunstwerke in Gesellschaft des Malers Greuze besehen hatte. Hier könnte also wohl von Seiten des französischen Künstlers einige Parteilichkeit gegen Caylus obgewaltet haben.

Hätte es dem Prinzen gefallen, uns über seine Enkaustik selbst einen schriftlichen Bericht zu geben, wie er wegen seiner sogenannten ewigen und unverlöschlichen Begräbnifslampen wirklich in seinen gedruckten Briefen an den Abbé Nollet und in einer eigenen Abhandlung gethan hat *), so würden wir auch hierüber ein bestimmteres Urtheil fällen können. Es ist mehr als wahrscheinlich, dafs der Prinz, der in den Jahren 1750 bis 1771, wo er starb, zu Neapel gleichsam ein bureau d'esprit hatte und mit allen grofsen Städten Briefwechsel unterhielt, frühzeitig von den Caylusischen Versuchen Nachricht erhielt und, da Farbenversuche zu seinen Lieblingsexperimenten gehörten **), und er auch schon sonst mit dem Wachse allerlei Versuche gemacht hatte ***), nun auch nach seiner Art das Geheimnifs der Enkaustik zu ergründen suchte. Es scheint indessen nicht, dafs seine Wachsmalerei grofses Aufsehen gemacht, oder, wie einige Jahrzehnte später, die Manier des Abate Requeno und des Cavalier Lorgna, die Nachahmungssucht und den Widerspruchsgeist der Italiener gereizt habe. Man fragte sich in Neapel alle Monate, ob der Principe wieder ein neues Kunststück erfunden habe, und damit hatte es denn auch auf immer sein Bewenden. Indessen verdienten doch gewifs einige seiner chemischen, artistischen und technologischen Erfindungen eine nochmalige Prüfung †).

---

*) Aufser den Lettres écrites par M. le Prince de St Severo à Mr. l'Abbé Nollet, Naples 1753, hat man über diese sonderbare Grille auch noch eine eigene Abhandlung, Dissertation sur une lampe antique, trouvée à Munich en l'année 1753. Naples 1756. 141 S. in 8. S. Björnstähl's Briefe I. Th. S. 392.

**) Er färbte Glas, cararischen Marmor und Alabaster mit allen beliebigen Farben und von der gröfsten Dauer, wovon Lalande ein Studiolo von 96 verschiedenen Arten bei ihm sah. S. Voyage T. VI. p. 246. Besonders war sein nachgemachter Lapis Lazuli merkwürdig. Vergl. Volkmann's Nachrichten von Italien III, 98. f.

***) Er bereitete aus dem Decocte mehrerer Blumen und Pflanzen ein artificielles Jungfernwachs. S. Lalande am angef. Orte S. 244.

†) Aufser dem, was Lalande und nach ihm Volkmann mit wenigen Zusätzen gegeben haben, ist sehr wenig von den Erfindungen dieses unermüdeten und durch die günstigsten Umstände von aufsen unterstützten Forschers (in perscrutandis reconditis naturae arcanis celeberrimi, wie er auf der Inschrift in der berühmten Capelle seines Palastes genannt wird, s. Gius. Sigismondo Descrizione della citta di Napoli (1788) T. II. p. 39.) bekannt worden. Die italienische Broschüre von dem Palast und den Erfindungen des Prinzen, die 1766 zu Neapel auf 57 Duodezseiten

Bei keiner war er vielleicht glücklicher als in der Fixirung de Pastellfarben, die er durch seine auf der Rückseite des Gemälde aufgestrichene Infusion von Hausenblase allerdings weit sichere bewirkt zu haben scheint *) als der mit ihm wegen dieses Kunstgriffes fast zu eben der Zeit concurrirende Mechaniker Lorio zu Paris, ungeachtet Letzterer zur Sicherung seiner Erfindun selbst einen Beglaubigungsschein von der Maleracademie im Jahr 1753 erhielt **), und auf seinen fürstlichen Nebenbuhler in Neapel sehr eifersüchtig wurde.

Dritter Abschnitt.

Von Taubenheim und Fratrel. Calau's eleodorisches Wachs. Tobias Mayer.

Die Untersuchungen und Streitigkeiten über die Enkaustik die durch die Namen eines Caylus und Bachelier einige Jahre lang grofses Aufsehn erregt und unter den Pariser Künstlern und Dilettanten so manchen Pinsel und so manche Feder in Bewegung gesetzt hatten, geriethen nach und nach wieder in Vergessenheit. Die Zubereitungen zu jenen so hochgepriesenen Wachs- und Seifenmalereien waren viel zu mühsam und die dadurch zu erhaltenden Vortheile viel zu ungewifs und unerwiesen, als dafs nambafte Künstler sich weiter damit zu befassen geneigt gewesen wären. Indefs hatte doch der Satz, dafs durch eine geschickte Beimischung des Wachses den Farben mehr Dauer *und* Glanz gegeben werden könne als durch das gewöhnliche Abreiben und Auflösen im Oel, hier und da bei einem Kunstliebhaber Wurzel geschlagen und ihn veranlafst, auf's Neue über dieses Problem nachzudenken. Zwei neue Versuche, der Taubenheimische und Calauische, gründeten sich darauf, und ob sie gleich beide von der wahren Enkaustik der Alten gleich weit entfernt waren, so gehört es doch zur Geschichte der Enkaustik, auch diese aus einem Stamm hervorgehenden Nebensprößlinge der Kunst nicht ganz zu übersehen.

---

gedruckt worden (s. Bernoulli, Zusätze zu Volkmann II, 26.), ist ein trockenes Haushofmeisterinventarium ohne alle Kritik und Ausführlichkeit.

*) S. die belehrende Beschreibung des ganzen Processes bei Lalande T. VI. p. 398 – 407. Die Erfindung stand mit der Enkaustik in genauer Verbindung.

**) S. über den Beglaubigungsschein, den Loriot erhielt, die Mémoires de Trevoux. December 1753. p. 3010. Vergl. Füfsli's Künstlerlexikon S. 439.

Der Baron von Taubenheim, der sich in Paris mit chemischen und artistischen Versuchen beschäftigte *), erfand den 13. Juli 1769, nach der Angabe seines Lobredners, des Hofmalers Fratrel in Manheim **), das Geheimnifs, ein künstliches Wachs zuzubereiten, das der Künstler schon völlig zubereitet kaufen, und mit welchem er, indem er eine Hälfte Wachs mit einer Hälfte gewöhnlicher in Oel abgeriebener Farbe vermischte, eben so bequem malen konnte, als wenn er die Oelfarbe allein auftrüge. Der Hofmaler und Parlamentsadvocat Fratrel in Manheim machte 7 Monate lang im Jahre 1770 fortgesetzte Versuche mit dieser Wachsmasse, die ihm Taubenheim in einer blechernen Büchse zuschickte, und malte zuerst ein Stück zur Probe, eine Magdalena,

*) Er war in Mümpelgard geboren, von einer alten sächsischen Familie. Im siebenjährigen Kriege diente er als französischer Hauptmann bei'm Regiment Nassau-Saarbrück und hatte Gelegenheit, sich hier durch eine für die Kriegskunst nützliche Erfindung bekannt zu machen, weſswegen er auch, als er die Militairdienste verlieſs, vom Könige von Frankreich im Jahre 1759 eine ansehnliche Pension erhielt. Er lebte in Paris, wo er sich durch seine Kenntnisse in der Chemie und durch seine Kunstliebhaberei bekannt machte. Diese Nachrichten sind aus dem Avis de l'imprimeur vor der Fratrel'schen Abhandlung gezogen, woraus auch erhellt, daſs v. Taubenheim seine Erfindung in Manheim selbst gemacht habe.

**) Joseph Fratrel hatte in seiner Jugend die Rechte studirt, war aber durch seine Vorliebe zur Malerei bewogen worden, sich als peintre ordinaire de miniature bei'm König Stanislaus zu Nancy zu engagiren. Von hier ging er im Jahre 1759 nach Besançon und wurde Parlamentsadvocat zu Metz. Allein er fand bald, daſs er den Pinsel besser brauchen könne als die Zunge, und wünschte zur Malerei zurückzukehren, (à abandonner le temple des Orateurs, pour retourner au Parnasse de Peintres, wie er es selbst in dem Zueignungsbrief vor seiner Schrift mit seiner phrasenreichen Sprache ausdrückt). Zum Glück berief ihn der noch lebende Kurfürst Carl Theodor als Hofmaler nach Manheim, wo er im Jahre 1783 gestorben ist. Er hat sich vorzüglich durch seine Schriftstellerei zu Gunsten des Taubenheimischen Farbenwachses bekannt gemacht. S. v. Murr, Bibliothèque de peinture, de sculpture et de gravure (Frankf. 1770), S. 774. Doch findet man auch in der Galerie in Manheim mehrere von Kennern geschätzte Gemälde von ihm. S. Meusel's artistische Miscell St. XVI. S. 254. f. Fratrel's Cornelia, die an der Urne des Pompejus trauert, zieht jeden Kenner an sich. S. Matthisson's Briefe Th. I. S. 49.

ein Bruchstück, einen Sanct Peter, eine Agar in der Wüste und ein viertes im Miniaturgeschmack auf einem bronzenen Medaillon, welches eine verliebte Winterscene vorstellen sollte, aber unvollendet blieb. Zugleich schrieb er über diese und noch einige andere Versuche eine weitschweifige und im schwülstigen Lobrednerton abgefafste Abhandlung, die dem für dieses Unternehmen sich lebhaft interessirenden Kurfürsten von der Pfalz zugeschrieben und dann mit jenen vier Probeversuchen nach Paris geschickt wurde. Die Proben liefs der B. v. Taubenheim im Louvre in der Academie der Malerei aufstellen, und die Schrift schickte er an alle Maler-Academieen zugleich mit einer Büchse des künstlichen Wachses, damit nach der im Buche beschriebenen Methode Versuche damit angestellt würden. Zugleich forderte er durch Uebersendung eben dieser Schrift auch alle übrigen gelehrten Gesellschaften und Academieen auf, ihr Urtheil über seine Erfindung zu fällen, und erwartete nun durch den Beifall und den schnellen Verkauf seines Arkanums — die Büchse Wachs, mit dem Taubenheimischen Familienwappen *) bezeichnet, kostet bei dem Erfinder in Paris selbst 1 Louisd'or — vollkommene Entschädigung wegen der darauf gewandten Mühe und Unkosten. Nach diesem billigen Ersatze versprach er das Geheimnifs zum Befsten der Kunst allgemein bekannt zu machen. Diefs ist meines Wissens nie geschehen, weil trotz aller Lobsprüche, mit welchen Fratrel diese herrliche Erfindung ausposaunt hatte, die Sache nirgends grofsen Eindruck machte, zu gleicher Zeit auch Calau mit seinem wohlfeileren, sogenannten eleodorischen Wachse hervortrat und wenigstens in Teutschland grofse Aufmerksamkeit erregte.

Alles, was also jetzt von der Taubenheim'schen Erfindung noch übrig ist, läfst sich auf die Schrift von Fratrel und ein Gemälde der zwei Ringer, die Fratrel in dieser Manier malte, und die noch jetzt in Manheim zu sehen sein sollen **), zurückbringen.

---

*) Um die Lebhaftigkeit der Taubenheimischen Farbenmischung mit Wachs in allem ihren Glanze zu zeigen, liefs Fratrel dieses Wappen besonders malen und als Titelkupfer seiner Schrift vorsetzen. Das Original mufste in Manheim allerlei harte Prüfungen ausstehen, um auch die Dauer dieser Malerei zu beweisen. On peut examiner, toucher, rouler, plier, laver ce chiffon, faire enfin avec lui toutes les expériences que Mr. le Comte de Caylus exige du plus solide encaustique, sagt Fratrel S. 235.

**) Er malte sie für den Kurfürsten nach den bekannten Ringern im Antikenkabinet zu Manheim. Das Gemälde ist 5 Fufs lang und 4 Fufs breit, und stellt im Hintergrunde einen alten Circus mit vielen antiken Nebenfiguren vor. Der Künstler ist nicht sparsam im Eigenlobe und sagt unter Anderem davon: les carnations, qui

Wir wollen nun noch aus der Fratrel'schen Schrift selbst, die bei einer geringen Auflage schon jetzt ziemlich selten geworden ist *), so viel beibringen, als zur richtigen Beurtheilung dieser Taubenheimischen Erfindung nöthig ist. Zuerst wird in einigen Abschnitten ziemlich weitläufig von der Malerei mit Wasserfarben, mit der Enkaustik und mit Oelfarben gesprochen, woraus nicht das geringste Neue zu lernen ist. Nun von den Nachtheilen der Oelmalerei, dem Nachdunkeln, Gelbwerden und Abspringen der Oelgemälde. Caylus wollte diesen Nachtheilen sämmtlich durch die Wiedererfindung der Enkaustik abhelfen. Allein so genau auch einige seiner diefshalb versuchten Behandlungsarten (besonders die zweite) mit dem unvollständigen Berichte des Plinius übereinzukommen scheinen, so sind sie doch alle unzulänglich und unausführbar. Diefs wird einzeln zum Theil mit eben den Bemerkungen, die schon Mönoye in der Encyklopädie gemacht hatte, durchgegangen. Sie erfordern entweder zu viel Zurüstung und Vorrichtung, oder sie können nur auf Holz aufgetragen werden, oder die Farben fliefsen in der Hitze zusammen, oder sie verändern sich im Feuer. Eben diefs gilt auch von den 5 Arten der peinture à la cire des Grafen, welchen hier gleichfalls ihr Urtheil gesprochen, und nur der fünften, die mittels gewisser zubereiteter, in Terpentinöl aufgelös'ter Firnisse bewirkt wird, einiges Lob ertheilt. Aber das Taubenheimische Wachs übertrifft alle diese Versuche bei Weitem an Bequemlichkeit und anderen Vortheilen. Der Künstler erhält es schon völlig zubereitet und darf es nur mit Wasser- und Oelfarben einreiben. Es vermischt und vereinigt sich mit dem Oele und verändert nicht das Geringste selbst an den ekelsten und delicatesten Farben, wie im Rothen die Carmin- und Lackfarben, im Blauen das Ultramarin. Es kann auf alle Materien damit gemalt werden, selbst auf Kupfer, welches Caylus selbst bei seinen Manieren für unmöglich erklärt, da hingegen Fratrel

---

font l'objet principal de ce tableau, présentent une fraîcheur, une beauté qui font honneur à la découverte, et dispensent de tout vernis.

*) Der Titel der Schrift selbst ist: La cire alliée avec l'huile ou la peinture à huile-cire, trouvée à Manheim par Mr. Charles Baron de Taubenheim, expérimentée, décrite et dédiée à l'Electeur par le Sr. Joseph Fratrel, à Manheim, de l'Imprimerie de l'Acad. Elect. 1770. 8. 265 Seiten ohne die Zueignungsepistel und eine angehängte Ode von dem Chev. de Caux zum Lobe des Kurfürsten und des Malers. Einen befriedigenden Auszug aus dieser durch ihre gekünstelte Sprache nicht sehr einladenden Schrift findet man in den Göttinger Anz. 1770. St. 61. S. 539 — 543.

drei seiner Probestücke auf Kupfer gemalt hatte. Vorzüglich aber empfiehlt es sich noch durch folgende zwei Eigenschaften, die Fratrel in einem eigenen Artikel (VIII. p. 138 — 194) mit vieler Begeisterung panegyrisirt. Es gibt den Gemälden einen aufserordentlich frischen Glanz, welchen die Oelfarben nicht haben, und die man sonst nur durch Wasserfarben und durch Pastel zu erhalten strebt, den Oelgemälden aber durch einen Firnifs zu geben sucht. Dafs die Oelfarben in kürzerer oder längerer Zeit so viel von ihrer Vollkommenheit verlieren, erklärt der Verfasser theils daher, dafs sich die Oelfarben zu sehr in die Masse, auf die sie getragen sind, einziehen, theils daher, dafs die öligen Partikeln, die verdünsten wollen, aber auf der Oberfläche durch einen undurchdringlichen Firnifs zurückgehalten werden, sich ansetzen und dadurch eine dünne gelbe Schmuzkruste bilden *). Beiden widersetzt sich nun das mit der Oelfarbe auf's Innigste vereinigte Wachs, und bewirkt dadurch den zweiten Hauptvortheil, die Dauer der feststehenden Farben. Das Gemälde erhält zugleich etwas Markiges, was die blose Oelfarbe nicht gewähren kann, und gibt dem Gemälde eine Art von Unzerstörbarkeit, indem die Leinwand gewickelt und sogar gefaltet werden kann, ohne dafs das Gemälde dadurch leidet **). Ja man kann eben dieses Wachs auf veraltete und unscheinbar gewordene Leinwandgemälde statt eines Firnisses auftragen, um die Farben, die abspringen und sich vernichten wollen, dadurch zu nähren und anzufrischen. Fratrel geht so weit, es den König der Firnisse zu nennen. Auch auf gewöhnliches Papier lassen sich diese Wachsölfarben ohne alle weitere Vorbereitung auftragen und schlagen nicht durch, eine grofse Bequemlichkeit für Maler, die ihre Skizzen gleich mit der Farbe machen wollen. Das künstliche Wachs scheint also die Oeltheilchen so zusammenzuhalten und zu fixiren, dafs das Oel weder fliefst noch durchschlägt. Nun folgen in einem eigenen Artikel die mit sichtbarer Selbstgefälligkeit abgefafsten Beschreibungen seiner vier Probestücke für die Maler-Academie in Paris, von welchen seitdem nichts weiter bekannt worden ist. In einem Anhange kommen noch einige Vorschläge zu einer besonderen Miniaturmalerei

*) Das Erstere nennt Fratrel Imbibition, das Andere Evaporation. Der Mann ist überhaupt fruchtbar an seltsamen Hypothesen. So nimmt er im Wachs kleine Krystallisationen an, durch welche das Spröde desselben erklärt werden müsse.

**) La peinture, heifst es S. 167., conserve cette flexibilité qui rend un tableau peint avec cette cire susceptible d'être non seulement roulé, mais encore plié, si on veut, comme une feuille de papier, sans qu'il en conserve après qu'on l'aura étendu de rechef ni sillon ni trace.

vor, wo man mit dem Taubenheimischen Wachse auf einem Silberblech oder einem versilberten Kupfer, als auf einem durchscheinenden Grunde, eben die Wirkung hervorbringen könne, die der Künstler durch's blose Punktiren mit dem Pinsel erhält. Und nun das Resultat von diesem Allen. Das Taubenheimische Wachs ist weder für die Enkaustik der Alten, noch auch für die von Caylus und Bachelier vorgeschlagene Wachsmalerei von erheblichem Nutzen, sondern könnte höchstens, wenn überhaupt nicht die schwülstige Beredsamkeit des Herrn Parlamentsadvocaten noch manchen gegründeten und wichtigen Zweifel übrig liefse, für eine Verbesserung der gewöhnlichen Oelmalerei gelten. Uebrigens ist die Hauptsache, das Geheimnifs in der Büchse oder die Composition des Wachses selbst, durch alle die schönen Tiraden Fratrel's durchaus nicht aufgeklärt worden, wiewohl es freilich, wenn die Sache überhaupt der Mühe verlohnlich gewesen wäre, leicht durch eine chemische Decomposition hätte entziffert werden können.

Von wichtigerem und, wo nicht für die Wiederherstellung der alten Enkaustik, doch für manche Theile der Technologie noch jetzt wohlthätigen Einflufs waren die Erfindungen des königlichen Hofmalers Calau in Berlin. Schon im Jahre 1750 erfand ein französischer Maler von Bourg en Bresse Vincent de Montpetit eine Art Malerei, die er nach einem vorgeblich bei'm Plinius vorkommenden Worte peinture eludorique nannte (d. h. wo Wasser und Oel gebraucht werden). Er hatte während der Arbeit Täfelchen in Wasser liegen und trug dann die mit Oel zubereiteten Farben mit dem Pinsel auf, wobei aber kein Firnifs gebraucht werden durfte. Das Wasser sonderte das überflüssige Oel von den Farben ab und liefs nur so viel übrig, als schlechterdings nöthig war, sie auf dem Grunde zu erhalten. Montpetit malte auf diese Art Dosenstücke und Miniaturen, auf Armbänder und Ringe, die man mit Crystallglas sorgfältig bedeckte *). Diese Montpetit'sche Erfindung und die Caylus'schen Forschungen brachten den damals noch in Leipzig als kursächsischer Hofmaler lebenden Benjamin Calau wahrscheinlich zuerst auf die Gedanken, Untersuchungen über die cera punica des Plinius und die da-

*) Diese unverständliche und sehr verstümmelte Nachricht von des Montpetit eludorischer Malerei verdanke ich Lalande, Voyage d'un Français en Italie T. VII. p. 212. Füfsli im Kunstlexicon S. 439. citirt noch des Lacombe Dictionnaire de belles lettres et de beaux arts (Paris 1757. 8.) darüber. Ich habe aber dieses Buch nicht nachschlagen können und kann also auch nicht sagen, ob die Sache dort deutlicher erklärt ist. Wahrscheinlich entlehnte aber Caylus das monströse Wort eleodorisches Wachs vom Montpetit.

mit von den Alten ausgeführte Enkaustik anzustellen. Er machte daher zuerst seine Versuche darüber in Leipzig im Jahre 1769 in einer eigenen kleinen Schrift bekannt, woraus auch ein Auszug in das Wittenberger Wochenblatt eingerückt wurde *). Er wurde hierauf nach Berlin berufen, wo er seine Erfindung auf's Neue bekannt machte und im Jahre 1772 ein eigenes Monopolium vom König erhielt, das von ihm gefertigte Wachs in den preufsischen Staaten zu verkaufen. Der König interessirte sich überhaupt sehr für die Calauische Enkaustik und befahl im Jahre 1774 Frisch, den Plafond des Jaspissaales zu Sanssouci mit dem Calauischen Wachse auf Leinwand zu malen. Auch machte der Director Bernhard Rode verschiedene Versuche darin, wovon sich noch einige schöne Stücke in der Sammlung des Münzmeisters Nelker zu Berlin befinden sollen. Zu gleicher Zeit setzte Calau seine Untersuchungen über lineärische Malerei und über den wahren Sinn der Worte des Plinius, wo er von der Enkaustik spricht, ununterbrochen fort, und unterhielt sich darüber oft mit dem Director Rode, aus dessen Unterredungen dann später Riem den Stoff zu seiner Schrift: Ueber die Malerei der Alten **), schöpfte, welche als die beſste Quelle über die Calauische Enkaustik und seine Ideen über die Malerei der Alten überhaupt zu betrachten ist. Nach Calau's Ideen war die Polychromenmalerei der Alten nur das Illuminiren der schon verfertigten Sgrafitti oder der mit Licht und Schatten ausgearbeiteten linearischen Zeichnungen in einerlei Farben neben- und übereinander. Die Idee des Grafen Caylus und seiner Nachfolger, dafs die Enkaustik die Einbrennungskunst durch Feuer gewesen sei, sei unrichtig. Caylus selbst habe das Wort urere, dessen sich Pli-

---

*) Der Titel der Schrift ist: Ausführliche Versuche, wie das punische oder eleodorische Wachs aufzulösen. Leipz. 1769. 8. Einen Auszug daraus findet man im Wittenbergischen Wochenblatte vom Jahre 1770, herausgeg. von Titius. Nr. XLV.

**) Mit dem Zusatz: Veranlaſst von Rode, herausgegeben von Riem. Berlin 1787. 4. Riem erklärt im Vorbericht, dafs er diese gröſstentheils nach Calauischen Ideen ausgeführte Schrift darum herausgegeben habe, um Calau's jüngstem Sohn eine Unterstützung dadurch zu verschaffen. Da die Calauische Familie noch das Geheimnifs, dieses punische oder eleodorische Wachs zu verfertigen, besitzt und viererlei Sorten davon in verschiedenen Preisen verkauft, so sind hier auch S. 102. die Preise einzeln angeführt. Uebrigens hat Riem den Requenno ausgeschrieben, ohne ihn zu nennen. S. den Beweis bei Murr zu den Herculanischen Gemälden Th. VII. S. 2.

nius hierbei bediene, nicht immer im strengsten Sinne genommen *), und in einem solchen weiteren Sinne müsse es durchaus überall bei der durch punisches Wachs bewirkten Enkaustik der Alten verstanden werden. Eigentliches Brennen würde das Wachs verdorben und die Farben geschwärzt haben **). Jede Anwendung von eigentlichem Feuer wäre hierbei äufserst beschwerlich oder wohl gar unmöglich. Daher glaubt Calau, dafs, um etwas im Sinne der Alten ein enkaustisches Gemälde zu nennen, es schon zureichend sei, wenn nur die Farben mit einer einfachen oder zusammengesetzten Masse von Harz oder ölartigen Theilen, wie das punische Wachs ist, angerieben würden. Denn da diese Masse erst geschmolzen oder gebrannt werden müfste, so würde ja doch immer mit einer enkaustischen Masse gemalt werden, und diefs selbst möchten die Alten etwas figürlich einbrennen genannt haben. Nun glaubte Calau, das echte punische Wachs der Alten, dem bei'm Gebrauch zur Malerei noch gewisse Harze und trockenbare Oele zugemischt gewesen wären, gefunden zu haben, und da bei der Zubereitung dieses Wachses Feuer gebraucht wurde, so nannte er Alles, was auf oder mit diesem Wachse gemalt wurde, Wachsmalerei, Enkaustik. Besonders machte er es dem Grafen Caylus und anderen Erklärern des Plinius zum Verbrechen, dafs sie das dort erwähnte viriculum oder den Griffel, dessen man sich bis zur 94sten Olympiade, wo erst der Pinsel erfunden wurde, allein bediente, gar nicht verstanden hätten. Er versteht darunter einen Griffel von Buchsbaumholz, womit auf einer mit punischem Wachse überzogenen Tafel die linearischen Umrisse eingegraben, oder nach Belieben mit der breiten Seite wieder ausgewischt werden konnten. Hatte man mit diesem Griffel die Zeichnung vollendet, und wünschte man sie dauerhaft zu erhalten, so liefs man

---

*) Caylus bemerkt in seiner Abhandlung sur l'encaustique in den Mémoires de l'Acad. d. Inscript. XXVIII, 190. f., dafs das Wort urere nicht immer von Gluth und Brand bei der Enkaustik, sondern auch von einer temperirten Hitze zu verstehen sei, und beruft sich dabei auf eine Stelle des Plinius XXXV, 11. s. 42., wo von Tüchern, die in einer heifsen Brühe gefärbt werden, adustae vestes und uri gebraucht wird. Allein damit leugnet er nicht, dafs die Enkaustik des Einschmelzens und Einbrennens bedurft habe. Es ist ihm nur darum zu thun, dafs man urere nicht durch Verbrennen, brûler, übersetze. Man sieht, auf welchen seichten Schlufs Calau seine Erklärung der Enkaustik gebaut habe. Eher hätte er sich noch auf die Dinte, die man Encaustum nannte, berufen können.

**) Diefs haben Requenno's, Reiffenstein's und Anderer Versuche hinlänglich widerlegt.

sie trocknen, und überzog sie mit einem braunen enkaustischen Firnifs, auf dem man die beleuchteten Stellen wieder mit einem Griffel nacharbeiten konnte *). Die Hauptsache hierbei bleibt immer das von Calau vorgeblich wiedergefundene punische Wachs, worüber er sich selbst kurz und gut folgendermafsen erklärt: „Ich glaube genug zu leisten, wenn ich Liebhabern die Anwendung und die Art, das eleodorische Wachs zu allerlei Arbeiten zu benutzen, genau anzeige. Will man mehr von der Substanz und Farbenmischung desselben wissen, so kann man die Versuche und alles Uebrige davon nachsehen, was der selige Lambert **) in seiner Farbenpyramide darüber geschrieben hat. Die Ausübung ist der befste Beweis, dafs Alles, was die Alten von der Enkaustik gerühmt haben, damit ausgerichtet werden kann.“ Dieses Wachs kann nun erstlich zum Gründen sehr gut gebraucht werden, wo man es auf Leinwand und alle Holzarten bequem auf-

---

*) Die Calauische Hypothese liegt in den Worten des Dalechamp zum Plinius XXXV. 7.: Scalptae variis figuris tabulae cera diversis coloribus picta oblinebatur, die auch schon Scheffer de arte pingendi §. 16. p. 57. anführt. Daraus und aus Hardouin's Anmerkungen schöpfte Calau seine ganze Vorstellungsart. Aber das veruculum hat Caylus vollkommen richtig von einem eisernen glühenden Griffel verstanden, ob ihm gleich die allen Zweifel auf einmal lösenden Stellen des Plutarch de sera num. vind. p. 109. edit. Wyttenb. (wo es ausdrücklich heifst: die Maler brauchen ein glühendes Stäbchen, ῥάβδιον διάπυρον) und im Glossarium des Timäus p. 276. edit. Ruhnk. noviss. unbekannt geblieben sind. Was Calau und Riem unter viriculum verstehen, den Griffel aus Buchsbaum, nannten die Alten nie anders als stilus oder graphium, und doch war auch er weit häufiger aus Metall als aus Holz. S. Schwarz de ornament. libr. V. 9.

**) Lambert las zuerst in der Berliner Academie der Wissenschaften eine Abhandlung über die Farbenmischung vor, die in den Mémoires de l'Acad. royal. des Sciences pour l'année 1768. p. 99. steht. Dann kam seine Photometrie. Dann die Farbenpyramide. Der Titel ist: Beschreibung einer mit dem Calauischen Wachse ausgemalten Farbenpyramide — durch I. H. Lambert. Berlin, Spener 1772. 4. 126 S. Lambert versuchte, etwas dem Mayer'schen Farbendreieck Aehnliches zu machen, und kam, da er wegen der Illuminirung seiner Kupfertafel etwas in Verlegenheit war, mit Calau in Bekanntschaft, von dessen eleodorischem Wachse er bei dieser Gelegenheit S. 38. ff. einige Nachrichten ertheilt. Vergl. Eberhard, über Lambert's Verdienste um die theoretische Philosophie zu Lambert's Pyrometrie. (Berlin 1779.) S. 48.

tragen kann. Frisch sagt in einem Briefe an den Director Rode, worin er sein Verfahren mit diesem Wachse zur Malung eines Plafonds im Schlosse zu Sanssouci beschreibt *): „Zur Gründung der Leinwand, worauf gemalt wird, macht es, zu gleichen Theilen mit der Farbe genommen, den Grund sehr biegsam und weniger brüchig als bei der gewöhnlichen Art, die Tücher zu gründen. Auf Kalkwände, auf die gemalt werden soll, ist diefs ohne Zweifel der allerbefste Grund." Für's Zweite können nun auch diese Wachspastelle mit den Oelfarben selbst zusammengerieben und so mit dem Pinsel aufgetragen werden **). Hier kommt Alles auf das Mafs an, wie viel Wachs eine jede Farbe verträgt, worüber Frisch gleichfalls aus eigenen Versuchen sehr gute Vorschriften ertheilt. Endlich, und diefs ist gewifs der wichtigste und dauerhafteste Nutzen dieses Wachses, dient es auch zu einem trefflichen Firnifs zum Anstreichen ***) schöner Holzarbeiten, und des Lederwerks bei Kutschengeschirren, zum Drucken in Kattunfabriken, und selbst zur Porcellan- und Glasmalerei, wozu es auch zum Theil jetzt noch mit grofsem Vortheil gebraucht wird. Allein so grofs auch in technologischer und artistischer Rücksicht der Gewinn sein mag, den man aus diesem Calauischen Wachse ziehen kann, so wenig ist doch für die Wiederherstellung der wahren Enkaustik der Alten dadurch gewonnen worden. Es würde eine eigene Schrift dazu nöthig sein, um alle die Irrthümer zu widerlegen, die Calau bei der Anwendung seines punischen Wachses auf die Enkaustik der Alten beging, und Riem, der sich viel Mühe gegeben hat, diese Calauische Erfindung als die echte Wachsmalerei des Alter-

---

*) S. Riem, über die Malerei S. 135. Dieser einzige Brief von dem braven Frisch verbreitet mehr Licht über den Nutzen und Gebrauch dieses Wachses als die ganze mit unzeitiger Gelehrsamkeit ausstaffirte Dissertation des Herausgebers.

**) Calau bediente sich wahrscheinlich bei seinen eigenen Gemälden mit punischem Wachse aufser des Pinsels auch hier und da des von ihm empfohlenen Griffels. Wenigstens zeigt sich diefs sehr deutlich an einem Portrait von Lessing, das Calau in dieser Manier gemalt hat, wie ein Kenner, der es in meiner Gegenwart untersuchte, versicherte.

***) S. Jacobson's technologisches Wörterbuch unter den W. Eleodorisches Wachs Th. I. S. 576 f., wo dieser technologische Gebrauch schön aus einander gesetzt ist. Vergl. Funke's Naturgeschichte und Technologie. Th. I. S. 873 f. Doch ist in beiden die Nachricht zu berichtigen, dafs sich in Weifsenfels eine von Calau eingerichtete Wachsleinwandfabrik befände, da dieser allerdings einmal angestellte Versuch in Weifsenfels den erwünschten Fortgang nicht gehabt hat.

thums darzustellen, hat in seiner Schrift, die übrigens manchen dankenswerthen Aufschlufs enthält, Alles so sehr unter einander geworfen und verwirrt, dafs er sich oft selbst nicht recht verstanden zu haben scheint. Nach Calau's Erklärung von der Enkaustik würde ja die Oelmalerei selbst eine Art von Enkaustik sein müssen, da ja auch sie mittels trockenbarer Oele ausgeführt wird. Unleugbar ist es, dafs man zu der linearischen Malerei sich eben so gut der mit Wachs überzogenen Tafeln bediente als zum Schreiben *), und die Bemerkungen, die Riem über die Sgrafitti der Alten macht, sind gewifs der schätzbarste Theil seines Werkes. Allein die wahre Enkaustik bediente sich zuverlässig allezeit entweder eines heifsen Griffels, oder geschmolzener und heifs aufgetragener Wachsfarben, oder der Gluthpfannen zum Einbrennen der schon aufgetragenen Gouache- oder Temperagemälde. Von diesem Allen will nun Calau mit seinem eleodorischen Wachse gar nichts wissen, und so kann er immer eine sehr nützliche, auch für die Oel- und Freskomalerei brauchbare Erfindung bekannt gemacht haben, aber für die Wiederherstellung der alten Enkaustik ist dadurch eben so wenig gewonnen worden als durch so manche andere Wachsfirnisse und Wachsseifen, wo das Wachs durch Vermischung mit Laugensalzen, so wie jede Fettigkeit, seifenartig und im gemeinen Wasser auflöslich gemacht wird und zu Wasser- und Oelfarben recht gut gebraucht werden kann **).

---

*) Gewifs ist es, dafs die bekannten Wachstafeln, cerae, pugillares, deren man sich im gemeinen Leben zum Schnellschreiben und Concipiren bediente, zugleich auch zum Zeichnen und zur linearischen Malerei gebraucht wurden. Was aber Calau von der Wachsdinte zu sagen pflegte, womit man diese Tafeln ganz dünn überzogen habe (s. Riem, über die Malerei S. 103.), das läfst sich mit so manchen anderen Nachrichten, z. B. mit dem kryptographischen Kunstgriff, die in's Holz eingeschnittenen Buchstaben mit Wachs zu überziehen, wobei doch also das Wachs eine ziemliche Dicke haben mufste (s. Valckenaer zu Herodot S. 617, 85.), schwerlich vereinigen. Uebrigens läfst sich daraus auch am deutlichsten begreifen, warum das griechische Wort γράφειν zugleich schreiben und malen bedeuten konnte, weil Beides auf einerlei Tafeln mit eingegrabenen Umrissen geschah.

**) So verkaufte vor einigen Jahren der Rath Anthing in Gotha ein sogenanntes eleodorisches Wachs, das Pfund zu 2 Thalern, das er durch den Maler und Chemiker Hoffmann, der sich damals bei ihm aufhielt, mit Laugensalz und einigen anderen Zusätzen verfertigen liefs. Ueber das Calauische Wachs giebt der Rath Kraus, der seit vielen Jahren auch hierüber mancherlei Versuche

Ich kann diesen Abschnitt über die früheren Versuche der Teutschen zur Palingenesie der Eukaustik nicht schliefsen, ohne das Andenken eines Mannes erneuert zu haben, dessen Namen zwar vorzüglich in dem ehrenvollen Verzeichnisse der grofsen Mathematiker und Astronomen glänzt, der aber auch seine Forschungen über andere Gegenstände erstreckte, so bald sie nur sein eigenthümliches Gebiet auf einem Gränzpuncte berührten. Der bekannte und selbst im Auslande belohnte Berechner der Mondstafeln, der ehemalige Professor Tobias Mayer in Göttingen, soll auch durch eine zufällige Ideencombination auf die Wiedererfindung der Eukaustik geleitet worden sein. Da dieser Versuch in einem beliebten und in seiner Art noch immer nicht übertroffenen Handbuche *) von einem Augenzeugen erwähnt wird, so verlohnt es sich doch wohl der Mühe, auch ihn noch mit einigen Worten zu berühren. Büsching glaubt bei der Erzählung der Versuche des Grafen Caylus über die Enkaustik, dafs Mayer der Einzige sei, der die von Plinius angeführte Einbrennung der Gemälde der Alten wieder entdeckt habe, bedauert aber zugleich, dafs dieses Geheimnifs mit dem zu früh Verstorbenen gestorben und begraben worden sei. Mayer las seine Bemerkungen hierüber

---

angestellt hat, folgende sehr befriedigende Auskunft:

„Rohes reines Wachs, wie es vom Stocke kommt, (also natürliches, nicht präparirtes Jungfernwachs) nicht das mit Terpentin und anderen Schmierereien schon verfälschte, gewöhnliche Kaufwachs, wird mit Seifensiederlauge, oder mit alcalischem Salze in Regen- oder Flufswasser aufgelös't und ist wahrscheinlich das punische oder eleodorische Wachs, worüber seit Calau so viel gesprochen und geschrieben worden ist. Erhält man es flüssig, so vereinigt es sich mit allen Wasserfarben, die auch damit angerieben werden können. Läfst man es eintrocknen, so kann es mit vielem Nutzen den Oelfarben beigemischt werden. Gebeizten Holzarbeiten kann man mit dem in Seifensiederlauge aufgelös'ten Wachse den schönsten Glanz geben. Nächstens ein Mehreres von den verschiedenen glücklichen Versuchen, die ich mit diesem punischen oder eleodorischen Wachse gemacht habe."

Kraus.

Man vergleiche übrigens einen Aufsatz im Hannöver'schen Magazin 1787. Nr. 40., wo man die vollständige Bereitungsart dieser Wachsseifen ausgeführt findet.

*) Büsching's Entwurf einer Geschichte der zeichnenden Künste. (Hamb. 1781) S. 136. Vergl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften B. XXVI. S. 305.

mit Vorzeigung eines Versuches den 7. April 1759 in der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ab, und wir müssen die Nachricht davon aus der freilich nur summarischen Anzeige desselben in den Göttinger gelehrten Anzeigen nehmen *), da leider die gedruckten Verhandlungen und Denkschriften der Gesellschaft in dieser Periode sehr unvollständig sind **). Mayer hatte bei Gelegenheit der Untersuchungen über die Verwandtschaft der Farben auch Proben, Gemälde mit ihren natürlichen Farben abzudrucken, angestellt. „Die Abdrücke kommen der mit dem Pinsel ausgeführten Malerei vollkommen gleich und übertreffen in gewissen Stücken, vornehmlich in der Lebhaftigkeit, Feinheit und Dauerhaftigkeit der Farben sogar bei Weitem die Oelmalerei. Die Farben des Urbildes liegen in Wachs, welches ihnen auf Tafeln von Holz, Metall oder anderer dauerhaften Materie einen angenehmen und selbstständigen Glanz giebt, der sie, ohne dafs sie eines künstlichen Firnisses oder Glasüberzuges bedürfen, vor allen Wirkungen der Luft bewahrt, und die Farben von dem höchsten Licht bis in den tiefsten Schatten in ihrer wahren Reinlichkeit und Stärke darstellt. Die vorgezeigte Probe, die Mayer selbst verfertigt hatte, war eine Copie der Erigone von Guido Reni, und ein Göttingischer Künstler, der diese Kunst zu fernerer Ausübung zu bringen übernommen hat, verspricht nächstens ein vollständigeres Probestück zu liefern." So weit die Göttingische Anzeige. Büsching bestimmt als Augenzeuge dieses Experimentes die Sache genauer dahin, dafs das in Wachs gebrachte Gemälde so tief eingedrungen gewesen sei, dafs, wenn man oben eine Scheibe von Wachs vom Gemälde abschnitt, das Gemälde sich doch noch immer so deutlich und angenehm als vorhin auf dem übrigen Stücke Wachs zeigte. Er versichert, Mayer habe dieses Wachsgemälde in Gegenwart der versammelten Mitgleider der Gesellschaft verschiedene Male auf Tafeln von Holz und Metall abgedruckt, und die Abdrücke wären alle an Lebhaftigkeit, Feinheit und Dauer der Farben dem Original vollkommen gleich gewesen.

---

*) Göttinger gelehr. Anz. 1759. Nr. 45. S. 402. Daraus ist diese Nachricht auch in die Bibliothek der schönen Wissenschaften B. IV. S. 823. eingerückt worden.

**) Wie kommt es doch, dafs wir bis auf den heutigen Tag diese durch die damaligen Kriegsunruhen veranlafste Lücke in den Commentariis Societ. Gotting. noch nicht ausgefüllt erhalten haben? Man hat angefangen, die philologischen Abhandlungen aus dieser Periode besonders nachzuholen. Verdienen diefs die übrigen, besonders die Mayer'schen, nicht eben so gut?

So wenig ich nun die Anwendbarkeit dieses allerdings merkwürdigen Versuchs auf gewisse dunkle Stellen der alten Schriftsteller über die Malerei bezweifeln möchte, so gewifs scheint es mir doch, dafs die Enkaustik der Alten mit dieser schon früher von dem Teutschen Le Blond, dem Franzosen Gautier und dem Engländer Jackson *) versuchten und neuerlich in England mit sehr vielem Gepränge wieder angekündigten, aber bald nach Verdienst gewürdigten Vervielfältigungskunst der Gemälde oder Polygraphik, wie man sie in England getauft hat, nur sehr entfernt verwandt sei. Doch bleibt es immer ein Verlust, dafs der scharfsinnige Mann sich nicht deutlicher erklären konnte oder wollte, wie er dieses so tief eingedrungene Wachsgemälde eigentlich vérfertigt habe.

Die wahre Epoche der wiedererfundenen Enkaustik fängt unbezweifelt mit den Versuchen und Schriften des Spaniers Requenno in Italien an, von welchem sie dann bald als eine Modeliebhaberei sich in mehreren Ländern Europas verbreitet, und unter Anderem auch hier in Weimar mehrere sehr interessante Versuche veranlafst hat. Da es aber hierbei mehr auf praktische Versuche und genaue Anführung der hierüber angestellten Experimente als auf Geschichte ankommt, und ein gewisses trockenes Detail, sobald die Sache einigen Nutzen haben soll, unvermeidlich ist, so trage ich billig Bedenken, die vielleicht schon so zur Ungebühr auf die Probe gestellte Geduld der Leser und Leserinnen dieses Journals durch fernere Fortsetzungen zu mifsbrauchen. Auch Verirrungen und Mifsgriffe sind lehrreich, weil sich nun Andere um so leichter davor in Acht nehmen können. Und so wird auch die Geschichte der bisher angeführten fehlgeschlagenen Versuche, die Enkaustik der Alten wieder herzustellen, für manchen Liebhaber, der nicht Zeit oder Lust hat, die hier benutzten Quellen selbst zu gebrauchen, nicht ohne Nutzen sein.

---

*) Die merkwürdigsten Versuche waren ohne Zweifel die des Frankfurter Le Blond. Seine Versuche, Gemälde auf blaues Papier oder Leinwand durch Abdrücke zu vervielfältigen, wurden in London durch die Geldvorschüsse einer grofsen Gesellschaft unterstützt, endigten sich aber mit einer ganz gewöhnlichen Tapetenmanufactur. Er hat seine Erfindung in einer eigenen Abhandlung, die er im Jahre 1722 herausgab, beschrieben. Der hier mit genannte Fabian Gautier war sein Schüler. S. Houbraken, De groote Schouburg der nederlandschen Konstschilder. (Sgravenhage 1734). T. I. p. 341. Ueber Gautier und Jackson vergl. Füfsli's Künstlerlexikon S. 269. und 329.

Gern werde ich übrigens, wenn anders den Lesern dieser Monatsschrift auch an der Kenntnifs der von Requenno gelehrte und in England und Teutschland mit Erfolg aufgenommenen Manier etwas liegen sollte, die Neugierde derselben zu einer andere Zeit zu befriedigen suchen.

VI.

Ueber die Echtheit und das Vaterland der antiken Onyxcameen von aufserordentlicher Gröfse.

„Die meisten Dunkelheiten in unseren antiquarischen Kenntnissen finden sich in der Pflanzen-, Fisch- und Steinkunde der Alten. In diesen Fächern bleiben unseren Nachkommen noch grofse Lücken auszufüllen übrig," so urtheilte Lessing, der grofse Alterthumskenner, der durch sein Wissen und Zweifeln vor Anderen den Beruf erhalten zu haben schien, da Lücken und Stückwerk zu entdecken, wo der gewöhnliche Sammler und Nachbeter Alles in der schönsten Ordnung herzuerzählen weifs. Man hat seit Lessing's Tod auch in diesen Fächern mancherlei neue Untersuchungen angestellt, und es ist ein unleugbares Verdienst der neuesten Literatur, zur Ergänzung der hier bemerkten Lükken Alles, was geschmackvollere Behandlung der alten Schriftsteller und erweiterte Länder- und Naturkunde beizutragen vermochten, sorgfältig gesammelt und verglichen zu haben. Erst im vorigen Jahre ist von dem schon durch andere physiologische Schriften hinlänglich bekannten Falconer in England ein vergleichendes Repertorium der Linnéischen Pflanzennamen mit der Nomenclatur der Griechen und Römer erschienen, welches die Resultate mühsamer Forschungen auf wenige Blätter zusammengedrängt enthält *). Oeffentlichen Nachrichten zu Folge trat schon

*) Miscellaneous tracts and collections relating to natural history — by Will. Falconer. London, Cadell 1793. 4. Hier findet man aufser einem alten astronomischen und Agricultur-Kalender am Ende auch ein doppeltes Register über die alte Botanik, wo im ersten

vor einiger Zeit Sibthorp, Professor der Botanik auf der Universität Oxford, eine botanische Reise in die Levante an, um den Theophrast, den er herauszugeben versprochen hatte, mit der Vegetation jenes classischen Bodens selbst zu vergleichen. Auch hatte v. Villoison in seinem verglichenen Griechenland ein eigenes weitläufiges Kapitel bestimmt, welches, wenn es anders mit seinem harmlosen Verfasser dem wilden Zerstörungstrieb seiner Landsleute entgangen ist, gewifs viele neue Aufschlüsse und Berichtigungen des immer noch schätzbaren Tournefort enthalten wird. In der alten Ichthyologie hat Professor Schneider in Frankfurt durch mehrere meisterhafte Untersuchungen, besonders aber durch die schöne Bearbeitung des Artedi, Vieles schon so glücklich aufgeklärt, dafs, wenn er nur ein Jahr von den Ufern der Oder an die Küsten jenes inneren Meeres versetzt werden könnte, um welches sich alle alte Natur- und Fischkunde herumdreht, uns gewifs in diesem Fache nur wenig zu wünschen übrig bleiben würde. Nur in der alten Lithologie, worunter ich im Sinne des Alterthums für jetzt nur die Kunde der Edelsteine und sogenannten Halbedelsteine verstanden haben will, bleibt noch so Manches dunkel, was uns die vereinigten Bemühungen der Alterthumskenner und Mineralogen, selbst bei der grofsen Zahl der aus diesem Fache noch erhaltenen alten Kunstwerke, nicht ganz befriedigend aufzuklären vermochten *).

---

die Linnéischen Namen mit den alten griechischen und römischen, im zweiten die griechischen mit den Linnéischen verglichen sind. Möchte es doch dem Herrn v. Schreber gefallen, uns seine schon lange angekündigte Botanik zu geben, und möchte Professor Moldenhauer es nicht blos bei einem Specimen seiner Ausgabe des Theophrast bewenden lassen!

*) Brückmann's Abhandlung über die Edelsteine, mit den dazu herausgekommenen zwei Supplementbänden, liefert allerdings auch aus den Alten brauchbare Auszüge und da, wo er als Besitzer einer der zweckmäfsigsten und reichsten Sammlungen in diesem Fache spricht, auch mehrere neue Aufschlüsse, allein weitläufigere antiquarische Forschungen liegen doch nicht im Plane dieses Werkes, das Lessing selbst sehr schätzte, und dennoch, ohne dem bescheidenen Verfasser dadurch zu nahe zu treten, das Urtheil fällte, dafs hier noch sehr viel zu ergänzen und aufzuklären sei. Einige sehr belehrende Aufsätze für die alte Lithologie finden sich zerstreut im Magazin zur Bergbaukunde. Auch hierin ist der treffliche Goguet, wie mich dünkt, noch von keinem Neueren übertroffen worden. Schade nur, dafs er in der hieher gehörigen Abhandlung, Origine des Loix T. II. p. 111—125. ed. Paris. 4. nur vom Diamant und Pseudosmaragd

Unter die Dunkelheiten in diesem Fache, die noch immer eine nähere Beleuchtung erwarten, rechne ich die schon so oft aufgeworfene Frage, woher die Alten die aufserordentlich grofsen Onyxe oder, wie sie eben so oft genannt werden, Sardonyxe *) bekommen haben, die in Griechenland und Rom zu allerlei Gefäfsen und prächtigen Kunstwerken in erhabenen Figuren verarbeitet worden sind. Da die mit dieser Frage verbundenen Schwierigkeiten einen Mann, der Alterthumskunde mit Mineralogie sehr geschickt zu verbinden weifs, den Berghauptmann v. Veltheim, ganz neuerlich sogar auf die Vermuthung gebracht haben, dafs ein grofser Theil der noch vorhandenen schönsten Onyxe offenbar nicht echte Naturproducte, sondern blos künstliche Zusammensetzungen sein könnten, so verlohnt es sich wohl der Mühe, die Hauptpuncte, auf welche es bei dieser Frage ankommt,

---

der Alten gehandelt und die übrigen Edelsteine gar nicht berührt hat. Einzelne vortreffliche Bemerkungen finden sich in den neuesten Schriften des Hrn. v. Veltheim, dessen Zweifeln und Belehrungen auch dieser Aufsatz seine Entstehung verdankt.

*) Selbst die Frage, was eigentlich die Alten für einen Unterschied zwischen Onyx und Sardonyx gemacht haben, ist noch nicht hinlänglich beantwortet, wie ein Jeder einsehen wird, der sich durch die weitschweifige Erörterung dieser Frage in des Jannon de S. Laurent dissert. sopra le pietre preziose degli antichi in den Saggi di Cortona T. V. p. 55—58. durchzuarbeiten Lust hätte. Mariette's (Traité de pierres gravées T. I. p. 182. f.) Hypothesen hat schon Brückmann (Beiträge I, 152.) hinlänglich widerlegt. Ich würde auch hierin am liebsten Lessing's (Schriften Th. XII. S. 76) Beispiele folgen und Onyx für den gewöhnlichen zweistreifigen Stein, Sardonyx aber für die Art gebrauchen, wo eine dritte rothe Schicht dazu kommt. — Eben so ist selbst die alte Benennung des Carniols, Sarder, ihrer Etymologie nach noch sehr ungewifs. Die alte Ableitung von der Insel Sardinien, wo sie einen geheim gehaltenen Handelsartikel der Carthager gemacht habe (s. Hesychius s. v. Νησαίη λίθος T. II. c. 679.) hat neuerlich an Heeren (Ideen über die Politik und den Handel der alten Völker Th. I. S. 83.) einen scharfsinnigen Vertheidiger gefunden. Allein Stein und Benennung kamen ohne Zweifel aus dem Orient. Sered heifst im Ebräischen und den verwandten Dialecten roth. S. Joh. Braune, de vestit. sacerd. Ebr. II, 8. p. 506., wo überhaupt, um dieses beiläufig zu erinnern, ein Schatz von Gelehrsamkeit über die alten Gemmen zur Erläuterung der 12 Steine auf dem Leibschilde des Hohenpriesters gesammelt ist.

wäre es auch blos historisch, noch einmal zusammenzustellen und das weitere Gutachten sachkundiger Männer darüber abzuwarten.

Die Alten verarbeiteten Sardonyxe von aufserordentlicher Vollkommenheit und von einer seltenen, für das gewöhnliche Mafs dieser Edelsteine beinahe gigantischen Gröfse. Die Kunstgeschichte zählt jetzt noch 13 bis 14 solcher Vasen und Cameen, die aus einem einzigen Steine verfertigt sind. Die unter dem Namen des Achats des Tiberius berühmte Sardonyxcamee in der heiligen Kapelle zu Paris *), die noch zu Anfange des Jahres 1794 von den Kirchenplünderern in das Nationalmuseum gebracht wurde, ist einen Fufs hoch und zehn Zoll breit. Die berühmte Farnesische Schale auf dem Capo di Monte zu Neapel **) und die ihr vom Maffei selbst noch vorgezogene Apotheose August's im kaiserlichen Cabinet zu Wien ***), die der grofse Steinkenner, Kaiser Rudolph, blos um ihrer Gröfse willen mit 12000 Dukaten bezahlte, geben jener weder an Umfang noch Schönheit viel nach. Das Mantuanische Gefäfs in Braunschweig, die Onyxvasen in dem vormaligen Garde-Meuble zu Paris und die übrigen durch Gröfse und Kunst gleich bewundernswürdigen Cameen im kaiserlichen Cabinet, die der Abbé Eckhel mit so vielem Geschmack erläutert und herausgegeben hat, werden gleichfalls von Steinliebhabern als halbe Naturwunder betrachtet, und vor dem gepriesenen Onyx im grünen Gewölbe zu Dresden hob einst der Ritter Hamilton nicht ohne Grund seine Hände zur Adoration empor. „Wo ist nun,“ fragt der Herr v. Veltheim †), „in

---

*) Alb. Rubens und Jaqu. du Roi haben eigene Abhandlungen darüber geschrieben. Vergl. Montfaucon, Ant. Expl. T. V. p. 154.

**) Diese merkwürdige Tazza hält 8 Zoll im Durchschnitte und 2 Zoll in der Höhe. Maffei hat sie in seinen Osservazioni letterarie (Verona 1738) T. II. p. 339. ff. abgebildet und beschrieben. Man hat auch Abbildungen davon auf einzelnen Bogen. Den Medusenkopf, der den Mittelpunct von aufsen macht, rühmt Winckelmann, Storia delle Art. T. I. p. 324. ed. Fea.

*) Eckhel hat diese Camee in seinem schönen Werke Choix des pierres gravées du Cabinet Impérial (Vienn. 1788) den übrigen allen vorangehen lassen und in der Erklärung p. 1—4. mit den übrigen merkwürdigsten Cameen dieser Art verglichen. Jo. de Laet beschreibt sie schon de gemmis et lapidibus I. 18. p. 66. Der Adler Planche III., die Familie des Claudius Pl. VII., Ptolemaeus und Arsinoe Pl. X., die Cybele Pl. XII. gehören gleichfalls zu den prächtigsten und gröfsten Steinen, die in irgend einem Kunstcabinete aufbewahrt werden.

†) Ueber der Herren Werner und Karsten Reformen in der

neueren Zeiten ein einziger Stein gefunden worden, der in Rücksicht auf Gröfse, Schönheit der Farben und Ordnung der Lage nur irgend mit den berühmten Stücken zu vergleichen wäre, die uns von den Arbeiten der Alten noch übrig geblieben sind? Ist es nicht auffallend, dafs, da jetzt Natur- und Länderkunde ungleich mehr berichtigt und erweitert sind, als sie es im Alterthume je sein konnten, man dennoch nie solche Onyxe wieder auffinden können, als von den Alten verarbeitet sind?" Und hieraus zieht er den Schlufs, dafs es nicht unwahrscheinlich sei, dafs ein grofser Theil dieser von Mineralogen angestaunter Onyxe wohl blose Zusammensetzungen und Kunstproducte sein möchten.

Es kommt hierbei, wie mich dünkt, Alles auf die genauere Erwägung folgender drei Fragen an: Haben schon die Alten durch allerlei Kunstgriffe die Sardonyxe nachzumachen gewufst, und sind von diesen Verfälschungen unleugbare Zeugnisse und Beweise bis auf unsere Zeiten gekommen? Ferner: Wenn es erwiesen ist, dafs sich die Alten solcher Verfälschungen oft bedient haben, wie läfst sich dieses auf die vorzüglich grofsen Cameen anwenden, die eben jetzt angeführt worden sind? Endlich: giebt es nicht Länder, deren genauere Kenntnifs selbst unserer erweiterten Erd- und Länderkunde fremd ist, und aus welchen gerade die Alten jene bewunderten Steine bekommen konnten? Ich will auf jede dieser Fragen so gut zu antworten suchen, als es in dieser verwickelten Materie von Einem, der nicht selbst Mineralog und Chemiker ist, verlangt werden kann.

Auf die erste Frage läfst sich mit Gewifsheit antworten, dafs die Alten mancherlei Kunstgriffe, Sardonyxe oder Onyxe von verschiedenen Schichten nachzumachen, gekannt und häufig gebraucht haben. Ein in Sammlungen antiker Steine noch jetzt sehr häufig vorkommender Verfälschungsprozefs ist der, wo auf dem Sarder oder Carneol durch Kunst eine onyxartige Schicht oder zarte Oberfläche hervorgebracht wurde, so dafs ein solcher Stein, wenn die weifse Lage vertieft geschnitten ist, die Figuren roth und den Grund weifslich darstellt. Der Graf Caylus beschreibt einen solchen durch Kunst zum Sardonyx geschaffenen antiken Carniol in seiner Sammlung *) und erzählt dabei, wie der königliche Steinschneider Barier durch einen Zufall auf die Entdeckung dieses Kunstgriffes geleitet worden sei. Man bestreut den Car-

Mineralogie (Helmst. 1793) S. 65—68.

*) S. Recueil d'Antiqu. Etrusqu. Grecqu. cet. T. VI. p. 298. Von dieser Art nachgemachter Sardonyxe erkläre ich auch die Stelle bei'm Plinius XXXVII. 12. s. 75.: Sardonyx — tingitur — e sarda.

niol mit einer Lage fein gepulverten venetianischen Trippels und bringt den Stein in ein mäfsiges Feuer, wovon er einen feinen weifsen Ueberzug erhält *). Ich erinnere mich, sowohl bei dem verstorbenen Antikeninspector Wacker in Dresden, als bei dem Leibmedicus Brückmann **) in Braunschweig einige echt-antike Intaglios gesehen zu haben, wobei dieser Kunstgriff offenbar stattgefunden hatte, der aber um so leichter zu entdecken ist, da, wie Brückmann bemerkte, dieser Ueberzug weder die Härte noch den Glanz des echten Onyx haben kann. Uebrigens sind auch die neueren Nachbildungen dieser Steine durch die Wedgwoodische und Tessin'sche Pastenfabrik in's Unendliche vervielfältigt worden, und also Belege hierzu in jeder modischen Galanteriebude anzutreffen ***). Eine andere Art der Verfälschung, die um so gewöhnlicher sein mufste, da sie noch weniger kostete und nicht einmal einen echten Carniol erfordete, war die künstliche Zusammensetzung verschiedenfarbiger Glaspasten, wodurch die verschiedenen Schichten des Sardonyx auf's Täuschendste nachgeahmt wurden, und wohin Natter alle alte Onyxe von zwei Lagen, die man in Italien gewöhnlich Niccolo nennt, gerechnet wissen will †). Allein dafs man sich hierzu nicht blos der Glaspasten, sondern auch wirklicher Edelsteine bediente, die man durch einen künstlichen Kitt zu verbinden wufste, beweis't die bekannte, von anderen Schriftstellern in diesem Fache schon oft angeführte Stelle des Plinius, wo er von den Verfälschungen der Edelsteine spricht,

---

*) Die Versuche, welche ein anderer französischer Chemiker, du Fay, mit Bleiweifs, calzinirtem Vitriol und anderen erdigen Körpern zur Zeichnung auf einfarbigen Carniolen gemacht hat, erläutern dieses Verfahren noch weit mehr. Sie sind aus den Memoiren der Academie des Sciences in das Commercium literarium Norimbergense vom Jahre 1737 p. 413. ff. aufgenommen und daraus auch von Brückmann in seiner Abhandlung von Edelsteinen (2te Aufl.) S. 204. ff. angeführt worden.

**) S. seine Beiträge zur Abh. von den Edelsteinen Th. I. 150. f.

***) Besonders lehrreich war für mich die wiederholte Betrachtung von einer beträchtlichen Anzahl der schönsten Onyx- und Achatonyxcameen im Besitz Göthe's. Steine, wie dort der Intaglio des antiken Heros mit der Schlange um den Fufs und der Camee des Bacchuspriap sind, machen den leisesten Verdacht der Verfälschung lächerlich.

†) Traité de la methode antique de graver. Preface p. XXXVIII. Man vergleiche damit, was Mariette über die künstlichen Restaurationen beschädigter Cameen anmerkt: Traité de pierres gravées T. I. p. 98.

„Man hat," sagt er, „die Erfindung gemacht, echte Gemmen in andere zu verfälschen. Die Sardonyxe kittet man aus drei Steinen so täuschend zusammen, daſs man die unechten von den echten nicht unterscheiden kann. Man bedient sich dazu der ausgesuchtesten schwarzen, weiſsen und rothen Edelsteine *)."

Von dieser letzteren, vom Plinius so deutlich angegebenen Manier, durch die künstliche Aufeinanderkittung mehrerer Steine oder Glaspasten, Onyxe oder Sardonyxe hervorzubringen, ist nun höchst wahrscheinlich auch da, wo diese Verfälschung gerade am einträglichsten werden muſste, bei auſserordentlich groſsen Onyxen zu Vasen und Cameen, häufig Gebrauch gemacht worden, und dieses diente also zur Beantwortung der zweiten Frage. Es ist jetzt in Rom selbst unter Kennern eine ausgemachte Sache, daſs die aus der Bibliothek des Vaticans in die Pio-Clementinische Sammlung versetzte groſse Camee des Cardinals Carpegna, auf der der Triumph des Bacchus und der Ceres vorgestellt ist **), für nichts Anderes als ein Afterwerk der Kunst, für eine Composition aus verschiedenen Glasschichten gehalten werden kann ***). Hätte sich der Herr Berghauptmann v. Veltheim gerade hieran erinnert, so würde er durch dieses Beispiel seiner scharfsinnigen Hypothese noch einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit ge-

---

*) Inventum est, ex veris gemmis (hier dachte Plinius an die damals auch schon sehr gewöhnlichen Glaspasten, die er damit nicht verwechselt wissen will,) in alterius generis falsas traducere. Sardoniches e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit, aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio sumtis, omnibus in suo genere probatissimis XXXVII. 12. S. 75. Vergl. Lessing's antiq. Br. XLVI. XLVIII. oder Schriften Th. X. S. 54. 73.

**) Sie ist 10 Zoll hoch und 16 Zoll breit. Philipp Buonaroti, der dem Cardinal Carpegna ungefähr eben das war, was unser Winckelmann dem edlen Albani, hat sie in seinen Osservazioni istoriche sopra alcuni medaglioni antichi p. 422. sehr gut in Kupfer stechen lassen, und mit vieler Gelehrsamkeit erläutert. Nach Lalande's ganz oberflächlichem Berichte wäre sie gar nur aus Marmor. S. Volkmann II, 144.

***) Dagegen ist nach dem Ausspruche eben dieser Kenner die Farnesische Tazza auf dem Capo di Monte eben so gewiſs echter Onyx als das Mantuanische Gefäſs zu Braunschweig, wozu sie, nach einer scharfsinnigen Muthmaſsung Lessing's, der sie beide gesehen und genau untersucht hatte, vielleicht ursprünglich selbst die Unterschale gemacht hatte. Bernoulli's Muthmaſsung (Zusätze zu Volkmann II, 18.), der auch sie für Glas halten möchte, verdient also gar keine Widerlegung.

geben haben. — Da ich so glücklich gewesen bin, in einer mündlichen Unterredung mit ihm über die Art, wie er sich die Verfälschung dieser übergrofsen Onyxe vorstellt, mich genauer zu unterrichten als aus seiner Schrift, wo er sie nur angedeutet hat, und da es den Liebhabern dieser Forschungen wünschenswerth sein mufs, Alles zu wissen, was ein solcher Kenner darüber urtheilt, so hoffe ich, Verzeihung von ihm zu erhalten, wenn ich von dieser Mittheilung auch hier für das gröfsere Publikum einigen Gebrauch zu machen wage.

Bekanntermafsen folgen die Lagen in den grofsen Onyxen, von welchen hier die Rede ist, gewöhnlich so auf einander: Der Grund ist dunkel- oder schwarzroth. Auf diesem erhebt sich die zweite Lage oder der eigentliche Onyx. Diese ist weifslich und halbdurchsichtig. Ueber diesen liegt oft wieder eine bräunliche Schicht, welche von den Steinschneidern nicht selten mit grofser Einsicht zu Gewändern und Decorationen der weifsen Figuren gebraucht worden ist *). Nun glaubt der Herr v. Veltheim, die unterste Grundlage bei den meisten dieser als reine Naturproducte angestaunten Artefacten sei nichts als ein schwarzrothes vulcanisches Lavaglas oder der sogenannte isländische Achat, den man seit Caylus's Vorlesung darüber Obsidian zu nennen beliebt hat**). Dieser Lava habe man durch ein chemisches Kunstmittel (wahrscheinlich durch Kochen im Schwefel) die Härte eines Edelsteins zu geben, und den matten Glanz auf der Oberfläche durch Abreiben mit os sepiae oder Ostrakit, wie es die Alten nannten ***),

*) Ich erinnere hier nur beiläufig, dafs Lessing aus Unwillen über Klotzens dreiste Behauptungen doch selbst ein etwas unbilliges Urtheil über die Kunst der alten Steinschneider gefällt hat (antiqu. Br. 46. Schriften X, 44), mit welcher sie in den Cameen die verschiedenen Schichten so meisterhaft benutzten. Einer der gröfsten Kenner unserer Tage, Eckhel, läfst gerade diesem Verdienst der Künstler bei den Prachtstücken des kaiserlichen Cabinets grofse Gerechtigkeit widerfahren. S. Choix de pierres gravées du Cab. Imp. Pl. VI. p. 23., wo er die judicieuse distribution des couleurs fort goutée par les anciens par le bel effet, qu'elle produit, mit verdientem Lobe erwähnt. Pl X. 28., und besonders Pl. XIII. p. 33. Raspe's und Lippert's Urtheile, die Lessing dort anführt, können nur von stümperhaften Nachahmungen jener grofsen Meister gelten.

**) Mémoires de l'Acad. d. Inscript. T. XXX. p. 457. ff. Alle übrigen Citate bei Veltheim, über die Reformen in der Mineralogie S 36.

***) Auch dieses hat der Herr v. Veltheim zuerst aufser allen Zweifel gesetzt in seiner neuesten Schrift: über Memnon's Bildsäule — und die Kunst der Alten, in Stein zu schneiden (Helmst. 1793.) S. 38. f

hervorzubringen gewufst. Die darauf liegende weifse Lage oder der weifse Onyx sei vielleicht gleichfalls vulcanischen Ursprungs und mit der obersten braunrothen Schicht entweder wieder zusammengekittet, oder auch nur zu der doppelten Farbe besonders zubereitet worden. Dafs die Alten dieser Verfälschung häufig sich bedient hätten, sage nicht nur Plinius ausdrücklich, sondern man könne sich auch durch genauere Untersuchung kleinerer Onyxcameen in antiken Gemmensammlungen augenscheinlich davon überzeugen *). Was man nun hier an kleinen Gemmen alle Tage erproben könne, das werde sich an den gröfseren Prachtstücken, wenn man sie nur eben so handhaben und auf die Probe bringen dürfte, gewifs auch bestätigt finden. Nähme man nun noch den Umstand dazu, dafs diese Onyxriesen, so gut wie die scythischen Hippogryphen und der Wundervogel Phönix, in neueren Zeiten nirgends auf Erden mehr gefunden würden, so würde der Schlufs, dafs es dergleichen wohl auch im Alterthume nicht gegeben haben möge, vielleicht nicht zu voreilig scheinen. So weit der Herr v. Veltheim, dessen scharfsinnigen Vermuthungen blos durch andere Wahrscheinlichkeiten widersprechen zu wollen, in der That wenig frommen und den Knoten, wie Horaz sagt, nur durch einen anderen Knoten lösen würde. Am Ende käme doch hier Alles auf ein mineralogisches Visum repertum eines unparteiischen Kenners bei jeder einzelnen, ausgezeichneten und durch ihre Gröfse verdächtigen Camee an. Einige der vorzüglichsten würde gewifs auch schon die Art, mit der der Künstler sich nach dem natürlichen Steine bequemte, vor jedem Verdacht der Verfälschung sichern **).

---

*) Der Herr v. Veltheim hat selbst mit einigen kleinen Onyxcameen im Braunschweigischen Kunst- und Naturaliencabinete, in Gesellschaft des Hofraths Eschenburg, dergleichen Versuche angestellt und nach allen äufseren Kennzeichen Glasflufs gefunden.

**) So könnte wohl bei den Cameen, wo das Relief sehr zart und erst durch den durchschimmernden dunklen Grund gehoben ist, wie in der berühmten Apotheose August's (im Wiener Cabinet, schon wegen dieser feinen Anschmiegung an sein Material auch der entfernteste Verdacht der Verfälschung nicht stattfinden. S. Eckhel am angef. O. S. 2. Le relief, quoique peu saillant et presque plat, manière suivie par les meilleurs artistes, ne laisse pas de prendre de la rondeur au moyen de l'ombre de la Sardoine transparente. — Ich selbst habe nach meiner Unterredung mit dem Herrn v. Veltheim das Mantuanische Gefäfs im Kunstcabinete zu Braunschweig noch einmal mit aller Muse von allen Seiten angesehen und, so weit es erlaubt war, umtastet. Die siz-

Es ist indessen immer sehr gut, dafs auch hier die Leichtgläubigkeit und Bewunderungssucht der Alterthumskrämer von gewöhnlichem Schlage durch den Skepticismus kluger Mineralogen gemäfsigt, und auch dieser Theil der Antike auf's Strengste gemustert werde. Ich darf daher auch das Gutachten eines anderen berühmten Naturforschers und Mineralogen, das mir über diese Streitfrage mitgetheilt worden ist, des Hofraths Blumenbach in Göttingen, nicht mit Stillschweigen übergehen. „Gewifs," schreibt dieser, „haben die Alten die kunstreichsten und dem sogenannten Halbedelsteine zum Täuschen ähnelnden Glas-Compositionen zu verfertigen gewufst. Ich habe bei Charles Townley, der bei Weitem die gröfste Antikensammlung in London besitzt und namentlich auch antike Glaspasten gesammelt hat*), dergleichen Stücke von einer so schlechterdings unbegreiflichen Arbeit gesehen, dafs mir dadurch Herrn v. Veltheim's Aeufserung unter der gehörigen Einschränkung gar nicht unwahrscheinlich vorkommt. Ich darf hingegen auch nicht verschweigen, dafs ich mich an verschiedenen antiken Stücken von beträchtlicher Gröfse, die ich genau zu prüfen Gelegenheit gehabt, durch alle äufseren Kennzeichen, der Härte, des Bruchs u. s. w., vollkommen überzeugt habe, dafs sie von wahren Onyxen und Sardonyxen waren, so z. B. ebenfalls bei Townley an einem faustgrofsen antiken Katzenkopf aus einem einzigen Stücke Sardonyx, dem Pichler

---

zende Kanephore auf dem dritten Felde (in dem weit richtigeren älteren Kupfer bei Egeling, Mysteria Cereris et Bacchi. Brem. 1682 und daraus in den Actis Eruditorum Lips. A. 1683 p. 140; die späteren Nachstiche bei Montfaucon und der zu Braunschweig 1775 selbst veranstaltete sind äufserst fehlerhaft und incorrect) ist, der weifsen mittleren Lage wegen, die gerade hier tiefer in den unteren dunkeln Grund eindringt, ganz unverhältnifsmäfsig tief eingeschnitten und dadurch die schöne Rundung des Gefäfses merklich unterbrochen. Hätte man nun diese Lage durch Kunst aufgesetzt, so stand es ja bei'm Künstler, sie so regelmäfsig, als er wollte, aufzulegen, und der Steinschneider durfte sich nicht erst nach der Laune des Steines richten. So möchte also gerade durch den Umstand, wodurch ich mich, so wie auch noch aus anderen Gründen, bewogen fühlen würde, dieses so hochgepriesene Gefäfs in seinem artistischen Werthe herabzusetzen, wenigstens die unbezweifelte Echtheit des Onyx bewiesen werden können.

*) Wir kennen diese treffliche Sammlung theils aus den in Tassie's Catalogue von Raspe daraus angeführten Steinen, theils aus den Nachrichten eines kundigen Augenzeugen, des auch für die Kunst zu früh verstorbenen J. Forsters, in seinen Ansichten, Th. IV. am Ende.

erst neuerlich noch Augen eingesetzt hatte. Dafs man jetzt kein Vaterland solcher grofsen Onyxe anzugeben weifs, kann allein nur wenig für die artificielle Zubereitung derselben beweisen, da dieses mit verschiedenen anderen von den alten Steinschneidern häufig verarbeiteten Steinarten (z. B. mit der Corniola nobilis oder cornaline de la vieille roche) meines Wissens der nämliche Fall ist. Ueberdiefs hat ja Sparrmann versichert, ganze Blöcke von Onyx vom Cap landeinwärts gefunden zu haben."

So weit Blumenbach. Da man den in seinem Briefe zuletzt angeführten Umstand von dem herrlichen Onyxfund hinter dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Sparrmann's auch in's Teutsche übersetzter Reise vergeblich suchen dürfte, und es doch gut ist, dafs hierüber Alles zur Sprache komme, was davon gesagt oder auch nur gefabelt wird, so will ich diese ganze Sage so erzählen, wie ich sie selbst verschiedentlich in Braunschweig und Jena gehört habe. Der Professor Sparrmann fand, wie man erzählt, bei seiner Rückkehr vom Cap in Amsterdam gerade den bekannten Mineralienhändler und Bergrath Danz, der ihn natürlich sogleich ausfragte, ob er nicht schöne Mineralien vom Cap mitgebracht und zu verhandeln habe. Sparrmann verneinte dieses, weil ja Mineralogie überhaupt gar nicht in dem Kreise seiner Forschungen gelegen habe. Indefs, setzte er hinzu, möge er nur mit ihm in seine Wohnung gehen, wo sich da wohl Eines und das Andere finden könne. Hier schüttete er nun vor Danzen einen ledernen Sack von allerlei capischen Raritäten und Fossilien aus. Danz entdeckte unter diesem Haufen sogleich zwei köstliche, ein Daumenglied starke und breite Trümmer von Onyx, fällt über sie her und fragt mit heftigster Neugierde, woher er diese Bruchstücke — denn sie waren sichtbar von einem gröfseren Blocke *) — abgeschlagen bekommen habe. Der Andere erzählt hierauf, dafs er sie von einem grofsen Steine, worauf er einmal in der Wildnifs hinter dem Cap sein Mittagsmahl eingenommen, zum Andenken abgeschlagen habe, wundert sich nun aber selbst nicht wenig, da er erfährt, dafs dieses ein unschätzbarer Onyx gewesen sein müsse. Danz, dem Sparrmann hierauf mit diesen Trümmern ein Geschenk machte, hat sie kurz darauf in Wien, einen jeden für 10 Carolinen, verkauft. Wäre nun diese Sage, die sich ja um so leichter beglaubigen liefse, da beide hier genannte Männer meines Wissens noch leben, auch nur zur Hälfte gegründet, so wäre auch schon auf die dritte Frage, die ich oben auf-

*) Aber ist nicht der Onyx, so gut wie der mit ihm verschwisterte Achat und Chalcedon, nur der Kern einer gröfseren Steinmasse und also kugelförmig? Wie kann also hier von Blöcken und Trümmern die Rede sein?

geworfen habe, eine nicht ganz unbefriedigende Antwort gegeben, und wenigstens eine Gegend in dem uns noch immer so fremden Innern von Afrika angedeutet, wo man Onyxe von ungeheurer Größe finden könne *).

Jannon de Saint Laurent, dessen weitschweifige Abhandlung über die Edelsteine der Alten sich in den Schriften der Academie von Cortona befindet, hält die unter dem türkischen Joch in Asien seufzenden Länder für die wahren Onyxgruben des Alterthums **), die uns nur deswegen verstopft wären, weil die daher kommenden Steine von den Moslems selbst zu Siegelringen nach ihrer Art gebraucht, die dortigen Kaufleute aber zu weiteren Nachforschungen von den Europäern, die jetzt nur nach Juwelen zu Brillanten fragten, nicht sehr aufgemuntert würden.

Weit wahrscheinlicher würden wir, um das Vaterland dieser Wunderonyxe zu finden, unsere Augen auf jenes Wunderland der Vorwelt, auf Indien und die terras, quae fabulosus Lambit Hydaspes, richten können, wohin ja schon Ctesias, und die vier Gewährsmänner, denen Plinius seine Compilationen über diese Edelsteine aufbürdet, Sudiens, Zeerthemys, Sotacus und Satyrus, die

---

*) Freilich läßt sich hiervon im Alterthum keine bestimmte Spur angeben. Allein man denke nur an den bis in das südlichste Afrika hinab sich erstreckenden Caravanenhandel der Aethiopier in den früheren Weltperioden, worüber uns Heeren neuerlich so interessante Aufschlüsse gegeben hat: Ideen über die Politik und den Handel der ältesten Völker S. 306 ff. In Meroe fand man alle mögliche Edelsteine; λίθων πολυτελῶν γένη παντοδαπά sagt Diodor I. 33. p. 38. (mit Wesseling's Anmerkungen). Dieß verstehe ich nicht von wirklichen dort befindlichen Edelsteingruben, sondern von den durch den Transitohandel der Caravanen dort aufgehäuften Vorräthen. Vergl. Plinius XXXVIII. S. 17. Von Meroe und Axum ging der Handel den Nil hinunter nach Aegypten, und von da war allerdings ein Handelsverkehr des am Mittelmeer gelegenen Europa mit den Producten des entferntesten Afrika möglich. Und so wäre also auch noch ein anderer Weg aufgefunden, auf welchem die israelitischen Stammfürsten ihre Sarder und Onyxe, die sie zum Ephod oder Leibschild ihres Hohenpriesters an den Steinschneider Bezaleel ablieferten, (s. Raspe, Introduction to Tassie's Catalogue p. X. und Braune in dem oben angeführten Werke de vestitu sacerdotum Ebraeorum) noch während ihres Aufenthalts in Aegypten bekommen haben könnten.

**) S. Saggi di Cortona, T. V. Dissert. I. p. 59.

Fundgruben aller dieser Kostbarkeiten versetzen *). Wenn nun gleich in allen diesen Nachrichten die den Griechen so eigene Vergröfserungssucht und das unablässige Haschen nach abenteuerlichen Wundergeschichten **) nicht zu verkennen ist, und des Philostratus indische Onyxbecher, wovon einen einzigen vier durstige Männer mitten im Sommer nicht auszutrinken vermögen ***), mit des

*) Ctesias in den indischen Merkwürdigkeiten bei Photius, Cod. LXXII. p. 67. und im Wesselingischen Herodot p. 827. s. 5. Plinius XXXVII. 5. s. 23. 24. Vergl. Saumaise in Exercit. Plin. p. 396. a., der die grofsen Onyxe gar nicht für Edelsteine, sondern für den Onyxmarmor oder Alabastrit gehalten haben will. Anselm de Boot verräth als Leibarzt des Kaisers Rudolph, des gröfsten Alchemisten und Steinkenners seines Zeitalters, schon bessere Einsichten (Gemmarum et lapid. Historia II. 92. p. 243. edit. Toll.), nur dafs er die Murrhiniten mit den grofsen Onyxen verwechselt. Aus beiden hat Jo. de Laet (de gemmis et lapid. I, 18. p. 63. ff.) seine neuesten Nachrichten genommen. S. auch Brückmann, von Edelst. S. 211. ff.

**) Die Grofssprechereien der Griechen von den grofsen Edelsteinen hat Lucian in seinen veris historiis nicht vergessen, II, 10. T. II. p. 111, wo er Mauern aus Smaragd, Tempel aus Beryll und Altäre aus Amethyst aufstellt. Wer erinnert sich hierbei nicht der bekannten Orientalismen in der Apocalypse?

***) Philostr. in Vit. Ap. Tyan. III, 27. p 118.: ψυκτῆρες - ἡλίκοι ἐμπλῆσαι τέτταρας ὥρᾳ ἔτους διψῶντας. So grofssprecherisch auch dieses indianische Mährchen klingen mag, so zweifle ich doch nicht daran, dafs die Becher und Gefäfse aus Onyxgemmen, wenn auch nur in weit kleinerer Dimension, im Orient sehr häufig gewesen sind, und ich wäre daher sehr geneigt, die Stelle des Appian, de bello Mithridatico, c. 115. T. I. p. 819. edit. Schweigh., wo von den zu Tolaura gefundenen Schätzen des Mithridates die Rede ist, und unter andern 2000 Trinkgeschirre λίθου τῆς ὀνυχίτιδος λεγομένης angeführt werden, nicht von dem bekannten Onyxmarmor oder Alabastrit, sondern von wirklichen Onyxgemmen zu verstehen. Balsambüchschen und Geschirre aus Onyxmarmor hatte in Rom jeder Stutzer, und sie wären, trotz ihrer Zahl, in der Sammlung des reichsten und geschmackvollsten Königs des Orients ein sehr ärmlicher Artikel gewesen. Erst nachdem die echten Onyxgefäfse (s. das Fragment des Posidonius bei'm Athenäus XI. 13. p. 495. A.; man hatte ganze Service, συνθέσεις, denn so mufs dort gelesen werden,) nicht mehr zu bezahlen waren, kamen die nachgemachten aus Onyxmarmor, der nur erst der Aehnlichkeit der Farbe wegen von der Gemme den Namen erhielt, in Gebrauch. Daraus wäre also Saumaise in Exercit. Plin. p. 396. A. zu be-

Ctesias's indischem Bambusrohr, wovon das kleinste zum Mastbaum des gröfsten Kauffartheischiffes dienen könnte, in eine Klasse gebracht werden mufs, so kann doch auch hier nicht Alles aus der Luft gegriffen sein, und der Glaube des ganzen Alterthums, dafs Indien das wahre Vaterland der schönsten und gröfsten Edelsteine überhaupt und besonders jener grofsen Onyxe und Sardonyxe sei, durchaus nicht bezweifelt werden. Indianer waren nach der wahrscheinlichen Angabe Raspe's *) entweder die Erfinder oder wenigstens die Vervollkommner der Steinschneidekunst in der frühesten Vorwelt, und die durch die Engländer aus Bengalen gebrachten, mit Figuren aus dem Thierkreise und Sanskrit bezeichneten Gemmen haben alle Kennzeichen des entferntesten Alterthums. Da aber der weitschichtige Name Indien, der bei den Alten jede östliche terra incognita bezeichnete, noch viel zu wenig bestimmt ist, um uns über das eigentliche Vaterland der benannten Edelsteine eine genauere Einsicht zu verschaffen, so fragen wir billig, welchem Theile jener ungeheueren Ländermasse wir wohl am wahrscheinlichsten diese uns jetzt verschlossenen Edelsteingruben zuschreiben können. Der Herr v. Veltheim, der, von den Zeugnissen der Alten geleitet, Indien gleichfalls für das Land hält, wo noch am ersten diese Steine als Naturproducte gefunden werden könnten, entscheidet sich zuletzt für die Gebirge, die von Bombay aus durch Visapour und Mysore an der Küste hinunter laufen. Nimmt

---

richtigen, welcher die pocula onychina nur von dem Marmor verstanden wissen will. Doch hiervon vielleicht bald bei einer anderen Gelegenheit, wo ich meine Gedanken über das Mantuanische Gefäfs in Braunschweig mitzutheilen gedenke, das eine alte Legende der herumführenden Aufseher aus dieser Mithridatischen Schatzkammer in gerader Linie abstammen läfst.

*) Introduction to Tassie's Catalogue p. XVI.: „That the ancient natives of India actually engraved on fine stones, appears unquestionably from our impressions of Indian gems (s. n. 713 — 717. ingleichen das Sternbild des Stiers n. 3151. 3152. auf der XIIIten Kupferplatte) und p. X. s. India has natural claims to the invention of engraving fine stones. — The peninsula and some islands in India have from times immemorial produced and still produce from their inexhausted mines, quarries and rivers every and the very best sorts of precious and hard stones, which lapidaries and engravers work upon — the chalcedon, sardonyx, onyx — and a particular sort of stone, which pulverized cuts the hardest gems nearly as well as the diamond powder, I mean pretended diamond spar.“ Vergl. Robertson's Disquisition concerning the knowledge, which the ancients had of India. Appendix p. 286. edit. Basil.

man indessen an, dafs Ctesias und die Griechen, auf deren Zeugnifs sich Plinius beruft, Satyrus, Solabus, Sudiers u. s. w., nur den oberen nördlichsten Theil von Indien disseits des Ganges durch die bis dahin sich erstreckende Monarchie der Perser und später durch die, bis Palibothra und den Ausflufs des Ganges sich ausdehnenden Colonieen der Griechen unter den Seleuciden, Bactrianern und Parthern kennen konnten *), dafs nur in diesem oberen Theile von Indien Caravanenhandel und Handelsverkehr auf den in die Caspische See einströmenden Flüssen ununterbrochen stattfand **), die ganze Halbinsel und die Küstenländer disseits des Ganges aber erst unter den späteren Ptolemäern und durch den römischen Seehandel vom rothen Meere aus einigermafsen bekannt

*) Die Perser und durch diese Ctesias und Herodot kannten nur die nördlichen Gränzen der Länder am Indus und die, jene Länder in Norden einschliefsende Gebirgskette. S. Heeren, de Graecorum de India notitia Comment. I. in Commentat. Gotting. Class. Philolog. T. IX. p. 133. Die Unkunde jener Gegenden war so grofs, dafs Alexander selbst den Ursprung des Indus für die Quelle des Nils hielt. S. St. Croix, Examen des historiens d'Alexandre p. 318. Alexander selbst kam nur bis an's Ende des heutigen Lahor. Dann schiffte er bis zum Ausflufs des Indus. Seine Entdeckungen von Indien wurden 20 Jahre nach seinem Tode von Seleucus Nicator bis an den Ganges erweitert. Auch er kam von Bactriana herab und stiftete nördliche Colonieen, aber diese sowohl als die früheren Namensstädte Alexander's am Paropamisus, in Arachosien, Ariane u. s. w. blüheten erst unter der griechischen Dynastie der Bactrianer. S. Th. S. Beyer's historia regni Graecorum Bactriani, in qua simul Graecarum in India coloniarum vetus memoria explicatur (Petrop. 1738.) besonders p. 122. ff. Uebrigens hat Heeren in der oben angeführten Commentation nach Rennel's Memoirs of a Map of Hindostan unleugbar bewiesen, dafs die Halbinsel von Indien, Malabar und Coromandel erst unter den Römern beschifft worden sei. Er schliefst in der IIten Commentatio T. XI. p. 72. mit den Worten: Sedes mercaturae Indicae quaerenda est adhuc (bis auf die Zeiten der Römer) in India septentrionali in terris inter Indum et Gangem sitis.

**) Der Handel ging theils ganz zu Lande in Caravanen, theils über den Gihon und Kur in den Phasis und in das schwarze Meer. Auch hierüber gibt Heeren weit befriedigendere Nachrichten in der Commentatio II. de Graecorum notitia Indiae Class. Philolog. T. XI. p. 74—80. als Peyssonel, Traité sur le commerce de la mer noire (Paris 1787.) T. I. p. 18. ff. und Robertson, der diefs nur oberflächlich berührt hat.

zu werden anfingen *), so wird man es weit wahrscheinlicher finden, die Geburtsstätte jener nun gleichsam verschwundenen Naturproducte in's obere Asien hinauf gegen den Paropamisus und Imaus bis nach Samarkand und Tibet hin zu versetzen. Gerade dieser Theil von Asien ist von den Europäern in neueren Zeiten am wenigsten bereis't worden und noch jetzt vor ihren Blicken mit einem fast undurchdringlichen Schleier verhüllt. Von ihm kann man mit Gewifsheit behaupten, dafs er dem Alterthume, wo nicht seiner geographischen Lage **), doch seinen Producten nach ***), weit bekannter gewesen ist als den heutigen Naturforschern und Geographen; und gerade dadurch wäre nun auch das Räthsel gelöst, warum das eigenthümliche Product jener Gegenden, die grofsen Edelsteine, so ganz verschwunden und unserem Gesichtskreise

*) S. aufser Heeren in der angeführten Abhandlung und einer dritten de Romanorum notitia Indiae, Pars I. in den Comment. Gott. T. XI. p. 91. ff. besonders auch Eichhorn's Geschichte des ostindischen Handels von Mohämmed, S. 30. ff. und Sprengel's Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen, S. 92. ff. 116. ff. Neue Ausg. Erst unter den Römern wurde die Küste der Halbinsel Indiens, Guzeratte, Malabar und selbst über den Ganges hinaus bis Malakka, so fleifsig befahren, dafs in einem Jahre an 120 Schiffe von Myoshormos ausliefen. Allein zu gleicher Zeit blühte doch auch der Caravanen- und Flufshandel über die Bucharei, das caspische und schwarze Meer, s. Penzel, über den Zustand der Handlung zur Zeit des Julius Cäsar in der Uebersetzung des Dio Cassius, Th. II. S. 1337. ff., wo jedoch die Behauptung nach dem Plinius, dafs Pompejus erst diesen Weg des Handels entdeckt habe, grofse Einschränkung leidet.

**) Und doch finden wir sowohl bei'm Ptolemäus, dem D'Anville in seiner Beschreibung von Indien folgte, als bei Rennel, der Alles weit sorgfältiger prüfte, eine Menge Namen alter Städte und Provinzen in diesen Gegenden, über welche unsere Geographie fast gar nichts zu sagen weifs.

***) Ueber diese erwarten wir noch eine eigene Abhandlung Heeren's, die er T. XI. p. 64. schon versprochen hat. Was Robertson, Disquisition cet. p 50—59. darüber angeführt hat, ist ohne Kritik und zu wenig nach den verschiedenen Zeitaltern geordnet. Es ist sehr zu bedauern, dafs Beckmann in seiner Vorbereitung zur Waarenkunde, seinem Plane nach, (S. I, 568.) die alte Waarenkunde fast ganz ausschliefst. Welchen reichen Stoff würde ihm z. B. die einzige Stelle des Arrian in periplo maris Erythraei p. 22. in Hudson's Geogr. T. I. über die Artikel des indischen Handels darbieten!

entrückt sind. Griechische Faktoreien und Aufkäufer umwühlten und durchspähten nach Alexander's des Grofsen Zeiten diese neue Welt mit eben so grofser Geldgierde und Erwerbsucht als die späteren Europäer die von Columbus aufgeschlossenen Länder der zweiten Hemisphäre. Sie kannten den Werth der Edelsteine und den Preis, den Kunstgeschmack und Luxus auf ihre Gröfse an den üppigen Höfen zu Seleucia und Alexandria setzten *). So verbreitete sich von Indien her der Handel mit diesen Steinen erst zu den Griechen, dann aber zu den Römern, und später selbst zu den Byzantinern. Denn auch unter den ersten Kaisern zu Constantinopel war der inländische Caravanenhandel bis in das hintere Asien noch nicht unterbrochen **), und die von Kaffa aus den Handel der Ostwelt betreibenden Genueser erhielten selbst dann, als durch die Eroberungen der Saracenen und die neue Reihe der Kalifen der Welthandel eine ganz neue Gestalt bekommen hatte, noch einige Ueberreste davon ***). Durch die Dazwischenkunft der Saracenen wurde indefs die Hauptstrafse des asiatischen Landhandels für alle folgende Jahrhunderte unzugänglich gemacht †). Die jährlich in Mekka ankommenden Caravanen bringen nur aus Golconda und den anliegenden Küstenländern Edel-

*) S. die schöne Stelle in Raspe's Introduction to Tassie's Cat. p. XLII. Man erinnere sich zugleich an den noch viele Jahrhunderte vor den gnostischen Abraxas allgemein verbreiteten Gebrauch der Edelsteine zu Talismanen und Amuleten, wo jeder Stein seine eigene Kraft hatte. Man sehe z. B. des Pseudoorpheus Λίθια.

**) Diefs läfst sich unter Anderem aus der bekannten Peutinger'schen Tafel beweisen, worauf die mitten durch Indien laufenden Caravanenwege verzeichnet sind. S. Sprengel's Geschichte der geogr. Entdeckungen, S. 134. Denn dafs diese Tafel erst ein Machwerk des 13ten Jahrhunderts sein sollte, ist nicht glaublich. Es liegt gewifs dabei ein Itinerarium aus des Kaisers Theodosius Zeiten (368—396) zum Grunde. Vergl. Gibbon, über den chinesischen Seidenhandel in History of the Decline and Fall of the R. Emp. T. VII. p. 77. ed. Basil. und die feinen Winke des Recensenten von Gmelin, über den Handelsrang der Türken in der Allg. Lit. Z. 1795. n. 55. p. 439.

***) Dahin gehört die merkwürdige Stelle aus des Spaniers Cieza Chronica del grandissimo regno del Peru, T. II. p. 57. bei Sprengel S. 140. und besonders der ganze §. 22. von S. 148. ff.

†) Die Waaren, die durch die grofsen jährlichen Caravanen nach Mekka gebracht und dort umgetauscht werden, kommen nur aus Küstenländern des südlichen Asiens und auf einer ganz anderen Caravanenstrafse. S. Robertson's Disquisition p. 158. und Not. LII.

steine. Natürlich hörte man also auch auf, in jenen fernen Gegenden, wo Niemand mehr nach Edelsteinen fragte, weil ihr Absatz nach Vorderasien und Europa gehemmt war, die Grube, worin man sie wahrscheinlich mit grofsem Kostenaufwand und unter strenger Aufsicht *) gesucht hatte, zu bearbeiten. Sie geriethen bald ganz in Vergessenheit, Völkerwanderungen und Revolutionen, wie die durch Timur und Ghengiskan bewirkten, rissen die alten Einwohner aus ihren Sitzen, und Niemand dachte daran, den Kunstfleifs der Neueingewanderten zu wecken, da selbst die wenigen Reisenden, Kaufleute und Missionäre, die sich allenfalls noch in neueren Zeiten durch jene unwirthbaren und jedem Fremdling mit tausend Gefahren drohenden Länder durchzuschleichen wagten, sich nicht von den gebahnteren Wegen zu entfernen wagten, um fern gelegene Bergwerke und Gruben in den Gebirgen aufzusuchen **). Durch die neue Handelsstrafse der Umschiffung Afrika's sind der asiatische Archipelagus und die Küstenländer diefs- und jenseits des Ganges zum Theil selbst den Europäern unterwürfig gemacht und überall auf's Genaueste untersucht worden. Allein ein einziger Blick auf Rennel's Karte von Indostan wird einen jeden überzeugen können, welche ungeheure Erdflächen und Gebirgsketten im nördlichen Indien den jetzigen allgewaltigen Herrschern von Südasien, den Engländern, noch bis auf den heutigen

*) Man erinnere sich z. B. nur an die strengen Mafsregeln, mit welchen die Ptolemäer die Topasengruben auf der Schlangeninsel an der Küste des rothen Meeres bewachen liefsen, bei'm Diodor III, 39. T. I. p. 205. ff.

**) Zu diesen Reisenden gehören auch die indischen Bettelmönche und Fakire, die sich als Pilgrimme durch jene Gegenden betteln und in ihren Haaren und Gürteln allerlei kostbare Waaren verbergen. S. Stewart's Account of the Kingdom of Tibet, in den Philosophical Transactions T LXVII. P. II. p. 483. Merkwürdig für diese Gegenden ist in unseren Tagen besonders die Reise des Engländers Forster in den Jahren 1783 und 1784 geworden, der von Bengalen längs den nördlich en Gebirgen über Caschmire und Cabul an die südlichste Küste des caspischen Meers reis'te. Seine Reiseroute hat Rennel auf einer eigenen Karte verzeichnet. Er mufste wegen der gar zu drohenden Gefahr mehrmals seiner Reise in jenen verödeten Ländern eine andere Richtung geben. Wir erhalten jetzt von Meiners eine Uebersetzung dieses seltenen Werks. Die von ihm vor Kurzem herausgegebenen Beobachtungen über den vormaligen und gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Länder in Asien (Lübeck 1795.) enthalten die fleifsigsten Collectaneen, berühren aber den Punkt noch nicht, worauf es bei dieser Untersuchung ankommt.

Tag eben so unbekannt sind als den Griechen vor Alexander's kühnem Heerzug *). So lange also die Europäer nicht eben so gut zur Erweiterung der Erdkunde eine Gesellschaft zur Entdeckung des Innern von Hinterasien stiften, als die Engländer, oder vielmehr eine Gesellschaft schwedenborgischer Schwärmer, die im Mittelpunkt Afrika's das neue Jerusalem suchen, jetzt für die Erforschung des inneren Afrika errichtet haben, und so lange auf diesem oder einem anderen Wege diese unermeſslichen Gebirgsketten, die wahrscheinlich die Wiege des Menschengeschlechts umschlieſsen, nicht auch mineralogisch untersucht sind, dürfen wir nicht an der Möglichkeit zweifeln, dort einst die Compagnons zu den gigantischen Onyxvasen und Cameen wiederzufinden, die in unseren Kunst- und Juwelensammlungen als Wunderwerke einer glücklicheren Vorwelt angestaunt oder bezweifelt werden **). Wer erinnert sich hierbei nicht zuerst an die seit sechs Jahren in Calcutta bestehende Gesellschaft britischer Alterthums- und Naturforscher, deren in einem fremden Welttheil gedruckte Untersuchungen so viel Aufschlüsse über die historischen und physischen Räthsel des Orients hoffen lieſsen. Allein im Lande der Nabobs, wo alles Streben auf vervielfachten Lebensgenuſs und gehäufte Rupien abzielt, scheint sich der Gesichtskreis der scharfsichtigsten Europäer immer mehr zu verengen, und ihre

---

*) Man vergleiche des Abbé Eckhel treffliche Bemerkungen über eben diesen Gegenstand in Choix des pierres gravées du Cab. Impér. Pl. IV. p. 20. f.

**) Ich erinnere hierbei nur an einen ähnlichen orientalischen Edelstein, den Türkis. Seit Réaumur in den Mémoires de l'Acad. des Sciences 1715. S. 230. die bei Simore in Niederlanguedoc gefundenen Türkise für versteinerte Thierzähne erklärte, ist man bald so weit gegangen, die Echtheit aller Türkise als wirklicher Edelsteine zu bezweifeln, und Lenz setzte sie noch neuerlich ganz zuversichtlich unter die Petrefacten. S. Versuch einer vollständigen Kenntniſs der Mineralien T. I. p. 556. Die Nachrichten des Plinius vom orientalischen Callois hielt man für Fabeln (Brückmann, über die Edelst. S. 330), den antiken Tiberiuskopf, der in der Gröſse eines Hühnereines in einem Türkis geschnitten sich zu Florenz befindet, für einen Betrug, und des so glaubwürdigen Chardin Bericht von dem Türkisbruch im Berge Phirous 4 Tagereisen hinter dem Caucasus für ein Miſsverständniſs. Jetzt hat der Director der Nationalschulen zu Astrachan, Agaphi, die Gruben des schönsten orientalischen Türkis in der Gegend von Nischapour in der Provinz Chorasan entdeckt (s. seinen merkwürdigen Bericht in Pallas's neuen nordischen Beiträgen, Th. V. Abschn. XIII. S. 261 — 265.) und dadurch hoffentlich alle Zweifler bekehrt.

Forschbegierde in mythologische Träumereien und indostanischen Modetand sich aufzulösen, wie diefs der dritte vor Kurzem nach Europa gekommene Theil der Untersuchungen dieser Gesellschaft nur allzudeutlich beweis't *). Wesentlichere Vortheile für diesen Theil der Alterthumskunde liefsen sich vielleicht aus den Untersuchungen erwarten, die unter der Anführung eines Pallas und Gmelin mineralogisirende Russen an den südlichsten asiatischen Gränzen jener ungeheueren Monarchie und bei den noch jetzt fortdauernden chinesischen Handelscaravanen anstellen könnten **). Die wesentlichsten unter allen aber kann uns wahrscheinlich die zwar verunglückte, aber noch nicht aufgegebene Handelspeculation der Briten nach China gewähren. Nach den neuesten englischen Blättern ist Sir George Staunton, der mit Lord Makartney die erste Gesandtschaftsreise unternahm, auf's Neue im Begriff, eine Reise nach Peking anzutreten und von da die Rückreise zu Land über das ganze nordöstliche Asien zu machen. Kommt diese Reise wirklich zu Stande, so wird er mit Bewilligung der ostindischen Compagnie, deren Geschäftsträger er ist, durch eine eigene Anzeige alle Gelehrte auffordern, ihm durch zweckmäfsige Fragen die Merkwürdigkeiten auszuzeichnen, auf die ein wifsbegieriger und mit den Schätzen der reichsten Privatgesellschaft zu dieser Reise ausgerüsteter Europäer in jenen Ländern seine Aufmerksamkeit zu richten habe. Konnte der Ritter Michaelis den zu einer biblischen Reise nach Arabien bestimmten Gelehrten auch Fragen zur Berichtigung der ebräischen Steinkunde und zur Aufklärung des dunkeln Leibschildes auf der Brust des Hohenpriesters Aaron vorlegen ***), warum sollte das

---

*) Vergl. die Recension des dritten Theils der Asiatic Researches Calcutta 1792. in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1794. N. 163. S. 1632. ff. Ein weit merkwürdigeres Werk, worin wahrscheinlich auch Aufschlüsse über die hier behandelte Frage vorkommen, ist das im Jahre 1604 verfafste Landbuch des Kaisers Akbar, das die genaueste Beschreibung des nördlichen Indostans enthält und unter dem Titel: Ayeen Akbar, or the Institutor of the Emperor Akbar translated from the Persian by Gladwin. Calcutta 1783—1786. III. Vol. 4. S. Meusel's Biblioth. Histor. Vol. II. P. II. p. 4. Allein es kostet in Calcutta selbst, wie Sprengel S. 36. bemerkt, 120 Rupien!

**) Liebhaber der Mineralogie erinnern sich hier gewifs mit Vergnügen der neuen Entdeckungen von Porphyr, der kostbaren Achatbreccien und Beryllen auf den Altaischen Gebirgen, wovon wir die Berichte im 6ten Bande der neuen nordischen Beiträge von Pallas lesen.

***) S. Michaelis, Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die nach Arabien reisen, Fr. XCIX. S. 290 ff.

Vaterland der Onyxcameen, die vielleicht als Agraffe den Feldherrnmantel des August, oder den Gürtel der schönen Agrippine schmückten, nicht auch der Gegenstand archäologischer Erkundigungen für einen englischen Abgesandten nach Indien und China werden können?

VII.

Die murrhinischen Gefäfse.

Jede Wissenschaft und Kunst hat ihre Räthsel und ihre eigenen Vexirdosen, den Ernsthaften ein Aergernifs und den Vorwitzigen ein Zeitvertreib. Aber die Alterthumsforscher haben ganze Schränke voll davon. Immer ist es eine liberalere Unterhaltung, über so etwas Forschungen oder auch nur Glossen zu machen als am Spieltische zu gähnen oder sich zu erbosen. Auch sind oft nützlichere Dinge im Vorbeigehen entdeckt worden, indem man diese müfsigen und unnützen auf's Reine zu bringen suchte. Jener Knabe sucht einen Goldkäfer und findet einen goldenen Ring! Man mufs überhaupt bei historischen und antiquarischen Untersuchungen nicht immer die Brot- und Fleischwage in der Hand halten und fragen: wie viel wiegt's? wie viel gilt's? Diefs führt geradewegs zur häfslichsten Abwürdigung der Menschen, zu der, sie in blose Nützlichkeitsmaschinen zu verwandeln. Man spotte des Pedanten. Aber man nenne nicht Alles Pedanterei, was ein liberaler Sinn als Spiel und Lust behandelt.

Die Alten hatten auch ihre warmen Getränke, wie wir. Aber sie schwächten sich Magen und Nerven weder durch Thee, noch Kaffee, und wurden daher auch nicht Sclaven der nur durch Sclaven erzeugten Colonialproducte, speculirten noch auf keine Auction der ostindischen Gesellschaft in London und liefsen sich durch keine Krämerinnung ost- und westindische Schröpfköpfe aufsetzen. Ihre warmen Getränke bestanden in nichts als in glühendem Wein. Der alte edle Falerner, der damals, auf Campaniens Rebhügeln erbaut, durch Rauch in seiner herben Stärke ge-

bändigt und gemildert wurde, spielte auch hier am häufigsten seine Rolle bei den Gastmahlen der damaligen Satrapen und Trimalchionen. Und so wie man den Wein zum gewöhnlichen Tischtrunk nie anders als mit zwei Drittheilen Wasser versetzt zu trinken pflegte, — Schneewasser und Schneetrichter standen zu diesem Behufe fast auf allen Schenktischen — so wurde auch dem glühenden Wein siedendes Wasser zugegossen und dieses nach verschiedener Temperatur getrunken. Daher sprechen die Alten so oft vom Genufs des warmen Wassers. Dabei mufs man keineswegs an bloses warmes Wasser denken, wie sich wohl manche Antiquarier in den Kopf gesetzt haben; denn an die berüchtigte Kur durch 30 Schalen warmes Wasser war damals auch noch nicht gedacht worden.

Dazu brauchten nun die alten Römer natürlich auch ihre Urnen, Schalen und Tassen, so gut wie wir bei unseren Thee- und Kaffeegenüssen unsere Theeurnen, Kannen und Porcellanbecher. Was die gröfseren Gefäfse zum Glühen des Weines und Kochen des Wassers anlangt, so ist's bekannt, dafs sie metallene Geschirre kannten, worin sich diese Flüssigkeiten gleichsam selbst kochten (anthepsae), die also mit ähnlichen Maschinen, die wir in England und bei allen Anglomanen zu einem stets wandelbaren Modeartikel erhoben sehen, in eine vielfache Vergleichung gestellt werden können. Wer die dem verschütteten Pompeji und Herculanum entwundenen Schätze im Museum zu Portici besah, erinnert sich auch, unter anderen ein Gefäfs erblickt zu haben, welches mit unseren Theemaschinen die gröfste Aehnlichkeit hat und von den Engländern, die auf alle diese Formen am meisten speculirten, auch schon nachgeahmt worden ist. S. Stollberg's Reisen III, 82. Hier wären also die Kessel und Kochmaschinen. Aber nun die Schalen? Man begreift, dafs die Trinkgeschirre, die bei den Alten die gewöhnlichsten waren, die metallenen aus Gold und Silber, mit allen ihren Bildwerken, Incrustationen und Gemmenverzierungen zum Genufs dieser warmen Getränke, die man, so wie die Speisen, dampfend heifs zu sich nahm, unter allen am wenigsten geschickt waren, weil sich das Metall am leichtesten erhitzt und also zum Angreifen, selbst bei den Henkeln, am ungeschicktesten ist. Dazu hatte man also Geschirre und Tassen, von einem ganz eigenen fossilen Stoff, und dieses sind eben die vasa murrhina, die, seit sie der geschäftige Pancirolli unter seine verlorenen Sachen eintrug, nun schon seit länger als zweihundert Jahren die Neugierde aller räthsellustigen und räthsellösenden Alterthumsforscher so sehr in Athem gesetzt haben. Man darf nur das ganze lange Register von Erklärungsversuchen und Erklärungssünden erblicken, die der vielbelesene mineralogische Antiquar, der Oberberghauptmann von Veltheim, in einer eigenen Schrift über diese Gefäfse anführt (später eingerückt in seine

Sammlung einiger Aufsätze I, 197. ff.), um sich wenigstens zu überzeugen, dafs es von jeher ein wahrer Zank- und Streitapfel gewesen ist, und das Abenteuerlichste und Lächerlichste dabei nicht gespart wurde. Die Erklärung, die der Graf von Veltheim selbst davon wagte, mag, recht erwogen, leicht selbst zu den sonderbarsten Mifsgriffen gehören, die diesem witzigen und phantasiereichen Mann auf seinen antiquarischen Spaziergängen in dem schön umschatteten Harbke zustofsen konnten.

In dem Braunschweiger Museum befanden sich aufser dem berühmten Onyxgefäfse auch einige, aus chinesischem Steatit oder Speckstein gedrehte Schalen. Lessing sagte einmal, als er sich da herumführen liefs, scherzend, man wisse nicht, ob nicht am Ende dieses gar die römischen Murrhinen wären. Dieses nur im Lachen hingeworfene Wort nahm Veltheim, dem es erzählt worden war, in vollem Ernste auf, verschaffte sich selbst einige Specksteinnäpfchen und bot nun seine und seiner Helmstädter Freunde Belesenheit auf, um aus den köstlichen murrhinischen Gefäfsen, die Pompejus zuerst unter den Herrlichkeiten seines asiatischen Triumphes aufführt, und wovon ein einziges oft der überreiche und übermüthige Römer mit mehreren tausend Thalern bezahlte, wenn es nur grofs genug war, den schmuzig-gelben gemeinen chinesischen Speckstein hervorkriechen zu lassen. Was sieht man nicht Alles, wenn die Phantasie uns nur die rechte Brille auf die Nase setzt! Der Schreiber dieses Aufsatzes erinnert sich noch mit Vergnügen eines schönen Herbsttages, den er in dem wahrhaft anmuthigen Harbke der Gastfreundschaft des Herrn von Veltheim im Jahre 1793 verdankte, und er glaubt dem höchst unterhaltenden und durch so viel achtungswürdige Seiten allen seinen Bekannten schätzbaren Manne darum nicht zu nahe zu treten, wenn er daran denkt, wie er die geglaubte Speckstein-Murrhinite, die, gegen das Licht gehalten, halbdurchsichtig erschien und wirklich etwas schillerte oder opalisirte, mit grofsem Triumph durch die Hauptstelle des Plinius darüber erläuterte. Denn welcher Mensch hat nicht zu Zeiten seine Speckstein-Visionen?

Da Veltheim's Specksein-Hypothese zu viel Unwahrscheinliches hatte, ermüdete man auch seit jener Zeit noch nicht, dem wahren Stoff der murrhinischen Gefäfse auf allen Wegen nachzuforschen. Der rühmlich bekannte französische Alterthumsforscher Mongez las im Institut eine nun auch abgedruckte Abhandlung (im 2. Theile der Memoiren des Instituts S. 133. ff.) über diese Gefäfse vor, worin ihr Stoff in einer Art von Achat gefunden wird, den die schwedischen Mineralogen zuerst Cacholong nannten. Allein ohne gewaltsame Verdrehung mancher Stellen des Alterthums und ohne vorgefafste Meinung möchte auch hiervon sich Niemand so leicht überreden lassen. Immer lassen sich einige von den Alten daran gepriesene Eigenschaften dadurch nicht erklären.

Endlich ist nun aber doch das rechte Wort zum Räthsel gefunden worden, wenn wir einer Behauptung Glauben beimessen wollen, die erst vor wenigen Monaten der chinesisch-gelehrte Dr. Hager in Paris, der dort auf höchsten Befehl in der kaiserlichen Bibliothek die zahlreichen, aus der französischen Mission nach China und den Sammlungen des Ministers Bertin aufgehäuften Schätze chinesischer Literatur untersuchen und ordnen soll — uns mit der höchsten Zuversicht vorgetragen hat. In seinem, mit chinesischen Charakteren und Drachenschwänzen aller Art reichlich ausgestatteten, ausserordentlich theueren Werke: Description des médailles Chinois du Cab. Imp. de France, précesédée d'un Essai de Numismatique Chinoise. Paris, de l'Imprimerie Impériale 1806. 4. (kostet bei Treutel und Würz 193 Franken) macht S. 150 ff. eine Abhandlung über die murrhinischen Gefäfse den Beschlufs, wo uns erzählt wird, dafs seit den ältesten Zeiten in jenem Wunderlande der Mandarinen eine kostbare Steinart, mit Namen Yu, zu Schalen und Gefäfsen von unschätzbarem Werthe gebraucht worden sei; dafs dieser Stein, besonders der Wasser-Yu, der aus dem Boden einiger Ströme herausgefischt werde, in mannigfaltigen Farben spiele und theils durch seine Härte und Festigkeit, worin er nur dem Diamant nachstehe, theils durch sein prächtiges Ansehen, selbst in China zu den kaiserlichen Kleinodien gehöre. In dem Missionsberichte der Jesuiten geschieht der Gefäfse aus diesem Edelstein häufig Erwähnung, und der Pater Cibot beschrieb ihn in einer eigenen Abhandlung (Mémoires concernant la Chine, T. XIII, p. 388. ff.). Dieses und kein anderer, sagt Hager, ist der Stoff der murrhinischen Gefäfse bei den Römern gewesen. Durch Caravanenhandel gelangten die Steine und Schalen bis nach Caramanien, das Plinius für das Vaterland des murrhinischen Fossils angibt, durch Seehandel über Guzerate und das rothe Meer nach Aegypten, wo die Lagiden sie besafsen, und von wo aus sie gleichfalls zu den Römern gelangten. In den Annalen und Religionsbüchern der Chinesen finden sich die deutlichsten Spuren, dafs schon unter der Dynastie Tcheu lange vor Christi Geburt, und unter der Dynastie Han, die mit den ersten römischen Kaisern gleichzeitig ist, der Gebrauch des Yu zu Schalen bei den kaiserlichen Prinzen stattgefunden hat. Mithin müssen sie auch den Römern von dort zugekommen sein. Zum Ueberflufs wird am Schlusse dieser Abhandlung eine solche Yuschale, welche einen Lotoskelch gar zierlich nachahmt, aus chinesischen Gemälden in der kaiserlichen Bibliothek im Kupferstich mitgetheilt (S. 169.). Freilich würde uns der Glaube noch mehr in die Hände kommen, wenn in irgend einem europäischen Cabinet chinesischer Seltenheiten uns ein solcher Yu selbst erscheinen wollte.

So weit hat uns also die neueste Untersuchung über die murrhinischen Gefäfse geführt. Indefs bleibt doch auch hier noch

Manches zu überlegen übrig. Wer unter uns Laien kann sich über die chinesische Literatur überhaupt ein Urtheil anmaſsen? Es ist bekannt, daſs Dr. Hager in England, wo er lange der Unterstützung der ostindischen Gesellschaft genoſs, an einem Landsmann Montuzzi einen hartnäckigen Gegner und Bestreiter seiner chinesischen Gelehrsamkeit fand, und daſs auch unser chinesisch-gelehrter Landsmann, der jüngere Claproth, einige nicht unerhebliche Zweifel gegen ihn erregte. Wir Uneingeweihten in dieser seltsamen Mandarinengelehrsamkeit dürfen uns weder für noch wider in diesem Streit eine Stimme anmaſsen. Aber Vorsicht dürfte doch immer zu empfehlen sein. Schade nur, daſs unser Claproth dieses neueste Hager'sche Product seiner Kritik nicht unterwerfen kann, da er vielleicht jetzt noch mit einem Theil der russischen Gesandtschaft in Kiachta verweilt. Aber auch abgesehen von jener allgemeinen Controverse, über die wir am wenigsten ein Urtheil haben, scheint bei genauer Prüfung auch mit diesen Yus mancher Zweifelsknoten nicht gelös't zu sein, der nach Vergleichung aller hierher gehörigen Stellen des Alterthums noch immer übrig bleibt.

Nach vielfach wiederholter, reifer Prüfung möchte Folgendes immer noch das Wahrscheinlichste sein, welches freilich hier nur angedeutet werden kann und an schicklicherer Stelle ausgeführt werden muſs. Die Hauptschwierigkeit in dieser Frage ist daher entstanden, daſs man alle Nachrichten der Alten über die murrhinischen Steine und Gefäſse nur auf einen einzigen Gegenstand bezogen hat. Sollte es nicht weit gerathener sein, gleich von vorn herein ein Fossil und ein nachahmendes Artefact anzunehmen, die bei der damaligen Sorglosigkeit über Composition und technologische Behandlung ausländischer Naturkörper schon von den Römern, die freilich lieber genossen als vernünftelten, fast immer mit einander verwechselt wurden? Martial's murrheus onyx und mehrere Stellen des Plinius zeigen deutlich, daſs ein Fossil in Anspruch genommen werden müsse, welches in die an alten Edelsteinen und neuen Miſsverständnissen so reiche Classe der Sardonyxe und Achate eingeschachtelt werden muſs. Dabei können denn auch Mongez's Cacholongs, des Prinzen Biscaris Opale und Hager's Yus, je nachdem man eben Lust hat, zu wählen, gar wohl bestehen. Aber eben so gewiſs verstand man sehr oft ein ostasiatisches Artefact unter dieser Benennung. Und da hat Niemand beredter und scharfsinniger als Mariette in seinem noch immer einzigen Traité des pierres gravées T. I. 218., die Sache in's Klare zu setzen versucht, daſs das uralte chinesische Porcellan darunter zu verstehen sei. Das ist es, was Martial in seinen Xenien (13, 107.) gemalte Murrhinen (picta) nennt, und woraus sich wohl am bequemsten die glühenden Weine schlürfen lieſsen. Das Sonderbarste bei der ganzen Sache ist, daſs nun auch hier

schon dieses uralte chinesische Porcellan, das man im Griechischen wirklich auch schon Steingut (λίθια) nannte, von der ägyptischen Industrie, die seit der Ptolemäer Zeiten der alten Welt ein Vorbild des britischen Kunstfleifses und einer tool making nation unserer Tage vollkommen darstellte, eben so nachgeahmt und verkauft wurde, als es mit den Töchterfabriken des Meifsnischen Porcellans noch gegenwärtig zu geschehen pflegt. Dieses Alles läfst sich durch ein einziges, eben für diese Untersuchung wirklich unschätzbares Distichon des prächtigen Properz, den man nicht mit Unrecht den Fürsten der römischen Elegiker genannt hat, fast unwiderleglich beweisen, wenn man dasselbe nur recht zu erklären weifs. Denn sonst thäte man vielleicht besser, es mit Herrn v. Veltheim, dem es freilich auch für seinen Speckstein sehr unbequem war, nur für eine poetische Licenz zu halten. Es ist von den Geschenken die Rede, welche eine sogenannte Mutter ihrem Töchterchen einschwatzt: (Eleg. IV, 5.).

„Sei es ein Becher, erkauft in dem palmentragenden Theben,
Oder ein Murrhengefäfs, wie es der Parther gebrannt."

Man versteht den ersten Vers gewöhnlich von schönen, vielfarbigen Gläsern, die in Oberägypten damals verfertigt wurden. Allein es ist von einer oberägyptischen Porzellanfabrik die Rede, die das kunstreich nachahmt, was man in Caramanien oder Parthien damals aus der ersten Hand hatte, chinesisches Porcellan. Das feinste chinesische Porcellan war von jeher fast mehr noch als eine halbe Verglasung, und so könnte man allerdings die künstlich zubereiteten Murrhinen auch glasartige Körper nennen, wie Professor Christ in Leipzig in seiner bekannten Abhandlung über diese Gefäfse, worin er zuerst auf den Unterschied der natürlichen und künstlichen Murrhinen aufmerksam machte, auch schon gethan hat. Man hat übrigens bei jenen Versen des Properz die Hauptstelle aus der noch vorhandenen griechischen Umschiffungsreise (Periplus maris Erythraei in Hudson's Geographis minoribus T. I. p. 13. vergl. p. 28.), die man gewöhnlich, aber ohne allen Grund, dem Arrian zuschreibt, ganz übersehen. Da heifst es ausdrücklich, zu Diospolis, d. h. in Theben in Oberägypten, wurden mehrere Arten glasartiges Porcellan und auch Murrhinen verfertigt. Diefs erklärt der neueste gelehrte Ausleger dieser Umschiffungsreise, Dr. Vincent, im Anhange zum ersten Theile seiner Periplus of the Erythrean Sea p. 27. ff. mit gründlichem Scharfsinn für das, was es wirklich ist, für eine Nachahmung des chinesischen, schon damals über Guzerate auch in die Westwelt verführten Porcellans und hofft, seinen schönen Landsmänninnen etwas Interessantes sagen zu können, wenn er sie versichert, dafs die berühmte Königin Cleopatra zwar noch keinen Thee, aber doch mareotischen Wein aus Porcellantassen geschlürft habe.

So wäre also die alte Porcellanhypothese bei der Enträthselung dieser vielversuchten, antiquarischen Aufgabe, der schon die Saumaise und Skaliger zu ihrer Zeit huldigten, noch immer nicht so verwerflich, als sich viele Neuere einbilden. Es ist ein Kreislauf in Erfindungen sowohl, als in Begebenheiten. Nicht nur die Schauspieler, auch die Requisiten und Decorationen des Schauspieles wiederholen sich oft nach tausend Jahren. Nur die Zuschauer sind neu.

Fünfte Abtheilung.

Kritik und Auslegung einzelner Kunstwerke des Alterthums.

I.

Kopf eines Pferdes der Nacht vom Giebelfelde des Parthenons.

Wir dürfen als erwiesen voraussetzen, dafs der das östliche Giebelfeld mit der Geburt der Pallas auf der linken Seite schliefsende Pferdekopf wirklich der Nachtgöttin zugehörte, welche, vor dem gegenüber emporsteigenden Sonnengotte fliehend, in den Ocean taucht, da Phidias aus guten Gründen sich die Geburt der Göttin aus dem Haupte des Zeus in die ersten Tagesstunden dachte. Die zwei Sonnenrosse gegenüber haben sich zwar auch noch erhalten, aber sie sind durch die langsam nagende Zeit und durch die Faust türkischer und christlicher Barbarei (die Venezianer warfen einst Bomben darauf) weit mehr verstümmelt. An unserem Pferdekopf hat sich durch mancherlei günstige Umschirmung selbst noch zum Theil das, was man auch in der Sculptur die Epidermis, das deckende Häutchen, nennt, erhalten. Es ist nur eine Stimme Aller, die hier als Augenzeugen ein Urtheil haben dürfen *), dafs unter allen aus dem Alterthume auf uns gekommenen oder auch in Ritterstatuen in neuerer Zeit gebildeten Pferdeköpfen nichts

---

*) S. Visconti's deux mémoires sur les ouvrages de sculpture dans la collection du Milord Elgin p. 33.: Cette tête est d'une exécution parfaite et la superficie en est fort peu dégradée. On y admire cette expression de la vie que les grands artistes seuls savent donner etc. u. die ausführliche Beschreibung in E. J. Burrow's Elgin Marbles Vol. I. p. 216. f. Dieser sieht darin das Ideal in der Schule des Praxiteles!

gefunden werde, was dem hier gebildeten *) gleich zu stellen wäre. Mit Recht haben schon kundige britische Kunstrichter sich der Uebertreibung widersetzt, als habe Phidias ein in der Natur in solcher Vollkommenheit nicht vorhandenes Idealbild eines Pferdekopfes aufstellen wollen. Es bedurfte nicht einmal jenes Prototyps und Musterbildes, wie sie an der edelsten Stammrace oberhalb Nubien in den Blachfeldern am Sennaar ein amerikanischer Artillerieofficier, English mit Namen, bei der Expedition unter Ismael Pascha im Herbst des Jahres 1820 dort fand und uns nun in seinem Reisebuche beschreibt **). Man hatte damals in Griechenland in und aufser Thessalien Rosse von der edelsten Gestalt, mit dem eingebrannten Koppa und San ***), und ohne dasselbe, alle ursprünglich von der afrikanischen Race. Und nach einem solchen wirklichen, nicht idealen Muster liefs auch Phidias dieses Handpferd (denn das andere mufs man als von dem vorstehenden gedeckt denken) durch einen seiner Schüler bilden. Wir wollen über die unvergleichliche Schönheit dieses Kopfes einen der neuesten Herausgeber der Elgin-Marbles, Richard Lawrence, in seinem Werke, „Elgin Marbles from the Parthenon of Athens exemplified in fifty etchins“ (London 1813 in Querfol.), wo es auf der 14ten Kupfertafel abgebildet ist, sprechen lassen. „Einige Künstler und Kunstkenner haben diesen Kopf fälschlich zum Idealkopf erklären wollen. Zwar unterscheidet er sich allerdings von dem derben und fleischigen Charakter und von der widderartigen

---

*) S. Taf. I. 1.

**) Schon Bruce hatte in seiner Reise an die Quellen des Nils in mehreren Stellen darauf aufmerksam gemacht, dafs im frühen Alterthume die schönste Race nicht aus Arabien, sondern aus Nubien nach Aegypten und an die libyschen Küstenländer am mittelländischen Meere gekommen sei. Die unvergleichliche Schönheit der Race in Sennaar und Dongola hat nun der Amerikaner English in seiner interessanten Narrative of the Expedition to Dongola and Sennaer by an American (London, Murray 1822.) p. 117., wo er die Cavalcade des Molak von Schendi beschreibt, und in mehreren Stellen treffend geschildert.

***) In Korinth und Syracus war die Veredelung der Wettrenner für die heiligen Kampfspiele auf's Höchste getrieben. Daher der Gebrauch, diesen Thieren auf dem hinteren Bug die Anfangsbuchstaben beider Städte einzubrennen. So ein Pferd hiefs dann Kopatias oder Samphoras. S. zu Aristophanes's Werken V. 24. 124. Auf einer Contorniatmünze in Morelli's Specimen tab. III. sehen wir ein Rofs mit dem eingebrannten Koppa. S. Eckhel's Doctrina Num. Vet. T. IV. p. 392. Vergl. Ginzrot, Wagen und Fuhrwerke der Griechen und Römer Th. II. S. 533. ff.

Nase, welche wir in Ruben's Pferden und allen den Spielarten bemerken, die flamändischen Ursprungs und auch bei uns zu Hause sind. Aber unter unseren Wettrennern und selbst bei Kutschpferden werden wir manche Facsimiles von diesen ausgezeichneten griechischen Mustern antreffen können. Der volle vorstehende Augenball, die Nüstern unbefleischt und geräumig, das Maul tief eingeschnitten und die flache Wange sind lauter Schönheiten in diesem Thierkopf und wenn auch nicht so häufig vorkommend, doch gewifs ganz in der Natur. Man möchte sagen, es sei am Pferde, was die griechische Physiognomie an den Menschen ist, die zwar alle Grundbegriffe der Schönheit darstellt, aber auch wirklich vorhanden ist. Künstler, welche diesen Kopf in seinen Einzelnheiten untersuchen, werden bemerken, dafs es da an den Augenlidern, Nüstern und Lippen keine jener Unregelmäfsigkeiten giebt, welchen wir in modernen Bildwerken so oft begegnen. Unregelmäfsige Linien bringen keinesweges, wie man oft behauptet hat, Freiheit und Kraft in die Züge, sondern das Gegentheil. Sind die Augenlider nach ihrer vollen Ausdehnung in die Höhe gezogen und geöffnet, so mufs auch der ganze Umrifs der Gestalt wegen der Anspannung der Haut, die dann stattfindet, regelmäfsig und ununterbrochen erscheinen. Dasselbe gilt von den Nüstern, wenn sie bei einem heftigen Athemholen sich mehr ausdehnen. So wird auch das Maul durch's Gebifs zum Nacken zu in die Höhe gezogen, und in diesem Zustand müssen die Lippen sich abglätten und regeln. Ueberdiefs deuten Runzeln stets auf Abspannung und die zwei entgegengesetzten Muskelarbewegungen, An- und Abspannung, können nicht zugleich stattfinden. Die Köpfe der antiken Venezianischen Pferde sind, mit dem unseren verglichen, schwerfällige und unausgearbeitete Massen, indem die Knochen dort gar nicht angedeutet sind und sie, wie durch Krankheit, angeschwollen erscheinen. Die Pferde auf dem Quirinal kommen in gar keine Betrachtung, da Viele mit Recht zweifeln, ob die herrlichen Heroen daneben als Pferdebändiger gedacht werden sollen. In der Ritterstatue in London auf dem Chaningcross stehen die Augen gar, als wären es menschliche, auf der Stirn. Manche Kenner haben in unserem Pferdekopf das Wiehern vernehmen wollen. Wie irrig! Folgt denn aus dem offenen Maule sogleich der Act des Wieherns? Das Pferd hat, genau genommen, nur einen dreifachen Gesichtsausdruck, für Furcht, Zorn und Begierde. Bei diesen pathognomischen Ausdrücken kommt Alles auf die Richtung des Ohres und auf die Gestaltung der Nasenlöcher an. Den schönsten und belebtesten Ausdruck giebt dem Pferde die verlangende Begierde. Da tritt das Wiehern ein, die Ohren strecken sich vorwärts, die Augenlider heben sich über den durchsichtigen Umfang des Auges selbst, indem sie das Weifse darin zeigen, die Nasenlöcher senken sich abwärts gegen

die Lippenspitzen, indem sie zugleich mit den Absätzen der Stimme sich bewegen, wobei der Mund sich nur mäfsig (nicht um einen Zoll) öffnet. Aber in unserem Pferdekopfe stehen die gespitzten Ohren eher etwas rückwärts; die Augenlider zeigen nur ihre gewöhnliche Ausdehnung; die Nasenlöcher, statt sich zu erweitern und sich abwärts zu neigen, dehnen sich aus und ziehen sich aufwärts; die Unterlippe tritt zurück; das Maul aber ist heftig zurückgezogen, wie immer, wenn das Thier durch Gebifs und Zaum rückwärts stark angezogen wird *). Sein Ausdruck ist also der eines feuerigen Renners, der von dem Trabe gewaltsam zurückgehalten wird. Noch ist etwas an diesem Kopfe auffallend, welches einen besonderen Zweck zu haben scheint. Das rechte Auge liegt etwas tiefer und näher am Nasenloche als das linke. Dabei darf freilich der Umstand nicht übersehen werden, dafs das linke durch Verwitterung beinahe einen Zoll von seiner Oberfläche verloren hat. Aber der ganze Kopf neigt sich horizontal etwas zur linken Seite, was natürlich dazu beiträgt, dem rechten Auge eine höhere Stellung zu geben als dem linken. Manchem mag diese Pathognomik des Pferdegesichts sehr kleinlich vorkommen. Allein die sorgfältige Aufmerksamkeit darauf bei den Alten gab ihnen auch hier ein grofses Uebergewicht über die Neueren. Ganz unpassend haben Einige die berühmte Stelle von dem wieherndeu Streitrofs im Hiob auf unseren Musterkopf anwenden wollen." So weit Lawrence **), dessen aus der Anschauung selbst geschöpftes Urtheil nach Gebühr zu würdigen, wir der scharfsichtigen Autopsie unseres gelehrten Freundes Ottfried Müller in Göttingen überlassen, welcher im verflossenen Jahre im britischen Museum die Elgin-Marbles der genauesten Prüfung, die Bleifeder in der Hand, unterworfen und durch ihre Vergleichung mit Nointel's Zeichnungen, die sich noch in der königlichen Bibliothek zu Paris befinden, eine ganz neue Aufstellung und Anordnung ausgemittelt hat, deren Mittheilung in einem eigenen Werke wir mit Verlangen entgegen sehen.

Hier mögen nur noch drei Bemerkungen einen Platz finden. Ein sehr kunstverständiger und, um mit den Briten zu reden, des Pferdefleisches vollkommen kundiger Reisender, der im vorigen Jahre in Neapel und London war, versichert uns, dafs dieser Pferdekopf vom Parthenon mit keinem aus dem Alterthum übrig gebliebenen Bildwerke der Art mehr zusammenstimme als mit dem

*) Um diefs zu verstehen, vergleiche man, wenn es zur Hand ist, das antike Relief in den Ancient marbles of the British Museum Part. II. p. 6., welches Combé für einen Castor erklärt, der sein feuriges Rofs mit dem Zügel handhabt.

**) In der Description of the plates p. 41—45.

colossalen Pferdekopf aus Bronze, welcher vordem im Palaste Caraffa-Colobrano in Neapel stand, der einzige Ueberrest eines herrlichen Pferdecolosses, welcher früher vor der Kathedralkirche prangte, dann aber auf Befehl des Erzbischofs in eine grofse Glocke umgegossen wurde, (corpus majoris templi campanae servant, heifst es auf der alten Basis des Kopfes) so dafs der kunstliebende Duca di Caraffa nur mit Noth den Kopf rettete. Jetzt befindet sich dieser Kopf im Museo Borbonico *). Von demselben Kopf giebt Graf Cicognara in seinem Hauptwerk **) eine sehr begeisterte Beschreibung und erinnert dabei an den gleichfalls von ihm gepriesenen und abgebildeten Pferdekopf vom Parthenon, so dafs man allerdings wahre Kunstfreunde, die beide genau zu vergleichen Gelegenheit hätten, zu einer sorgfältigen Parallele auffordern möchte. Was aus der Zusammenhaltung höchst unvollkommener Umrisse in Kupferstichen, wie sie Cicognara von beiden, der Brite zum wenigsten von dem Phidiasischen Kopfe liefern, hervorgehen möchte, ist hier, wo Alles auf's plastische Detail ankommt, der Mühe nicht werth und so vergeblich, als das Furchenziehen im Meeressand. Immer aber wird diese Vergleichung mehr Stich halten als die, welche der Historienmaler Haydon in einer kleinen, 1818 in London erschienenen Schrift zwischen unserem Pferdekopfe und einem von den bronzenen Pferden über dem Portal der Sanct Marcuskirche ***) mit unverantwortlicher Herabwürdigung und Geringschätzung des letzteren, worin er dem Maler Lawrence in der oben angeführten Stelle vorausgegangen zu sein scheint, angestellt hat. Doch die Unbilligkeit dieses Urtheils hat schon Göthe gezeigt und mit der dem wahren Kenner eigenen Milde den Irrenden zu Recht gewiesen. Bei dieser Gelegenheit hat aber der Altmeister unter den teutschen

---

*) Der Kopf wurde lange fälschlich dem Donatello zugeschrieben, auch von Vasari. S. Winckelmann's Geschichte der Kunst. Werke Th. V. S. 150. und in den Anmerkungen S. 448., wo sich Meyer auf Dominici Vite beruft.

**) Storia della Scultura Vol. III. p. 159. ff. Der ganze Abschnitt über die Pferdebildung in der antiken und modernen Plastik gehört zu dem Gründlichsten in einem sonst oft oberflächlich gearbeiteten Werke. Die Abbildung ist Tav. XIX. Auf der vorhergehenden Seite findet man einen dürftigen Umrifs unseres Pferdekopfes.

***) Comparaison entre la tête d'un des chevaux de Venise, qui étaient sur l'arc triomphal des Tuileries — et la tête du cheval d'Elgin du Parthenon, London 1818. 15. S. in 8. Dem einseitigen Vergleichsteller sind die Venediger Pferde unbezweifelt ein Werk des Lysippus!

Kunstkennern, gleichfalls aus Anschauung eines echten Gypsabgusses, mit gediegener Kürze es selbst ausgesprochen, worin eigentlich die Vortrefflichkeit dieses im hohen Styl gearbeiteten Kopfes vom Parthenon besteht *). „Das Pferd aus Athen ist höher gedacht, gewaltiger, schnaubend, mit geründeten vorliegenden Augen gespenstermäfsig blickend, die Ohren zurückgelegt, den Mund geöffnet, scheint es stürmisch vorwärts zu dringen, aber mit Macht angehalten zu werden. In der Arbeit zeigt sich die alte Simplicität, auch wohl noch einiges Steife. — Aber die Ausführung verdient grofses Lob; Muskeln und Knochen hat der Meister genau, mit gründlicher Kenntnifs, mit Ausdruck und Wahrheit dargestellt. Die Augen vortrefflich gestaltet und vollendet, die Stirn breit, flach, knöchern; die Nasenöffnungen weit gedehnt vom Strom des Athems, die Oberlippe wie belebt und in Bewegung" u. s. w. Denn wer wollte nicht das Ganze in jener, Vieles und doch gründlich berührenden Zeitschrift selbst nachlesen?

Eine zweite Bemerkung betrifft das auch bei unserem Pferdekopf bemerkbare, ganz eigene Verschneiden der Mähne. Denn in der Schmückung der Mähnen und des Vorbüschels über dem Kopf zeigten die Alten den feinsten Geschmack. Die Benennung einer Grazie, der Aglaja, wurde im Griechischen auch den schönen Mähnen zugetheilt **). Es scheint in den früheren Zeiten Griechenlands allgemein Sitte gewesen zu sein, die Mähnen so zu verschneiden. An den Frisen des Parthenons, auf alten Syracusanischen Münzen u. s. w. findet man es immer ausgedrückt ***).

Eine dritte Bemerkung möge die Beschauer des Matthäischen Modellpferdes darauf aufmerksam machen, dafs, was unser Modellbildner eben jetzt mit Verstand ausführte, indem er dem anatomischen Musterpferde eine Basis mit beziehungsvollen Reliefs unterstellte, schon ein berühmter Bereiter und Pferdebildner, der Athener Simon, ein Zeitgenosse des Pericles, mit vieler Einsicht angeordnet hatte. Wir wissen aus einer Stelle Xenophon's zu Anfang seiner Reitkunst †), dafs Simon sein bronzenes Pferd und

---

*) Ueber Kunst und Alterthum, von Göthe, IIten Bandes 2tes Heft. Möchten alle voreilige Kunstrichter und Parallelenmacher die weise Warnung beherzigen, womit der Meister seine gründliche, doch glimpfliche Zurechtweisung schliefst.

**) Xenophon's Reitkunst c. V. §. 8. p. 208. der Schneider'schen Ausgabe. Pollux I, 217. aus Simonides.

***) S. Taylor Combe in den Erklärungen zu den British Marbles Part. II. zur 6ten Tafel.

†) De re equestri c. I. p. 185. D. Schneid. Mit Schneider's Anmerkungen. Hier heifst es ausdrücklich, Simon habe im Eleusinium sein bronzenes Pferd aufgestellt und auf der Basis seine Berei-

die dazu gehörigen Reliefs an der Basis im Tempel der Eleusischen Ceres als Weihgeschenk aufstellte. Die Künste, die in den Reliefs zu sehen waren, bestimmt Hierocles in seiner Schrift über die Rofsarzneikunde dahin, es wären die verschiedenen Stellungen (schemata) der Schule gewesen *). Da es nun gar nichts Unwahrscheinliches hat, dafs Pericles und seine Kunstgewerken bei ihren Pferdebildungen am Parthenon bei ihrem Landsmann Simon sich fleifsig Raths erholten, so erscheint unser Matthäi als ein neuer Simon und es wird Keiner, der den Besitz dieses Modellpferdes wünschenswerth findet, diese Basis als Zugabe missen wollen, da ihm dadurch eines der merkwürdigsten Bildwerke aus den Zeiten des Pericles in möglichst treuer Verjüngung vor's Auge gebracht wird.

Nachschrift.

Diefs war schon in den Händen des Setzers, als uns in Göthe's Morphologie (II. Bd. I. Heft S. 60. ff.) die treffenden Bemerkungen über naturhistorische, besonders osteologische Abbildungen mit Beziehung auf den trefflichen, von dem Pferdekenner und Schriftsteller über dieses edle Thier, dem Herrn v. Alton, jetzt Lehrer bei der Universität Bonn, dort mitgetheilten Aufsatz zukamen. Göthe hatte sich schon in einem früheren Stück über Thierprofile erklärt. Jetzt fährt er fort: „An dem Elgin'schen Pferdekopf, einem der herrlichsten Reste der höchsten Kunstzeit, finden sich die Augen frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, woher die beiden Sinne, Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammen zu wirken scheinen und das erhabene Geschöpf durch geringe Bewegung sowohl hinter sich zu hören als zu blicken fähig ist. Es sieht so übermächtig und geisterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch unseren Beobachtungen gemäfs hat der Künstler ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im Geiste erfafst haben; uns

---

terkünste gebildet. Denn dafs diese unter seinen Werken, wie sich Xenophon ausdrückt, zu verstehen sind, zeigt die aus des Hierocles Hippiatricis in den Anmerkungen angeführte Stelle ganz deutlich.

*) S. die Bemerkungen über diesen Simon in meiner Schrift über Verzierung gymnastischer Uebungsplätze durch Kunstwerke im antiken Geschmack (Weimar, Industriekomt. 1795.) S. 14. Die Schrift wurde durch Professor Döll's 22 Reliefs in der fürstlichen Reitbahn in Dessau veranlafst.

wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu sein. Der Venezianische Kopf verliert wirklich dagegen gerade dadurch, dafs das Auge weiter vom Ohre steht, weiter vom Hinterhaupt abwärts, ob wir gleich nicht so gering von ihm denken als der englische Maler Haydon. Ob dessen Behauptung, das Atheniensische Pferd stimme in seinen Haupttheilen mit den echten arabischen Racepferden überein, richtig sei, wünschten wir von D'Alton, als dem competentesten Richter, bekräftigt zu sehen. Gegenwärtig sind so viele Abgüsse davon in Teutschland, dafs Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums sich gar wohl das Anschauen davon verschaffen können.“ So weit Göthe. Wir bemerken in Rücksicht auf das zuletzt Gesagte, dafs sich nun aufser Berlin, München, Stuttgart, Göttingen und hier auch in der erlesenen Kunst- und Gemäldesammlung des Herrn Speck in Leipzig ein guter Abgufs dieses Pferdekopfes befindet.

Uebrigens sei noch gesagt, dafs einer der ersten Kenner des bildenden Alterthums, der um Winckelmann's Werke hochverdiente Heinrich Meyer in Weimar, in seiner bei der Verlagshandlung von Winckelmann's Werken erschienenen Geschichte der Kunst bei den Griechen III. Abschn. S. 285. es sehr wahrscheinlich gemacht hat, dafs, da Calamis unleugbar an den Reliefs des Parthenons Theil nahm, er wohl vor allen anderen die Pferde daran arbeitete. „Calamis galt für den befsten Künstler in Pferdefiguren, equis semper sine aemulo expressis, sagt Plinius (XXXIV, 8. S. 19., 11.) und wenn nun Alles aufgeboten wurde, den Parthenon zu verherrlichen, so ist es wenigstens wahrscheinlicher, dafs jene drei jetzt in London befindlichen Pferdeköpfe vom Giebel des Tempels Arbeiten des Calamis seien, als dafs sie es nicht seien. Wir bitten dabei die Bemerkungen des scharfsinnigen Kunstkenners in der 301sten Anmerkung zu vergleichen.

II.

Die Venus von Melos.

Ein botanisirender Franzose befand sich im Sommer 1820 auf Melos, einer der merkwürdigsten Cykladen auf dem griechischen Archipelagus, und war gegenwärtig, als ein griechischer Bauer in den Trümmerhaufen, wo ein teutscher Reisender, der uns zu früh entrissene Herr v. Haller, das Theater der Insel entdeckt zu haben glaubte, eine in zwei Hälften getheilte weibliche Marmorstatue ausgrub, die trotz ihrer Verstümmelung ein Werk eines grofsen griechischen Meisters zu sein schien. Der französische Gesandte in Constantinopel, Marquis von Rivière, schickte auf die erste Nachricht davon seinen Gesandtschaftssecretär, Marcellus, nach Melos. Für 6000 Fr. erkauft, wanderte die Statue unverzüglich nach Paris, wo sie im Februar 1821 ankam und alsbald in allen geselligen Kreisen und öffentlichen Blättern der Gegenstand mannigfaltiger Erörterungen und Muthmafsungen wurde. Der belobte Restaurator der Antiken des königlichen Museums, der Bildhauer Lange, vereinte, was getrennt war, und ergänzte, bis auf die fehlenden Arme, die zu restauriren man mit verständiger Behutsamkeit Bedenken trug, die Beschädigungen an dem Kopf und Oberkörper. Bis uns nun die von Quatremère de Quincy, in dem Paris jetzt seinen ersten Archäologen verehrt, darüber vorbereitet Vorlesung zukommen kann, mag auch das Unvollständigste, was darüber mitgetheilt werden kann, einer Neugierde willkommen sein, die hier zur Wifsbegierde wird. Darum wollen wir's einem teutschen Berichterstatter, dem wir auch sonst mancherlei Nachrichten aus Paris verdanken, Herrn G. L. P. Sievers, gern anrechnen, dafs er uns in einer vielgelesenen Wiener Monatschrift *)

*) S. Wiener Zeitschrift für Kunst, Theater und Moden. 1821. Septemberstück S. 901—914. Der als besondere Beilage dazu gelieferte Kupferstich ist freilich sehr unvollständig und dürftig, giebt aber doch die Stellung und Hauptidee.

nicht nur mit den gangbarsten Meinungen über diesen, bereits im Museum aufgestellten und vom Grafen Clarac, dem jetzigen Conservateur desselben, in die Liste eingetragenen Fund bekannt machte, sondern auch seine Erzählung mit einem Umrifs erläuterte, welcher dem Aufsatze nun zur Beilage dient.

Wenn der Kopf wirklich zur Statue gehört, so ist es das Porträt einer Frau, die sich als Venus bilden liefs. Uns gilt sie als Venusstatue und als solche gehört sie zu der Nachahmung der Coischen Venus des Praxiteles. Es ist nämlich aus der Hauptstelle bei'm Plinius (36, 4, 4.) zur Genüge bekannt, dafs sich die Venusbilder dieses unübertrefflichen Marmorbildners in zwei Hauptclassen theilen, in die der halbbekleideten, wo ein Gewand die Theile von der Hüfte an bis zu den Füfsen mehr oder weniger verhüllt, und in die der ganz unbekleideten, wo nun, wie Herder sagt, die verschämte Stellung selbst zum Gewand wird. Die halbbekleidete Venus hatten die Coer, die ganz entkleidete die Cnidier aufgestellt. Wir wagen jetzt nicht zu entscheiden, ob die Mediceërin (des Cleomenes) die wirkliche Cnidierin sei, was Heinrich Meyer zuletzt noch in seinen Anmerkungen zu Winckelmann's Werken (VI., 2 145—150.) gegen Levezow zu beweisen gesucht hat. Die ganze Sippschaft gehört wenigstens in die Cnidische Familie. Die Venus von Melos ist unterwärts verhüllt und gehört also zu der Coischen Familie, wovon wir die vollendetste Copie stets in der sogenannten Florentinischen Urania fanden, die Gori abbildete (Mus. Florent. T. III. tab. 30.) und wovon das Mengssische Museum in Dresden einen unvergleichlichen Abgufs besitzt *). Man kann aber in dieser Coischen Familie wieder drei Unterabtheilungen oder Geschlechter annehmen, je nachdem der Bildner die Motive sich dachte, wodurch das schon herabgesunkene oder wieder aufgenommene Gewand festgehalten wurde. Entweder erfafst die Göttin mit gesenkter Linken das Gewand und sichert es so vor dem Herabsinken. In dieser Stellung entwickelt sich der höchste Liebreiz und wir halten Statuen der Art für die, welche dem hohen Urbilde des Praxiteles zu Cos am nächsten kommen. Eine andere Unterabtheilung macht die, wozu die bekannte, zu Arles 1651 gefundene, von Girardon sehr unpassend restaurirte Venus gehört **), wo das

---

*) Unter unseren Dresdener Venusstatuen ist eine Porträtstatue ganz in dieser Form (Becker's Augusteum Nr. 61.). Nur führt sie die Rechte nicht zur Haarflechte, sondern deckt als eine Pudica die Brust damit, der sicherste Beweis einer späteren, alle Motiven vermischenden Zeit. Vergl. Zanetti, Statue, II, 20.

**) S. Musée Napoléon. T. I. pl. 60. und die schöne Abbildung in Robillard und Peronville, Série IV, Tom. IV. Nr. 3. Un-

Gewand durch einen zwischen dem linken Arm und der linken Seite eingeklemmten Flügel oder überhaupt nach den Schultern zu fest gehalten wird. Es ist bekannt, dafs Canova in der vielbesprochenen lückenbüfsenden Statue, welche, als die Mediceerin nach Paris gewandert, im Louvre stand, als sie an ihrer Stelle in der Tribune aufgestellt wurde, dieses Gewand in ein zartes Badetuch verwandelt und nun durch das Andrücken desselben mit beiden Händen an die Brust und den Unterleib die Coerin von vorn mit der Cnidierin von hinten zu verschmelzen gesucht hat *). Endlich hat man auch dieses Sinken des Gewandes durch die Einbiegung des einen Kniees und also durch die Stellung der Füfse zu hindern gesucht. Diefs ist der Fall bei der neugefundenen zu Melos, so weit sich aus vorliegendem Umrifs muthmafsen läfst, und so findet sich's auch in der Florentinischen Gruppe, die man Venus und Mars genannt hat **), und in mehreren anderen Venusbildern. Diese letztere Stellung konnte nur dann mit Kunstverstand gewählt werden, wenn beide Hände und Arme auf andere Weise beschäftigt waren. Dieser Fall mufs bei der Venus aus Melos eingetreten sein und hieraus würde sich allerdings die von Sievers erwähnte Muthmafsung des scharfsinnigen Quatremère de Quincy, dafs diese Figur mit einer zweiten gruppirt gedacht werden müsse, mehr Wahrscheinlichkeit erhalten. An eine aus dem Bade steigende, sich trocknende oder schmückende Venus ist also schon darum bei der Melierin nicht zu denken. Denn da hindert nichts den Gebrauch der linken Hand zum Erfassen des Gewandes. Es mufs die Hebung und Senkung der beiden Arme durch eine ganz andere, bei der jetzigen Verstümmelung und dem Wegfall aller Attribute wohl sehr schwer zu bestimmenden Haltung motivirt worden sein. Nur mit dem Paris-Apfel möchten wir sie verschonen. Denn dieser ist ja fast überall nur dem modernen Restaurator-Witz zuzuschreiben.

Doch darüber steht uns aus dieser Ferne und bei'm Mangel aller Anschauung durchaus kein Urtheil zu. Wir bemerken hier nur in Beziehung auf Sievers's Nachweisungen, dafs sich unter den sieben namhaften Venusstatuen in der Dresdener Antikengalerie

---

ter den Dresdener Venusstatuen gehört die im Augusteum Nr. 104. abgebildete zwar hierher, unterscheidet sich aber durch das hinten bis zum Hinterkopf aufsteigende und daher an der Haarflechte befestigte Gewand.

*) Man vergleiche die Abbildung dieses Surrogats aus Canova's Werkstätte in der Reale Galeria di Firenze, Serie IV, 33. 34.

**) Gori, Mus. Florent. T. III., tab. 36. Statuen der Art aus der Galeria Giustiniani, aus Cavaceppi u. s. w. führt schon Heyne an in den antiquarischen Aufsätzen, 1, 145. ff.

nur ein Fragment befindet, welches, wäre es nicht durch eine doppelte Restauration ganz unkenntlich geworden, vielleicht in einige Vergleichung gebracht werden könnte *). Und in ihm erkennt auch Meyer Spuren der Aehnlichkeit mit der Coischen Venus des Praxiteles **).

Sollen Vergleichungen angestellt werden, so dürfte wohl vor vielen anderen die sehr ungeschickt als Flora restaurirte Venusstatue in Gori's Florentinischem Museum (T. III., tab. 62.) und die in den Bädern des Kaisers Claudius zu Ostia gefundene und aus Gavin Hamilton's Fundgrube zu Townley in's britische Museum verkaufte Marmorstatue wegen der auch hier bis zur Kopfhöhe gehobenen Hand in Vergleichung gestellt werden ***). Diese steht auch dadurch in einiger Parallele mit der Melierin, weil sie ganz auf dieselbe Weise, wie es bei der neugefundenen Venus aus Melos der Fall ist, schon ursprünglich aus zwei Hälften bestand, die da, wo die Draperie unterhalb den Hüften anfängt, auf das Feinste vom Meister selbst zusammengefügt worden waren.

Wie sehr wäre die Ausführung der Idee zu wünschen, welche Heyne schon in seiner, auch heute noch sehr brauchbaren Abhandlung über die verschiedenen Arten, die Venus vorzustellen, angedeutet hat, dafs man nämlich aus allen bekannten Museen und Sammlungen, von St. Petersburg bis St. Ildefonse, alle vorhandene Venusbilder, nach allen Stellungen und Kunstmotiven genau classificirt und blos in Umrissen versinnlicht, in ein Werk zusammenfassen und auf Kosten einer Academie — die Sache eines Privatmannes ist das nicht — erscheinen lassen möchte. Die blosen Copieen würden dann nur namhaft gemacht, aber alle Ergänzungen genau angegeben werden. Wie lehrreich würde die Heerschau aller dieser Venusbilder durch die Vergleichung werden können. Münzen, Gemmen und kleine Bronzen würden in Erläuterungstafeln beizubringen sein! Nur auf diesem Wege käme Ordnung in dieses Chaos.

---

*) In Becker's Augusteum Nr. 43. Vielleicht wollte Sievers diese anführen. Sie steht in Le Plat, Marbres Nr. 19. Sein Citat ist ganz falsch und könnte leicht zu dem Verdacht führen, dafs er das Werk selbst gar nicht gesehen habe.

**) In Winckelmann's Werken, Band VI., Abth. II. S. 151.

***) S. Ancient marbles in the British Museum, Part. I. pl. 8. mit Combe's Erklärung. Beide Arme waren abgebrochen. Die schönste Abbildung davon giebt Paine-Knight in den Specimens of ancient Sculpture, Vol. I., pl. 41.

III.

Ueber die Siegesgöttin als Bild und Reichskleinod.

„Hocherhabene Nike, bleibe
Mir durch's Leben getreu
Und laſs nicht ab, mich zu kränzen!"

Mit dieser Gebetsformel schloſs gewöhnlich der Chor des griechischen Trauerspiels, wie wir aus mehreren Finalen bei'm Euripides wissen. (S. Valckenaer zu Euripides's Phoenissen, p. 586 f.) Dort galt es nur dem Kampfpreise dramatischer Dichter vor dem Richterstuhl der elf Männer, die im Namen des Athenischen Publicums urtheilten. Aber welcher Hochherzige, welcher dem Edelsten Zugewandte möchte nicht dasselbe zum Ziel aller seiner Bestrebungen machen? Zwar jene Hochbegabte, Hochbegabende, von den Griechen Nike, von den Römern Victoria genannt, ist mit den würdigen Göttergebilden Griechenlands lange schon unserem Gesichtskreise und unseren Sprachformen entrückt. Die Ehre, das Grundprincip monarchischer Verfassungen nach Montesquieu, hat uns Modernen den Genius des Ruhms dafür gegeben, ein zweideutiges Nebelbild, kaum durch den Pinsel eines Caracci zu veredeln, als fliegende Fama aber mit den häſslichen Trompeterbacken ein wahres Spottbild auf die Allegorie der Modernen. Wer wollte aber nicht gern wenigstens auf Augenblicke jener Himmelstochter des Alterthums, der Siegesgöttin seine Andacht weihen! Sie erscheint uns auf vorliegendem Kupferumrisse in ihrer würdigsten Gestalt, als Schutzgeist der ewigen Roma *). Das Bestimmtere über diese holde Figur läſst sich nicht aussprechen, bevor nicht über ihre Entstehung und Ausbildung im

*) S. Taf. II.

Alterthum das Nothwendigere vorausgeschickt worden ist. Vielleicht ist es auch hier nicht ohne Reiz, die vieldeutigste, vielgebrauchteste unter allen Figuren der Antike auf ihren früheren Spuren zu verfolgen und, wenn diefs ohne Anmafsung gesagt werden darf, dadurch eine Probe aufzustellen, wie etwa eine Kunst-Mythologie, die wir noch immer vermissen, auszuarbeiten wäre.

Die Göttin Nike ist ursprünglich nichts als ein personificirter Beiname der grofsen Jungfrau von Athen, der Pallas Minerva, oder mit anderen Worten, die Göttin Athene hiefs lange selbst nur Nike, war selbst die Siegesgöttin, bis man anfing, ihre siegbringende Eigenschaft als einen eigenen Genius zu symbolisiren, die Phidias seinen zwei gröfsten Göttergebilden auf die Hand stellte, und damit einen unabsehlichen Schwarm gröfserer und kleinerer Siegesgöttinnen über die alte Kunstwelt ausfliegen liefs. Mit den ältesten Herakleen, den Vorläufern und Vorbildern des Homerischen Gesangs-Cyclus, trat auch die Thebanische Onca, die Cecropische Neith (die Urahnin der Athenischen Pallas-Athene) in das schöne Vorrecht, allen gepriesenen Göttersöhnen und Heroen, dem Perseus, Hercules, Jason, Oedipus, Theseus, bis auf Diomedes, Ulysses und Telemachos herab, siegverleihende Trutz- und Schutzgöttin zu sein. Kein Kampf, kein halsbrechendes Abenteuer, kein Irrsal, wurde bestanden, den nicht die Männin-Jungfrau geleitet und gesegnet hätte. Sie war und hiefs davon selbst Nike, Sieg, und als die Götterkämpfe und Theogonieen später geregelt wurden, that sie dem Zeus, was sie den Heroen geleistet hatte, half ihm den Sieg über die Giganten erkämpfen (Euripides, Ion. 1529), gab dadurch den Peplusstickerinnen in Athen und den daraus schöpfenden Bildhauern und Malern einen würdigen Gegenstand (Visconti zum Pio-Clement. T. IV. p. 15.) und wurde nun selbst als Nike die Tochter eines Giganten oder Titanen (Davies zu Cicero, de Nat. D. III. 23. Jacobs zur Anthologie T. I. p. 289.), den sie erschlug, und mit dessen Haut sie ihre Aegide umpanzerte. Daher allein erklärt es sich, warum die älteste Nike in und aufser Athen unbeschwingt und unbeflügelt gebildet wurde. Die hohe Athene bedurfte der Flügel zu ihren Götterschritten nicht, oder sie fuhr auf ihrem Götterwagen, mit unbewegtem Fufs, ohne Flügel, die rauschenden Lüfte mit ihrer Aegide, wie in einem Segel, auffangend (so müfste wohl die schwierige Stelle in Aeschylos's Eumeniden 400 verstanden werden). Daher überall die alte Nike ohne Flügel (ἄπτερος) auf der Akropolis neben den Propyläen, Pausan. I, 22. p. 81. und in der Nachahmung des Calamis zu Elis, Pausan. V, 26. p. 117. Wir wissen aus dem Fragment einer Rede des Lycurgus (Harpocrat. s. v. Νίκη Ἀθηνᾶ p. 125. Gron., dafs dieses alte Bild zu

Athen flügellos, in der Rechten einen Granatapfel (Symbol aus dem Orient, woher schon Bonarotti sopra alcun. Medaglioni p. 66. die ganze Victoria-Vorstellung ableiten wollte) in der Linken den Helm haltend vorgestellt war. Läppisch und aus dem Munde des Sacristans, dem der curiose Antiquarius so viel nachschreibt, ist die Deutung, die Pausanias davon giebt, III, 15. p. 396., man habe der Siegesgöttin die Flügel genommen, damit sie fein hübsch einheimisch bliebe und nicht davon flöge. Ein solcher Concettino mag allenfalls dem griechischen Epigrammendichter hingeben, der uns erklären will, warum der Blitz einer Victoria die Flügel abschmolz, Analect. T. III. p. 208. CCLXXIX. Weit zierlicher, wenn es einmal allegorisirt sein mufs, dichtete ein griechischer Comiker, Aristophon (Athen. XIII, 2. p. 563.), die Götter hätten dem muthwilligen Eros die Flügel abgeschnitten und sie der Nike angesetzt. Wir wissen aber auch noch ungefähr den Zeitpunkt anzugeben, wo die zur eigenen untergeordneten Göttin symbolisirte Nike Flügel bekam. Auf der Insel Chios lebte zwischen der L. und LX. Olympiade eine Bildhauer-Familie, wo der Vater Anthermus, die zwei Söhne Bupalus und Anthermus hiefsen. Plin. XXXIV. s. 4. Diese machten es sich, wie es scheint, zum besonderen Geschäft, die alten strengen Götterfiguren in neue mehr allegorische und gefällige Gestalten umzuformen. Sie schufen aus der asiatisch-ephesischen grofsen Mutter, später Artemis und Diana genannt, die Tyche oder Glücksgöttin und gaben ihr für's Erste die Kugel auf dem Kopf, die sie dann später unter die Füfse bekam (Pausan. IV, 30). Sie schufen aus eben jener Ephesischen Diana die ehrwürdige Upis, auch Adrastea und Rhamnusia genannt. Sie beflügelten auch zuerst die Athene Nike und trennten sie eben dadurch von der hohen Göttin selbst auf immer, die (einige Münzen mit besonderer Veranlassung abgerechnet, wie die geflügelte Siegesminerva auf dem köstlichen Agathocles im Wiener Cabinet, Eckhel, Doctrin. Num. I, 261. oder auf den Münzen syrischer Könige mit dem Sieger-Beinamen Nicanor, Eckhel III, 230.) nirgends selbst mit Flügeln erscheint. Vergl. Vofs, mythol. Briefe II, 32. Dafs Anthermus der Vater die Nike zuerst beflügelt habe, lernen wir aus den Scholien des Aristophanes Av. 575. nach Heyne's nothwendiger und durch den Plinius vollkommen gerechtfertigter Verbesserung in seiner Kunstchronologie, Opusc. Acad. T. V. p. 356.

Sieg sitzt bei Kraft und Rath. Wie herrlich sprach der grofse Phidias diesen Satz dadurch aus, dafs er seinen zwei göttlichen Colossen, der stehenden Pallas auf der Acropolis in Athen und dem sitzenden Jupiter Olympius die geflügelte Siegesgöttin selbst auf die vorgehaltene Rechte stellte und damit den Urtypus angab, der die siegreiche Herrschergewalt bis auf die Barbarei des Mittelalters und bis auf den gothischen Pomp unserer

Kaiserkrönungen herab charakterisirte. Denn dafs der Reichsapfel nichts Anderes als die Victoria in den Händen Jupiters sei, wird sich sogleich aus der weiteren Deduction ergeben. Die vier Ellen hohe (Pausan. I, 24.) bronzene Victoria auf der Rechten der Minerva von Phidias (s. die Hauptstelle in Arrian's Dissert. Epictet. II, 8. p. 208., wo Schweighäuser in den Anmerkungen mit Recht eine Lücke im Texte des äufserst corrumpirten Pausanias vermuthet) hatte den Kranz in der Rechten, die Palme mit der Linken an die Schulter gelegt, wie sich aus Münzen, wo Minerva mit der Victoria auf der Hand erscheint (z. B. auf den bekannten Lysimachis, Eckhel II, 56.), mit Sicherheit schliefsen läfst. Das bronzene Bild hatte Flügel von gediegenem Gold, weswegen die Schatzmeister des Tempels besonders verantwortlich waren, (s. Harpocration p. 183. Gron.) und so ist kein bloses poetisches Gold, wenn Aristophanes in seinen Vögeln sie als die goldbeflügelte begrüfst. Von nun an erscheint die Siegesgöttin als dienstbarer Genius der Minerva (ungefähr wie Ampelos dem Bacchus zugeordnet ist) vielfach in ihrem Gefolge oder ihr selbst die Libation darbringend. Man erinnere sich hier nur an die zierlichen Vasenabbildungen in Tischbein's Engravings T. IV. pl. 10. und 16., die sich gegenseitig erläutern, und an die prachtvolle Procession unter Ptolemaeus Philadelphus in Alexandrien bei'm Athenaeus V, 34. p. 278. Schweigh., wo Alexander's goldene Bildsäule, von Elephanten gezogen, in herrlicher Apotheose, zu seiner Rechten die Pallas, zur Linken die Victoria stehen hat. Ueberhaupt tritt hier das geistreiche Kunst- und Phantasiespiel ein, das mit diesen Siegesbildern bei feierlichen Siegesgeprängen und religiösen Aufzügen in unendlicher Mannichfaltigkeit getrieben worden ist. Wahrscheinlich fand kein sogenanntes iselastisches (εἰσελαστικά, s. zu Plin. X, Ep. 118.) Gepränge, kein Siegereinzug bei den heiligen Spielen statt, wobei nicht eine über dem Wagen schwebende Victoria den Kranz über dem Haupte des Siegers hielt, wie aus so vielen Münzen Grofsgriechenlands und Siciliens zu ersehen ist. Daher und nicht blos um die Flügel zu befestigen, wie anderswo behauptet worden ist, die breiten, über der Brust sich überkreuzenden Flügelbänder oder Bandolieren, die wir auf mehreren Victorienbildern, und unter anderen auf der colossalen antiken Marmor-Statue der Victoria im Halbkreise vor dem neuen Schlosse in Saussouci bei Potsdam finden. S. Die Furienmaske auf den Bildwerken der alten Griechen p. 83. (Band I. dieser Samml. S. 240). Denn diese Bänder waren eben dazu da, um die fast horizontal schwebenden Siegesbilder an der dazu gehörigen Maschinerie zu befestigen. Auch beim römischen Triumph fehlte es nicht an dergleichen Siegesbildnissen; doch trug man sie da häufiger auf Stangen, (s. Dio Cassius XLVII, 40. p. 520. mit Fabricius's Anmerkungen), und

daher zum Theil die grofse Menge noch vorhandener kleiner Bronzen, welche diese Siegesgöttin vorstellen und unten zum Aufstecken angepafst sind, in Caylus's Recueil und in so vielen Museen. S. Visconti zum Pio-Clement. T. II. p. 20. und Guattani, Monumenti inediti per l'anno 1787. p. 20. Denn dafs sie als wirkliche Feldzeichen und Panniere gebraucht worden, läfst sich selbst aus der Colonna Trajana kaum beweisen. — Doch kehren wir aus diesem endlosen Gewimmel von Siegesgöttinnen zu jener Ehrwürdigen zurück, die Phidias seinem olympischen Jupiter auf die Rechte stellte (S. Völkel, über die Bildsäule und den Tempel des Jupiter Olympius S. 153.). Sinnreich war (wie sich aus einer sorgfältigen Vergleichung nachahmender Kaisermünzen, wo bald der olympische Jupiter, bald die Pallas mit der Victoriola auf der Hand abgebildet wird, z. B. Bonarotti, Medagl. IV, 4. und VII. 4. gar wohl bestimmen läfst,) der Gedanke des Phidias, die Victoria auf der Hand Minervens auswärts schreitend vorzustellen, denn von ihr geht der Sieg aus; hingegen die andere auf der Rechten Jupiters einwärts zum Vater selbst schreitend zu bilden, denn ihn krönet der Sieg. Die Nike ist seine Tochter. S. Aristides, Hymn. in Min. p. 29. Cant und Wernsdorf zu Himerius p. 717. ff. Was die Diadochoi oder Nachfolger Alexander's in ihren Selbstvergötterungen sich längst erlaubt hatten, sich mit Victorien auf der Hand im gröfsten und kleinsten Format, in Colossalbildern und Münz-Typen bilden zu lassen, mufste natürlich den weltbeherrschenden Imperatoren Roms noch weit ziemender gestattet sein. Die Republik hatte ihre Denare und Quinare sehr früh mit einem geflügelten und behelmten Pallaskopf, der wahren Victoria, (s. Eckhel V. 84.) und später mit dem ganzen Bilde der Siegesgöttin (die bekannten Victoriati) ausgeprägt. Jetzt stellten sich die römischen Autocratoren das allgeliebte Siegessymbol auch auf die Hände. Wer des Beweises bedarf, findet sie zu Dutzenden in Rasche's Wörterbuch. Doch diese Victoria bekam unter den späteren Kaisern auch noch eine bedeutende Basis. Wer kennt nicht den stolzen Begriff des orbis Romanus, des den Römern unterthänigen Weltkreises, unter welchem man bald die ganze Erdkugel zu verstehen anfing. Diese Kugel, die, wie man auf Münzen vorgestellt findet, schon Jupiter dem Thronerben Commodus überreicht, wurde in der Kaiserreihe des dritten und vierten Jahrhunderts das festbestehende Symbol der Weltherrschaft, und wenn der fromme Basilius, Serm. de Adam. I. p. 68. Op. einen ehrlichen Landmann schildert, der in der grofsen Stadt zum ersten Mal Alles anstaunt, so nennt er unter den Gegenständen seiner Bewunderung auch die Kaiserbilder, die die Weltkugel mit ihren Fingern umspannen. S. Lindenbrog zum Ammian. XXI, 14. 222. Gron. Was war natürlicher, als dafs man auf diese Kugel in der Kaiserhand nun auch

noch das alte Lieblingsbild der Victoria stellte. So finden wir sie z. B. auf den Medaillons des Kaisers Probus mit Bonaroti's Anmerkung p. 354. Doch findet sich diese Vorstellung sogar schon auf einer Colonialmünze von Tarragona, die unter August geschlagen worden ist. S. Vaillant, Colon. T. I. p. 36. Als Constantin das heidnische Rom mit seiner christlichen Anthusa vertauschte und das Kreuz, dem er so viel schuldig war, überall aufpflanzte, duldete man zwar eine Zeit lang auch noch die Siegesgöttin, aber sie erhielt doch nun das Kreuz in die Hand. Man bemerkt diefs zuerst auf Münzen des Kaisers Jovian bei'm Banduri. S. Eckhel VIII. 147. Doch endlich stürzte auch dieses Symbol, das unter allen heidnischen Bildern dem Christianismus am längsten getrotzt hatte; das Kreuz wurde allein auf die Kugel gestellt, und der Reichsapfel war fertig. Du Canges christliches Constantinopel und des gelehrten Freher Origines Palatinae c. 15. p. 106. haben schon lange die Beweise zu diesem Allen gesammelt. Man darf aber in unseren Tagen, wo die verdriefsliche Alterthumskunde oft als eine unnütze Stubenmagd gescholten wird, zuweilen auch an so Etwas wieder erinnern. Auch v. Murr, der zuletzt über die Reichskleinodien geschrieben hat, hatte dem Forscher noch eine kleine Nachlese übrig gelassen. Unter den älteren, die man in Pfeffinger's Vitriarius T. I. p. 880. ff. in vollem Haufen angeführt findet, herrscht wirklich noch viel Verworrenheit.

Aufser der Vorstellung der auf den Händen und in Processionen getragenen und fliegenden Siegesgöttinnen (Victoriolae des Cicero) sind vorzüglich noch zwei Classen dieser Bildwerke zu unterscheiden, die Trophäen errichtende und tragende Victoria (Τροπαιοῦχος), worin sich die zwei schönsten Formen in Tischbein's Vasengemälden IV, 21. und im Museo Clementino T. II. tav. 11., verglichen Pitture d'Ercolano IV. 50. und Bronzi T. II, 10., eine ganze zahlreiche Familie aber auf geschnittenen Steinen (Tassie's Catal. n. 7722 bis 7742) auszeichnen, und die ankommende in der Vorstellung, als berühre sie im frischen Anfluge so eben den Boden. Letztere erblicken wir in der Antike, deren Umrifs in der vorstehenden Kupfertafel gegeben worden. Nicht unrühmlich ist auch ihr Wirken in der alten Römerwelt, und wenn man die Geschichte eines Bildwerkes seinen Lebenslauf nennen darf, so ist die Biographie dieses Bildes eine der interessantesten in der ganzen Archäologie. Julius Cäsar war in der Curia des Pompejus ermordet worden. Der junge Imperator Octavianus Augustus söhnte den Schatten seines Grofs-Oheims unter Anderem auch dadurch aus, dafs er eine neue prächtige Curia erbaute und sie dem Divus Julius weihte. In der Vorhalle dieses Saales sollte ein bedeutendes Götterbild Alles aussprechen, woran man hier zu denken habe. Eine Victoria

wurde unter allen am tauglichsten dazu gefunden. Seit König Hiero jene goldene geschickt hatte, deren Aufnahme und Weihung Livius so würdig erzählt XXII. 37., war auf und aufser dem Capitolium noch gar manche schöne Siegesgöttin aufgestellt worden (ein ganzes Verzeichnifs liefert Just. Rycke, de Capit. Rom. c. 23. p. 294. bis 299.). Allein man darf voraussetzen, dafs Augustus gerade zu dieser ehrwürdigen Bestimmung die schönste Statue, die damals zu finden war, mit dem bedeutendsten Ausdruck gewählt haben werde. Das kunstreiche und festlustige Tarent (s. Strabo VI. p. 429. A., wo doch der neueste Herausgeber das mildernde ἄλλας vor ἡμέρας unbedenklich hergestellt haben sollte T. II. p. 292. Tzschucke) hatte gewifs auch eine Menge ausgezeichneter Siegesgöttinnen von den trefflichsten griechischen Künstlern. Victoriolen auf der Hand des Taras oder Phalantus finden sich noch häufig auf den Münzen dieser Stadt. S. Magnan, Miscellan. Numism. T. I. tab. 40., 11. T. III. tab. 44. 5. Die schönste Tarentinische Victoria erhielt nun den Preis vor allen Mitbewerberinnen und wurde hier aufgestellt. Nach einer Verordnung August's streute jeder Senator bei'm Eintritt Weihrauch auf dem Altar, der neben der Göttin stand. Sueton in Aug. c. 35. Das Bild mufs in der That eine ungewöhnliche Hochachtung genossen haben, da es selbst bei'm Leichenconduct August's mit vorgetragen wurde. Sueton. in Aug. c. 101. Dio Cassius, dem wir die Nachricht von seiner Aufstellung verdanken LI. 22. p. 655., sagt, es ist noch jetzt da (er war unter Severus im Jahre 222. zum zweiten Mal Consul). Herodian erwähnt ihrer gleichfalls, und so läfst sich ihr Dasein bis auf die ersten iconoclastischen und bilderstürmenden Zeiten des herrschenden Christianismus fortführen. Julian hatte die von Constantin entweihte Victoria wieder hergestellt, und so ist sie selbst unter den christlichen Kaisern noch immer geduldet worden, bis endlich im Jahre 384 unter dem eifernden Theodosius und dem stets bevormundeten Valentinian trotz aller Deputationen und Vorstellungen des Senats, der um seine Victoria flehte, und der beredten Vorstellungen des hochherzigen Symmachus ungeachtet, auch diese Göttin ihr Todesurtheil empfing, und der Vers noch einmal in Erfüllung ging: Ultima caelestum terras Astraea reliquit. Sie mufste sich mit ihrem Vater Jupiter trösten, der zugleich in einem förmlichen Rathsdecret abgesetzt und des Landes verwiesen wurde. S. Gibbon's History of the Decline and Fall of the Roman Empire T. V. p. 81—84, und wo es gegen die Bitterkeiten deutscher Unparteilichkeit bedarf, Schröckh's Kirchengeschichte VII., 225. ff.

Aber woher wissen wir, dafs gerade eine so gestaltete Victoria, wie unser Umrifs darstellt, das Bildnifs gewesen sei, dem über 400 Jahre die erlauchteste Rathsversammlung der Welt (auch

noch in späten Zeiten so wichtig, dafs, um ihr zu entgehen, Constantin eigentlich den Sitz seines Despotismus an dem Bosporus gründete) mit süfsen Weihrauchwolken huldigte? Die Sache läfst sich durch Vergleichung alter Denkmäler und Schriftsteller aufser allen Zweifel setzen. Mehrere Münzen August's zeigen eine Victoria, die der unsrigen ganz ähnlich auf einer Kugel aufzuschweben scheint. Die eine zeigt zugleich ein Gebäude, das, alle Umstände zusammengenommen, kaum etwas Anderes als die Curia Julia sein kann. S. Eckhel VI, 85. Wir wissen aber auch ferner aus der Schilderung jener Victoria, die mit bejahrter Ehrwürdigkeit in der Curia präsidirte, bei'm Prudentius ihre Gestalt so genau, dafs man sie Stück für Stück mit unserer Bronze vergleichen, und überall unverkennbare Aehnlichkeit finden kann. Diese Stelle ist contra Symmachum II, 36. e recensione N. Heinsii. Er fragt: wer ist der Gott des Sieges? und antwortet sich nun selbst:

Est deus omnipotens: non pexo crine virago,
Non nudo suspensa pede, strophioque revincta,
Nec tumidas fluitante sinu vestita papillas.

Hier trifft Alles zu, die gekämmten, um's niedliche Köpfchen zierlich gelegten Haare, die schwebende Berührung mit den blosen Füfsen, die Umgürtung unter den schwellenden Brüsten, das rückwärts flatternde Gewand. Wenn einmal eine Figur mit Worten gemalt werden soll, so kann man es schwerlich beredter und lebendiger thun, als hier geschehen ist. Den sonst schwerfälligen und aufgedunsenen Versdrechsler scheint die leicht schwebende Göttin, deren Vernichtung er sich so angelegen sein läfst, wider seinen Willen angehaucht zu haben. Und wer wollte auch nicht bei dem Anblick dieser Göttin, die sich so still und sittsam herabläfst und in der Fülle ihrer Jungfräulichkeit doch einem zartgeschlossenen Blumenkelche gleicht, von Sehnsucht ergriffen und von dem Wunsche beseelt sein, an dem himmlischen Kranz, den man in ihre Hände denken mufs, auch Antheil zu nehmen? Auch der Gedanke, sie hier vor der Curia, wo sie gleichsam immer eine neue Siegesbotschaft zu bringen hat, gerade im Anflug ankommend zu bilden, wird immer Bewunderung verdienen. Auch ist er der angemessenste für die ganze Figur. Rasche Bewegung ist gleichsam die Bedingung ihres Wesens. Sie mit gesenkten Flügeln an einem Siegeszeichen oder sonst in ruhiger Stellung zu bilden, heifst eigentlich dem Wesen ihrer Bestimmung widersprechen, und dieses scheinen auch alle die Künstler gefühlt zu haben, die sie mit rückwärts gebundenen Händen gefesselt vorstellten, wie auf der Gemme in Lippert's Dactyliothek III. 383. und auf mehreren Nachahmungen in Tassie's Catalogue n. 7691. oder die auch der ruhenden die Flügel ganz wegnahmen, wie auf einem Achat

des Königs von Preufsen in Beger's Thesauro Brandenb. T. I. p. 51. oder in dem allegorischen Relief bei Guattani, Monumenti inediti per l'anno 1786 p. 84. Der Anflug selbst ist sehr graziös. Die fertigste Schülerin aus Vestri's oder der Vigano Schule würde noch weit hinter dieser leise aufschwebenden und doch so kühnen Haltung des ganzen Körpers auf einer einzigen Fufsspitze zurückbleiben. Gerade hierdurch unterscheidet sich dieses Bild von den meisten anderen Victorienbronzen der Art, wo die Ankunft der Göttin durch das Zusammenhalten beider Füfse angedeutet wird. Diese Stellung ist, wie schon Caylus bei einer übrigens sehr ähnlichen Figur bemerkt, Recueil d'Antiquités T. IV. p. 183., von den Vögeln abgesehen, die ihre Füfse gleichfalls zusammenschliefsen und ausdehnen, wenn sie sich irgendwo niederlassen wollen, woraus, beiläufig zu erinnern, auch der taubenähnliche Gang der Göttinnen bei'm Homer Ilias V, 778. u. s. w. wohl am sichersten zu erklären sein dürfte. Wer fühlt aber nicht, dafs die hier gewählte Attitüde noch viel mehr Grazie mit Ausdruck verbindet und ein wahrer Triumph der plastischen Kunst genannt zu werden verdient? Wie sprechend ist endlich das zurückflatternde Gewand, um die Schnelle und Raschheit, womit die anfliegende Göttin die Lüfte zertheilte, malerisch anzudeuten. Lesern der alten Dichter werden die Stellen nicht entgehen, die bei der Schilderung fliehender Schönen dasselbe Bild vor Augen hatten. Zum Verständnifs der ganzen, meisterhaft geordneten Draperie dürfte es aber nicht überflüssig sein, zu bemerken, dafs Alles, was wir hier vom Gewand erblicken, nur ein einziges Kleidungsstück im Costum der griechischen Jungfrauen vom dorischen Stamm ausmacht und dasselbe ist, welches die griechischen Künstler auch zur Drappirung der Dianen, Amazonen, Nymphen und Spartanischen Jungfrauen stets gebraucht haben. Dorisch heifst in der griechischen Kunst (man denke nur an die dorische Säulenordnung) altgriechisch und giebt den Begriff jener schmucklosen Einfachheit, die sich nur erst von dem strengen Gebot des Unentbehrlichen gelös't hat. Dieses altdorische Gewand war eine Tunica der einfachsten Art. Zwei gleichlange und gleichbreite Stücke Tuch machten den Vordertheil und Hintertheil des Gewandes und blieben auf beiden Seiten fast ganz aufgeschlitzt. Ueber den Schultern fafste sie eine Art von Agraffe, unter welcher die ganz unbekleideten Arme frei hervorgingen. Ein doppelter Gürtel, der eine knapp unter den Brüsten (das nachmalige Strophium), der andere über den Hüften, hielt die beiden Blätter (die höchstens unter dem linken Arm durch ein paar Stiche zusammengenäht waren, auf der rechten Seite aber von oben bis unten ganz offen blieben) an den Leib geschlossen. Von der Hüfte an trennten sich beide Blätter des Gewandes und liefsen daher selbst die nackten Oberschenkel durchsehen (daher

die famöse Benennung φαινομηρίδες, Hüftenblöſserinnen, bei den Spartanischen Mädchen, bei welcher man doch Heyne's Bemerkungen de Spartanorum Institutis in den Comment. Gott. T. IX. p. 22. nicht übersehen darf). Dieſs ist die eigentliche altdorische oder auch peloponnesische Frauenkleidung (χιτὼν σχιστός, Pollux VII. 55.), die man späterhin, wo ionische Weichlichkeit den Frauen faltenreiche Ober- und Untergewänder und asiatische Verhüllungen zur Sitte machte, überhaupt δωρίζειν nannte. Alle hierher gehörigen Citate findet man zum Hesychius T. I. c. 1054. und bei Fischer's Anakreon p. 404. ed. noviss. Es bedarf keines Erweises, daſs gerade diese Bekleidung der griechischen Kunst, die überall nach dem Ausdruck des Nackenden strebte, auch für ihre späteren Bildwerke äuſserst willkommen sein muſste, bei der leichtschwebenden Victoria aber zugleich auch symbolisch war. Auch bediente sich die griechische Kunst aller Freiheiten, die dieses Gewand verstattete, bei den verschiedenartigen Stellungen der Siegesgöttin. Oft lös'ten die heroischen Mädchen eine Agraffe über der Schulter und entblösten so die eine Brust (der wahre Ursprung des Wortes 'Αμάζων, wo man nur eine Brust sieht). Man findet dieſs auch nicht selten an den Siegesgöttinnen, besonders da, wo ihnen eine bestimmte Thätigkeit gegeben wird, z. B. das Beschreiben eines Schildes im Montfaucon T. I. pl. CCIX. 3., oder wo sie am Eingange der Mithrashöhle den mystischen Stier schlachtet, bei Tassie pl. 45. n. 7760. Löste man beide Schulteragraffen und die Gürtel (den geminum cinctum der römischen Dichter bei der Schilderung Dianens), so entstand völlige Nacktheit, wo nur auf einigen unteren Theilen das Gewand nachlässig hängen blieb, wie auf der, Trophäen stützenden Victoria im Clementischen Museum. Schritt der eine Fuſs im Gehen rascher vorwärts, so zeigte er sich durch das aufgeschlitzte Gewand von oben bis unten ganz blos, ein charakteristisches Merkmal der sogenannten Victoria gradiens, wovon sich in Caylus's Recueil T. II. pl. 85. und in den Bronzi d'Ercolano Beispiele finden. Diese Entblösungen verschmähete indeſs der Schöpfer unserer Victoria, da der Gegendruck der Luft auf beiden Seiten die getrennten Blätter des Gewandes aneinander treibt. Die Trennung selbst bleibt aber auf der einen Seite in wellenförmiger Einbiegung vollkommen sichtbar. Aber vor einem Irrthum, den die Betrachtung des blosen Kupferstiches leicht veranlassen könnte, muſs man hier um so mehr auf seiner Hut sein, als diese Kleinigkeit noch täglich die lächerlichsten Miſsgriffe in der Nachahmung der antiken Bekleidung in den Kunstwerkstätten und Ankleidezimmern unserer Schönen erzeugt. Die untere Umgürtung ist auch hier, wie fast überall auf Antiken, durch das darüber herausgezogene Gewand verdeckt. Was sich hier in der Mitte in reiche Falten aufschlägt, ist keinesweges ein sich hier endendes Obergewand, sondern nur

der Faltenbausch, der durch das hier aufgeschürzte dünne und sich daher auch leicht drappirende einzige Gewand hervorgebracht wird. Man mufs sich nämlich vorstellen, dafs dieses Gewand nach der Simplicität der damaligen Lebensart zugleich auch die verhüllende Nachtbedeckung machen und daher, ungegürtet, weit über die Füfse herabfliefsen mufste. Denn zwei Stücke Tuch waren damals zureichend, dem Menschen des Nachts zum Bette und bei Tage zur Bekleidung zu dienen (daher die weite Bedeutung von ἐσθής, vestis). Sobald man also gehen oder ein Geschäft verrichten wollte, mufste man dieses Schleppgewand mehr oder weniger zwischen dem Gürtel heraufziehen, und dieses hiefs eben im alten Sinne aufschürzen. So aufgeschürzt erscheint also auch unsere Victoria, zu deren Erklärung eine architectonische Stelle in Apulejus's Metamorphosen II. p. 22. Pric. noch manchen lehrreichen Wink ertheilen könnte.

Das Original der hier abgebildeten Bronze, die schon ihrer seltenen Gröfse wegen Aufmerksamkeit verdient, befindet sich in Cassel und macht eine Zierde des dortigen Museums, dessen bedeutende Kunstschätze von der geschmackvollen Gelehrsamkeit ihres jetzigen Aufsehers noch manche lehrreiche Erläuterung, wie neuerlich im Fache der Numismatik, zu erwarten berechtigt sind. Der Casseler Bildhauer Wolf hat seinen anderen Verdiensten auch dieses hinzugefügt, einen äufserst gelungenen und reinen Abgufs davon in der Gröfse des Originals ($1\frac{1}{2}$ französische Fufs ohne die Kugel und Basis) in Gyps zu verfertigen, wovon er Liebhabern Exemplare für einen Carolin abläfst. Man wird nicht satt, die holde Gestalt, als eine himmlische Erscheinung, zu bewundern. Wohl Jedem, der die unschuldig aber nicht ungestraft Verbannte allen Interdicten der Constantine und Theodose zum Trotz unter glücklichen Vorbedeutungen bei sich einführen kann. Denn immer bleibt doch der Ausruf des Euripides wahr: Καλὸν τὸ νικᾶν.

Dieser Abhandlung fand sich folgender später geschriebene Nachtrag von Böttiger's Hand beigelegt, den ich um so weniger unterdrücken zu dürfen glaubte, da der Werth des Aufsatzes selbst durch ihn nicht im Geringsten beeinträchtigt wird:

„Ich zweifle jetzt, dafs die Casseler Bronze wirklich die Victoria in der Curia zu Rom sei. Jene hielt ein Tropäum in die Höhe nach der ausdrücklichen Aussage des Dio Cassius, der sie ja täglich vor Augen sah. Weit wahrscheinlicher ist mir es jetzt, dafs jene Victoria ganz ähnlich abgebildet sei auf einem geschnittenen Stein, den Maffei gegeben hat Gemme antiche figurate P. III. n. 168. p. 122. Die Huldigung der römischen Panniere, die Ara, worauf die Göttin steht, Alles spricht für die Echtheit der Figur, wie sie in der Vorhalle der Curia stand. Unsere Victoria hat offenbar nur einen Kranz in der vorgehaltenen Rechten gehabt. Den 16. Juli 1803."

IV.

Venus Urania,

auf dem Schwan sich emporschwingend.

Jedermann weifs, wie viel Vorbedeutendes im Namen des Kindes liegt. Es ist sein Heiliger. Wer hat nicht Sterne's berühmtes Capitel darüber im Tristram Shandy gelesen? — Wer giebt mir einen guten, die Aufmerksamkeit und Kauflust reizenden Titel? So hörten wir mehr als einmal betriebsame Sosier auf der Leipziger Buchhändler-Messe ausrufen.

Darum wählte zur guten Stunde vor dreizehn Jahren bereits der Verleger dieses Taschenbuches den Namen Urania für seinen Erstling. Und der Name ist nicht ohne Segen geblieben. Die Jahrgänge dieses stets verständig ausgestatteten, oft selbst Preisgedichte und Preiserzählungen reichlich spendenden Taschenbuchs sind nicht, wie andere Jährlinge, in Vergessenheit gerathen. Sachkundige Männer haben sogar geurtheilt, dafs sie zu den perennirenden Blumen in dem blüthenreichen Calathiscus unserer Taschenbuch-Flora gezählt werden können.

Diefs bewog den Unterzeichneten, auf die vom Verleger an ihn gerichtete Anfrage wegen einer Vorstellung aus dem classischen Alterthume für sein Taschenbuch auf 1824 ihm das reizende Bild einer auf ihrem Lieblingsschwan zum Olymp auffliegenden Venus vorzuschlagen. Welche Kritik wird uns den Krieg darüber machen wollen, dafs wir diese Venus die echte Urania nennen und dadurch zwischen Bild und Buch Namenverwandtschaft begründen? Hätte der nun auch schon zur Anschauung höherer Ideale abgerufene Ramdohr vor 16 Jahren für seine Venus

Urania, die viel zu schnell vergessen wurde, eine passende Titelvignette gesucht, gewiſs er hätte diese Abbildung vielen anderen vorgezogen.

Unser Geschäft kann jetzt nur sein, die Echtheit dieser Abbildung nach der Antike darzuthun und dann den Beweis zu führen, daſs der Bildner wirklich eine Venus auf den Rücken des Schwans habe setzen wollen. Das Urbild von diesem, hier freilich nur in einem leichten Umriſs mitgetheilten Schwanenflug befindet sich gegenwärtig im ersten Saale des Theils des britischen Museums, welcher die Alterthümer umschlieſst *). Der ganze Saal ist mehr oder weniger bedeutenden plastischen Werken in ganz runden und halberhabenen Arbeiten in gebrannter Erde bestimmt. Fast alle diese Terra-Cottas kamen durch Ankauf in Rom zuerst in die reiche Sammlung des groſsen Alterthumsfreundes Charles Townley und wanderten nach dessen Tod in den würdigsten Aufbewahrungsplatz, in das britische Nationalmuseum, ein. Es ist unter Kunstfreunden eine abgemachte Sache, daſs die noch erhaltenen Denkmale in gebrannter Erde zu den interessantesten gehören. Sie empfiehlt zuerst die Unzerstörbarkeit des Stoffes: — denn gut gebrannter Thon überlebt Marmor und Erz und verliert, wenn nicht muthwillige Beschädigung eintritt, nach 2000 Jahren nichts von seiner Schärfe, weswegen alle unsere Kunstacademieen diese Plastik vorzüglich zu begünstigen und wieder herzustellen bemüht sein sollten. In ihnen erhielten sich die Ideen groſser Meister, weil in Rom diese von den Etruskern vorzugsweise geübte Kunst auf Darstellung des Herrlichsten und Erlesensten Jahrhunderte lang mit tüchtigem Kunstvermögen angewendet worden ist **). Und so wurde uns auch diese Venus auf dem Schwan glücklich erhalten und in einer Sammlung, welche der Aufseher des britischen Museums Taylor Combe von sämmtlichen Terra-Cottas dieses durch Schenkungen und Ankäufe täglich wachsenden und neuen Anbau fordernden Nationalschatzes im Jahre 1810 mit groſser Zierlichkeit veranstaltete, zuerst in Kupfer gestochen ***). Nach diesem Kupferstich wurde der vorliegende Umriſs entworfen und ausgeführt †).

Fast alle Reliefvorstellungen in gebrannter Erde, welche in dieser Sammlung uns vorgeführt werden, sind vereinzelte Bruch-

---

*) S. Synopsis of the Contents of the British Museum p. 77. n. 72.

**) Schon Winckelmann bemerkte, daſs sich kein schlechtes Relief in Thon finde, wie doch so oft in Marmor der Fall ist. S. Werke Th. III. S. 25.

***) Description of ancient Terra Cottas in the British Museum, with Engravings, pl. XXXV. n. 72. und daraus lithographirt in Creuzer's Abbildungen zur Symbolik tab. LIII. 2.

†) S. Taf. III.

stücke von lang hinlaufenden Friesen und Tempelverzierungen, welche die Römer durch ihre Benennung tuskische Werke zur Genüge bezeichneten. Man mufs also auch die weibliche Figur, welche hier auf dem Schwan sich emporschwingt, nur als einen Theil einer aus mehreren Figuren zusammengestellten gröfseren Composition denken. Zum Glück haben sich noch auf alten griechischen Vasen einige Compositionen der Art erhalten, wodurch es uns möglich wird, die Vorstellung, wie sie auf der ganzen Relieftafel einst vorhanden war, zu ergänzen. Eine der schönsten und reichgeschmücktesten Vasen, einst in Malmaison im Besitz der Kaiserin Josephine und damals in Dubois Maisonneuve's Sammlung, mit Millin's Erläuterungen, in Kupfer gestochen, erhebt die Vermuthung, dafs unsere Venus nicht nur in den Lüften schwebe, sondern auch von dienenden Genien begleitet worden sei, zur höchsten Wahrscheinlichkeit, wenn auch der Thonbildner mit dem Maler nicht in Allem übereinstimmt und in mancher Kleinigkeit und Modification schon darum abweicht, weil er es nur mit Schatten und Licht und mit der viel leichteren Handhabung des Pinsels zu thun hat. Ein Hauptunterschied zwischen dem Relief und dem Gemälde besteht schon darin, dafs im letzteren die Göttin wirklich mit dem Schwan davonfliegt, auf unserem Bildnifs aber erst im Aufflug begriffen ist. Der Maler giebt der Schwanenritterin auch noch ein farbiges Band in die Hand, womit der stolz sich hebende Vogel am Schnabel gezügelt wird, eben so, wie in Philostrat's Gemälden die scherzenden Amorinen Schwäne mit goldenen Zügeln regieren. Diese Ausführlichkeit in Nebensachen verschmähte fast immer die alte Sculptur. Die Sehne an dem Bogen, den Zügel am Gespann oder Reitpferd, die hinteren Räder am Wagen liefs so Erzgufs als Marmorbildnerei gewöhnlich dem Beschauer zu ergänzen übrig. Wir aber liefern durch die ängstliche Ausführlichkeit in diesen Nebensachen häufig den Beleg zu einem alten griechischen Senarius:

Das Nebenwerk behandeln wir, als sei's das Werk *).

Wohl aber gebietet uns das Gesetz der Sitte und des Kunstüblichen, dafs, wo eine Göttin, wie die Venus, oder eine Heroine erscheint, sie stets wenigstens zwischen zwei dienenden Figuren in der Mitte stehe. Daher läfst Horaz seine Venus fast immer mit einem mehr oder weniger zahlreichen Gefolge erscheinen, und der hochherzigen Penelope steht in der Odyssee stets eine Dienerin zur Rechten und Linken; ein Umstand, der einen Alterthumsfreund bewog, einmal die Behauptung aufzustellen, dafs selbst bei der Aufführung von Göthe's Iphigenia die Priesterin des stum-

*) Τὸ γὰρ πάρεργον ἔργον ὡς ποιούμεθα.

men Beistandes nicht entbehren könne. Darum mochte wohl auch der alte Menander mit doppeltem Recht ausrufen:

Ja, schwierig ist der Frauen Ausgang aus dem Haus *).

Wirklich erblicken wir nun auch auf dem Vasengemälde einen voranfliegenden hermaphroditischen Genius mit der schmückenden bräutlichen Binde und einen nachfliegenden mit dem Spiegel und dem Arbeitskörbchen oder Calathiscus, den zwei Hauptgeräthschaften jeder schönen Frau, die, wie Helena, auch Spinnerin und Weberin ist. Sollten wir irren, wenn wir vermutheten, daſs einige ähnliche dienstleistende Figuren sich auch hinter- und vorwärts auf unserem Terra-Cotta-Relief befunden haben? Im Vasengemälde fliegt die im Meer erzeugte Aphrodite über die Meeresfläche weg, welche symbolisch durch drei vorzügliche Bewohner des mittelländischen Meeres, die Lamprete, den Thunfisch und den Delphin, die alle drei hinter einander unten auf dem Boden gemalt sind, angedeutet wird. Ob auf unserem Relief etwas der Art auf dem Boden zu sehen war, läſst sich wohl schwer bestimmen. Wir überlassen übrigens forschbegierigen Lesern, diese auf ihrem Schwan davonfliegende Aphrodite mit Millin in eine Eingeweihte umzudeuten **). Wir halten sie, dem unmittelbaren sinnlichen Eindruck folgend, für eine wirkliche Venus und verweisen nur noch, was die ganze Gestalt der schönen Vase, welche uns die Parallele darbot, betrifft, auf eine spätere Abbildung derselben ***).

Ganz verschieden von dem jetzt besprochenen Vasengemälde ist eine Vorstellung von einer Schwanenritterin auf einer Vase in der vormaligen Lambergischen, jetzt kaiserl. österreichischen Sammlung in der Burg, wo eine bräutlich entschleierte Göttin auf einem Schwan, dessen Hals sie umfaſst hält, zum Delphischen

---

*) Χαλεπὴ γάρ ἐστ' ἡ τῶν γυναικῶν ἔξοδος.

**) Die Abbildung der Vase steht in den Peintures de Vases antiques. T. II. pl. 54., womit Millin's Erklärung T. II. p. 76. ff. zu vergleichen ist. Auffallend sind die Adlerkrallen statt der Ruderfüſse bei'm Schwan auf dieser und der Lambergischen Vase. Millin sieht sich genöthigt, eine eigene Art von Schwanadlern anzunehmen, wobei er sich an die ἀετοὺς κυκνίας am Sipylus in Phrygien hätte erinnern können, die Pausanias VIII, 17. T. IV. p. 350. Clav. selbst dort gesehen zu haben versichert.

***) Dubois Maisonneuve hat später in einem in der Erklärung noch nicht ganz vollendeten Werke: Introduction à l'étude de vases antiques (der Anfang erschien zu Paris 1817 in R. Fol.) pl. XIII. die Vase selbst mit der Säule, welche unser Gemälde darstellt, noch einmal in Kupfer stechen lassen.

Apollo geflogen kommt, der an einer vor ihm stehenden Dreifufs-Cortina, einem Becken in Form einer Halbkugel, und an dem Lorbeerstab erkennbar, es noch mit dem Mercur, der die königliche Frau auf dem Schwan einführt, und mit noch drei anderen Gottheiten zu thun hat *). Wir gestehen willig unser Unvermögen ein, zu dieser Vorstellung eine rein mythische Auslegung zu finden. Die mystische liegt allerdings weit näher, entbehrt aber als loses Phantasiespiel aller überzeugenden Begründung. So viel geht indefs selbst aus diesem, auch noch durch eine absichtliche Monstrosität in den Füfsen des Schwans auffallenden Vasenbilde zur Genüge hervor, dafs die berittenen Schwäne ein auf alten Bildwerken häufig vorkommender Gegenstand sind. Denn dazu liefert auch noch eine alte bronzene Patera, jetzt nach Inghirami's Behauptung lieber als Hinterfläche eines Metallspiegels gedacht, einen sprechenden Beweis **). Auch hier reitet Venus auf einem Schwan, dessen Hals sie mit der Linken umschlingt, während sie sich mit der Rechten den Spiegel selbst vorhält.

Zwei Bemerkungen möchten hierbei noch an ihrer Stelle sein, können aber hier nur berührt werden. Wie kam das Alterthum dazu, den Schwan vor den Wagen der Venus zu spannen, oder — gewifs die spätere Vorstellung, weil Fahren überall älter als Reiten war, — sie selbst auf ihm reitend vorzustellen? Bei den anderen gefiederten Lieblingen der cyprischen Göttin, bei den Sperlingen und Tauben, springt die Ursache in die Augen. Aber wie kommt der Schwan, dieser in der Begattung stets mäfsige Wasservogel, zu dieser Ehre? Vergeblich beruft man sich auf Aphroditen, die aus dem Meerschaum, aus dem Wasser auftauchende Venus Marina. Wäre ein Vasengemälde, welches Montfaucon als ihm selbst zugehörig aufführt, echt, so würde diese Erklärung allerdings dadurch einige Wahrscheinlichkeit gewinnen. Denn da sehen wir die Göttin auf einem aus dem Meere auftauchenden Schwan als wahre Anadyomene, von Amorinen umflattert, emporsteigen ***). Allein wir möchten die Echtheit dieses Vasenbildes, gegen welche bei'm ersten Blick Zweifel aufsteigen, keinesweges verbürgen? Uns hat es immer scheinen wollen, als

---

*) Es ist in den colorirten Zeichnungen, die wir durch die Güte des ehemaligen Besitzers vergleichen können, No. 53. Bald wird das Publikum darüber urtheilen können, da Graf Alexander Laborde in Paris diese Sammlung, wovon schon vor 13 Jahren einige Hefte erschienen waren, nun mit allem Eifer zu vollenden gedenkt, und wir mit ihm darüber in Verbindung getreten sind.

**) S. Conyers Middleton's germana quaedam antiquitatis monumenta. (London 1745 in 4.) tab. XV.

***) Montfaucon, Antiquité expliquée Suppl. T. III. pl. 38.

habe der alte Mythos vom Schwan, in dessen Gestalt Jupiter der Nemesis-Leda seine Liebkosungen beweist, einen inneren Zusammenhang mit jener alten Ueberlieferung, nach welcher der Schwan Aphroditens Liebling wird. Wenigstens leidet es keinen Zweifel, daſs die Camarinenser in Sicilien den Schwan in allerlei verdächtigen Stellungen mit einer weiblichen Figur deswegen auf ihre noch jetzt vorhandene Münze prägten, weil sie ihren Ursprung von den Tyndariden in Sparta, den echten Schwanensöhnen und Schwanenrittern des Alterthums, ableiteten *).

Zweitens: das Spiel der Frauen mit dem heiligen Schwan, so wie wir es noch auf alten Bildwerken finden, ist so mannichfaltig und voll muthwilligen Scherzes, daſs es Stoff zu einer eigenen Abhandlung darbieten würde. Wir erinnern hier nur an mehrere Vasenabbildungen, wo bald, wie auf einer noch unedirten Lambergischen Vase, ein geflügelter weiblicher Genius, auf dem Capitäl einer ionischen Säule sitzend, einen Schwan in der Rechten hält **), den sie einem zur Reise gerüsteten vor ihr stehenden Jüngling darbietet; bald, wie in einer in Tischbein's Vasenwerk vorkommenden, auch sonst wiederholten ***) Vorstellung ein Schwan auf einem weiten Badebecken steht, um welches sich zum Bade entkleidete oder dienende Frauen herum gruppiren. Doch wohin würde uns dieses Alles führen? Wir sind zufrieden, wenn wir in vorliegendem Falle unsere Venus Urania in allen Züchten und Ehren zu einer Luftfahrt auf den Rücken des Schwans gebracht

---

*) S. die Münzen von Camarina in D'Orville's Siculis. T. II. tab. 14. 4., bei Torremuzza tab. 18. n. 1—3. u. bei Pellerin, Rec. T. III. pl. 110. n. 33. 34. Auf einer Münze bei Torremuzza (vergl. Mionet T. I. pl. 222. n. 119.) ist wirklich die Leda auf dem Schwan, unseren Vorstellungen ähnlich, abgebildet. Wir sind überzeugt, daſs mittels der zum Theil höchst räthselhaften Münztypen von Camarina, in die auch Eckhel, Doct. Num. V. I. p. 290. kein Licht zu bringen vermöchte, der Ursprung der Leda-Fabel die beſste Aufklärung erhalten kann.

**) Wenn es nicht etwa eine Gans ist. Denn auch der anser acceptissimus omnibus matronis (Petron c. 137.) spielt als Liebling der Heroinen seine Rolle. Man denke nur an die sogenannte Venus Lamia, wie sie Fabbroni zuerst benannte, oder Venere col oca in Florenz, wovon sich in verschiedenen Museen an 6 Wiederholungen finden, und lese Fea, Osservazioni su i monumenti rappresentanti Leda, Rom 1802.

***) Dubois Maisonneuve, Introduction pl. XXIII., wo aber die um das Badegefäſs herumstehenden Frauen nur Dienerinnen der Badenden und also bekleidet sind.

haben und nun mit jenem im Tempeldienst erzogenen Ion bei'm Euripides *) ausrufen können:

Dort rudert in den Lüften noch ein anderer Schwan;
Wirst du, verweg'ner Vogel, deinen Purpurfufs
Nicht anders wohin setzen? —

*) Euripides Ion v. 160. f.

V.

Helena, von Paris heimgeführt.

Nichts scheint uns mehr auf einen gewaltigen Effect sowohl zur Verherrlichung des pferdebändigenden Wagenlenkers, als zur vortheilhaftesten Darstellung von vier feuerigen Rossen berechnet zu sein als die auf alten Denkmälern so oft vorkommende Abbildung eines Viergespanns, wo die vier neben einander laufenden Renner, die zwei inneren an eine Deichsel, die zwei äufseren an Zugseile gespannt, in der malerischesten Stellung, blos auf den Hinterfüfsen ruhend, ihren Lauf beflügeln *). Dabei darf die aufserordentliche Leichtigkeit des nur auf zwei kleinen Rädern davon schwebenden Fuhrwerks nicht vergessen werden. Wie schwerfällig und unbe-

*) Die geistreichsten Pferdemaler der neueren Zeit, Rubens und Wouwerman, konnten entweder nur einzelne Reiter malen, oder sie mufsten in ihren allegorischen und mythischen Darstellungen selbst zum Alterthum zurückkehren. In der Centaurenbildung sprach sich das plastische Princip der alten Welt, welches ideale Vermenschlichung heifst, am meifsten aus. Das Viergespann der heroischen Welt und der Wettkämpfe war der Triumph der alten Thierbildnerei. Pelops, Agamemnon bei seiner Rückkehr nach Mycenä und viele andere Heroen kamen selbst auf der griechischen Bühne auf wirklichem Viergespann zum Vorschein. Wie selten tritt ein wirkliches Gespann auf unseren Bühnen auf! Wie erscheint Sappho mit ihrem Phaon? Oder will man etwa unsere Bereiterkünste in dem Circus eines Astley hierher rechnen? Was ist ein Reitergefecht von Rugendas oder Wouwerman gegen eine antike Centauromachie, oder gegen einen Kampf berittener Amazonen, etwa wie auf der herrlichen Vase in Millin's Peintures, Vol. I. pl. 56., wo die Königin Hippolyte, ihren Wagenlenker zur Seite, auf ihrem Viergespann den Sturm des vielbewegtesten Reiterkampfes leitet?

holfen zeigen sich dagegen alle unsere neueren Fuhrwerke, sowohl in der Art des Einspannens und Anschirrens der Pferde, als in dem Bau des Wagens, der, wenn er auch das leichteste Curricle, Cabriolet oder Droschke wäre, in seiner ganzen Zusammensetzung und dem Gebrauch des Metalls dabei seine gediegene Haltbarkeit durch viel gröfsere Massen und gewichtigeren Umfang erkaufen mufs. Womit konnte also unser Matthäi die zweite Hauptseite der Basis seines Modellpferdes zweckmäfsiger verzieren, als mit einem Gegenstand, der eben so sehr durch seine mythologische Bedeutung, als durch die geistreichste Gruppirung von vier tüchtigen Rennern sich vor anderen antiken Bildwerken, auf welchen das edelste Thier in der Schöpfung, das Rofs, seine ganze Kraft und Schönheit entfaltet, auf's Anmuthigste auszeichnet?

Die Entführung der schönen Helena ist nicht nur schon nach Herodot und Horaz (I. Serm. III. V. 108.) eine welthistorische Begebenheit, sondern auch ein Gegenstand der cyclischen Sängerschulen und der bildenden Künste bei den Griechen geworden. Und sie ist auch der Gegenstand des hier (Taf. 1. 2.) nachgebildeten alten Reliefs in gebrannter Erde, desselben, welches Winckelmann in seinen unedirten Denkmälern zuerst bekannt machte *) und welches später, als es mit der Sammlung von Charles Townley in's britische Museum gekommen war, Combe in sehr verkleinertem Mafsstabe abbilden liefs **).

Dichter und Künstler wetteiferten im Alterthume, die Liebesabenteuer des Paris mit der ihm von der Aphrodite selbst zuge-

---

*) Monumenti inediti n. 117. In der Erklärung p. 159. erfahren wir den Ort nicht, wo sich das Fragment jener alten Frise damals befand. Nur das wird bemerkt, dafs man damals eine Doublette im Collegio Romano fand. In der Villa und in Palazzo Albani war es nicht. Denn seiner gedenkt weder die Indicazione antiquaria (Rom 1785.) noch Zoega. Aber die ganze Stellung zeigt, dafs im Bruch etwas wegblieb. Weder auf dem Abgufs im Mengsischen Museum, noch auf der Kupfertafel in den Monumenti ist etwas von dem Schiff zu sehen, welches Eckhel in dem Choix des pierres gravées, p. 70. darauf erblickt haben will. Allein offenbar war ihm sein Gedächtnifs untreu und er verwechselt damit den Marmor aus dem Palast Spada, der n. 116. von Winckelmann mitgetheilt wird.

**) A Description of a collection of Terracottas in the British Museum pl. XIX. n. 34. Dafs dieses Fragment aus Townley's Sammlung in's britische Museum kam, lernen wir aus der Synopsis of the Contents of the British Museum p. 72. n. 35. Townley kaufte es mit hundert anderen Sachen von Jenkins in Rom.

führten, reizerfüllten Spartanerin und die Entführung derselben zu Schiffe nach Troja in Gesängen und Bildwerk darzustellen *). Es liefse sich aus beiden ein eigener Cyclus noch jetzt zusammenstellen. So viel ist deutlich, dafs über die näheren Umstände des Einverständnisses beider Liebenden, ihre erste Zusammenkunft und ihre Entführung die verschiedensten Sagen und Ausschmückungen von den ältesten Zeiten her vorhanden waren, am ausführlichsten aber vom cyclischen Dichter Stasinus in den sogenanten cyprischen Gesängen durchgeführt wurden **). Die bildende Kunst blieb darin nicht zurück. Es läfst sich vom ersten Liebeszauber, womit die listige Göttin die arglose Gemahlin des in Creta abwesenden Menelaus bestrickt ***), bis zu ihrer auch da noch sittsam zögernden Einschiffung aus den noch vorhandenen Bildwerken ein eigener kleiner Kunstkreis zusammenfügen. Darunter war nun auch der Act, wo der schon im Palast des Menelaus mit der schönen Buhlin einverstandene Räuber auf einem Viergespann hin zur Küste, wo sein Schiff ihn erwartete, die Unheilbringerin entführt. Wenn wir es mit Winckelmann eine Heimführung nennen und auf die Stelle im Euripideischen Heldenspiele Helena Rücksicht nehmen, wo freilich in einer ganz anderen Beziehung der Alte zu Helenen spricht:

---

*) Schon Bayle hat in seinem Dictionnaire s. v. Helène Vieles mit grofser Belesenheit gesammelt. Die Hauptmomente stellt Heyne in den Erklärungen zum Tischbeinischen Homer Heft I. S. 33. sinnreich zusammen.

**) S. die von Tychsen aus dem Madrider Codex gegebenen Excerpte des Proclus in der Göttinger Bibliothek der Literatur und Kunst n. I. S. 23. ff. und was Jacobs in den Prolegomenen zu Tzetzes, Antehomerica und Posthomerica p. XXIII. ff. erinnert, vergl. mit dem Uffenbachischen Fragmente p. 661.

***) Wir denken hier besonders an das bekannte Relief in Neapel im Besitz des Duca Caraffa Noia, welches Winckelmann zuerst abbildete und erklärte in den Monumenti inediti n. 115. (Millin, galerie mythologique pl. 175. n. 540.) und an das merkwürdige Vasengemälde in Millingen's Peintures antiques de Vases grecs pl. 42, bei dessen Erklärung in einem besonderen Aufsatze, der Liebeszauber überschrieben, im Taschenbuche Urania vom Jahre 1820. S. 481. ff. alle noch vorhandenen Denkmäler, welche diese Bethörung der Helena in der Liebe zum Paris darstellen, verglichen und erläutert worden sind. Ueberall ist der verlockende, antreibende Eros persönlich im Spiel. Seiner Macht kann Niemand widerstehen. Dadurch rettete das Alterthum die Zucht und Ehre seiner Göttinnen und Heroinen.

— des bräutlichen Wagens mich erinnernd,
Auf dem du aus dem väterlichen Hause
Mit deinem neuvermählten Gatten zogst *),

so mag diefs freilich mit einiger Ironie anzunehmen sein; allein warum sollte ein griechischer Künstler von jener Sitte des Alterthums, nach welcher stets mit einer Anspielung auf die erste hohe Hochzeitweihe **), die man die heilige Hochzeit zu nennen pflegte, (wo Zeus die Here in seinem himmlischen Viergespann führte,) der Bräutigam, umringt von Fackelträgern und Paranymphen, die Braut aus dem Hause der Aeltern zu Wagen heimführte (ein durch das Herkommen geheiligter Anklang an die heroische Zeit, wo Alles im Wagen fuhr,) nicht in so fern eine Anwendung gemacht haben können, als in dieser Parodie selbst eine heimliche Mifsbilligung der entweihten Ehemysterien, des Telos, wie es die Griechen nannten, liegen und das Zartgefühl sittlicher Scham dadurch geschont worden sein könnte? Selten und der gewöhnlichen Ueberlieferung, wo Helena dem am Schiffe sie erwartenden Paris sich selbst überlieferte ***), widersprechend bleibt diese Vorstellung allerdings und sie dürfte, einen schönen Onyxcameo in der kaiserlichen Sammlung in Wien etwa abgerechnet †), kaum noch auf einem antiken Denkmal anzutreffen sein.

---

*) Euripides, Helena v. 752., hier nach Wieland's Uebersetzung im neuen attischen Museum Th. I. S. 94.

**) Alles hierher Gehörige in der Aldobrandinischen Hochzeit S. 64. 141. ff.

***) Die reizendste Vorstellung der Art findet sich auf der Marmorvase, die Jenkins von Neapel nach Rom brachte und dort Orazio Orlandi in einer eigenen Monographie: Le nozze di Paride ed Elena nel Museo del I. Jenkins. Roma 1775. fol. herausgab, die aber Tischbein in seinem Bilder-Homer Heft V. n. 2. in Umrissen gab. Eine andere, aber nur noch im Bruchstück vorhandene Vorstellung der Art befand sich auf einem etruskischen Todtenkasten in der Villa Albani, nach der Indicazione antiquaria p. 9. n. 18. und ein diesem ähnliches Fragment gab Maffei schon in seinem Museo Veronese tab. V. n. 2. Da die Figur des Paris dort gänzlich fehlt, so erkennen wir blos durch den Liebesgott, der die verschämt zurückweichende Helena dem Schiffe zutreibt, dafs damit diese Fabel gemeint sei. Das grofse Gefäfs, welches zwei Gefährten in's Schiff tragen, erinnert an die Sage, dafs durch die listige Dienerin Anthea auch viel Kostbarkeiten mit geraubt wurden. S. Jacobs zu Tzetzes, Antehom.

†) In Eckhel's Choix de pierres gravées pl. 35. Dafs dem zur schönen Beute auf den Wagen springenden Heros jedes phrygische Abzeichen fehlt, dafs er sogar ein sehr modernes Schwert, ein

Dafs Paris es sei, der hier zur halbentschleierten Frau in den Wagen hinaufspringt, zeigt die phrygische Mütze *). Auch die phrygische Schenkel- und Fufsbekleidung, die der Meder anaxyrides, der Celte braccas (breeches), der Grieche Säcke (θυλάκους) nennt, fehlen unserem Paris nicht; nur sind sie auf dem Townleyischen Relief durch die Zeit unkenntlich geworden. Eine kleine Erhöhung über dem Knöchel des einen Fufses zeigt indefs hinlänglich, dafs auch die lange phrygische Fufsbekleidung ursprünglich nicht fehlte. Die beflügelte Hast, womit er auf den Wagen springt, durch das von der Luft zurückgewehete Oberkleid, die Chlamys, deutlich bezeichnet, giebt zur Genüge die Eil zu erkennen, womit der Räuber seine reizende Beute zu sichern sucht. — So brachte sonst mancher verliebte Heirathsjäger unter den Briten sein Mädchen nach einer Flucht aus dem älterlichen Hause (Elopement) in zwei Tagen an die schottische Gränze zu dem berüchtigten Hufschmied nach Gretna-green. — Hier geht das Alles freilich viel ehrbarer und vornehmer zu. Helena erscheint hier nicht, wie auf anderen Reliefs und Gemälden, am Oberleibe ganz entblöst. Sie hat das verhüllende Obergewand noch über den Hintertheil des Kopfes gezogen und erinnert durch die Hand **), womit sie die

---

römisches Parazonium, in der Hand hält, könnte manchen Verdacht erregen. Doch hat der scharfsichtige Köhler in seiner strengen Kritik über die Unechtheit mehrerer geschnittenen Steine im kaiserlichen Museum in Wien in einer Abhandlung über zwei Gemmen der kaiserlichen Sammlung in Wien (Petersburg 1810.) S. 102 ff. über diesen Cameo nichts bemerkt. Einen unbezweifelten Cinquecentisten hat Eckhel schon in der Erklärung aus Montfaucon angeführt.

*) Sie darf dem Paris nie fehlen, so wenig wie die Schiffermütze dem Ulysses auf der Irrfahrt und dem späteren Hephästos die Mütze der Schmiedesippschaft. S. darüber Vasenerklärungen T. III. S. 8 f. Es läfst sich zur Evidenz beweisen, dafs diese phrygische Tracht magisch, d. h. aus dem alten Zoroasterdienst abstammend, und dafs die halb unter dem Kinn zugeknüpften und halb über dem sogenannten Horn (cornu) zurückgeknüpften vier Laschen (redimicula) aus dem Feuerdienst der Perser, wo der Mund damit verschlossen wurde, damit sein Odem nicht verunreinige, abzuleiten seien.

**) Die alten Künstler ergriffen jede Gelegenheit, um bei jungen weiblichen Figuren wenigstens eine Hand bis an den Elbogen emporgehoben darzustellen, weil diefs die rundliche und zarte Form des Vorderarms zu seinem gröfsten Vortheil in's Licht stellt. Das mufste aber auf ungesuchte Art motivirt werden. So greift die schöne halb entkleidete Florentinische Venus, die aus dem Bade

schleierartige Verhüllung *) emporhält, an jene Entschleierung der Braut, womit im heroischen Alterthume am Morgen nach der Brautnacht eigene Geschenke, als Morgengabe, verbunden waren.

Was uns aber vor Allem am meisten zur Beschauung lockt und anzieht, ja als der siegreichste Beweis gelten kann, welchen Vortheil das so gruppirte Viergespann gewähren mag, ist die bewunderuswürdige Mannichfaltigkeit in der Kopfbewegung aller vier feuerig ansprengenden Renner, wovon jedes den Nacken und Kopf mit einer andern Richtung und mit unbeschreiblicher Lebendigkeit hebt. Wie schnaubt, brauset und bäumet sich hier Alles! Ein solches Kunstleben deutet auf das tüchtigste Kunstvermögen des Meisters, dem diese Terra-Cotta-Tafel nachgebildet wurde. Sehr interessant dürfte zur Würdigung der hier so kräftig vorwaltenden Kunst die Vergleichung mit mehreren der schönsten Zeichnungen auf antiken Vasengemälden sein, auf welchen wir ähnliche Viergespanne erblicken.

Wir berufen uns, um diefs durch den Augenschein darzuthun, nur auf die bekannten Peintures de vases antiques von Millin. Auch dort finden wir (Vol. I. pl. XXIV.) einen griechischen Heros, welcher auf einen Siegeswagen, mit vier Rennern bespannt, springt (von Herabgleiten, wie Millin erwähnt, sehen wir nichts), auf welchem die geflügelte Siegesgöttin das Viergespann lenkt. Zwei Palmenzweige vor dem Gespann lassen uns über die Bedeutung dieses Vasengemäldes nicht in Ungewifsheit. Hier halten aber in symmetrischer Nebeneinanderstellung alle vier Wettrenner die vorwärts gestreckten Köpfe in vollkommen gleicher Richtung. Es gilt ein Wettrennen und da wäre die unruhige Bewegung der Köpfe gegen einander eine sehr unangemessene Unterbrechung des gemeinsamen Hinstrebens gewesen. Sie hätten, so müfsten wir besorgen, den pferdescheuchenden Kobolt der griechischen Wagenkämpfe, der Taraxippos, Pferdescheuche, hiefs **), erblickt, und die Göttin Nike selbst könnte ihrem Günstling nicht die Palme erringen. — Dieselbe Symmetrie zeigt sich noch auf mehreren Vasen dieser, wenn auch nicht immer in Richtigkeit der nachge-

---

gestiegen ist, sich an die Flechten des geschmückten Hauptes; so zieht die Jägerin Diana einen Pfeil aus dem Köcher auf dem Rücken; so fassen Jungfrauen ihr Peplidion über der Brust (wie die Nemesis im Pio Clementino) oder das verschleiernde Oberkleid über der Schulter und entwickeln so die Schönheit des Arms.

*) Die Apocalypteria. S. Aldobrandinische Hochzeit S. 32.

**) Die Hauptstelle bei Pausanias VI. 20. 8. verdient wohl noch eine eigene Erläuterung. Ueberall, wo Wettrennen stattfanden, gab es auch einen eigenen Taraxippus, wie uns Pausanias lehrt.

zeichneten Umrisse, doch gewiſs in Darstellung der Hauptideen sehr lehrreichen Sammlung *). Aber ermüdend bleibt doch diese höchst einförmige Nebeneinanderstellung. Und so mögen andere Vasenzeichnungen, wo die einzelnen Köpfe des Viergespanns in der verschiedensten Richtung austreben **), schon durch diese Mannichfaltigkeit einen späteren Fortschritt der Kunst beurkunden.

---

*) Man vergl. Peintures vol. I. pl. XV. LVI. Vol. II. pl. XVIII.
**) Vol. II. pl. XXVII. XXXVII. XLIX.

VI.

Vier Juden - Conterfeis in der Vorhalle eines Königsgrabes bei Theben in Oberägypten.

Fast zu gleicher Zeit erschien in Paris des Grafen Forbin Reise in die Levante und des in England nationalisirten Belzoni Erzählung seiner Unternehmungen und neuen Entdeckungen in Aegypten und Nubien. Beides Prachtwerke, wiewohl von Forbin's Reise bereits auch ohne Kupfer ein sehr wohlfeiler Abdruck erschienen ist *). Beide sind durch Auszüge in auswärtigen und teutschen Zeitschriften zur Genüge bereits verkündigt worden. Es ist aber nach genauer Prüfung nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, dafs Forbin's Werk im grellsten Gegensatz zu Belzoni steht. Denn es ist ein Denkmal von unverzeihlicher Oberflächlichkeit, wogegen Belzoni's rastlose Forschbegierde durch überraschende Aufgrabungen und seltene Alterthumsschätze belehrt, und seine ungeschminkte Darstellung, die nichts nachbetet, nur Geschenes berichtet, unser Wissen über die Wunder am Nil wahrhaft erweitert, also beglaubigte Stoffe für alle europäische Alterthumsforscher in Fülle darbietet. Was wäre des Grafen Forbin Bericht ohne des französischen Consuls, Fauvel in Athen, Drouetti's in Alexandrien redselige Mittheilungen. Wie kleinlich und

*) Voyage au Levant en 1817 et 1818. Par M. le Comte de Forbin. Paris, Delaunay (7 Fr.). Graf Forbin ist bekanntlich jetzt für die königlichen Museen das, was Denon unter Napoleon war.

engherzig betrug sich Forbin gegen Belzoni, als sie in ihrer Alterthumsjagd in den Mumien- und Felsengrotten bei Baban el Maluk einander in's Gehege geriethen, und doch verkaufte ihm Belzoni die einzigen guten Statuen, die dann nach Paris kamen, und vertraute ihm sein Tagebuch zur Bekanntmachung in Europa an, welches aber in französischen Journalen ganz entstellt erschien *).

Belzoni's Erzählung ist zu Ende des vorigen Jahres in London ausgegeben worden und steht nun Jedem zur Einsicht offen. Fast abenteuerlich, doch ohne Gewinn für die Wissenschaft, ist sein durch nichts zurückgeschrecktes Eindringen in die innerste Kammer der zweiten grofsen Pyramide des Chemmis, wo er doch schon Alles durch Schatzgräber, vielleicht von der Römerzeit her, ausgeplündert fand; kühn und mannichfach lehrend ist sein Zug bis über den zweiten Nilfall in's Innere Nubiens und die von ihm bewirkte Eröffnung eines noch unversehrten Tempels in Ybsambul mit allen seinen Herrlichkeiten; lehrreich sein Abstecher von Esne, während der gewaltigen Nilüberschwemmung an die Küste des rothen Meeres zu der Zubara oder den Smaragdgruben und die Entdeckung der ganz unbekannten Ruinen der Hafenstadt Berenice; wahrhaft unterhaltend die Beschreibung des Hinabflöfsens eines, 22 Fufs hohen, prächtigen Granit-Obelisken von der Insel Philä über den Nilfall bis Alexandrien; merkwürdig der Excurs über die Ruinen von Bacchus und Arsinoe mit Besichtigung des Sees Möris und des berühmten Labyrinths zu der Oase des Ammon-Tempels mit der nun auch vom General Minutoli noch einmal theuer erkauften **) Erfahrung, dafs hier nichts zu entdecken sei. Aber der herrlichste Fund bleibt doch die Eröffnung eines ganz neuen Königsgrabes im Thale der Gräber oberhalb Theben, womit seine kluge, allem Ungemach trotzende Beharrlichkeit endlich belohnt wurde. Welch eine erstaunenswürdige Bildergalerie wird uns hier aufgeschlossen! Die Hauptfiguren treten alle in Lebensgröfse an den Pfeilern der Vorhallen und der Versammlungszimmer in der bekannten Manier aus vertieften Umrissen als zarte Basreliefs in der glänzendsten Farbenpracht hervor. Da thront

---

*) Man lese Belzoni's Narrative p. 114. ff. und p. 251. ff. Ueberhaupt operiren Franzosen und Briten dort oben an den Cataracten des Nils mit eben so viel List als Gewaltthätigkeit gegen einander. Der britische Consul Salt und der französische Drouetti durchkreuzen und überbieten sich um die Wette. Die Nachgräberei ist ein Jahrmarkt dort geworden.

**) S. Minutoli's Brief aus Kairo vom 20. Decebr. 1820 in der Beilage zum 32sten Stück der preufsischen Staatszeitung von 1821.

gleich voran der König, dessen Mumie dann der prächtige Alabastersarg im innersten Grabgemach umschlossen haben mag, im höchst charakteristischen Staatscostüm mit dem Scepter in der Rechten, die Linke gegen ein seltsames Reichskleinod, einen aus 20 kleinen, aufrechtstehenden Bretchen zusammengefügten Fächer, ausstreckend. Sein Haupt überschwebt der wahre Eorosch, der Königsadler, der in einigen folgenden Bildern noch gewaltiger Alles überschattet. Die Bewillkommnung des Königs da, wo ihn der Schutzgeist in der Habichtsmaske dem thronenden Osiris, hinter welchem die Isis in voller Majestät steht, freundlich zuführt, und wieder auf einem andern Bilde die wahrhaft zärtliche Umarmung, mit welcher der Herrscher der Unterwelt mit dem grünen Gesichte — denn grün ist die Hautfarbe der Gottheit — den ankommenden Sesostriden an seine Brust schliefst, sind völlig neue Vorstellungen, die man im grofsen Werke der Description d'Egypte vergeblich sucht. In einer der innersten Kammern vermuthet Belzoni mit vieler Wahrscheinlichkeit die Namen der zwei Könige, die hier bestattet waren, in hieroglyphisch bezeichneten Ovalen zu finden. Bei diesen Chiffern wird aber in dem einfassenden Nebenwerke eine Pracht und Herrlichkeit uns aufgeschlossen, die alle neuere Heraldik wahrhaft zur Bettlerin macht. Unten als Basis vier neben einander stehende Königsstühle. Auf den zwei inneren ruhen nun die zwei seltsamen hieroglyphisirten Königschiffern mit zwei gewaltigen Federbüschen darüber. Rechts und links zwei ägyptisch knieende weibliche Genien, mit cherubisch vorgebogenen Fittigen, um diefs Heiligste zu umschirmen, den grofsen Nilschlüssel in der einen, ein anbetendes Idol in der andern Hand. Das Ganze von einer, auch auf den schönsten Mumiendecken vorkommenden, Flügel und Arme weithinspreizenden, also Alles in sicherster Obhut überflügelnden Isis, wie mit einem Thronhimmel, überdeckt. Bunte Hieroglyphenreihen sind überall eingestreut! Diefs Alles in blendendem Farbenschmelz, zwar sehr bunt, aber doch nicht grell und widrig, ausgemalt. Hätte doch Schinkel, als er die musterhaften Scenen zur Zauberflöte entwarf, schon dieses Bild bei Belzoni gekannt! Uebrigens giebt Belzoni selbst in der Erzählung (S. 238. ff.) über Zeichnung, Eingrabung und Malerei, besonders aber über den hier allein noch ganz unversehrt erhaltenen letzten Firnifs, so bestimmte Nachricht, dafs in technischer Rücksicht wohl nirgends etwas Befriedigenderes darüber zu finden sein dürfte.

Aber das Befste von Allem kommt noch. In der ersten grofsen Halle dieses aus sechs Hallen und Seitengemächern und drei Galerieen bestehenden unterirdischen Grab-Palastes sind an der Wand in mehreren Reihen unter einander mehrere Mumienbestattungen und mystisch-militairische Prozessionen abgebildet. Eine grofse Zahl von Figuren blicken alle auf einen einzigen, an

Gröfse weit hervorragenden Herrscher. Es ist offenbar ein Siegesgepränge. Man erblickt hier die Repräsentanten überwundener und huldigender Völker. Zuerst kommen vier bärtige, starke und schwarzbehaarte Männer mit zierlichem Schurz um die Hüften, übrigens unbekleidet, von weifser Hautfarbe; dann drei Aethiopier, ganz schwarz, mit weifsen Schurzen; dann drei mit langen Pelzmänteln, die über die Brust mit gewaltigen Nestnadeln zusammengeknüpft sind, bekleidete, übrigens nackende und an Armen, Hüften und Füfsen hieroglyphisch tattovirte Asiaten, die Belzoni Perser nennt, die man aber lieber für ein aramäisches Bergvolk halten möchte. Den Zug schliefsen aus der Gefangenschaft befreite Aegypter, hinter welchen ein Schutzgeist mit der Habichtsmaske schreitet. Wer sind denn aber jene ersten vier Männer mit vollen Bärten und buschigem Haupthaar? Belzoni sagt: das sind Juden. Man erkennt sie klar und deutlich an ihren Gesichtszügen und an ihrer Hautfarbe (they are clearly distinguished by their physiognomy and complexion), und wunderbar zu sagen, der unvertilgbare Charakter der uralten Nationalphysiognomie ist diesen, gewifs einige tausend Jahre alten Figuren so sprechend aufgedrückt, dafs Jeder, der auch nur dieses Bild bei Belzoni bis jetzt sah, sogleich aufschrie: das sind Juden! — Fragt man, woher diese Ebräer hier in den Grabgrotten Thebanischer Könige, so weifs Belzoni auch darauf eine Antwort. Dr. Young hat den Schlüssel zu den hieroglyphischen Namenchiffern gefunden, wovon weiter oben gesprochen worden ist, und lies't darin die Namen Nechao und dessen Sohn Psammutis. Dafs aber Nechao die Juden in einer grofsen Schlacht besiegte und Jerusalem eroberte, ist eine unbezweifelte Thatsache *). Wir wollen hier unsere Zweifel gegen diese Hieroglyphenenträthselung des gelehrten Dr. Young nicht laut werden lassen. Wir würden aus mancherlei Gründen weit höher hinauf und bis auf den Sabako gehen, wenn diesen Grabgemälden eine historische Unterlage gegeben werden sollte. Aber was der Augenschein lehrt, bleibt darum doch fest stehen. Es treten hier vier leibhafte Ebräer vor unsere Augen. Und nun sieht man auch, welches Recht unser Landsmann, der ehrliche Sieber in Wien, hatte, als er die auf den angemalten Fufssohlen seiner schönen Mumienmaske gefesselten zwei Figuren, die einander den Rücken zukehren, ihres un-

---

*) In der grofsen Schlacht bei Megiddo, die Josias verlor. II. Reg. 23. II. Chronic. 35. Herodot nennt die Juden Syrer II. 159. Bekanntlich hat, nach Perizonius, Valckenaer in seinem Schediasma de Herodotea urbe Cadyti, Franeker 1737 und in den Opusc. Philolog. T. I. p. 157. ff. diese Geschichte kritisch beleuchtet.

verkennbaren Nationalcharakters wegen für Hebräer erklärte *). Die Sache war so auffallend, dafs Viele, in und aufserhalb Wien, damals ungläubig den Kopf dazu schüttelten. Allein nun haben wir in Belzoni's Prachtwerk den augenfälligsten Beleg dazu. Sieber konnte nicht wissen, was Belzoni einst darüber in Druck geben würde. Aber er sah mit dem italienischen Maler Ricci, dem unter Salt's, des englischen Consuls, Leitung und Zahlung — denn Belzoni ist nur Agent von Salt gewesen — Alles zeichnenden Begleiter Belzoni's, später selbst die noch ganz frisch erhaltenen Bildwerke in dem neugeöffneten Königsgrabe und giebt davon folgenden Bericht **): „Ich sah ein horizontales Feld, in vier gleiche Theile abgetheilt, in deren jedem vier (?) gleichgestaltete, von den übrigen aber sehr verschiedene Personen abgebildet waren. Ich unterschied mit Vergnügen die den alten Aegyptiern — so wie wir noch selbst vor Kurzem vier Welttheile annahmen — damals bekannten vier Hauptnationen, im ersten den unverkennbaren alten Aegyptier mit seiner sanften Physiognomie, im zweiten vier Perser in ihrem kriegerischen Anzuge und ihren Feuerflammen dargestellt, im dritten vier unleugbare Aethiopier, endlich vier Juden, so charakteristisch, wie man sie noch heut' zu Tage sieht. So erlaubte man sich also bei'm Einbalsamiren eines vornehmen Aegyptiers den Triumph, an den Füfsen des Mumisirten unterjochte Juden abzubilden."

Das befste Mittel, sich davon zu überzeugen, ist die Ansicht des Bildes selbst ***). Es ist in dem Atlas von 44 Kupfertafeln im gröfsten Format, der neben Belzoni's Narrative besonders für 6 Guineen verkauft wird und durch die dabei befindlichen 24 prachtvoll colorirten Kupfertafeln uns in die lebendigste Anschau-

---

*) Zuerst in der Wiener Zeitschrift für Literatur, Theater u. s. w. 1819. Nr. 94. S. 678.

**) S. Sieber, über ägyptische Mumien nebst einem beschreibenden Verzeichnisse der auf der Reise gesammelten Alterthümer (Wien, Gräffer. 1820) S. 34. Was Sieber und Belzoni Perser nennen, ist im Bilde himmelweit von dem unterschieden, was uns das Alterthum und neuerlich Mongez in seinen Untersuchungen über das altpersische Kostüm darüber mitgetheilt haben.

***) Diese gemalten Fufssohlen, wo also Hebräer von den unterjochenden Siegern schon damals mit Füfsen getreten wurden, befinden sich nun in München, wohin Sieber seine ganze Mumiensammlung um billigen Preis verkauft hat. Wie Vielen würde eine lithographirte Tafel mit Farbenplanen, auf welche man sowohl diese Sohlen, als die vier Juden aus Belzoni getreu wiedergäbe, höchst willkommen sein. Denn hier mufs der Glaube durch's Auge kommen.

ung der Malerei in dem neuentdeckten Königsgrab versetzt, die siebente Tafel. — Nimmt man die Mühsamkeit der mit dem Pinsel ausgemalten Einzelheiten auf jedem dieser grofsen Blätter, so wird man den Preis immer sehr mäfsig finden. Nur von dem alabasternen Sarkophag, der wohl jetzt schon in England angekommen sein mufs, ist weder Bild noch weitere Nachricht gegeben, vermuthlich, weil dieses auf Kosten des Königs erworbene Prachtstück dem britischen Museum zugehört und diesem nicht vorgegriffen werden konnte. Doch auch so ist dieser Atlas als eine Fortsetzung des Pariser Hauptwerks, der Description d'Egypte, anzusehen. Den Bibliotheken und öffentlichen Sammlungen, die jenes Pariser Werk besitzen, darf nun auch Belzoni nicht fehlen. Dieser Reisende, von unglaublicher Ausdauer und unerschöpflichen Hilfsquellen in sich selbst, quartirte sich zu wiederholten Malen 1817 und 1818 in die Nachbarschaft des gefundenen Grabpalastes zu mehreren Monaten ein, und während sein Reisegefährte Ricci alle Figuren, Hieroglyphen, Verzierungen, viele tausend an der Zahl, auf's Genaueste zeichnete und mit Farben angab, nahm Belzoni von Allem Wachsabdrücke, wozu das Wachs aus der ganzen Umgegend aufgekauft wurde. „Die Zeichnungen," so berichtet er selbst (S. 240.) „geben jeder Figur ihre bestimmte Stelle, so dafs, wenn ein Gebäude, ganz diesem ähnlich, errichtet würde, die Figuren in derselben Aufeinanderfolge auf denselben Wandpfeilern und Galerieen ganz in der Gröfse des Originals wieder hergestellt werden könnten, und so in Europa der ganze Grabpalast, in Allem dem ägyptischen Urbaue ähnlich, hergestellt werden könnte, und ich hoffe, es, wo möglich, auszuführen." — Privat-Nachrichten aus England versichern, dafs König Georg IV. selbst gar nicht abgeneigt sei, in ruhigeren Tagen diefs im gröfsten Mafsstabe auszuführen und den Alabaster-Sarkophag mit seinen vielen hundert Hieroglyphen dort gerade so aufzustellen, wie ihn Belzoni in der Mitte der gröfsten gewölbten Halle im Innersten aufgestellt fand. Fürwahr, diefs wäre ein königliches Unternehmen, bei welchem man alle chinesischen Herrlichkeiten in Brighton leicht vergessen würde und durch welches es besonnenen und Jahre lang vorbereiteten Forschern zuerst möglich sein würde, für das unsaglich gegliederte und verzweigte Ganze die Hauptidee, in welcher die Priesterweisheit dieses verwirrende Gewimmel doch gewifs meisterhaft zusammengedacht hatte, wieder aufzufinden.

VII.

Das jüngst entdeckte Gemälde aus den Königsgräbern zu Theben.

Wer hat nicht von Falconet's Colossalstatue Peters des Grofsen auf dem Petersplatze zu St. Petersburg gehört und wenigstens Herder's sinnreiches Urtheil über den aufwärtssprengenden Stifter von Rufslands Gröfse vernommen und — beherzigt? Und wer an diese berühmte Statue, an welcher der französische, damals in ganz Europa von mehr als einer bausbackigen Fama gepriesene Bildner von 1766 bis 1774 arbeitete, erinnert wird, denkt auch gewifs sogleich an den ungeheueren, drei Millionen Pfund wiegenden Granitblock, der von Cevhalia am Ladoga-See erst 6 Werste weit zu Lande und dann auf der Newa 20 Werste weit nach St. Petersburg gebracht wurde, um dort als die höchstdeutsame, colossale Grundveste, das Fufsgestell, welches die ganze Basis des unermefslichen Reichs versinnbildet, emporzuragen?

Ganze Bücher sind darüber geschrieben, wie die Schwierigkeiten des Transports dieses, wie die Dichter sagen, von Giganten-Händen geschleuderten Granitfelsens überwunden, welche mechanische und animalische Kräfte dabei in Bewegung gesetzt, wie das Ganze zu einem Festgepränge, zu welchem aus fernen Gegenden die Zuschauer herbei eilten, erhoben wurde. Durch Kupferstiche und Abbildungen aller Art wurde die Sache damals dem staunenden Europa vor's Auge gebracht, und wer hätte nicht wenigstens in seiner Jugend in irgend einer Beschreibung von Petersburg oder einem Bilderbuche diese Scene sich vergegenwärtigt? Die ganze Garnison der Kaiserstadt war dabei in Bewegung und das Unmöglichscheinende selbst wurde durch kriegerisches Machtgebot und Commandowort bewerkstelligt. Noch glauben wir die wirbelnden Trommelschläge zu vernehmen, die von

der Platte des Steines herab die Pausen und Tempo's für das unnennbare Getümmel des Zuges angaben!

Mit diesen Bildwerken und Erinnerungen an eine bewundernswürdige Kraftanstrengung zur Zeit unserer Väter eröffnet sich uns gerade jetzt ein höchst auffallender Vergleichpunkt. Wir brauchen dabei nicht mehr mit Caylus und Quatremère an die Mechanik zu erinnern, womit der Katafalk des Hephästions einst von Alexander dem Grofsen fortgeschafft wurde. Wir erblicken auf dem Conterfei eines, in den Catacomben von Theben von einem achtungswürdigen Reisenden unserer Tage abcopirten Grabgrotten-Gemäldes die einfach mächtigen Hilfsmittel, womit vor länger als 3000 Jahren in jenen Wunderschöpfungen der Sesostriden, die uns wie Märchen aus der tausend und einen Nacht vorkommen müssen, ein aus Syenit ausgehauener Steinriese, ein colossales Königs- oder Götterbild, vom Nil ausgeladen, über Land bis zu seinem Standpunkte fortgeschafft wurde. Die Parallele kann, mufs zu wichtigen Resultaten führen. Die Leuchte, in der Grabesgrotte einer schon zu Diodor's und Strabo's Zeiten untergegangenen Vorwelt angezündet, kann selbst auf die britischen Eisenbahnen und des erfindungsreichen Bader mechanische Verbesserungen ein überraschendes Licht werfen.

Es ist uns nämlich durch die Gefälligkeit des Verlegers der Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten vom General v. Minutoli *) eine Probe von acht Steindrucktafeln in Imperial-Folioformat zu Gesicht gekommen, welche zu den 30 abbildenden Erläuterungstafeln gehören, die diesem vom Könige von Preufsen selbst grofsmüthig unterstützten Reisewerke zur Zierde und zum Beleg dienen werden. Sie sind sämmtlich nach genauen, an Ort und Stelle selbst entworfenen Zeichnungen von Segato und Ricci im königlichen lithographischen Institute in Berlin sehr brav gravirt, einige davon auch in Farben sauber ausgeführt worden und berechtigen auch für die übrigen noch nicht erfolgten Mittheilungen zu den angenehmsten Erwartungen.

Unter diesen Probetafeln zog die gröfste Aufmerksamkeit ein grofses colorirtes Relief mit mehr als 200 Figuren auf sich, aus den Catacomben von Theben, welches, wie es schon in der Ankündigung des ganzen Werkes sehr richtig ausgesprochen wurde, die Fortschaffung einer sitzenden colossalen Statue darstellt, die man als aus den Steinbrüchen am östlichen Nilufer in einer ein-

---

*) Das Werk erscheint bekanntlich, vom Professor Tölken in Berlin herausgegeben, in gr. Quart (auf 50 Bogen gerechnet) bei Rückert in Berlin und wird den Subscribenten zu 20 Thlrn. abgelassen.

zigen Masse, also monolithisch *), ausgehauen sich vorzustellen hat. Man kann nach ähnlichen Vorgängern, wie Obelisken und andere colossale Denkmäler, wo Bildwerke sogleich auf der Stelle in den Steinbrüchen selbst zubereitet worden sind, auch hier füglich annehmen, dafs wir hier den Transport des fertigen Colosses hin zu dem Orte seiner Aufstellung abgebildet sehen. Wir erlauben uns, darüber einige vorläufige, nur flüchtige Bemerkungen in diesem vielgelesenen Blatte niederzulegen, blos um bei'm gröfseren Publicum, wäre es nöthig, auf dieses preiswürdige Unternehmen etwas mehr Aufmerksamkeit anzuregen. Der thronende Colofs selbst gehört in die Classe der sogenannten Horus-Figuren **) mit der heiligen, hier blau gefärbten Kappe über Hinterkopf und Nacken (der calantica) und mit einem Nilschlüssel (einer sogenannten crux ansata) in der allein sichtbaren rechten Hand. Denn dafs der Colofs dieses Abzeichen der höchsten Gewalt und Fruchtbarkeit, der Herrschaft über die Ober- und Unterwelt, diesen altägyptischen Vorläufer der geistlichen Schlüsselgewalt, wirklich gehalten habe, darf man, obgleich das verstümmelte Bild hier nur noch den Griff zeigt, aus hundert ähnlichen Abbildungen mit grofser Wahrscheinlichkeit vermuthen. Der Colofs selbst sollte unstreitig an die Pylonen oder an den Vorhof eines Tempels angelehnt werden. Doch sei seine Bestimmung gewesen, welche sie wolle, das Interessanteste ist die Darstellung der Art ***), wie diese enorme Steinmasse, auf eine

---

*) Schon Diodor I. 47. p. 56. Wess. spricht von 16 Ellen hohen Colossen aus einem Stein, ζώδια μονόλιθα, vergl. c. 57. p. 67. Daher die Benennung monolithisch, der man in der griechischen Kunst die Akrolithen, wo nur Kopf, Hände und Füfse aus Stein sind, entgegensetzt.

**) Ueber diese ganze Classe der Horus- und Memnonstatuen, worunter gewifs sehr viele Portraits der Sesostriden befindlich sind, ist in der Amalthea, Th. II. S. 179. ff. das Nöthige beigebracht worden. Im grofsen Werke der Description d'Egypte finden sich viele ganz ähnliche colossale Königsbilder. Doch auch hierin greifen wir dem Herausgeber der Reise nicht vor.

***) Als Goguet 1758 sein noch immer sehr brauchbares Werk: Origine des loix schrieb, wufste man über die Art des Transports der aus den Nilcanälen ausgeschifften colossalen Massen noch nichts anzugeben. On ne peu rien dire de certain sur les manoeuvres qu'on employait pour les conduire au lieu de leur emplacement, T. II. p. 137. der 4ten Ausgabe. Auch Zoega, de Obeliscis p. 185. weifs hier nur auf Kirchner zu verweisen. Neuerlich haben uns nun Jomard und die anderen französischen Herausgeber des grofsen Werkes die wichtigsten Erläuterungen

gewaltige Holzschleife *) gesetzt, mit Schleppseilen aus Papyrus und Flachs umwunden, mittels vier langer Reihen muskelkräftiger Aegyptier fortgezogen wird. Das Auffallendste ist sogleich bei'm ersten Blick der rechte Winkel, in welchem drei dieser Zugreihen — denn die eine geht in gerader Linie vorwärts — das an der Holzschleife in Knoten befestigte vierfache Seil anziehen. Hier müfste durchaus eine leichtfortbewegliche Vorrichtung angenommen werden, durch welche diese rechts und links parallel laufenden Seile sich auf- und abwickelnd in steter Entfernung von einander gehalten würden. Im Bilde ist diefs gar nicht bezeichnet. Indefs könnte doch nur durch eine solche Einrichtung die in vier Reihen gleich vertheilte Zugkraft wirklich in Ausübung gebracht werden. Wir überlassen es den geübten Forschern in der Mechanik, den künftigen Herausgebern des Heron und der übrigen griechischen Mechaniker, die Art dieses Mechanismus, der auch in den Processionen und Schaugeprängen der Alten häufig angewendet worden sein müfste, zu bestimmen. Doch so weit unsere Einsicht reicht, kann keine Mechanik diese Aufgabe lösen. Wir glauben vielmehr, überzeugt zu sein, dafs diese Unform blos in der Beschränkung der Malerei der Alten, die wohl in Aegypten ihren unbestrittenen Stammbaum findet, allein gegründet sei. Bei der Entbehrung aller Linien-Perspective konnte sie das Nebeneinander nur als Uebereinander aufstellen **) und so müssen wir auch hier die übrigen Zugreihen nur neben einander vorgespannt denken, indem eben so viele Seile an der schmalen Querseite des hölzernen Zuggestelles, den wir Schlitten nennen wollen, befestigt waren. — Sehr bemerkenswerth ist in den Reihen der Zugarbeiter theils der Umstand, dafs, indem sie alle Paar und Paar an's Seil gelegt sind, doch fast immer der vordere, dem Zuschauer ganz zugekehrte, ein dunkelbrauner Schwarzkopf, der andere aber, sein Genosse, behaubt und von einer weit lichteren Hautfarbe ist, theils aber die Sonderbarkeit, dafs in den drei von der geradausgehen-

---

darüber gegeben. Aber dieses Reliefgemälde giebt zuerst einen deutlichen Begriff.

*) Ammianus Marcellinus nennt diese Schleifen mit einem aus dem Griechischen entlehnten Worte chamulcus, bei Gelegenheit des Transports des grofsen Obelisks unter Constantin XVII., 4. 14. mit den Commentarien in Wagner's Ausgabe, p. 258.

**) Diefs ist von uns in den „Ideen zur Archäologie der Malerei" das System durchlaufender Linien genannt worden, p. 311. ff. Auch Professor Tölken hat bereits vor mehreren Jahren in seiner lehrreichen Abhandlung über das Relief diese, auf reinplastische Prinzipien beruhenden Regeln der alten Malerei nach Gebühr gewürdigt.

den Zuglinie ferner gestellten Reihen immer ein Paar um's andere so gestellt ist, dafs der Schwarzkopf sich gegen die Statue umsieht, der Behaubte aber überall nur vorwärts blickt. So wären also diese Reihen aus verschiedenen Menschenracen, die damals in Oberägypten neben einander wohnten, zusammengesetzt *), und sie zeigen in ihrer schweren Zuganstrengung verschiedene Aufmerksamkeit. Und aufmerken müssen Alle auf ein in angemessenem Zeitmafs von den Schenkeln des Colosses herab erschallendes Commandowort. Denn so wie es von jeher bei den Galeeren der Alten einen eigenen Zurufer, der den Ruderern den Tact zum Rudern gab, und bei den Treckschuyten oder Schleppkähnen auf dem Wasser für die Zugknechte stromaufwärts ein eigenes, den tactmäfsigen Fortschritt regierendes Taktwort gab **), so wird hier vom Colofs aus commandirt ***).

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient der Aegyptier, welcher auf die der Holzschleife am nächsten auslaufende Bahn Wasser ausschüttet, um die Holzkufen der Schleifen anzufeuchten und vor Selbstentzündung, die durch Reiben entstehen müfste, zu bewahren, vielleicht auch, um die Schleppseile selbst nöthigen Falles damit zu bespritzen; und so wären zugleich auch die ganz unten stehenden drei Wasserträger, wovon jeder zwei Kübel an einem Trageholz schleppt, zur Genüge erläutert; so wie wir uns in den drei Figuren, welche hinter den Wasserträgern einen grofsen, an dem einen Ende ausgezackten Balken auf den Schultern tragen, Träger einer Walze oder eines andern hebelartigen Werkzeuges, das wohl in einer Treppe auslaufen könnte, gern denken möchten. Wir getrauen uns nicht, die eigentliche Bestimmung der sechs

---

*) Wenn nur nicht auch hier das Unvermögen, zwei neben einander sich gleich bewegende Figuren durch Schatten und Licht gehörig abzusetzen, diese hellere Färbung der hinteren Figur eingegeben hat. Auf der obersten Reihe, wo sie rottenweis aufmarschiren, tritt freilich der umgekehrte Fall ein.

**) In dem einzigen Vers Martials IV., 64.: nauticum celeusma — clamor helciariorum, ist Alles zusammengefafst. Der Aegyptier auf dem Kniee des Colossus ist der celeustes, pausarius, hortator (s. Gronov zu Seneca's Agam. 428.). Die ziehenden Aegyptier sind die helciarii. Denn helcion heifst das Zugseil.

***) Der abgesondert stehende, dem Colofs ganz zugekehrte Mann unten in der Mitte, verstärkt offenbar durch ein Schlaginstrument, das die Alten ein crusma nannten, welches er mit beiden Händen an einander schlägt, den tactmäfsigen Zuruf; sein Instrument vertritt die Stelle des Hammers, des portisculus (s. Scheffer, de re Navali IV., 7. p, 307.), den der Commandirende anschlug.

Reihen unbeschäftigter Aegyptier im Rücken des Colosses zu errathen. Die Untersten haben Stäbchen in den Händen, sind also Befehlshaber. Aber ungemein erbaulich und deutsam anzusehen sind die in sechs Rotten, jede zu sechs Paaren, ganz oben in einer Linie mit tactmäfsig gehobenem Fufs aufmarschirenden Aegyptier. Dieses sind die zum Ablösen der jetzt im Seilschleppen begriffenen Kameraden befehligten Abtheilungen. Denn dafs dieses ihre Bestimmung ist, zeigt schon derselbe Wechsel von brauner und hellgelber Hautfarbe, von weifsbehaubten und schwarzen Krausköpfen. Wie ist hier für Alles gesorgt, wie Alles in Reih' und Glied geordnet! Auch dürfen uns die Palmenzweige, die Jeder in die Höhe hält, nicht Wunder nehmen. Diese Zweige dienten den Aegyptiern zu vielen Feierlichkeiten, und man streute sie denen auf den Weg, die man ehren wollte *). Vielleicht sind diese hier bestimmt, dem göttlichen Colofs bei'm Festzug, der dadurch noch mehr religiöse Bedeutung bekommt, vorgestreut zu werden. Doch genug dieser flüchtigen Bemerkungen, wie sie uns bei'm ersten Anblick des Bildes vor's Auge traten. Ein warnender Genius winkt uns die alte Vorschrift zu: „Lege deine Sichel an des Nachbars Ernte nicht!"

---

*) Jeder Leser des Neuen Testamentes weifs aus Johannes XII. 13., dafs die Juden dem Heilande bei seinem Einzuge Palmenzweige entgegenstreuten. Da hat schon Wetstein seine Pflicht gethan. Das Wort βάϊα, welches da steht, ist ägyptisch und bezeichnet eben die Palmenzweige zu heiligem Gebrauch. Alles hieher Gehörige giebt Jablonsky, Voces Aegypt. in den Opusc. T. I. p. 43., mit Te Water's Anmerkungen.

VIII.

Die Isis-Vesper.

Nach einem Herculanischen Gemälde.

Grofs ist die Königin Isis! Diefs ruft uns mit vernehmlicher Stimme das Gemälde zu, das durch eine Nachbildung uns hier vorgeführt wird *). Das Urbild befand sich noch bis zur letzten Staatsveränderung im königlichen Museum zu Portici. Wunderbares Schicksal! Mit unvergänglichen Farben im alten Herculanum enkaustisch gemalt, wird es bei'm ersten furchtbaren Ausbruch des Vesuvs in Lava 30 Fufs tief begraben, feiert nach 17 Jahrhunderten sein Auferstehungsfest, macht ein halbes Jahrhundert, nebst einer ganzen Galerie ähnlicher, gleichfalls aus der Lavagruft wieder erweckter Wandgemälde die Bewunderung aller Alterthumsfreunde und Kunstliebhaber, unter welchen auch unser Winckelmann in seinen Herculanischen Sendschreiben seiner mit Achtung gedenkt, und liegt jetzt auf's Neue entweder im Meeresgrund oder doch in einer fluthenden Kiste zu Palermo begraben. Zum Glück wurde uns wenigstens im Prachtwerke der Herculanischen Alterthümer — Dank sei es dem edlen Minister Tanucci, der dieses Werk förderte und in Stunden der Erholung selbst Hand daran legte — sein, wenn auch schwaches und unzulängliches Ebenbild nebst einem noch reicheren Seitenstücke dazu erhalten **). Unsere Abbildung ist zwar nur eine Abschattung nach jener Abschattung oder ein Nachklang eines anderen Nachklanges,

*) S. Taf. IV.

**) Pitture d'Ercolano T. II. tav. LX. Das Seitenstück tav. LIX.

sie ist aber doch so noch vollkommen zureichend, um uns die lebhafteste Vorstellung von einer der merkwürdigsten Liturgieen und Anbetungssitten der alten Welt zu gewähren. Ihre genaue Kenntnifs mag einen hellen Lichtstrahl auf Entstehung und Fortpflanzung neuer Liturgieen und Kirchengebräuche werfen und schon in sofern den Alterthumsforscher vor dem Vorwurf sichern, dafs er, wie dort Foote in einer bekannten Farce auf die Alterthümler spottet, frische Milch von alten Böcken melke und zum Eichelschmaufs einlade, wo lockeres Weizenbrot winkt.

Wir erblicken hier die Schlufsscene des täglichen Dienstes, womit im ersten und zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nicht nur in der Weltherrscherin Rom selbst, sondern auch in allen bedeutenden Handelsplätzen an den Küsten Italiens, ja fast durch's ganze römische Reich, die grofse Königin und Mutter Isis von allen Gläubigen verehrt und auf's Inbrünstigste angebetet wurde. Es ist bekannt, dafs sich dieser Dienst jeden Tag mit einer Morgenandacht öffnete und mit einer Abendandacht schlofs, wobei jedesmal die Gemeinde der Gläubigen sich zahlreich und im gehörigen Costüm an den Stufen der Isiscapelle, um den im Vorhofe befindlichen Hauptaltar herum, zur Ausübung und Handhabung der vorschriftmäfsigen Liturgie versammelte. Es dürfte aus mehreren Umständen mit ziemlicher Klarheit hervorgehen, dafs wir hier eine wahre Isis-Vesper oder den Theil der täglichen Liturgie vorgestellt sehen, welcher um die achte Tagesstunde, etwa mit unserer vierten Nachmittagsstunde zu vergleichen, von den Isispriestern bei der jedesmaligen Schliefsung der Capelle, Angesichts des ganzen Volkes verwaltet wurde. Eben so wahrscheinlich liefse sich das andere Gemälde, dem das unsere als Gesellschaftstück beigesellt ist, für eine Metten halten oder für eine Morgenandacht bei der Eröffnung des Tempels, gleich nach Aufgang der Sonne, zur ersten Tagesstunde. Von ihm ist bei einer anderen Veranlassung ausführlich die Rede gewesen *). Doch ehe wir zur Beschauung im Einzelnen fortgehen, dürfe es wohl nicht unnütz und unangenehm sein, über die religiöse Stimmung, wodurch dieser Isisdienst damals in der alten Welt so vorherrschend und allgemein verbreitet wurde, etwas zur Einleitung voranzuschicken.

Nach Alexander's des Grofsen Tode vermischten sich in der alten Welt die zwei Hauptfamilien aller alten Religionen, der Sternen- und Feuerdienst, dessen höchste Blüthe die Lehre Zerdusch's gewesen ist, und die gröbere Abgötterei des Bilderdienstes, dessen plastische Vollendung in den Idealgestalten der griechischen Götterlehre uns erscheint, in den seltsamsten Zusammenschmelzungen.

---

*) Sabina oder Toilette einer Römerin, Th. II. S. 250.

Morgenländische und abendländische Religionsphilosopheme begegnen sich zu Ephesus, Antiochien, Alexandrien, Rom, als den vorzüglichsten Schmelztiegeln dieser wunderbaren Mischungen, die, wie schon längst bemerkt worden ist, im Zeitalter August's, als die Zeit erfüllt war, selbst wider ihren Willen die Epiphanie und Verherrlichung des Erlösers des Menschengeschlechts, die mehr als eine prophetische Ekloge an den Pollio ankündigte, nach den Planen einer höheren Weltregierung vorbereiteten und erleichterten. Der neuägyptische Aberglaube bewies sich hierbei überall am wirksamsten. Längst schon war die griechische und römische Welt den Kinderbegriffen der alten Göttererzeugungen (Theogonieen) und Heldenmythen entwachsen. Jupiter und Juno, Apollo und Diana und wie die übrigen alten Bewohner des Olymps angerufen werden mögen, hatten ihre Herrschaft freilich noch nicht in dem Sinne verloren, in welchem ein französischer Dichter unserer Tage, der leichtfertige Parny, in seinem Götterkriege ihre Entthronung besang. Noch dampften ihre Altäre in den gesetzten Jahresfesten; noch wurden ihre Bildsäulen in Pomp und Schaugepränge durch die Strafsen getragen, und Tempel und Theater füllten sich an den Tagen der Weihe mit Tausenden von Zuschauern. Allein von Anbetung wufsten diese Zuschauer nichts mehr. Die Kunst selbst, welche in idealischen Göttergestalten schwelgte, war nur ein verfeinerter Sinnenreiz. Daher hielt auch der weniger Altgläubige fest bei der Ueberzeugung, dafs nur den uralten Bildern voll steifer, trockener Unform die Gottheit leibhaftig beiwohne. Die Volksreligion stellte sich vergeblich der heillosen Aufklärung der Philosophen und Spötter entgegen. Mit Füfsen wurde göttliche und menschliche Satzung und Alles, was dem beschränkten, frommen Väterglauben das Heiligste gewesen war, weggestofsen und zertreten. Aber die Brust des Menschen fühlt gerade in einem solchen Zustande allgemeiner Auflösung am meisten unbefriedigte Leere und eine geheime Sehnsucht, ein Göttliches, Unnennbares darin aufzustellen. Diese Sehnsucht wurde auch damals von vielen tausend übersättigten Geniefsern und Geniefserinnen empfunden, und so wurde durch viele Tausende auch der alte Erfahrungssatz bestätigt, dafs da, wo Unglaube Hausherr ist, der Aberglaube sich schon die Hinterthüre geöffnet hat. Für Viele erschien der Judäismus als eine willkommene Ausfüllung dieser so schmerzlich gefühlten Leerheit. Man erinnert sich, wie gerade damals durch's ganze römische Reich und selbst über dessen Grenze hinaus Judengemeinden und fromme Anhänger des mosaischen Ceremoniendienstes sich häuften. Doch duldete dieser strengere Jehovadienst kein irdisches Bildwerk. Die Sinnlichkeit forderte bestimmtere, tastbarere Formen der Anschauung und Anbetung. Da schickte Aegypten, die treue Pflegerin und Säugamme aller religiösen Phantasiereize und Schwärmereien vom An-

beginn, dem sinkenden, durch klügelnde Spitzköpfe und überverfeinerte Weltlinge lange vor Lucian schon hinlänglich untergrabenen Bilder- und Götterdienst zwei neue kräftige Stützen, ein Labsal für krankhafte Seelen und reizbedürftige Leiber. Serapis kam den kranken Leibern, Isis den schmachtenden Seelen zu Hilfe. Jupiter Serapis, mit seinem allsegnenden Fruchtmafs auf dem majestätischen Strahlenhaupte, verdrängte bald die olympischen und capitolinischen Jupiterformen und ihre schützende Obhut durch Griechenland und Rom. Der alte Jupiter konnte ja nur donnern, und sein Blitz traf oft seine eigenen Tempel und geweihten Eichbäume. Der ägyptische Wundergott, ausgestattet mit allen Wundersagen und Verheifsungen des älteren Apis- und Osirisdienstes und mit allen Herrlichkeiten des griechischen Olymps, hielt nicht vergeblich die Schlüssel des Nils und des Schattenreichs in seinen Händen. Er allein konnte die bedrängten Sterblichen von allen Gebrechen und Seuchen heilen. In verstärkter Wirksamkeit verrichtete dieser neue Alexandrinische Heiland alle jene Heilwunder, welche einst Aesculap, der Schmerzenbändiger, in den Tempelhallen zu Epidaurus und auf der Tiberinsel gewirkt hatte. Fast alle grofse Hafenstädte Italiens erhielten Serapeen — so hiefsen die Tempelbezirke und Lazarethe des heilbringenden Gottes — mit geräumigen Vorhöfen und Säulengängen, in welchen nach den Classen der Krankheiten für alle Prefshafte und Siechlinge Kammern und Badegemächer abgetheilt waren. So wurden diese Serapeen bald die einzigen Quarantaineanstalten und Genesungshäuser der alten Welt. Freilich wurden auch hier natürliche Heilmittel, vor allen aber jene Bäder und Einreibungen, durch deren Geringschätzung allein schon die verkünstelte Reiz- und Heilkunde unserer Zeiten zu einer Verrätherin des Menschengeschlechts wird, in die sonderbarste Verbindung mit Tempelschlaf, Somnambulismus und anderen Jonglerieen gebracht, die nur die Priesterärzte übten und unter sich fortpflanzten; allein auch diefs war mit tiefer Einsicht auf das Bedürfnifs der damaligen Menschheit berechnet, und aus der empirischen Quacksalberei entwickelte sich bald eine merkwürdige, auffallend wirksame psychische Medizin. Schade, dafs uns darüber so wenig zuverlässige Quellen offen stehen! Doch anschaulicher wird uns die wunderbar waltende Kraft des Gottes durch genauere Betrachtung der Ruinen seines Tempels zu Puzzuolo, drei Meilen von Neapel an der campanischen Küste. Noch jetzt verkündigen drei Riesensäulen, so wie sie sind, entwürdigt und von Meerdatteln angefressen, aus mächtigen Trümmerhaufen die alte Herrlichkeit des Gottes, der in diesem volkreichen Seehafen unter dem Namen Serapis Dusar schützte und heilte. Eine prächtige, in neueren Zeiten dem Palaste zu Caserta dienstbar gemachte Colonade umgab die weitläufigen Galerieen und Hallen, wenn neuere Architekten durch ihre

Grundrisse nicht täuschen *). Dort fand man zahlreiche Krankenstuben und Schwitzbäder zwischen Priester- und Wärterwohnungen, die leicht Alles darboten, was unsere Hospitäler oft mehr zur Schau als zum Gebrauche darbieten. Ja, alle Schwefelkammern und Stasse des wollüstigen Bajä von Nettuno bis zu den meerverschlungenen Gewölben von Tripergola hin, längs der campanischen Küste, waren höchst wahrscheinlich eine an einander hängende Reihe von Gnadenorten und wunderthätigen Heilungsplätzen unter des Alexandrinischen Allvaters Serapis waltendem Schutze.

Aber weit eingreifender und bethörender für die entnervte, wundersüchtige Menschheit wirkte der allverbreitete Isisdienst besonders auf das weibliche Geschlecht. Alles, was einst die schauerlichen Weihungen und Mysterien der Kabiren und der eleusischen Götter in Griechenland, was die wohlabgestuften, in drei Graden gefeierten Naturgeheimnisse und Bacchanalien des Liber Pater und Hebon in Campanien und Grofsgriechenland, ja was selbst die verhüllte Feier der guten Göttin in Rom der spähenden Geheimnifssucht und frömmelnden Andächtelei im Einzelnen dargeboten hatten, fand sich durch den listigsten Pfaffentrug in dem geheimen Gottesdienst der grofsen ägyptischen Göttin, wie in einem unterirdischen Canal, der alle Abzüge aufnimmt, zusammengeflossen. Tagwählereien, Abwaschungen, Fasten, Sühnungen, Kasteiungen und Abtödten des Fleisches waren die Vorspiele der eigentlichen Weihe, die Männer und Frauen nach mancher Prüfung und Aufopferung endlich in dem Allerheiligsten der Göttin von tausend Namen und Kräften in drei Stufen erstiegen **). Neuen Ausschweifungen wurden dadurch Riegel und Thor geöffnet. Unter dem Vorwande dieser oft viele Tage lang dauernden Vorbereitungen und Prüfungen, die kein Gatte seiner Frau, kein Liebhaber seinem Mädchen, ohne die Peitschenschläge des Osiris oder die Schlangenbisse von den Nattern der Isis sich aufzuladen, verweigern durfte, schlichen sich bald die zweideutigsten Zusammenkünfte, vom allverhüllenden Schleier der grofsen Göttin umhangen, in diese Heiligthümer ein. Die verbotene Frucht schmeckte unter solchen Umgebungen doppelt süfs, und der scherzende Muthwille nannte die allsühnende, allbefruchtende Mutter Isis wohl gar eine

*) Hierher gehört ein grofses Blatt von Morghan und Piranesi, so wie der Grundrifs und die Restauration des französischen Baumeisters Robert in St. Non, Voyage pittoresque T. II. p. 170. ff. vergl. Hamilton's Campi Phlegraei pl. XXVI.

**) S. die unter Oberlin von Joh. Jak. Jügle vertheidigte Streitschrift: de L. Apulejo, Aegyptiorum mysteriis ter initiato. Argent. 1786.

Gelegenheitsmacherin und Kupplerin. Denn so ruft der leichtfertigste der römischen Dichter in seiner Kunst zu lieben (I. 77.):

Meide das Heiligthum nicht dort, wo die nilotische Kuh thront!
Buhlerin war sie dem Zeus; Buhlinnen wirbt sie zum Dienst *)!

Es gehörte zum guten Ton in Rom, dafs eine Dame wenigstens zweimal im Monat das Iseum oder die Tempelhallen der Göttin Isis auf dem Marsfelde im neunten Quartier der Stadt mit allem Anstande einer schönen Büfserin besuchte. Denn dort hatte die allreinigende und entsündigende Göttin, trotz aller Polizeiverfügungen des Kaisers August, der die ägyptischen Tempel wenigstens auf 1000 Schritte vom Weichbilde der Stadt verwies, ja trotz des gewaltigen Strafgerichts, welches Tiber über die schamlos kuppelnden Isispfaffen und ihre Göttin ergehen liefs, sich schon unter seinen nächsten Nachfolgern wieder angesiedelt und einen ansehnlichen Tempelbezirk nebst Vorhöfen und allem Zubehör sich anzueignen gewufst. Hier fand der Müfsiggang und die Neugier, nebst der ganzen Sippschaft von Lüsten und Begierden, die sich Kinder jener grofsstädtischen Tugenden nennen, alle Morgen und alle Abende volle Befriedigung.

Denn auch aufser den besonderen Monatsfesten und grofsen Weihungstagen war hier täglich zweimal eine feierliche Anbetung und Zusammenkunft aller Gläubigen beider Geschlechter. Früh um die erste Stunde stand die Göttin auf, und wer ihre besondere Huld verdienen wollte, fand sich also schon hier zum Morgengebet bei'm Aufstehen oder Lever der Göttin ein. Der Tempel wurde mit besonderen Gebräuchen eröffnet. Der Oberpriester mit seinen Ministranten trat aus dem innersten Heiligthume hervor. Unten loderte, Weihrauch duftend, die Flamme des Morgenopfers auf dem Altare. Ein süfser Flötenklang präludirte. Die Gemeinde hat sich indefs in zwei Reihen im Vorhof bis an die untersten Stufen des Tempels gestellt. Die Stimme des Priesters ruft zur Andacht. Eine Art von Litanei wird gesprochen. Nun fallen in raschem Schlag taktmäfsig alle Isisklappern in den Händen der begeisterten Menge ein. Oben vor dem Heiligsten wird durch ein symbolisches Geberdenspiel, oft auch durch mimischen Tanz oder andere Darstellungen ein Theil aus der Geschichte der Isis versinnbildet. Die Elemente ihres Dienstes werden mit lautem Rufen dem knieenden, betenden, klappernden, allerlei Gebetsformeln abplappernden, sich seltsam geberdenden Volke vorgehalten. Ist eine besondere Büfserin, eine ausgezeichnete Person des einen oder des anderen Geschlechts gegenwärtig, hat sie dem Oberpriester in ihrer Beichte ein besonderes Anliegen vorgetragen, so tritt auch sie jetzt besonders her-

*) Vergl. denselben III. 393. ff. 635. Beck.

vor, opfert und schlägt die Klapper. Die Gemeinde vereinigt sich mit ihr in Fürbitte und Gebet an die grofse Göttin und Helferin aus allen Nöthen. Nun erst wird diese Liturgie geschlossen und die Schar der Anbetenden mit einer feierlichen Entlassungsformel verabschiedet. Wer solchen Segen empfing, gewinnt die Gnade der Göttin und erwirbt Gedeihen für das ganze heutige Tagewerk. Und so endigt sich diese Morgenbegrüfsung und Anbetung der dreimal hochgepriesenen Göttin, bei der sich nun Jeder einzeln noch ein besonderes Gehör erbitten und den ganzen Tag über sein Anliegen anbringen kann.

Aber hatte man der Göttin früh bei'm Aufgange der Sonne schon einen guten Morgen gewünscht, so durfte man auch nicht versäumen, ihr einen feierlichen Abendgrufs zu überbringen und eine gute Nacht anzuwünschen. Diefs geschah Nachmittags bei der feierlichen Schliefsung des Tempels um vier Uhr nach unserer Zeitbestimmung oder, nach der alten Tagesordnung, nach Verflufs der achten Tagesstunde. Es kann füglich der Vesperdienst oder auch le petit coucher der Göttin genannt werden. Die Götter mufsten sich ja von jeher nach menschlicher Sitte und Lebensweise bequemen. Der Homerische Zeus führt auf seinem Olymp gerade die patriarchalische Wirthschaft mit seinen Weibern, Söhnen und Töchtern, wie die Könige Priamus oder Alkinous unten im Troer- oder Phäakerland. So mufsten auch die zwei grofsen nilanwohnenden Götter, Isis und Serapis, seit sie sich in Rom und an den italienischen Küsten angesiedelt hatten, römische Lebensweise annehmen. Selbst in den üppigsten Zeiten unter den Kaisern stand man doch in Rom sehr früh auf und schon um die erste und zweite Tagesstunde war Alles auf den öffentlichen Plätzen, in den Gerichtshöfen und Märkten in voller Bewegung. Dafür war aber auch um die achte Stunde des Tages oder nach vier Uhr Nachmittags, die längeren Tagesstunden des Sommers in richtige Gleichung gebracht, alle Berufsgeschäftigkeit völlig geschlossen. Man zog sich aus dem öffentlichen Leben zur häuslichen Ruhe, zu Bädern und Mahlzeiten zurück. Denn die achte Stunde war, wie bekannt, damals die allgemeine Efsstunde, nicht nur in Rom, sondern in der ganzen alten Welt. Daher wurden um diese Zeit auch alle Tempel geschlossen und also auch Mutter Isis im feierlichen Vesper- oder Abenddienst nochmals angesungen, angeklappert und angebetet. Das Erste war, dafs man durch eine besondere Formel, die einen wesentlichen Theil der Liturgie ausmachte, der Göttin selbst die Abendstunde anmeldete. Bekanntlich entbehrten die Alten der modernen Bequemlichkeit der Schlag- und Sackuhren, ersetzten sie aber, wie so Vieles, was bei uns die todte Mechanik bewirkt, durch lebendige Maschinen, durch Sclaven und Sclavinnen, die blos darauf abgerichtet waren, nach der Bestimmung der Wasseruhren und Schatten an den Sonnen-

weisern ihren Herrschaften die Stunden anzumelden. Wohleingelernte Stundenboten konnten sogar an der Länge ihres eigenen Schattens, den sie blos nach dem Augenmafs gnomonisch zu bestimmen sich geübt hatten, unfehlbar die rechte Morgen- oder Abendstunde angeben. Dieselbe Sitte fand nun auch bei den Tempeln statt. Es gab fromme Leute in Rom, die sich das sonderbare Verdienst um den Capitolinischen Jupiter erwarben, ihm die Stunden anzusagen *). Vorzüglich war diefs aber bei'm Metten- oder Vesperdienst der grofsen Isis eingeführt, da hiervon die Zeitbestimmung der ganzen täglichen Liturgie abhing. Darum finden wir auch in den Verzeichnissen der verschiedenen Priesterordnungen und Ministranten bei'm Isisdienst, so wie sie in zwei merkwürdigen Stellen auf uns gekommen sind, namentlich und ausdrücklich die Stundenschauer und Stundenverkündiger (Horoskopen und Horologen) erwähnt **). Ohne Zweifel verrichtete einer dieser Tempeldiener die Anmeldung an die Göttin selbst, worauf das Klapperschlagen und die Musik anfing, die in zwei Reihen geordnete Gemeinde aber eine Antiphone oder eine darauf berechnete Formel in starkem Unisono abrief. Die übrigen Abtheilungen der Liturgie waren der Hauptsache nach wohl dieselben, die auch bei der Morgenandacht stattgefunden hatten; doch wechselte man unstreitig in den Litaneien und Hymnen, die zum Klapperschlag, Flöten- und Trompetenklang abgesungen und von einem eigenen Psalmisten oder Vorsänger, der in der Priesterordnung der Hymnode hiefs, intonirt und angestimmt wurden. In dem feierlichsten Moment wurde von dem Oberpriester, der mit zwei Diakonen oder Pastophoren, wie sie in der Kunstsprache hiefsen, rechts und links eingefafst, auf der obersten Stufe vor den Schranken des Heiligthums stand, der heilige Grundstoff, das Symbol des allbefruchtenden Nilstroms, das geweihte Wasser mit grofsem Anstande emporgehoben und der Gemeinde zur inbrünstigsten Anbetung vorgehalten. Den Schlufs machte die gewöhnliche Entlassungsformel ***).

Gerade in diesem feierlichsten Moment der Elevation erblicken wir auf vorliegendem Herculanischen Gemälde die Abendandacht der Gläubigen vor dem Isistempel zu Pompeji oder Stabiä. Denn man würde sich irren, wenn man auf diesem Bilde den Tempel der campanischen Isis auf dem römischen Marsfelde zu erblicken glaubte. Dieser hatte gewifs noch weit mehr Aufsenwerke, Säu-

*) Augustin, de civit. Dei. VI., 10. p. 605. Coqu. mit Lipsius Commentar in den Electis II., 19. T. I. p. 820. Op.

**) Chäremon bei Porphyrius, de abst. IV., 8. p. 321. Rhoer. Clemens Strom. VI. p. 757. Pott.

***) Die Beweise von allem bisher Angeführten bei den Erklärern Tibull's I., 3. 30. von Scaliger an bis Heyne.

lenhallen und Verzierungen, wohin wohl auch am Fuſse der Stufen zwei Obelisken gehörten. Denn Obelisken, wenigstens der kleineren Gattung, scheinen auch bei Isistempeln von einigem Umfange eine eben so unerläſsliche Bedingung gewesen zu sein *) als die tempelbewachenden Sphinxe am Aufgang der Treppe. Was wir auf unserem Gemälde sehen, ist wohl nur eine kleinere Isiscapelle in irgend einem campanischen Hafenplatze, wo sich die Eingeborenen mit den ägyptischen Schiffern und Passagieren bei'm Dienste der segnenden Nilmutter vereinigt haben, und der geringere Pomp den beschränkteren Kräften der Einwohner angemessen sein muſste. Wir wissen aus den Berichten aufmerksamer Augenzeugen **), wie geräumig und mannichfaltig die Gebäude des Isistempels gewesen, die vor 50 Jahren aus der Verschüttung von Rapillo oder Bimsenstein und Asche in dem wiederauflebenden Pompeji hervorgegraben wurden. Aber diese Stadt war auch zu der Zeit, wo ihr feuerspeiender Nachbar sie mit seinen geschmolzenen Eingeweiden überschüttete, eine der gewerb- und volkreichsten Städte dieser Küste. Doch wir sind auch hier keinesweges gesinnt, dieses wenig bedeutende Isistempelchen als Muster architectonischer Vollkommenheit aufzustellen, oder gar zur Aufnahme in des malerisch verschönernden Cassas Pariser Modellgalerie zu empfehlen. Der beredte Legrand selbst würde daran seine Beredtsamkeit vergeblich verschwenden. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich weit mehr auf die Acteurs dieses geistlichen Dramas, wobei es weder an Statisten noch an anderen Requisiten fehlt.

Der Hauptacteur des ganzen Stückes, welches mit so sichtbarer Rührung und Bewegung aller Anwesenden aufgeführt wird, ist ohne Widerrede die kahlköpfige, aber sehr venerable Mittelfigur da oben vor dem Eingang in's Heiligste. Was der Prophet — so hieſs der Oberste in der Priesterordnung, der, wie auch hier, immer nur mit Diakonen und Ministranten umgeben erscheint, — da eben jetzt zur Aneiferung und Beflügelung der allgemeinen Andacht salbungsvoll emporhält, ist das Heiligste der ganzen Isisvesper, ist der hochwürdige Wasserkrug, der den Urstoff alles Gedeihens, das echte, ägyptische Lebensprinzip, mit einem Worte das heilige Nilwasser, umschlieſst, es ist die oft mit Kniebeugung und Niederwerfung bei Processionen angebetete Hydria. Vom Nil, dem Vater und Erhalter Aegyptens, geht alle Cultur und

---

*) Zwei Obelisken an dem Isistempel auf der Barbarinischen Mosaik. S. Abbildung und Erklärung bei Zoega, de Obelisc. p. 1. 56.

**) Vor Allem Hamilton in seinem Account of the Discoveries in der britischen Archäologie T. IV. pl. XI. und XVIII. und der Grundriſs von Desprez in St. Non, Voyage pittoresque T. II. p. 76. n. 7.

aller Cultus dieses Wunderlandes aus. Daher ist den Aegyptern alles süfse Wasser, vor Allem aber das, welches aus seinem Strom geschöpft wird, ein Ausflufs des Osiris *). Bei'm Jahresfeste des wiedergefundenen Osiris, wo man nach langer Jammerklage endlich das jubelnde: „Wir fanden ihn und freuen uns Alle!" ausrief, warf sich vor dem Krug mit neugeschöpftem Nilwasser, vom Hohenpriester getragen, Alles tiefanbetend zu Boden oder streckte, lobpreisend das Wunder göttlicher Barmherzigkeit, die Hände gen Himmel **). Das heilige Nilwasser also, im heiligen Nilkrug aufbewahrt, war bei der Isisfeier das lebendigste Sinnbild, die ehrwürdigste Hieroglyphe des Vaters aller Lebendigen und Todten, des Osiris. Isis konnte ohne den Osiris nicht verehrt werden. Osiris selbst erschien also den Gläubigen, gleichsam verkörpert im Nilwasser, so oft die Hydria, der heilige Krug, vom Oberpriester dem Volke gezeigt und seiner Anbetung dargestellt wurde, und diefs geschah wahrscheinlich täglich zweimal bei jedem Morgen- und Abendsegen. Man vernachlässigte dabei nichts, um die Hochheiligkeit dieser Gottesverkörperung den Zuschauern eindringlicher zu machen. Der Prophet, so grofs auch der Schimmer von Heiligkeit war, der diesen Auserwählten umgab, wagte es nicht, das Gefäfs, in welchem das ehrwürdigste Geheimnifs sich befand, mit blosen Händen anzugreifen. Er trug über die Stola aus der feinsten Leinwand einen Ueberwurf (piviale), der ihm Schulter und Arm bedeckte, gleichfalls aus feiner Leinwand oder Musselin, in welchen er Arm und Hände einwickelte. So umwickelt erfafste er erst das heilige Gefäfs, das er, wie der Kirchenvater Clemens von Alexandria sich ausdrückt, an seinen Busen geschlossen vor sich trug ***). Nur die Kleinheit unserer Nachbildung ist Schuld, dafs man auf ihr diese Hand- und Arm-

*) Plutarch, de Iside et Osir. c. 36. T. II. p. 496. Wytt. vergl. c. 38. 39.

**) Die Hauptstelle bei'm Vitruv VIII. Praefet. p. 206., wo Schneider das von Jocundus eingeflickte tegunt mit Recht verwarf. Vergleiche die Stelle aus Julius Firmicus in Schneider's Commentar T. II. p. 92.

***) Clemens, Strom. VI. p. 758. Apulejus, Metam. XI. p. 777. Oudend. So erscheint der Prophet auf dem merkwürdigen Relief, das Montfaucon schon aus den Admirandis gab, das aber richtiger abgebildet sich befindet in Monument. Mathaeiorum T. III. tav. XXVI. mit Amaduzzi's Comment. p. 45. Die sogenannte Psyche im Museo Capitol. T. III. n. 23. ist ebenfalls nur eine Priesterin, die das heilige Wassergefäfs verschleiert empor hält. Wahrscheinlich hatte sich eine Römerin in ihrem Andachtseifer so bilden lassen.

umwickelung weniger gewahr wird als im gröfseren Kupferstich des Originals. Ueberhaupt ist von der Tonsur und kahlen Kopfglatze bis auf die Fufsbekleidung von Papyrusstaude im ganzen Costüm der Isispriester oder der ägyptischen Priesterkaste überhaupt Manches noch immer einer genaueren Untersuchung werth *). Uns genügt indefs hier die Frage, ob auch die Anbetung des heiligen Nilwassers und seines thönernen oder metallenen Behälters wirklich so unsinnig sei, als sie bei'm ersten Anblick scheinen könnte. Gewifs, es hat weit abgeschmacktere Abgötterei gegeben als diese. Die ganze ägyptische Priestertheorie vom Wasser als Urstoff aller Wesen, aus welchem sich in dreifacher Potenz Erde, Luft und Feuer entwickeln, mag freilich vor Lavoisier's Hydrogen und Oxygen sehr kahl und dürftig erscheinen, war aber doch vielleicht das Verständigste, was eine atomistische Kosmogonie und Geogonie ersinnen konnte. Und was konnte der fromme Aegypter nicht Alles von seinem Nil und den Süfsigkeiten seines Wassers erzählen? Man verführte es, wie eine Heil- und Wunderessenz, in alle Weltgegenden. In besonders dazu eingerichteten Krügen erhielt es sich mehrere Jahre. „Ich habe vierjähriges Nilwasser in meinem Keller" **), erwiederte mit stolzem Selbstgefühl der ägyptische Kaufmann, der sich die Labungen dieses vom Himmel herabfallenden Stromes ***) nach Byzanz oder Neapel zu Schiffe nachkommen liefs, wenn ihm sein Nachbar von achtjährigem, durch's Lager veredelten Chier- oder Falernerwein sprach. Ja selbst nach dem Tode im gebundenen Mumienzustande hoffte der Aegypter vom Osiris, dem Herrscher und Richter im Todtenreiche, noch mit einem Trunke aus seinem geliebten Strome erquickt zu werden. „Osiris gebe dir das kühle Wasser!" rief man in Inschriften den Verstorbenen zu, und verstand darunter das erfrischende Nilwasser. Mumien trugen daher Becher zum Schöpfen des Nilwassers auf den Brustbinden angemalt, wie solches deutlich auf der trefflich erhaltenen männlichen Mumie des Della Valle in der Antikengalerie zu Dresden zu sehen ist †). Daraus entstand sogar der schmerzenstillende Lethetrunk

*) Vergl. Fried. Sam. v. Schmidt, de sacerdotibus Aegyptiorum (Tübingen 1768), mit Krazer, de vestibus veterum liturgicis, Augsb. 1780.

**) S. des Sophisten Aristides Reden T. II. p. 362. Jebb. Wahrscheinlich befand sich auch in jedem Isistempel aufser Aegypten echtes oder wenigstens vorgebliches Nilwasser für die heilige Hydria. S. zu Juvenal VI. 527.

***) S. Aristides T. I. p. 8. Beck.

†) Zoega, de obeliscis p. 305., 306., 326. Vergl. Winckelmann's Werke Th. I. S. 120. Dresdener Ausgabe von 1808.

der griechischen Unterwelt *), die zu zwei Dritttheilen ein verrathener Nachklang aus den ägyptischen Todtenmysterien ist. Man begreift, wie bei allen diesen Vorstellungen der eingeborene Aegypter gegen diese im heiligen Kruge emporgehobene Osirisgabe mit der stärksten Ehrfurcht durchdrungen werden konnte. Es war ihm Ausfluſs des Osiris und Inbegriff aller Labsale in diesem und jenem Leben. Wie nun aber eine bigotte Römerin oder Italienerin, der nie der Nil eine Weizengarbe oder einen Labetrunk gebracht hatte, und die von allen diesen Wasserphilosophemen auch nicht die leiseste Ahnung haben konnte, diesen wässerigen Stellvertreter des Gottes alltäglich anbeten und in ihm Heil und Beruhigung finden konnte, wäre in der That unbegreiflich, wenn es nicht eben zu den eigenthümlichsten Zeichen verrückter Schwärmerei gehörte, in dem Unbegreiflichsten das überschwänglichste Geheimniſs göttlicher Gnade und Heiligkeit zu entdecken.

Dem Propheten, der die Hydria trägt, (Hydriaphoros) zur Rechten steht eine weibliche Figur, in welcher wir, wenn die Abbildung mehrere Deutlichkeit erlaubte, eine Repräsentantin der Göttin Isis selbst mit ziemlicher Zuversicht erkennen würden. Denn wenn in der Mitte die Kraft des Osiris zu den Gläubigen herabstrahlte, so muſste zur Rechten seine Isis stehen. Sie ist nicht, wie die übrige Priesterschaft, kahl geschoren, sondern hat herabhängende Haarflechten. Die Haarlocken der Göttin spielten in den ägyptischen Priestersagen eine bedeutende Rolle. In Memphis wies man sogar eine derselben, wahrscheinlich die, welche die Trauernde in ihrer Wehklage über den getödteten Osiris sich abgeschnitten haben sollte, als eine der heiligsten Reliquien **); und in Haarlocken erscheint sie in mehreren alten Statuen. Die Sache leidet keinen Zweifel. Und hätte nicht selbst in unseren Tagen Nicolai's gelehrte Schrift über die Perrücken eine ihrer Hauptzierden entbehren müssen, wenn es nicht auch Isisköpfe mit Perrücken gäbe? ***)

Sehr charakteristisch für die Darstellung der Isis ist auch, was diese Priesterin in beiden Händen hält. Mit der Rechten

---

*) S. das merkwürdige Relief Mus. Pio-Clement. T. IV. tav. XXXV, wo die weibliche Figur, die dem ankommenden Schatten den unterirdischen Labetrunk bietet, viel Aehnliches mit einer Isis hat.

**) Apostolius, Cent. XX. 20. p. 255., vergl. mit Plutarch, de Iside c. 14. T. II. p. 467. Wyttenb.

***) S. Winckelmann, Monumenti antichi p. 10. und das Titelkupfer zu Nicolai, über den Gebrauch der falschen Haare und Perrücken (Berlin 1801), wo eine Isisperrücke mit der des Lord Chief-Justize Eyre contrastirt wird.

hebt sie jene berühmte Klapper, welche die Griechen, weil sie durch Schütteln ihren Klang gab, Sistron, die Aegypter aber mit ihrem eigentlichen Namen Kemkem nannten. Die Trauer über den erschlagenen, der Jubel über den wiedergefundenen Osiris machte die zwei Hauptpunkte der ägyptischen Religion in der Periode nach der Unterjochung durch die Perser aus. Zu allen Jammer- und Jubellitaneien, die bei diesen zwei Hauptfesten angestimmt wurden, gab nur die Isisklapper den Tact. Denn sie wurde tactmäfsig dreimal gehoben und geschlagen *). Ein vollkommenes Sistrum mufste zur Andeutung der vier Elemente vier Stäbchen haben. Doch gab es hundert Varietäten und Künsteleien in dieser Form, in welcher spätere Deutung wohl selbst die Stufen des Mekiah oder des Nilmessers zu finden wufste. Man mag aber auch eine Deutung annehmen, welche man will, so bleibt so viel ausgemacht, dafs nie das Sistrum gerührt werden konnte, ohne dafs jeder Eingeweihte sogleich an Osiris Tod und Wiederbelebung (an das Schwinden des Nils und an seine Schwellung) erinnert wurde. Und da Isis selbst nur als die Suchende, Wiederfindende, Bestattende, stets mit Beziehung auf Osiris in den Mysterien gedacht und dargestellt wurde, so begreift man leicht, dafs auch das Sistrum am häufigsten in ihre helfenden und pflegenden Hände gegeben werden mufste. An der Linken hängt ihr ein Giefskännchen herab, durch welches gleichfalls nach einer alten Auslegung **) Ueberflufs an schöpfbarem Nilwasser angedeutet wurde. Isis schöpft damit das Wasser zur heiligen Spende und — zur eigenen Selbstbefruchtung. Denn ist Osiris die Kraft des Nilwassers, so ist Isis die Kraft der Nilerde und verhält sich wie das Gebärende zu dem Erzeugenden. Aber es ist doch nur eine Priesterin, die wir hier sehen. Um das Bild der Isis selbst zu vollenden, dürfte wenigstens das allgemeine Kennzeichen auf ihren Statuen und Bildwerken, die Frucht der Persäa zwischen ihren zwei herzförmigen Blättern, auf ihrem Kopfe nicht fehlen, so wie wir diesen Kopfschmuck auch auf unserem Bilde ganz deutlich auf den Köpfen der beiden tempelbewachenden Sphinxe erblicken sollten. Schwerlich wäre auch die Frucht dieses Baumes, der einst mit den ersten Ansiedlern und Religionsstiftern Oberägyptens aus

*) Ueber die ägyptische Benennung dieser Klapper s. Jablonski, Voces Aegyptiacae in Opusc. I. 309., über das dreimalige Schlagen Apulejus, Metam. XI. p. 759. Oud, über ihre wahre Gestalt. Amaduzzi's Brief in den Novelle Literarie di Firenze del anno 1773.

**) Servius zur Aeneis VIII. 696. Ueber diese situla oder sitella, die sich auch wohl in ein cymbium oder spondeum, einen Becher zur heiligen Wasserspende verwandelte, s. Oudendorp zum Apulejus S. 760.

Meroe und Aethiopien mit eingewandert und schon darum ein Liebling der herrschenden Priesterkaste war *), in Ländern nördlicher Breite aufser Aegypten so leicht zu haben gewesen!

Der Isispriesterin gegenüber, dem Propheten zur Linken steht ein gewöhnlicher Ministrant (Pastophoros), wie schon aus dem nur bis über die Lenden heraufreichenden Schurze, dem unverkennbaren Abzeichen eines Priesters der unteren Klassen, deutlich genug zu ersehen ist. Sein Geschäft scheint hier blos darin zu bestehen, durch das Schlagen der Isisklapper der unten versammelten Gemeinde den Augenblick zu bezeichnen, wo die Erhebung der Hydria oder ein anderer Theil der Liturgie die fromme Aufmerksamkeit besonders fesseln, oder auch, wo die ganze Versammlung mit Stimme und Klapper einfallen soll. Man könnte ihn, wenn die Sache nicht zu profan klänge, den Regimentstambour dieser Janitscharenmusik nennen. Kenner des ägyptischen Tempelrituals und der darauf sich beziehenden alten Denkmäler werden auch ohne meine Erinnerung sich besinnen, dafs, wenn es eine feierlichere Repräsentation gälte, an die Stelle dieses dienenden Klapperschlägers der heilige Hund, das heifst der hundsköpfige Anubis, der unzertrennliche Gefährte und Dienstbote der zwei grofsen Götter, getreten sein würde, welchen dann in einer eigenen Hundskopfsmaske ein oberer Priester sehr gut zu spielen wufste. Auch wird es einer sorgfältigen Beschauung kaum entgehen, dafs selbst in der Stellung dieser drei Priesterfiguren, wo die zwei dienenden ihren Platz einige Schritte rückwärts einnehmen, eine feine Rangordnung und Gruppirung beobachtet ist.

Noch verdient der eigentliche Liturg, der Priester, der die Hymnen und Gebete anstimmt, also auch zugleich der Vorsänger, eine besondere Betrachtung. Diesen finden wir in der Figur, welche mit einem aufgehobenen Stab, in der Form unserer Scepter, an der untersten Tempelstufe, in der Mitte der anbetenden Doppelreihe, das Ganze dirigirt und die andächtige Theilnahme der Anwesenden leitet. Die Griechen nennen diesen Liturgen oder Kapellmeister im Dienste der Isis gewöhnlich den Sänger oder Hymnensänger (Odos, Hymnodos) **), der aber von dem Spieler der Tebuni oder des heiligen besaiteten Dreiecks, den man den Hieropsaltos genannt findet ***), und auf griechischen und römi-

---

*) Die Persäa ist nach Schreiber's gelehrter Untersuchung in Usteri's Magazin V. p. 14. die Cordia Myxa. S. Sprengel's Historia rei herbariae T. I. p. 30.

**) S. von Rhoer zu Porphyr., de Abstin. IV., 9. p. 324. und von Schmidt, de sacerdot. et sacrif. Aegypt. p. 165—171.

***) S. des Josippus Hypomnesticon in Fabriz's Codex Pseudepigraphus V. T. T. II. p. 330. und Jablonski, Voces Aegyptiacae in den Opusc. T. I. p. 344.

schen Denkmälern des ägyptischen Cultus schwerlich entdeckt werden dürfte, wohl unterschieden werden mufs. Frühere Erklärer dieser Figur des Vorsängers haben in dem scepterartigen Stab ein Schwert oder eine Hieroglyphe, das Osirisscepter mit dem Auge an der Spitze, finden wollen. Allein sie sind den Beweis schuldig geblieben, dafs ein solches Scepter bei den Prozessionen und Andachten der Isis vorgetragen oder gezeigt worden sei. Wir erinnern uns lieber bei diesem Anblick an die griechischen Sänger, die, eigene und fremde Gedichte vorsingend, einen Lorbeerstab in der Hand hielten, an die Rhabdoden und Rhapsoden *). Ob übrigens die zweite Figur unten am Altar, die ebenfalls einen solchen Scepter in der Hand hält, auch noch zu den Sängern gehöre oder sonst eine Stelle bei dieser liturgischen Handlung bekleide, ist kaum zu bestimmen. So viel sieht man wohl, dafs sich der am Altar stehende Mann in seiner Kleidung von der ägyptischen Priestertracht sehr unterscheidet. Man könnte in ihm wohl gar einen eingeborenen Einwohner der Stadt, wo die Capelle hingedacht werden mufs, vielleicht selbst einen frommen Römer vermuthen, der in heiligem Eifer die Verrichtung eines dienenden Priesters auf sich genommen habe.

Apulejus gedenkt in mehreren Stellen der Flöten und Zinkhörner, die bei'm Isis- und Osirisdienst durch klägliche oder fröhliche Modulationen die Gemüther der Anbetenden in die gehörige Stimmung setzen, ja es gab eine Gattung von Flöten, deren Erfindung man dem Osiris allein zuschrieb. Der uns zur Rechten sitzende, die eine Reihe der Andächtigen schliefsende Flötenspieler scheint jedoch mehr in die Classe der Serapistrompeter zu gehören, die auch bei'm Osirisdienste fleifsig genannt werden **). Der durchdringende Trompetenklang dürfte sich überhaupt zum Klapperschlag des heiligen Sistrums noch am erträglichsten ausnehmen und die grellen Töne desselben wenigstens in etwas zu überschallen und zu regeln vermögend sein. Doch was will die Figur sagen, die ihm gerade gegenüber die Reihe der Andächtigen auf der anderen Seite schliefst? Die ganze Tracht stimmt vollkommen mit dem gewöhnlichen Costüm der Isispriester von der niederen oder dienenden Ordnung überein. Er ist glatt geschoren am Kopfe und trägt den linnenen Schurz um die Hüften. Man sieht auch hier, wie sehr er sich's angelegen sein läfst, seine Klapper zu schütteln. Aber was sonst Niemand von den Anwesenden an sich trägt, das hält er in seiner linken Hand. Es ist eines der

---

*) Fabriz, Biblioth. Gr. T. I. p. 371. Harles.

**) Sie hiefsen Serapionen. S. Ez. Spanheim, de Praestant. numism. T. II. p. 62. Ueber die Osirisflöten s. Cuper's Harpocrates p. 141.

räthselhaftesten Symbole in der ägyptischen Tempel- und Priester-Hieroglyphe, das sogenannte Kreuz mit der Handhabe (crux ansata), womit vor Kurzem noch Denon *) eine ganze Grundmauer eines Tempels zu Philä bedeckt fand. Er erklärt sie für einen Schlüssel, womit man die Kanäle der Nildämme zur Zeit der befruchtenden Ueberschwemmung öffnete, und kommt so, ohne es zu wissen, mit dem alterthumskundigen Zoega in Rom, der gleichfalls nur einen Nilschlüssel und ein Abzeichen der Obergewalt darin entdeckt, völlig überein. Indeſs hat doch auch die von der Jablonskischen Schule vorgetragene, von dem scharfsinnigsten Archäologen unserer Zeit, Ennio Visconti, sehr beredt ausgeführte Meinung **), nach welcher man die erzeugende und gebärende Kraft, den eigentlichen Lingam und die Yonni der indischen Religionslehre ***), darin versinnbildet findet, der Wahrscheinlichkeit so viel, daſs man sich bewogen fühlen könnte, beide Erklärungsweisen durch Unterscheidung verschiedener Zeitalter mit einander in Einklang zu bringen.

Der Augenschein belehrt uns, daſs die gerade vor dem priesterlichen Kreuzträger stehende Frau die Hauptrolle unter den Anbetenden bei dieser ganzen Isisvesper spielt. Es ist uns daher erlaubt, anzunehmen, daſs wir in ihr eine vornehme Griechin oder Römerin aus der Classe der Devoten, wie sie uns Juvenal in seiner sechsten Satire schildert, die eben ihre neuntägigen heiligen Fasten oder ihre Abstinenz (castus) mit gröſster Gewissenhaftigkeit und Strenge gehalten und von Neuem Weihung empfangen hat, kurz, irgend eine Donna Sabina oder Cynthia erblicken, die ihr Vermögen und ihre Liebhabereien mit den Isispriestern theilt und dafür allerlei Segen im Leiblichen und Geistlichen empfängt. Ihre ganze Kleidung zeichnet sie von dem übrigen Haufen aus und bestätigt durch die Sorgfalt und Zierlichkeit der Drapirung sowohl, als durch die Kunst der Toilette, womit die gesalbten Haare mit einer Haube vom feinsten Linon verhüllt und zusammengefaſst sind †), unsere Muthmaſsung. Sollte man nun nicht noch einen Schritt weiter gehen und einen Zusammenhang zwischen dieser frommen Dame und dem Symbol der Befruchtung, welches unter allen nur der einzige Priester gerade hinter ihr in der Hand hält, annehmen dürfen? Wie nun, wenn das Anliegen unserer Donna, das sie der guten Mutter Isis durch ihre

*) S. Denon in den Erklärungen zur 107. Kupfertafel seiner Voyage dans la haute et la basse Egypte.

**) Museo Pio-Clementino T. II. p. 36—39.

***) Fr. Schlegel, Sprache und Weisheit der Indier. S. 120.

†) Des Apulejus XI. p. 773. feminae — limpido tegmine crines madidos obvolutae.

Andachten und Bufsübungen schon so lange zur Erhörung vortrug, in einer Sehnsucht der Art bestände, wie dort die liebeskranke Dido zu erkennen giebt:

Wäre zum wenigsten mir ein Denkmal unserer Liebe,
Du mein Geliebter, gewährt! und spielt' ein kleiner Aeneas
Mir in dem Hofe herum, der dir doch gliche vom Antlitz! *)

Wenigstens wäre es nicht das erste oder einzige Beispiel in weltlichen und geistlichen Geschichten, dafs kinderlose Frauen durch inbrünstige Andacht und allerlei übernatürliche Gnadenmittel, wäre es auch nur die befruchtende Peitsche eines Lupercus aus Ziegenfell, oder das Anziehen einer Glocke an einer bestimmten Thüre, das Ziel ihrer sehnsüchtigen Wünsche erreichten.

Doch wir sind keinesweges gesonnen, irgend einer sinnreicheren Vermuthung vorzugreifen. Wer nur die geheimen Wünsche und Begehrnisse in allen diesen bärtigen und unbärtigen, kahlköpfigen und behaubten Köpfen der übrigen in zwei Reihen hingeschichteten Gläubigen lesen oder errathen könnte! Sie würden einen trefflichen Commentar zu Juvenal's berühmter zehnten Satire über die Eitelkeit der Wünsche oder zu Young's allgemeiner Leidenschaft geben! Denn dafs die Meisten von ihnen durch die emporgehobenen, weit geöffneten Arme und Hände eine feierliche, damals bei'm Gebet allgemein übliche Stellung haben, fällt in die Augen **).

Ein aufmerksamer Beschauer würde vielleicht selbst in den Nebenwerken ***) dieses lehrreichen Bildes noch Manches anzumerken und dem Decorateur einer Mozart'schen Zauberflöte oder eines Göthischen Grofskophta zur Nachahmung zu empfehlen haben. In manchem unserer unterbrochenen oder auch nicht unterbrochenen Opferfeste würde die gefällige Art, womit wir hier die Opferflamme durch einen Wedel von Pfauenfedern angefächelt sehen, besonders, wenn irgend ein schönes Kind ihn recht zierlich zu führen wüfste, nicht ohne glänzende Wirkung bleiben. Es versteht sich übrigens von selbst, dafs hier kein blutiges Opfer geschlachtet, nichts von einem thierischen Körper in die Opferflamme gelegt wurde. Isis, die Lebensspenderin und Mutter aller Lebendigen, verschmäht blutige Opfer †). Heiliges Flufswasser

*) — Si quis mihi parvulus aula
Luderet Aeneas — Aeneis IV., 329.

**) Levezow, de juvenis adorantis signo (Berlin 1808) p. 8. 9.

***) Henri Estienne, Apologie pour Hérodote T. II. p. 253. ff.

†) S. Gerard Hasselt, Ampulla Isidis Aegyptia (Trajecti 1777) p. 19.

oder Milch wurde ihr gespendet, Weihrauch und andere Wohlgerüche ihr angezündet.

Hier, wo Alles bezeichnet und angedeutet, ist wohl selbst die ungleiche Zahl der elf Stufen, auf welchen sich die Capelle erhebt, nicht ohne eine mystische Andeutung. Ueberall suchte die ägyptische Priesterpolitik sich mit Erinnerungen an das heilige Nilland zu umringen, und die Proselyten ihres Dienstes auch unter einem anderen Himmelsstriche durch Gewächse und Thiere Aegyptens, wovon dort jedes eine lebendige Hieroglyphe *) irgend einer heiligen Sage in den Mysterien der grofsen Götter war, in das Geburtsland dieser neuen Religion zu versetzen. Nicht vergeblich winken zwei Palmbäume zur Rechten und Linken der Capelle im lieblich duftenden Bosket, das unser Heiligthum einschliefst. Denn die Palme, die alle Monate neue Zweige ansetzt, ist ein Symbol des Jahrkreises, in dem die grofsen Götter gebieten. Daher die Palmenträger bei den Prozessionen, die selbst in der berühmten Inschrift von Rosette erwähnt werden **).

Vor Allem aber verdient wohl noch die Tempelmenagerie der vier Ibisse unsere Aufmerksamkeit, die wir im Zustande der höchsten Furchtlosigkeit, als unantastbare Diener der grofsen Göttin, mitten unter dem Geräusch einer lärmenden Liturgie, theils um den Altar Wache haltend, theils auf dem heiligen Brunnen und auf einem Tempelsphinxe sitzend sehen. Man würde irren, wenn man aus der Menge dieser kirren Vögel im Umkreise der Isiscapelle den Schlufs ziehen wollte, als gehörte die ganze Scene selbst nach Aegypten. Es ist nur ein Vorurtheil der älteren, fabelhaften Naturgeschichte, dafs dieser sogar bis zur Mumisirung heilig gehaltene Vogel aufser Aegypten nicht fortkomme. Wie einst mit dem Dienste der Juno die Pfauen aus Asien herüberwanderten, weil man diese Prachtvögel der prunkliebenden Himmelskönigin geweiht und in ihrem grofsen Tempel zu Samos zuerst unterhalten hatte, so flogen die treuen Ibisse auch mit der neuen ägyptischen Himmelskönigin, durch welche die veraltete Matrone Juno bei den meisten ihrer Tempel und Altäre so ziemlich in Ruhestand versetzt wurde, über Land und Meer. Wo der Isisdienst sich ansiedelte, wohnte auch der Isis-Curli. Selten erscheint er auf alten Denkmälern so echt und mit so unterscheidenden Merkmalen als auf unserem Herculanischen Gemälde. Es ist bekannt, dafs, selbst nach des grofsen Zootomen Cuvier Untersuchung, die er diesem gefiederten Nilbewohner, besonders nach mehreren zu Saccara gefundenen Ibismumien, angedeihen liefs,

**) Horapollo, Hieroglyph. I. 3. p. 6. edit. de Pauw.

*) S. Villoison's dritten Brief an Ackerblad im Magazin encyclopédique Année IX. T. II. p. 327.

noch immer über die wahren Arten erhebliche Zweifel obwalteten, weil man häufig den Umstand übersah, dafs viele vermeinte Varietäten nur von der Verschiedenheit des Alters abzuleiten, nicht aber für besondere Arten zu halten sind. Nach den neuesten Untersuchungen des Arztes und Mitgliedes des ägyptischen Instituts Savigny zu Paris *) ist der weifse Ibis, dessen wesentliche Verschiedenheit vom Tantalus-Ibis des Linné schon Cuvier erwiesen hatte, als eine besondere Art nach Cuvier selbst zu benennen (Numenius Cuvieri); der schwarze aber, der dem weifsen in Aegypten noch jetzt nachfolgt und eigentlich allein auf den alten Denkmälern vorkommt, ist der Wasservogel, den man in Italien Curli nennt (Falcinellus Linn.). Und wodurch ward ihm die grofse Auszeichnung zu Theil, der Gefährte und in vielen Denkmälern und Hieroglyphen sogar der Repräsentant der grofsen Mutter und Königin zu werden? Er erschien als Zugvogel immer erst in Aegypten mit dem Anfange des wachsenden Nils und wurde so der unzertrennliche Gefährte einer periodischen Naturerscheinung, von der des ganzen Landes Heil und Ernährung abhing. Denn dafs er ein Wohlthäter der Nilanwohner durch Säuberung ihrer Aecker von dem zurückgebliebenen oder im Schlamme erzeugten Ungeziefer sei, hat Savigny mit überzeugenden Gründen widerlegt; selbst die Schlange, die Cuvier in seinen Eingeweiden gefunden haben wollte, mufste den siegreichen Gründen eines Naturforschers weichen, der mehrere Jahre in Aegypten selbst diesem Räthselthiere alle seine Aufmerksamkeit weihete. Es hat der neueste sogenannte ägyptische Geschmack auch diese einst hochverehrten Wasser- und Tempelvögel wieder in Hausgeräthen und Teppichen hervorgerufen. Manche reizbare Dame empfand auf diese Veranlassung wegen seines Appetits zu häfslichen Schlangen, und weil man ihm wohl gar nachsagte, er gebe sich zu gewissen Zeiten durch Nilwasser selbst ein wohlthätig öffnendes Lavement, einen unwiderstehlichen Ekel und Widerwillen gegen unseren Vogel. Wir sind es der Wahrheit schuldig, unseren Ibis auf's Nachdrücklichste gegen so üble Nachreden in Schutz zu nehmen und Beides auf die Gewähr des oben genannten kundigen Forschers in's unerschöpfliche Fabelbuch der Naturgeschichte zu verweisen. Man sehe nur unseren zierlichen Curlis hier auf dem Gemälde recht in's Gesicht. Wie verständig

*) Histoire naturelle et mythologique de l'Ibis, par L. C. Savigny (Paris 1806) nebst der gründlichen Anzeige von Jomard im Magazin encyclopéd. 1806. Fevrier p. 240. ff. Cuvier's Abhandlung steht im 20. Cahier der Annales du Museum d'histoire naturelle. (Vergl. Langguth, de mumiis avium apud Saccaram repertis [Viteb. 1803.] p. 27. ff. Beck.).

und sittsam bei'm Dienste ihrer Schutzpatronin sie sich betragen! wie ruhig und in stille Betrachtung versunken ihre ganze Stellung und Geberdung! Man sollte schwören, es wohnten, der alten ägyptischen Lehre von der Seelenwanderung gemäfs, lauter ägyptische Oberpriester- und Prophetenseelen in ihnen. So ehrbar betrugen sich jene edlen Vögel, die einst den Höfen des späteren Europa's eine eigene Hofcharge gaben, die Falken, keinesweges, als mancher französische Baron seinen Lieblingsgefährten bei der belustigenden Reiher- und Hasenbeize, während der Priester die Messe las, zum unsäglichen Aergernifs der ganzen in Andacht versammelten Christengemeinde, auf den Altar setzte.

Diefs wäre es, was wir hier bei'm Abenddienst der Gottheit von zehntausend Namen, die da ist das All *), erblicken. Der wichtigen Momente können bei einer solchen Vesper gewifs noch weit mehrere gedacht werden. Keine der unwichtigsten wäre ohne Zweifel der Schlufs. Da wurde, wenn wir eine Stelle in den Verwandlungen des Apulejus in ihrer unverfälschten Echtheit besitzen, von einem der Priester die auch bei anderen Volksversammlungen gewöhnliche Formel gesprochen: Entlassung dem Volke! welche dann später auch bei den Christen in ihre Versammlungen durch das bekannte: „ite, missa est!“ aufgenommen wurde **). Nur dafs bei jener Isisfeier, wo die sinnlichsten Vorstellungen die vollkommensten waren, wahrscheinlich auch noch der gewöhnliche Abschiedsgrufs: „bleibe gesund!“ der Göttin zugerufen und in einer langsam gedämpften Modulation etwas abgesungen wurde, was mit der Melodie eines Schlafliedes die ermüdete, mit tausend Stimmen und Gelübden bestürmte Göttin zum süfsen Schlummer einlullen sollte ***).

Wie fruchtbar an überraschenden Folgerungen und vergleichenden Bemerkungen könnte dieser ganze Abschnitt aus der Li-

---

*) Gruter's Inscript. p. LXXXIII., 11.

**) S. zu Apulejus, Metam. XI. p. 789. Oud. (Wegen der darauf folgenden Worte scheint an dieser Stelle von der Entlassung des Volkes keine Rede zu sein. Defshalb hat man verschiedene Conjecturen aufgestellt: πλοίου ἄφεσις, πλοῦ ἄφεσις, πλοῦ Εὐεσία. Weil jedoch bald nachher die Worte folgen: ad lares suos discedunt, schlug Is. Vofsius zu lesen vor: λαοῖς ἐξεσία, wo aber keine Ursache ist, weswegen ἄφεσις, worauf alle Handschriften führen, vermieden werden solle. Beck.)

***) Die Stelle des Arnobius, adv. gentes VII. p. 237. (ed. Lugd.), wo von dormitionibus der Götter und naeniis, wodurch sie eingeschläfert würden, die Rede ist, kann im ganzen Zusammenhange nur auf den Isisdienst bezogen werden.

turgie des Isisdienstes in einer weiteren Ausführung werden! Der gelehrte Pelliccia selbst fände vielleicht ganz unerwartet auch hier noch manchen Beitrag für sein classisch geachtetes Werk. Allein zur rechten Zeit winkt uns und unseren Lesern das warnende Gedicht unsers unvergeſslichen Schiller: „Die verschleierte Göttin zu Sais.

IX.

Die Apotheose des Kaisers Titus, ein antikes Gemälde.

Der Abate Mazzuola in Wien feierte einen Festtag, wenn er einen neuen Vogel für seine unvergleichliche Schmetterlingssammlung auftrieb, den der kundige Ochsenheimer in seinen Schmetterlingen von Europa noch nicht protocollirt hatte; der Archivar der Naturreiche Blumenbach bezeichnet den Tag mit einem goldenen Striche in seinem Kalender, wo ein edler Freund seine Schädeldekaden, von ihm selbst wohl im Scherze sein Golgatha genannt, etwa mit einem wohlerhaltenen Zigeunerschädel bereichert hat. Warum sollte nun nicht auch der leidenschaftliche Freund alter Kunstwerke, der Archäolog oder wie man ihn sonst benennen mag, seine Freude vor dem ganzen ehrsamen Publicum laut werden lassen, wenn ein wirklich schönes Werk des bildenden Alterthums aus Schutt und Moder, worin es begraben lag, glänzend hervortritt und unserem Geschmack Vorbild und Leuchte wird. Sei es auch nun ein Steckenpferd! Man gönne Jedem das Seine, wenn er nur das des Nachbars nicht für einen blosen Stecken erklärt. Was bleibt uns in freudenlosen Zeiten noch übrig als dieser harmlose Marstall, in welchem unsere Liebhaberei täglich ein Lieblingsthier mehr an die Krippe bindet.

Kund und zu wissen sei es also gethan, dafs wir seit Kurzem um ein antikes Gemälde aus den Bädern des Titus reicher sind, das durch die Bemühung zweier teutschen kunstübenden und kunstliebenden Männer in Rom jetzt vor die Augen des teutschen Publicums tritt. Es ist von dem Almanach aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst der zweite Jahrgang so eben fertig geworden, der uns durch eine Reihe interessanter Aufsätze bald in die Ruinen des alten Roms, unter die Statuen

des jetzt die oberste Civilgewalt in Rom ausübenden Duca Braschi, in's alte Latium oder an die Colossen auf dem Monte Cavallo führt, bald unter die neueste Künstlerwelt und ihren Umtrieb in jener auch jetzt noch die Künstler Europas in sich versammelnden Hauptstadt an der Tiber versetzt und mit einem Atlas von 22 Kupfertafeln begleitet ist. Hier theilt uns der eine von den Herausgebern, D. Sickler in Rom, die mit musterhaftem Fleiſse ausgeführte, verkleinerte Copie eines Deckengemäldes aus dem Palaste des Titus auf dem Esquilin mit, das, in Farben sorgfältig nach dem Originale ausgeführt, leicht zu dem Interessantesten gehört, was wir im Fache der alten Malerei auf Terra-Cotta oder auf Kalk- und Marmoranwurf noch besitzen.

In einer, das Gemälde begleitenden Abhandlung wird mit einleuchtenden Gründen bewiesen, daſs die unterirdischen Gemächer, die am Esquilin in einem groſsen Halbrund unter Schutt und Trümmern seit länger als drei Jahrhunderten zwar gekannt, aber nur selten geöffnet und der forschenden Neugier zugänglich gemacht wurden, nicht zu den Bädern, sondern zu den kühlen Grottensälen des Kaiserpalastes gehörten und, wie ein beigelegter Grundriſs beweis't, durch Lage und Bauart so eingerichtet waren, daſs sie vorzüglich dem bleiernen Südwind oder Scirocco allen Zugang versperrten. Es waren also sogenannte Cryptoporticus mit Sälen. Ein in der Mitte des ganzen Halbcirkels liegendes Zimmer von vorzüglicher Schönheit ist gerade dasjenige, wo einst in einer Nische die weltberühmte Gruppe des Laokoon gefunden wurde. Und das Mittelstück im Plafond dieses Zimmers ist es eben, welches uns durch ungewöhnliche Anstrengungen und Kosten der Herausgeber jetzt mitgetheilt wird. Nicht allein die älteren, sondern auch die neueren Barbarenhände haben hier Vieles vernichtet. Die Grundbesitzer haben allen für ihre Weinberge lästigen Schutt hier hereingeschüttet; die Gewinnsucht zerlumpter Winzer hat das Gold von den Arabesken — denn mit Gold sind die auf Zinnobergrund gemalten Verzierungen alle aufgehöht — abgekratzt, um es als Staub den Juden zu verkaufen; was der Fackeldampf der Neugierigen nicht verschwärzte, wurde von fremden, besuchenden Kunstfreunden räuberisch ausgebrochen, und die Eitelkeit kritzelte auch hier ihren Namen ein. So hatte ein römischer Architekt in russischen Diensten, der den Titel eines russischen Staatsrathes führt und jetzt in Dresden privatisirt, Brenna, an ein Arabesk an der Decke sein eitles und ungegründetes primum aperuit et delineavit angeschrieben, welches sich auf ein bei Mirri erschienenes Kupfer bezieht, das aber äuſserst fehlerhaft und untreu ist.

Als die Herausgeber des Almanachs darüber einig waren, dieses Gemälde zu ediren, und dem geschickten Maler Mori die Arbeit übertragen hatten, wurde der Schutthaufen, der das Grot-

tenzimmer gegen 12—14 Fufs hoch bedeckt, so weit geebnet, dafs der Künstler mit Bequemlichkeit auf ihm den neuen nur noch 8 Fufs von ihm entfernten Plafond zeichnen konnte, nachdem durch das Anzünden vieler Wachskerzen das finstere Gewölbe ganz beleuchtet worden war. Das Gemälde wurde durch vierzehntägige, anhaltende Arbeit vollendet, von Reinhart, dem berühmten Landschafter und Mitherausgeber des Almanachs, nochmals durchgegangen und dann auf's Genaueste dem Urbilde nachcolorirt. So entstand eine der treuesten Copieen, die auch in dem kleinen Formate, in welchem sie nun bei'm Almanach erscheint, noch ganz geeignet ist, uns von der Malerei, wie sie noch im Zeitalter des Titus blühete, eine sehr günstige Vorstellung zu geben.

Das Gemälde, in der Mitte von geistreich erfundenen, herrlich ausgeführten Arabesken angebracht und von einer kleineren Vorstellung an den vier Ecken eingefafst, bildet ein vollkommenes Viereck von 6 römischen Palmen und 10 Uncien Höhe und Breite. Mitten auf dem Gemälde zeigt sich uns eine männliche Figur voll Kraft und Schönheit mit einem goldenen Nimbus um's Haupt, auf einer Sella curulis sitzend, in einem kleinen von 4 Säulen getragenen runden Tempel, hinter welchem eine Draperie ringsherum aufgehangen ist. Um den Kopf ein Diadem, über der linken Schulter und rechten Hüfte ein himmelblauer Mantel, übrigens aber ganz nackend. Neben dieser Figur stehen auf derselben Erhöhung, die den Sessel trägt, vier weibliche Figuren, rechts und links zwei, leicht bekleidet, ohne Attribute, aufser dafs die eine, deren ganzer Oberleib völlig unbekleidet ist, auf einer Schale etwas einem Opferkuchen Aehnliches trägt. Unter der Erhöhung stehen zwei vorzüglich schön gezeichnete und sich wunderbar hervorhebende Figuren, eine schlanke, schöne weibliche Figur mit einem Junonischen Diadem, einem purpurfarbigen Mäntelchen mit goldenem Rande, einer langen dunkelgelben Tunica und weifsen Aermeln. In den Händen hält sie eine Flöte und ein Opfergefäfs. Ein goldener Korb voll Trauben steht zu ihren Füfsen. Ihr gegenüber steht ein Jüngling, eine purpurfarbige, kurze Chlamys über die Schulter geworfen, übrigens ganz nackt, aber durch die Gymnastik etwas gebräunt. Er reicht dem thronenden Gott mit beiden Händen ein grofses volles Trinkhorn dar. Ein anderes kleineres hat der Gott selbst in seiner Linken. Diefs ist, so kurz als möglich ausgedrückt, die Vorstellung.

Sickler erklärt es geradezu für eine Apotheose des Kaisers Titus und versichert, dafs die Gesichtszüge des glanzumstrahlten Hauptes sprechende Portraitähnlichkeit mit den bekannten Titusköpfen habe. Er beruft sich dabei auf das Urtheil eines Kenners in Rom. Man will diefs aus den vorliegenden Bildern weder bejahen, noch verneinen, glaubt aber selbst auch sehr gern, dafs wir hier den vergötterten Titus erblicken. Ueber die Schwie-

rigkeiten, dafs diese Apotheose wohl bei seinen Lebzeiten gemalt sein müfste, läfst sich auf mehr als eine Weise wegkommen. Aber unser Exeget geht noch einige Schritte weiter. Es ist der vergötterte Titus, sagt er, als Apollo vorgestellt, wie das umstrahlte Haupt zeigt. Die Mädchen rechts und links an seinem Throne sind die vier Horen. Die Opfernden am Fufsgestelle des Thrones sind Portraits geliebter Personen, (warum nicht gleich seine Tochter, die Julia, und für den Ganymed wäre ja wohl auch Rath zu schaffen) *). Hier erscheint uns die Erklärung zu künstlich und gesucht. Warum soll der Vergötterte nun erst noch als Apollo erscheinen? Sollte er als Apollo personificirt werden, so dürfte die Lyra, die er selbst nach Sueton trefflich zu spielen verstand, durchaus nicht fehlen. Mit ihr erscheint der mit Strahlen um's Haupt geschmückte Apollo wirklich auf einem anderen alten Gemälde in den Bädern des Titus bei Bartoli **). Aber er habe ja einen Nimbus, einen Strahlenschein, um sein Haupt, und dadurch werde er eben als Apollo bezeichnet, meint unser Ausleger. Wer mag es leugnen, dafs nicht nur der alte Helios oder Sonnengott mit seiner ganzen Nachbarschaft, sondern auch, als später Phöbus Apollo in die Stelle des alten Titan getreten war, auch dieser und zwar lange Zeit ganz allein mit Strahlen um's Haupt gebildet wurde. Von dem gelehrten Buonarotti bis auf Visconti herab ***) erzählen uns diefs alle Archäologen. Aber eben so bekannt ist es auch, dafs dieser Strahlenschein um's Haupt bei den Römern das charakteristische Kennzeichen aller vergötterter Imperatoren von Julius Cäsar an gewesen und eben dadurch auch das Vorbild zu dem Lichtkreise (auréole) geworden sei, der schon auf den ältesten christlichen Denkmälern alle geheiligten Köpfe umgiebt. Nur mufs man sich dadurch nicht irren lassen, dafs das auf Münzen durch eine wirkliche Strahlenkrone angedeutet wird, was die Malerei weit bequemer durch einen eigentlichen Nimbus oder Glanzkreis bezeichnete †). Und so ist der auf Münzen häufig mit der Strahlenkrone erscheinende Titus mit unserem jungen Gott, dessen Haupt ein göttlicher Lichtkranz umschimmert, völlig eins. Nun ist aber auch zugleich

*) Exoletorum et spadonum greges. — Sueton, im Titus c. 7.

**) Picturae antiquae. Tab II. p. 13.

***) Buonarotti, Osservazioni sopra alcuni Frammenti di vetro p. 60. ff. Visconti zum Pio-Clementino, T. VI. p. 25.

†) S. aufser Buonarotti am ang. O. auch des Prälaten Stefano Borgia Schrift de cruce Veliterna, p. LII. und CXXVI. Aber auch christianisirt ist dieser Nimbus oft blos das Zeichen königlicher und vornehmer Personen gewesen. S. Paciaudi, de cultu Joannis Baptistae p. 106.

die ganze Handlung des Bildes erklärt. Nektar trinken heifst nach dem ältesten Begriffe ein Gott sein *); denn durch diesen vergeistigten Himmelstrank, den der kleine Jupiter zuerst in der Grotte auf dem Jda sog, wird eben alles Sterbliche, Gröbere ausgeschlossen und statt des Blutes, wie es in den Adern der Sterblichen rinnt, der feinere Ichor der Götter erzeugt. Hier auf unserem Gemälde empfängt also Titus den Unsterblichkeitstrank, und darum von allen Seiten Trinkgeschirre, und zwar in den Händen des neuen Gottes und des ihn bedienenden Mundschenken in der echten Form des göttlichen Trinkhorns (Rhyton) **), in der Hand der weiblichen Dienerin aber, die hier offenbar die Stelle der Hebe vertritt, in der Form eines Kännchens, wie wir es stets auf geschnittenen Steinen und Marmor in der Hand der Hebe erblicken ***).

Manches liefse sich nun auch noch gegen die gleichfalls auf den Apollo nicht ohne grofsen Zwang und manche mythologische Unstatthaftigkeit bezogenen vier Seitenbilder bemerken. Aber danken wir lieber aufrichtig den braven teutschen Männern, Reinhart und Sickler, für das vielfach gefüllte, zierliche Frucht- und Füllhorn, das sie uns Tramontanern da in ihren Hesperidengärten zubereiteten. Nicht nur dieses wirklich schöne Gemälde, sondern noch viele andere frische Neuigkeiten sind da zu sehen. Und nicht für die Köche, sondern für die Gäste bereiteten sie ihre Kunst- und Musengabe!

---

*) S. Eckhel, Doctrina Num. Vet. T. VI. p. 270. VIII., p. 504.

**) Pindar, Olymp. I., 101. Pyth. IX., 109. Horaz III. O. 3., 12. 36.

***) S. Millin's Monumens inédits. T. I. p. 170. ff. 230. ff.

X.

Die Göttin Roma.

Wo ist ein Wort in der sinnlichen Sprache, das uns tiefer ergriffe, reicher anspräche als Roma? Mag man nun mit Göthe in seinen römischen Elegieen die Sonne anreden:

> Hohe Sonne, du weilst und du beschauest dein Rom!
> Gröfseres siehst du nichts und wirst nichts Gröfseres sehen. —
> Kaum ist das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth,
> Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern!
> Aus den Trümmern auf's Neu' fast eine gröfsere Welt!

oder mit A. W. Schlegel in seiner elegischen Stimmung, aus welcher ihn nur Corinnens Erscheinung lös't, an der Pyramide des Cestius in bitterem Unmuth über das Jetzt, verglichen mit dem Vorderen, ausrufen:

> — sind das die Quiriten,
> Was sich im engen Verkehr dränget, ein ärmliches Volk?
> Was auch möge geschehn, ein geduldig erwartender Haufe,
> Bettler der Vorzeit stets, Bettler des Tages zugleich.

Es war sehr natürlich, dafs diese Königin auf sieben Hügeln, die dem Preisenden wie dem Schmähenden gleich unerschöpflichen Stoff darbietet, aber doch des Preises ewig mehr haben wird als der Schmach, von jeher auch als eine Göttin verehrt und in hundert Bildwerken dargestellt wurde. Die Alterthumsforscher haben längst bemerkt, dafs sie auf altem römischen Bildwerk unter einer zwiefachen Gestalt erscheint. Die ältere und allgemeinste Vorstellung ist die einer Amazone. Da erblicken wir sie mit einem aufgeschürzten leichten Gewande, mit völlig entblöster, rechten Brust, auf aufgethürmten Waffenhaufen oder wenigstens auf einem Panzer sitzend und mit Waffen, die sie in der Hand hält

oder zur Seite liegen hat, geschmückt. Die römische Kunstallegorie, die in ihrer eigenen Armuth stets bei den Etruskern oder Griechen borgt, entlehnt unstreitig diese Amazonengestalt von griechischen und asiatischen Denkmälern in Statuen und Münzen, wo Amazonen als Erbauerinnen der Städte am Pontus und an der ganzen Küste von Kleinasien häufig vorkommen. Die Amazonen sind Töchter des Mars, eine auf den ältesten Cultus von Kleinasien gegründete Vorstellung *). Und war nicht Rom die kraftvollste unter allen Marstöchtern? War nicht Romulus-Quirin der Sohn des Kriegsgottes und der Speer der älteste Fetisch Roms?

Sei mir, Roma, gegrüſset, Tochter des Ares,

ruft eine jüngere Erinna aus in der bekannten Sapphischen Ode, deren Alterthum freilich in sehr späte Zeiten herabgerückt werden muſs. Doch diese kriegerische, jungfräulich-spartanische Gestaltung und Bekleidung der Göttin Roma verlor sich nach und nach unter den späteren Kaisern. Der groſse, für Kunst und Wissenschaft viel zu früh gestorbene Alterthumsforscher Zoega in Rom bestimmt mit der ihm eigenen Uebersicht aller bekannten Denkmäler den Zeitpunct von den Nachfolgern des Kaisers Commodus bis auf Constantin herab für die zweite Vorstellung **), wo die Roma als eine sitzende Pallas, als ein Nachbild der ewigen Jungfrau, die zuerst im Pantheon über Athen waltete, in voller Matronenbekleidung, also mit einer bis auf die Füſse herabflieſsenden Tunica und einem purpurnen Kriegsmantel, in groſsen und reichen Falten übergeworfen, sich uns darstellt! Der behelmte Kopf, der Speer oder das Zepter in der Linken und der Schild zur Seite bezeichnen dabei noch immer die Kriegsgöttin. Auf der rechten Hand aber hat sie, wie jene erhabene Jungfrau,

*) Wenn man weiſs, wer die Bellona oder die sogenannte Comanische Göttin längs der Küstenländer am Pontus gewesen, und wie sie Tausende von Hierodulen oder dienenden Weibern um ihre Tempel versammelte, worüber wir dem ehrwürdigen Altvater Heyne eine Alles umfassende Vorlesung im 16. Bande der Commentationen der Göttinger Societät verdanken der hat auch den Schlüssel zu dem so oft mit ungleichem Glück versuchten, aber noch nie ganz gelös'ten Räthsel der Amazonen, die für ein bloſses fabelhaftes Hirngespinst zu erklären, allen alten Sagengeschichten Hohn sprechen heiſst, und nur als ein salto mortale der geängsteten Verlegenheit angesehen werden kann. In der ersten Abtheilung einer im Laufe des Jahres 1810 gewiſs erscheinenden Kunst-Mythologie wird auch darüber ausführlicher gehandelt werden.

**) Bassi-Rilievi Distribuzione, VI. p. 150.

die Phidias für seine Athener bildete, eine vorwärtsschreitende Siegesgöttin. Es war natürlich, dafs in diesen Zeiten die alternde Matrone sich nicht mehr wie die personificirte Mannheit (Virtus) als ein Heldenmädchen kleidete und betrug.

In diesem letzten Costüm erscheint nun die Göttin Roma auch auf einem, in jeder Rücksicht sehr merkwürdigen Frescogemälde von unbestrittenem Alterthum, in einem der letzten Zimmer des Erdgeschosses im Palast Barbarini in Rom, das schon im Jahre 1655 in Rom gefunden und seitdem, freilich nicht in der dankbarsten Aufstellung, eingemauert in einem nur wenig beleuchteten Salon des genannten Palastes, nur von wenigen Fremden, die Roms Herrlichkeiten zu schauen gekommen waren, beachtet wurde. Die Figur ist in Lebensgröfse und die Frischheit der Farbe ist gröfser als selbst bei vielen Frescogemälden in den Loggie.

Es war daher gewifs ein sehr glücklicher Gedanke, dafs man zur Titelverzierung des so eben erschienenen römischen Kunstalmanachs *) gerade dieses antike Gemälde in einer, bei aller Verkleinerung dennoch sehr deutlich sich hervorhebenden und sehr fleifsig ausgeführten und colorirten Copie wählte und dadurch die Göttin des Heiligthums selbst vor unsere Augen brachte, der dieser ganze Almanach huldigt. Es ist nicht zu zweifeln, dafs jeder Freund des Classischschönen, das doch nur zwischen den Trümmern der sieben Hügel und in den Hesperidengärten Italiens bis zur heutigen Stunde gesucht werden kann, wenn er in diesem vielfach geschmückten und durch die anmuthigste Mannichfaltigkeit von Kunstbeschauungen uns hindurch führenden Almanach lustwandelt, im Geiste wenigstens thun werde, was jeder in die römische Curie tretende Senator vor dem Altar der mit der Roma verschwisterten Victoria einst that.

Ueber die stille Würde und majestätische Schönheit der auf diesem Bilde thronenden Roma mag Jeder, dem die Lust dazu kommt, den kundigen und beredten Erklärer im zierlichen Buche selbst sprechen hören. Er steht in Rom selbst vor dem Bilde. Ihm wird die Anschauung. Uns nordischen Alterthumsklitterern mag das unbeneidete Geschäft leichter zu Theil werden, hier und da noch einen historischen Umstand am Bilde selbst zu bemerken, um die weitere Forschlust eben dadurch zu reizen, dafs gezeigt wird, es sei noch viel daran zu bemerken und zu kunstrichtern übrig.

---

*) Almanach aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst. 1r. Jahrgang, von F. Sickler und C. Reinhart in Rom. (Leipzig, bei Göschen, in klein 4.).

Die erste Frage, worauf der Erklärer sich vielleicht schon darum nicht einlassen wollte, weil er sonst weniger bestimmt das Urtheil hätte fällen können (S. 9.): „es ist diefs gegenwärtig leicht das einzige Bild, das über den Styl, sowie über die mechanischen Vorzüge der alten malenden Kunst die befsten Ideen zu erwecken vermag," ist unstreitig die, in welches Zeitalter gehört diese Antike? Zoega, dessen Kennerurtheil bei Untersuchungen der Art vom gröfsten Gewicht sein mufs, widerspricht da, wo er eine genaue Nachricht darüber mittheilt *), der allgemeinen Meinung, dafs es erst in's Zeitalter Constantin's zu setzen sei. Hat aber diese Vermuthung irgend einen Grund? Denn gesetzt auch, es lasse sich erweisen, dafs dieses Gemälde nebst einem anderen, welches Spon noch sah, und aus Spon Montfaucon noch abbildete **), welches aber seitdem längst verschwunden ist, wirklich am Quirinal unter den Trümmern der Bäder Constantin's gefunden wurde, so folgte daraus doch keinesweges, dafs es damals erst gemalt worden sei. Man denke doch nur an die Triumphbogen Constantin's! Wie viel wurde damals aus älteren Zeiten zusammengerafft! Vielmehr scheint Arbeit, Styl und Zeichnung ganz zu der Vermuthung zu berechtigen, dafs es aus einer älteren und besseren Zeit sei. Wenn freilich der gelehrte Ducange Recht gehabt hätte, dafs die Form der Panniere mit dem Namenszuge S. P. Q. R. nur in die spätesten Zeiten gehöre, wo dann Constantin auf dieses Labarum das Monogramm des Christenthums setzte, so würde jene Muthmafsung, die dieses Gemälde in die Zeit jenes Kaisers setzt, neue Stärke bekommen. Allein es gehört nur einige Bekanntschaft mit der römischen Münzkunde dazu, um sich sogleich zu erinnern, dafs schon auf den römischen Familien-Münzen dergleichen Panniere (vexilla) häufig vorkommen ***). Indefs deutet die Form der Stickerei um die Tunica herum †), so

*) Bassi-Rilievi, Distrib. VI. p. 152.

**) Antiquité expliquée. T. I. P. II. pl. 193., 8.

***) Nach Le Beau's Abhandlung über diese Materie im 35. Theile der Mémoires des Inscriptions hat auch Eckhel die Sache zur Genüge beleuchtet, Doct. N. Vet. T. VIII. p. 494.

†) Der Erklärer im Almanach nennt irrig das eine toga praetexta, was nur die tunica picta, das gestickte Untergewand, ist. Nie wurde über die Toga noch ein Kriegsmantel, eine palla oder ein paludamentum, wie hier abgebildet ist, getragen. Die Stickerei selbst aber, besonders die mit (weiblichen) Figuren geschmückte doppelte Bordüre, unten erinnert an jene an- und eingenähten breiten Kanten, die man in jenen späteren Zeiten Roms Paragauden nannte. S. Saumaise zu den Script. H. A. T. I. p. 980.

wie das bei Bellori *) noch sichtbare Armband aus blosen Perlen allerdings nicht auf frühere Zeiten als auf die des Severus und seiner nächsten Nachfolger.

Ganz im Geschmacke dieses Zeitalters dürfte auch die Idee sein, der Göttin Roma rechts und links auf die Schultern eine kleine Victoria oder Siegesgöttin zu setzen und so das, was die frühere Prachtliebe nur auf die Agraffe der Tunica oder des Mantels in einem geschnittenen Steine gebildet hätte, wirklich in zwei ganze Figuren überzutragen, die nun der ehrwürdigen Matrone auf den Schultern herumflattern und nichts weiter zu thun haben, als die reichgestickte Tunica und den faltigen Mantel festzuhalten. Man sieht, wie weit es die Nachahmung bringen kann. Denn freilich war es etwas ganz Anderes, wenn nach der Beschreibung des Pausanias an der Rücklehne des Thrones des Olympischen Jupiters Phidias über die eine Schulter des Gottes die Horen und über die andere die Grazien in schwebendem Tanzschritt gestellt hat **). Nicht weniger befremdend und räthselhaft ist über den vorderen Stützen des Thrones zu beiden Seiten eine Gans mit gespreizten Flügeln und über diesen eine halbe nackende Figur gebildet. Darüber ist der Ausleger des Bildes im Almanach uns die Erklärung ganz schuldig geblieben. Die Gans, als ein Spielwerk in den Händen eines Knaben oder als der heilige Vogel der grofsen Göttin Isis, wird uns auf alten Denkmälern nicht befremden. Was soll aber, statt jener beliebten Thronlehnenhalter, einer Sphinx oder eines Hippogryphs, hier an der Thronlehne der Göttin Roma das Thier machen, welches höchstens durch seine grofse, durch Feigenfrafs aufgeschwellte Leber eine Rolle in der römischen Kochkunst spielte? Sind es vielleicht singende Schwäne? Doch nein, es sind die wachsamen Retter des Capitoliums und der ewigen Roma, deren weckendem Geschnatter schon Plutarch in seiner etwas aufgedunsenen Declamation über das Glück der Römer eine so pathetische Lobrede hält ***), das beliebte Wap-

*) Siehe Bottari, picturae antiquarum cryptarum Romanarum, das Titelkupfer. Das Perlenarmband hat auch Montfaucon danach abgebildet, T. I., p. 193., 2.

**) S. Völkel, über den Tempel und die Statue des Jupiter zu Olympia, p. 194. ff.

***) P. 325. D—F. oder T. II. p. 332. Wyttenb. Es werden da alle Herrlichkeiten des mit dem Raub der Welt geschmückten Roms zusammengestellt und dabei die Bemerkung gemacht, dafs, wenn durch die Gunst des Verhängnisses die Gänse bei der Capelle der Juno, die vor Hunger wach waren, nicht geschnattert hätten, alle diese Pracht nie hier gesehen worden wäre! Bei dieser Veranlassung erfahren wir auch die Anekdote, dafs alljährlich

penbild und Abzeichen aller politischen Pflastertreter und Unglückspropheten, die noch zur heutigen Stunde sich zu Wächtern und Rettern des Capitoliums, ein Jeder in seiner lieben Vaterstadt, bestellt zu sein wähnen.

Allein diefs sind sehr aufserwesentliche Zufälligkeiten und Kleinigkeiten. Es bleibt dabei, das Bild selbst ist sehr zweckmäfsig und einladend zum Titelkupfer eines Taschenbuches gewählt, das uns nicht die kriegführende und völkerunterjochende, sondern die kunstübende, völkerveredelnde Roma durch alle seine Darstellungen und Aufsätze verkündigen soll.

(vermuthlich bei der grofsen circensischen Procession) einmal eine Gans sehr stattlich in einer Sänfte, auf ein Ruhebettchen gesetzt, herumgetragen wurde, während auch ein armer gekreuzigter Hund mit paradirte. Die Gans und der Hund finden in unseren Zeitungsschreibern und Journalisten noch bis heute ihr Gegenbild.

XI.

Die Aldobrandinische Hochzeit.

Wer auch nur einen Blick auf die Roma antica e moderna gethan hat, kennt das hochgepriesene, vielgebildete alte Gemälde, das seit länger als zwei Jahrhunderten die Zierde der Aldobrandinischen Villa in Rom machte und, da uns dasselbe in ein Brautgemach führt und uns darin Braut und Bräutigam nebst allen hochzeitlichen Umgebungen erblicken läfst, unter der Benennung der Aldobrandinischen Hochzeit als eine der anmuthigsten und lehrreichsten Ueberreste griechischer Malerei aus dem Zeitalter August's angesehen wurde. Nicolaus Poussin verfertigte eine berühmte Copie, die seitdem im Palast Doria aufbewahrt wurde. Nach hundert früheren Abbildungen und Kupferstichen gab zuletzt noch Carloni eine colorirte Kupfertafel davon zur Ergetzung der Kauf- und Schaulustigen. In Dresden erschien vor einigen Jahren eine ausführliche Abhandlung über dieses Gemälde, wozu eine dem Urbilde, wie es in Rom in Farben nachgemalt worden war, möglich getreu nachgebildete Kupfertafel ausgegeben wurde *). Was ist nun während der Stürme, die in den letzten fünfzehn Jahren sowohl Rom, als insbesondere das Haus Borghese trafen, aus diesem ehrwürdigen Erbtheile jenes Hauses geworden? Ist es für Rom erhalten worden oder über die Alpen oder gar über den Kanal gewandert? Das mag auch solchen Lesern des Morgenblattes, die es sonst lieber mit jenem Homerischen Weidspruch aus der Odyssee halten:

---

*) Die Aldobrandinische Hochzeit, eine archäologische Ausdeutung von C. A. Böttiger und H. Meyer. Dresden 1810. 206 Seiten in 4. Mit einem Kupfer.

Traun, der neuste Gesang erhält vor allen Gesängen
Immer das lauteste Lob der aufmerksamen Versammlung,

doch auf einige Augenblicke eine kleine Unterhaltung gewähren.

Dieses einzige Bild seiner Art ist wirklich in Rom geblieben. Als die Familie Borghese — der zweite Prinz dieses Namens führt bekanntlich den Namen Aldobrandini, der durch Erbschaft auf jenes Haus übergegangen ist — die Villa Aldobrandini dem allmächtigen, seine Allmacht jedoch zu mancher guten Zucht und Ordnung anwendenden General Miollis verkaufte, wurden die darin befindlichen Kunstschätze vereinzelt. Ein grofser Theil, worunter sich auch eine für die Kunstgeschichte wichtige Sammlung ganz alter Bilder aus den ersten Zeiten nach Wiederherstellung der Malerei befand, kam an die Gebrüder Camuccini, von denen der eine der bekannte Maler, der andere ein Gemäldehändler ist. Das seltsame Symplegma, der Satyrkampf mit dem Hermaphroditen, wovon sich die Doublette in der Antikengalerie in Dresden befindet, war schon weit früher verschwunden. Die Hochzeit hatte Camuccini in seiner Verwahrung. Man glaubte allgemein, sie sei sein Eigenthum geworden *). Allein seit Kurzem ist sie bei einem sehr speculativen Kaufmann in Rom, Vincenzo Nelli, der übrigens auch die befsten Schwefelminen hat, als sein Eigenthum ausgestellt, der sie für 3000 Scudi vom Principe Aldobrandini erkauft haben will. Er selbst fordert nun eine ungeheuere Summe dafür, die ihm die einzigen Zahler in klingender Münze, die Briten, wohl schwerlich dafür geben werden, da man allgemein bemerkt, dafs jetzt die meisten Reisenden dieser Nation sowohl in Italien als in Teutschland dem Metallreiz auf eine Weise unterliegen, die mit der einst so gerühmten Grofsherzigkeit dieses Volkes im offenbarsten Widerspruch steht. Auch wird jetzt strenger als je darüber gewacht, dafs kein merkwürdiges Werk aus Rom hinaus gehe, welches noch ganz neulich dem berühmten Barbarinischen Faun, der für einen kunstliebenden teutschen Prinzen bestimmt gewesen sein soll, Fesseln anlegte. Es ist gegründete Hoffnung vorhanden, dafs bei verbesserten Finanzumständen der Papst auch dieses Gemälde für sein schon jetzt vielfach angefülltes Museo Chiaramonte ankaufen werde.

Das Bild war so lange, als es in jener Villa aufbewahrt wurde, hinter Glas gestellt und jeder genauen Betastung und Untersuchung völlig unzugänglich. Jetzt kam man auf die Idee, es von den alten Anpinselungen und Uebermalungen völlig zu reinigen. Canova wurde darüber befragt. Er rieth, die ganze Versudelung wegzutilgen. Der geschickte Maler Dominico del Frate

---

*) Daher auch die irrige Angabe in der Anmerkung zu der Frau von der Recke Tagebuche einer Reise durch Italien. Th. II. S. 220.

wusch alle Ergänzung mit einem Schwamm weg, und nun trat, ein Wunder zu schauen, das ganze Bild in seiner ursprünglichen Klarheit und Farbengebung hervor, bei der man einige kleine Risse und Verletzungen (qualche picciola antica screpolatura, sagt der italienische Bericht) sich gern gefallen liefs. Vieles von dem, was neuere Kritik über die muthmafsliche Restauration des Bildes und die unechten Stellen desselben geäufsert hatte, findet sich nun durch den Augenschein bestätigt. Fast einer jeden an den zehn Figuren, aus welchen diese Hochzeitfeier besteht, ist durch den reinigenden Schwamm etwas abgewischt worden, was zu verschiedenen Zeiten unberufene Verbesserer ihr aufgedrungen hatten. Es versteht sich, dafs eine so heilbringende Wiedergeburt in Rom grofses Aufsehen machte und bald auch ihre öffentlichen Verkündiger fand. Der bekannte Luigi Biandi, Arkadier, Tiberinischer Akademiker und noch von vielen anderen Vereinen Mitglied, hat in einer Schrift, die schwerlich schon nach Teutschland in vielen Exemplaren vorgedrungen ist *), den ganzen Befund angegeben.

Die Hauptgruppe dieses mit bewundernswürdigem Verstande nach dem plastischen Princip des Alterthums geordneten Gemäldes ist die jungfräulich verschämte Braut, auf dem Rande des Brautbettes sitzend und von der liebkosenden Zusprecherin (Pronuba) zu ihrer Seite mit süfser Ueberredungsgabe angereizt, während oberhalb an der Schwelle der gekränzte Bräutigam mit steigender Ungeduld das Zeichen der letzten Erhörung erwartet. Die neuere Kunst hat diese ausdrucksvolle Gruppe häufig benutzt. Aber mit Recht bemerkt der grofse Kunstkenner Heinrich Meyer in Weimar, dafs man bis zu den gröfsten Meistern aufsteigen müsse, wenn aufgegeben wäre, in Werken der neueren Kunst gleichmäfsig gelungene Gegenstücke aufzuweisen. Bei der Reinigung des Urbildes fanden sich die Fleischtinten des Bräutigams weit weniger gebräunt, und an der oberwärts ganz enthüllten Zusprecherin treten Armbänder und ein Halsschmuck hervor, der dieser sprechenden Figur einen höheren Adel ertheilt. Vor Allem aber hatten die Leierspielerin und Sängerin, als die zwei Hauptfiguren der zweiten Gruppe, nach aufsen zu grofse Unbill durch ungebotene Ergänzung erlitten. Am langen, weifsen Leibrocke treten bei ersterer in der ursprünglichen Gestalt goldene Streifen hervor, welche die Länge herab gehen, um die bis an die Handwurzel reichenden Aermel aber runde Einfassungen bilden. Von diesen Streifen war aufser einer Einfassung unten um den Saum des Gewandes bisher nichts zu sehen. Sie entsprechen aber voll-

*) Lettera sull' antica celebre pittura conosciuta sotto il nome delle nozze Aldobrandine — da Luigi Biondi, Romano. Roma 1815, 40 S. in klein 4.

kommen den Begriffen, die man von den Prachtgewänden der Citherspieler und Citherspielerinnen im Alterthum aus den alten Schriftstellern sowohl, als aus griechischen Vasengemälden, sich machen darf, ja sie gehören gewissermafsen so unerläfslich zum Costüm, dafs, sie hier nicht zu finden, dem Kenner alter Sitte sehr befremdend sein mufste. Der zur ganzen prachtvollen Costümirung so wenig passende Haarsack der Citharistria verschwindet im Urbilde ganz, wo die Haare nur in einem Knoten hinter dem Diadem aufgebunden erscheinen, und mit dieser ihr angepinselten Haube fällt auch ein ganzer gelehrter Excurs in Böttiger's Abhandlung über dieses Bild, als wenigstens hier ganz überflüssig, in den Schwamm. Das ist das Schicksal aller Antiquare, die nach Ergänzungen erklären. Wer mag sich rühmen, dafs er hier überall auf sicherem Boden gehe! Auch beide Hände des mit dem Spiel beschäftigten musikalischen Mädchens erleiden in der ursprünglichen Figur grofse Abänderung. Die rechte Hand berührt nun die Saiten nicht mehr mit dem blosen Finger. Sie führt das Schlageisen oder Plectrum; die Linke aber greift nun an die Winkel des mit sieben Saiten bezogenen Instruments. Das Merkwürdigste aber ist, dafs die neben ihr stehende Figur, die Brautliedsängerin, durch die Beschauung des seiner Zusätze entladenen Bildes die ganze linke Hand, womit sie bisher auf eine ganz ungereimte Weise die Cither ihrer Nachbarin unterstützte, verliert, indem davon am Urbilde nicht die geringste Spur zu entdecken ist. Sie hat also, wie es damals Anstand und Sitte forderte, die linke Hand ganz unter dem Mantel verhüllt. Noch auffallender ist die nun an's Licht tretende Erscheinung an den, dieser Gruppe auf der anderen Seite zum Gegengewichte dienenden drei Figuren, der ältlichen Matrone, die das Brautbad prüft, und der zwei neben ihr stehenden Dienstmädchen. Diese letzteren verwandeln sich nun, nachdem ihnen die Gesichter rein gewaschen wurden, in zwei jugendliche Mannsgestalten, welche Biondi, der in der Matronenfigur eine Priesterin, eine Flaminica, erblickt, nun geradezu für Camilli oder Opferknaben erklärt. Mannichfaltig ist auch die Abweichung in den Gesichtszügen, so wie in den Farben und Schattirungen der Gewänder, die sich aber, ohne ein colorirtes Blatt von den Nozze vor Augen zu haben, durch blose Angaben in Worten nicht verstehen lassen. Nichts aber hat durch diese Säuberung eine so veränderte Gestalt bekommen als der Hintergrund des Gemäldes. Bis jetzt erhob sich die durch einen Pilaster in der Mitte abgetheilte und daher leicht auf drei verschiedene Hausräume zu beziehende Hinterwand nur bis zur Hälfte des Bildes. Darüber hin war ein Luftton, und so schien Alles gleichsam im Freien vorzugehen. Ja, der eine Theil schien sogar ein ganz offener Vorhof zu sein, und Nicolaus Poussin hatte nicht verfehlt, in der Ferne grüne Hügel und Bäumchen anzubringen. Man

half sich bei der Erklärung dieser auffallenden Ungereimtheit so gut, als sich's thun liefs, durch die Symbolik der alten Kunst u. s. w. Der Schwamm hat jetzt das ganze Räthsel gelös't und über dem Pilaster einen Architrav aufgedeckt, der die ganze Scene von oben schliefst. Hinter der Citherspielerin, wo es sonst so ländlich aussah, ist auch eine Wand zum Vorschein gekommen.

Auch über das Materielle und Technische dieses Gemäldes sind bei dieser Veranlassung interessante Untersuchungen angestellt worden. Man hat gefunden, dafs die echte antike Färbung so fest mit dem geglätteten Wandanwurf (Intonaco), worauf es gemalt ist, zusammenhängt, dafs die Farbe durchaus nur mit dem Messer zerstört, aber nicht abgewischt werden kann. Diefs würde auf's Neue die Muthmafsung, dafs hier Alles enkaustisch gemalt sei, bestätigen, wenn nicht der römische Chemiker Giovanni delle Armi in Verbindung mit dem vor Kurzem noch in Rom sich aufhaltenden grofsen britischen Scheidekünstler Sir Humphry Davy durch Versuche sich überzeugt hätte, dafs die dabei gebrauchten Farben nicht dem Pflanzen-, sondern dem Mineralreiche zugehören. Noch ist Folgendes merkwürdig. Man glaubte bisher, das ganze, aus vier Mauern ausgesägte Bild sei mit einem Laubgewinde von Epheuranken eingefafst gewesen, wovon der erste Berichterstatter, der Maler Zuccaro, selbst abgebrochene Proben zu besitzen behauptete. Richtiger bemerkte Heinrich Meyer unten am Gemälde einen zwei Zoll breiten Streifen, der in prismatischer Farbenabstufung daran hinlief. Jetzt, nachdem Alles gereinigt worden, zeigen sich unter diesem Streifen deutliche Spuren einer Art von angemalter Colonnade oder mehreren neben einander hinlaufenden Pilastern, wie wir sie auch in den Herculanischen Wandmalereien wiederfinden. An der einen schmalen Seite ist aber gar keine Spur von Einfassung. Daraus schliefst nun Herr von Ramdohr in einem darüber an einen Freund nach Teutschland geschriebenen Briefe, dafs, da dieses gepriesene Gemälde durchaus weiter nichts als ein Theil einer Wandverzierung (vielleicht in einem Grottensaal in dem Garten des Mäcenas) war, also gewifs blos in's Gebiet der Decorationsmalerei gehört und wahrscheinlich mit einer Menge anderer Vorstellungen und Figuren, die an einem Friese hinliefen, zusammenhing, diefs durchaus nicht als ein Musterbild aus dem Alterthume gelten könne. Man mag die Composition und den Styl bewundern, man mag im Vortrag eine fertige Künstlerhand entdecken, Faltenwurf und Färbung untadelhaft und den Eindruck des Ganzen ungemein heiter und vergnüglich finden. Aber das Ganze ist doch nur mit wenigen kecken Pinselstrichen mehr angegeben als ausgeführt. Es kann Nachahmung eines Gemäldes eines grofsen griechischen Meisters sein; aber es ist selbst kein solches Gemälde und es

wäre höchst unstatthaft, danach die Vortrefflichkeit der griechischen Malerei anders beurtheilen zu wollen, als dafs man sagt: wie vollkommen müssen nun erst die wahren Gemälde sein?

Angenehm ist gewifs manchem Freunde der vergleichenden Malerei und Alterthumskunde, zu vernehmen, dafs der obengenannte Chemiker Giovanni delle Armi in Rom auf seine Kosten einen colorirten Kupferstich nach dem gereinigten Urbilde mit möglichster Genauigkeit und Treue veranstalten läfst. Doch glücklicher ist der, welcher selbst zum Original wallfahrten und dabei den Triumph der ewigen Roma, die bald Gyps-Surrogate aus ihren Kunsttempeln verbannen und die geraubten Kunstwerke alter Sculptur in ihrem alten Sitze wieder aufstellen wird, mit ihren Bewohnern frohlockend theilen kann!

XII.

Der Liebeszauber.

Zur Erklärung eines antiken Vasengemäldes.

In einer Skizze, welche nach des berühmten Kanzelredners und Theologen Fr. V. Reinhard Tod von seinem Leben und Meinungen als Beilage zu einem Portrait desselben entworfen worden ist, wird auch angeführt, dafs er, ein tiefer Kenner der Geschichte und Freund des unvergefslichen Johannes von Müller, ganz eigene Ansichten von dem Einflufs gehabt habe, welcher den Weibern auf die wichtigsten Weltbegebenheiten älterer und neuerer Zeit zugestanden werden müsse, und daher nicht sowohl eine Geschichte des weiblichen Geschlechtes, sondern noch mehr eine allgemeine Geschichte, wie sie sich durch die Weiber gestaltet, von einer Meisterhand abgefafst zu sehen gewünscht habe. Wir können aus vertrauter Bekanntschaft mit jenem Manne, den unser Vaterland zu ehren nicht aufhören wird, das dort Bemerkte noch dadurch ergänzen, dafs er sich zur Rechtfertigung seines Wunsches auf das merkwürdige Zeugnifs zu berufen pflegte, womit der Vater der Geschichte, der ehrwürdige Herodotus, sein von den neun Musen benanntes Geschichtswerk anfängt, indem er die wechselseitigen Beschuldigungen anführt, die sich die Perser und Phönizier als die Repräsentanten des asiatischen Continents und die Griechen als die Vorsprecher der europäischen Länder darüber machten, woher der so tief eingewurzelte Nationalhafs zwischen den Völkern beider Continente abstamme. Alles Uebel kam von den Weibern. Asiaten und Europäer raubten gegenseitig Jungfrauen oder Prinzessinnen. Zuerst entführten phönizische Seefahrer die schöne Io aus Argos. Das vergalt Jason, als er Medea aus Kolchis raubte. Und durch diesen Raub wurde wieder der Sohn des

trojanischen Königs, Alexander, auch Paris genannt, angereizt, sich eine schöne Griechin in seinen Harem in die Troerburg zu Pergamo zu holen. Er entführte die schönste der Griechinnen, Helena. Die verbündeten Griechen forderten durch Abgeordnete Genugthuung und Zurückgabe, und als diese verweigert würde, entzündete sich daraus der trojanische Krieg, von welchem sich der stets fortgeerbte Hafs und alle spätere Fehde zwischen den Asiaten und Europäern herschreibt. Die Perser, so schliefst Herodot seinen Bericht, spotten über den Ernst, womit die Griechen die Entführung eines Weibes rächten und zur Nationalsache machten. Denn eine Frau könne nur aus eigener Lust und Einwilligung entführt werden und sei dann des darüber erregten Lärms nicht werth. Man kann, so viel auch manche Sachwalter noch obwaltender Eheprozesse und die ehrwürdigen Allongenperrücken im geistlichen Gerichtshof in London, in Doctor's Commons, dagegen einwenden mögen, in Sachen der Nothzucht und Entführung nicht vernünftiger sprechen, als jene alten Perser von sich vernehmen liefsen.

Eine Frau, das weifs Jeder aus seinem Horaz, war der „schensalige Antrieb" des ganzen trojanischen Krieges. Und in der That gehört, wenn man nur nicht die historische Zweifelsucht bis zur völligen Wegleugnung einer in allen griechischen Geschichten begründeten Thatsache treiben will, Helenens Raub durch Paris zu den echt welthistorischen Begebenheiten. Wer vermag heute noch den unendlichen Knäuel aufzuwickeln, den die griechische Sänger- und Sagenwelt über eine Begebenheit ausspann, ohne welche Griechenland keine Iliade und Odyssee, also auch, da aus diesen Nationalgedichten der Keim aller hellenischen Cultur sich erschliefst, keine Ideale, keine bildenden und singenden Künste gehabt hätte. Wir wissen aus Excerpten, welche uns Proclus aufbewahrt hat, dafs ein uralter epischer Liedersänger Stasinos schon in einem langen Gedichte alle Quellen jenes verderblichen Kampfes gezeigt und, von dem goldenen Apfel beginnend, den die Zwietrachtsgöttin unter die Hochzeitsgäste bei Peleus und Thetis Vermählung geworfen hatte, Alles bis zu dem berüchtigten Abenteuer des Paris mit der schönen Helena und dem daraus entsprungenen Kriegszug aller verbündeten Griechen gegen Troja in langer Reihenfolge besungen hatte. Herodot selbst beruft sich auf diese cyprischen Gesänge. Denn so nannte sie das Alterthum, weil ihr Sänger, aus Cypern gebürtig, wohl auch der cyprischen Göttin Macht und Einflufs auf dieses erste grofse tragische Drama verherrlichend, zu dieser Benennung die erste Veranlassung gegeben hat. Herodotus beruft sich selbst auf dieses Gedicht und bezeichnet es dadurch als die älteste Quelle aller zum grofsen trojanischen Mythenkreis gehörigen Dichtungen, die man in der Kritik die vorhomerischen zu nennen pflegt, das heifst,

solche, welche vor den von Homer besungenen Thaten sich zugetragen haben sollen.

Wir haben es hier nur mit dem eigentlichen Entführungsabenteuer, das, was man den Raub der Helena zu nennen gewohnt ist, zur Erklärung eines alten Vasengemäldes zu thun. In wiefern nun in diesem Mythenkreise aus so entfernten Zeiten überhaupt ein Thatbestand, irgend etwas Wirkliches angenommen werden mag, so läfst sich dabei Alles auf das Wenige zurückführen: der auf verliebte Abenteuer ausgehende Paris, schon dadurch Günstling und Diener der auch aus Asien stammenden Aphrodite, landet an der spartanischen, damals von Phöniziern und Asiaten häufig besuchten Küste, wird bei'm Menelaus in Sparta bewirthet; Menelaus, der nach Creta reisen mufs, empfiehlt seinen Gast seiner jungen Gemahlin zur Bewirthung — denn in jenem heroischen Zeitalter hatten die Frauen alle Pflichten des Gastrechts, selbst bis zum Baden der Fremdlinge, zu erfüllen — und Helena wird nun von der Schönheit des Jünglings bethört, von seinen Schmeichelworten verlockt und zur Flucht mit dem Paris in sein väterliches Haus nach Troja überredet. Man kann sich denken, wie bei den süfserzählenden, jeden Stoff immer auf's Neue gestaltenden, immer anmuthiger ausschmückenden Griechen ein so fruchtbarer Stoff auf das Mannichfaltigste verändert und ausgebildet worden sei. Nur ist es sehr zu beklagen, dafs aus jener überströmenden, immer neu, immer üppiger aufquellenden Fabelfülle uns Spätgeborenen hier und da nur noch geringe Ueberreste, wie noch nicht ganz versiegte Quellen in weiten Sandebenen, zuwinken. Zu den erzählenden oder epischen Dichtern, welche den Helenenraub, mit hundert Nebendingen und Umständen ausgeschmückt, schon besungen haben, gesellten sich besonders in Athen die dramatischen und vor allen die tragischen Dichter, die sich die willkürlichsten Abänderungen gestatteten, damit der Stoff der tragischen Handlung, wie sie das Helden- und Trauerspiel auf der attischen Bühne forderte, ganz angemessen erschiene. Die Euripideische Helena, wo die wahre Helena in Aegypten bleibt, Paris aber durch ein bloses Scheinbild geäfft wird, ist unter den noch vorhandenen griechischen Trauerspielen ein sprechender Beweis dieser Willkür. Nicht weniger gestattete sich wohl die pantomimische Tanzkunst, als diese eine verweichlichte Welt durch ihre Zauberreize gefangen nahm, mancherlei ihren Zwecken gemäfse Abänderungen *). Diefs Alles in seiner mannichfaltigsten Ausbildung und Ausschmückung bot nun wieder den zeichnenden und bildenden Künsten einen sehr willkommenen und von den Künstlern des Al-

*) Man sehe Lucian, von der Tanzkunst, c. 46. in Wieland's Uebersetzung Th. IV. Seite 412.

terthums mannichfach benutzten Stoff dar. Wie oft mag im Alterthum das Urtheil des Paris auf Ida gebildet worden sein, welches schon auf dem Kasten des Cypselus erschien? Aber auch vom Raube der Helena haben sich noch bis auf den heutigen Tag mehrere antike Bildwerke erhalten. Das älteste mit beigeschriebenen Namen befindet sich auf einer im Institute von Bologna aufbewahrten Schale, auf welcher die Alterthumsforscher die Aufnahme des Paris im Königspalaste der Atriden erblicken und wo neben dem Paris und der Helena auch Agamemnon und Menelaus zu sehen sind *). Die Entführung oder vielmehr Einschiffung der Helena von der lacedämonischen Küste finden wir auf einer alabasternen Graburne abgebildet, die aus Volterra in das Florentinische Museum gebracht und von W. Tischbein zuerst in seinem Bilderhomer in Kupfer gestochen mitgetheilt wurde **). Die schönste Vorstellung in Reichthum und Composition der Figuren sowohl, als in vollendeter Ausführung zeigt sich uns auf einer schönen Marmorvase, die der bekannte britische Kunstfreund Jenkins von Neapel nach Rom brachte und Orazio Orlandi dort in einer besonderen Schrift zugleich mit der Abbildung herausgab ***), später aber mit Heyne's Erklärung Tischbein in seinem Homer in Zeichnungen und Antiken hervortreten liefs. Die zuletzt genannten zwei Bildwerke in halberhabener Arbeit können der darauf abgebildeten Handlung nach als Seiten- oder Gegenstücke angesehen und zu einer lehrreichen Vergleichung neben einander gestellt werden.

Es frommt mannichfaltig, bei irgend einer Kunstaufgabe aus dem Alterthume so den Wettstreit des Genies und der erfinderischen, in stets erneuerten Kampf mit sich selbst tretenden Kunst zu bemerken. Wir hassen heut' zu Tage in unseren Kunstbestrebungen das schon gegebene Alte und verlieren uns in phantastischen Faseleien und Nebelgestalten. Jede Kunstausstellung liefert die Belege zu dergleichen Verirrungen zu Dutzenden. So sah man in der Dresdener Ausstellung von 1818 bei einigen guten und wohlgerathenen Versuchen zwar eine Menge fratzenhafter Vorstellungen, die man historische Bilder nannte, aber ein einziges wahrhaft vollendetes Bild, in dem Professor Hartmann mit den grofsen Bildnern des Alterthums in Darstellung eines echt antiken Gegenstandes in rühmlichen Wettstreit getreten war. Denn wir erblickten da den Raub des Hylas durch die drei liebetrunke-

*) S. Lanzi's Saggio di lingua Etrusca T. I. p. 221. Vergl. Millin's Cours d'histoire héroique p. 108.

**) Heft I. n. 4. vergl. mit Gori's Mus. Etrusc. T. I. tab. 138.

***) Le nozze di Paride ed Elena, nel Museo del T. Jenkins. Rom 1775. fol. und in Tischbein's Homer, Heft V. n. II.

nen Najaden meisterhaft dargestellt. So mag es denn nicht unnütz sein, auch einen so folgenreichen Gegenstand, wofür der vielbesungene Raub der Helena von jeher gehalten worden ist, noch auf einem alten Gemälde zu beschauen, das sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat und welches nicht, wie so viele andere, blos von einem Marmorrelief entlehnt oder nachgeahmt, sondern sogleich als freie Schöpfung des Pinsels hervorgetreten zu sein scheint. Die Weimarischen Kunstfreunde gaben im Jahre 1799 den Besuch, den Paris der Helena macht, als er aus der Stadt zurückkehrt, zu einer einladenden Aufgabe. Viele hoffnungsvolle Künstler wurden dadurch begeistert. Warum sollte die erste Zusammenkunft des Paris mit der Helena in ihrem Palaste zu Sparta nicht auch noch zu einer ähnlichen Preisaufgabe gewählt werden können?

Das Vasenbild, welches wir unseren Lesern vorführen *), ist aus einem der neuesten Vasenwerke, aus des gelehrten britischen Archäologen J. W. Millingen Sammlung, genommen **). Die Vase, von welcher Millingen die Zeichnung nahm, befindet sich im Besitz des Herzogs von Miranda in Neapel und war auch, wie eine uns mitgetheilte Skizze uns belehrt, von dem für die Kunst viel zu früh verstorbenen Millin in Paris während seines Aufenthalts in Neapel copirt und für die Fortsetzung seines grofsen Vasenwerkes, das mit dem Tode des Sammlers nun auf immer in den neidischen Lethe getaucht ist, aufbewahrt worden. Wir selbst kennen, da wir im Besitz der Abzeichnungen aller in der Lambergischen, nun kaiserlichen Sammlung in Wien und vieler anderen unedirten Vasen aus den Tischbeinischen Schätzen uns befinden, nahe an 1600 Vasenzeichnungen, auf welchen sich viele alte Mythen gar oft wiederholen. Aber dieses trauliche Stelldichein zwischen Paris und Helena ist uns noch auf keiner anderen Vase vorgekommen, und so vermehrt auch die Neuheit und Seltenheit den Werth dieses interessanten Vasenbildes.

Irgendwo mufsten sich — so wollten es Venus und das Verhängnifs — Paris und Helena zuerst erblicken. Und dieser Blick — sei es im Erkennen der getheilten Hälfte nach Platonischen Ideen oder nach Göthischen Wahlverwandtschaften — entschied auf immer. Seine Wirkung versinnlicht das vorliegende Vasengemälde. Hören wir zuerst, wie ein griechischer Liedersänger diese Scene schildert. Es ist zwar nur ein sehr später

---

*) S. Tafel V.

**) Peintures antiques et inédites de Vases grecs, tirées de diverses collections avec des explications par J. V. Millingen. Rom bei Romanis 1813, in Royal-Folio mit 60 Kupfertafeln. Die hier nachgebildete Vase findet sich dort auf der 42. Tafel.

Nachhall der späteren Alexandrinischen Sängerschule; es ist der Raub der Helena, von Coluthus, einem Spätling der Musenkunst aus dem sechsten Jahrhundert, gedichtet, aus welchem die Stelle genommen ist. Allein die Dichtung entbehrt doch nicht alles dichterischen Schmuckes. Der viel zu früh vergessene Sänger des Bliomberis, Alxinger *), singt uns diefs in der ihm geläufigen Weise:

Schon eilt der Trojer zum Palast
Atridens, göttlich schön, ja schöner fast
Als der Unsterbliche, den Semele geboren.
Verzeih', o Erius, verzeih' Kronion's Sohn;
Fast schöner! Helena tritt in den Vorhof schon
Aus den geöffneten gastfreien Thoren,
Und wie sie ihn erblickt, bleibt sie bewundernd stehen,
Und siehet lang auf ihn und kann nicht satt sich sehen.

Nun führt sie in die inneren Gemächer
Den Fremdling, setzt ihm einen Sessel hin,
Von Silber neu gemacht, und denkt in ihrem Sinn:
Ist diefs der gold'ne Sohn Cytherens? — Doch den Köcher,
Den Köcher hab' ich nicht erblickt!
Ist diefs der Rebenkönig Liber? --
So sehr bewundert sie die Schönheit, die ihn schmückt;
Dann strömt Bewunderung in Fragen über.

Dafs die Fürstin Helena den holden Ankömmling in die inneren Gemächer führt, wird uns bei einer, Gastrecht übenden Frau im heroischen Zeitalter weniger befremden, als dafs sie ihm selbst den Sessel zurecht setzt. Da, wo sie uns, freilich 20 Jahre später, im vierten Gesange der Odyssee im Palast des Menelaus zwei Gastfreunden gegenüber erscheint, hat sie freilich dienstbare Zofen zu dergleichen Diensten in Bereitschaft. Allein Selbstbedienung **) war nun einmal Sitte und Vorrecht jener in Einfachheit erhabenen Vorzeit, und auch in den Nibelungen leisten ebenbürtige Frauen den heldenmüthigen Kämpfern ähnliche Dienste. Ich verstehe das schalkhafte Lächeln einiger muthwilligen Beschauer, welches bei dieser Entfernung aller Dienerschaft noch auf ganz andere Beweggründe deutet. Allein die Devise des Hosenbandordens gilt auch Jahrtausende früher. So spinnt unser ehrlicher Coluthus seine Intrigue nicht. Es ist eine ziemlich nüchterne Schilderung einer sehr feuerigen Zusammenkunft.

---

*) S. Alxinger's Gedichte T. II. S. 158. oder im teutschen Merkur 1785. Juli, S. 13.

**) Die Griechen nannten diefs Auturgie oder Autodiakonie.

Auch der ursprüngliche Maler dieser Scene — denn wir müssen annehmen, dafs die Vasenzeichner Skizzen von den vortrefflichsten Werken grofser Meister vor Augen hatten, die uns dadurch wenigstens in einer noch immer gefälligen Abschattung erhalten worden sind — bedurfte keiner Aethra und Clymene (so nennt ja die alte Ueberlieferung die zwei Dienerinnen der Helena) zur Darstellung dieser Scene. Die Bilderschrift der alten Welt hatte ein einziges, aber Alles, was man wollte, beredter, als je der Buchstabe es vermag, aussprechendes Zeichen für die Liebe. Wo diefs steht, bedarf es keiner anderen Umgebungen oder ausdeutenden Nebenfiguren. Es ist Eros, der Flügelknabe, derselbe, der dem Zeus selbst den Donnerkeil entreifst und den der weichlichste und tapferste unter den Atheniensern, Alcibiades, als Donnerkeilträger auf seinem goldenen Schilde abgebildet trug *), derselbe auch, den Raphael Mengs uns im Geiste des Alterthums bildete, wie er den Himmel und den Verrath im Auge mit geschärfter Pfeilspitze dem Vater der Götter und Menschen und zugleich auch allen übrigen Götter und Menschen droht. Alle Leiden und Freuden der Liebe vermochte die alte Kunst durch den Beisatz dieses ewigen Kindes so sinnig und für die Darstellung selbst so dankbar und anmuthig auszudrücken, dafs für Composition und Bedeutung nichts Bildsameres und Sinnreicheres je ausgesonnen worden ist. Die auf Naxos verlassene Ariadne beweint die durch den wortbrüchigen Theseus getäuschte Liebe, Phädra, ihre Schwester, verschmachtet in hoffnungsloser Sehnsucht nach Hippolyt. So herzzerschneidender Liebesschmerz soll grofs und einfach uns im antiken Gemälde vor's Auge gestellt werden. Der Maler jenes bekannten, oft nachgeahmten Gemäldes in der Herculanischen Galerie **) stellte zu den Füfsen der erwachten Ariadne einen, mit vorgehaltenen Händchen bitter weinenden Amor, und wir verstehen nun schneller und richtiger, als es durch irgend einen anderen Zusatz hätte geschehen können, die gekränkte Liebe dieser Heroine; der Künstler, welcher die hoffnungslos an den Busen ihrer Oenone hingesunkene Phädra auf einem silbernen Medaillon in derselben Herculanischen Galerie eingrub ***), durfte nur einen tiefbekümmerten Amor ihr zwischen die Füfse stellen und den Elbogen auf das eingesunkene Knie der in Verzweiflung Hinsterbenden aufstützen lassen, und wir sind wenigstens über die Be-

---

*) Plutarch im Leben des Alcibiades c. 16.

**) Pitture d'Ercolano T. II. tav. 15. In Farben ausgeführt und erklärt in Böttiger's und Meyer's archäologischem Museum, im ersten Heft.

***) Bronzi d'Ercolano, T. I., in den dazu gehörigen Bassi-Rilievi, No. I., p. 257.

deutung des Reinmenschlichen in dieser Scene in keinem Zweifel mehr, wenn wir auch wegen der historischen Auslegung verschiedener Meinung bleiben sollten. Man vergleiche, wenn es um Vergleichung zu thun ist, ein Bild von derselben Scene, die Racine's unsterbliches Trauerspiel so hoch hob, aus der neuen französischen Schule im Umrisse in Landon's Annales du Musée, und überzeuge sich, dafs bei allem theatralischen Prunk und Aufwand in den Umgebungen doch Niemand, den der Buchstabe in der Unterschrift nicht witzigt, an diese sterbende Phaedra denken wird. Hercules, mit Liebesstricken gebunden, dient der verbuhlten Omphale. Auf einer Mosaik im Capitolinischen Museum wird diefs über der eigentlichen Figur des spinnenden Gottes auch noch durch zwei Amorinen vorgestellt, die einen Löwen mit Riemen umschnürt und zum Spiel ihres Muthwillens gebändigt haben *). Der grofse Annibale Caracci hat im Farnesischen Palast dieselbe Scene etwas feiner vorgestellt. Da lauschen die Liebesgötter mit muthwilliger Schadenfreude zum Fenster herein **). Die jungfräuliche, keusche Diana beschleicht als Mondgöttin einen schlummernden Hirten oder Jäger, sich ihm behutsam auf den Fufszehen nähernd. Die Liebe erwärmte das Eis in dieser Brust, sie aber führt die spröde Jungfrau dem süfsen Schläfer zu. Diefs soll mit einem zarten Euphemismus auf den ewigen Schlummer eines früh verblühten Jünglings auf alten marmornen Graburnen vorgestellt werden. Ein Amor führt die vom Liebespfeil verwundete Jagd- und Mondgöttin dem Geliebten zu. Ein anderer hält wohl gar Wache bei ihrem Wagen ***). So würden wir noch eine ganze Reihe ähnlicher antiker Vorstellungen vorüber führen können, in welchen überall Amor gleichsam die Stereotype, der stehende Buchstabe, für den zu knüpfenden oder zu lösenden Liebesbund ist. Des grofsen Peter Paul Rubens Galerie von Luxemburg, der Lebens- und Thatencyclus der fast zu hoch gefeierten Marie von Medicis, ist bekanntlich das Sinnreichste, Gedachteste und Vollendetste, was neue Kunst in historischer Allegorie geleistet hat, und eben darum von jeher die Bibel und Vorschrift aller Maler, die Aehnliches zu leisten hatten, von Kunstkennern genannt worden. Wie meisterhaft wufste sich hier in mehreren Bildern der erfindungsreiche Raphael von Flandern des Amors zur sprechendsten Andeutung und zur rechten Composition zu bedienen. Und wie zierlich hat, um hier nur noch eines

---

*) Museum Capitolinum S. IV., tab. 19.

**) S. Galeria di Palazzo Farnese da Carlo Cesio tab. 5.

***) Mus. Capit. T. IV., tab. 24. Mus. Pio-Clement. T. IV. tab. 16. oder auch nur für den ersten Anlauf Millin's Galerie mythologique pl. XXXV., 117.

grofsen Meisters zu gedenken, Nicolaus Poussin in vielen seiner Gemälde aus der alten Fabel dieselbe Figur zu gebrauchen gewufst! Gewifs nur völlige Unkunde der hier allein möglichen, allein anwendbaren Kunstmittel konnte dem Meister, der wohl wufste, wozu dieser holde Flügelknabe, von der christlichen Kunst so gern zum Engel umgebildet, zu gebrauchen sei, aus dieser Vermischung allegorischer Wesen und reinhistorischer Figuren einen Vorwurf machen *).

So mag also auch der Künstler, dem der Vasenmaler die erste Idee zu dieser Verliebungsscene schuldig ist, sehr gelobt werden, dafs er durch die sinnreiche Einführung des Liebesgottes die Idee: so wird Helena von Paris verführt und im Wahnsinne der Liebe bethört! uns auf einmal Alles vor Augen brachte, was schwerlich auf irgend eine andere Weise so befriedigend und ausdrucksvoll vorzustellen gewesen wäre. Doch es verdient der Gegenstand wohl, dafs wir noch einige Augenblicke betrachtend bei ihm verweilen. Um das Geistreiche und Zarte der Composition ganz zu fassen, mag eine Vergleichung mit einem anderen Vasengemälde dem Ziele noch näher führen. In der zweiten Hamilton'schen Vasensammlung, die sich jetzt gröfstentheils im Cabinet des kunstliebenden Hope in London befindet, wird uns als eine der vorzüglichsten Vasenabbildungen die gerühmt, welche das Schicksal des alten Heros Bellerophon vorstellt. Sie zeichnet sich dadurch aus, dafs sie zwei verschiedene Scenen aus der Fabel des Heros auf der Hinter- und Vorderseite darbietet, und dadurch schon einen Cyclus zu bilden anfängt. Denn gewöhnlich ist die Rückseite ganz anderen fremdartigen Gegenständen gewidmet. Die Gemahlin des Prötus, Königs von Tiryns, Sthenoböa verliebte sich in den schmucken Gastfreund ihres Gatten, Bellerophon, verklagte ihn, als dieser sie mit Verachtung zurückwies, bei ihrem Gemahl unerlaubter Anträge, und dieser schickte ihn nun zur Erlegung der Chimära nach Lycien, wozu sich Bellerophon das Flügelrofs, den Pegasus, bändigte und zäumte. Diese letztere Scene ist auf der Vorderseite der Vase zu sehen, auf deren Hinterseite der Zeichner dieses Doppelgemäldes uns das Entbrennen der Sthenoböa durch Liebesgluth gegen den liebenswürdigen Jüngling so vorstellt, dafs, indem der junge Heros der ihm gegenüber stehenden, beide Hände leidenschaftlich aufhebenden Frau den Bewillkommungsgrufs zu bieten scheint, hinter ihm, am Schaft einer Säule lauernd, ein Liebesgott seinen Pfeil auf die in Liebeswahn zu bestrickende Frau abdrückt **). Wer wird

*) Besonders that diefs Spence in seiner Polymetis Dial. XVIII. p. 298. ff.

**) S. M. Tischbein's Collection of Engravings from ancient Vases. T. III. pl. 39.

leugnen, dafs hier Alles klar und verständlich angedeutet ist. Doch ist die Art, wie auf der von uns erläuterten Vase der Liebeszauber, womit Helena befangen wird, abgebildet ist, noch weit zarter und selbst für die Gruppirung bequemer. Alle Scholiastenerklärung wäre hier überflüssig und wahrhaft pedantisch. Man sehe, wie es der Schalk, der nicht nur, wie es dort bei'm Sophokles heifst *), auf den Wangen des Mädchens sein Nachtlager hält, sondern den schönen Frauen auch ganz unvermuthet, mir nichts dir nichts, auf dem Schofse sitzt, hier angefangen hat, um der sonst keuschen jungen Königin unwiderstehliche Liebe gegen den reizenden Fremdling einzuflöfsen. Wir erinnern hier nur zum Ueberflufs an eine Stelle in Theokrit's Liebesgespräch zwischen Daphnis und einem Mädchen **).

Das Mädchen.

Satyr, was machst du denn da? Warum an den Busen mir fühlen?

Daphnis.

Lafs sie zum ersten Mal mich, die schwellenden Aepfel, dir drücken.

Man bemerke aber auch zugleich, wenn etwa sträfliche Lüsternheit sich zu weit vergessen sollte, dafs eine solche Liebkosung einst sämmtlichen Abgesandten des persischen Grofskönigs an dem Hofe des Amyntas von Macedonien, durch Dolchstiche erwiedert, das Leben gekostet hat ***). Die reine Naivetät des Alterthums hatte freilich an diesem Allen nichts Arges, und wir begegnen daher auf vielen alten Vasengemälden dergleichen Liebeserklärungen, wie sie von fröhlichen Jünglingen bei Bacchischen Gastmahlen den reizenden Flötenspielerinnen und Tambourinschlägerinnen gemacht werden.

Es sei uns aber erlaubt, bevor wir die Wechselwirkung, die sich hier zwischen dem muthwilligsten aller Götter und der schönsten aller Frauen befindet, als ganz entschieden ansehen, noch die Bemerkung anzufügen, dafs der grofse Dichter der römischen Nationalepopöe, der Aeneide, wohl irgend eine ganz ähnliche Gruppe auf einem alten Gemälde erblickt haben mufste, als er die List, womit Venus die Dido bestrickt und ihr eine bis zur Raserei sich erhitzende Liebe gegen den trojanischen Seefahrer Aeneas einflöfst, in jene berühmte Verwandlung des Amors in die Gestalt des jungen Julius oder Ascanius einkleidet, was bis jetzt von den zahlreichen Erklärern Virgil's ganz übersehen

*) In jenem herrlichen Hymnus auf den Eros in der Antigone V. 796. vergl. mit Horaz Oden IV., 13. 8.

**) Theokrit's Idyllen XXVII., 48.

***) Herodot V., 18.

wurde. Wer hat nicht jene der armen Dido so verderbliche Mummerei in seinem Metastasio oder in unsers Vofs gediegener Uebersetzung gelesen?

Neue Kunst nun wendet in sinnender Brust Cytherea,
Neuen Entwurf, dafs Cupido, Gestalt umtauschend und Antlitz,
Statt des süfsen Ascanius komm' und mit Gaben zum Wahnsinn
Zünde der Königin Herz und Gluth den Gebeinen entflamme.

Sie ertheilt nun dem dienstfertigen Gott allen Unterricht, wie er es anzufangen habe:

— schlüpfe vertraut als Knab' in des Knaben Geberde,
Dafs, wenn dich auf dem Schofs sie empfängt, die fröhliche Dido —
Wenn sie hold dich umarmt und zärtliche Küsse dir heftet,
Du die verborgene Gluth einhauchst und mit Gifte sie täuschest.

Die Wirkung entspricht ganz dem Wunsche der arglistigen Göttin. Sie saugt durch so enge Berührung mit dem gleichsam selbst zur Fackel gewordenen Gott Liebesgluth in ihr Innerstes ein.

— oft auch im Schofs erwärmt ihn Dido und weifs nicht,
Welch' ein Gott ihr genaht, der Elenden! *)

Und so wie Helena im Wahnsinne der Leidenschaft ganz des treuen Jugendgemahls, des Menelaus, vergifst, so flöfst bei Virgil Eros der Dido völlige Vergessenheit des Sychäus, ihres ersten Gatten, ein. Hätte der ehrwürdige Herausgeber des Virgil, Heyne, unsere Vasenabbildung schon gekannt, er würde nicht verfehlt haben, sie als ein Zierbild seiner durch antike Denkmäler verschönerten Prachtausgabe Virgil's uns vorzuführen.

Das ist nun eben das rein Poetische in unserem Vasenbilde. Wollen wir aber die Sache in schlichter Prosa des gemeinen Menschenlebens und so darstellen, wie sie, aller allegorischen Veredlung entkleidet, einfach ausgedrückt werden müfste, so würde es heifsen: Helena verliebte sich in den schönen Gastfreund nicht nur um seiner jugendlichen Reize und Gestalt willen, sondern auch wegen der im frugalen Sparta noch nie gesehenen Farbenpracht und Herrlichkeit seiner Gewänder, und blieb nicht gleichgiltig gegen die gefälligen Formen seiner ausländischen Kleidertracht, oder, um die Sache nur geradezu mit dem rechten Namen zu nennen, sie vergaffte sich in den phrygischen Stutzer!

Das haben auch sonst wohl die Alten schon so ausgedrückt. In dem einzigen aus dem Alterthum übrig gebliebenen satyrischen Drama, im Cyclopen des Euripides, hat der Chor der Silenen und Satyrn mit dem Ulysses seinen oft zum ausgelassensten Muth-

*) Virgil's Aeneide I, 657. ff. 683. ff. 716. ff. nach Vofs.

willen sich entfesselnden, handfesten Scherz. Da heifst es nun unter Anderem *):

Ilion habt ihr erobert, sammt der Helena!
Nicht wahr, da ihr des schönen Kindes Meister wart,
Habt ihr sie Alle, nach der Reihe, durchgewalkt?
Sie macht ja gern mit Vielen sich etwas zu thun,
Die Schlange, die um des Trojaners Schenkel kaum
Die scheckigen, weiten Säcke sah und die goldene
Kett' um den Hals, die ihm die Brust herunter hing,
Da staunte sie, und das gute Kerlchen Menelas
War bald verlassen. Wäre doch der Frauen Geschlecht
Gar nicht erschaffen! —

Ein Blick auf unser Vasengemälde wird wenigstens die eine und wichtigere Hälfte des Anzugs, der auf die schöne Helena einen so gewaltigen Eindruck machte, dafs sie darüber Alles vergafs und mit dem so ausstaffirten Liebhaber die Flucht ergriff, hinlänglich verdeutlichen. Zur phrygisch-asiatischen Tracht, die durch ihre Weichlichkeit und Verhüllung den Gegensatz von der griechischen Einfachheit und Entblösung machte, gehörten vor allen Dingen mehr oder weniger enganschliefsende Pantalons, Schenkelbekleidungen, Hosen. Es mag befremdend oder wohl gar lächerlich klingen. Aber es ist dennoch buchstäblich wahr. Die ganze alte Welt theilte sich in behosete und unbehosete Menschen. Und, was das Merkwürdigste ist, die Sansculottes und Ohnehosen waren die wahrhaft verfeinerten und gebildeten Völker des klassischen Alterthums, die Griechen und Römer; Hüften und Schenkel umschliefsende Beinkleider aber machten durchaus das Abzeichen barbarischer Nationen, unter welchen die Griechen besonders alle Asiaten, mit welchen sie zunächst im Verkehr standen oder in Handgemenge kamen, die phrygischen, armenischen und medischen Völkerschaften, begriffen. Es ist bekannt, mag aber wohl hier noch einmal in Erinnerung gebracht werden, dafs die Griechen ursprünglich nur einen Mantel und ein kurzes Untergewand darunter trugen, welches über der Hüfte so gegürtet wurde, dafs der Gürtel selbst von dem darüber weggezogenen Gewande, verdeckt war. Hals, Brust, Oberarm und Hände, Schenkel, Kniee, Füfse waren ganz blos. Diefs war wenigstens die einfachere, frühere Tracht, die man auch die dorische nannte. Die Orientalen aber, um sich gegen die kältere Gebirgsluft zu schützen, welcher die dort herrschenden Völker ursprünglich ausgesetzt gewesen waren, verhüllten alle Theile des Körpers. Ja das herrschende Volk in Vorderasien, die Perser, hielt jede Entblösung des

*) Nach Bothe's Uebersetzung von Euripides's Werken, Band II. S. 14. ff.

Körpers, das Gesicht ausgenommen, für höchst unanständig *). Daher auch die im Orient unerläfsliche Sitte der bis auf den Knöchel herabfliefsenden Beinkleider, die noch jetzt bei beiden Geschlechtern dort allgemeine Sitte ist. Doch herrschte auch hierin wieder eine grofse Mannichfaltigkeit. Entweder, man trug weitfaltige, mehr sackförmige Pluderhosen, oder die Beinkleider lagen auch, wie noch jetzt bei den ungarischen, polnischen und anderen Reitervölkern, anschliefsend um Schenkel und Füfse. Da sie ursprünglich alle aus zubereiteten Fellen oder Leder gemacht waren, so nannte sie der spottende Grieche Säcke **). Denn alle Säcke der Griechen waren schlauchartig und aus Leder zubereitet. Daher aber die Benennung Säcke, deren sich der Chor dort im Cyclopen bei der Schilderung des Paris bedient.

Wir haben es aber hier zunächst mit der phrygischen Tracht zu thun, die von den griechischen Dichtern und Künstlern als medisch oder persisch angenommen wurde, da zu der Zeit, aus welcher sich unsere schriftlichen und bildlichen Denkmäler in jener alten Griechenwelt herschreiben, jene Länder längst den Persern unterthänig waren, und die allgemeine Nationaltracht von Vorderasien angenommen hatten. Das phrygisch-asiatische Costüm, wie es auf unserem Vasengemälde der schönen, wahrscheinlich auf ihrer Kleiderkiste sitzenden Spartanerin gegenüber sich darstellt, unterscheidet sich doch in manchen Puncten wesentlich von dem echt-persischen, wie es sich etwa in den noch erhaltenen, für Münchens Glyptothek erworbenen äginetischen Statuen zeigt, besonders in dem einen nicht geharnischten, sondern in Leder gekleideten Bogenschützen ***). Die Beinkleider, um bei diesen anzufangen, sind hier enganliegend, nicht faltenreich, wie sonst die persischen, gebildet und offenbar aus einem weit zarteren und weicheren Stoff verfertiget, als Leder sein könnte. Nennt sie dessenungeachtet dort im Euripides die lustige Satyrschaar Säcke, so vergessen wir nicht, dafs diefs so genau nicht genommen werden mufs und dafs unser Lichtenberg auch die weitschlotternden Pantalons unserer modischen Zierbengel im Spott Elephantenstrümpfe genannt hat. Stickerei, wie die herablaufenden Streifen und die zirkelförmigen Flittern andeuten, wahrscheinlich durch

*) Ueber dieses Alles die genügendsten Bemerkungen in des Pariser Antiquars Mongez Abhandlung in den Mémoires de l'Institut national T. I. p. 13.

**) Man sehe zu Hesychius T. I. col. 1741.

***) S. Wagner, über die äginetischen Bildwerke S. 48. Man halte die Figur für keinen Trojaner, wie Hirt meint in Wolf's literarischen Analecten III., 196.

Gold und Purpur geschmückt und ganz eigentlich phrygische Arbeit im Alterthum genannt, würden sich auf weiter, faltiger Beinbekleidung nicht so gut ausgenommen haben. Darum weicht hier die Tracht des Paris, die mit einer Art von Reisestiefeln oder Cothurnen zusammenhängt, ganz ab von der gewöhnlichen phrygischen, wie wir sie auf so vielen alten Reliefs und unter andern auch in den Gemälden der vaticanischen Handschrift des Virgil da, wo die Trojaner vorgestellt werden, abgebildet sehen *). Allein wir finden diese mit Stickereien verbrämten engeren Hosen auch auf einigen anderen Vasengemälden und dürfen nicht zweifeln, dafs sie vornehmlich da gewählt wurden, wo man es auf besonderen Putz und auf üppigere Kleiderpracht abgesehen hatte. Zu allen Zeiten haben sich dieselben Sitten auch bei den Kleidungen wiederholt. Die zerhackten und mannichfach aufgeschnittenen spanischen Pumphosen und hauts de chausses haben einen sehr ehrwürdigen Stammbaum und finden in den aufgeschnittenen, mit Häkchen und Knöpfchen wieder zusammengefafsten phrygischen Hosen des schönen Atys, dieses mythischen Vorläufers des Paris, ihr uraltes Muster und Vorbild **). — Phrygisch, orientalisch ist ferner an dieser Tracht die Tunica oder der Leibrock, dessen enganschliefsende Aermel bis an die Handwurzel reichen. Diese trug bei Griechen und Römern nie ein Mann in vollem Sinne des Wortes. Hände und Arme blieben stets wenigstens bis zum Oberarme ganz entblös't und erhielten theilweise Verhüllung nur durch den Ueberwurf eines Mantels bei den Griechen oder eines faltenreichen Obergewandes, das man Toga hiefs, bei den Römern. Nur auf Reisen trug man zum Schutz und zur Wärme wohl auch Ueberzugärmel. Daher Cicero einmal vom Antonius, der gern auszog, wo es Gefahr gab, spöttisch sagt: „Da pflegt er Aermel zu nehmen ***)!“ Trugen Jünglinge dergleichen, die noch dem Knabenalter näher standen, so erinnerte man sich wohl alsbald mit einer sehr zweideutigen und unreinen Nebenbedeutung auch an einen anderen phrygischen Jüngling und seine Mundschenkendienste, an Ganymed †). Die Aermel unsers Paris sind noch aufserdem mit Purpur- und Goldstreifen in Zickzack besetzt, eine orientalische Mode, die wir auf vielen alten Vasengemälden, besonders auch bei den Amazonen, antreffen. Nimmt man nun

*) S. Picturae Codicis Vaticani, bei Monaldini tab. XXXI. ff. oder in Millin's Galerie mythologique pl. 176. p. 641. ff.

**) S. Zoega's Bassi-Rilievi n. XIII. und in den Anmerkungen p. 98.

***) Also hatten die Römer schon den Ausdruck: Manschetten bekommen. Solet accipere manicas, sagt Cicero, Philipp. XI., 11.

†) S. das Fragment einer Rede des Scipio bei'm Gellius VII., 12.

nach Mafsgabe der nur leicht angedeuteten Stickereien und Ausschmückungen sowohl auf dem breiten Leibgürtel, welcher hier gegen die Sitte der Griechen ganz sichtbar ist, als auf den sich über der Brust kreuzenden Wehrgehängen zum Tragen des Schwertes und auf der phrygischen Mütze, die buntfarbige Mannichfaltigkeit dieser Kleidung als einen Beweis der stutzerhaften Eroberungssucht des listigen Mädchenbeäuglers *), denkt man sich dabei zugleich die geschmackvollste Bordure der purpurnen Chlamys oder des Ueberwurfmantels, der vorn über der Brust durch einen blitzenden Edelstein zusammengefafst wird, so kann man schon etwas von der Gefahr ermessen, welche der schönen Helena bei so herzbestürmender Augenlust drohete. Zwar der männliche Grieche gofs über all' diesen bunten Flitterstaat nur seinen Spott aus und nannte es eine buntschäckige Papageientracht und, wie jener Sophist, der den einfach gekleideten Themistokles vor dem Xerxes sprechend abmalte, einen Pfauenputz **), allein das regsam bewegliche Frauenherz denkt anders über die Blume der Schönheit und des Farbenreizes und mag auch gern den Kopf des Mannes noch mit allerlei Hut-, Mützen- und Federbuschzierath ausstaffirt erblicken. Man hatte, sagt Buffon, einem Hahn den Kamm verstümmelt, und alle Damen des Hühnerhofes gingen verächtlich an ihm vorüber. Diefs wufsten auch schon die englischen Stutzer vor drei Jahrhunderten, wo zuerst durch den Aufputz der damals gewöhnlichen Schaube oder Tuchhaube eleganter Männer mit einer langen Hahnenfeder in England das Wort Hahnenkamm (Coxcomb) gleichbedeutend mit einem Gecken wurde. So dürfte also Paris der Helena gar nicht unter die Augen treten, wenn er nicht die schöngeschmückte phrygische Mütze mit den vier herabhängenden Laschen und dem kolbigen Horn auf der Spitze zugleich ihr entgegen trüge. Da wir nicht voraussetzen können, dafs diese altphrygische Kopfhülle allen Beschauern und Beschauerinnen dieses Vasengemäldes schon bekannt sei, so mag hier Folgendes noch zu deren Erklärung stehen.

Zu einer vollkommenen griechischen Tiara — so heifst die ursprüngliche Benennung — gehört als Hauptstück die den Kopf von hinten ganz bis zum Nacken hinab bedeckende Haube, die sich aber oben über dem Scheitel zu einer Art von Horn abstumpft, welches vorwärts gebogen erscheint und an die uralte persische Königs- und Priestertracht erinnert, die unter dem Namen Kyrbasia einen solchen vorwärts sich neigenden Aufsatz hatte, nach und nach aber nun in diese abgestumpfte Wulst ausartete. Nach Allem, was die Alterthumsforscher älterer und neuerer Zeit darüber

*) Ilias XI., 385. nach Vofs's Uebersetzung.

**) Philostrat's Bildergalerie II., 32. p. 856., Olear.

vermuthet und gedeutet haben, möchte doch die Meinung, dafs die Macht und Stofskraft eines sogenannten Einhorns, eines uralten persischen Fabelthiers, dadurch versinnbildet wurde, nicht die ungereimteste sein. Auch ist dieser Auswuchs unter den Alterthümlern durchaus unter der Benennung des phrygischen Horns (il corno) bekannt. Wenn diefs der Haupttheil der phrygischen Mütze ist, so sind vier daran herabhängende Flügel oder Laschen nothwendige Zusätze. Zwei breitere fallen hinten hinab auf den Nacken und die Schultern. Zwei andere schmälere können unter dem Kinn geknüpft werden, (die französische Modestie nennt sie Trensen, Bridons, bei'm Verkauf ihrer Barets und ihrer Hüte) *). Wir bemerken hier, da der Kopf des Paris nur im Profil erscheint, von beiderlei Laschen immer nur die eine. Auch ist die vordere nicht unter das Kinn geknüpft, wie wir es oft auf geschnittenen Steinen sehen **). Eine so unter dem Kinn geknüpfte Mütze versteht aber gerade am Parisputz, wie er damals wohl auf der Bühne erschien, der Chor im Cyclopen des Euripides ***). Sie waren, wie schon aus dem bekannten Verse Virgil's erhellt, wo die phrygisch gekleideten Trojaner als Weichlinge gescholten werden (IX., 613.):

Auch hat Aermel der Rock, auch prangt mit Binden die Haube!

allen Griechen und Römern ein Abzeichen der üppigsten Verweichlichung und ein unverzeihliches Aergernifs. Wie kam man aber zu dieser sonderbaren Tracht? Sie ist von wenigen Alterthumsforschern bisher verstanden worden, aber gewifs ein merkwürdiger Fingerzeig auf jenen uralten, durch ganz Vorderasien gehenden magischen Feuerdienst. Wenn der Feuerdiener vor den Altar trat, auf welchem das heilige, vom Himmel gefallene Feuer brannte, so durfte er es nicht mit seinem thierischen Odem verunreinigen. Es dienten also ursprünglich diese Laschen oder Zipfel dazu, um den Mund des Betenden zu verbinden. Die Tracht blieb, nachdem längst die reinere Feueranbetung im grobsinnlichen Götzendienst untergegangen war. Man darf aber nur einen Blick auf einen vor dem hochheiligen Feuerheerd stehenden Magier werfen, wie ihn der gelehrte Brite Thomas Hyde abgebildet

---

*) S. Vasengemälde Heft III. in der Beschreibung der in Dresden befindlichen Vasen, p. 9.

**) Z. B. in Winckelmann's Monum. ant. n. 112. und in Tassie's Catalogue of gems, pl. LI. n. 9115.

***) Was Bothe Kette übersetzt, sollte durch Halsfessel übersetzt werden. Visconti zu Pio-Clementino, T. II., p. 90. hat es richtig verstanden.

hat *), um sich von der Wahrheit dieser Ableitung durch den Augenschein zu überzeugen.

Arme, von Venus und ihrem schelmischen Sohn berückte Helena! Durch solche Buhlerkünste und Fallstricke bethörte dich der trojanische Abenteurer. Doch wer wagt's, die Ehebrecherin zu steinigen? Verdamme Niemand zu voreilig als unerhört eine so verhängnifsschwangere Verblendung, wodurch, wie der römische Dichter dort sagt, zehn Jahre lang, „schmetternden Kampf fortkämpften die Danaer wider die Barbaren.“ Die Sache selbst, wenn sich auch nicht gleich unter uns ein trojanischer Krieg darüber entzündet, kommt alle Tage noch vor. Jener Prediger des 17ten Jahrhunderts, der so gewaltig gegen den Hosenteufel eiferte und ihn mit Kanzelexorcismen aller Art beschwor, wufste wohl, was seit Paris phrygischen Hosen dieses uralte Surrogat des züchtig verhüllenden Feigenblattes unter Jungfrauen und Ehefrauen für Schaden angerichtet hat. Oder haben wir nicht noch in unseren Tagen vernommen, wie das moderne Pariser Parisgeschlecht in ungarischer und nicht ungarischer Reiteruniform, durch eine eigene Vorrichtung von der Höhe herab in diese engangemessene Schenkelverhülfung springend, seine Siege in Amor's Feldlager wirksam vorbereitete? Sollen wir etwa an das beklagenswerthe Schicksal der armen Küsterstochter in Sterne's Koran heute noch erinnern, deren Vater neben dem Amte des Vorsängers in der Kirche auch noch das ganz untadelhafte Gewerbe eines Breechesmaker trieb, und nun aufs Neue erzählen, wie das arme Kind, das seinem Vater im Vorsingen und in der Schneiderei treulich half, zuerst in allerlei zerstreuende Phantasiespiele gerieth, dann aber die leichte Beute eines Dorfjunkers wurde, da er ein solches Kleidungsstück bei ihrem Vater bestellt hatte und anprobirte **)? Fürwahr, wäre bei so mannichfaltigen, ganz unwidersprechlichen Erfahrungen noch ein vollgiltiges Zeugnifs nöthig, der witzigste unseres Volkes, Lichtenberg, würde es ablegen, da, wo er sich über die eigene Sprache vernehmen läfst, die jedes einzelne Kleidungsstück spreche. Da heifst es auch von dem Männerputz, von welchem hier als einer seit drei tausend Jahren üblichen Eroberungsmaschine die Rede ist: „Beinkleider waren, so lange sie existiren, immer nur von wenigen, aber allgemein verständlichen Worten,“ und was sonst dort noch zu lesen, hier aber nicht füglich abzuschreiben ist ***). Oder sollen wir endlich gar noch auf die so oft mit arger Bosheit verspotteten

---

*) De religione vet. Persar. c. XXX. p. 369., tab. XI. XII.

**) S. Sterne's Works T. VII. The Koran or the Life and Sentiments of Tria juncta in Uno, chapt. XXXVI., p. 71. ff.

***) Lichtenberg's vermischte Schriften, Theil V., S. 277.

rôles travestis unserer jungen Schauspielerinnen aufmerksam machen, denen so manche Dame auf der Bühne ihr ganzes zeitliches Glück verdankte *)? Nein, alle diese fremden und störenden Gedanken sollen unsere antiquarische Aufmerksamkeit bei einem kleinen harmlosen Vasengemälde nicht stören oder uns sonst in böses Irrsal verwickeln. Nur eine einzige Vergleichung sei uns noch gestattet. Stellen wir diesen Stutzer einer längst versunkenen Vorwelt, diesen Helden in Boudoirs und Frauengemächern, der vor länger als 3000 Jahren seinen Sieg feierte, doch mit dem neuesten Londoner Dandy oder Stutzer in Parallele und fragen uns unparteiisch, ob jener uralte Helenenverführer oder dieser nagelneue Lockengel zu einem Elopement, einem Sprung nach Gretna-Green, von New-Bond-Street, bessere Kunstmittel anzuwenden wufste? Wir nehmen die Schilderung eines ganz modernen englischen Zierbengels aus den glaubwürdigsten Annalen der Mode, die unser erfindungsreicher Landsmann in seiner Schatzkammer aller schmückenden und regierenden Künste monatlich den schönen Britinnen auf den Putztisch legt: „Seine Kosackenpumphosen sind von den Halbbestien an der Quelle des Dons entlehnt; sein Hut von einem chinesischen Mandarinen, er trägt als Jacke eine Art von Mischling aus dem Wamms eines Lappländers und dem Mantel eines Wilden von den Südseeinseln." [His cossack-trowsers have been copied from the semi-brutes of the sources of the Don! his hat from the Chinese mandarins and his coat is a compound of the jacket of the Laplanders and the cloak of the Savages of the South Sea Islands] **). Man vergleiche und wähle!

---

*) Schütze, Taschenwörterbuch für Schauspieler, Art. Beinkleiderrolle, S. 20.

**) R. Ackermann's Repository of Arts 1819. No. I., p. 23.

XIII.

Venus, im Staatskleide thronend.

Ein altgriechisches Vasengemälde.

Seit der gröfste griechische Marmorbildner die Göttin der Liebe in seiner Cnidierin, Apelles dieselbe in seiner Coerin ganz entkleidete, gewöhnte man sich fast allgemein daran, sich bei einem antiken Bildwerke der Venus immer nur eine ganz nackende Gestalt zu denken *).

Es verdient daher doppelte Aufmerksamkeit, wenn wir in einem altgriechischen Vasengemälde diese Göttin völlig bekleidet, ja, um mit der englischen Modephrase es auszudrücken, in full dress erblicken, und so an dem Bilde der himmlischen Königin aller Schönheit und alles Liebreizes selbst ein vollendetes Musterbild eines vollständigen Frauenanzuges in höchster Herrlichkeit uns auf's Lebendigste vergegenwärtigen können.

In der an seltenen und auserlesenen Vasenzeichnungen vorzüglich reich ausgestatteten Sammlung, welche der scharfsinnige Kenner alter und neuer Kunst, der britische Archäolog James Millingen, zu Rom 1813 herausgegeben hat, befinden sich zwei Vorstellungen, welche beide zusammen zu gehören scheinen, und dort auch neben einander in einer Reihenfolge gestellt sind. Die eine zeigt uns die schöne Helena, wie sie vom Abenteurer Paris mit allem Liebreiz der sinnverwirrenden Minne bestrickt

*) Alles hierher Gehörige gab Levezow in seiner erschöpfenden Abhandlung: Ueber die Abbildung der knidischen Venus.

wird. Diese ist von mir an einer anderen Stelle ausführlicher erläutert worden *).

Die diesem Bilde gleich vorgehende Abbildung ist die thronende Venus, wie sie, auf's Genaueste dem Originalkupfer nachgezeichnet **), auf beiliegender Kupfertafel der Schaulust unserer Leser und Leserinnen zu selbstbeliebiger Beurtheilung vorgelegt wird ***).

Zur linken Seite der Göttin steht im Vasenbilde selbst eine hier nicht mit nachgebildete weibliche Figur mit einer Opferbinde um den Kopf, und eine Schale mit der Linken gegen die Brust haltend, indem sie mit der Rechten Weihrauch in das Kohlenbecken streut, welches man auch hier, auf unserer Copie, vorn an der Armlehne des Thrones auf einem vielfach geschmückten Gestelle angebracht sieht. Man nannte einen solchen kleinen Räucherungsapparat ein Thymiaterion. Diefs mufs man sich nun hier hinzudenken, um die auf diese Seite hin vorwärtsgebogene Neigung des Hauptes bei unserer Göttin für keine manierirte Attitude zu halten †). Diese Haltung des Kopfes drückt sehr deutlich Gewährung der Bitte oder des Gelübdes aus, welches die holde Weihrauchspenderin zur Göttin richtet. Auch steht der Göttin zur Rechten im Urbilde schon der Vollstrecker der Zusage, ein geflügelter Genius, da, in welchem Niemand den Liebesgott selbst verkennen wird, und welcher nur auf den Befehl seiner Mutter zu warten scheint. Die ganze Composition ist in ihrer hohen Einfachheit höchst anmuthig und ausdrucksvoll und würde, von einem modernen Maler, mit einigen Zusätzen und gehörigem Hintergrunde ausgeführt, gewifs Glück machen.

Der Hauptschmuck der Göttin besteht aus zwei Theilen, aus einem goldenen Diadem und einem darüber befestigten Schleier. Man beobachte hier zuerst das eigentliche Königsabzeichen, jenes um das Vorhaupt herumlaufende, die gelockten Haare fassende Diadem, welches wir für einen metallenen, aus feinem Goldblech

---

*) Der Liebeszauber. Erklärung eines antiken Vasengemäldes. In der Urania. Jahrg. 1820., S. 475. ff. und diese Sammlung. II. S. 248.

**) Peintures antiques et inédites des vases grecs, tirées de diverses collections et expliquées par T. V. Millingen. Rome, de Romanis 1813, in Royal-Folio. Die hier in Frage stehende Vasenzeichnung ist Tafel XLI.

***) S. Taf. VI.

†) Wie oft hören wir bei Horaz und anderen römischen Dichtern das annue votis aussprechen. Hier steht es vor uns. Das ist das Numen de waltenden, d. h. sich ab- und zuneigenden, Gottheit, welches Wort eben dadurch gleichbedeutend für die Gottheit selbst wird.

in Schmelz getriebenen Kopfschmuck erkennen, wie ihn die Damen des Alterthums trugen. Homer nennt ihn schlechtweg das Stirnband, und eine andere Benennung verglich ihn mit dem Riemen einer Schleuder, da, wo der Stein oder die Bleikugel, welche geschleudert werden soll, aufliegt und also eine breitere Fläche fordert *). Die Schmelzmalerei auf Gold und andere metallische Mischungen gehörte in das weite, bei Weitem noch nicht erschöpfte Capitel der antiken Enkaustik und eignete der Classe plastischer Werke, die man nun allgemein Toreutik zu nennen angefangen hat **). Gerade so wie hier, ist auch das Diadem der colossalen Ludovisischen Juno mit Blumenranken geschmückt, und wenn von dem metallenen Stirnband der Polycletischen Juno in Argos die Rede ist und gesagt wird, dafs die Grazien und Horen darauf gebildet gewesen ***), so ist diefs eben von Reliefs mit enkaustischer Schmelzmalerei zu verstehen, die dieser Metallfläche angebildet waren.

Unser Damenputz hat die Sache meist umgekehrt und das, was die Griechinnen und Römerinnen so bedeutend vorn über der Stirne trugen, auf den Hintertheil des Kopfes mittels prächtiger Kämme, deren Fläche gleichfalls oft goldene, mit Edelsteinen erhöhte Verzierungen darbietet, nach dem Gebot der Mode verwiesen. Man erlaube uns hierbei nur zwei Bemerkungen. Auch das Alterthum bringt zuweilen auf dem Hinterkopfe breite zusammenlaufende Bänder an, wir sehen sie auf vielen Vasengemälden; allein diese Bänder laufen unterwärts am Nacken herum und dienen dem zierlich zusammengefafsten Haarknoten (dem Krobylus) zur zierlichsten Unterlage und Unterstützung. Bei unseren Schmuckkämmen gilt das Gegentheil. Sie stehen oben auf und unterbrechen das schöne Eirund des Hauptes, welches gerade durch das sich um die Stirn und Schläfe malerisch anschmiegende, in der Mitte majestätisch aufsteigende Diadem noch mehr gefördert und verherrlicht wird. Dann aber bleibt auch der köstliche, mit Perlen und Edelsteinen verschwenderisch aufgeputzte Kamm, doch nur seiner eigentlichen Bedeutung nach, ein Haarkamm, erinnert an Kämmen und an sonst nichts, und würde schwerlich an der Toilette einer geschmackvollen Griechin und Römerin Gnade ge-

*) Das Homerische Wort ἄμπυξ (Ilias 22. 469.). Wegen der Aehnlichkeit mit dem Schleuderriemen heifst sie auch σφενδόνη. S. den Eustathius zum Dionysius Periegeta, V. 7.

**) Quatremère de Quincy, in seinem Jupiter Olympien, hat diese Schmelzmalerei in Metall zuerst ganz in's Klare gesetzt. Man sehe z. B. S. 63., 308. bis 310.

***) S. die mediceische Münze in Eckhel's numi anecdoti, tab. IX. 2., und meine Andeutungen S. 123.

funden haben. Auch wissen wir uns durchaus keines echten antiken Bildwerkes in geschnittenen Steinen oder auf Vasen zu erinnern, auf welchem eine mit dem Kamme geschmückte Frau oder gar die Handlung des Kämmens selbst abgebildet zu sehen wäre *).

Ueber dem Diadem trägt Venus einen vom Gewand ganz verschiedenen und abgesonderten, zur Seite weit herabfliefsenden Schleier **). Dieser Schleier zeigt deutlich, dafs diese Figur nach einem sehr alten Bilde von dem Vasengemälde copirt wurde; denn wie einer der gelehrtesten und geübtesten Alterthumsforscher unserer Tage sehr scharfsinnig bemerkt hat, der spätere Frauenschmuck vertrug diesen vom Gewande ganz getrennten, als ein einzelnes Kleidungsstück gerechneten Schleier nicht mehr, sondern die Verschleierung geschah stets durch den, mit vieler Kunst in Draperie geformten Ueberwurf des Obergewandes, welcher von hinten heraufgenommen und bis auf den Scheitel heraufgezogen wurde ***).

Ohne ein Halsband kann eine schöne Frau im Alterthum gar nicht erscheinen †). Auch unsere Göttin hat es. Es besteht aus einem goldenen Ringe, an welchem grofse Perlen-Girandolen (Uniones in der Putzsprache des Alterthumes) herabhängen. Wir wetten, dafs blos die Nachlässigkeit des alten Vasenmalers einen andern, nicht weniger wesentlichen Theil des Schmuckes, die Ohrgehänge, hier weggelassen hat. Im Homerischen Hymnus an die Venus ††), wo gleich Anfangs die Göttin von den Horen

---

*) In der Sabina oder Toilette einer Römerin konnte daher auch davon kein Gebrauch gemacht werden. Die Abbildung aus einem unedirten Intaglio, wo Omphale dem Hercules die Haare kämmt, welche Millin in seiner Galerie mythologique, pl. CXXIII. 453. abstechen liefs, trägt offenbar Spuren der Unechtheit.

**) Das Homerische Wort dafür ist: κρήδεμνον, Ilias XIV., 184. Ueber die vielfache, verschiedene Sitte des Verschleierns hat v. Köhler die vollständigste Sammlung beigebracht in seiner: Description d'une améthyste du Cabinet de l'Empereur de toutes les Russies (Petersburg 1797.) S. 35. ff.

***) Zoega in dem gelehrten Commentar zu den Bassi Relievi. T. I. p. 186.

†) Durch die Restauration der Aldobrandinischen Hochzeit durch Domenico del Frate, nach Canova's Angabe, ist auch an der Zusprecherin der Braut, der Pronuba, ein goldenes Halsband, vorn mit einem Schlöfschen, zum Vorschein gekommen. Man sehe den sehr genauen Kupferstich des Luigi del Medico zu Rom, 1818.

††) Hymn. in Ven. 5—11.

geschmückt wird, fehlt er eben so wenig, als in den Ohren der noch vorhandenen Venusstatuen wenigstens die Oeffnung dazu.

Das Interessanteste bleibt das einzige, ganz durchsichtige, gazeartige Gewand, die höchst zart und doch kostbar gestickte Tunica der Göttin, unter deren kaum verhüllenden Falten alle Theile des schönen Körpers verrätherisch hervorschimmern. Es kann über den Stoff desselben kaum ein Zweifel sein. Es ist jener wie Flor durchsichtige seidene Stoff, den das Alterthum unter der Benennung coische Gewänder so oft, bald bewundernd, bald mit sittenrichterlicher Strenge tadelnd anführt, und die aufser der Insel Cos auch auf Amorgos und zu Tarent verfertigt wurden *). Man durchwirkte diese Gaze mit Ranken und Akanthuszweigen von Goldlahn, wovon wir hier die zierlichsten Muster sehen. Ein einziger Blick auf unsere Venus giebt uns eine reinere Vorstellung, wie die Stelle in den Elegieen Tibull's zu verstehen sei:

Nemesis trage nur zartes Gewand, das die Coerin lüftig
Webte, das sie mit goldblinkenden Fäden durchzog **).

---

*) Die Hauptstelle über die Malerei der coischen Gewänder bleibt die bei'm Aristoteles, Hist. Anim. V. 19. p. 222. ed. Schneid. Schon Saumaise, zu Tertullian de pallio, p. 182. ff., sah mit Klarheit, dafs die rohe Seide (vielleicht selbst in den Cocons, die man dann für eingeschrumpfte Blätter hielt) durch den Karavanenhandel aus dem Lande der Seren bis auf die griechischen Inseln kam und dort in jene verrufenen durchsichtigen Florgewänder gewebt wurde, von welchen unter Anderm Martial sagt, wenn er von durchschimmernden Körpern redet (VIII. 68.):

So pflegt weiblicher Wuchs durch seidene Flore zu leuchten,
So wird der Kiesel gezählt durch die krystallene Fluth.

J. H. Vofs hat in seinen Anmerkungen zu Virgil's Landgedichten, Th. III., S. 314., zum Tibull S. 177., und zuletzt auch zu Aristophanes's Lysistrata, Th. II. S. 256., die Sache kurz und bündig erklärt. Am vollständigsten hat Brotier davon gehandelt in einer Denkschrift in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions, T. XLVI. Nur können wir ihm darin nicht beipflichten, dafs er die Cultur des Seidenwurmes selbst, pag. 454., nach einer Stelle des Plinius, die offenbar auf Mifsverständnissen beruht, nach Cos versetzen will. Am wenigsten darf dieses Gewebe mit Musselin mit den Byssinis verwechselt werden, was doch auch v. Köhler that, in der angeführten Abhandlung S. 40.

**) Die auratae viae, bei Tibull II. 20., bezeichnen den goldenen Einschlag, wodurch alle Ranken und Laubwerk sich gestalteten. Huschke hat in seinem Commentar sehr passend die Stelle aus Pindar's Pyth. IX. 33., angeführt.

lren wir nicht, so ist, um das Gewand zur höchsten Pracht zu verklären, der Malerei auch noch die Stickerei zu Hilfe gekommen; denn aufser der prachtvollen Akanthusranke, welche über die durchschimmernden Kniee wegläuft, finden sich auf dem feinen Gewebe auch noch in abwechselnden Reihen runde Flinkern (palettes) und Sternchen eingestreut *). Beide finden wir auch auf anderen Vasengemälden in scenischen Frauengewändern, und die Erklärer dieser Gemälde haben nicht ermangelt, diefs durch andere Beispiele zu erläutern. Eine Bemerkung sei hierbei noch gestattet. Kenner der römischen Sprache wissen, dafs die bei den Alten so berühmte phrygische Stickkunst sowohl als ihr Product ihre Benennung von den Pfauenfedern, die man vorzugsweise plumas nannte, erhalten haben. Man hat allerlei erdichtet, um diese gefiederte Kunststickerei zu erklären. Uns scheint es aber am wahrscheinlichsten, dafs jene phrygischen Sticker auf den Gewändern besonders die Pfauenaugen, das heifst, die glänzenden Kreise an den Pfauenfedern, nachahmten und daher dieser Art von Stickerei den Namen gaben. Sollte ein Gewand eine recht vornehme und glänzende Einfassung erhalten, so geschah es durch eine Art von Arabeske, die von dem in sich selbst sich zurückschlingenden Flufs Mäander auch die Benennung Mäander erhielt. Eine solche Bordüre hat das weifse Gewand der Göttin auf unserem Vasengemälde. Doch läuft das Gewand selbst noch über diese Einfassung herunter und endet da mit einem schmalen bandartigen Besatz. Der Mäander selbst ist übrigens eine zweifach neben einander laufende Doppellinie in einer labyrinthischen Verschlingung, oft ganz allein das Gewand umbortend, zuweilen auch noch mit einem anderen Dessein, wo dunkle und hellfärbige Vierecke mit einander schachförmig abwechseln (en échiquier), durchflochten **).

Nicht weniger bemerkenswerth als diese Robe, von deren Durchsichtigkeit man vollkommen die Worte des Horaz brauchen

*) Diese runden Flinkern nannte man auch wohl Siegel oder Augen. Die letztere Benennung meint der Kirchenvater Tertullian, wenn er in seiner Abhandlung von der Keuschheit im 8ten Cap. (ab init.) von vestibus purpura oculandis spricht. Die Beweise zu diesem Allen gibt Saumaise zu den Script. Hist. Aug. T. II. p. 850. ff., wo auch von den plumariis und dem opus plumatile der phrygischen Stickerei die Rede ist.

**) Beispiel dazu in Millin's Description des vases antiques, T. I. p. 26. T. II. p. 30. Die ganze Sage von dieser Mäanderarabeske sowohl auf Vasen als auf Prachtgewändern ist genau von mir erläutert worden in den Vasengemälden. Th. I. S. 88. ff.

kann, wenn er von der verführerischen Kleidung der damaligen Venus-Priesterinnen zu Rom spricht *),

— — im coischen Flor sie anschauen
Kannst du, wie nackt, ob übel das Bein, unzierlich der Fuſs sei,
Kannst mit dem Aug' ausmessen den Wuchs — —

ist die Beschuhung unserer Göttin. Sie trägt jene im Alterthum so berühmten Sandalen oder Schnürsohlen, in welchen die alten Griechinnen so groſsen Luxus trieben, und die sie mit zierlich geschnittenen Riemen und Stickereien von Blumen darauf so mannichfach zu schmücken wuſsten, daſs der schönste Krönungsschuh, wie ihn einst der Exkaiser von Frankreich trug, dagegen verschwinden muſste. Es sind, um den wahren Kunstausdruck der Alten zu gebrauchen, tyrrhenische Sandalen, also ursprünglich aus Toscana abstammend. Der Grammatiker und Lexicograph Pollux, der in einem eigenen Abschnitt seines Werkes, Onomastikon genannt, alles griechische Schuhwerk in Reih' und Gliedern aufgestellt hat, erwähnt dieser köstlich geschmückten tyrrhenischen Schnürsohlen ausführlich, und führt unter Anderem folgendes Bruchstück aus einem verloren gegangenen Schauspiel des Kephisodorus, Trophonius benannt, an, wo eine Frau ihren vormaligen und jetzigen Zustand vergleicht:

— — Tyrrhen'sche Sohlen schmückte
Einst mein Fuſs mit fein geschnittener Riemen Pracht,
Mit einer goldenen Blumenstickerei darauf.
Jetzt trag' ich, wie die Sclavinnen, Pantoffeln nur **).

Was Wunder, daſs die vornehmen Frauen sogar eigene Futterale hatten, in welchen die dazu bestimmten Sclavinnen dieses prächtige Schuhwerk aufbewahren und ihnen nachtragen muſsten, wie aus einer der Stellen desselben Pollux sich schlieſsen läſst. Die besondere Eigenthümlichkeit der auf unserem Vasenbilde sich darstellenden Beschuhung besteht darin, daſs, da sonst die Sandalen den Oberfuſs nur in einzelnen fein geschnittenen Riemen faſsten, den ganzen Fuſs aber nackt durchschimmern lieſsen — denn an Strümpfe war nicht zu denken — hier ein groſser Theil des Oberfuſses ganz bedeckt ist, und nur der vorderste Theil mit

---

*) Horaz, Satiren I. 2, 101., nach Voſs.

**) Pollux VII. 87. Die Beschuhung des Apollo vom Belvedere gibt uns ein Muster von der Zierlichkeit dieser gestickten Schnürriemen. S. Visconti zum Pio-Clementino T. I. p. 25. not. 6. Die gestickten Schuhe kommen häufig vor. So in Epictet's Enchiridion, c. 39. p. 158., mit Heyne's Anmerkung. Vergl. Sabina oder die Toilette einer Römerin. Th. II. S. 112.

den Fuſszehen unverhüllt zu sehen ist; denn man hielt darauf, die Fuſszehen ohne alle Einpressung und Zwang, so wie sie waren, sehen zu lassen, wobei freilich der Umstand mit in Anschlag zu bringen sein dürfte, daſs die Pflege der Nägel und Zehen durch die täglichen Bäder, so wie noch jetzt im Orient, mit der gröſsten Sorgfalt beobachtet wurde. Doch der Punct, wodurch diese Sandalen ganz eigentlich zu tyrrhenischen werden, bedarf noch einer besonderen Aufklärung. Derselbe Pollux, den wir schon als Gewährsmann für die verschiedenen Arten und Namen der alten Beschuhung angeführt haben, sagt deutlich: die tyrrhenischen Schuhe haben Sohlen, die vier Finger hoch sind, und vergoldete Oberriemen, denn sie gehören zu der Art der Beschuhung, die man Sandalen, Schnürsohlen, nannte. Der groſse Bildner der colossalen Minerva-Statuen auf der Burg von Athen, Phidias, gab dergleichen seiner in Gold und Elfenbein gebildeten Pallas, und wenn sie auch nicht in Tyrrhenien selbst verfertigt wurden, so nannte man sie doch Sandalen in tyrrhenischer Façon (à la Tyrrhénienne *).

Das Befremdende dieser gewaltig hohen Sohlen wird sich mildern, wenn wir aus Stellen der alten Schriftsteller lernen, daſs es schon damals zu den Geheimnissen der Frauentoilette gehörte, ihrer Höhe eine künstliche Zugabe durch starke Korksohlen, die man zwischen das Leder legte, zu verleihen **), und daſs sich diese Sitte sehr wohl mit den bekannten Galensen oder stelzenartigen Pantoffeln vergleichen läſst, womit noch vor dreiſsig Jahren die vornehmen Griechinnen in Konstantinopel, die Fanariotinnen und auch andere Frauen der dort wohnenden Europäer bei'm Ausgehen sich eben so zu versehen pflegten ***), wie die Bri-

---

*) Τυῤῥηνουργῆ, Pollux VII. 92., 93. Bei der colossalen Minerva-Statue bot die Höhe dieser Sohlen eine so breite Fläche dar, daſs darauf Phidias einen Lapithen- und Centaurenkampf in Relief abbilden konnte. S. meine Andeutungen S. 89., und Quatremère de Quincy, Jupiter Olympien p. 244., wo auch auf der 8ten Kupfertafel dieſs im restaurirten Minervenbilde deutlich wiedergegeben worden ist.

**) S. den Oekonomikos des Xenophon, cap. X. p. 73. ed. Schneid. zu den daselbst angeführten Vettori, ingleichen das, alle Toilettenkünste des Alterthums unbarmherzig aufdeckende Fragment des Alexis bei'm Athenäus und den Kirchenvater Clemens von Alexandria, welche Jakobs im attischen Museum, Th. II. S. 175., so gelehrt erläutert hat.

***) S. meine Abhandlung über die Stelzenschuhe der alten Griechinnen im Weimarischen Journal der Moden und des Luxus. Jahrgang 1800., Februar S. 53. ff.

tinnen mit ihren Pattens. Es kommen diese hochsohligen Schuhe besonders bei Statuen der Melpomene und einiger andern Musen auf alten Sarkophagen häufig vor *). Jetzt wird es aber auch deutlich, warum gerade diese hochbesohlten Sandalen tyrrhenische hiefsen, denn die Korkeiche befand sich schon seit den ältesten Zeiten in grofsem Ueberflufs an der Küste von Toscana, unweit der Maremnen und am Fufse der dortigen Berge **). Man kann also annehmen, dafs gerade hier die feinsten Korksohlen verfertigt und durch die damals grofsen Seehandel treibenden Tyrrhenier auch nach Griechenland ausgeführt wurden. Auf jeden Fall sind die mehrfach über einander liegenden Korksohlen selbst auf unserem Vasenbilde unverkennbar angedeutet. Aber ein artiges Geschichtchen vom Gott Momus, der, dem Hof- und Schalksnarren an den Höfen unserer Fürsten in dem letzten Jahrhundert ähnlich, in dem Olympischen Hofstaat des Vaters Jupiter allen Göttern und Göttinnen eine beifsende Spottrede, einen Lachen erregenden Tadel an den Hals zu werfen pflegte, wird hierdurch auch erst ganz verständlich. Denn dieser wufste an der Venus in ihrer untadelhaften Schönheit und in ihrem ganzen, durch alle Grazien vollendeten Anzug und Putz durchaus nichts auszusetzen, als dafs ihre Sandalen, wenn sie in vollem Putz in den Saal der Olympia eintrat, etwas knarrten. Ueber diese Redseligkeit der Schuhe an den Füfsen der Göttin macht sich der unerbittliche Spottvogel lustig, und bemerkt dabei sehr schalkhaft, dafs es doch ganz unsicher sei, bei so verrätherischem Schuhwerk zu einem heimlichen Stelldichein zu gehen, weil dadurch der gestrenge Eheherr Vulcan wohl gar geweckt werden könnte ***). Man lächle immer über

---

*) Schon Visconti spricht davon im Museo Pio-Clementino T. I. p. 51. Vergl. Fea zu Winckelmann's Geschichte der Kunst, in der neuen Ausgabe seiner Werke, Th. V. S. 355., vor allen aber Bast in seinen Bemerkungen zu dem oben angeführten Aufsatz im Modenjournal, bei der französischen Uebersetzung, die aus dem Magasin encyclopédique besonders abgedruckt und bei Didot gedruckt worden ist: Sur les souliers à chasses des anciennes Grecques (Paris 1801. 31. S.) pag. 17. ff.

**) S. Theophrast, de plantis III. 16. p. 234., 96. ed. Stapel, und vergl. damit Targione Tozzeti, rilazione d' alcuni viaggi, fatti in diverse parti della Toscana. T. IV. p. 234. Der Gebrauch des Korks (φελλός, suber,) im Alterthum war so vielfach und kunstreich, dafs wir darüber erstaunen, wie viel damit ausgerichtet wurde. Beckmann in seiner Abhandlung darüber, in der Geschichte der Erfindungen, Th. II. S. 472–489., gestattet noch eine grofse Nachlese.

***) Diefs Alles lernen wir aus einem Briefe des Sophisten Philo-

diese Neckerei in den Conversationszimmern des Vaters Jupiter; verstehen wird man sie erst dann, wenn man an die mehrfach über einander gefügten Korksohlen bei den Sandalen der Venus denkt, wo allerdings bei einer klaffenden Fuge so ein Mifston möglich gewesen wäre.

Es wäre wohl noch Manches an diesem Vasenbilde zu erinnern. Man müfste z. B. die Frage zu beantworten suchen, warum die Hochgeschmückte hier den berühmten Liebesgürtel, den Cestos, nicht umgebunden habe *). Auch wäre noch Manches von dem schlangenförmigen Armbande, dessen Form die beliebteste war, von der Pracht des Thrones selbst und dem mit einem gewürfelten Prachtteppich belegten Fufstritt desselben anzuführen; allein davon läfst sich vielleicht bei einer anderen Veranlassung sprechen. Möge dieser Versuch, die griechische Venus in ihrer Staatskleidung, en grand costume, hervorzuzaubern, wenigstens nicht zu den phantasmagorischen neuer Costümiers und Garderobenschneider gerechnet werden.

---

stratus an sein Mädchen, das er lieber ganz unbeschuht als in köstlichen Sandalen erblicken wolle, epist. XXI. pag. 922. Op. ed. Olear.

*) Weil sie diesen erst umthut, wenn sie auf Eroberungen und Siege ausgeht. S. Claudian, de nupt. Hon. et Mar. 124. oder X. p. 140. Gesn.

XIV.

Sappho und Alkäos *).

Wer möchte nicht gern wissen, wie die vielbesungene Sängerin, die lesbische Sappho, wie ihr kampf- und genufslustiger Landsmann, der Tyrannenfeind Alkäos, aussah, in welcher Tracht und Stellung sie das Alterthum bildete? Ueber das Portrait der Sappho ist selbst in der Abendzeitung früher schon die Rede gewesen, als wir von der Zeichnung sprachen, welche die geistreiche Signora Bianchi Millesi in Mailand nach einer alten Münze entwarf und in Kupfer stechen liefs. Uns erscheinen jetzt beide auf einer altgriechischen Vase von ungewöhnlicher Gröfse, welche der Director des k. k. Antikenmuseums in Wien Anton Steinbüchel bei seiner letzten Reise durch Sicilien unter einer bedeutenden Anzahl gemalter altgriechischer Vasen in Girgenti in dem Hause des Signor Panetta ganz unvermuthet antraf. Wie Herolde ihrer längs entschwundenen Zeit erschienen ihm hier die Gestalten der beiden gefeierten Sänger, die bisher kein antikes Monument so bestimmt darbot. Die genaueste Zeichnung der Vase, des Bild-

*) Sappho und Alkäos, ein altgriechisches Vasengemälde. Wien, gedruckt bei Anton Straufs. 1821., in grofs Folio splendid gedruckt, 28 S. Text und fünf Kupfertafeln. Dem Titel gegenüber steht die Vase selbst in ihrer sonderbaren Form, in fast zu zarten Umrissen gebildet. Kräftiger sind die Umrisse auf den 4 Tafeln am Ende. Die ersten zwei geben uns Halbfiguren von Alkäos und Sappho ganz in der Gröfse des Originals, die letzten zwei die Doppelgruppe auf beiden Seiten zu zwei Dritteln verkleinert. So läfst sich allerdings, vorausgesetzt, dafs die Durchzeichnung ganz treu genommen wurde, über den Gesichtsausdruck der Hauptfigur und über den Styl der Malerei am sichersten urtheilen.

werks, der dazu gehörigen Aufschriften wurde genommen, und jetzt erhalten wir das Ganze in einem zierlichen Prachtwerke mit fünf Kupfertafeln und einem Commentar versehen. Es wurde S. Majestät, dem Kaiser Franz I., durch dessen Munificenz und Pflege das Museum in der Burg täglich an Ausdehnung und wahrem Reichthume gewinnt, von dem Verfasser übergeben und mit gröfster Huld aufgenommen. Wir können hier diese interessante Erscheinung nur im Allgemeinen verkündigen, eine ausführlichere Beurtheilung und Prüfung dem dritten Bande der Amalthea vorbehaltend. Vor- und Rückseite der Vase, deren ganzer Umfang, von der glockenförmigen Gestalt abweichend, auf ein wirkliches Behältnifs von Flüssigkeiten deutet und unten eine röhrenförmige Oeffnung zum Abzapfen hat, stellt eine männliche und weibliche Figur in der Höhe wie etwa Nicolas Poussin seine Figuren malt, also in der gröfsten Dimension, wie sie auf Vasen vorkommt, (man vermifst in der Beschreibung die Angabe nach Zollen) so vor, dafs auf der Vorderseite Sänger und Sängerin, beide die Cithare (Heptachord) mit dem Plektron in den Händen haltend, fortschreitend, so dafs die Sängerin sich zum Sänger umwendet, mit enggefälteter Tunica (bei'm Sänger, was sehr befremdet, ganz ohne Aermel, bei der Sängerin mit bauschigen Oberärmeln) und Ueberwurf bekleidet, ihre Musenkunst ausüben, auf der Rückseite aber, ohne Citharen, heilige Zweige gegen einander senkend und Kantharos und Giefskännchen zur Libation gegen einander haltend, sich zur Bacchusfeier vereinigen *). Der wichtigste Umstand ist, dafs den beiden Hauptfiguren die Namen Alkäos und Sappho (ΣΑΦΟ, so ist's geschrieben) beigeschrieben stehen. Bei einem so geübten und einsichtsvollen Kenner, als der Herausgeber ist, dem die Beschauung von mehreren Hunderten der herrlichsten Vasen, worunter wenigstens 50 mit Inschriften sich befinden, in seinem Museum täglich offen steht, ist's undenkbar, dafs sein Blick über die Echtheit der Schrift, die freilich oft späteren Ursprungs und verfälscht sein mag, hätte getäuscht werden kön-

---

*) Wir glauben nämlich, dafs die zwei Figuren auf der Rückseite dieselben sein sollen, welche die Vorderseite darstellt. Der beigeschriebene Ausruf καλός widerspricht dieser Vermuthung keinesweges. Das etwas veränderte Costüm deutet auf eine blose Veränderung der Scene. Das Unvermögen des Vasenzeichners, Gesichtsbildungen zu geben, ist am Kopfe der Sappho auf der Vorderseite zu offenbar, um das Profil verändert zu finden. Die aus Millin's Peintures I. pl. 30. angeführten Figuren haben in der Handlung allerdings Aehnlichkeit. Doch ist die Priesterin dort durch die Fackel weit deutlicher bezeichnet und schwerlich eine Methe.

nen *). Der Commentar erläutert mit schöner Combinationsgabe den Gebrauch dieser Vase bei Bacchuseinweihungen, Prozessionen und Symposien und spricht zuletzt die sehr wahrscheinliche Meinung aus, dafs diese Vase zu den Gefäfsen für den Trinkapparat auf's Buffet gehört habe. Die geschmackvolle Aufsenseite des Ganzen ist vollkommen dazu geeignet, der Archäologie, die solche Gaben zuzubereiten versteht, auch in den Augen der Vornehmen und Höchsten Gunst zu erwerben. Sie zu gewinnen und ihre Aufmunterung für unsere, oft nach ergänzender Vollkommenheit schmachtenden Sammlungen zu erwerben, mufs ja jedes Redlichgesinnten höchster Zielpunct sein!

(In einer späteren Stelle derselben Zeitschrift, Artistisches Notizenblatt 1827, Nr. 3., kommt Böttiger noch einmal auf diese Vase zurück und billigt die Ansicht Panofka's, nach der „die unbezweifelt echte Inschrift, die beider Namen ausspricht, doch wohl schwerlich so genommen werden kann, als wolle man dadurch wirkliche Portraits jener Choragen der lesbischen Sängerschule geben. Sie sind nur symbolisch zu verstehen und zeigen auf lyrische Dichtkunst im Allgemeinen hin.“ Zusatz des Herausgebers).

---

*) Die Vasen-Paläographie ist noch in ihrer Kindheit. Was zuerst Ros. Fiorillo in seiner Abhandlung: Inscriptio vasculi graeci picti, Göttingen, 1804. und Millin, Introduction p. X. darüber gesammelt hat, sind unverarbeitete Collectaneen. Kritischer geht Millingen zu Werke in der classisch geschriebenen Einleitung zu seinen Peintures inédites des Vases Grecs (Rom 1813.) p. XI., wo er auch bemerkt, dafs man dergleichen Inschriften auch zur Zeit des Verfalls der Kunst noch auf Vasen schrieb, eine Bemerkung, die uns gerade bei dieser Vase anwendbar scheint, die wir bei allem Alterthümlichen der Schrift doch später datiren möchten. — In der besonderen Inschrift heifst's gewifs: der schöne Dama. Dama ist nicht blos ein Sclavenname bei'm Horaz, sondern kommt auch sonst in Inschriften vor. Das fünffache O bei Alkäos ist ein bloser Schnörkel der Vasenmaler. Oft bezeichnet es die Corymben des Epheu.

XV.

Ueber eine Vasenabbildung, die den Cordax-Tanz vorstellt.

Die theatralischen Schauspiele theilten sich bei den Griechen, wie bekannt, in das tragische, komische und satyrische Drama. Jede Gattung dieser drei Schauspiele hatte ursprünglich für seine Chöre einen eigenen Tanz. Die langsam und majestätisch einherschreitende Emmeleia gehörte dem Trauerspiele, der üppige und ausgelassene, wilde Cordax dem Lustspiele, so wie es uns Aristophanes und die sogenannte alte Comödie noch darstellt; die muthwillig hüpfende Sikinnis diente allein dem Satyrspiel.

Gerade der üppigste und ungezogenste dieser Tänze, der komische Cordax, scheint unter ihnen allen der älteste zu sein. An ihm entdecken wir noch die deutlichsten Spuren des Vaterlandes, aus welchem der ganze Bacchusdienst abstammte, und durch lange Wanderungen erst bis zu den Griechen des Mutterlandes und dem vom nächtlichen Evoe wiederhallenden Thebanischen Cithäron gelangte. Man kann es nach den neusten Forschungen *) über diese Gegenstände als ausgemacht annehmen, daſs der älteste ursprüngliche Bacchus, Sabazios der Phrygier und Thrazier, der bärtige Hebon in Groſsgriechenland, aus Oberasien und Indien nach Europa gekommen sei, wo er erst später bei den Alles verschönernden Griechen in das Jünglingsideal des Thebanischen

*) Ich berufe mich hier nur auf Jones's mythologische Abhandlungen in den Asiatic Researches, die unter so vielen unhaltbaren Hypothesengespinsten doch diesen Stammbaum des Bacchusdienstes aus den noch vorhandenen Gebräuchen und Schriften der Hindoos unläugbar bewiesen haben.

Dionysos umgebildet wurde. Die Verehrung des Lingam oder des männlichen Gliedes bei den Indiern und der Bacchische Ithyphallendienst sind ursprünglich eins und gehen aus einem über die ganze caucasische Urwelt verbreiteten Hauptsymbol, der Alles befruchtenden Zeugungskraft, hervor. Wo wir also den Lingam oder Phallus in den Bacchusverehrungen und Feierlichkeiten antreffen, da finden wir auch noch die deutlichste Spur der indischen Abstammung und schliefsen mit Recht auf ein hohes Alterthum. Gerade diefs ist der Fall bei der Tanzweise, die das griechische Alterthum Cordax nennt und ausschliefslich dem bis zur sittenlosensten Ungebundenheit steigenden Muthwillen der alten Comödie zueignet.

So viel sich aus den alten Grammatikern und Scholiasten schliefsen läfst, die hier nur wenig bestimmte Erläuterungen geben, war der Cordax ein äufserst unanständiger Tanz, wobei die Hüften wollüstig bewegt, und überhaupt die üppigsten Stellungen angenommen wurden *). Die Acteurs, die ihn in der alten Comödie auf den Theatern tanzten, hatten einen ungeheueren Phallus von rothem Leder um die Schamtheile gebunden und erregten dadurch das Gelächter der Weiber und Kinder. Die Lustspiele des Aristophanes liefern uns hiervon die überzeugendsten Beweise. In den Wolken, wo der Dichter seine Sittsamkeit auf Unkosten seiner Nebenbuhler geltend zu machen sucht, legt er dem Chore unter Anderem folgendes Geständnifs in den Mund:

„Mein Spiel ist züchtiger Natur. Ich hab's zuerst gewagt, den dicken rothen Phallus, der vorn herunter hing und, den Kindern so viel Spafs machte, abzulegen **)."

Die Tonweise, die dazu auf den Flöten geblasen wurde, war der Heftigkeit der Bewegungen vollkommen angemessen, und Aristoteles nennt daher den Trochäus oder das Sylbenmafs, das bei den Gesängen dieser Tänze am häufigsten vorkommt, ein Mafs, das sich besser für den Cordax ***) als für den Red-

---

*) Schol. ad Aristoph. Nub. 540. Κόρδαξ (ὄρχησις) κωμική, ἥτις αἰσχρῶς κινεῖ τὴν ὀσφύν. Siehe die Collectaneen in J. Meursius, Orchestra sive de saltationibus veterum s. v. Κόρδαξ, p. 38—42. und zum Hesychius T. II. c. 317. 7.

**) Nub. 537—40. Man vergleiche auch die Acharner 242., um zu sehen, dafs es der Dichter in anderen Stücken seinen Collegen völlig gleich that.

***) ὁ τροχαῖου κορδακικώτερος. Arist. Rhet. III. 8. 9. p. 210. ed. Schrad. Vergl. Cicero, Orat. 57. Quintilian IX. 4., 88. Nur mufs man bei'm Trochäus hier zugleich an den Tribrachys denken.

ner schickte, womit auch die lateinischen Redekünstler übereinstimmen. Bei den übrigen sittsamen Chortänzen tanzte man die Reihen so, dafs man sich auf beiden Seiten die Hand gab und so im Kreise herumdrehte *). Bei diesem ausgelassenen Tanz aber, wo man die Heftigkeit und Geschwindigkeit der Bewegung auf's Höchste zu treiben suchte, hielten die Tänzer gemeinschaftlich ein Seil oder einen Strick in der Hand **), um desto fester sich daran anklammern zu können; daher kommt der besondere Ausdruck, der nur bei diesem Tanze im Alterthume vorkommt: den Cordax zerren, weil Jeder an dem gemeinschaftlich gehaltenen Strick zerrte und zog, so viel er vermochte ***). Der ganze Tanz war so schamlos und ausgelassen, dafs es selbst bei den dem Bacchus zu Ehren angestellten Spielen und Processionen, wo der fromme Aberglaube so vielen Unanständigkeiten das Wort redete, doch den Tänzern zum Vorwurf gereichte, ihn mitgetanzt zu haben. Wenn daher Theophrast in seinen Charakterzeichnungen es als einen Zug in der Schilderung des unverschämten Buben (bricone, coquin) anführt, dafs er sich erfreche, ohne Maske komische Tänze mitzutanzen und mit vollem Bewufstsein, ohne trunken zu sein, den Cordax aufzuführen †), so beweis't diefs am befsten die allgemeine Mifsbilligung, mit der man diese Unsittlichkeiten, selbst in sofern sie

---

*) Der ὅρμος, wie er schon auf Achill's Schilde in der Ilias vorkommt, ist nur eine vollkommene Gattung des χορὸς κύκλιος.

**) Daher ohne Zweifel selbst die Benennung κόρδαξ, i. e. χόρδαξ, von χορδὴ, von Strick; die anderen Etymologieen (s. in Lennep's Etym. S. 432.) sind alle sehr gezwungen. Man hatte ein Spiel, das Seilziehen, ἑλκυστίνδα, (s. Eustath. zum Homer, wo dieses Spiel schon als Gleichnifs vorkommt, Ilias P. p. IV., 27. und Mercrialis, de art. gymn. III., 5. p. 200.) das selbst in den Bacchusfesten sehr gewöhnlich war (Hesychius s. v. σκαπέρδα), womit dieses Tanzen am Seil viel Aehnliches hatte. Eine Hauptstelle, welche beweis't, dafs dieser Chortanz mit dem Seil noch später bei heiligen Processionen gewöhnlich gewesen, ist bei'm Livius XXVII., 37. 4.: virgines per manus reste data sonum vocis pulsu pedum modulantes incesserunt, mit Duker's Anmerk.

***) ἑλκύειν κόρδακα. Aristoph., Nub. 540. Daher heifst ἑλκύσαι in anderen Stellen dieses Komikers (in Pace 328.) auch ohne weiteren Zusatz wollüstige Sprünge nach der Weise dieses Tanzes machen.

†) Theophrast, Charakt. VI. 1.

einen Theil der Bacchusfeier ausmachten, anzusehen gewohnt war. Und so versteht man auch den bitteren Spott in dem Lustspiele des Terenz, den Brüdern *), wo Damea, erbost über die Gelindigkeit und Nachsicht seines Bruders Mikio, ihm zuruft, er könne nun mit der ganzen Hurenwirthschaft in seinem Hause um die Wette herum springen und bei'm Stricktanz Vortänzer sein. Ein Blick auf die vorliegende Zeichnung eines alten Vasengemäldes, die Tischbein mitgetheilt hat, wird uns sehr bald überzeugen, dafs die darauf gegebene Vorstellung sich auf nichts Anderes als auf diesen Cordax-Tanz beziehen könne, wenn wir dabei nur nicht vergessen, dafs dieser gerade hier nicht einen wirklichen Theatertanz im Lustspiele darstelle, sondern in weitläufigerem Sinne zu nehmen ist, indem mehrere Stellen der Alten dafür Gewähr leisten **), dafs man jeden ihm ähnlichen Satyrtanz bei einem Bacchanal oder einer Bacchusprocession mit diesem Namen bezeichne ***).

Drei Bacchusmasken, eine weibliche und zwei männliche, mit den vorgebundenen und infulirten Ithyphallen vor den Lenden, haben zur Musik des gleichfalls maskirten Flötenspielers, dessen Flöte zum Accompagnement dieses Bacchanals wahrscheinlich das ist, was die Alten duas tibias sinistras nannten †), eben den üppigen vorbeschriebenen Stricktanz oder Cordax getanzt. Um aber die Caricatur vollkommen zu machen, dachte sich der Künstler in einer Anwandlung jovialischer Laune den Fall, dafs durch die übermäfsige Anspannung des Seils und die heftigen Bewegungen der Tänzer das Seil selbst zerrifsen sei. Alle drei Tänzer sind nur auseinandergefahren, und schreien sich mit den stärksten Gesticulationen und unter hellem Gelächter allerlei lustige Schimpfreden zu ††). Alle drei halten noch Stücke des zerris-

---

*) Adelph. IV., 7. 34.: tu inter eas restim ductans saltabis.

**) So ist z. B. bei'm Lucian, in Baccho, T. III. p. 75., wo im indischen Triumphzug des Bacchus Satyrn τὸν κόρδακα ὀρχούμενοι vorkommen, und in Arrian's Indicis (die Stelle hat Meursius schon angeführt Orch. p. 40.) anzunehmen.

***) Die Abbildung selbst konnte aus leicht begreiflichen Gründen nicht mitgetheilt werden.

†) Die tibiae dextrae hatten gewöhnlich nur 3 Löcher und wurden ihres tieferen Tons wegen nur zu ernsthaft feierlichen Gegenständen gebraucht. Die tibiae sinistrae hatten, wie auch die Flöten auf unserer Zeichnung, mehr als 3 Löcher und schickten sich besser zu Scherz und Lustigkeit. S. Saumaise zu den Script. hist. Aug. T. II. p. 830. f.

††) Passeri, Picturae Etruscorum in vasculis, T. III. tab. 129. 178., wo dergleichen Seile bei Bacchanalen auf dem Boden liegen und

senen Seiles oder Bandes in den Händen, nur mit dem Unterschiede, daſs der Theil davon, den die weibliche Maske zwischen beiden Händen ausdehnt, schon in einzelne Schnüre oder Fäden aufgelös't zu sein scheint.

Auch darf uns die Form des Seiles, wie es besonders in der Hand der auf den Fuſszehen stehenden Phallusmaske aussieht, nicht befremden. Der Zeichner selbst konnte seine Ursache haben, dieses Stück des abgerissenen Seiles so steif emporstehend und zickzackförmig zu machen. Wahrscheinlich bestanden sie auch gewöhnlich aus geschnittenen Riemen von Thierhäuten, oder sie waren aus Weiden (viminibus) und biegsamen Ruthen zusammengedreht. Man darf auch nur andere Seile der Art auf Vasengemälden vergleichen, um sie dem unsrigen ähnlich zu finden *). Ueber das besondere Costüm der männlichen Masken, die in dieser Vorstellung erscheinen, erinnere ich hier schlieſslich nur so viel, daſs die kurze Jacke und die bis an die Knöchel herabgehenden Pantalons oder Hosen bei den Griechen und Römern eine barbarische, bei den früheren Griechen besonders eine phrygische Tracht waren und also wieder auf den orientalischen Ursprung der Bacchusfeier hindeuten. In der Bacchusfeier scheinen nur Possenreiſser, Kombaturmasken und Aufwärter in diesem fremden und den Alten so lächerlichen Costüm ausstafirt worden zu sein.

---

von Passeri selbst auf den Cordax bezogen werden. Vergl. eben denselben T. III. p. 26.

*) Z. B. in Tischbein's Engravings, T. I., tab. 41. 44.

XVI.

Salzburger Mosaik-Fufsboden.

Freunden der Alterthumskunde war es längst bekannt, dafs Hofrath und Professor Thiersch in München im Jahre 1815, als er an der Spitze der damals von der Regierung ernannten Untersuchungs-Commission der Alterthümer in und um Salzburg auf den sogenannten Walser Feldern bei Salzburg in den zwischen Loig und Viehausen schon seit 50 Jahren gekannten Trümmern der alten Stadt Iuvavia und ihrer Umgebungen die dort früher begonnenen Nachgrabungen vollenden liefs, bei Durchschneidung des Ackerbodens auf ein Hauptzimmer von 18 Fufs Länge und 15 Fufs Breite stiefs und da am 13. August einen köstlichen Mosaik-Fufsboden aufdeckte, von welchem seitdem oft in öffentlichen Blättern gesprochen und auch Abbildung in schwarzen und colorirten Kupfern gegeben worden ist. Hofrath Thiersch gab damals in öffentlichen Blättern *) einen, auch fremde Leser in die Freuden und Begeisterungen bei diesem Fund einweihenden Bericht. Sein unbestrittenes Verdienst war es, dafs bei der Ausgrabung und Wegräumung der letzten Verhüllung durch Mauersteine und Sandgruben von den dazu gebrauchten Landbewohnern die höchste Behutsamkeit angewandt wurde und so Alles, was nicht weit früher schon beschädigt worden, in unangetasteter Frischheit und Farbenpracht nach so vielen Jahrhunderten wieder hervortrat. Unstreitig hätte er auch sogleich für die mit grofser

*) Zuerst und gleich nach dem Funde von Thiersch selbst in der Salzburger Zeitung von 1815, Nr. 159. und mit noch höherer Stimmung zur Begeisterung in der Allgemeinen Zeitung desselben Jahres Nr. 231.

Schwierigkeit verbundene Fortschaffung dieser Mosaik in's Central-Museum nach München Sorge getragen und Nachgrabung nach einem zweiten Zimmer, in welchem er auf einer zweiten Mosaik die Fortsetzung des hier abgebildeten Mythenkreises der Ariadne zu finden hoffen durfte, auf der Stelle veranstaltet, wenn er nicht von der bairischen Regierung Befehl erhalten hätte, sich wegen Zurückforderung mancher aus München entführten Literatur- und Kunstschätze nach Paris zu begeben. Ganz Salzburg wurde an Oesterreich abgetreten, und so blieb auch bei diesen Nachgrabungen Alles bei'm Alten. Ein Schutzdach bedeckte die zu Tag ausstehende Mosaik, und Reisende wallfahrteten zu ihrer Schau aus allen Gegenden. Ja es hätte wenig gefehlt, dafs nicht der fromme Aberglaube, der in der schmerzerfüllten Ariadne eine Dolorosa, eine heilige Jungfrau, in der Erlegung des Minotaurus einen Kampf des Erzengels mit dem Erzfeind zu finden wufste, einen wirklichen Wallfahrtsort daraus zu machen sich hätte beigeben lassen.

Es mag an der Stelle sein, hier den Auszug eines Briefes mitzutheilen, welchen unter dem 15. August Hofrath Thiersch aus Salzburg an den Schreiber dieses Aufsatzes geschrieben hatte.

„Der alte Grund, auf dem Juvavia gestanden, war bis vor 50 Jahren mit Wald bedeckt. Dann schnitt der Pflug blos in die fruchtbare Erde, die sich 1 Fufs tief über dem Gerülle der zerstörten Stadt gebildet hatte. Die Bauern, der Gegend kundig, schlugen oft durch, um aus dem alten Gemäuer Steine für ihre Bauten zu ziehen. So sollen auch die lang bestandenen Ruinen der alten Stadt über der Erde nach und nach vertragen worden sein. Eine fortlaufende Reihe von Auffindungen läuft seit 50 Jahren herunter. Geräthschaften, Pferdegeschirre, schwere Münztöpfe sind da gefunden worden. Auch unsere Fundgruben wurden durch Bauern eröffnet, die, Steine suchend, auf ein Kreuzgewölbe und kleine marmorne Würfel stiefsen. Das nun ganz aufgedeckte Ariadne-Zimmer gewährt das Ansehen eines reichen, vollgewirkten Teppichs. Vier Felder, jedes von 4—5 Quadratschuhen, enthalten den Cyclus des Theseus und der Ariadne. Dem Beschauer zur Linken empfängt Theseus den Knäul. Im Mittelpunct, welcher ein grofses Labyrinth einschliefst, erblicken wir in einem viereckigen Felde den Theseus, der die Keule gegen den Minotaur schwingt, welchen er am rechten Horne gefafst und auf das linke Knie niedergestofsen hat. Oben über dem Labyrinth leitet der Sieger die entführte Ariadne auf sein Schiff empor. Rechts der Bilder sitzt sie im vierten Felde, das Haupt auf die Rechte gestützt, die Füfse übergeschlagen, verlassen auf einem Felsen, im höchsten Schmerz gen Himmel blickend. Bewunderswürdig sind die Gruppen. Aber noch gröfsere Kunst zeigt die einzeln sitzende verlassene Königstochter. Blickt man das Gesicht in der Nähe an, so ist es ein Haufe von Steinen, die

Augen sind durch ein weifses Würfelchen gebildet; und unter dem rechten Augenpunct angesehen, zeigt es, die Augen himmelwärts gerichtet, einen so erhabenen Schmerz, dafs nur der der Niobe mit ihm verglichen werden kann. Die Zeichnung ist überall nicht die richtigste, wie gewöhnlich bei solchen Copieen in musivischen Arbeiten. Aber alle Vorstellungen scheinen nach berühmten Werken der Sculptur copirt zu sein. Seltsam, dafs das ganze Gebäude und Zimmer ganz leer, ohne Geräthe und Münzen ist. Das Ganze ruht auf Wärmekanälen; auch Oefen, aus vortrefflichen Ziegeln gemauert, haben wir gefunden. Sie stehen mit jenen Kanälen in Verbindung."

Für uns in Dresden hat der Fund dieses musivischen Ariadne-Cyclus noch eine besondere Anmuthung. Welcher Alterthumsfreund hat nicht von der colossalen Statue im Dresdener Antiken-Museum, der sogenannten Agrippina, in Becker's Augusteum n. XVII. oder von Lessing's Streit darüber gehört *)? Auch der wakkere Professor Fiorillo in Göttingen, dessen am 10. September d. J. in hohem Alter erfolgten Tod wir aufrichtig beklagen, hatte in einem eigenen Aufsatz sein Gutachten darüber abgegeben **). Wäre Jemandem noch ein Zweifel übrig geblieben, dafs es die verlassene und in Schmerz versenkte Ariadne sei, die man in diesem grandiosen und in allen seinen erhaltenen Theilen im schönsten Styl gearbeiteten Marmorbilde erblickt, so würde ihn diese bei Salzburg gefundene Mosaik auf immer beseitigen. Dort ist dieselbe verlassene Ariadne in derselben Stellung (nur dafs die Statue die Füfse nicht übereinander geschlagen hat) auf einem Felsstück sitzend abgebildet, und in der Dresdener Ariadne besitzen wir, wo nicht das Urbild zu jenem musivischen Werke, doch gewifs eine Statue, die mit dem wahren Urbilde die gröfste Aehnlichkeit hatte. Der gelehrte Casanova rief in seinem Discorso über dieses Bild aus: es ist in der That zu bedauern, dafs man nicht weifs, wen dieses schöne Werk vorstellt, und unser Stolz fühlt sich bei dieser Unwissenheit gedemüthigt ***). Durch jenen Fund bei Salzburg können wir mit Sicherheit den Namen der vielbestrittenen Statue aussprechen. Allein auch der Streit über die wahre Restauration dieses noch in Cavallieri's Statuen des rechten Armes und Kopfes völlig ermangelnden Bild-

*) Lessing's Schriften Th. XV., S. 230. ff.

**) Fiorillo's kleine Schriften artistischen Inhalts, Th. I., Nr. VIII. Bemerkungen über die sogenannte Agrippina in Dresden, nebst einer erläuternden Kupfertafel.

***) Certo, che vi senti del dispiacere di non sapere chi questa bell' opera rappresenti, e la vanità soffre di non potere ragionevolmente decidere. Discorso sopra gli Antichi p. XXV.

werkes *) wird durch einen Blick auf die Ariadne in der Mosaik auf immer geschlichtet. Die Statue ist aus der Chigischen Sammlung so ergänzt zu uns gekommen, dafs sie, das Haupt auf die rechte Hand, die mit dem Elbogen auf dem rechten Schenkel ruht, aufstützend, mit der linken abwärts gesenkten Hand eine Rolle hält, womit sie der Ergänzer zu einer Muse stempelte. Nach einer mit dem damaligen sehr derb absprechenden, ja wohl handfesten Antiken-Inspector Wacker genommenen Verabredung hatte Professor Schenau zuerst die muthmafsliche wahre Stellung gezeichnet, welche Wacker in Kupfer stechen liefs und später der Antiken-Inspector Lipsius den Ergänzungskupfern zu seiner ausführlichen Beschreibung der Antiken-Galerie beifügte. Nach dieser Vorstellung lag die rechte Hand nachlässig auf dem rechten Schenkel ausgestreckt, und dieser Vorstellung gibt auch Becker im erklärenden Texte seines Augusteums seine uneingeschränkte Zustimmung. Betrachtet man aber die Statue ganz unbefangen, so wird man sich immer mehr davon überzeugen, dafs die ursprüngliche Stellung derselben durchaus auf das Auflehnen des Hauptes berechnet gewesen sei. Denn nur dadurch wird die auf der rechten Seite von der Schulter herabgehende Einziehung und Verkürzung des Körpers vollkommen veranlafst, auch die wahre Haltung des Kopfes, der nicht neu ist, aber vielleicht doch nicht dieser Statue zugehört, auf's Bestimmteste angegeben. Was Becker von einer Spur der gestreckt-aufliegenden Hand am Marmor berichtet, ist nicht vorhanden, wohl aber ist dieser ganze Theil, welchen das herabgesunkene Gewand bedeckt, durch Ueberarbeitung sehr gemifshandelt. Dieses Alles erwägend und eine sehr ähnliche zweite Statue in der Giustinianischen Galerie (Tom. I., n. 142.) damit vergleichend, hatte Fiorillo (Th. I., S. 249.) schon den Ausspruch gethan, dafs der rechte Arm gebogen gewesen sein müsse, indem theils das Nachlässige in dieser Haltung des ganzen übrigen Körpers, der auf dem rechten Elbogen seinen Stützpunct sucht, theils die Anstrengung des rechten Fufses und Beines, welches als Basis für die ganze Last des Körpers diene, diefs unwidersprechlich beweise. Wirft man nun einen Blick auf die unbezweifelte Ariadne in der Salzburger Mosaik, und sieht auch hier die trauernde Verlassene ihren Kopf den Fingern

*) In Cavallieri's Werk, Antiquarum Statuarum urbis Romae Libr. I. et II. befindet sich im 1sten Buch Nr. 50. die kopf- und armlose Statue, die damals der Cardinal Ferrara in seinem Garten aufstellte und deren Identität mit der Dresdener Agrippina Lessing zuerst fand. Der echte Kopf mufs sich später gefunden haben. Man tappt hier freilich im Finstern.

des aufgestützten rechten Arms anneigend *), so ist durch diese völlig ähnliche Stellung bei zwei der Hauptsache nach mit einander übereinkommenden Bildwerken jeder Zweifel über die Richtigkeit der Restauration beseitigt und Fiorillo's Urtheil gegen Becker's Einwendungen gerechtfertigt. Hätte der eigener Ansicht nicht ermangelnde, nur zu oft durch sammelnde Belesenheit verwirrte Göttinger Kunstfreund nur eben so glücklich die Stellung der abgebrochenen linken Vorderhand angegeben. Indem er diese nach aufsen sich ausspreizend und andeutend oder zurückweisend vorzustellen bemüht ist, zerstört er alle Ruhe und Geschlossenheit der Figur und verräth Mangel an Sinn für die Antike. Denn wie konnte er sich von der so sichtlichen Restauration bei der Giustinianischen Statue, wo die vorgestreckte, in die Luft hineingreifende linke Hand ein sehr abgeschmacktes modernes Anhängsel ist, verführen lassen, eine ähnliche Restauration bei der Dresdener zu vermuthen. Hier kann kein Zweifel stattfinden. Ihre Vorderhand sank unstreitig an der linken Hüfte herab. In der Mosaik, wo diese Theile weit mehr enthüllt sind, ruht sie auf dem entblös'ten linken Schenkel. Doch über dieses Alles wird das kunstliebende Publicum erst dann aus Anschauung urtheilen können, wenn getreue Abbildungen in nicht allzukleinem Mafsstabe von diesen Mosaik-Figuren an's Licht gestellt sein werden **).

*) Becker, T. I., S. 105., hält das Aufstützen des Armes mehr für ein Zeichen des ruhigen Andenkens als der Trauer. Aber auch die tiefe, bis zur Erschöpfung getriebene Trauer hat diesen Gest. Man erinnere sich nur an die colossale trauernde Amazone jetzt in Florenz im Palast Pitti, wovon wir hier in Dresden im Mengsischen Museum einen vortrefflichen Abgufs besitzen, und wozu der Pendant unter dem Namen einer Sabina sich gleichfalls in Cavallieri Nr. 80. befindet. Es ist das Symbol der besiegten Provinz Pontus, für einen römischen Siegesboten gearbeitet.

**) Diese Mosaik verdiente wohl ihrer Vortrefflichkeit wegen in demselben Mafsstabe und mit derselben Pracht herausgegeben zu werden, wie der kunstliebende Graf Laborde 1802 in Paris in seiner Description d'un pavé en mosaique découvert dans l'ancienne ville d'Italica jene musivische Rennbahn mit den sie umgebenden Musenmedaillons im gröfsten Imperial-Folio herausgab. Denn dieses Prachtwerk ist in der Treue der Colorirung und in Genauigkeit aller einzelnen Theile bis jetzt durch nichts, am wenigsten durch die Neapolitanischen Pavimenti, verdunkelt worden. Uns liegen von dem Salzburger Mosaik nur theils die von Fournier gezeichneten und von F. Günther in Salzburg gestochenen, schwarzen, theils die vom Feldmesser Louis Grenier gezeichneten und colorirten 4 Blätter vor Augen, die freilich in ihrer Kleinheit eine sehr unvollständige Vorstellung geben.

Wenn uns aufserdem noch eine Bemerkung anzuführen gestattet wäre, so besteht sie in der Muthmafsung, dafs jenes fünfte Feld, welches wegen der Beschädigung der Mosaik ganz verschwunden und dem Schiffe des Theseus entgegengesetzt ist, schwerlich eine andere Vorstellung enthalten hat als die bekannte schlummernde Ariadne, wovon das Hauptbild im Vatican, ein herrliches Fragment aber in der königlichen Sammlung in Dresden sich befindet *). Denn was konnte schicklicher und zweckmäfsiger diesen ersten Ariadne-Cyclus schliefsen als eben die Schlummerscene, welche nach dem einstimmigen Zeugnisse der Alten auf die gewaltsamsten Ausbrüche des Schmerzes und der Verzweiflung, wie sie Catull besingt, folgte? Auch würde dadurch der Uebergang zum zweiten Cyclus in einem zweiten Zimmer, welcher die mit Bacchus vermählte Ariadne gleichfalls durch ein Mittelfeld und vier Seitenfelder durchführte, nach der sinnreichen Vermuthung des Hofraths Thiersch, gewifs am befsten eingeleitet worden sein. Dann fing im zweiten Cyclus die Vorstellung mit jener bekannten Scene an, wo Bacchus mit seiner geräuschvollen Sippschaft sich zufällig der schönen Schläferin nähert und einige Satyrisken und Panisken ihrem Muthwillen dabei freien Zügel lassen **).

---

*) S. Museo Pio-Clementino T. II. tav. 44. und Le Plat, Marbres de Dresde, pl. 116. Becker hatte sehr Unrecht, dieses unvergleichliche Fragment nicht auf's Neue abzubilden. Ueber diese liegende Ariadne selbst s. Böttiger's archäologisches Museum I. Heft. Nr. II., S. 26. ff. und F. Jacobs, über die Bildsäule der schlafenden Ariadne auf einer seltenen Münze, in den Denkschriften der Münchener Academie vom Jahre 1814.

**) S. Pitture d'Ercolano T. II. tav. XVI. und die hierher gehörigen Genien, angeführt und zum Theil abgebildet im archäologischen Museum S. 37., Tafel IV. Es würde leicht sein, sollte auf einem zweiten musivischen Fufsboden der Cyclus der Ariadne noch heute fortgeführt werden, die herrlichsten Ideen dazu aus Antiken zusammenzustellen. In's Mittelfeld käme der Triumph des Bacchus und der Ariadne nach dem herrlichen Cameo des Cardinals Carpegna, wie ihn schon Buonarotti in seinen Osservazioni sopra alcuni medagl. p. 430. abgebildet hat. Oder wäre man des hellenischen Fabelkreises überdrüssig, welche reizende Scenen böte in jenem geistreichen und auf der Linie christlicher neuer Cultur stehenden Versuch, das griechische Drama auf deutschen Boden zu verpflanzen, in Herder's Dramen, die Ariadne Libera dar, in Herder's Werken zur schönen Literatur und Kunst. Th. VII., S. 37–64.

So wenig wir sonst das Restaurations-Unwesen bei Denkmälern des Alterthums in Schutz zu nehmen Lust und Belieben tragen, indem gerade die reiche Sammlung, die unserer Aufsicht anvertraut ist, durch die geschmacklosesten und plumpesten Flickereien und Ergänzungen die Galle eines ehrlichen Antiquars aufzuregen ganz vorzüglich geeignet sein könnte, und wir gern bei der täglichen Musterung derselben zu einem Schock Köpfen, Händen und Füfsen, die oft die herrlichsten Bruchstücke verunzieren, das alte: „zu den Raben mit euch!“ ausrufen möchten, so sollte bei dieser Mosaik von höchst seltener Schönheit doch wohl eine verständige Ausnahme gemacht und von denselben Künstlern und Mosaicisten, welche die Cena von Da Vinci mit so unglaublichem achtjährigen Fleifs in Mailand in musivische Arbeit brachten *), oder von anderen, die in Venedig unter den Augen des trefflichen Präsidenten der Künste, des Grafen Cicognara, Aehnliches leisteten, nach Mafsgabe des Vorhandenen das Fehlende in dieser Salzburgischen Mosaik ergänzt und besonders das mangelnde fünfte Feld mit einer schlummernden Ariadne ausgeschmückt werden.

Und warum sollten wir uns einer solchen Hoffnung nicht überlassen dürfen? Die treffliche Mosaik ist seit wenigen Wochen aus ihrem Fundort, wo sie nahe an 2000 Jahre im schönen Schofse der Erde geruht hatte, in die pracht- und kunstliebende Kaiserstadt an der Donau gewandert. Kaiser Franz, auf dessen Anordnung aus allen Theilen der österreichischen Monarchie zur Bereicherung der kaiserlichen Museen Schätze der Kunst und des Kunstfleifses zusammenströmen, hatte von dieser Ausgrabung im Salzburgischen gehört, ordnete die sorgfältigste Uebertragung des Ariadne-Fufsbodens nach Wien an, und wünschte bei einer fortzusetzenden Ausgrabung selbst gegenwärtig zu sein. Dextro Hercule, sagten die alten Schatzgräber. Hier war ein Kaiser der Hercules. Um dieses Alles vorzubereiten und zu besor-

*) Alle Wiener Blätter haben im Jahre 1818 von diesem noch durch Napoleon angeordneten Werke der Rafaelli, Vater und Sohn, gesprochen. Selbst die Art, wie es aus einander genommen und nach Wien geführt wurde, ist höchst merkwürdig. Zuletzt hat Dr. Noehden davon gesprochen in seiner sachreichen Einleitung zu seiner Uebersetzung von Göthe's Aufsatz über Bossi's Werk, die in diesem Jahre in London erschienen ist unter dem Titel: Observations to Leonardo da Vinci's picture of the last supper (London, Booth 1821 in 4.) in der Introduction p. XXV. ff. Noehden selbst sah in Mailand nur noch die Kunstwerkstatt, worin diese 28 Fufs lange, 14 Fufs breite Mosaik von 10 Menschen in 8 Jahren gefertigt worden war.

gen, wurde der jetzige einsichtsvolle und thätige Director des k. k. Antiken- und Münz-Cabinets in Wien, Steinbüchel, der eben vom Einkauf des alten, herrlichen Münzcabinets des Grafen Tiepolo für das k. Münzcabinet aus Venedig zurückgekommen war, dorthin zu reisen beordert, von wo er zu Anfang Octobers nach Wien zurückgekehrt ist. Durch ein Verfahren, welches er in Rom erlernt hatte, ist es ihm wunderbar gelungen, den Fufsboden von der feinsten Mosaik auf's Befste erhalten hervorzuheben. Er ist bereits wohlbehalten in Schönbrunn angekommen und wird dort unverzüglich durch alle Polirkunst geglättet und zum alten Glanz zurückgebracht werden. Director Steinbüchel hatte die seltene Beglückung, mehrere Stücke des Fufsbodens im Beisein Sr. Majestät des Kaisers ausgraben zu lassen. Dem Bauer, auf dessen Acker diese Schätze verborgen gelegen hatten, mufsten bisher jährlich 600 Fl. zur Entschädigung gezahlt werden. Durch Regen und Feuchtigkeit hatte das köstliche Werk im Verlauf der Jahre immer mehr gelitten. Seine Ausgrabung und Verpflanzung an würdigere Stätte war also in jeder Rücksicht eine Sicherheitsmafsregel. An der Stelle, wo es versenkt gewesen war, liefs der Kaiser einen Stein setzen, mit der Inschrift, dafs hier im Jahre **1815** ein Fufsboden aus Mosaik gefunden und im Jahre **1821** unversehrt herausgenommen worden sei.

Aus öffentlichen Anzeigen ist zur Genüge bekannt, dafs für ein Meisterwerk Canova's jetzt in der Nachbarschaft der kaiserlichen Burg unter der belehrenden Aufsicht des k. k. Baumeisters Nobile ein angemessenes Local zubereitet wird. Canova's Gruppe ist Theseus, der den Minotaurus tödtet, in noch weit gröfserer Herrlichkeit und Vollkommenheit als jener erste Minotaurustödter aus Canova's frühestem Kunstleben in Besitz des kunstliebenden Grafen Fries in Wien. So mufste die Villa eines Römers unweit Juvavia im Lande der Noriker aus ihrem Schutt ein musivisches Werk hervortreten lassen, damit noch ein dritter Theseus, einen dritten Minotaurus siegreich bekämpfend, in Wien zu schauen wäre. Und dieser bringt auch sogar sein Labyrinth mit, worin der ehrliche Sieber wohl schwerlich Bescheid wissen dürfte. Wie nun — man verzeihe uns zum Schlufs die harmlose Frage — wenn ein allen Künsten geweiheter Platz Canova's neue Schöpfung und jenes alten Marmormalers — er heifse, um ihn doch so hoch als möglich zu ehren, Sosus — wiedererweckten Kunstestrich umschlösse?

XVII.

Die Familie des Tiberius auf einem Onyxcameo zu Paris.

Dem Herrn Herausgeber des Journals London und Paris.

Sie verlangen von mir eine ausführliche Nachricht über den berühmten Onyxcameo, der unter dem Titel Apotheose des August seit Jahrhunderten die Zierde des königlichen Garde-Meubles und nach der Revolution des grofsen Antikencabinets war, zu Anfang des Jahres 1804 aber durch zwei verschmitzte Bösewichter, Charlier und Thiebault, durch einen nächtlichen Einbruch in die Säle des Cabinets entwendet, in die Erde vergraben, nach Amsterdam geschafft und dann an seinen alten Platz nach Paris wieder zurückgebracht wurde. In der That ist dieser Cameo theils durch seine sonderbare Gröfse als Edelstein, theils durch seinen Inhalt und die darauf gegrabenen Bildnisse als Kunstwerke, theils durch seine wunderbare Entführung und Rettung, als ein Abenteurer unter den Edelsteinen so ausgezeichnet, dafs auch den Lesern Ihres Journals eine genauere Kunde davon nicht ganz uninteressant sein kann. Die Abbildung, die Ihnen der verdienstvolle Millin, der auch in Absicht auf diesen Stein, so wie auf tausend andere Gegenstände der Kunstbeschauung in Paris und in den Provinzen, den ehrenvollen Namen Conservateur in seiner weitesten Ausdehnung verdient, von dem Steine selbst und seiner neuen, äufserst geschmackvollen Fassung mittheilte, bietet allerdings eine willkommene Veranlassung, über diese, in ihrer Art einzige, Antike wenigstens das Allerwissenswürdigste anzuführen.

Erlauben Sie, dafs ich bei dem Letzten anfange und Ihnen zuerst aus den Briefen unseres unvergefslichen Winkler, dem wir wohl beide mit Wehmuth und Sehnsucht das schmerzlichste Sit Tibi Terra Levis! zurufen, die Geschichte des Raubes und der Wiedererlangung dieser köstlichen Antike erzähle *). Mir schrieb derselbe zu Ende des Jahres 1804 Folgendes darüber:

„Die Diebe, welche in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar dieses Jahres den Einbruch in das Antikencabinet der Nationalbibliothek verübten, von welchem zu seiner Zeit in den öffentlichen Blättern Nachricht ertheilt worden ist, sind nun sämmtlich von der immer thätigen Polizei eingefangen. Der Hauptdieb, Namens Charlier, hatte schon seit langer Zeit das Project entworfen, diesen Diebstahl zu begehen, und war daher Monate lang fast an jedem Tage, an welchem das Cabinet dem Publicum offen steht, hingekommen, um Alles recht auszukundschaften. Er hatte zuerst den Entschlufs gefafst, eine Pulverexplosion in dem Cabinet zu veranstalten, und den Diebstahl während der dadurch verursachten Unordnung zu begehen. Da er aber das Mifsliche eines solchen Unternehmens einsah, so gab er dieses Project auf und nahm sich vor, durch nächtlichen Einbruch der Kostbarkeiten habhaft zu werden, nach denen ihm lüstete. Er sah wohl, dafs er allein nicht würde diesen Bubenstreich ausführen können. Er liefs sich also unter die Garde soldée de Paris aufnehmen, um hier einen Gesellen zu finden; diefs geschah auch wirklich. Er zog nun auch einen Fiacreaufseher mit in sein Complott und dieser transportirte ihnen den hohen Mast, den er unter seiner Kutsche befestigt hatte, an den Ort, wo Charlier das Cabinet erklettern und den Diebstahl verüben wollte. Als Charlier schon alle Anstalten gemacht hatte, hinaufzusteigen, kam eine Patrouille; sein Spiefsgeselle gab ihm das verabredete Zeichen, und beide stellten sich gegen die Wand, als ob sie pifsten; die Patrouille ging vorbei, witterte nichts, und nun kletterte Charlier wirklich an seinem Maste hinauf. Während er die Scheiben eindrückte, machte der Fiacre einige Bewegungen mit seiner Kutsche, um das Klingen der Glasstücke, welche etwa hätten zu Boden fallen können, zu verhehlen. Der Diebstahl wurde nun vollzogen, allein, wie es scheint, nicht ganz so vollständig, als Charlier gewünscht hatte, denn ihm lüstete auch nach goldenen Münzen, die ihn aber der nahe Morgen zu entwenden hinderte. Die Diebe entkamen nun, und da unglücklicher Weise die Polizei damals ganz mit George's Affaire beschäftigt war, so blieben auch Charlier und seine Consorten ganz verborgen. Dieser Charlier hatte sogar die Unverschämtheit, nach dem Diebstahle

---

*) Vergl. n. teutschen Merkur, 1805. Februar, S. 60. ff.

noch zwei Monate lang fast täglich auf das Antikencabinet zu kommen und sich auf Kosten der daselbst angestellten Personen an den Vermuthungen derselben über die wahren Urheber des Diebstahls zu belustigen. Während dieser Zeit erhielt er und seine Spiefsgesellen seinen Abschied bei dem Corps der Pariser Garde, und nun nahmen sie ihren Weg nach Holland; alle goldenen Einfassungen und Edelsteine, Perlen u. s. w., welche in dem Diebstahle begriffen waren, hatten die Diebe abgenommen, das Gold geschmolzen, die Perlen und Edelsteine zum Theil verkauft. Drei wichtige Stücke, den Kelch des Abbé Suger, eine kahnförmige, etwa 6 Zoll lange Vase aus schönem Sardonyx und ein ähnliches Gefäfs aus Pras, verkauften sie nach England, wie man sagt, an Townley, und um einen sehr geringen Preis. In Amsterdam scheint Charlier sich nicht mit eben der Klugheit benommen zu haben, die er unglücklicher Weise zu Paris zu beobachten wufste; wahrscheinlich rühmte er sich, Kenntnifs von diesem Diebstahle zu haben und zu wissen, wo die gestohlenen Sachen hingebracht worden. Gohier erhielt Nachricht davon und nahm seine Mafsregeln so gut, dafs die Diebe, jeder besonders, verhaftet wurden, ohne dafs einer von des andern Gefangennehmung etwas wufste. Anfangs verlangte Charlier, um anzuzeigen, wo der grofse Cameo, welcher August's Apotheose vorstellt, und in Frankreich unter dem Namen l'Agate de la Sainte Chapelle bekannt ist, hingekommen, die Summe von 20,000 Liv. und seine Begnadigung; da er sah, dafs man ihm diese Summe nicht bewilligen wollte, so ging er auf 800 Liv. und seine Begnadigung herab; aber auch diefs hatte die Polizei nicht Lust anzuwenden, um die Wahrheit zu erfahren. Man sperrte also, was man in der Kunstsprache der Polizei un mouton nennt, mit Charlier in dasselbe Gefängnifs; so heifst man nämlich einen feinen Kerl, der sich anstellt, als ob er Interesse an dem Schicksale des Mitgefangenen nähme, der aber es dahin zu bringen weifs, Alles, was dieser Geheimes hat, von ihm auszuforschen und ihn zu dem Geständnisse zu bringen, wohin ihn die Polizei gebracht wissen will. Derjenige, welchen die Polizei hier brauchte, wufste durch allerlei Vorspiegelungen und Schrecknisse den Bösewicht endlich zum vollen Geständnisse zu bringen. Er gestand nun, dafs er das gedachte Gefäfs in dem Garten seiner Mutter in der Gegend von Rocroi verscharrt habe. Er entwarf auf einem Papiere den Plan des Gartens und bezeichnete den Ort, wo man den kostbaren Gegenstand finden würde. Auf das Geständnifs von Charlier hin schickte die Polizei einen ihrer vertrautesten Agenten an Ort und Stelle, und Mionnet, der erste von den Unteraufsehern des Antikencabinets, begleitete ihn, um bei dem Ausgraben darüber zu wachen, dafs Alles mit der gehörigen Behutsamkeit vor sich gehe. Diese Expedition ging

ganz glücklich von Statten. Diese sogenannte Vase des Ptolémées ist nun wieder in dem Antikencabinet; allein man mufste gegen 5 Viertelstunden graben, ehe man an den Ort kam, wo Charlier aus Vorsicht hölzerne Stäbe quer über gelegt hatte, um den darunter befindlichen Schatz desto sicherer zu erhalten. Der grofse Cameo, welcher August's Apotheose vorstellt, ist in guter Verwahrung zu Amsterdam; schon hat der Polizeipräfect die nöthigen Befehle ertheilt, um diesen Gegenstand nach Paris zu bringen; die goldene Einfassung dieses Cameo und des Fufses von der sogenannten Vase des Ptolémées, so wie von dem Kelche des Abts von St. Denys, Suger, ist von den Dieben eingeschmolzen worden. Das eingeschmolzene Gold existirt noch bei einem Goldschmied zu Amsterdam und wird ebenfalls hierher gebracht werden, als pièce du procès."

So weit unser gemeinschaftlicher Freund in seinem Briefe. Sie wissen den weiteren Verlauf. Die Gemme wurde aus Amsterdam wohlbehalten nach Paris zurückgebracht und in Millin's Hände zurückgegeben, der zugleich den Auftrag erhielt, sie auf's Neue der Kostbarkeit des Steines gemäfs fassen zu lassen. Diefs ist nun auch geschehen. Es ist nicht zu leugnen, dafs die ursprüngliche Fassung desselben auch an sich selbst sehr merkwürdig gewesen sein mufs. Er war ringsum mit christlichen Emblemen und griechischen Inschriften auf Kosten eines späten byzantinischen Kaisers ausgeschmückt worden. Diefs führt auf die ursprünglichen Schicksale des Steines, des gröfsten aller noch vorhandenen Cameen. Einer hinlänglich beglaubigten Ueberlieferung zu Folge erhielt der heilige Ludewig in den Kreuzzügen von Boudouin, Grafen zu Flandern, zuerst diesen Stein zum Geschenke. Boudouin hatte ihn in Constantinopel erhalten, wo er ein Kleinod im Besitze der byzantinischen Kaiser gewesen war. Die Religion hatte, wie bei manchem anderen Ueberrest aus der heillosen, aber doch geschmackvollen Heidenwelt, ihre schirmende Rechte über ihn gehalten, indem sie glauben mochte, des frommen Joseph Triumphzug in Aegypten, als ihn der Pharao, dessen Retter er war, auf den Wagen setzte und durch's Land fahren liefs, sei darauf abgebildet. Darum hatten ihn auch byzantinische christliche Künstler mit den Bildnissen und griechischen Namen der 4 Evangelisten auf beiden Seiten der Einfassung ausstaffirt. Diese Verzierung wurde auch ferner noch der Freibrief für diesen Edelstein durch alle folgende Zeitalter in Frankreich. Denn als eine Heiligen-Reliquie schenkte nun der König Carl V. von Frankreich denselben aus seinem Privatschatze in den Kirchenschatz, der sich bei der Hauptkirche in Paris befand und unter der Benennung die heilige Capelle bekannt ist, und daher die von den Franzosen allgemein eingeführte Benennung des Steins, da man ihn l'Agate de la St. Chapelle auch dann noch

nannte, als seine profane Tendenz schon längst anerkannt war. Unter der Anarchie, die Frankreichs Inneres unter dem verrückten Carl VI. zerfleischte, wäre unser Sardonyx gewifs auch den Weg aller königlichen Kleinode gegangen, hätte er sich noch im Schatze des Königs befunden. Allein wer hätte den Fluch eines Kirchenraubes auf sein frevelndes Haupt laden wollen! So blieb er als eine Josephinische Kirchen-Reliquie unangetastet und unerkannt, bis der grofse Peiresk, der noch etwas mehr als bloser Parlementsrath zu Aix war, im Jahre 1620 bei einer genauen Musterung, die er mit einigen gleichgesinnten Kunstfreunden in dem Kunstcabinete der heiligen Capelle hielt, sogleich auf den ersten Blick die wahre Bestimmung des Steins und seiner Bedeutung errieth und bei seinen Verbindungen und seinem Briefwechsel mit allen damals lebenden Heroen der classischen Literatur in allen Reichen Europa's diesen Fund bald überall bekannt machte. Als kurz darauf der gelehrte Kämmerling des Herzogs Regenten Tristan von St. Amand sein noch immer classisches Werk über die alten Kaisermünzen, seine Commentaires historiques, herausgab, liefs er den Stein nach vergröfsertem Mafsstabe in Kupfer stechen und fügte ihn nebst einer gelehrten Erklärung, die wohl im Ganzen noch immer die befriedigendste ist, seinen numismatischen Untersuchungen über die Familie des Augustus bei. Später haben ihn Albert Rubens, le Roi, Montfaucon und andere Antiquare vielfach abgebildet und erläutert *). Da er, wo nicht seiner Arbeit, doch seiner Gröfse nach der erste Cameo in der Welt ist und neuerlich durch seine abenteuerliche Entführung und Rettung Aufmerksamkeit erregen mufste, so ist Millin entschlossen, den Kupferstich, den er veranstaltete, mit einer kleinen Abhandlung zu begleiten, an deren Ausgabe er nur durch dringende Geschäfte und besonders durch die Vollendung seiner vielfach anziehenden und sachreichen Reise durch die mittäglichen

*) Die erste gedruckte Erklärung darüber gab Tristan in seinen Commentaires historiques, T. I. p. 101—113. Dann erzählte Gassendi, de vita Peireskii, lib. III. p. 109., 110. (Hag. Com. 1655 in 4.) den Fund des Peiresk und seine frühere Erklärung, die in wesentlichen Puncten von der des Peiresk abweicht. Die Geschichte des Steines findet man auch in Morand's histoire de la sainte Chapelle, p. 58. Andere Citate geben Eckhel, Choix des pierres gravées, p. 13.; und Millin, Introduction à l'étude des pierres gravées, p. 1 und 83. ff. Montfaucon's Abbildung in den Antiq. expliq. T. V. p. 155., wird wohl den Meisten, die diefs lesen und die Abbildung, im Grofsen ausgeführt, zu vergleichen wünschen, die zugänglichste sein.

Provinzen Frankreichs *) bisher abgehalten wurde. Unterdessen wissen wir durch briefliche Mittheilung, dafs die nach Millin's Angabe verfertigte neue Einrahmung in vergoldeter Bronze, d'or moulu, von einem jungen, geschmackvollen Künstler Lafontaine, einem Schüler David's, ausgeführt wurde. Manchem könnte vielleicht diese Einfassung zu figurenreich und überladen vorkommen, weil dadurch dem Haupteindruck des Cameo selbst Eintrag geschehe. Allein man mufs diefs nicht nach den Umrissen im blosen Kupferstiche beurtheilen. In der Ausführung selbst stört diese leichte Arabeskenverzierung den Haupteindruck keineswegs. Alle Figuren dieser Arabesken athmen den kriegerischen Römergeist. Selbst die Wölfin durfte nicht fehlen. Doch fragt sich's, ob nicht mehr Beziehendes auf die Apotheose selbst hätte hineingelegt werden können.

Wenn es nur auch wirklich eine Vergötterungsgemme ist, wie diefs bei mehreren anderen Onyxcameen, die man gewöhnlich mit der unsrigen zu nennen pflegt **), wohl kaum einen Zweifel leidet!

Wenn der Stein seine Benennung von der Hauptgruppe erhält, um welche sich alles Uebrige ordnet und zusammenschliefst, so mufs hier die Figur des auf dem Doppelsitze (bisellium) thronenden Paares in der Mitte des Steines dem Ganzen seine Bezeichnung geben. Diefs ist unstreitig der Kaiser Tiber nebst seiner Mutter Livia, und da diese offenbar noch auf der Erde sich befindend vorgestellt werden, so kann man diefs im eigentlichen Sinne keine Apotheose nennen, man müfste denn die Symbolisirung des Kaisers durch die Attribute des Jupiters, so wie seiner neben ihm sitzenden Mutter, der Livia, durch das Kennzeichen der Ceres, schon als eine wahre Vergötterung ansehen wollen. In diesem Sinne wäre aber wenigstens das Wort Apotheose sehr falsch angebracht. Weit richtiger nannten also auch schon Albert Rubens und Jacques le Roi in ihren

---

*) Die bei Thurneisen, dem Sohn, in Paris erschienene Voyage dans les départements du midi de la France par Millin, 2 Vol. in 8., nebst einem Atlas in 4. mit 52 Kupfertafeln, ist ein wahres Füllhorn der mannichfaltigsten statistischen, historischen und antiquarischen Kenntnisse und gewährt gewifs allen unseren Lesern ein vielseitiges Interesse. Jeder wird für seine Liebhaberei Befriedigung darin finden. Mit Sehnsucht erwarten wir die zwei letzten Bände.

**) Hieher gehört vor Allem der Hauptstein in der kaiserlichen Sammlung zu Wien, der die wahre Apotheose August's enthält. In Eckhel's Choix de pierres eröffnet er den Reihen und ist dort trefflich erläutert worden.

besonderen Dissertionen über diese Gemme diesen Stein den Tiberianischen Onyx.

Doch Ihre Leser werden unstreitig eine kurze Auslegung aller auf diesem köstlichen Steingemälde — wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist — befindlichen Figuren zu erhalten wünschen — Die Alterthumsforscher konnten sich von jeher nicht recht darüber vereinigen. Indeſs will ich versuchen, das Räthsel, welches ein würdiger Künstler aus der Schule des Dioscorides — dafür hält ihn der scharfsinnigste Kunstrichter in diesem Fache, Mariette — uns Spätgeborenen nach fast 2000 Jahren hier noch aufgegeben hat, so gut sich's in der Kürze abmachen läſst, mit meinem antiquarischen Lämpchen zu beleuchten, bis es Millin gefallen wird, seine Fackel anzuzünden und durch ihren Schimmer alles Dunkel vollkommen aufzuhellen.

Ich würde ohne Bedenken die hier dargestellte Scene den siegreichen Eintritt des Germanicus in die Kaiserfamilie nennen. Germanicus kommt von seinen über die Teutschen am Niederrheine erfochtenen Siegen zurück und erhält, nach unserer Art zu reden, die erste Bewillkommungsaudienz vom Kaiser, seinem Vater, durch Adoption. Also die in der Mitte des Steines präsidirenden zwei Hauptfiguren sind Kaiser Tiber und dessen allgewaltige Mutter Livia. Es ist aus den Geschichtschreibern bekannt, wie viel Einfluſs selbst auf die wichtigsten Regierungsgeschäfte Tiber in den ersten Jahren seiner sich nur stufenweise verschlimmernden Herrschaft der Kaiserin Mutter einräumte, so daſs nach des Dio-Cassius Zeugniſs *) die an ihn eingehenden Staatsrelationen und Berichte zugleich die Aufschrift der Kaiserin Livia trugen. Tiber erscheint hier im ehrwürdigsten Costüm, das in der alten Welt denkbar war. Als der groſse Phidias das Ideal des Olympischen Jupiters schuf, setzte er ihn mit ganz unbedecktem Oberleibe auf jenen Wunderthron zu Olympia, der das Entzücken der alten Welt machte. Unbekleidet bis auf die Hüfte, als der wahre Jupiter auf Erden, erscheint auch Tiberius. Statt des wunderbaren Mantels, womit Phidias den Jupiter zu Elis von den Hüften herab umkleidete, giebt ihm der sinnreich schmeichelnde Steinschneider, den mit Schlangen umringelten Schuppenpanzer, die Aegide, die das Alterthum bald dem Zeus selbst, bald seiner geliebten Tochter, Pallas Athene, zutheilt. Er ist ihm auf die Kniee oder auf den Schoſs herabgesunken. Denn er will jetzt weder schrecken, noch strafen. Einer anderen Hülle oder bedeckenden Stoffes bedarf dieser Göttergleiche nicht. Der Augurstab in seiner Rechten deutet auf die

*) Dio Cassius LVII., 12. p. 857. Man kennt die matrem patriae aus Tacitus, Ann. I., 14. mit Brotier's Anmerkung.

oberste geistliche Gewalt, die die römischen Imperatoren mit der weltlichen verknüpften *). Die Mohnköpfe, die wir in der Hand der ihm zur Linken thronenden Livia erblicken, sind als das bekannte Symbol der Fruchtbarkeit ein unverkennbares Merkmal der allbefruchtenden Ceres. Als personificirte Juno, wie wohl sonst, konnte Livia hier nicht erscheinen. Dann hätte ihr Gemahl ihr zur Seite sitzen müssen. Aber als Mutter Demeter oder Ceres wird sie hier am schicklichsten uns vorgeführt. Denn ihrem Schofse waren die zwei Prinzen entsprossen, deren Erbtheil einst die römische Welt sein sollte, Tiberius und Drusus. Zwar Drusus's Andenken war schon längst dem Erstgeborenen aufgeopfert worden und zu den oberen Regionen gestiegen. Aber sein Sohn ist ja der Sieger Germanicus. Ihres Lieblingssohnes, des nun herrschenden Tiberius, mächtig thronende Beisitzerin, empfängt sie huldreich ihren Enkel Germanicus, des tapferen und edlen Drusus tapferen Spröfsling. Denn der dem Tiber gegenüber stehende Feldherr ist unstreitig Germanicus selbst, vielleicht schon jetzt in der tiefbrütenden Seele Tiber's dem Tode geweiht. Zunächst hinter ihm steht die noch lebende Mutter des Helden, die jüngere Antonia, Tochter des Triumvirs Antonius und der grofsherzigen Schwester August's, der Octavia. Mutter und Sohn sind durch eine Geberde vereinigt, über welche die Ausleger zum Theil sehr abgeschmackte Meinungen vorgebracht haben. Montfaucon und mit ihm Mehrere sagen: „die Mutter umhalset den geliebten Sohn.“ Allein dieser bei uns so willkommene Theatergest würde hier nicht gut angebracht sein. Leichter will es der zärtliche Muttersinn dem Sohne machen, den Helm ihm abnehmen. Satis viarum militiaeque, genug der gefährlichen Märsche und Kämpfe, mein Sohn, das ist's, was diese an den Helm gelegte Mutterhand vielleicht sagen soll. Und nun

---

*) Der Lituus oder Augurstab buchstabirt uns gleichsam das Wort Augustus vor!

**) Wie nun aber, wenn das Ganze gar nicht die Bewillkommungsscene des aus dem germanischen Kriege zurückkehrenden Germanicus, sondern die Abschiedsaudienz des zur Einrichtung des Orients abreisenden (ad ordinandum Orientem) vorstellen soll? Dann würde freilich auch die gehobene Hand des hochbetrauten Abreisenden eine ganz andere Bedeutung erhalten. Ich gestehe, dafs ich es für einen Hauptfehler des Künstlers halte, dafs diese Zweideutigkeit durch nichts Bestimmenderes in der Darstellung selbst gelöset werden kann. (Vielleicht konnte jedoch zu der Zeit, wo die Gemme geschnitten wurde, der Sinn leichter errathen werden, da jetzt nicht wenige Winke uns dunkel und ungewifs erscheinen müssen. Beck.)

erst erhält auch die gehobene, den Helm andrückende Rechte des Germanicus ihre volle Bezeichnung: „noch ist's nicht Zeit, die Sturmhaube abzulegen. Neue Kämpfe und Siege warten mein in Asien!" Die Familiengruppe zu vollenden, läfst uns der Künstler hinter dem Germanicus die hochgesinnte Gemahlin desselben, die Agrippina, (auf den Schild sich lehnend und eine Rolle haltend) denn sie war eine mater castrorum, eine Soldatenfreundin *), sehen, und seinen im Lager geborenen und unter den benarbten Kriegern in Ernst und Scherz heranwachsenden Sohn Caligula, dem eben darum, mit naiver Bezeichnung, in Anzug und Stellung der Künstler ein so martialisches Ansehen gegeben hat.

Auf der anderen Seite hinter der Livia zeigt sich uns der einzige leibliche Sohn Tiber's, der zweite Enkel der Livia, Drusus Cäsar, derselbe, den Tiber im Jahre 767 der Stadt zur Beruhigung und Bestrafung der empörten Pannonischen Legion geschickt hatte **), und neben ihm sitzend seine (in der Folge vom Sejan verführte, Gemahlin, die jüngere Livia, die Schwester des

---

*) Warum haben wir kein Trauerspiel: Agrippina auf Pandataria? Schiller hatte, wie Ref. aus des Dichters Munde weifs, die seltene, hochherzige Frau, die sich allein mit der allmächtigen Livia messen konnte, und auf welcher der ganze Geist des grofsen Agrippa ruhte, in die Liste seiner tragischen Sujets gesetzt, so wie den Tod des Germanicus. Hier sehen wir sie noch in ihrem vollen Glanze. Sie ist im Feldherrn-Mantel abgebildet (paludata), ein Umstand, der zwar sehr charakteristisch ist, um die martialische Heldenfrau zu bezeichnen, aber auch die Muthmafsung rechtfertigt, dafs dieser Onyx nicht für Tiber, sondern für Germanicus bestimmt war. Hatte der Künstler diese Arbeit für den Kaiser selbst ausgeführt, so dürfte ihm schwerlich die Gesinnung Tiber's, die Tacitus, Annal. I., 69. so trefflich abmalt, entgangen sein, und er hätte ihr den so gemifsbilligten Kriegsmantel schwerlich umgehangen. Man mufs dieses ganze Capitel des Tacitus sorgfältig gelesen und studirt haben, um in den tieferen Sinn unseres Kunstwerkes einzudringen. Vergl. über unsere Agrippina die gelehrte Sammlung des J. Albert Fabricius, Augusti Fragmenta, p. 101. 122.

**) Drusus hatte schon allen Uebermuth, so wie die Fühllosigkeit und Ausgelassenheit eines wahren Porphyrogeneten. Man sehe die Hauptstellen im Dio-Cassius LVII., 13. p. 857. 15. p. 860. mit Reimarus's Anmerkungen. Er gab einem Senator eine Tracht Prügel und erhielt wegen dieser Faustfertigkeit den Klopffechternamen Castor. Sein Physisches scheint überhaupt sehr überwiegend gewesen zu sein, und so erscheint er auch auf unserer Gemme.

Germanicus, die man zum Unterschiede von der Kaiserin Mutter in der Verkleinerungsform Liville zu nennen pflegte. Da sie auf einem mit Sphinxfüſsen gezierten Sessel sitzend vorgestellt wird, so hat die Spitzfindigkeit der Ausleger allerlei daraus zu folgern gesucht, und wohl gar die damals schon gestorbene Julia noch einmal von den Todten erweckt, um sie auf einen Stuhl zu setzen, dessen Verzierung einerlei Figur mit dem berühmten Siegelring August's habe *). Allein die weit natürlichere Betrachtung, daſs dieser Stuhl mit Sphinxfüſsen, die im Alterthume gar nichts Ungewöhnliches waren **), blos um des Gegensatzes willen gewählt wurde, da mit der kriegerischen Schildstütze der gegenübersitzenden Agrippina dieses Meuble städtischer Eleganz allerdings contrastirt, scheint eben darum, weil sie so natürlich war, am wenigsten Beifall erhalten zu haben.

Wenn uns der Räthselsphinx hier am Sessel nur auch noch verrathen wollte, was die Figur eines zusammengebogenen, auf der Erde sitzenden Menschen bedeute, den wir neben der Thronlehne der Kaiserin Livia erblicken. Seine phrygische Mütze und barbarische Tracht lassen uns auf einen Asiaten, seine Stellung auf einen demüthig Bittenden rathen. Dadurch würde wenigstens begreiflich, daſs dabei an keinen Geschwindschreiber zu denken sei, der sitze, um die Begrüſsungsreden nachzuschreiben, die sich Tiber und Germanicus einander zuspräch en. Tristan, der diese Muthmaſsung zuerst äuſserte, lieſs sich vielleicht durch einen Absatz der Thronlehne, die er für eine Schreibtafel in den Händen dieses Menschen ansah, zu dieser Erklärung verleiten. Immer scheinen diejenigen der Wahrheit noch am nächsten zu kommen, welche darin eine symbolische Vorstellung des armenischen Reichs in Asien finden wollen, das damals durch Po-

---

*) Die richtige Ausdeutung hatte schon Peiresk gegeben, dem die späteren Ausleger fast alle gefolgt sind. Nur Tristan denkt wegen des Stuhls mit den Sphinxfüſsen an die Blutbeule des Augusteischen Hauses, die Julia, Commentaires historiques T. I. p. 107.

**) So befinden sich bei einem einzigen festlich aufgeschmückten Gastmahle des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien, dessen Beschreibung aus dem Callixenus uns Athenäus aufbewahrte, 100 vergoldete Sophas mit Sphinxfüſsen. S. Athenäus V. p. 197. A. oder c. XXVI. T. II. p. 260. Schweigh. Seit durch die Eroberung Aegyptens die ägyptisirende Meubleverzierung bei den zwei tonangebenden Völkern Europa's Mode wurde, haben sich diese Sphinxe an unseren Prachtmeubles eben so vervielfältigt, als die Charaden und Logogryphen in unseren Tageblättern und Journalen.

nones und die Parther sehr beunruhigt wurde. Eine ganz ähnliche Tracht finden wir auf Münzen des Lucius Verus an einer Figur, die Armenia vorstellt. Man könnte also mit Rubenius sehr wohl annehmen, dafs Armenien hier der allvermögenden Kaiserin Livia supplicire, damit Germanicus ihr zur Hilfe geschickt werde *). Vielleicht, dafs gerade um dieser Figur willen die ganze Scene des Stückes so erklärt werden müfste, als sei nicht von der Ankunft des siegenden Germanicus aus Teutschland, sondern schon von seiner Mission, um den Orient zu befriedigen und zu ordnen, hier die Rede. Auf jeden Fall scheint diese Figur auf die künftige Bestimmung des Germanicus zu deuten. Denn, wie wir aus dem zweiten Buche der Annalen des Tacitus wissen, benutzte der schlaue Tiberius die Unruhe des Orients dazu, um den Germanicus in seiner siegreichen Laufbahn am Rheine zu hemmen, und seine neue Sendung nach Asien war lange vor seiner Ankunft in Rom schon entschieden.

Doch der Künstler war mit dieser Familienscene im Palaste der Cäsaren nicht zufrieden. Um sie noch mehr zu verherrlichen, schliefst er uns auch den Himmel auf. Hier erblicken wir ein neues Familiengemälde. Die im Olymp Versammelten würden mit Wohlgefallen auf ihre erlauchte Nachkommenschaft hier unten und besonders auf diese Scene herabblicken, wenn nicht auch hier ein Ankömmling feierlich zu empfangen wäre. Meisterhaft ist auch hier oben Alles angeordnet und zusammengruppirt. Die zu oberst in der Strahlenkrone vorsitzende, sceptertragende Figur hat sich die seltsamsten Ausdeutungen gefallen lassen müssen. Wenn einige den Vater der Götter und Menschen selbst, den allwaltenden Jupiter, in dieser Strahlenkrone und Stellung zu erkennen glaubten, so erblickten andere die Göttin der Schönheit, die Mutter der Romulide, die Venus selbst, darin. Man kann nicht in Abrede stellen, dafs die vom Julius Cäsar so hoch gefeierte Stammmutter des Julischen Geschlechts, die Venus Genitrix, dieselbe, der Lücrez sein berühmtes Gedicht von der Natur der Dinge weihet, in dieser Familiengruppe sehr an ihrem Orte sein würde. Wenn nur die Züge dieses Kopfes, so wie diese Krone nicht so ganz unweiblich wären und an nichts weniger als an die ewig junge Göttin der Schönheit erinnerten!

*) (Dann durfte aber, wie mich dünkt, jene Figur sich nicht vom Throne der Livia abwenden und den Blick zur Erde senken, sondern der Künstler mufste sie vielmehr der Kaiserin zugewendet und sie anblickend darstellen. Allein einen, wenn auch nicht gerade in diesem Augenblicke, bittenden Barbaren glaube auch ich zu erkennen. Beck.)

Mir schien es stets der Stammvater Roms, auch ein Julide, mit einem Wort der vergötterte Romulus oder Vater Quirinus zu sein. Die Verschleierung des Hinterhauptes, welche am meisten zum Mifsgriff wegen der Venus verleitete, wäre hier Anspielung auf die alte Sitte, die aus dem ältesten sabinischen Ritual abstammte, die Toga über das Haupt heraufzuziehen. Indefs fühle ich sehr wohl, dafs sich über diese Figur nach keinem Kupferstich aburtheilen läfst. Möge uns Millin diesen Zweifel aus der lebendigsten Anschauung lösen! Weit wenigeren Bedenklichkeiten sind die übrigen Figuren ausgesetzt. Der stattliche Ritter auf dem Pegasus kann niemand Anderes als der gen Himmel aufgehobene Augustus sein. Ein Liebesgott leitet das schnaubende Flügelrofs. Der Stammvater Aeneas in altphrygischer Tracht bringt ihm die Kugel als Zeichen der Weltherrschaft. Gegenüber rüstet sich Julius Cäsar zum Empfange des geliebten Sohnes.

Der Kunst- und Menschenforscher findet bei näherer Betrachtung dieses Steines einen reichen, ja unerschöpflichen Stoff zu artistischen und moralischen Betrachtungen. Denn wo der erstere gar nicht satt werden kann, die geistreiche Composition und Gegeneinanderstellung dieser zwei Familiengemälde auf und über der Erde und die sinnreiche Erfindung, womit mittels des auf den Olympier hinweisenden Drusus hier gleichsam der Himmel mit der Erde vermählt wird, zu bewundern, und selbst der allegorischen Einkleidung, in so weit wir sie heute noch zu würdigen verstehen, alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren läfst — über das eigentliche Wunder, die Bearbeitung und Benutzung des Sardonyx selbst, können wir nicht urtheilen; — da wird den mit der Geschichte vertrauten Beschauer bei aller Herrlichkeit, die diese über alle Sterblichen hocherhabene Herrscherfamilie selbst den Göttern gleich setzte, doch ein geheimer Schauer überlaufen, wenn er den Ausgang des grofsen Drama erwägt, wenn er sich sagt, dafs von allen, die bei dieser Repräsentationsscene im Palaste der Cäsaren als fröhlich grünende Zweige und Spröfslinge der neuen Augusteischen Dynastie versammelt sind, und unter deren Füfsen sich hier in der untersten Region unterjochte Nationen, als Sclaven, krümmen und winden, nur die zwei Mütter, die Livia und Antonia, eines natürlichen Todes, obgleich gepeinigt von Lebensüberdrufs und getränkt mit allen Bitterkeiten des schnödesten Undankes, in trauriger Oede hinstarben, alle übrigen hingegen unter den schmerzlichsten Qualen des Giftes, des Hungers oder der frevelnden Gewaltthat ihren Geist aufgaben *). So waltet auch hier die furchtbare Nemesis-Adrastea und so wird sie stets walten!

---

*) Der Tod des durch Piso vergifteten Germanicus ist selbst als

Auch als bloser Edelstein wird dieser Cameo stets unter die seltensten und merkwürdigsten Erscheinungen gezählt werden. Seine Höhe beträgt 1 Fufs, seine Breite 10 Zoll. Er wird im Umfange nur noch von dem Cameo des Cardinals Carpegna, den Triumphzug des Bacchus vorstellend, der sich bis zur Revolution in der Vaticanischen Bibliothek befand, übertroffen; denn dieser hat 10 Zoll Höhe und 16 Zoll Breite. Der nächste darauf in der Gröfse, aber in Absicht auf die vollendete Kunst, womit er geschnitten ist, der vortrefflichste unter allen ist die Apotheose August's im kaiserlichen Cabinet in Wien. Dann kommt die Farnesische Schale in Neapel und die Braunschweiger Onyxvase. Das Wunderbarste ist, dafs alle diese Onyxe uns auch in mineralogischer Rücksicht nur noch als Urkunden einer ausgestorbenen Vorwelt dienen, deren ursprüngliches Vaterland noch kein neuerer Forscher hat entdecken können. Man sollte glauben, die Dihven und Geeiren des Orients hätten die Edelsteingruben, aus welchen zu der Griechen und Römer Zeiten dieses Riesengeschlecht hervorkam, den Sterblichen aus Neid auf immer verschlossen, oder sie wären mit dem Wundervogel Kaf und mit den schatzbewachenden Greifen auf irgend eine Spitze des majestätischen Gebirgsgürtels entwichen, womit Asien vom indischen Meere an bis nach Kamschatka sich umschlungen hat. Es ist bekannt, dafs der als Mineralog und Alterthumsforscher gleich verdiente Graf v. Veltheim die hinter den Balla-Gauts in Indien liegenden Gebirge für die

---

tragisches Sujet in den meisten europäischen Sprachen bekannt und durch Poussin's Gemälde berühmt. Tiberius selbst starb an einem langsamen Gift und wurde zuletzt noch erstickt. Sein Sohn Drusus wurde durch Sejan vergiftet. Agrippina mufste auf der Insel Pandataria, wohin sie exilirt war, verhungern. Caligula wurde mit 30 Stichen ermordet. Schon im Jahre 1695 erschien in Amsterdam eine Schrift von Villedieu: les exilés de la cour d'Auguste. Wir haben vor nicht allzulanger Zeit die von Mills vollendeten Memoirs of the court of Augustus vom Rector der schottischen Universität zu Aberdeen, Thomas Blackwell, in 7 Bänden erhalten. Allein noch immer fehlt eine pragmatische Geschichte des ganzen Geschlechtes des Augustus. Denn Blackwell geht nur bis auf den Tod des Augustus. Das Ganze, eigentlich nur ein Commentar zu der merkwürdigen Stelle im Plinius VII., 45. p. 46., würde ein erschütterndes Gemälde des glänzendsten Elends geben. Einen kleinen, aber geistreichen Versuch in dieser Art findet man in einem Aufsatze in der trefflichen, (viel zu wenig gekannten) Schweizer Monatschrift Isis, Mai 1807, der die Aufschrift führt: „Die Julier oder die erste Dynastie des römischen Kaiserthums S. 324—39.

Onyxgrube des Ctesias und der alten Welt zu halten, aus mancherlei historischen Gründen sich bewogen fand *). —

Hier haben Sie, mein Freund, Alles, was sich in der Kürze über diesen Tiberianischen Achat beibringen liefs. Es wäre Stoff in Hülle und Fülle da, um ein Buch zu schreiben, wo hier nur leise Andeutungen gegeben werden konnten. Doch der Zweck Ihres Journals ist mit dieser gelehrten Ausführlichkeit durchaus unvereinbar. Ein grofses Buch, höre ich aus hundert Kehlen rufen, ist ein grofses Uebel! Aber den grofsen Stein selbst zu sehen, wäre wohl allein eine Reise nach Paris werth, wo nebenbei auch wohl noch manches Andere zu beschauen wäre. — Leben Sie wohl!

*) Ich selbst hatte in einer, in der neuen teutschen Bibliothek B. LVII. St. 1. (und in dieser Sammlung II. S. 131.) abgedruckten Abhandlung: „Echtheit und Vaterland der Onyxcameen" überschrieben, ihr Vaterland mehr zwischen der grofsen und kleinen Bucharei oder in den Gebirgen zwischen Thibet und Kaschemir gesucht, wohin auch Heeren im 2ten Theile seiner Ideen sie am liebsten verlegte. Graf von Veltheim, der zuerst in seiner Abhandlung „über die Reformen in der Mineralogie" (Aufsätze Th. II. S. 51. f.) auf diese ganz verschwundene Edelsteingrube aufmerksam gemacht hatte, schrieb später eine eigene Abhandlung über „die Onyxgebirge des Ctesias und den Handel der Alten nach Ostindien," an deren Schlufs er (Aufsätze Th. II. 262.) die Sarderbrüche der Alten lieber gar in drei ganz verschiedenen Gegenden, in Arabien, am Indus und in den Balla-Gauts, aufsuchen möchte.

XVIII.

Das Mantuanische Gefäſs.

Durch den Umstand, daſs der Herzog von Braunschweig d
im herzoglichen Museum heilig aufbewahrte Onyxvase bei eine
wie zu vermuthen stand, langen Abwesenheit mit sich nach Par
nahm, ist dieses in seiner Art einzige Kunstwerk wieder ein Ge
genstand allgemeiner öffentlicher Besprechung geworden. Au
die Zeitungen haben ihn berührt. So findet sich auſser der Sp
nerschen Zeitung auch in den seit diesem Jahre in Hamburg er
scheinenden-(von Enoch Richter verständig redigirten) teu
schen allgemeinen Berichten (einem sehr empfehlenswürdigen, m
teutscher Vielseitigkeit im Inneren und englischer Eleganz im Ae
ſseren ausgestatteten Zeitungsblatt) in Nr. 18. ein kurzer Beric
darüber. Es ist gerade 200 Jahre, als bei der Stürmung un
Plünderung Mantua's dieses alte Besitzthum des Hauses Gonzag
durch Ankauf nach Braunschweig kam und durch mannichfaltig
Wiedererwerbung als ein köstliches Fideicommiſs auch stets de
Braunschweiger Fürstenstamm verblieb. Bei der französischen In
vasion wurde es nach St. Petersburg gerettet. Fabelei ist's, daſ
Napoléon einen so groſsen Werth auf dessen Erlangung ge
setzt habe. Referent weiſs das Gegentheil aus Denon's eigenen
Munde. Aber wahr bleibt es, daſs seines Gleichen nirgends wei
ter gefunden wird. Es ist eine flach gedrückte Onyxkugel von (
Zoll Breite und 2½ Zoll Dicke, in welche 12 Figuren als Cameo
erhaben geschnitten sind, auf die Feier der Eleusinien, nich
Thesmophorien, sich beziehend. Die Arbeit selbst, die Mariette
freilich nur nach Kupferstichen beurtheilen konnte, wird schwer-
lich ein Kennerauge, welches auch nur die Wiener groſsen Onyx-
cameos gesehen hat, befriedigen können. Sehr wahr sagt von
Veltheim (Sammlung von Aufsätzen Th. II. S. 261.): die
Onyxvasen von St. Denys, das Mantuanische Gefäſs u. s. w.
waren Nieren, gleich den bekannten Achatnieren. Einen solchen,
nur nicht mit Figuren ausgearbeiteten, groſsen Onyx besitzt der

königlich sächsische Schatz im grünen Gewölbe. Ein anderer der Art befand sich einst im alten Czarenschatz im Kremel, den aber Potemkin zerschneiden liefs, um ein Kästchen für die Briefe der Kaiserin daraus zu erhalten. — Diese seltene Onyxniere liefs nun wahrscheinlich irgend eine vornehme Frau, etwa unter Adrian oder unter den Antoninen, von einem griechischen Steinschneider zu einem Opferkännchen so verarbeiten, dafs Beziehungen auf die mystische Ceresfeier, in die sie selbst eingeweiht worden war, nach viel früheren Monumenten darauf eingeschnitten werden mufsten. Die Vorstellung zerfällt in drei Theile. Zwei davon gehören unmittelbar zu den Eleusinischen Gebräuchen, einer ist nur Ausschmückung. Den Mittelpunct macht die heilige Grotte, aus welcher Ceres, durch den emporgehaltenen Mohnkopf und die entblöste Brust (mammosa Ceres ab Iaccho) deutlich bezeichnet, unten aber als Kinder, das Mädchen und der Knabe (die Κόρη und der Κόρος), d. h. die Proserpina und der Iacchos, erscheinen, und noch eine sehr geschmückte Fackelträgerin (Portraitfigur der eingeweihten Römerin?) hervortritt. Diese Vorstellung ist darum einzig, weil wir hier allein noch das (freilich wunderbar priapisirte) Bild des kleinen Iacchos sehen. Aber ohne eine ähnliche Annahme werden diese vier Figuren schwerlich je erklärt werden können. Der zweite Abschnitt stellt die bekannte, in den Eleusinischen geheimen Vorbildungen so oft vorkommende Gruppe der Ceres, die neben dem Triptolemos auf dem Drachenwagen steht, uns vor's Auge, worüber ich in den Vasengemälden II., 217. Alles beigebracht habe, was damals bekannt war. Der in den Schofs der unten liegenden Mutter Erde Samen streuende Genius kommt noch öfter vor, z. B. im Cameo des Cardinals Carpegna. Die, Opfergaben und unter diesen auch das mystische Schwein darbringenden vier Horen zeigen schon durch Zahl und Attribute eine weit spätere Zeit an.

Es ist merkwürdig, dafs bis auf die neueste Zeit, wo Thiersch seine sinnige und gelehrte Erklärung davon gab, Niemand eine angemessene Erläuterung dieser seltsamen Composition versucht hat. Die Familie eines der letzten Aufseher des Braunschweigischen Museums bewahrt wahrscheinlich noch jetzt in der Handschrift eine sehr mühsame Arbeit desselben über dieses Gefäfs. Sie ist aber nie an's Tageslicht getreten. Gewifs wird es auch diefsmal wieder als unveräufserliches Fürstenkleinod nach Braunschweig zurückkehren. Vielleicht kommt dann auch der Zeitpunct, wo es, in Gips und Glasgufs nachgeformt, in der Beschauung ein Gemeingut aller Alterthumsfreunde sein wird, wie diefs schon längst mit den Wiener und Pariser Cameen und der Portlandvase der Fall gewesen ist.

XIX.

Das Menschenleben.

Eine allegorische Galerie *).

Erster Abschnitt.

Erzeugung und Geburt.

Noch immer ist der Wunsch nicht erfüllt worden, daſs uns ein sachkundiger Mann ein Werk über die Allegorie in den bildenden Künsten geben möchte, das von dem classischen Alterthume ausginge und ein Muster- und Meisterbuch für die Modernen würde. Noch immer steht Winckelmann's Versuch wie Trümmer unter Kunstruinen da und wird als ein Hauptwerk in diesem Fache angesehen. Doch legte der Verfasser selbst gerade auf diese, unter höchst ungünstigen Verhältnissen entstandene Skizze nur sehr wenig Werth. Auch kann sie, selbst mit den Zusätzen, die sie neuerlich in Frankreich erhalten hat, höchstens für die Anlage zu einem brauchbaren Collectaneenbuch gelten, aber durchaus nicht zur Belehrung und Nachahmung dem, der nicht selbst prüfen könnte, empfohlen werden. Der teutsche Mann, auf welchem Winckelmann's und Lessing's Geist ruht, Herder, hat uns vor Kurzem einige Grundzüge über Stoff und Behandlung der Kunstallegorie mitgetheilt **), die bei weiterer Ausführung ein vortreffliches Werk bilden und allen Bedürfnissen, die Künstler und Kunstgenossen bei unzähligen Veranlassungen schmerzlich

*) Siehe Tafel VII.

**) Adrastea St. IV. S. 231. ff.

fühlen, freundlich helfend und belehrend, begegnen würden. Bis dahin sei auch die kleinere Gabe am Altar, auf welchem die reine Kunstflamme lodert, darum nicht verwerflich, weil sie auf alle Allgemeinheit der Regel und Kunstvorschrift, die aus festbestimmten Grundsätzen der Aesthetik folgen müfsten, für jetzt noch Verzicht leistet und jene Theorie zum ersten nur noch durch Beispiele, die wir aus lieblichen, frisch erhaltenen Kunstblüthen des Alterthums pflücken, einzuleiten und zu begründen sucht.

Ist nicht das menschliche Leben selbst für Jeden, der es poetisch aufzufassen versteht, eine fortlaufende Allegorie? Lange bevor Palingenius den Thierkreis des Lebens dichtete, fühlte Jeder, der überhaupt so etwas zu fühlen vermochte, diesen Zodiakus in seiner Brust. Liebliche Gleichnisse versinnlichten diesen engumschlossenen Lebensstraum zwischen zwei unsichtbaren Welten. Bald verglich man ihn mit dem Cothurnen- und Soccus-Spiel der ernsten und fröhlichen Abspiegelung unsers Selbst auf der Schaubühne. Lange vorher, ehe der hohe Genius des neueren Dramas, Shakspeare, sein berühmtes All world's a stage und seine sieben Acte des menschlichen Lebens nach einem wirklich damals vorhandenen, allegorischen Holzschnitt ausgesprochen hatte, sagte der Stoiker Aristo seinen Spruch, worin er seinen Weisen mit dem Schauspieler vergleicht. Und August fragte scherzend die Freunde, die den Sterbenden umringten, ob er dieses Spiel des Lebens wohl hinausgespielt habe. Auch die bildende Kunst bemächtigte sich dieser Vergleichung und bezeichnete durch den mannichfaltigen, symbolischen Gebrauch, den sie von den verschiedenartigen Masken des alten Dramas machte, dieses grofse Maskenspiel des Lebens sinnreich auf geschnittene Steine und Grabdenkmäler. Bald suchte und fand man die Aehnlichkeit unseres Lebens mit der Schifffahrt, mit den Annehmlichkeiten und Gefahren der Seereise. So singt der griechische Epigrammendichter Palladas *):

Einer bedenklichen Fahrt vergleich' ich das Leben der Menschen,
  Viele schleudert der Sturm gegen das Felsengeklipp.
Tyche sitzet am Ruder und lenket den schwankenden Nachen;
  Wie durch Fluthen des Meer's gleiten durch's Leben wir hin.
Diesem wehet ein günstiger Wind, ein widriger Jenem:
  Ein gemeinsamer Port nimmt uns in Aides auf.

Und auch dieses Bild wufste die Kunstallegorie bald in schiffenden Amoretten, die über die Meeresfläche auf leichtem Fahrzeug oder gar nur auf einem Krug, einer Amphora, hingleiten, bald in Processionen der Seegötter und Nereiden vielseitig anzu-

*) Tempe von Fr. Jacob's Th. II. S. 106.

wenden und auf Sarkophagen zum Symbol des Lebens zu machen. Und sind nicht auf ähnliche Weise selbst die Horen der Tageszeiten und Jahreszeiten, selbst die Weltalter zu deutsamen, geistreichen Sinnbildern des Menschenlebens umgeschaffen und allegorisirt worden?

Vor Allem aber kam den Alten der unendlich mannichfaltige und anmuthige Gebrauch der Genien- und Knabenspiele auch bei diesen Versinnbildungen des Menschenlebens wunderbar zu Hilfe. Was ist anspruchloser und anziehender als dieses Spiel der unschuldigen Kinderwelt? Wie glücklich also der Gedanke, der ernsten, oft finsteren Gestalt des wirklichen Lebens dieses frohe Gaukelspiel kindlicher Genien unterzulegen! Der Ursprung dieser Genien darf keinesweges, wie es in neueren Zeiten öfters geschehen ist, aus der Geister- und Genienwelt des frühen Orients abgeleitet werden. Eine solche Stammtafel gründet sich auf ganz falsche Voraussetzungen. Die eigentlichen Genien sind blos italienischen Ursprungs und müssen aus den Festen und Prozessionen der ältesten griechischen Colonieen in Italien abgeleitet werden. Bei diesen Festlichkeiten, welche stets mit allerlei Prunkaufzügen und theatralischen Tänzen verbunden waren, hatte man dienende Knaben, die man häufig beflügelte und bei den Göttermummereien und Mysterien neben den Wagen und Opferthieren hergehen liefs. Was frommer Religionsgebrauch geheiligt hatte, bildete die Kunst, welche in Ausschmückung dieser Festprozessionen selbst vielfach beschäftigt war, fleifsig nach, und so entstanden die zahllosen Genien auf alten Bildwerken von Grofsgriechenland und Etrurien. Hundert alte Vasengemälde, welche alle in jenes griechische Italien zu setzen sind, beweisen diefs in ihren Abbildungen alter Bacchanalien. Denn bei den Bacchusfesten und Weihungen waren diese dienenden Knaben ganz besonders thätig. Der eigentliche Grieche im Mutterlande kannte nur den Eros oder den Knaben der Venus, dem man erst weit später einen Anteros und eine ganze Familie von paphischen Liebesgöttern zugesellte. Darum hat der Grieche auch kein eigenes Wort für die Genien Italiens und mufs sich zu ihrer Bezeichnung nur des Namens bedienen, womit er die Liebesgötter überhaupt benennt. Die Mysterien und Jahresfeste, die man seit den ältesten Zeiten dem Eros zu Thespiä in Böotien beging, trugen unstreitig auch dazu bei, seiner Gestalt und Fabel immer mehr Ausbildung zu geben. Der berühmte Bildhauer Skopas bildete für die Einwohner von Thespiä neben dem eigentlichen Amor auch noch zwei andere Knaben im Gefolge der Venus, Himeros (Reiz) und Pothos (Sehnsucht), und so vervielfältigte sich auch von hieraus die scherzende Schar im Gefolge der stets lächelnden Göttin, der griechischen Kunstphantasie ein sehr willkommenes Geschenk. Es konnte kaum fehlen, dafs nicht die griechischen Bildhauer, be-

sonders in halberhabenen Figuren auf Marmor, auch den freundlichen Knaben der Venus in mannichfaltige Verbindung setzten und ihn zur Kunstallegorie besonders geschickt fanden. Er erscheint uns zielend auf den Jason, als dieser zuerst die Medea erblickt. Er führt die verschämte Helena dem Paris zu. Er ist da, wo Bacchus seine Ariadne, Diane ihren Endymion findet. Doch ist in diesem Allen das muntere Spiel des Liebesgottes unverkennbar. Allein, blos als Repräsentant des heiteren Spieles im Leben, als einzelner Genius mit und ohne Fackel, ein Kind, spielend mit anderen Kindern, kömmt er auf älteren, griechischen Bildwerken wohl schwerlich vor, bis sich erst in einer späteren Periode die altitalienischen Genien und die ursprünglich griechischen Liebesgötter in zierlichen Scherzen brüderlich an einander schlossen und so Dichtern und Künstlern einen, nie zu verbrauchenden Stoff zu tausend allegorischen Vorstellungen und Kunstgebilden darboten. Nun lebet jeder Mensch, jeder Gott, seinem Genius zugeordnet, ein unermeſslicher Spielraum für die Allegorie des menschlichen Lebens. Amor und Psyche, deren Hochzeit zuerst in den Mysterien zu Thespiä gefeiert oder mimisch vorgestellt wurde, bildeten, durch platonisirende Ideale verschönt, einen eigenen allegorischen Kunstkreis. „Ihre Geschichte," sagt Herder, „ist der Edelstein im goldenen Ringe des, durch Kinderspiele versinnbildeten Lebens, in welchem die gröſsten Götter Genien wurden, um im engen Kreise einer Allegorie vorstellbar zu werden."

So vielseitig wurde die Allegorie des Menschenlebens schon im Alterthume aufgefaſst und abgebildet! Wie wir aus einem, freilich sehr späten Marmor-Relief, das aus der Villa Pamfili bereits in den Admirandis abgebildet ist, deutlich abnehmen können, gab es auch schon im Alterthum gar mancherlei allegorische Gedächtniſstafeln, um, von der Wiege bis zur Grabesurne, die Schicksale des Menschen in sinnreichen Bildern zusammenzustellen und in einen Kunstkreis zu runden. Man hat in neueren Zeiten noch mehrere Bildwerke der Art gefunden. Auch gründet sich die bekannte Tafel, über welche ein späterer Sophist, unter dem Namen des Cebes, seine Weisheit zu Markte getragen hat, so abgeschmackt und kunstwidrig auch ihre Zusammenstellung in der Dichtung des moralisirenden Spruchbeters ist, doch unstreitig auf ein weit einfacheres und wahrhaft geistreiches Gemälde, das in irgend einem alten Tempel aufgehangen war. Uns genüge es jetzt, eine kleine Galerie des menschlichen Lebens in zarten allegorischen Bildwerken aus dem Alterthume, welche zusammen sich in einen vollständigeren Kunstkreis umschlieſsen lassen, nach und nach aufzustellen. Wir denken uns die Bildnisse in sechs Abtheilungen, oder Cabinete vertheilt; wovon das erste der Erzeugung und der Geburtsstunde, das zweite den Weihungen und Kinder-

spielen, das dritte der physischen Erziehung und Ausbildung, das vierte der Wahl einer Lebensart, das fünfte den Familienfreuden und der festlichen Ruhe, und das sechste endlich dem Genius mit der gesenkten Fackel gewidmet sein könnte, und bleiben diefsmal nur bei der Betrachtung des ersten Abschnittes, bei Erzeugung und Geburtsstunde, stehen. Möchten die hier aufgestellten Ideen als so viele Beweise gelten können, dafs die wahre Kunstallegorie im Geiste des keuschen, einfachen Alterthums in Wenigem viel sage und das höchste Gesetz der Sparsamkeit mit der reichsten Bedeutsamkeit unzertrennlich verknüpfe, dafs sie sich stets selbst klar und den Verständigen verständlich ausspreche, ohne zur blos symbolischen Ausdeutung ihre Zuflucht zu nehmen, und dafs sie, stets den zartesten Punct der Handlung erfassend, Wink, Erinnerung, eine leise Stimme der Kunst an heiliger Stätte sei und eben daher alle plumpe, profane Bereicherung und Auslegung fliehe. Möchte sie uns zugleich die Beobachtung bestätigen, dafs nur die Alten das Geistige auf die einfachste Weise zu verkörpern und bei dieser Verkörperung doch das reine Ideal zu erfassen wufsten, dafs hingegen die neuere Kunst, bei ihrem entgegengesetzten Hange, das Sinnliche zu vergeistigen, durch entfernte, künstliche Beziehungen überall auf Umwege und Abwege gerathe und durch jene höchstens nur witzigen Beziehungen mehr den Verstand und den Scharfsinn als die Einbildungskraft und das Gefühl beschäftige.

I.

Wahrlich ein seltener Geist beseelte den Pinsel des Künstlers,
Welcher den Amor zuerst bildet' in Kindergestalt!

Man lese nur bei dem römischen Dichter, von welchem wir diesen Ausruf entlehnten, die weitere Ausdeutung *). Gewifs ist es und aus der ältesten Kunstgeschichte leicht zu beweisen, was auch Winckelmann schon sehr fein bemerkt hat **), dafs die frühere Kunst der Griechen den Amor in schöner Jünglingsgestalt, nicht aber als einen zarten oder muthwilligen Knaben darstellte. Aber bei weiteren Fortschritten und Ausbildungen der Kunst, als der hohe und edle Stil in den anmuthigen und reizenden übergegangen war, da müfste die Kunst ihre Vortheile wenig verstanden haben, wenn sie nicht den lieblichen Contrast zwischen der Allmacht des Gottes und seiner unschuldigen Kindesgestalt zu hundert Spielen und Allegorieen verwendet und geformt hätte. Als

*) Properz, übersetzt von Knebel. S. 92.
**) Storia delle Arti T. II., p. 121. ed. Fea.

Moschus sein berühmtes Lied auf den entlaufenen Amor dichtete, wo die Mutter den kleinen Tausendkünstler wie in einem Steckbrief abmalt, da war jene holde Knaben- und Kindesgestalt schon durch hundert Kunstgebilde und Gemälde, wie uns Lucian das Bild des Aetion beschreibt, in alle Situationen, Wünsche und Ahnungen des Lebens übergegangen.

Auf den zwei Gemmenbildern, die uns Tafel VII., Nr. 1. 2. vorhält, erblicken wir ihn in doppelter Geschäftigkeit. Oben ist er ein rüstiger Wagenlenker, unten ein fertiger Ackersmann und Furchenzieher. Beide Male hat er, statt der gewöhnlichen Zugthiere, zwei Schmetterlinge vorgespannt. Dafs diese zwei Menschenseelen zwei Psychen bezeichnen, darf selbst dem ungeübtesten Beschauer nicht mehr enträthselt werden. Allbekannt ist die Deutung dieses Bildes aus der Metamorphose oder Entpuppung des Schmetterlings. Wer hat es schöner gesagt als Herder in seinem unvergleichlichen, aus Rosenduft gewebten Schmetterlingsliedchen *):

Fleuch dahin, o Seelchen, sei
Froh und frei,
Mir ein Bild, was ich sein werde,
Wenn die Raupe dieser Erde
Auch, wie du, ein Zephyr ist
Und in Duft und Thau und Honig
Jede Blüthe küfst.

Eigentlich aber liegt diese ganze Schmetterlingsbildung der Seele blos in einem griechischen Wortspiel. Der Grieche nannte vorzüglich eine Art Phaläne oder gröfserer Motte, die des Nachts um die Lichter herumfliegt und so lange flattert, bis sie sich verbrannt hat, eine Psyche **). Da nun in den mystischen Sagen von dem Liebesbunde des Amor mit einem sterblichen Mädchen, welche von Thespiä ausgingen ***) und uns aus Apulejus berühmter Erzählung gar wohl bekannt sind, auch von einer Psyche die Rede war, indem man dadurch die, von der Fackel des Liebesgottes gepeinigte Seele oder Geliebte bezeichnete, so kamen griechische Bildner, von jener Fabel selbst geleitet, darauf, dieser Psyche, wo sie gebildet werden sollte, die Flügel des Thierchens anzuheften, das in näher und näher gezogenen Kreisen mit unwiderstehlichen Trieben der verzehrenden Flamme zueilt. Bald wurde jene Lichtmotte selbst das Sinnbild der, von Leidenschaften bewegten Seele überhaupt; ja man bezeichnete nun, indem man immer mehr Aehnlichkeiten zwischen der, auch nach dem Tode

*) Volkslieder Th. II. S. 282.
**) S. Saumaise zu Script. H. A. T. I. p. 157.
***) Thorlacius, fabula de Psyche et Cupidine p. 58.

fortlebenden Seele und dem aus einer Raupe entwickelten Schmetterling entdeckte, auch die unsterbliche Psyche mit dem Schmetterlingssymbol. Oder man nahm auch nur die Schmetterlingsflügel und setzte sie einer zarten, weiblichen Figur an die Schultern, woraus die bildende Kunst sich wieder eine Reihe lieblicher Darstellungen schuf, die in der berühmten Gruppe, wo Amor seine so beflügelte Psyche umarmte, gleichsam sich selbst den vergötternden Kranz aufsetzte.

Dafs ursprünglich nicht von allen Schmetterlingen, sondern nur von gewissen Nachtfaltern und Mottenarten die Psychengestaltung hergenommen wurde, beweisen auch die alten Kunstdenkmäler hinlänglich, indem sie fast überall, wo sie sich dieses Sinnbildes bedienen, die schwerfällige Gestalt der Nachtvögel und Phaläuen uns sehr deutlich vor Augen stellen. Man darf nur einen Blick auf die erste Genienabbildung unserer Kupfertafel werfen und den Habitus der Phaläuenarten kennen, um davon ganz überzeugt zu sein. Ueberall, wo die Kleinheit des Raumes oder andere Umstände die genauere Gestaltung dieser Psychen anzugeben nicht gestatteten, wie z. B. gleich auf der zweiten Abbildung dieser Tafel, mufs man es der Unkunde des alten Künstlers, sehr oft aber auch der Unvollständigkeit unserer Nachbildungen in Pasten und Kupferstichen zuschreiben.

Was bedeutet nun aber das ganze Bild auf dieser Paste, die Gori *) aus seinem eigenen Cabinet abbilden liefs, wovon sich aber auch mehrere antike Pastenabdrücke im Stoschischen Cabinet des königlichen Museums zu Berlin erhalten haben. Dafs Amor hier als Auriga oder Wagenlenker in den Kampfspielen der Rennbahnen erscheint, giebt der erste Blick auf die Stellung des kleinen Wagenrenners und die halbrunde Form des zweirädetigen Wagens, die gewöhnliche bei allen Wettrennen. Denn da hier Alles auf die höchste Leichtigkeit berechnet war, so bestand die ganze Zurüstung eines solchen Wagens in einer Art von halber Muschel, deren Vordertheil nur bis an die Kniee des Wagenlenkers reichte und diesem hier die einzige Stütze darbot, indem sie dem vorwärts hängenden Körper des Kämpfenden zum Anhalt für die Kniee diente. Es ist ein Fehler des Originalkupfers, von welchem das vorliegende entlehnt worden ist, dafs der Genius die Zügel in der Hand hält. Als eigentlicher Auriga oder Wettrenner sollte er diese um die Lenden gebunden und auf dem Rücken in einen Knoten zusammengeknüpft tragen **). Denn so

---

*) S. Gori, Gemmae astriferae T. I. n. CXXII. Vergleiche Tassie's Catalogue N. 7225—28.

**) S. Laborde in dem neuesten Prachtwerke: Description d'un pavé en Mosaique découvert dans l'ancienne ville d'Italie, p. 51.

war es Sitte bei diesen Rennern, die dadurch jeder Gefahr, in der Anstrengung des Kämpfens die Zügel zu verlieren, am sichersten auswichen. So finden wir noch auf mehreren alten Denkmälern der Sculptur die sogenannten Genien der circensischen Spiele, mit ihren Rennwagen muthig kämpfend und sich einander mit allen Kunstgriffen der römischen Wagenlenker überlistend, abgebildet *). So würde also auch die Vorstellung, wo Amor statt der zwei Rosse zwei Psychen eingespannt hat und statt der Peitsche das wohlgezügelte Paar mit der Fackel antreibt, in einer leicht zu fassenden Allegorie nur die Gewalt der Liebe auf vereinte Gemüther ausdrücken. Allein Sonne und Mond schweben über dem Fuhrwerk. Diefs ist dem Verständigen ein Wink, dafs diesem Bilde noch ein tieferer, geheimnifsvollerer Sinn untergelegt werden müsse. Passeri **) findet in seinen Erklärungen hier den Genius des Lebens, der zwei Seelen zu den glücklichen Inseln der Seligen führt. Das Unstatthafte und Gezwungene dieser Deutung ist zu auffallend und bedarf keiner Widerlegung.

Wir haben auf den Gemälden der Herculanischen Alterthümer bekanntlich eine ganze Reihe von Genienspielen abgebildet, welche man eine Technologie der Kinderwelt nennen könnte. Da sehen wir Genien, welche in der alten Form stehend weben; andere, welche Schuhe machen; andere jagen; andere pressen Oel aus, und so weiter. Wollte man also der Genienabbildung, welche die zweite auf der ersten Tafel ist und auf einem Carneol in der reichen Townleyischen Sammlung in London den mit zwei Psychen ackernden Amor vorstellt ***), überhaupt nur die Deutung unterlegen, dafs hier die Liebe zum Landleben, dessen Hauptsymbol der Pflug von jeher war, durch den Genius vorgestellt sei, der hier die Seelen, vor den Pflug gespannt, antreibe, so würde diefs unter jenen Herculanischen Genienspielen vielleicht auch seine Stelle einnehmen können. Indefs fühlt ein Jeder bei aufmerksamer Beschauung, dafs es, um blos diese Idee zu versinnbilden, nicht eben der, als Pflugstiere vorgespannten Psychen bedurft hätte. Ein Paar wirkliche Stiere würden die Sache gerade so gut ausgedrückt haben, und so wie wir den Amor ein Zweigespann von Böcken, Tigern, Centauren u. s. w., auf alten Denkmälern, häufig antreibend erblicken, so würden wir ihn auch in Gesellschaft der treuen Ackergesellen nicht verkennen. Die Allegorie mufs auch in diesem pflügenden Amor reicher und deutsamer sein. Wie läfst sich's der muntere Ackerbube angelegen sein! Die ältesten Ackerleute bedienten sich statt der Peitsche

*) Museo Pio-Clementino T. V. tav. 39—41.

**) Gemmae astriferae T. II. p. 158.

***) Tassie's Catalogue of Gems Pl. XLIII. n. 7132.

oder eines anderen antreibenden Werkzeugs eines langen Steckens, der unten mit einem Stachel versehen war, womit sie das oft widerspänstige und hartnäckige Zweigespann vor ihrem Pflug in Zucht und Ordnung hielten, die Säumenden anstachelten und das Geschäft beschleunigten. Statt dieses harten Ochsenstachels bedient sich hier der listige Knabe seiner Fackel. Damit entzündet und bethätigt er das luftige Gespann. Aber ist nicht das Pflügen selbst der eigentliche Punct der Allegorie? Liegt hier nicht das Geheimnifs? Wagen wir es, den zartgewebten Schleier, womit die Kunst das Heiligste der Natur züchtig verhüllte, mit Behutsamkeit aufzuheben.

Das ganze griechische und römische Alterthum heiligte und ehrte die Verbindung, welche zwischen der Einführung des Ackerbaues und der Begründung gesetzlicher Verfassung stattfand. Ceres, die göttliche Stifterin des Ackerbaues, war auch die erste Thesmophoros, Gesetzgeberin, und wo die erste Furche gepflügt und die erste Garbe gebunden wurde, da ertönte auch die erste Satzung im heiligen Liede am lodernden Altar.

Dafs der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen heil'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang *).

In langsamer Stufenfolge entwickelte sich die himmlische Kunst des Ackerbaues. Lange vor der Erfindung des ältesten, äufserst einfachen und kunstlosen Pfluges ritzten die Menschen den Schofs der Mutter Erde mit allerlei Werkzeugen; der Ackergräber war früher als der Ackerpflüger. Wie willkommen mufste also dem mühsam belasteten Menschen die Erfindung sein, die ihm den Stier zu bändigen, den gebändigten in ein Joch zu spannen und den Eingespannten zum unzertrennlichen Gehilfen und treuen Theilnehmer seines Ackerbaues zu erkiesen lehrte. Eine Göttin brachte ihm die nährende Kornähre vom Olymp; ein Gott war es, der den Schweifs von seiner verbrannten Stirne wischte und ihm den hilfreichen Pflugstier zuführte. Darum nannte es auch dort der mythische Heiland des Menschengeschlechts, dessen Marter der Caucasus sah, Prometheus, unter seinen unsterblichen Verdiensten um die Menschheit mit zuerst:

---

*) Schiller's eleusische Festgedichte Th. I. S. 80.

Zuerst auch spannt' ich groſse Thier' in's Joch,
Die, dienstbar jetzt zur Saumlast und zum Zug,
Den Sterblichen der schweren Arbeit Müh'
Erleichtern *). —

Attika wurde darum das Mutterland und die Säugamme aller griechischen Cultur, weil einst ein ägyptischer Fremdling, heiſse er Cecrops oder Erechtheus, uns ist es jetzt gleich viel, die dort wild wachsende Gerste zuerst mit der, in Aegypten schon früher geübten und erlernten Kunst zu säen, einzuernten und zur menschlichen Nahrung zu gebrauchen lehrte. Weil dort auf dem heiligen Ackerfelde von Rharos der erste Ackerbau begründet und durch das ehrwürdige Thesmophorienfest (hundertmal mit den Geheimnissen der Eleusinischen Ceres verwechselt und doch ganz anderen Ursprungs, ganz anderer Bedeutung) mit den drei Urgesetzen: ehre die Götter, die Aeltern, den Pflugstier **), auf spätere, dem schon Erfundenen immer Neues hinzuerfindende Enkel fortgepflanzt wurde, so erhob Theseus, Solon, Themistokles, Perikles den kleinen, steinigen, unbedeutenden Erdwinkel, wo dann die Propyläen und Odeen prangten, zur höchsten Schule der Humanität, der Gesetzgebung, der Philosophie. Es ist merkwürdig, daſs die Ueberreste Athenischer Ursagen überall, wo sie von dem Stifter der frühesten Culturgesetze in Attika reden, einen gewissen Heros oder Halbgott nennen, dessen bedeutungsvoller Name Buzyges (Ochseneinspanner) heiſst ***). In dieser, dem Scheine nach höchst unbedeutenden, ja auch nach unseren Begriffen sogar unedlen Benennung ehrt der Athener den ersten Stifter seines Staats, den Lichtquell aller Cultur und Erkenntniſs. Und man lächle nur nicht über seine Einfalt. Das ganze Alterthum kannte nichts Ehrwürdigeres als den heiligen Stier, das Symbol der allbefruchtenden Sonne in ganz Oberasien, den Apis des ewig fruchtbaren Nillandes, von welchem aus Osiris den Ackerbau über die Erde verbreitete, das Urbild und den Prototyp des, einst mit Stierhörnern gebildeten Bacchus. Heilig und unverletzlich war der Ackerstier auch dem frühesten Griechen. Wer ihn tödtete, war des Todes schuldig. Viele Jahrhunderte später, in den üppigsten, zügellosesten Zeiten Roms, erneuerte der Tyrann Domitian das uralte Culturgesetz: die Stiere nicht zu opfern.

Was den Ackerbau heiligte, stiftete zugleich den Ehestand. Noch jetzt haben nicht die Jäger-, Fischer- und Hirtennationen,

---

*) Vier Tragödieen des Aeschylos von F. L. von Stolberg, S. 32.
**) S. Porphyr, de Abstin. IV., 22. p. 178.
***) S. zu Hesychius T. I. c. 748. ed. Alb.

nur die ackerbauenden Völker eine festbestehende, gesetzlich geheiligte, monogamische Ehe. Damals mufste auf die rohere Sinnesart Alles durch symbolische Vorbilder und Gleichnisse bewirkt werden. Jener Hohepriester der Ceres, wie konnte er feierlicher, eindringender, bedeutender das Band, das einen Mann unauflöslich mit seinem Weibchen zusammenknüpft, seinem ackerbauenden Volk vor Augen und in's Herz legen, als indem er diesen Bund mit dem Geräth verglich, wodurch zwei Pflugstiere zur festen Eintracht zusammengehalten und vereinigt wurden, mit dem gekrümmten Holz, in welches beider Nacken gebogen wurde, mit dem Joch. Ein durch Opfer und Segnungen geweihtes menschliches Zweigespann nahm sich seinen nährenden und hochgeehrten Arbeitsgehilfen im Ackerbau zum Zeichen und Vorbild. Wo wir sagen: sie werden vermählt, sagt der alte Grieche: sie werden zusammengejocht. Ehegespann hiefs der Gatte, hiefs die Gattin. Und die erhabene Götterkönigin und Gemahlin des Zeus, die Schutzgöttin und Vorsteherin der Ehen, die Matrone, die alle Matronen schirmt und weihet, sie heifst selbst die Jochende, wird mit dem Joch in der Hand abgebildet, sie leuchtet den, so Verbundenen mit ihrer Fackel,

— die das Joch umschlingende Band liebt *).

Freilich mag unserem verwöhnten Ohr diefs sehr hart und unlieblich klingen. Wohl mag der ehescheue Lüstling oder der mürrische Hagestolz selbst hierin einen neuen Stoff seiner Verweigerung gegen die Pflichten des Ehestandes finden. Allein jene harte, widrige Nebenbedeutung hat der humane, frömmere Grieche nicht zu verantworten. Erst bei dem herrischen, hartherzigen Römer erhielt das Wort einen gehässigen Nebenbegriff. Er unterjochte die Nationen und ward ein Fluch des gemifshandelten, ausgeplünderten Erdkreises. Für die mildere Vorwelt hatte diefs so wenig etwas Abschreckendes, dafs Theokrit in einer seiner lieblichsten Idyllen, wo er nur zarte Empfindung und Hingebung an die Geliebte athmet, in hoher Begeisterung ausruft **):

Gleiches Joches war Jeder geliebt. O goldene Menschen
Waren doch damals noch, als Liebe der Liebling zurückgab!

Im Angesicht der, Monate und Jahre regierenden Himmelsleuchte, des allschauenden Sonnengottes und der befreundeten Luna, die als Osiris und Isis längst in der Mythologie des Alterthums als die obersten Ehegenossen des Sternenhimmels glänzten, Vorbilder aller Ehen auf Erden, spannt der allwaltende

*) — cui vincla jugalia curae. Aeneis IV., 59.
**) Theokrit XII., 15.

Eros zwei Sterbliche, eine männliche und eine weibliche Psyche, an seinen himmlischen Wagen in's Joch. Er selbst regiert, er selbst führt sie durch's Leben mit leuchtender, wärmender, weihender Fackel. Er allein ist der wahre Nymphagog und Brautführer und lenkt, ein vielerfahrener Wagenlenker, die ewig Vereinten zu einem sicheren Ziel. Bedarf nun die erste Gemmenbildung noch einer weiteren Auslegung? Bedürfte sie dieser, so gäbe sie uns Horaz in jenem nie genug bewunderten, herzschmelzenden Wechselgesang zwischen dem Dichter und seiner Lydia. Da ruft der hoffende Jüngling:

Wie, wenn Amor zurückkehrt,
In ein ehernes Joch beide Getrennte spannt *)?

Und das Ziel, wohin der kleine und doch allmächtige Gott dieses zärtlich vereinte Gespann heimführt, o, es ist das heiligste, ehrwürdigste, geheimste in der Natur, es ist die, in den Sternen geschriebene Stunde, wo die Gottheit ruft: lasset uns Menschen machen! War es ein Wunder, dafs die vom Ackerbau ausgehenden, im Ackerbau alle Keime und Samenkörner ihrer menschlichen Blüthe entwickelnden Griechen auch das heilige Geschäft (diefs war es allen Urvölkern in jenen glücklichen Klimaten so lange als sie ihre kindliche Unschuld bewahrten) der Erzeugung und Begattung durch den pflügenden Amor symbolisirten? „Die alte Fabel sagt, dafs beide Geschlechter einst, wie Blumen, ein Androgyn gewesen, aber getheilt worden; sie wollte mit diesen und anderen Dichtungen den Vorzug der menschlichen Liebe vor der thierischen verhüllt sagen **).“ Eine dieser sinnreichen Hüllen macht den Ackerpflug selbst, fern von aller schlüpfrigen Zweideutigkeit und Deutelei, zur vielsagenden Hieroglyphe, und das Solonische Gesetz erkannte nur die Ehe für gesetzmäfsig, welche auf diesen Pflug zur Erzeugung echter Kinder geschlossen worden war ***). Daher sagt der sittlich keusche Plutarch in seinen moralischen Vorschriften für Neuvermählte †): „Die Athener feiern drei heilige Ackerbestellungen zum Andenken der bei ihnen erfundenen Feldfrüchte. Aber die heiligste von allen ist in der Brautnacht. Darum benennt auch Sophokles die Venus sehr treffend die fruchtbringende Cythere.“ Sollte nun auch der zweite Genius des Ackerbaues einer weiteren Enträthselung und Entschleierung bedürfen? Wehe dem Unreinen, der dieses schuldlose, reine Bild der keuschen Einfalt, diese Blüthenknospe der

---

*) Diductosque jugo cogit aheneo, III. 12.
**) Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit Th. I. S. 246.
***) Wesseling zu Petit, de Leg. Att. V., 6. p. 533.
†) Praecept. Conjug. 42. T. I. P. II. p. 566. Wyttenb.

frühesten Humanität, welche auch die zartere Kunstallegorie in späteren Zeiten willig aufnahm und wie eine Sensitive, die der Berührung jedes unsauberen Insects sich entzieht, in ihren lieblichen Kranz flocht, mit lüsternen Blicken entweihen, mit frecher Spott- und Doppelrede beflecken könnte. Für ihn hat Giulio Romano seinen Pinsel und Marc Antonio seinen Grabstichel brauchen sollen. Unsere Allegorie ist zu ernst und zu ehrbar für ihn. Sie ist ein Sinnbild des auch im griechischen Alterthum als Sacrament heilig und unverletzlich gehaltenen Ehestandes, nicht der Wollust und ausschweifenden Begierde. Venus Urania und Ceres Legifera wandeln Hand in Hand zur Beglückung des Menschengeschlechts:

Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Göttinnen ziehen ein.
Sie bezähmten die wilden Sitten,
Die den Gatten zur Gattin gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelten sie das bewegliche Zelt.

II.

Sehnsucht.

Wer kennt nicht den Zaubergürtel der Venus Urania? Als die listige Götterkönigin Juno sich zu der süſsesten der Schäferstunden auf dem Berg Ida rüstete, erborgte sie von der Göttin der Liebe auch

— den wunderköstlichen Gürtel,
Buntgestickt; dort sind die Zauberreize versammelt,
Dort ist schmachtende Lieb' und Sehnsucht, dort das Getändel,
Auch die schmeichelnde Bitte, die selbst den Weisen bethöret *).

Jeder Liebhaber der italienischen Poesie hat die meisterhafte Nachahmung, die Tasso in der reizenden Schilderung seiner Armida davon gemacht hat, im Gedächtniſs und auf der Zunge. Am schönsten, so versichert uns der unsterbliche Sänger, war Armidens Gürtel anzuschauen **):

Verliebten Zorn und ruhiges Versagen,
Und fröhlicher Versöhnung süſses Gut,
Und Lächeln, Schmeichelworte, sanfte Klagen
Und Küsse, feucht von holder Thränenfluth,
Dieſs mischte sie und lehrt es sich vertragen
Und gab ihm Härt' an milder Fackelgluth.

---

*) Homer's Ilias XIV., 215, nach Voſs.
**) Gierusalemme liberata XVI., nach Grieſs.

Es bedarf nicht erst eines schwerfälligen Commentators, wie der alte Eustathius, oder eines muthwilligen Auslegers, wie Ovid in der Kunst zu lieben, um den Sinn dieser Allegorie aufzufassen und uns zu sagen, dafs ohne jene Zauberreize der Sehnsucht und des Verlangens keine Vereinigung und Umarmung der Psyche mit der ihr gleichfühlenden und zugeneigten Hälfte möglich sei. Was der Dichter in dem unwiderstehlichen Gürtel der Venus nur mit dem Zauber der Worte zusammenschmelzen konnte, war dem Kunstbildner in körperlicher Darstellung dieses Gürtels auszudrücken durchaus unmöglich. Er mufste also auf Mittel denken, jenen körperlosen Reizen Gestalt und Umrifs zu geben und die Personification, die bei'm Dichter der feinen Phantasie überlassen bleibt, dem Auge in bestimmten Formen vorzuführen. Die alte Kunstallegorie war über die Erfindung und den Gebrauch derselben niemals verlegen. Nicht damit zufrieden, jene geheimen Wünsche und sospiri tronchi, wie sie Tasso nennt, überhaupt durch den holden Knaben der Venus und seine Bogenschützenkunst oder durch das, wahrscheinlich noch frühere Symbol der Fackel angedeutet zu haben, vervielfältigte sie auch diesen Götterknaben im Gefolge Aphroditens immer mehr und drückte durch jeden einen eigenen Zustand der Liebe aus. Man mufs annehmen, dafs Anfangs zwei Knaben zu dieser Absicht hinreichend gefunden würden, die wir im Alterthume bald als Eros und Anteros, bald als Eros und Himeros (Liebe und Lüsternheit) aufgeführt sehen. Wäre die Theogonie des Hesiodus wirklich so alt, als man gewöhnlich vorgiebt, so hätte ihn schon der Sänger von Askra gekannt *). Allein gewifs ist es auch aus der Ableitung und dem ältesten Gebrauch des Wortes Himeros, dafs die bildende Kunst durch die Erschaffung dieser zweiten Knabengestalt die eigentliche Sehnsucht und Lüsternheit in der Geschlechtssympathie habe ausdrücken wollen; und in dieser Beziehung sehen wir ihn auch auf einem Bildwerk, das ein späterer Dichter in den sogenannten Anakreontischen Liedern besungen hat **). Der berühmte Bildhauer Skopas setzte zum Eros und Himeros auch noch den dritten Genius, den Pothos ***), lauter Versinnbildungen jenes Zustandes, über dessen verschiedene Abstufungen uns ein neuerer, sehr geistreicher Geschichtschreiber und Metaphysiker der Liebe, Ramdohr, in seiner Urania so viel feine und scharfsinnige Bemerkungen mitzutheilen weifs. Auch die schmeichelnde Ueberredungskunst der Liebe wurde durch eine weibliche Figur, die man Peitho nannte

---

*) Hesiodus, Theogon. 201.
**) Anakreon, Ode 51.
***) Pausanias I. 43. p. 167.

und gleichfalls in's Gefolge der Venus brachte, häufig auf alten Denkmälern ausgedrückt *), und wo man diese anzubringen, durch die Bedingungen der Aufgabe oder die Natur des Kunstwerkes verhindert wurde, da gab man wenigstens den Liebenden und Begehrenden den Zaubervogel Iynx (unseren Wendehals, oder die Natterwindel, Torquilla) in die Hand, von dessen geheimen Kräften zur Weckung und Reizung der Gegenliebe das fabelnde Alterthum so manches liebliche Märchen erzählte. Denn es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs die so oft mifsverstandenen Vogelfiguren in den Händen schöner Jünglinge und Jungfrauen auf den alten Vasengemälden **) eine zarte symbolische Andeutung auf Begünstigung und süfsen Minnesold geben sollten und von den Neueren nur darum so oft verkannt wurden, weil sie den Vogel blos mit naturhistorischem, nicht mit artistischem Blick mafsen und entzifferten.

Allein es fehlt auch nicht an anderen allegorischen Vorstellungen, um die Sehnsucht der Geschlechtssympathie, mit züchtigem Schleier verhüllt, den in dieser Zartheit nur die Kunst weben konnte, vor das Auge keuscher Beschauer zu bringen. Die Bildwerke auf den zwei Intaglios, die wir hier auf Tafel VII. Nr. 3. und 4. erblicken, können zum vollgiltigen Beweise für unsere Behauptung dienen. Das oberste Bild (N. 3.) deutet auf die Sehnsucht des Weibes, das unterste auf die Sehnsucht des Mannes. Was Ramdohr als unnennbaren Trieb und Genufs in seiner Urania so fein charakterisirt ***), wird hier in zarter Andeutung zur Figur und Handlung. Ein Mädchen weiht ein Paar Tauben zum Opfer vor einem kleinen Tempelchen, in welchem das Bild des Gottes der Fruchtbarkeit steht, indem sie die geröstete Gerste, mit Salzkörnern gemischt, (die Mola salsa) auf die Köpfe der Vögel streut und sie eben dadurch heiligt. So wie hier auf einem Sardonyx des Florentinischen Museums †), wird dieselbe Opferhandlung auf mehreren geschnittenen Steinen, die man in Tassie's Verzeichnisse angeführt findet, abgebildet, und da diefs Ringsteine gewesen sein müssen, so erhält die Muthmafsung, dafs dergleichen symbolische Vorstellungen auf Ringen, die der Bräutigam der Braut schenkte, angewendet wur-

---

*) S. Winckelmann, Monum. Ant. Ined. n. 114. Guattani, Monum. Ant. per l'anno 1785. Giugno, Tav. I. p. 41.

**) Caylus, Recueil d'Antiques T. II. pl. 26., 3., wo Caylus an die Falkenjagd denkt. Tischbein's Engravings T. II., t. 59., T. III t. 33., T. IV. t. 39. Vergl. n. teutscher Merkur 1800. Mai. S. 56. ff. und diese Sammlung I. S. 183.

***) Venus Urania Th. I. S. 153. ff.

†) Gori, Museum Florent. T. II. t. LXXIV., 5.

den, allerdings einigen Schein von Glaubwürdigkeit. Die geheimere Bedeutung dieses Opfers war nicht zu verkennen, da die Tauben, das untrügliche Merkmal des Venusdienstes, der, von der grofsen Naturgöttin in Syrien abstammend, die brütende Taube von jeher als das Symbol der Lebenswärme und Ausbildung des Erzeugten darstellte *), jeden Zweifel über die Absicht desselben aufheben. Die Flötenspielerin (sie bläs't nach der allgemeinen Sitte des Alterthums zugleich auf zwei Flöten) gehörte zu jedem feierlichen Opfer und hinderte durch die feierlichen Tonstücke, welche bei den Opfern gebräuchlich waren, die unwillkommene Unterbrechung durch ein unglückbedeutendes Wort, das während der Opferhandlung von einem der Umstehenden oder Vorübergehenden gesprochen werden konnte. Selbst die dreieckige Figur, welche auf der grofsen Amphora oder dem Weinkruge vor der Flötenspielerin aufgerichtet steht, hat ihre mystische Bedeutung und erinnert den tiefer eindringenden Forscher sogleich an das im Orient so oft vorkommende Symbol der Venus, das Ioni **) oder die dreieckige Pyramidengestalt, die wir noch jetzt auf den altgriechischen Münzen von Paphos, Pergamus und Sardes so häufig erblicken und nur selten zu deuten wissen ***). Sehr ehrwürdig und den Sitten der ältesten Völkerschaften aufgeprägt ist das Sacrament der Ehe. Das Voropfer derselben, von der verschämten Braut oder ihrer Stellvertreterin dargebracht, wird hier ihr heiliges, bedeutsames Symbol. Nur ein Frevler könnte es entweihen!

Die deutungsreiche Fabel von der Hochzeit des allbeseligenden, Wonne spendenden Weingottes mit der verlassenen und nach grofsem Kummer himmlisch belohnten und erhöhten Ariadne gab in den griechischen Coloniestädten von Unteritalien und Sicilien an den Liberalien, wie sie dort hiefsen, oder an den Bacchusfesten zu einer festlichen Mummerei oder Einkleidung Gelegenheit, wo man einen mannbaren Jüngling als Bacchus schmückte und ihm eine schöne Jungfrau als seine holde Himmelsbraut zugesellte. Diefs war die Vereinigung des Liber mit der Libera, die wir in so verschiedenen Situationen und Abstufungen des Festes auf den zahlreichen Gefäfsen in gebrannter Erde, die man sonst etrurische Vasen nannte, abgebildet finden. Natürlich bemächtigte sich die bildende Kunst auch dieses zierlichen Fabel-

---

*) S. die gelehrten Collectaneen in Rupert, Observationes historicae ad Besoldum p. 39. ff.

**) S. Lichtenstein, Tentamen palaeographiae Assyrio-Persicae, p. 125.

***) S. Eckhel, Doctrina Numorum Veterum T. II. p. 86. 463. u. s. w.

kreises sehr bald, und wir besitzen daher, theils in geschnittenen Steinen, theils auf Marmorreliefs und in den Herculanischen Gemälden, noch eine ganze Reihe von Darstellungen von dieser verlassenen und geretteten Ariadne *). Eine Scene vorzüglich hat die Steinschneider und Bildhauer angezogen. Es ist die Ueberraschung der, vom Kummer erschöpften und entschlummerten Ariadne, wobei das Entzücken des Gottes über die gefundene Braut und die lüsterne Neugierde seiner Gefährten, die so auf einmal zu Brautführern werden, der Phantasie und Erfindungskraft des Künstlers den dankbarsten Stoff darboten. Auch die Vereinigung des liebenden Paares, die Heimführung, die sich unter der Hand des bildenden Künstlers in einen Bacchischen Triumph verwandelt, und die Mysterien der Brautnacht selbst finden wir auf alten Kunstwerken in wunderbarer Fülle und Mannichfaltigkeit vorgestellt. In diese Mysterien gehört auch die Abbildung auf einem Cameo oder erhaben geschnittenen Onyx im Besitz des Herzogs von Grafton, die hier N. 4. copirt **) worden ist. Es ist Bacchus, welcher den ersehnten Umarmungen seiner Ariadne zueilt. Dafs aber der Künstler selbst diese Eile zu einer Allegorie berechnete, zeigt das Zweigespann vor dem Wagen des Gottes, die doppelte Psyche. Dem verständigen Beschauer ist ihr Sinn von selbst klar. Und nur für diese arbeitet die keusche Kunst. Ungemein sinnreich ist das Spiel der drei begleitenden Genien, in welchen wir den Eros, Anteros und Himeros erblicken. Eros beflügelt die rasch vorschreitenden Psychen mit der funkenstiebenden Fackel, welche hier die Stelle der Peitsche vertritt und über Himmlische und Irdische gebietet. Wer lernte nicht das liebliche Sinngedicht Meleager's auswendig, worin er die Qualen der Psyche durch die Fackeln des Eros schilderte ***)? So wird auch hier das psychische Doppelgespann mit der glühenden Fackel des Verlangens getrieben. Aber Anteros hält unten die Speichen des Rades. Mäfsigung des Ungestüms, den alten Lebens- und Sittenspruch, der auch in den Geheimnissen der Liebe seine vielsagende Bedeutung hat: Eile mit Weile! ruft uns der kleine Genius zu, der dem raschen Umschwung des Rades mit fest umschlingenden Armen gleichsam Fesseln anlegt. Es gab in den Circensischen Spielen und bei den Wagenrennen der Alten eigene, schadenfrohe Zwischenläufer,

---

*) S. Archäologisches Museum von Böttiger und Meyer St. I., S. 8. ff.

**) Nach Tassie's Catalogue Pl. XXXV. n. 3116., in einer Paste nachgeformt bei Lippert, Daktyliothek I., 386.

***) In den Analecten I., 18. LVIII., übersetzt in Jacobs's Tempe, Th. I. S. 291.

die der beflügelten Eile der Rosse und ihren Lenkern allerlei unvorhergesehene Hindernisse in den Weg zu werfen und die Pferde scheu zu machen suchten. Sie wurden in der Kunstsprache des Wettrennens mit dem besonderen Ausdruck Moratores (Einhemmlinge) genannt *). Auf unserer Gemme spielt Anteros die Rolle eines solchen Aufschubmachers, den man wohl auch, bei'm Anblick des feuertrunkenen Gottes auf dem Wagen, einen Blitzableiter zu nennen in Versuchung kommen könnte. Man erinnert sich der Rathschläge, die einst der Mystagog in diesen Geheimnissen, Alcibiades, der schönen Timandra ertheilte, wohl noch aus Meifsner's Alcibiades, und wer diesen nicht gelesen hätte, wüfste doch aus einem bekannten Magazin für Kinder den Zuruf: spart eure Kohlen! Der dritte Genius, den Bacchus in verliebter Trunkenheit umschlingt, mag Himeros heifsen und uns die berühmte Stelle aus jenem Hymnus auf den Gott der Liebe im Sophocles in's Gedächtnifs rufen **):

Siegend herrscht die Begier, die aus dem Auge der
Braut den Jüngling entflammt. Richter im Fürstenrath
Sitzet Eros, und lächelnd
Aphrodite, die Siegerin.

Wenn jemals Blumenbach's gedankenreiche Abhandlung „über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft" mit Vignetten verziert erscheinen sollte, so dürfte man dieses Blättchen mit den zwei Gemmenbildern als die zarteste Andeutung aus dem Alterthum unbedenklich dazu empfehlen.

III.

Weigerung und Scham.

Im Gebiete der Spartaner unweit dem Berge Taygetus sah man, nach dem Berichte eines alten Reisebeschreibers, die Bildsäule einer schönen jungen Frau, die mit ihren Obergewanden schamhaft das Haupt verhüllt hatte. Der Grieche war, wie sein jüngerer Halbbruder, der italienische Cicerone, nie verlegen um ein artiges Geschichtchen, wenn es darauf ankam, ein altes Kunstwerk, dessen wahre Bezeichnung im Laufe der Zeiten längst untergegangen war, durch eine witzig ersonnene Legende aufzuschmücken. Auch zu dieser längst verschollenen Bildsäule wufste er eine Erzählung. Der starkgläubige Pausanias hat sie uns aufbewahrt ***), und wenn auch nur ein Märchen, so ist sie doch voll Feinheit und echt-hellenischen Zartgefühls. Der Vater

*) Visconti zum Museo Pio-Clementino T. V. p. 71.
**) Antigone V. 806. nach Stollberg's Paraphrase.
***) Pausanias III., 20. p. 423. ed. Fac.

der keuschen Penelope, so lautet die Ueberlieferung, entschlofs sich höchst ungern, seine Tochter dem Ulysses zu vermählen, weil er sich von dem holden Wesen des Mädchens gar nicht trennen konnte. Als sie mit ihrem jungen Gatten schon nach Ithaka abgereis't war, überwältigte den Vater die Sehnsucht nach der geliebten Tochter so sehr, dafs er ihr nachreis'te und, als er den Wagen erreicht hatte, worauf der Neuverehlichte seine holde Braut heimführte, sie flehentlich zurückforderte. Da hielt Ulysses, stieg ab mit ihr und überliefs der jungen Frau die Wahl, entweder ihm freiwillig zu folgen oder mit dem Vater nach Lakedämon zurückzukehren. Penelope hatte hierauf keine Antwort. In sich gekehrt und stumm stand sie da und verhüllte mit ihrem Gewand das Antlitz. Jetzt erkannte der Vater den züchtigen Sinn der Tochter, errieth, was die Verschämte sagen wollte, und entliefs sie mit ihrem Manne. Zum Andenken aber errichtete er die Bildsäule mit dem verhüllten Angesicht und nannte sie Aedo, Scham. Wie fein ist hier die Sittsamkeit und Liebe der jungen Frau mit dem Gefühle der Kindlichkeit zusammengeschmolzen! Man vergesse dabei nur nicht, dafs Penelope, das hochgefeierte Muster aller griechischen Matronen *), die Heldin in dieser kleinen Hochzeitidylle ist. Das Bild der Schamhaftigkeit war gefunden, und schon Xenophon sagt daher: die Spartaner verehren die Scham als eine Göttin **). Unter den römischen Kaisern liefsen sich mehrere Gemahlinnen der weltbeherrschenden Imperatoren als Pudicitia oder Göttin der Scham mit züchtig angeschmiegtem Schleier abbilden. Eines der köstlichsten und lieblichsten Marmorbilder der Art, das aus der Villa Mattei in die Vaticanische Sammlung gekommen, aber vielleicht schon um seiner Bedeutung willen der französischen Kunstplünderung entgangen ist, stellt uns wahrscheinlich eine der früheren Kaiserinnen in diese ehrwürdige Matronenfigur verkleidet vor ***). Häufig erscheint sie auf den Münzen der Kaiserinnen Plotina, Faustina, Sabina u. s. w. Hier aber gewöhnlich zum Zeichen der Häuslichkeit sitzend, doch stets in der Stellung, als ob sie den Schleier über das Gesicht ziehe. Allein hier wurde sie leider schon blose metallische Hofallegorie, die, wie Herder treffend bemerkt (Adrastea IV., 236.), kaum Gegenstand der reinen, griechischen Kunst gewesen wäre. In unserem altgriechischen Kunstkreise ist sie der digitus male pertinax des Horaz, die verschämte Weigerung der verliebten Braut. So erscheint sie auf einem alten Bildwerke in gebrannter Erde, dessen Erhaltung

*) Lenz, Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter S. 118. ff.
**) Im Symposium c. 8. Vol. V. p. 154. ed. Weiske.
***) Museo Pio-Clementino T. II. tav. 14.

wir **Winckelmann's** Denkmälern verdanken *). Wohl möglich, dafs der Künstler von einem älteren Denkmal ausging, wo die Flucht der Scham mit ihrer Schwester der **Nemesis** oder Gerechtigkeit von der entweiheten und verbrecherischen Erde nach der alten, schon bei'm **Hesiodus** vorkommenden Sage dargestellt wurde **). Dahin deutet unstreitig auch die Beflügelung der holden jungfräulichen Figur. Allein jene Vorstellung hat hier offenbar eine weit feinere und zartere Wendung erhalten. Ein **unbekleideter** weiblicher Genius hält der züchtig verhüllten und bekleideten Scham knieend dasselbe Gefäfs mit Feigen, Trauben und anderen Früchten vor, welches schon in den Eleusinischen Festprozessionen als die mystische Wanne oder Schwinge des **Bacchus** und dann bei der Hochzeit von **Amor** und **Psyche** auf dem berühmten Cameo des Herzogs von **Marlborough**, wo es von einem Genius über dem Brautpaar gehalten wird ***), eine so bedeutende, symbolische Rolle spielte und, nach mehreren alten Denkmälern zu schliefsen, selbst des mehr oder weniger verhüllten Phallus, als des ehrwürdigsten Zeichens der Fruchtbarkeit, nicht ermangelte †). Es mufste der sittsamen und verschleierten Kunstallegorie erlaubt sein, statt jenes, im Original wirklich ausgedrückten Merkmals den Granatapfel zu setzen, der hier vor allen übrigen Früchten hervorragt. Denn es ist hinlänglich bekannt, welchen geheimen Sinn das ganze Alterthum gerade diesem Apfel unterzulegen pflegte, der nicht ohne Ursache auf der Hand der ehestiftenden **Juno** in den ältesten Abbildungen derselben zu sehen war, und man weifs, was der Ausdruck: „einen Kern aus dem Granatapfel kosten", in der verblümten Sprache gewisser Mysterien sagen wollte ††). Nimmt man diefs Alles zusammen und vergleicht man damit die zurückweisende und doch bei den Enden des Schleiers ergriffene und, wie es scheint, nicht ganz ernstlich widerstrebende Figur der fliehenden Weiblichkeit, so wird über den wahren Sinn dieser allegorischen Vorstellung Niemand im Zweifel sein, sondern Jeder an die schönen Verse **Tibull's** denken:

Sittsam sträubt sich die Scham. Aber du raubest den Kufs.
Anfangs wird er geraubt, dann willig der Bitte gereichet,
Endlich kosend sogar schlingt sie den Arm um den Hals.

---

*) Monumenti antichi inediti 26. (hier T. VII. N. 6.)

) — duae pariter fugere sorores. **Juvenal, VI., 20.

***) **Stosch**, Pierres gravées pl. 70., 20. **Tassie's** Catalogue pl. XLII., 7199.

†) **Visconti** zum Museo Pio-Clementino T. IV. p. 59.

††) **Pausanias** II., 17. p. 239. Vergl Medea Euripidea cum priscae artis operibus comparata. Prolus. II p. 13. ff.

Uebrigens dürfte wohl auch eine Gemmenzeichnung bei'm Maffei, wovon das Original längst wieder verloren gegangen zu sein scheint *), mit der hier abgebildeten Allegorie eine grofse Aehnlichkeit haben. Dort verhüllt sich die Scham vor dem Anblick eines Bacchanalischen Muthwillens. Hier ist diefs Alles weit zarter blos durch die Bacchische, mit Früchten angefüllte Wanne angedeutet.

IV.

Beseelung.

Der Titan Prometheus gilt im ganzen Alterthum für den ersten Menschenbildner aus einem von Erde und Wasser zusammengekneteten Leimteig.

Da noch frisch die Erde, die jüngst vom erhabenen Aether
Los sich wand, den Samen enthielt des befreundeten Himmels,
Kam Iapetus Sohn, mit fliefsender Welle sie mischend,
Und gestaltete Menschen im Bild der ernährenden Götter.
Und da in Staub vorwärts die anderen Leben hinabschaun,
Gab er dem Menschen erhabenen Blick, und den Himmel betrachten
Lehret' er ihn und empor zum Gestirn aufheben das Antlitz **).

Die Hauptschwierigkeit war nun, dem aus Leimen geformten, nach dem Ebenbild der Götter gestalteten Werk — ein Theilchen des göttlichen Lufthauchs ***), die Seele, einzublasen. Dem Orientalen, der im hauchenden Wind überall das geistige Principium erkannte, genügte es, wie wir aus einer sehr ehrwürdigen Urkunde wissen, den ganzen Belebungsprocefs durch ein einfaches Einblasen des Odems, durch eine blose Eingeistung, zu versinnlichen. Die griechische Fabel bedurfte des entzündenden Feuerstoffs zu dieser Beseelung. Wo die Bildungskünste des Prometheus aufhörten, trat die aus Jupiter's Haupt erzeugte Weisheitsgöttin Pallas Athene in's Spiel. Hören wir, wie ein alter Mythograph †) die Wohlthäterin des Menschengeschlechts in Prometheus plastische Werkstätte eintreten und ihn aus aller Verlegenheit reifsen läfst. Prometheus hatte eben das unbelebte, fühllose Menschengebilde vollendet. Da bewunderte Minerva das feinersonnene Werk und versprach ihm jede Himmels-

*) Gemme antiche figurate T. III. tav. 65. und daraus im Montfaucon T. I. P. II. pl. 212.

**) Ovid's Verwandlungen I, 80. ff.

***) Divinae particulam aurae.

†) Fulgentius, Mytholog. II, 9. p. 679. Stav.

gabe, der er etwa noch zur Ausschmückung seines Werks benöthigt sein könnte. Der listige Titan stellte sich, als wisse er nichts, was ihm zur Vollendung fehlte. „Doch," hob er an, „wenn du mich in die Gestirne entrücken könntest, so würde ich umschauen, ob etwa dort etwas für meine Kunstwerkstatt zu holen sei. Aber Selbst ist der Herr. Ich mufs mich mit meinen eigenen Augen dort umsehen." Da setzte Minerva den Tausendkünstler auf ihren siebenfachen Planetenschild und trug ihn zur ätherischen Himmelsburg empor. Prometheus beobachtete hier sogleich, dafs alle Himmelskörper nur durch's Feuer bewegt und beseelt würden. Er hatte einen Stab aus Gertenkraut (ferula communis Linn.) bei sich, um sich darauf zu stützen. Diesen hielt er schnell an die Speiche eines Sonnenrades und fing mit dem Marke, welches sich in der Höhlung desselben befand, als mit einem natürlichen Zunder, den himmlischen Feuerfunken auf, den er bei seiner Rückkunft in die Werkstätte in die Brust seines Menschenbildes ableitete und so die todte Thongestalt auf einmal belebte. So die Fabel! Schade nur, dafs nicht ein reisender Engländer, wie Lord Elgin, der so gern auf alle exotische Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten Jagd macht, neuerlich im alten Phocis unfern dem Parnafs, wo Prometheus sein Wedgewoodisches Etruria errichtet haben sollte, noch Ueberreste von dem sonderbaren Thongeschiebe auffand, das Pausanias noch im zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt in jener Gegend beaugenscheinigte, und von welchem ihm die glaubwürdigen Herumführer und Ausleger der dortigen Seltenheiten versicherten, dafs es unbezweifelt Ueberbleibsel aus der alten Thonfabrik des Prometheus wären. Was wäre diefs für ein köstlicher Fund gewesen! Während sich das Pariser Nationalinstitut mit der chemischen Untersuchung der zahlreichen Mondsteine und excentrischen Selenite beschäftigt, die uns neuerlich von so vielen Seiten auf die Köpfe und Aecker gefallen sind, könnte die königliche Gesellschaft in London und die Royal Institution des Grafen Rumford die Prometheischen Thongeschiebe aus Griechenland auf die Kapelle bringen und damit auf einmal allen Zweiflern an der Wahrheit dieser höchstehrwürdigen Ursache das Maul stopfen. Bis dahin müssen wir uns denn wohl mit einer blosen allegorischen Ausdeutung des alten Mythos begnügen. Denn wie leicht könnte sonst ein gottloser Spötter auch diese Thonüberbleibsel in die berüchtigte Liste von unerhörten Seltenheiten setzen, die in Hans Sloane's Behausung künftige Woche verauctionirt werden sollen. Sie würden sich neben den ganz neu erfundenen Petrefacten und dem Stück Granit vom Berg Libanon, worin ein metallenes Aleph von

*) Pausan. X, 4. p. 151.

der Natur selbst eingedrückt ist, gar nicht schlecht ausnehmen*). Der allegorische Sinn der Fabel ist auch bei einiger Aufmerksamkeit leicht gefunden. Es war eine Zeit unter den rohen Urbewohnern Griechenlands, die freilich damals nicht viele Stufen über die Pescheräs und Feuerländer erhoben gewesen sein können, wo der Gebrauch des Feuers und die Kunst, es aufzubewahren und zu benutzen, erst erfunden werden mufste. Diese Erfindung theilte eine von Oberasien, vom Caucasus einwandernde Titanencolonie den Autochthonen oder frühesten Bewohnern Griechenlands mit. Man begriff diese Colonie unter dem Gemeinnamen Prometheus. Prometheus machte Menschen, d. h. er machte die brutalen Höhlenbewohner, die thierischen Pelasger, menschlicher und entwilderte sie, indem er ihnen den Gebrauch und die vielfache Anwendung des Feuers, so wie die Kunst, es im zunderartigen Mark gewisser Gesträuche aufzubewahren **), mittheilte. Aber das Feuer wurde durch den Gebrauch selbst späterhin eine unversiegbare Quelle von Schwächlichkeit und Unheil. Die Kochkunst vergiftete, die in Feuer geschmiedete Armatur mordete den durch höhere Cultur geschwächten Menschen. Diefs die Pandora und ihre Unglücksbüchse. Prometheus selbst bereuete die Mittheilung jener verderblichen Himmelsgabe. Diefs heifst in der damaligen Bildersprache: ein Geier frifst dem Gefesselten die Leber aus. Der fabelhafte Menschenheiland, Hercules, bringt endlich Alles in's Gleiche. Eine herrliche, höchstsinnreiche Allegorie über die Leiden und Freuden der sich entwickelnden Menschheit ***), der neuerlich Herder in der glücklichsten Nachbildung des Aeschyleischen entfesselten Prometheus den vollendenden Kranz aufgesetzt hat †)!

Prometheus, der Menschenbildner, trat natürlich bald auch in die griechische Kunstfabel ein, und da man jedem Bildner und plastischen Künstler, wie wir aus dem Lucian wissen, zurief: du bist ein Prometheus! so scheint die Vorstellung, wo Prometheus das Menschenbild aus verschiedenen Gliedmafsen zusammensetzt, oder es auch schon vollendet vor sich auf dem Schofs hat und ihm nun noch die letzte Politur giebt, ein Lieblings-Emblem auf dem Siegelringe alter Künstler geworden zu sein. Daher ist es vielleicht zu erklären, dafs wir gerade diesen Theil des Prometheischen Fabelkreises im Verhältnifs sehr oft in geschnittenen Steinen eingegraben finden ††). Aber auch in den

---

*) Lichtenberg's vermischte Schriften, Th. 5. S. 370.

**) Plinius, VII. 56.

***) S. Spence, Polymetis Dial. VII. p. 78.

†) Adrastea VII. Stück.

††) Winckelmann's Catalogue du Cabinet de Stosch p. 314. n. 1—11. Tassie's Catalogue n. 8558—8578.

allegorischen Cyclus des menschlichen Lebens verwebt der Kunstsinn der Alten diese Menschenbildnerei des Titanen. Lippert giebt uns in seiner Dactyliothek (II, 3.) eine Gemme, wo Prometheus die Lebensfackel an die noch unbeseelte Statue hält, über derselben aber ein Schmetterling flattert, als das Sinnbild der Seele. Eine geistreichere Composition finden wir auf dem Capitolinischen Sarkophag, den schon Bartoli in seinen Admirandis, und daraus auch Montfaucon abgebildet haben *). Der Künstler fühlte das Steife und Widerspänstige, welches in der so eben angeführten Art, die Belebung auszudrücken, kaum vermieden werden konnte. Nur unter dem Beistand Minervens gelang dem Prometheus seine Beseelung. Wie schön und bedeutend war also die Darstellung, die wir auf dem Capitolinischen Marmor bewundern, obgleich die Idee dort weit mehr ist als die Ausführung, welche einen Künstler aus einem schon späten Zeitalter verräth. Minerva setzt hier (Fig. 6.) den psychischen Schmetterling selbst auf das Haupt des aus Thon vollendeten Menschenbildes. Schon erglühet der alldurchdringende Lebensfunken in dem Belebten, wie die Bewegung und Einbiegung des rechten Schenkels beweis't. Bewunderungsvoll blickt Prometheus auf das neubelebte Geschöpf. Gewifs der entscheidende Moment der Beseelung konnte aus der geheimsten Werkstätte der Natur, wo sie selbst ein Sömmering und Spallanzani vergeblich belauschte, nicht würdiger hervorgezogen und abgebildet werden!

Aber auch die Pandora, die vielbegabte erste Menschenmutter, bildete der Menschenbildner nach einer alten Ueberlieferung, obgleich Hesiodus und die gemeine Sage dieses Kunstwerk lieber dem himmlischen Hofmechanicus im Olymp, dem Vulcan, zuschrieb. Er bildete also auch, nach einer erweiterten Allegorie, alle weiblichen Körper. Auf einem merkwürdigen Fragment eines Sarkophags in der Vaticanischen Sammlung **), woher die Vorstellung auf der siebenten Tafel entlehnt ist, sehen wir den gestaltenden Gott mit der Vollendung eines weiblichen Körpers beschäftigt. Allein bei ihrer Belebung tritt nun in der Idee des Künstlers die alte Pythagoräische Vorstellung der Seelenwanderung ein. Der seelenführende Hermes bringt eine Psyche, die so eben den zu Füfsen liegenden Leichnam eines Greises verlassen hat, um sie in diese zarte Mädchenhülle, der Prometheus die vollendende Meisterhand auflegt, wieder zu verkörpern. Denn so mufs unstreitig die Idee des Künstlers gefafst werden, obgleich

*) Admiranda n. 66. Montfaucon zu T. I. zwischen Taf. 6. und 7. Museum Capitolinum T. IV. tab. 25.

**) Museo Pio-Clementino T. IV. tav. XXXIV., vergl. mit der Villa Pinciana T. I. Stanza I. n. 17.

der scharfsinnige Visconti in seiner Auslegung dieses Marmors hier nur eine Entseelung, aber keine Belebung findet. Leser des Plato kennen die schöne Fabel, die im Protagoras erzählt wird, wie Jupiter den Mercur zu den von Prometheus begabten Menschen sandte *). Später erhielt Mercur, dessen magisches Geschäft, die Seelen hin und her zu begleiten, unstreitig aus den Cabirischen Mysterien abgeleitet werden mufs, auch noch eine andere Verbindung mit dem Menschenbildner Prometheus. Er beseelte die Geschöpfe des Künstlers mit der verständigen Psyche. Pythagoras selbst pflegte, wenn er seine Seelenwanderungen als belehrende Lebensallegorie erzählte, seine Verkörperung in die Hülle einer schönen Frau mit anzuführen **), und in diesem Sinne mufs nun auch diese neue Belebung auf unserem Bilde verstanden werden. Die begehrende oder thierische Seele, welcher der göttliche Plato bekanntlich eine sehr niedere Wohnung in unserem Körper anweis't, die in späteren Zeiten der englische Dichter Prior in seiner Alma so witzig ausgemalt hat, hatte nach einer anderen Sage Prometheus selbst schon seinen Gebilden aus den Grundtrieben der Thiere eingewebt. Wer erinnert sich hierbei nicht der berühmten Stelle des römischen Lyrikers, wo er seinen aufbrausenden Zorn als eine thierische Zugabe von der ersten Menschwerdung an anklagt ***):

Prometheus, sagt man, der sich gezwungen sah,
Mit Theilchen aller Arten den ersten Thon
Zu mischen, nahm zu seines Menschen
Galle die Wuth des ergrimmten Löwen.

Man hatte nämlich schon einige tausend Jahre früher, als bevor unser W. Tischbein in Neapel die alte Entdeckung machte, dafs jeder Mensch in den Grundfäden seines Charakters und seiner Gestaltung zu einer gewissen Thiergattung eine unverkennbare Analogie und Beziehung habe, diese vergleichende Thierphysiognomik genau studirt und in Regeln gebracht †). Von dieser Beobachtung ausgehend, schlofs man also noch weiter, dafs das Begehrende und Verabscheuende in uns, das sich in den Gesichtszügen und in der ganzen Haltung des Körpers am stärksten ausdrückt, überhaupt nur thierischen Ursprungs sei. So war auch leicht die fabelnde Einkleidung gefunden, dafs Prometheus

*) Plato im Protagoras T. IV. p. 107—111. edit. Bipont.

**) Gellius, Noct. Att. IV, 11. Vergl. Lucian's Gallus c. 19.

***) Horaz, Oden I, 16. nach Ramler.

†) Fülleborn, Abrifs zur Geschichte der Physiognomik in seinen Beiträgen VIII. p. 79. ff.

bei seiner Menschenschöpfung von verschiedenen Thierarten die vorzüglichsten Triebe entlehnt und sie theils unter die Brust, theils unter den Bauch seines Menschenthiers eingesenkt habe. Die ganze Idee ist, wie Jeder bei reiferem Nachdenken finden mufs, ungemein fruchtbar und einer vielseitigen Ausbildung fähig, da selbst die herzerhebende Vorstellung neuerer Anthropologen, dafs der Mensch, in der Reihe aufsteigender Formen und Kräfte unserer Erde auf die oberste Sprosse gestellt, in sich allein das Urbild und den Stempel aller anderen Organisationen an sich trage, darin schon, wie der befruchtende Keim im Ei, eingeschlossen liegt. Die Griechen wufsten einem so dankbaren Stoff eine Reihe witziger Ausbildungen und Ansichten abzugewinnen, wovon der ganze Mythos, den dort bei'm Plato der Sophist Protagoras erzählt, und ein Spottgedicht auf die Weiber, das einem jüngeren Simonides zugeschrieben wird, worin die weiblichen Charaktere aus verschiedenen Thieren gebildet erscheinen *), für den Kenner der griechischen Literatur den vollgültigsten Beweis führen.

Der Hechel- und Spottdichter Simonides läfst in seinem jambischen Gedichte oder Frauenlob der Gottheit die eine Frau aus einem Schwein, die andere aus einem Fuchs, die dritte aus einem Esel, oder auch aus Wieseln, Affen, Pferden und so weiter beleben. Auf unserer Allegorie umringen drei Thiere den weiberschaffenden Prometheus. Von allen dreien nahm also der Bildner einen Theil für sein Geschöpf und mischte daraus seine Affecten und Triebe. Wer möchte es wagen, das, was die Klugheit des Gottes vorsichtig mischte, hier auf's Neue zu scheiden und in seine früheren Bestandtheile zu zerlegen. Sollte dieser Aufsatz einer schönen Leserin zu Gesicht kommen, die den Muth hätte, ihn bis auf diese Stelle durchzulesen, der sei es überlassen, mit derselben Geberde, die das Alterthum der waltenden Nemesis verlieh, sich in den Busen zu schauen und zu fragen, mit welchem dieser drei Thiere sie in sich selbst die meiste Aehnlichkeit entdecke. Dem Antiquar darf hierbei wohl die Bemerkung erlaubt sein, dafs lange vor des gelehrten Franzosen Jean Passerat beredter Lobrede auf den Esel schon das Alterthum die Verdienste der beharrlichen Arbeitsamkeit und Ausdauerungskraft als Grundzüge im Charakter des Esels anerkannt, ja dafs Homer einen seiner tapfersten Helden mit diesem Thier, das bei uns nur durch seine hyperboreische Entartung verrufen worden ist, sehr prächtig verglichen hat. Auch die Anspielung auf die Furchtsamkeit des Häschens dürfte weniger anstöfsig gefunden werden, wenn wir bedenken, dafs in den griechischen Trauerspielen schüchterne Jungfrauen mehrmals mit diesem bescheidenen und im Gefolge der

*) In Brunck's Analect. T. I. p. 124. ff.

Liebesgötter häufig anzutreffenden Thier verglichen werden. Mit Recht sagt daher der geschmackvolle italienische Ausleger *): „Der Hase giebt dem weiblichen Charakter jene weibliche Furchtsamkeit, die theils Liebreiz ist, theils Mittel der Vertheidigung und in ihrem moralischen Charakter Anneigung zur Tugend." Der Himmel behüte uns vor allen entweibten Männinnen! Ihnen mag der Stier seine Stofskraft zum Eintritt in den Lucinden-Orden ertheilen!

V.

Die Geburtsstunde.

Ein Jeder erduldet,
Was sein Loos ihm bestimmt, und die unerbittlichen Schwestern,
Als ihn die Mutter gebar, in den werdenden Faden gesponnen **).

Diese strengen, unerbittlichen Spinnschwestern, die mit der Geburtsstunde jedes Sterblichen auch sein ganzes Schicksal an einen goldenen oder schwarzen Lebensfaden knüpfen, sind eben die Schicksalsgöttinnen, die Parcen. Ihr lateinischer Name, Parcen, selbst kommt, wie einst der gelehrteste Polyhistor unter den Römern bemerkte ***), unstreitig davon her, dafs ihre Gegenwart und Wirksamkeit in der Geburtsstunde selbst sich am deutlichsten beurkundete. Wer hat nicht auch in unseren Tagen noch von den Lebensfäden gehört, gesungen, geräthselt? Die neuere Dichterwelt hat ihre wohlthätigen oder übelthätigen Feen davon entlehnt und sie an die Wiegen der Neugeborenen gestellt, eine eigene, oft lächerliche Mythologie der Ammen und Kindermuhmen! Mifsbrauch und Mangel an Alterthumskunde ist es, wenn unsere neuere Kunst die Parcen nur immer zur Bezeichnung der Todesstunde braucht und ihre Scheere zum Abschneiden des Lebensfadens in unablässige Bewegung setzt. So viel wir aus dem fleifsigen Beschauen alter Denkmäler lernen können, ist gerade diese Vorstellung die seltnere und wird nur bei aufserordentlichen Veranlassungen, wie bei'm Tode Meleager's, gebraucht. Es ist daher immer sehr mifslich, sie, wie Schadow auf dem Denkmal des Grafen von der Mark in Berlin noch neuerlich gethan hat, blos bei der Sterbestunde wirksam auftreten zu lassen. Das frühe

*) Il lepre sembra aver somministrato quella femminil timidezza, che parte è vezzo, parte difesa et nel moral carattere di lei disposizione a virtù. Visconti p. 66.

**) Odyssee VII, 196.

***) Varro bei Gellius III, 16. : Parca so viel als Parta.

Homerische Alterthum kennt die Mören oder Parcen überall nur noch als Aufseherinnen und Regiererinnen der Geburtsstunde, stellte sie neben die geburtshelfende Göttin, die Ilithyia, die daher oft in der Mehrzahl genannt wird *), und liefs sie da die Schicksale des Neugeborenen prophetisch vorausbestimmen. Es ist oft gefragt worden, woher das, schon bei'm Homer so häufig vorkommende Bild der Spinnerinnen in so enge Verbindung mit den Parcen gekommen sei. Alle allegorisirenden Vergleichungen, die man hierbei versucht hat, hinken. Die Sache ist ganz einfach folgende. Die Hausfrau war in jenen früheren Zeiten Griechenlands, die wir die heroische Welt nennen, in ihrem Frauengemach stets mit spinnenden Mädchen und Frauen umgeben. Zur entscheidenden Geburtsstunde kommen auch wohl die Nachbarinnen und Verwandtinnen herbei. Frauen besuchten einander nie, ohne ihr Spinngeräthe bei sich zu haben. Während der Geburtswehen und nach der Entbindung riefen die umstehenden Weiber immer gewisse Formeln und glückbedeutende Sprüche aus. Man hatte ein eigenes Wort, das diesen Jubelruf bezeichnete **). Aus diesen spinnenden Frauen machte man nun in alten Bildwerken Geburtshelferinnen und Schicksalsgöttinnen, und was ist natürlicher, als dafs man die Handlung, womit Alles im Frauengemach beschäftigt war, symbolisirte und das Spinnen selbst zum Gegenbild des Lebens machte. Geburtshelferinnen sind also die ältesten Parcen. Ihre Huld erflehten die Bräute durch Weihung des abgeschnittenen Haars ***). Spinnend und schicksalverkündend erscheinen sie in Catull's Epithalam auf die Hochzeit des Peleus und der Thetis. Spätere Dichtungen setzen sie erst in das auch später erschaffene Reich des Pluto. Töchter der Nothwendigkeit, drehen sie dort die diamantene Spindel in den Mythen des Plato. Oder sie wandern im Olymp, stehen dem Jupiter zur Seite und schreiben in diamantene Tafeln seine Beschlüsse †). Diese Ausschmückungen und Erweiterungen kannte die frühere Dichter- und Künstlerfabel noch nicht.

Auf dem Sarkophag, nach welchem hier die allegorische Vorstellung der Geburtsstunde (Fig. 8.) copirt ist ††), erscheinen

*) Pindar, Olymp. VI, 72. Nem. VII. 1.

**) Ololy. Die Beweise zu diesem Allen s. in der Ilithyia, ein archäologisches Fragment nach Lessing. Weimar 1799. und diese Sammlung I. S. 61.

***) Pollux III. 137.

†) Die Beweise bei Manso, über die Parcen in den Versuchen über die Mythologie S. 508 ff.

††) Museo Pio-Clementino T. IV. tav. XXXIV. Vergl. Museum Capitolinum T. IV. tab. XXV.

die drei Schicksalsgöttinnen, ihrer ersten Bestimmung getreu, als Regentinnen der Geburtsstunde und schicksalwaltende Prophetinnen. Die sages femmes sind auch femmes sages, verständige Wisserinnen und Verkünderinnen des Schicksals, das jedem Menschen in den Sternen geschrieben ist. Nur vom Spinnrocken ist hier nicht die Rede. Diesen suchten die sinnreichen Künstler so viel als möglich zu umgehen. Auf einem Relief von grofser Kunst und Bedeutung, welches die Geburt des Bacchus aus der Hüfte des Jupiter vorstellt, stehen die drei Schicksalsgöttinnen mit Sceptern, als erhabene Beherrscherinnen des Schicksals, in der Stellung begeisterter Sängerinnen *). Bildlicher, deutungsreicher ist noch die Vorstellung auf unserem Marmor. Unter den römischen Kaisern, wohin dieses der Zeit nach schon spätere Relief gesetzt werden mufs, war der Glaube an Astrologie vom Kaiserpalaste bis in die niedrigsten Hütten allgemein verbreitet. Alles kam auf die Constellation der Geburtsstunde an, die daher mit unglaublicher Sorgfalt bemerkt und sogleich ausgerechnet und gedeutet wurde. Damit beschäftigen sich hier die drei Schicksalsschwestern. Die vorderste, Atropos, zeigt mit der Hand auf eine Sonnenuhr, die auf einer Säule vor ihr aufgerichtet steht. Sie bestimmt also die Alles entscheidende Geburtsstunde astronomisch. Die mittelste Schwester, Lachesis, berechnet nun mit dem mathematischen Stab (Radius) auf der Sternentafel den Lauf, Schein und Gegenschein der in dieser Stunde aus- und eintretenden Gestirne oder, mit einem Wort, den Horoskop. Daraus fafst nun die dritte und hinterste, Clotho, das schicksalsschwangere Resultat oder, in der astrologischen Kunstsprache, das Apotelesma und schreibt es in die astrologischen Tafeln, in die Ephemeriden, die sich aber natürlich in den Händen dieser Allmachtsgöttinnen in heilige, unwandelbare Schicksalstafeln verwandeln. Es ist eine schöne Wechselwirkung in dieser prophetischen Dreifaltigkeit, und die sinnreiche Kunst wufste selbst durch die verschiedenartige und doch zu einer Handlung zusammenstimmende Bewegung und Stellung der drei Figuren das Ganze mit einem Bande der schwesterlichen Einigung zu umschlingen. Mag auch diese Sternenschrift, die ältere und neuere Astrologen Jahrtausende lang vom fernsten Indien bis an die westliche Spitze Europas zu lesen und zu entziffern wähnten, vor unserem Zeitalter, das aller Vormundschaft des Glaubens entwachsen ist, für unwahr oder verblichen erklärt werden, der hartnäckigste Zweifler wird doch nicht in Abrede stellen können, dafs im gewöhnlichen Laufe des Menschenlebens die Geburtsstunde, die dem mit Geschrei eintretenden jungen Weltbürger Aeltern, Stand, bürgerliche

*) Museo Pio-Clementino T. IV. tav. XIX.

und häusliche Verhältnisse zutheilt, fast für's ganze Leben entscheidet. Noch jetzt bringen manche Kinder, um in der Sprache des uralten Kinderammenglaubens zu reden, ein Glückshütchen mit auf die Welt und erinnern an ein französisches Sprüchwort, das bis jetzt auf das vom Glück gekrönte Oberhaupt der Nation selbst seine volleste Anwendbarkeit behauptete. Es giebt also auch noch eine moralische Constellation bei der Geburtsstunde des Menschen, und so dürfte die Allegorie auch für unsere neuen Künstler noch nicht verloren sein. Sollten sich aber die Modernen den Spinnrocken der Parzen durchaus nicht nehmen lassen wollen, so dürfte ihnen wenigstens die Vorstellung zu empfehlen sein, die wir auf einem schönen Carniol des Stoschischen Gemmenkabinets in Berlin finden *), und der wir das Lob des geistreich Gedachten und zierlich Ausgeführten nicht verweigern können. Die Schicksalsspinnerin Lachesis sitzt auf einer komischen Maske und dreht ämsig den Rocken, während vor ihr eine tragische Maske im Profil aufgerichtet steht. Ihr im Rücken befindet sich ein zweiter Rocken. Lustspiel oder Trauerspiel ist das Leben. Das Räthsel, das wir gern von unseren Lesern gelöst sehen möchten, ist also nur: spinnt hier die Parze dem Sterblichen, dem sie's zudenkt, ein fröhliches oder trauriges Loos?

VI.

Guter und böser Genius des Menschen.

Die Griechen kannten ursprünglich nur einen guten Genius, einen Agathodämon, der jeden Menschen von der Geburtsstunde an begleite und zur Freude und zum Lebensgenufs einlade. Von dergleichen Genien spricht schon Hesiodus in seinen Wirthschaftsgedichten. Aber das dualistische System des Orients, die Lehre vom guten und bösen Principium, drang schon durch die Pythagoräer zu den Griechen. Der Sokratiker Euklides behauptete gewifs nicht zuerst, dafs jeder Mensch einen doppelten Genius habe **). Doch der Frohsinn der Griechen und Römer sträubte sich lange gegen die düstere, unfreundliche Vorstellung eines schadenfrohen, zum Bösen reizenden, den Lebensgenufs störenden Genius. Der Comödiendichter Menander und Horaz lassen sein Dasein unentschieden ***). Aber im Volksglauben der alten Welt war er gewifs vorhanden und erschien

*) Winckelmann, Catalogue du Cabinet de Stosch p. 85. n. 358.
**) Censorin, de die natali c. 3. p. 13. ed. Havero.
***) Menandri fragm. p. 260. ed. Cler. Horat. II. E. II. 189.

nicht blos dem Brutus in der Nacht vor dem Treffen von Philippi. Beide Genien erhielten nach dieser Vorstellung, die durch die Neuplatoniker, die Kirchenväter und die christliche Dogmenlehre von guten und bösen Engeln Jahrhunderte lang einen so grofsen und verderblichen Spielraum erhalten hat *), sogleich mit der Geburtsstunde ihren Wirkungskreis bei dem Menschen, dem sie zugeordnet wurden. Die Kunst bildete sie nur selten. Ja man zweifelte bisher, dafs der böse Genius überhaupt auf einem alten Kunstwerk vorkomme. Auch wär' er in der Gestalt, die der alte, ehrliche Sandrart nach einem Gespenstermährchen bei'm Pausanias in seiner eigenen Phantasie ausgeheckt hat **), schwerlich ein Gegenstand der bildenden Kunst im Alterthum gewesen.

Indefs hat ein glücklicher Fund in Frankreich neuerlich eine kleine, zierliche Marmorgruppe zu Tage gefördert, in welcher die Idee des guten und bösen Genius so sinnreich ausgedrückt ist, dafs ihr in unserer kleinen Galerie die Aufnahme kaum verweigert werden dürfte. Sie wurde im Jahre 1798 zu Vienne im Departement von der Isère ausgegraben, und der Bildhauer Gibelin hat neuerlich eine Zeichnung und Erklärung davon bekannt gemacht ***), nach welcher auch unsere Vorstellung (Nr. 9.) gebildet worden ist. Zwei Knaben ringen um den Besitz einer Taube, die der eine an sich hält, welcher deswegen vom anderen, der sehr erbost scheint, in den Arm gebissen wird. Wahrscheinlich entlehnte der Künstler diese Gruppirung von älteren Denkmälern der Kunst, worin ringende Genien in allerlei Stellungen häufig abgebildet wurden. Auch gab es Vorstellungen des Eros und Anteros, wo sie ungefähr eben so zusammengestellt wurden †). Wäre also diese Gruppe ohne alle andere Nebenwerke und Zusätze zu uns gekommen, so würden wir darin weiter nichts sehen als zwei ringende Knaben, wovon der eine gegen die Regeln der Palästra, die das Beifsen ausdrücklich untersagte ††), sehr sträflich sich vergeht. Doch müfste uns allerdings der sonderbare Haarputz an dem gebissenen Knaben auffallen. Wir bemerken denselben Haarwulst über der Stirn an zehn kleinen Herculanischen Bronzen †††) und an vielen anderen kleinen Bildern aus dem Alterthum, welche durch ihre übrigen Kennzeichen als dienende Genien uns erscheinen.

---

*) S. zu den Pitture d'Ercolano T. V. p. 48. ff. p. 264. ff.

**) Teutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst Th. 8. Taf. 1.

***) Décade philosophique, an X. no. 21. p. 143.

†) Tassie's Catalogue pl. XLIII. n. 7235.

††) Philostrat, Icon. II, 6. p. 819. mit Olearius.

†††) Bronzi d'Ercolano T. II. tav. 48 51.

Doch dieses Merkmal ist für sich allein zu unbedeutend, um eine sichere Erklärung darzubieten. Diefs fühlte offenbar der Künstler selbst, und kam dem Schwankenden und Unbestimmten durch einige fein ersonnene Nebenwerke beredt zu Hilfe. Wer kennt nicht die Schlange als das beständige Symbol des prophetischen oder örtlichen guten Genius? Sie kommt hier aus einem Baumstamm hervor und bezeichnet deutlicher die Absicht des Künstlers. An einem zweiten Baumstamm, auf der andern Seite, beifst eine Eidechse nach einem Schmetterling, der sich auf den Schenkel des beifsenden Knaben gesetzt hat. Die Eidechse wurde nicht blos für ein prophetisches, sondern in einigen Gattungen auch für ein gefährliches Thier gehalten. Wir erblicken sie als mystisches Symbol neben den Statuen des Mercur, des schlafenden Amor und des Schlafgottes selbst *), und der von ihr genannte Apollo, der Eidechsentödter (Sauroktonus), sticht die Heraufkriechende mit seinem Pfeil **). Gewifs liegt also auch hier in diesem Thier, das dem Schmetterling nachstellt, eine symbolische Deutung. Was die böse Eidechse dem Schmetterling anthut, dasselbe geschieht dem bösen Genius, der den guten beifst. Wie konnte der Kampf dieser beiden Genien, den wir so oft in unserem Innern empfinden und den Plato schon den Streit der besseren und schlechteren Psyche in uns zu nennen pflegte, charakteristischer vorgestellt werden? Mit stiller Fassung und Aufmerksamkeit verfolge der Leser diesen sinnreichen Knabenkampf! Sein Gegenbild ist in unserem eigenen Busen!

VII.

Der kleine Horus.

Man wünschte den Neugeborenen noch in seiner frühesten, kindlichsten Gestalt abgebildet zu haben. Wie viel ist die zarte Rosenknospe der zärtlichen Mutter werth! Aber wie unbedeutend mufs ihrer Natur nach noch die kleine Portraitfigur sein! Durch eine zarte Allegorie wird das Nichtssagende bedeutend, das Alltägliche zu einer holden Götterfigur geweiht. Nichts ist wahrscheinlicher, als dafs die zahlreiche Klasse von ägyptisirten Kinderköpfen und ganzen Kinderfiguren in Bronze, die man nach der ägyptischen Götterlehre als Horus- und Harpokratesfiguren angiebt, weiter nichts gewesen sind als niedliche Kinderportraits. Die römische Mutter liefs sich im Geiste der damaligen Zeit, der nur in ägyptischen und syrischen Ceremonien für

*) Visconti zum Museo Pio-Clementino T. III. p. 58.
**) Winckelmann, Monumenti p. 46.

kranke Seelen und Körper Heil fand, als eine Isis malen und bilden, und ihr Kind wurde nun zum Horus oder Harpokrates. Dafs diefs keine blose Muthmafsung sei, beweisen die Horusköpfchen auf so vielen geschnittenen Steinen, wo dem Kinde zugleich das echtrömische Zauberanhängsel oder die Bulla in einem netzförmigen Geflechte von der Brust herabhängt*). Höchst wahrscheinlich sind also auch die zierlichen kleinen Bronzen und Kinderbildchen mit dem ägyptischen Kopfputz oder Haarschmuck, der zuletzt immer auf eine Lotusblume hinauskommt, oder wenigstens von unkundigen Künstlern an ihre Stelle gesetzt wurde, nichts Anderes als ägyptisirte Knaben aus einer römischen Kinderstube. Kennern der ägyptischen Hieroglyphen-Mythologie ist es übrigens eine bekannte Sache, dafs Horus nur die ältere, Harpokrates die spätere Benennung desselben Sonnensymbols ist**). Denn durch beide wurde die wachsende Sonne nach der Winter-Sonnenwende bezeichnet. Dasselbe Symbol bedeutete nun auch, in einer anderen Beziehung, das menschliche Leben in seiner ersten Kindheits-Epoche; und was ist passender zu dieser Andeutung als der, bei allen kleinen Kindern so häufig vorkommende Gest, den Finger in den Mund zu stecken, wenn sie nichts Anderes zu saugen haben. Durch eines der lächerlichsten Mifsverständnisse, dergleichen wir bei den Griechen so viele finden, weil sie sogleich mit Witz bezahlten, wo Forschung ihnen zu trocken und langweilig war, mufste ihnen diese kindische Geberde ein mystischer Gestus des Stillschweigens sein, und das Kind Harpokrates wurde nun gar zwischen Sphinxen ein warnendes Weisheitszeichen gegen die Uneingeweihten***). Weit zweckmäfsiger war die Sitte der Römer, ihre Kinder in die Gestalt des kindlichen Gottes einzukleiden. Die zehnte Abbildung zeigt auf einem Felde zwei allegorische Einkleidungen der Art. Die erste stehende Figur ist nach der zierlichen kleinen Bronze copirt, die sich im Museum des Cardinals Borgia in Veletri befindet. Sie gefiel unserem würdigen Landsmanne, dem Professor Heeren in Göttingen, bei seiner Anwesenheit in Italien so sehr, dafs sich die Besitzer des Museums bewogen fanden, einen Kupferstich davon nach einer dreifachen Ansicht zu veranstalten und das Blatt durch eine besondere Unterschrift ihrem teutschen Freunde zu weihen. Das Füllhorn, welches der Knabe in der Hand hält, bezeichnet die

---

*) Z. B. der Stoschische Onyx, den Winckelmann in seinen Monumenti n. 77., Tassie Pl VIII. n. 376. und am schönsten Schlichtegroll in den Principales figures de la mythologie P. I. n. 6. abgebildet hat.

**) Zoega, Numi Aegyptiaci p. 81.

**) Auf einer Münze Trajan's bei Zoega n. 112.

Güter des Lebens. Wo ist es gefüllter und einladender als an der Schwelle des Lebens, da, wo das Kind, einer geschlossenen Blumenknospe gleich, für den erquickenden Thau und den belebenden Sonnenschein sich erst noch öffnen und zum Vollgenufs entwickeln soll? Auch die den Schenkel oder Oberarm umschlingende Spange kann eine symbolische Deutung erhalten, ob sie gleich an und für sich nur zu den gewöhnlichen Zierathen der Frauen und Kinder (Spintheres) gehört. Die kleine sitzende Figur ist aus der Sammlung des Grafen Caylus genommen *). Der ausströmende Wasserkrug deutet, ägyptisch verstanden, auf den Einflufs der Sonne auf die Ueberschwemmung des Nils. Aber kann nicht diese Hieroglyphe auch ein Symbol des hier beginnenden Lebensquells sein? Durch das Anhängsel auf der Brust wird der Kleine unverkennbar zu einem römischen Kinde gestempelt. So freundlich allegorisirte das Alterthum die zarte Menschenknospe in ihrem frühesten Dasein!

[Eine Fortsetzung hiervon ist nicht erschienen.]

---

*) Recueil d'Antiquités T. III, pl. 13. 4.

Anhang zum zweiten Bande.

Antiquarische Analecten.

Zweite Sammlung.

34.

Dafs den Gipfel des Hadrianischen Mausoleums der colossale bronzene Pinienapfel krönte, der des Kaisers Asche aufbewahrte und jetzt im päpstlichen Garten des Vaticans zu sehen ist, findet auch Visconti höchst wahrscheinlich, der ihn im Museo Pio-Clementino T. VII. tab. 43. abgebildet und gelehrt erläutert hat. Man mufs sich die Sache so denken. Nach Vitruv (IV. 8. p. 108. ed. Schneid.) hatten die Kuppeln oder Runddachungen oben einen Aufsatz, den Vitruv die Blume nennt. Sie findet sich wirklich noch am Monumente des Lysikrates zu Athen, und häufig auf Münzen, welche Tempel mit Kuppeldachungen abbilden. Nun war das Mausoleum Hadrian's eine Kuppel auf einem viereckigen Untersatz, und so mufste sie auch oben eine Blume haben. S. Hirt's Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, XIX. 10. S. 216. und die Kupfer dazu 44, 3. 4. So weit ist Alles im Klaren. Aber wozu der Pinienapfel statt der Blume? Die Ausleger wissen sich nicht anders zu helfen, als dafs die dem Atys geweihte Zirbelnufs ein Zeichen der Traurigkeit und also zur Verzierung des obersten Tholus eines Mausoleums ganz geeignet sei. Allein die Ursache liegt tiefer. Hadrian beurkundete dadurch seine Einweihung in die Mysterien und, was die Folge davon ist, seine Aufnahme in die Wohnungen der Seligen. Die Zirbelnufs gehört in die Weihen des Bacchus und die Orgien überhaupt. So war gleichsam das ganze Mausoleum ein ungeheuerer Thyrsusstab. Spartian erzählt im Leben Hadrian's, dafs er zu Athen eingeweiht worden (c. 13.), und Aurelius Victor Caes. c. 14., dafs er die Weihen der Ceres und Libera auch in Rom fortgesetzt habe.

v. d. Recke, Tagebuch II. S. 112.

35.

Es ist einer eigenen Abhandlung aufgespart, zu zeigen, dafs sowohl im Grabmonument der Constantia befindlichen Granitsäulen von sehr verschiedenen Dimensionen, als auch die Mosaiken zum Mausoleum Hadrian's (der moles Hadriani) gehörten und von da abgebrochen und von Constantin in die zuerst von ihm hier erbaute Grabrotunda gebracht wurden. S. Bonanni zum Museo Kirkeriano p. 58. und Ficoroni, Vestig. di Roma Ant. I. 27. p. 177. Die musivischen Bilder von der Weinlese passen trefflich zu jenem Mausoleum, welches bis auf den krönenden Pinienapfel auf der Spitze eine mystische Andeutung der eleusinisch bacchischen Weihen des Kaisers Hadrian und seiner Seelenwanderung zu den Sitzen der Seligen, wohin die Eingeweiheten gelangen, in hundert Andeutungen enthalten zu haben scheint.

v. d. Recke, Tagebuch II., S. 283.

36.

Guattani schrieb eine eigene Abhandlung über die Stelle in den unermefslichen Trümmerlabyrinthen der Bäder des Caracalla, wo die cella solearis, wie sie Spartian nannt ec. 9., zu suchen sei. Vergl. seine Roma descritta ed illustrata T. II., p. 49. Zoega las, wie nach den Mittheilungen der Frau von der Recke zu schliefsen ist, solaris und erklärte das Wort von einem Sonnengemache, wegen der im Plafond angebrachten Bildwerke. Allein das Kunststück, welches schon 100 Jahre nach der Erbauung die Baumeister als ein unerklärliches Räthsel anstaunten, bestand in metallenen Stäben, welche der flachen Wölbung eine fast unbegreiflich weite Spannung gaben und so eine sohlenartige Gufswölbung gestatteten. Mit grofsem Scharfsinn lös'te Hirt in einer Anmerkung zu seiner Geschichte des Pantheons im Museum der Alterthumswissenschaft I. 2., 279. ff., dieses Räthsel durch das leichte Gufswerk aus Bimsstein. Vergl. Hirt, Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, XV., 4. S. 172.

v. d. Recke, Tagebuch II., S. 217.

37.

Jenes oft erwähnte Septizonium des Kaisers Alexander Severus, zum Grabe des Kaisers und seiner Familie bestimmt, war nichts weiter als eine ungeheuere Versteinerung der prächtigen, auch terrassenförmig emporsteigenden Scheiterhaufen, wovon uns im Scheiterhaufen Hephästion's Diodor von Sicilien ein so lehrreiches Beispiel aufgestellt hat *) und

*) Bekanntlich hatte Caylus schon im 31. Theil der Mémoires de l'Acad. des Inscript. eine Restauration desselben versucht. Weit

welche dann in dem jedesmaligen Scheiterhaufen auf dem Marsfelde bei der Consecration des zu vergötternden Imperators sich immer auf's Neue gestaltete und — zu Asche niederbrannte. Ueberhaupt ist die Untersuchung über die Construction und einzelnen Theile jenes Grabmonumentes, dessen Andenken im heutigen Rom nur noch wie ein Riesenschatten herumgeht, darum äufserst misslich, weil in den neuen Kupferwerken und Itinerarien von Rom nur muthmafsliche oft ganz phantastische Bilder davon vorkommen. Jedermann weifs aus den Vestigia di Roma, dafs erst Sixtus V. die Zerstörung der bis auf seine Zeit noch vorhandenen Trümmer dadurch vollendete, dafs er 38 Säulen davon wegbrechen und in die Peterskirche bringen liefs. Ein alter Kupferstich von Claude Duchet vom Jahre 1582, der vor uns liegt, zeigt noch die mit Säulen geschmückten Mauerwerke bis zum dritten Absatz, nach welchen zu urtheilen der Vorsprung jedes Absatzes nicht sehr grofs gewesen sein kann *).

Artistisches Notizenblatt 1828 Nr. 5.

38.

Die genaueste Beschreibung und Abbildung des Bogens des Pompejus Campanus bei Aix hat Millin im Magazin encyclopédique 1814, Mai, p. 7. ff., gegeben, in der Abhandlung, welche den Titel führt: Observations sur le monument sepulcral de Pompejus Campanus à Aix en Savoye. Millin nimmt sowohl in dieser Abhandlung als auch in seiner Reisebeschreibung Vol. I., p. 37. ff. an, dafs in dem Friese dieses Bogens sich die Aschenkrüge der Familie des Pompejus Campanus befunden hätten,

---

geistreicher behandelt diese für den späteren Colossalgeschmack so wichtige Aufgabe Quatremère de Quincy in seinem Recueil de Dissertations p. 206. ff., wo auch ein Kuperstich beigefügt ist. Die Apotheose der römischen Kaiser ist nur eine Wiederholung. Weniger bekannt aber ist, dafs der in Tarsus und mehreren griechischen Colonieen in Kleinasien alljährig dem (tyrischen) Herakles errichtete Scheiterhaufen (auch auf Münzen gebildet) das Urbild aller dieser terrassenförmigen Substructionen bis auf's Septizonium herab gewesen ist.

*) S. nach Marliani und Nardini in der neuen Ausgabe von Nibby, besonders die viel zu wenig gekannten Nachrichten des Schotten Lumisden in seinen Remarks on the Antiquities of Rome (London 1797. 4.) p. 325. Eine sehr echte Abbildung der Trümmer des Septizoniums findet sich in dem seltenen Werke in Grofsfolio: Speculum Romanae magnificentiae bei Antonius Lafrere zu Rom. Unter der Kupfertafel, die uns noch die Trümmer von drei Zonen oder Gürteln gibt, die alle von corinthischen Säulen umringt sind, steht die Jahrzahl 1546.

indem er 8 kleine Nischen in diesem Friese für Behältnisse der Aschenkrüge, wie sie in den Columbariis oder Grabgewölben gefunden werden, annimmt. Man soll also unter diesen Todtentöpfen, die oben eingemauert gestanden hätten, wie durch ein Thor in die Villa des Pompejus hin und her gegangen sein. Diese Vorstellung verträgt sich durchaus nicht mit den Begriffen von der heiligen Ruhe, die man den Gräbern zu sichern suchte, und läuft ganz gegen das sogenannte jus manium. Jene Nischen haben irgend eine andere Bestimmung gehabt. Weit wahrscheinlicher ist die Muthmafsung des Beaumont in seiner Description des Alpes Cottiennes P. II., p. 159., der diesen Bogen für ein Denkmal der Dankbarkeit hält, welches die Bewohner ihrem Wohlthäter, dem Pompejus Campanus, errichteten.

v. d. Recke, Tagebuch IV., S. 334.

39.

Die Trümmer des Tempels der Minerva Medica, dieser nach dem Pantheon gröfsten Rotunda, in Rom sind von jeher ein antiquarisches Räthsel gewesen. Die Benennung Minerva Medica ist wohl nur dadurch entstanden, dafs man nebst vielen Statuen, die gar nicht in die Reihe der Heilgötter gehören, auch eine Minerva mit dem Heildrachen da fand (die aus der Giustinianischen Galerie in die Sammlung des Lucian Bonaparte übergegangen ist). Die von Piranesi zuerst sehr sinnreich ausgeschmückte Vermuthung, dafs dieses Rundgebäude ein Bad gewesen, hätte durch Vergleichung mit den Thermen des Lorenzo zu Mailand, die inwendig eben so ein Oktagon bilden, wie diese Rotunda in Rom ein Dekagon, noch einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn die Fenster in dem Porticus sowohl als im Innern nicht widersprächen. Hat man doch auch das Pantheon selbst von jeher zu einem Bade bestimmen wollen, was aber Hirt in seiner Abhandlung über das Pantheon gründlich widerlegt hat (Museum der Alterthumswissenschaft I. 187. 241. ff.). Guattani in seiner Roma descritta ed illustrata T. II. p. 137. ed. II. will ohne allen Beweis diese Rotunda für eine schola medicorum, einen Disputirsaal der römischen Aerzte, gehalten wissen.

v. d. Recke, Tagebuch II., S. 167.

40.

Auch nach Fernow's (neuer teutscher Mercur 1797, St. 8.) und Weinbrenner's Erklärung der beweglichen Theater des Curio, der von Seiten der Mechanik schwerlich etwas entgegenzusetzen sein dürfte, bleiben noch manche Zweifel übrig, die nicht beantwortet sind; z. B. woraus will Weinbrenner beweisen, dafs das Amphitheater des Curio wirklich schon die elliptische Form gehabt habe, die wir am Colosseum und an anderen späteren Amphitheatern unstreitig bemerken?

Sassen die Senatoren schon damals in der Orchestra nach römischer Sitte oder blieb diese nach griechischer ganz frei? Im ersten Falle wäre durch die Verwandlung zweier Theater in ein Amphitheater eine gewaltige Unordnung entstanden, indem die Senatoren die untersten Stufensitze schon besetzt gefunden und doch auch auf dem in eine Arena verwandelten Parterre keinen Platz weiter gehabt hätten. Hier müfste also zuerst ausgemacht werden: wann fing die bestimmte Rangordnung in den Theatersitzen der Römer an? Hatte das römische Theater überhaupt zu seinen theatralischen Vorstellungen eines Chors und also auch eines Orchesters mit griechischer Bestimmung nöthig? Ich würde das letztere aus guten Gründen ganz verneinen und daraus die frühe Bestimmung des Orchesters zu blosen Ehrensitzen ableiten, wenn hier die Zeit dazu wäre.

N. teutscher Mercur 1797. St. 8., S. 307.

41.

Simon, der im Alterthum oftgenannte Bereiter und erste Schriftsteller in seiner Kunst, (s. die Stellen bei'm Fabricius in Bibl. Graeca V., 5. T. VI. p. 499. ed. vet.) mufs im Zeitalter des Pericles gelebt haben, da er seine Weihgeschenke im Tempel der Ceres zu Eleusis aufstellte, den Pericles erbaute und prächtig ausschmückte. S. Barthélémy, Voyage du j. Anach. T. VII. p. 175. Pericles, der grofse Beförderer aller Kriegs- und Friedenskünste, war wahrscheinlich auch ein Freund des Simon und unterstützte ihn in seinen, dem Staate so wohlthätigen Reiterübungen. Darum weihte auch Simon sein bronzenes Pferd und die dazu gehörigen Reliefs an dem Orte, zu dessen Erbauung und Verzierung Pericles die drei gröfsten Baumeister seines Zeitalters gebraucht hatte. Von den Reliefs sagt Xenophon zu Anfang seines Buches über die Reitkunst ausdrücklich, es wären seine Künste darauf vorgestellt gewesen, was Hierocles in der Vorrede zu seinem griechischen Rofsarzt (in Hippiatricis p. 3. ed. Basil.) dahin bestimmt, es wären die verschiedenen Stellungen der Schule (schemata) gewesen.

Ueber Verzierung gymnastischer Uebungsplätze. S. 14.

42.

Der erfahrene, durch ähnliche Kunstwerke schon versuchte Künstler Zenodorus getraute sich nicht mehr, die bekannte Colossalfigur des Kaisers Nero in Bronze zu arbeiten. Diefs ist ohne Zweifel der wahre Sinn der so mannichfaltig erklärten Worte des Plinius (XXXIV. 7., 18.) in der Stelle, wo er unter anderen Merkwürdigkeiten an den Colossalstatuen auch der Kunstwerke des Zenodorus gedenkt: ea statua (sc. Colosso Neronis) indicavit interisse aeris fundendi scientiam. Es ist bekannt, dafs Tiraboschi, Storia della literat. italian. II., 214. und mehrere andere auch den Colofs des Nero für einen Bronzegufs erklären wollen. Allein der Zusammenhang jener Stelle und die Geschichte selbst

widersprechen dieser Behauptung. Man sehe die Gegengründe in den Anmerkungen zur Mailändischen Uebersetzung von Winckelmann, Storia delle arte di disegno, II. p. 285.

Journal des Lux. u. d. Moden, 1794. S. 34.

43.

Es ist schon vom Eustathius zum Homer bemerkt worden, dafs Timanthes bei seinem berühmten Gemälde, dem Opfertod der Iphigenia, durch eine Stelle in der Ilias, wo Priamus, gebeugt von Schmerz über Hector's Tod, im Vorhof liegt:

Straff, dafs die Bildung erscheint, im Mantel gehüllt —

(Ilias XXIV. 163. vergl. Heyne T. VIII. p. 624.) geleitet wurde, und dafs Euripides, der schon das Bild des Timanthes gesehen haben konnte, diefs bei der Erzählung, die er den Boten vom Opfer der Iphigenia machen läfst, gut zu benutzen wufste (Iphig. Aulid. 1550., nachgeahmt in Levezow's Iphigenia S. 211. Vergl. Junius im Catalog. Artif. p. 214.). Allein es war unserem Lessing vorbehalten, zu bemerken (Laokoon S. 18 — 21.), dafs Timanthes diefs nicht darum that, weil er nicht vermögend gewesen, den Schmerz noch höher zu steigern, sondern weil er die Grenzen kannte, welche die Gracien seiner Kunst setzen, und den Schmerz nur so weit treiben wollte, als sich Schönheit und Würde damit vereinigen liefsen. Indefs mag man es immer dem Künstler hoch anrechnen, wenn, wie Plinius bei einer anderen Veranlassung von eben diesem Timanthes sagt, bei seinem Werke der Beschauer noch weit mehr denkt, als er sieht. (Plus semper intelligitur, quam pingitur. Plinius XXXV. S. 36, 6, Vergl. de la Nauze in den Mémoires de l'Académie des Inscript. T. XXV. p. 251.)

Erklärung der Kupfer zum Taschenbuch Minerva. 1814. S. 53.

44.

Wir lassen das Urtheil des trefflichen Hirt in Berlin für das gelten, was es gelten kann, wenn er in seiner Vorlesung: über die Bildung des Nackten bei den Alten, nachdem er Manches von der früheren Kenntnifs der Anatomie bei den griechischen Aerzten gesprochen und sie über Aegypten herüber zu begründen gesucht hat, bestimmt ausspricht: „Kein Künstler und kein Kenner ist der Meinung, dafs von den Alten das Nackte mit einer solchen Kenntnifs hätte dargestellt werden können ohne anatomische Hilfswissenschaft; diese Ansicht hatten die grofsen Aerzte Haller und Camper, und ich habe selbst oft mit kenntnifsreichen Aerzten diese Monumente gesehen, die alle derselben Meinung waren.“ *) Wir wollen einstweilen zugeben, dafs vor den Alexandrinern

*) S. Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse von 1821.

die Pythagoräer und Asklepiaden schon zergliedert hätten, wiewohl die Citate des unkritischen Galen erst die Censur der echten Hippokratischen Schriften passiren müfsten; so fehlt doch aller Beweis, dafs die plastischen Künste der Griechen (von ihrer Dienerin der Malerei hier ganz zu schweigen) der Anatomie bedurft hätten. Diefs leugnete gegen Emeric David und Sauvage noch vor Kurzem der gelehrte Strasburger Arzt Thomas Lauth mit siegreichen *) Gründen, und dieselbe Ueberzeugung sprach der würdige Vater Blumenbach sowohl mündlich bei der Beschauung unserer Antiken in Dresden, als nun auch in einer eigenen Vorlesung in der Societät der Wissenschaften in Göttingen auf das Bestimmteste aus. Er ist nach der sorgfältigsten Beschauung der herrlichsten Originale der alten Sculptur durchdrungen davon, dafs der wundersame Tact ihrer Verfertiger in der grofsen Kunst zu sehen bei den Studien, die ihnen die Gymnastik darbot, alle Zergliederung des menschlichen Körpers völlig entbehrlich machte **).

Artistisches Notizenblatt. 1823. Nr. 22.

45.

Was Skopas und Praxiteles in ihren zum Sinnenrausch begeisternden Marmorgebilden, in ihren weichlichen Bacchus- und Amorstatuen, in ihren Mercurstatuen (idealisirten Ephebengestalten), in ihren Venusstatuen und Bacchantinnen darstellten, war doch nur aus den Anschauungen in den Palästren und aus dem Hetärenwesen hervorgerufen, war also keine Ausartung, sondern nur künstlerische Verkörperung dessen, was nach den Perserkriegen und der hierauf erfolgenden Verschmelzung der dorischen und ionischen Stammsitten in Beziehung auf Frauen- und Knabenliebe allgemeine Sitte geworden war. Man lese doch nur Aristophanes und vor Allem seine Ecclesiazusen.

Artistisches Notizenblatt. 1833. Nr. 20.

---

22. S. 295—300. Er kennt die Abhandlung eines gelehrten Leipziger Arztes in Isenflamm's und Rosenmüller's Beiträgen zur Zergliederungskunst II, 1. S. 1—20. nicht, worin zur Evidenz gezeigt wird, dafs die Aegyptier vor den Lagiden die wirkliche Zergliederungskunst wohl gar für ein Werk des Typhon gehalten haben müfsten. Was Costaz und Jomard in ihren Abhandlungen zur grofsen Description hier und da andeuten, stimmt ganz damit überein.

*) Histoire de l'Anatomie T. I. im Abschnitt: Histoire des Asclepiades p. 50—60. Da erhalten auch die oft besprochenen christlichen Gemmen vom Prometheus vor dem Skelet ihr Recht.

**) S. Göttingische gel. Anzeigen von 1823. N. 125. S. 1246.

46.

Von der Erwähnung eines in Ostia ausgegrabenen colossalen Minervenkopfes, der, nach dem Urtheil der Frau v. d. Recke, von geübter Künstlerhand verfertigt, aber durch schwarze Augäpfel und vergoldete Augenwimpern entstellt, ebendeswegen ein Zeitalter verrathe, als sich die Kunst schon zur Künstelei hinüberneigte, nimmt Böttiger Gelegenheit, Folgendes zu bemerken:

Diefs dürfte wenigstens in Absicht auf die eingesetzten Augäpfel mit einiger Einschränkung zu verstehen sein. Wir wissen, dafs die ältesten Bronze- und Elfenbeinstatuen der Minerva alle eingesetzte Augen hatten, wie das selbst bei der Idealstatue des Phidias im Parthenon zu Athen unbezweifelt der Fall gewesen ist. S. Visconti zu Pio-Clementino T. VI. p. 5. Die Sache blieb nun auch in Marmorbüsten des älteren Styls, wovon sich eine sehr merkwürdige im britischen Museum befindet. S. Ancient Marbles in the British Museum P. I. pl. 16. Es ist bekannt, dafs es sogar eigene Künstler gab, die sich ausschliefslich mit solchen eingesetzten Augen beschäftigten; es sind die Fabri ocularii in alten Inschriften, worin man, lächerlich genug, Brillenmacher zu finden gewufst hat. Verdächtiger sind allerdings die goldenen Augenwimpern, so häufig auch sonst die Vergoldung des Haupthaares erst bei Bronzen, dann auch bei Marmorstatuen vorgekommen sein mag. Diefs Alles wird erst durch die genauere Kenntnifs der alten Toreutik oder des Theils der alten Bildnerei, die Bilder in Elfenbein und Gold zusammensetzt, ganz klar. Hierbei trat die Schmelzmalerei überall als Schmückerin in's Spiel, wie Quatremère de Quincy in seinem trefflichen Werke über die Sculpture chryselephantine oder in seinem Jupiter Olympien zur Genüge gezeigt hat, wo auch p. 140. ff. die eingesetzten Augen und Vergoldungen der Haare sehr gut als Theile dieser Skulptur eingereiht worden sind.

v. d. Recke, Tagebuch IV. 106.

47.

Schon die Alten machten zwischen den Vasculariis, den Metallbildnern für die Buffets (abacos) mit und ohne Reliefs und Incrustationen (crustae, emblemata), und zwischen den Thonbildnern in gebrannter Erde (figulis) einen wesentlichen Unterschied, wobei die Vasenbildner in Marmor, in Onyx u. s. w. (sculptores und scalptores) in der Mitte standen. Die murrhinischen Gefäfse können wohl nur dadurch ganz erklärt werden, dafs man neben den in wirklichen, edleren Steinen gearbeiteten Murrhinen auch noch eine, die weiche Masse verhärtende Nachahmung annimmt.

Artistisches Notizenblatt, 1834. Nr. 10.

48.

Um hier nur anzudeuten, was wohl der Gegenstand einer besonderen Vorlesung sein könnte, so theilten sich die mit besonderen Einsätzen geschmückten Silbergefäfse in solche, welche mit allerlei aus der Oberfläche nicht hervortretenden Ornamenten verziert waren (diese hiefsen πρόςτυπα, crustae, und die Künstler crustarii bei Plinius 33, 18. Die Kunst selbst hiefs bei den Griechen ἐμπαιστική (Casaubonus zu Sueton, August c. 7.) und in solche, wo ganz kleine Figuren aus Gold oder Elfenbein hinein befestigt wurden und garniturenweise verändert werden konnten, ἔκτυπα, emblemata. S. Saumaise zu Solin p. 736. Eine Nachahmung der letzten Art, wo elfenbeinerne kleine Figuren dem Körper des silbernen Pokals eingelöthet waren, sahen wir vor Kurzem in Westermann's reicher Kunstwerkstatt. Zwischen beiden inne steht die Verzierung mit eingesetzten geschnittenen Steinen, Onyxkameen u. s. w. Das sind die pocula gemmata, λιθοκόλλητα, der Alten. Man vergesse nur nicht, dafs diese Gefäfskünstler, die Schöpfer der pocula caelata, an deren Spitze der Zeitgenosse des Phidias Mys stand, (s. Sillig, Catal. artif. p. 288.) unter der Benennung vascularius (s. Muratori, Inscript. 314, 1. und Orelli zu den Inscript. Rom. n. 4276.) ein eigenes Collegium bildeten.

Artistisches Notizenblatt, 1834. Nr. 22.

49.

In der so oft wiederholten Untersuchung über die Anwendung der Perspective bei den Alten mufs die Vorfrage, ob Griechen und Römer sie gekannt haben, genau davon getrennt werden. Dafs sie die auf mathematischen Regeln beruhende Linienperspective bei ihrer Baukunst und Skenographie (wohin wir auch die Gartenkunst in ihren Villen rechnen möchten) kennen mufsten, brauchen wir nicht erst aus dem Vitruvius zu lernen. Etwas ganz Anderes ist die Frage, ob sie sie in der Plastik und Malerei gebrauchen wollten. Dafs sie nicht wollten, ist heute bis zum Ueberflufs dargethan. Denn um den Artikel und die Citate in Lessing's Collectaneen hier gar nicht zu erwähnen, hat Prof. Tölken in seiner gehaltreichen Schrift über das Basrelief und in der Vorlesung über das Verhältnifs der antiken und modernen Malerei zur Poesie (Berlin, Nicolai 1822) die Sache zur völligen Klarheit gebracht, dafs eben wegen dieses Verschmähens alle Linien- und Luftperspective bei den Alten so gut als völlig unmöglich war. Wohin man blickt, kommt die Bestätigung. Man hatte auf dem nun im Vatican in der Sala Borgia aufbewahrten Gemälde der Aldobrandinischen Hochzeit eine perspectivisch zurücktretende Wand bemerkt. Nach dem neuesten Säuberung-Procefs verschwand sie, als eine moderne Ueberpinselung. Es wurde uns vor vielen Jahren in Weimar der Anblick einer Copie der schon v. Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst (Werke, Th. V. S. 163.

vergl. 466.) gerühmten Landschaft, von welcher er versichert, „dafs die Entfernung im Hintergrunde mit wahrem Verdienst ausgeführt sei.“ Allein wir fanden nichts, was sich nicht auch auf den besseren landschaftlichen Wandgemälden von Pompeji und Herculanum in den bekannten Abbildungen hätte finden lassen.

Artistisches Notizenblatt 1823. Nr. 10.

50.

R. Rochette, wie seine Vorgänger, irrten in ihrer Ansicht von der altgriechischen Wandmalerei vielleicht nur darin, dafs sie ihre Meinung von den allein gepriesenen Gemälden auf Holztafeln zu allgemein aussprachen. Agatharch malte gewifs im Hause des Alcibiades enkaustisch auf die Wände, vielleicht selbst Zeuxis im Hause des Archelaus. Und warum sollte nicht dergleichen auch aus den Wänden ausgeschnitten worden sein? In der Hauptsache steht aber jene Behauptung gewifs unwiderleglich da. Eben weil so viel und vielerlei blos auf Wänden gemalt, in einrahmenden Verzierungen, (man denke an die ursprüngliche Einfassung der Aldobrandinischen Hochzeit) in die Wände gebildet wurde, malten die grofsen Maler in ihren Atteliers tabulas, πίνακας. Wenn wir nur erst überall über enkaustische Malerei und à tempera ganz im Klaren wären.

Artistisches Notizenblatt 1834. Nr. 15.

51.

Da der völlig erhaltene Kopf der merkwürdigen von Levezow erläuterten Bronze, die doch immer einer besseren Kunstperiode aus der Römerzeit zugeschrieben werden mufs, in die idealen Züge des Jupiter überspielt, so findet der scharfsinnige Ausleger darin einen Jupiter mit dem Zunamen Imperator, unter welcher Benennung schon Quintius Cincinnatus im Jahre der Stadt 376 nach Livius's Aussage eine Statue aus Präneste in's Capitol verpflanzte, so wie eine zweite Statue mit diesem Zunamen nach Cicero's Bericht in den Verrinen (IV., 57.) von Verres in Syracus geraubt wurde. Die Stelle bei Cicero gehört zu den räthselhaftesten. Denn Niemand begreift, wie ein Bild, ähnlich dem Zeus Urios, dem Entsender günstiger Winde, so, wie er am Eingange des thrazischen Bosporus zu Cicero's Zeiten noch stand und durch eine durch Gyllius zuerst bekannt gewordene griechische Inschrift bestätigt wird, von Cicero Jupiter der Feldherr genannt werden konnte. An eine verfälschte Lesart ist durchaus nicht zu denken. Immer bleibt des gelehrten Grävius Erklärung die erträglichste: Cicero, der vor einem Publicum sprach, welches die Sache so genau nicht nahm, bedient sich eines den Römern verständlichen Wortes, da für das eigentliche Urios die Sprache kein angemessenes darbot. Jener Jupiter am Bosporus hatte

wohl, wie auch der dortige Neptun, ein Aplustre, eine antike Windfahne, in der Hand. Damit wird nun freilich für die von Levezow beliebte Benennung des Berliner Fundes nicht viel gewonnen. Allein die ganze Sache ist doch mit vieler Belesenheit erläutert und die Schrift verdient von allen Alterthumsfreunden gekannt zu sein.

Artistisches Notizenblatt 1826. Nr. 23.

52.

Bekanntlich macht ein Sturz der Minerva im alten Styl, durch den hinten und vorn aufgebauschten Peplus und durch einen von der Brust bis zu den Füſsen in der Mitte herablaufenden Streifen mit dem Gigantenkampf en relief auf diesem Peplus einzig *), eine Hauptzierde dieses Museums, zur genauen Bestimmung der Kunstepochen, zur Belehrung über archäischen und äginetischen Styl ein unvergleichlicher Beleg.

Aber dieses herrliche Denkmal war schon in Rom in der Sammlung Chigi sehr unverständig restaurirt worden. Als im Jahre 1823 die Berliner Academie durch einen geübten römischen Formatore auch diesen Sturz abformen lieſs, versprach der dieses Geschäft durch Rath und Vorschrift leitende Professor Rauch, nach vorhandenen Denkmälern in diesem Styl eine angemessene Restauration zu versuchen. Der Versuch ist mit dem erfreulichsten Erfolg gemacht und ein vollendeter Gypsabguſs nach diesem Versuch aus Berlin für das Antikencabinet überschickt worden. Bereits ist diese in ihrer Ganzheit mächtig ansprechende, Rauch's feinen, in die Antike eindringenden Kunstsinn schön beweisende Statue auf einem Piedestal mit metallenem Drehwerk, wie man es in Berlin meisterhaft auszuführen weiſs, an würdiger Stelle in demselben Saal, worin der antike Torso sich befindet, aufgestellt und bietet durch die Vergleichung dem blosen Liebhaber, der nur nach dem allgemeinen Eindruck fragt, und dem unterrichteten Kunstkenner, der eine Menge Fragen auf den Lippen hat **), die mannichfaltigste Unterhaltung dar.

Artistisches Notizenblatt 1825. Nr. 8.

---

*) Seit Millingen in seinen unedited monuments pl. I—III., das für die früheste Bildung der Pallas zu Athen so wichtige Vasenbild auf der 1815 in Athen vom Engländer Burgon gefundenen Prämienvase bei den Panathenäen bekannt gemacht hat, ist dieser die Länge herablaufende Streifen, der im Bilde freilich nur durch einen Mäander geschmückt ist, als unentbehrlich im Pallascostüme vor Phidias erwiesen. Auf jenem Bilde ist auch die wahre Stellung der vorkämpfenden Pallas Promachos (Pausan. II., 34.), wie sie den drohenden Speer schwingt, deutlich angegeben.

**) So wird es wohl noch lange eine Streitfrage bleiben, ob unsere

53.

Leser der Dionysiaka des Nonnus wissen, wie Alles, was den Gott (Bacchus) berührt und was er anrührt, Weinrebe und Traube wird. Selbst das Wort ἀμπελοπώγων kommt, wenn wir uns nicht sehr irren, dort vor. Der bärtige Bacchus, als die ältere und üppigere Vorstellung des indischen Gottes, (s. Andeutungen zur Malerei der Alten I. S. 194. ff.) wurde besonders zu Gärten und ländlichen Verzierungen häufig auf Termensäulen gesetzt, z. B. Ancient Terra Cottas in the British Museum Nr. 3. 75. Wie congenial war die Idee, dem Gotte an einem in Ostia ausgegrabenen Kopfe statt des Haares Weinranken aus dem Kinn hervorspriefsen zu lassen. Man vergleiche damit den Tritonskopf im Museo Pio-Clementino T. VI. tab. 6., verkleinert im Musée Napoléon T. II., pl. 45., mit den Schuppen um Mund und Wange und den Delphinen im Barthaar.

v. d. Recke, Tagebuch IV., S. 105.

54.

Die Bedeutung des Sauroktonos ist räthselhaft. Doch hätten wir, da noch Platz dazu war, einige Winke darüber erwartet. Welcker hat in seinem gelehrten Verzeichnisse der Gypsabgüsse des academischen Museums in Bonn S. 71—78. nach einer scharfsinnigen Würdigung aller Meinungen über dieses Werk, welches zuerst von einem Erzgufs des Praxiteles ausging, in der Erklärung es als ein auf Wahrsagung sich beziehendes Vorspiel des noch im Knabenalter befindlichen Orakelgottes angesehen. Wir haben immer Visconti's Ansicht beigepflichtet, dafs es damit auf ein bloses Vorspiel zur Tödtung des Python abgesehen sei, wiewohl es uns nie beifiel, an ein Anspiefsen mit der Pfeilspitze im Sinne moderner Restauration dabei zu denken, was schon durch das bekannte Sinngedicht Martial's hinlänglich widerlegt wird.

Artistisches Notizenblatt 1827. Nr. 20.

55.

Die Stellung der sogenannten Ephesischen Diana, der grofsen Mutter von Ephesus, wo nicht selten auf den gespreizten Armen sogar noch

---

vorkämpfende Minerva Promachos den Speer drohend vorwärts stofse, wie in den ältesten Palladien überall und auf so vielen Münzen, oder ob sie mit dem Speer auf die Aegide schlage, als zum Angriff reizend, wie Thorwaldsen die äginetische restaurirt hat und so auch, als er vor einigen Jahren unser Museum besuchte, die Stellung der hiesigen in der Restauration ausgeführt zu sehen wünschte. S. Amalthea, 1. Theil. Vorrede S. XXXI.

ein Theil des Thiergewimmels lagert, womit die echt-orientalische Allegorie diese Allmutter umringt *), gehört eben so gut der Symbolik des Morgenlandes an als die Geberden des Betens mit ganz ausgestreckten Armen bei den betenden Agnesen auf Bildwerken des frühesten Christenthums, oder des segnenden Heilandes auf einem gemalten Glase aus den ersten Jahrhunderten **). Den Griechen ging es bei der Betrachtung der Ephesischen Diana mit ihren weitgespreizten Armen ganz sonderbar. Es wurde ihnen bange, dafs die gute Allmutter bei dieser höchstgezwungenen und ermüdenden Stellung einmal die Arme sinken lassen möchte, und sie unterstellten daher die so gestreckten Arme mit eigenen Stützen, die sich bei mehreren noch erhaltenen Statuen der Ephesischen Diana oft künstlich genug ausgearbeitet wiederfinden ***). Die frommen christlichen Damen aber, die ihre Arme, um die Kreuzigung des Heilandes dadurch zu versinnbilden, stundenlang im Gebet ausstreckten, wufsten sich am Ende nicht besser zu helfen, als dafs sie sich, wie dort Moses bei seinem Kriegsgebet gegen die Amalekiter, die der Unterstützung bedürftigen Arme durch ihre Diener und Dienerinnen halten und stemmen liefsen, wie diefs auf den Wandgemälden der christlichen Katakomben im unterirdischen Rom häufig angemalt zu sehen ist †).

Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva 1815. S. XI.

56.

Hoch gen Himmel ausgestreckte Hände, so dafs die ausgebreitete Handfläche die von oben kommende Göttergabe empfangen könnte, war die einzige Art, die Götter um etwas anzuflehen (manus supinae der alten Römer, vergl. Stanley zu Aeschylus p. 753. ed. Pauw). Unter den Christen kam zuerst durch die Staurodulie oder die Verehrung des Kreuzes die Sitte auf, beide Arme lang auszustrecken und so die Gestalt eines römischen Kreuzes zu bilden. Wir haben von Hildebrand eine eigene Schrift: Rituale orantium. S. Ilithyia oder die Hexe S. 51.

---

*) S. Montfaucon T. I. pl. 93. 94. Der Orientalismus dieser Armausbreitung erhellt aus Abbildungen der syrischen Götter, wie sie z. B. Neumann in seinen numis anecdotis T. II., tab. III. 2. abgebildet hat.

**) Buonarotti, franmenti di vasi di vetro, tav. XVII. 1, XVIII. 3. 2.

***) Häufig auf alten Münzen und geschnittenen Steinen, z. B. Gori, Gemmae astriferae T. I. Nr. 63. Lucas Holstein hat eine eigene Abhandlung de fulcris Dianae Ephesiae simulacro appositis geschrieben im VIIten Theile des Gronov'schen Thesaurus.

†) S. Arringhi, Roma subterranea T. II. p. 117. tab. 2. und p. 137.

und diese Sammlung I. S. 92. Unser Händefalten ist eine orientalische Unterwürfigkeitsgeberde und durch die Kreuzfahrer zuerst nach Europa gekommen.
Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva 1820. S. 50.

57.

Die Winckelmannische Auslegung der berühmten Gruppe des Menelaus in der Villa Ludovisi von Orestes und Electra, die Herder in seinen Briefen zur Humanität mit solcher Begeisterung aufnimmt, bleibt noch immer die statthafteste, wegen des aus Trauer abgeschorenen Haares der weiblichen Figur. Man weifs ja, dafs Electra immer als das geschorene Mädchen (κούριμος) im Sophokleischen Cothurn erscheint. S. Jacobs zur griechischen Anthologie Bd. VII. S. 396. Millin description des statues des Tuileries p. 7., folgt der französischen Ueberlieferung, die nach einem Intaglio des Giraud am liebsten Andromache und Astyanax darin erblickt.

v. d. Recke, Tagebuch II., S. 279.

58.

— Die treffliche Statue — die auf der 71sten Tafel des Becker'schen Augusteums abgebildet ist *), gehört in die Klasse der Silenusvorstellungen, wo die Kunst der Travestirung die Silenusfabel in die satyrischen Dramen schon aufgenommen hat. Die ganze Behandlung dieser Statue und das Charakteristische, welches, zum höchsten Ausdruck gesteigert, doch nicht widerliche Karikatur wird, erheben sie zu einer wahren Zierde der Galerie. — Bei der hier besonders auffallenden Behaarung des Körpers, die über den Knieen bis zu kleinen Zotten sich verdichtet, läfst sich die leitende Idee, welche die Griechen bei diesen rauch behaarten Körpern der Götter auf dem Bacchischen Thiasos sowohl in den wirklichen Prozessionen an den Dionysenfesten und Orgien, als auch in den nachahmenden Kunstwerken auszudrücken suchten, der Gegensatz der durch griechische Gymnastik geschmeidigten und geglätteten Körper mit der asiatisch-phrygischen Waldnatur, sehr deutlich erkennen. Bekanntlich erblicken wir auf alten Vasengemälden häufig in den Bacchischen Maskeraden solche Figuren, die, sichtbar in zottige Felle eingenäht, diese ausländische Natur darstellen **). Die Sache verdient aber darum besonders hier angemerkt zu werden, weil bei der Andeutung dieser

---

*) S. jetzt: Verzeichnifs der Bildwerke in den Sälen der königlichen Antikensammlung in Dresden (von H. Hase). Dresden 1836. Nr. 125. S. 37.

**) Die Stellen des Dionysius von Halikarnafs Arch. VII., 82. p. 1492. und Pollux IV., 119. geben uns auch die Benennung dazu, womit

thierischen Hautoberfläche die Sculptur doch ganz anderen Gesetzen folgt als die Malerei. Ganz vortrefflich ist in diesem zum Taumelschlafe*) eingesunkenen, mit dem Kinn auf die Brust gestützten Gesichte der Ausdruck völliger Abspannung und Eingesunkenheit. Becker bemerkt, dafs diese erschlafften Züge Uebersättigung und Ueberdrufs anzeigten, und in diesem Charakter stellt uns diese Züge auch der Kupferstich dar. Wir erlauben uns gegen das Letztere darum einige Zweifel, weil das Verdrüfsliche durchaus nicht im Charakter des Silenus liegt, den die dramatische und bildende Kunst nur immer als das gute Papachen zu benennen und darzustellen pflegte **), und weil doch auch die genaue Betrachtung der Statue selbst anderer Beschauer (z. B. Lipsius in der „Beschreibung der kursächsischen Antikengalerie" S. 182) vielmehr ein Lächeln als die Miene des Ueberdrusses darin finden liefs. Diese würde sich besser zur moralischen Tendenz jener Spartaner, die ihre Heloten sich besaufen liefsen, damit die spartanische Jugend an den Verzerrungen des Rausches ein warnendes Beispiel sähe, als zur fröhlichen Lebenslust schicken, die das Alterthum auch noch dem Uebermafs im Genufs aufzudrücken nie vergafs. Doch diefs ist eine wahre Kleinigkeit. Gern lassen wir uns von dem kundigeren Ausleger eines Besseren belehren, und bemerken lieber, dafs von ihm mit Recht der Verlust beider Füfse, die durch moderne Ergänzung sehr plump und ungeschickt ausgefallen sind, beklagt und mit grofser Einsicht die wahre Stellung, die sie gehabt haben müssen, angegeben wird. Diese mufs so beschaffen gewesen sein, dafs es durchaus das Ansehen gewann, als werde der Hängebauch überstürzen, wenn er vollends entschlafen wäre, so wie diefs auf einigen geschnittenen Steinen, wo Silen auf dem Esel reitend erscheint, der Fall ist. Denn da sieht man es deutlich, dafs er den nächsten Augenblick unfehlbar herabstürzen würde. Hätten wir nur hier die Füfse des Urbildes noch, gewifs, wir würden die Klagen des grofsen

---

Casaubonus, de poesi satyrica I. 4. p. 105. ed. Ramb. und Visconti zum Pio-Clementino T. I. p. 84 zu vergleichen ist. Millin hat in seinen Erklärungen zu den Peintures des Vases antiques im ersten Theil zu einigen, diefs sehr versinnlichenden Vasenabbildungen auch mancherlei gesammelt.

*) Der für die Nüancirung sinnlicher Erscheinungen in seiner Sprache so reich begabte Grieche hatte für diese Art von Schlaf das eigene Wort κάρος, wie es Galen erklärt (s. Foesius in Oecon. Hippocr. s. v. am Ende), so wie für das Einsinken des Kinns auf die Brust das Wort νυστάζειν. Unser Nicken drückt diefs nur sehr unvollkommen aus.

**) Pollux IV., 142., nach der Vofsischen Handschrift, Julian in den Kaisern p. 309. 314. 331. Op., nebst Spanheim in den Preuves des Remarques p. 349., vor Allen aber Visconti zum Pio-Clementino, T. I. p. 84. T. IV. p. 56.

Garrick bei'm Anblick eines gerühmten französischen Schauspielers: aber die Beine sind nicht betrunken! auch bei diesem Bilde, das übrigens als Prototyp der höchsten Trunkenheit gelten mag, nicht wiederholen dürfen! —

Zeitung für die elegante Welt 1810. Nr. 93.

59.

Die Bildsäule der Dresdener Antikensammlung (Nr. 153. im Verzeichnifs), welche Hirt für eine Mima gehalten haben will, ist zwar allerdings durch den Zusatz des Delphins und das Salbgefäfs in der Hand zu einer Venus restaurirt, aber gewifs ein Hermaphrodit. Das auf dem Kopfe zusammengefaltete Gewand kann wohl nicht mit einer Kopfbinde verwechselt werden. Obgleich unter Lebensgröfse, gehört es zu den Lieblingen unserer Galerie, und die nachlässig verhüllten Theile um die Hüften in schwellender Fülle haben von jeher die Bewunderung der Kenner auf sich gezogen.

Artistisches Notizenblatt 1830. Nr. 14.

60.

Die alten Griechen hielten schon die Darstellung des Hundes für etwas Würdiges. Wie oft mag der treue Argus des Ulysses gemalt worden sein! Wir haben Spuren davon. Auch in der Messiade ist eine köstliche Episode vom Hunde. Wer malte diesen unter uns? Nikias, Euphranor's Schüler, der Giorgione seiner Zeit, war ein tüchtiger Hundemaler. Prosperrime canes expressit, sagt Plinius XXXV. 5. 40, 28. Man denke aber auch an die herrlichen Windspiele (Spartaner) neben einigen noch vorhandenen Statuen der Diana, z. B. der Versailler. Doch vor allen war schon der alles Darstellbare umfassende, grofse Bildgiefser Myron ein charakteristischer Hundebildner, nach dem ausdrücklichen Zeugnifs des Plinius, und ein Hund war darunter so berühmt, dafs Plinius ausdrücklich sagt: fecit et canem (XXXIV. S. 19., 3). Es leidet, durch genaue Vergleichung erwiesen, fast gar keinen Zweifel, dafs der sitzende colossale Hund, der von Jenkins nach England an den reichen Liebhaber Duncombe in der Grafschaft York für 1000 Pf. Sterling (!) verkauft wurde (s. Winckelmann's Werke IV., 429.) und welchen schon Cavaceppi (der ihn restaurirte) abgebildet hat (Racolta di Statue, Vol. I., tav. 6.) ursprünglich jener Hund des Lysippus gewesen ist, wie auch neuerlich der grofse Kenner Heinrich Meyer in seiner noch viel zu wenig gekannten und geschätzten Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen I., 74. bestimmt ausgesprochen hat. Raf. Mengs formte einen der Art, noch ehe er aus Rom wegging, und so besitzen wir ihn auch in unserem schönen Museum der Mengsischen Abgüsse, wo er aber in dem Verzeichnisse eher ein Wolf genannt wird.

Schon Cavaceppi hat ihn mit Recht einen Molossus genannt. Das war ja die grofse Hunderace, die nach Aristoteles's Thiergeschichte IX., 1., für die grofsen Schafheerden gebraucht wurde, die aber auch die furchtbarsten Hauswächter waren. S. z. Horaz, Satiren II., 8. 113.

Artistisches Notizenblatt 1825. Nr. 8.

61.

Ueber das Basrelief des Palastes Spada in Millin's Galérie mythologique Nr. 891. — Bellerophon tränkt das mit Minervens Hilfe gezäumte Flügelrofs an einem Quell, der am Fufs einer Grotte hervorsprudelt. Man hält diesen Quell, nach der gewöhnlichen Deutung, für den Musenquell Hippokrene (Rofsbach) auf dem Helikon in Böotien, der nach der Fabel vom Hufschlage des stampfenden Flügelrosses plötzlich aufsprudelte. (Vielleicht die Sage eines von Pferdehirten zuerst aufgefundenen Sprudels in jener Gegend, in ein allegorisches Gewand gehüllt. Man erinnere sich an das, was die alten böhmischen Annalisten vom Carlsbader Sprudel fabeln). Allein diese Deutung kann darum nicht Statt haben, weil man nicht wufste, wie der corinthische Held Bellerophon auf den Helikon nach Böotien gekommen sein sollte. Pindar singt in der dreizehnten olympischen Siegsode vom Quell Peirene zu Corinth, neben welchem Bellerophon sich lange vergeblich bemüht habe, den widerspänstigen Pegasus zu bändigen. Er ist gebändigt, und hier erquicken sich Held und Rofs am kühlenden Springwasser. Das Original dieser Zeichnung ist nach einem alten Marmor in halberhabener Arbeit copirt und gehört zu den echt berühmten Basreliefs in parischem Marmor, die in einem eigenen Zimmer im Palaste Spada in Rom aufbewahrt werden. Ein glücklicher Zufall hat sie der Zerstörungswuth des Mittelalters entrissen, da sie in den Treppenstufen der Agneskirche so eingemauert worden waren, dafs die Kunstwerke verdeckt blieben. Die Figuren darauf sind nicht viel kleiner als die in Lebensgröfse und gehören zu den ausgeführtesten unter den noch vorhandenen Basreliefs.

Verzierung gymnastischer Uebungsplätze S. 5.

62.

Es sei uns erlaubt, unsere Meinung über den zierlichsten von den Sarkophagen in der Dresdener Antikensammlung*), in dessen Mitte eine Jungfrau von einem Diener aus dem Gefolge (dem Thiasos) dem vor ihr stehenden Bacchus vorgestellt wird, mit wenigen Worten hier zur Prüfung

---

*) Vergl. jetzt: Verzeichnifs der Bildwerke in den Sälen der königl. Antikensammlung in Dresden (von H. Hase) Dresden 1836. Nr. 236. S. 82.

vorzulegen. Wir haben diese weibliche Figur immer für die wirkliche Ariadne gehalten, in dem Moment vorgestellt, wie sie nach der Ueberraschung auf der Insel Naxus, wo sie der Gott noch schlummernd antraf, von seinem Gefolge emporgehoben und ihm als Braut vorgeführt wurde. Es macht diefs einen eigenen Darstellungspunct in dem durch Dichter und Künstler um die Wette verherrlichten Cyclus der Bacchischen Ariadnefabel, von welcher nach ihren verschiedenen abgestuften Scenen, von der trostlos Eingeschlummerten bis zur froh Triumphirenden im Wagen des Gottes, an einem anderen Orte ausführlicher gehandelt worden ist *). Nun erhält auch der Apfel, den eine Bacchantin, ihn aus dem mystischen Schlangenkörbchen hervorholend, der ehrwürdigen Priestergestalt vor ihr darreicht, seine volle Beziehung. Denn wer kennt nicht den (Granat-) Apfel als Zeichen der Vermählung in den Heiraths-Mysterien des Alterthums? Auch der zwischen Knaben und Jüngling, seiner Bildung nach, innen stehende Genius mit der Fackel zwischen den zwei Bäumen oben tritt nun als Hymen in seine rechte Stelle. Selbst die vorwärts deutende Geberde des Gottes wird so vielleicht eingreifender in's Ganze erscheinen. Er bedeutet den jungen Satyrisk, der ihm halb zugewandt voran steht, dafs ihm der Apfel zugelangt werden solle. Der Löwe ist auch hier, wie auf so vielen anderen Denkmälern des Alterthums, das Symbol des Gottes, der einst selbst diese Gestalt annahm (Hor. Od. II., 19. 23.), worüber uns Creuzer in seinem Dionysus, S. 229. ff., so viel Lehrreiches gesagt hat. In dem weit älteren griechischen Marmor, von welchem dieser spätere römische Sarkophag vielleicht nur ein Nachkomme im dritten oder im vierten Gliede ist, mag freilich die Sache noch etwas vornehmer und zusammenhängender ausgesehen haben. Aber die Vorstellung selbst kam wohl dadurch zuerst auf Graburnen, dafs man den frühen Tod eines reifen Mädchens oder einer schönen Braut dadurch bezeichnen wollte. Denn ursprünglich hat doch in allen diesen auf Grabmonumenten abgebildeten Fabeln eine zarte allegorische Andeutung stattgefunden, die freilich in der Folge verschwand, als man dergleichen Marmorkästen zur Aufbewahrung der Aschenkrüge handwerkmäfsig bearbeitete und auf Nachfragen, wie man in grofsen Städten noch jetzt Magazine von Särgen und Leichensteinen hat, vielleicht zu Dutzenden fertigte.

Zeitung für die elegante Welt 1811. Nr. 228.

63.

Es verdient bemerkt zu werden, dafs uns aus dem Alterthume noch zwei Vorstellungen der von Liebesqualen verzehrten Phädra übrig geblieben sind, deren Vergleichung mit den modern-antiken Bildern nach der Schiller-Racine'schen Phädra von mehr als einer Seite lehrreich

*) S. archäologisches Museum (Weimar 1801). S. 36. ff.

sein könnte. Die eine Querseite des Sarkophags in der Domkirche zu Girgenti in Sicilien stellt uns die Phädra dar im Kreise ihrer Dienerinnen, in tiefsten Schmerz versunken, und allen Trost, selbst die Linderung der Musik durch zwei neben ihr angebrachte Citherspielerinnen verschmähend Hören wir, was Bartels davon sagt *), der den Ausdruck in der Figur der Phädra bewunderungswürdig findet und eher dadurch fehlt, dafs er zu viel darin erblickt. Wir bedienen uns zum Theil seiner Worte, denn in Vielem weichen wir, durch die Abbildung geleitet, von ihm ab. Traurig sinkt Phädra, unterstützt und getröstet von ihren Begleiterinnen, auf ihren Sessel nieder. Körperliche Gröfse zeichnet sie unter allen ihren Umgebungen aus, wie der Adel ihres Blickes und Anstandes. Sie stützt sich mit der linken Hand auf den Sessel, der keine Armlehnen hat; die Rechte trägt, als sei sie der Herrin zur unerträglichen Last geworden, eine ihrer Dienerinnen. Armspangen umschliefsen an beiden Armen die Handwurzel. Ihr Schmerz ist zur Empfindung herabgestimmt, und ich sah nie sanfte Melancholie richtiger gezeichnet **). Welch ein Unterschied, wenn man die entblösten Theile der Phädra mit denen des Hippolyt vergleicht! Phädra's Untergewand ist ein Meisterstück; nachlässig fällt es in Falten längs ihrem Körper hinab, und ist über den Hüften nur mit einem schmalen Gürtel gebunden. Der Mantel bedeckt ihr nur die unteren Theile von den Hüften herab. Sie blickt mit gesenktem Haupte zur Amme sich um und so trägt selbst die Seitenwendung des Kopfes zur Grazie der ganzen Figur bei. Die Amme lüftet und hebt den Obertheil des Mantels, womit sie sich vorher den Kopf, zum Zeichen des gröfsten Schmerzes, eingehüllt hatte. Noch sieben andere Gefährtinnen stehen ihr zur Seite, in den Gesichtszügen werden Verschiedenheit des Charakters, und in jeder neue Schönheit entdeckt. Unter Phädra's Stuhl guckt versteckt ein Amorino hervor. Liebe war der Grund ihres Kummers. So ist Ursache und Wirkung vortrefflich angedeutet ***). Die Citherspielerinnen, welche ohne Theilnahme gegenwärtig zu sein scheinen, und die Spuren eines mystischen Korbes unter dem Stuhl scheinen auf ein Thes-

---

*) Briefe über Calabrien und Sicilien Th. III., S. 465—68.

**) Wir können freilich nur nach den Kupferstichen urtheilen, die wir in Dorville's Sicula p. 90. und in St. Non's Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, T. IV., p. 204., pl. 82., vor uns haben, Aber in diesen Abbildungen ist nicht Melancholie, sondern der höchste Grad des Schmerzes sichtbar. Damit stimmt ein neuerer Augenzeuge, Kephalides, überein. S. dessen Reise durch Sicilien I. 273., wo es heifst: Verzweiflung zeigt sich in jedem Theile des Gesichtes.

***) Man vergleiche das, was wir über ein altes Vasengemälde, die Liebesbethörung der Helena dem Paris gegenüber vorstellend, bemerkt haben, in der Urania von 1820., S. 486. ff. und diese Sammlung II. S. 248. ff.

mophorienfest, das Phädra besuchen wollte, oder auf eine Bacchische Weihe hinzudenten — Dieselbe Scene mit derselben symbolischen Andeutung der Ursache und Wirkung finden wir nun auch in einem zweiten alten Kunstwerke, welches wir auf die in Liebe verzweifelnde Phädra lieber als auf die Cleopatra oder Dido beziehen möchten, wie andere Erklärer gethan haben. Auf einem silbernen Medaillon in erhabener Arbeit, der hinten einen Haken zum Aufhängen hat und sich in den Alterthümern Herculanums unter den Bronzi d'Ercolano befindet *), erblicken wir eine im höchsten Schmerz hinsterbende schöne Frau auf einem Sesselthron (wie der Fufsschemel besagt) hingesunken, und von einer ihr im Rücken stehenden, am Kopf behaubten (mitrata) alten Sklavin, offenbar ihrer Amme, in die Arme gefafst. Man sieht es, dafs die Alte, ihr Trost einzusprechen und physische und psychische Linderungsmittel anzuwenden bemüht ist. Zwischen den durch den herabgesunkenen Mantel doppelt verhüllten Knieen der agonisirenden Frau steht in trauernder Stellung, das Köpfchen schmerzlich auf die Aermchen gestützt, ein Amorino. Auf einem mit Myrtenranken umwundenen Fufsgestell steht das Bild der Venus mit dem Apfel (der Siegerin also, sie hat verderbend gesiegt), und zwei Tauben umflattern sie. Ein umgestürzter Feigenkorb ist unter dem Sitze sichtbar. Dies hätte die Herculanensischen Academiker, die dadurch auf die Natter geleitet wurden, welche in Feigen versteckt zur Cleopatra gebracht worden sein soll, auf dasselbe mystische Körbchen, das Abzeichen der Bacchusfeier, hinführen sollen, welches auch auf dem Sarkophag von Girgenti unter dem Sitze der Phädra erblickt wird. Auch diese Vorstellung hat viel Ausdruck und selbst für das Uebliche Belehrendes.

Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva, 1820. S. 54.

64.

Es hat, seit Epheu und Lorbeer Dichterschläfe umkränzen, und seit steinerne und papierene Pantheons erbaut wurden, auch nicht an Dichterhimmelfahrten und Vergötterungen gefehlt in allerlei Klangweisen und Stoffen. Um nun gleich bei'm Urborn alles Gesanges in der profanen Welt, bei'm Homer selbst, stehen zu bleiben, so kennt Jeder, der auch nur einen flüchtigen Blick auf die Alterthumskunde in Bildwerken gethan hat, jene Apotheose Homer's, die sich mehr als ein Jahrhundert im Hause Colonna in Rom erhielt, vom Meister Archelaus aus Priene, wo erst Jupiter dem Sängerinnenchor der neun Musen das alte: mit Zeus den Anfang! zurufen, und der alte Olen durch die Stiftung des pythischen Orakels den epischen Hexameter erschaffen mufs,

*) S. Antichità d'Ercolano T. V., p. 255. fl. der Originalausgabe oder in den Antiquités d'Herculanum (von David), T. VI., p. 62, pl. 108.

ehe der Weltkreis den verklärten Sänger der Iliade und Odyssee krönen, ehe die von diesem Urdichter ausgegangenen anderen Dichtungsarten ihm, dem Vater, einen kindlichen Hymnus singen können *). Noch einfacher und darum vorzüglicher ist eine zweite Vergötterung Homer's in erhabener Arbeit auf einem silbernen Becher, der sich, als Winckelmann ihn sah, im Herculanischen Museum in Portici befand, jetzt aber im Museo Burbonico prangt, wo der dem Göttersitz auf Adlerflügeln zueilende, verschleierte Homer — denn verschleiert treten die Sterblichen in den Kreis der Unsterblichen — rechts von der personificirten Ilias, einer kriegerischen Frau, einer Virtus im alten Sinne, links von einem Genius mit Ruder und Schiffermütze, den Helden der Odyssee vorstellend, eingefafst, und mit singenden Schwänen und hängenden Masken durch schwebende Laubgewinde zierlich überschattet wird **).

Erklärung der Kupfer zum Taschenbuch Minerva 1820., S. 3.

65.

Das Basrelief in Piranesi's Musée Napoléon, T. II., tab. 12. aus Pentelischem Marmor, ein bis jetzt gar nicht bekannt gewordenes allegorisches Denkmal, ist höchstwahrscheinlich eine Votivtafel, worauf die Initiation oder Kinderweihe eines kleinen Lieblings von frommen Aeltern symbolisch dargestellt wurde. Das einzuweihende Kind ist der kleine Knabe, dem Silen das Gefäfs mit Früchten (die vannus mystica der Bacchusprocessionen) auf den Kopf setzt, ein sehr merkwürdiger Beleg für das Alterthum heidnischer Kindereinweihungen, das wohl genauer erwogen und erklärt zu werden verdient.

Der Freimüthige, 1805., Nr. 179.

66.

Kein einziges echtes Denkmal alter Kunst hat uns die Selbstaufopferung des Curtius aufbewahrt. Denn der sogenannte Marcus Curtius in der Villa Borghese, der sonst aus Maffei, Statue u. s. w. fleifsig angeführt wurde, ist bekanntlich in seinen wahrhaft erhaltenen Theilen

---

*) Die befste Abbildung findet sich in der zweiten Hilfstafel zum Pio-Clementino T. I. Aber selbst Visconti hat die Alles belebende, oben angedeutete Hauptidee nicht deutlich aufgefafst. Nur sie bringt Einheit in diese vierfach über einander gestellten Figurenreihen. Vergl. Creuzer's Atlas zur Symbolik, Taf. 46.

**) Tischbein's Homer in Bildern 1. 3. p. 23. oder Millin's Galérie mythologique pl 149. nr. 549. S. Meyer zu Winckelmann's Werken VI. 2, 123.

nur ein zertrümmertes Bruchstück eines alten Reitergefechtes en relief aus einem Triumphbogen. S. Pinciana T. I. p. 29. ff.

v. d. Recke, Tagebuch II., S. 69. und Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva, 1816., S. VIII.

67.

Noch können wir die früher ausgesprochene Ueberzeugung, dafs auf der herrlichen bronzenen Relieftafel im Besitz des gelehrten Briten Thomas Hawkins der Liebeszauber dargestellt werde, womit nach der bekannten Stelle in den Homerischen Hymnen (IV, 85 ff.) Aphrodite dem Hirten Anchises auf dem Ida sich offenbarte, nicht zurücknehmen. Die Weimarischen Kunstfreunde glauben, es stelle die zärtliche Zusammenkunft der Helena mit dem Paris vor. Paris kam nicht als Hirte, worauf doch offenbar der Hund zu seinen Füfsen deutet, sondern als Unterhändler nach Sparta. Man lese, wie Coluthus und Tzetzes in den Antehomericis die Scenen nach den alten cyclischen Dichtern uns vorbilden, und wie die Tragiker diesen Raub schildern. Die hier sich entschleiernde Göttin braucht nicht geraubt zu werden. Aber es ist auch nicht, wie Schorn es auslegt, die den Paris durch Schönheitzauber bethörende Venus. Diese enthüllte ihm ihre Reize, dem einstimmigen Zeugnifs aller Alten zufolge, erst dann, als Hermes sie nebst den zwei andern Göttinnen ihm vorführte. Der Eros, welcher zwischen Anchises und Venus innen steht, hat auf dem genauen Gypsabgufs, den wir der Güte Hawkins's verdanken und vor uns haben, nichts weniger als ein jugendliches Ansehn. Es könnte eher ein Anteros sein, im antiken Sinn.

Artistisches Notizenblatt 1823. Nr. 5.

68.

Nach dem, was Visconti theils im Musée Napoléon II. p. 11—26. (denn Petit-Radel sprach doch nur aus Visconti's Belehrung), theils in seiner Iconographie grecque T. II. p. 52. der Quartausgabe, über die vorgeblichen Alexanders-Büsten, in Vergleichung mit der Musterbüste, die Azara dem ersten Consul schenkte, bemerkt hat, dürfte wohl schwerlich Jemand die Büste des sogenannten sterbenden Alexander in Florenz für einen wahren Alexander halten.

v. d. Recke, Tagebuch I. S. 253.

69.

Bekannt sind mehrere geschnittene Steine, die uns die Liebesgöttin an den Mars angeschmiegt in den verführerischsten und reizendsten Stell-

lungen erblicken lassen, wovon einige wenigstens dem römischen Alterthume angehören (Tassie's Catalogue of gems no. 6505—6542.) Denn höher hinauf dürfte wohl keiner seinen Stammbaum führen können. Schwerlich ist auch nur ein Drittel davon antik. Einige sind Portraits römischer Kaiser, z. B. des Commodus mit der Crispina.

Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva 1811. S. 6.

70.

Ob ein echtes Bildnifs des Livius uns aus dem Alterthume überliefert worden sei, haben die scharfsinnigsten Alterthumsforscher mit Recht bezweifelt. Auch der treffliche Ennio Quirino Visconti und sein Fortsetzer Mongez wagten es nicht, in ihr Prachtwerk, Iconologie grecque et romaine, eine Abbildung des Livius aufzunehmen. Dennoch wird er überall abgebildet, und zu Padua, wo man ihm auf dem Rathhaus einkunstreiches Denkmal errichtet hat, fehlt es nicht an seiner Marmorbüste. Eine andere sieht man bei Drakenborch im siebenten Band seiner Ausgabe S. 12. Es ist bekannt, dafs schon Caligula gegen die Schatten und Bildnisse des grofsen Historikers wüthete (Suet. Cal. 34.), und man darf sich daher nicht wundern, dafs die wahren Züge seines Gesichtes durch diese absichtliche Vertilgung nach und nach in Vergessenheit geriethen. Die den Ausgaben des Schriftstellers gewöhnlich beigegebene Abbildung ist jener Paduanischen Büste entlehnt, wovon man sich bei genauer Vergleichung sogleich überzeugen wird. Und dafs das, was über die Auffindung des Livius bei der Kirche der heiligen Justina zu Anfang des 15ten Jahrhunderts in einem bleiernen Sarge und von der Entdeckung der römischen Inschrift erzählt wird, (die einem Freigelassenen Halys aus der Dienerschaft der Kaiserin Livia zugehört) nichts als Mährchen seien, bezweifelt in unseren Tagen Niemand und hat schon Orsato in den Monumentis Patavinis p. 29. für das, was es ist, erkannt. Mögen immerhin die guten Paduaner mit ihrem Landsmann grofs thun und viel von seinen Denkmälern zu erzählen haben. Was davon zu halten ist, hat schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unser Kayfsler in seiner reichhaltigen Reisebeschreibung (neueste Reisen durch Deutschland — Italien u. s. w., S. 1066 nach der neuen Ausgabe von Schütz, Hannover 1751.) gesagt, um die neueren Reisenden bis auf Thiersch herab nicht weiter zu erwähnen. — Für den gewöhnlichen Gebrauch begnügt man sich mit dem Bildnisse des Livius im Mausoleum zu Padua, welches der Antiquar Bassano (derselbe, dem wir das gut geschriebene Leben des Tyrannen Aciolino oder Ezzelino verdanken,) der Stadt schenkte, Bellori in seinen Rhetoribus illustribus nr. 88. zuerst bekannt machte, und worüber Gurlitt in seinem Versuche über die Büstenkunde (Magdeburg, 1800. nr. 189. p. 62. oder in seinen archäologischen Schriften von Müller S. 296.) alle Nachrichten zusammengestellt und geprüft hat. Zu den dort angeführten Werken füge man noch van der Aa, effigies virorum ac feminarum illustrium L. B. fol. Wer

dieses sogenannte Bildnifs des Livius betrachtet, erinnere sich an jenes alte Wort: *non in imaginibus, sed in scriptis perdurare ingenia.*

Aus *Kreyfsig's* Vorrede zum Livius, bei Tauchnitz 1828. 4. p. VIII. und Anmerkung zu v. d. *Recke*, Tagebuch I. S. 149.

71.

Ulyfs mit ausgestreckter Hand auf einer Paste bei'm Abbate Dolce (in Tischbein's Homer, Heft 6. Fig. 1.) hat zwar manche Aehnlichkeit mit der im vierten Heft Nr. 2. gegebenen Figur; dennoch scheint nach wiederholter Betrachtung die hier aufgestellte Figur gar nicht in die Polyphemus-Fabel zu gehören. Es ist nicht blos eine ausgestreckte, weisende, sondern auch eine *gekrümmte* Hand. Diese war das Symbol des Bettelns, wie aus den Stellen bei Sueton, Aug. 91. Vespas. 23. und Casaubon's Commentar zur ersten Stelle bekannt ist und auch aus Posidipp's Epigramm auf die Statue des Athleten Theogenes erhellt, obgleich Jakobs, Animadv. ad Anal. Vol. II. S. 1. p. 147. und Schweighäuser zum Athenäus T. V. p. 297. diefs dort anzuerkennen Bedenken tragen. Mithin ist hier der Bettler Ulysses in seiner eigenen Heimath, nicht der überredende bei'm Polyphem ausgedrückt. Und dahin weist auch offenbar der *unansehnliche Ranzen*, πήρη ἀεικελίη, um die Schulter und der Bettlermantel, die wir auf diesem Bilde erblicken. Und ist nicht der bis zur Bettelei im eigenen Königssitz herabgesunkene Ulysses eine viel deutungsvollere, lehrreichere, in sich selbst geschlossene Figur auf einem Ringsteine als der überlistende Abenteuerer?

Der Freimüthige 1805. Nr. 206.

72.

Unter den fast zahllosen antiken Maskenbildern auf noch vorhandenen geschnittenen Steinen giebt es eine nicht unbedeutende Anzahl, auf welcher ein mehr oder weniger mit Epheu und Bändern umschlungenes, glatzköpfiges Haupt abgebildet ist, von dessen Wangen statt des Bartes flügelförmige Anhängsel, zum Theil gerippt und mit Linien durchschnitten, herabhängen. Daraus haben nun die Ausleger alter Denkmäler und besonders Winckelmann in seinen Erklärungen der Stoschischen Gemmen und in den Monumenti, einen eigenen Jupiter Muscarius, einen Fliegengott, herausgeklügelt, dem bekanntlich bei den Olympischen Spielen ein eigenes Opfer zur Abwehrung der lästigen Fliegenschwärme gebracht worden sei, und Raspe hat in seinem Commentar zu Tassie's Catalogue of gems (pl. 19.) mehrere geschnittene Steine der Art abgebildet und für den Fliegenabtreiber erklärt. Jetzt kommt der in der Gemmenkunde ganz einheimische Hr. v. *Köhler* und belacht in seiner Abhandlung Masken, ihr Ursprung und neue Auslegung einiger bis jetzt unbekannt

und unerklärt gebliebenen. Mit einer Kupfertafel. St. Petersburg, 1833. 25 S. in Royalquart) diese wunderbare Auslegung, indem er mit großer Belesenheit bei'm Ursprung des ganzen Maskenwesens aus den Weinlesefesten in Griechenland, wie schon bekannt, gelehrt nachweis't, daſs die Farceurs und Stegreifdichter bei'm Ursprung dieser Feste sich nicht nur mit Mennige, Most und anderen Pflanzensäften das Gesicht bestrichen, sondern auch den Untertheil desselben mit Feigenblättern und anderen breitblätterigen Pflanzen, der Andrachne und einer daher selbst personata, Maskenpflanze, (Plinius 25. S. 66) genannten Pflanze, bedeckten oder darum eine Art von Vorhang, der dann auch mit Leinwand nachgemacht wurde, bildeten. Dieſs nun, behauptet der scharfsinnige Ausleger, erscheint uns auf den bisher ganz miſsverstandenen geschnittenen Steinen. Man kann dieser eben so gelehrten als geistreich zusammengestellten Erläuterung seinen Beifall nicht versagen. Nur darin hat uns unser Freund in St. Petersburg noch nicht vollkommen überzeugt, daſs die in der berühmten Stelle Virgil's vom Landbaue (2, 389), wo die bäuerischen Weinlesefreuden geschildert und die aus der Rinde der Korkeiche (cortex) geschnitzten Masken erwähnt werden, vorkommenden, an hohe Fichten aufgehangenen oscilla keine Masken, sondern Schaukeln gewesen wären. Der ganze Zusammenhang der Stelle spricht für Larven oder Phallen, (Voſs hat daher sehr klug sie nur Bilder übersetzt) die in erstem Falle als Abwehrmittel gegen Beschädigungen des Weinstocks, in letzterem als Beförderung der Fruchtbarkeit, nebenbei aber auch wohl als Vogelscheuche, gebraucht wurden. Was die Larven anbelangt, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daſs sie im ganzen Alterthume, auſser dem vielverzweigten Theatergebrauch, auch als Amulete gegen das böse Auge, gegen Behexung, gegen den Zauber, der ganze Saatfelder versetzt, u. s. w. gebraucht wurden, und daſs daher allein die sonst kaum erklärbare Vervielfältigung dieser zum Theil in die häſslichsten Fratzen und Verzerrungen ausartenden Larvenbilder zum Gebrauch für Siegelringe ihre wahre Bedeutung erhält. Man bemerke nur, daſs allein in Tassie's Catalog (Nr. 3621—4061) an 500 geschnittene Steine mit Masken aufgeführt werden. Daſs die Silenus- und Sokrateskköpfe auch Amulete gewesen, ist seit Chiflet oft bemerkt worden, aber es gilt dasselbe auch von vielen anderen mehr oder weniger häſslichen Larvenformen, und selbst die allein haltbare Ableitung des Wortes Maske führt auf diesen Aberglauben *). Ueberhaupt verdient das ganze Maskenwesen des klassischen, so erfinderischen Alterthums, da sich nicht blos in dessen Anwendung auf architectonisch-scenischen Ge-

*) Schon Saumaise ad Tertullian de pall. p. 70 hat die wahre Ableitung aus dem gemeinen griechischen Worte βάσκα, welches schon in den Glossen des Hesychius vorkommt und wie μάσκα ausgesprochen wurde, gegeben. Das bedeutet aber ein Schutzmittel gegen den Zauber. Vergl. Du Cange, Glossar. s. v. masca T. II. p. 525.

brauch der Reichthum und der Kunstsinn der alten Welt verherrlicht, sondern auch Volksglauben und Sitte vielfach ausgedrückt hat, mit den Hilfsmitteln, die uns jetzt zu Gebote stehen, in einem Werke erschöpfend behandelt zu werden *). Ottfr. Müller hat in seinem Handbuche diese Classe von alten Bildwerken fast gänzlich übersehen.

Artistisches Notizenblatt. 1833. Nr. 13.

73.

Nöhden widerlegt in dem Werke über die Northwick'schen Münzen mit grofser Belesenheit das Vorurtheil, als hätten die Alten selbst unter der Benennung Grofs- oder grofses Griechenland Sicilien mit einbegriffen *). Dieser Punkt der Alterthumskunde, der in Deutschland längst im Klaren ist, bedurfte wohl in England und Frankreich noch einiger Aufklärung, da auch in den neuesten Reisebeschreibungen des Capitain Smith im Englischen und des Grafen Forbin im Französischen Sicilien noch immer zu Grofsgriechenland gerechnet wird. Gleich die erste hier abgebildete Münze der Bruttier zeigt neben dem herrlichen Neptunuskopfe eine Nereide oder Neptunine (wie Catull sie nennt) auf einer Hippokampe sitzend, von deren Schofs ein munterer Amorin ausfliegt. Nöhden erklärt sie mit Recht für eine Nereide. Wir würden die Sache noch bestimmter erklären ***). Ein wahres Prachtstück

---

*) Die Skizze zu einem solchen Werke wurde von uns schon 1794 in einer Prolusion de personis scenicis in Weimar entworfen. Seitdem sind zwar besonders in Terra Cottas und auf Mosaiken, so wie in neueren Werken von geschnittenen Steinen viele damals noch unbekannte Antiken an's Licht gefördert worden. Aber der überreiche Stoff fand noch keinen tüchtigen Bearbeiter.

**) D. Nöhden erklärt die Worte des Strabo VI. p. 389. B. (Vol. II. p. 217. Tzchuck.): καὶ τὴν Σικελίαν gerade für eine Glosse. Sollte es aber eines so verzweifelten Schrittes wirklich bedürfen? Mir scheint der gelehrte Mazochi in seinem Prodromus zu den tab. Heracleensibus, wo er in der ersten Diatribe ganz erschöpfend über die Benennung Grofsgriechenland gehandelt hat p. 16. ff., durch die einzig richtige Erklärung den Strabo selbst von der irrigen Behauptung, dafs man auch Sicilien zu Grofsgriechenland gezählt habe, befreit und doch die Worte selbst gut gerettet zu haben. De la Porte du Theil will indefs in der Géographie de Strabon traduite du Grec en Français T. II. p. 291, ob er gleich Mazochi's Erklärung kannte, doch die Stelle des Strabo nach der gemeinen Erklärungsart verstanden wissen.

***) Das Alterthum wufste viel von den Liebeshändeln, wo Neptun die spröde Amphitrite gewann, und von dem Delphin, dem Liebesboten, zu erzählen. S. Eratosthenes, Catasterism. c. 31. Sollte man also nicht diese Nereide ganz bestimmt für die den Amorino

ist die Tetradrachme von Agrigent Nr. III. Die Vorseite zeigt uns zwei Adler, die in verschiedener Stellung beide einen getödteten Hasen zerfleischen. Treffend deutet der gelehrte Erklärer dieses Bild ganz im Einklang mit vielen andern hier angeführten Münzen von den verbündeten Fürsten von Syracus und Agrigent, Gelon und Theron, welche den Tyrannen von Rhegium, Anaxilas und seine Bundesgenossen, die Karthager, in der Schlacht bei Himera, 480 Jahre vor Chr., besiegten. Denn Anaxilas hatte den Hasen in seinem Emblem und brachte, als er Sicilien bekriegte, so den Hasen auf die Insel *). Die buchstäbliche Erklärung, als sei damals der Hase zuerst nach Sicilien gekommen, ist, wie Nöhden ganz richtig bemerkt, eine Abgeschmacktheit. Wie sinnig und einfach ist aber diese Münzallegorie. Die zwei Könige sind die zwei Adler, welche dem Hasen Anaxilas, der wirklich das, was wir im Deutschen wohl zuweilen das Hasenpanier nennen, ergriffen und den Hasen sogar zu seinem Sinnbilde gewählt hatte, sein Recht anthun. Vielleicht läfst sich ohne Künstelei auch das Bild auf der Rückseite, die Scylla, die zwei aus ihrem Unterleib hervorgehende, in Seedrachen endende Wölfe anzuhetzen scheint, und der Seekrebs mit seinen weitgeöffneten Scheeren allegorisch erklären, worin ich aber meinem theuern Freunde im britischen Museum nicht vorgreifen möchte. Ob die köstliche Figur einer auf den Meereswogen hingleitenden Göttin, auf dem Schwane thronend, auf der Münze Nr. IV. eine Venus, oder gar eine Venus Urania sei, wie sie oft auf den Münzen der Camarinenser vorkommt, möchte ich heute nicht so bestimmt aussprechen. Nöhden stimmt für die Leda, weil die Dioscuren in vielen Städten Siciliens verehrt wurden **). Es liegt eine alte Localsage zum Grunde. —

Artistisches Notizenblatt 1824. Nr. 14.

---

absendende Amphitrite halten können? Dafs Amphitrite sonst auf Reliefs mit Hummerscheeren an der Stirn abgebildet wird, gehört in einen ganz andern Bilderkreis.

*) Zwar hat auch Eckhel in seiner Doctrin. Num. Vet. T. I. p. 177. aus Pollux V. 75. diese Fabel ohne weitere Kritik aufgenommen. Allein es ist nichts gewisser, als dafs aus der figürlichen Redensart: Anaxilas führt den Hasen nach Sicilien, d. h. die Rhegier und Mesener, die den Hasen zum Stadt-Emblem hatten, irgend ein Scholiastenwitz diese Abgeschmacktheit zuerst ausgebrütet hat, an welcher der grofse Aristoteles gewifs unschuldig ist.

**) Es ist eine Leda, wie aus den Münzen vom alten Styl, die Pellerin, Recueil des Medailles d. R. et Villes Vol. III. pl. 110. Nr. 33—36 mitgetheilt hat, durch richtige Zusammenstellung der Münztypen nach dem Zeitalter entwickelt werden kann. Vergl. meine Bemerkungen zum Umrifs der Venus Urania im Taschenbuche Urania von 1824 auf der vorletzten Seite (s. diese Sammlung II. 189.).

74.

Rode in seinem Werke über die Pyramide des Cestius zu Rom und ihre antiken Gemälde (Dessau 1798.) sollte vor Allem den Durchschnitt des inneren Zimmers und des Tonnengewölbes geben, weil man dadurch allein in den Stand gesetzt wird, sich eine Vorstellung von dem Zwecke und der Anordnung der Figuren zu einem Hauptpunkte, oder von der Idee zu machen, von welcher der Maler dieses Begräbnifszimmers ausging. Rode begnügt sich, die Meinungen des Falconieri und Abbé Rive anzuführen, ohne sich selbst für etwas genauer zu bestimmen. Und doch bleibt das Ganze eine unenträthselte Hieroglyphe oder ein bedeutungsloses Bildspielwerk, wenn man der Idee des Künstlers, wodurch er diefs Alles zu einem Ganzen belebte, nicht auf die Spur kommen könnte. Freilich fehlt uns gleichsam das Wort zum Räthsel, da schatzgräberische Habsucht schon vorher, ehe der Papst Alexander VII. die Pyramide säubern und wiederherstellen liefs, das mittelste Deckengemälde durchbohrt und völlig zerstört hatte. Auf dieses beziehen sich offenbar alle übrigen Figuren in einer schön geordneten Aufeinanderfolge. Diefs zeigen schon die vielen sorgfältigen, sich immer enger schliefsenden Einfassungen des mittelsten Deckengemäldes. Uns dünkt es indefs so schwer nicht zu errathen, was in ihm vorgestellt gewesen. Der Epulo Cestius schmausete hier selbst mit den Göttern, für deren Appetit er bei Lebzeiten so pflichtmäfsig gesorgt hatte. Von den Göttern zur Tafel gezogen werden, heifst in der ganzen Sprache des Alterthums selbst ein Gott sein. S. Mitscherlich zu Horaz T. II. p. 41. Und ein Freund des Agrippa, dem seine Erben eine solche Pyramide errichten lassen, ist auf keinen Fall eine so unbedeutende Person, dafs der Künstler ihm nicht eine Art von Apotheose geben könnte. Man denke nur an Cicero, der seiner Tullia fanum fieri vult (Ep. ad Att. XII, 12 seq. vergl. Lumisden, Remarks on the Antiquities of Rome p. 120.), an das fanum Regillae, dem wir die Triopischen Inschriften verdanken, und mehrere Beispiele der Art. Diefs vorausgesetzt, wird alles Uebrige nicht allein deutlich, sondern auch zu einem wahren Cyclus geründet. An den vier Ecken des Mittelstücks in der Decke, das die Apotheose enthielt, fliegen vier Victorien mit einem Kranz für's Gastmahl und einem Bande, wodurch er noch mehr geschmückt wurde, lemniscus. Die infula, die Rode hier anführt, gehörte nur zu Opfern und Supplicationen. Aber die lemnisci wurden auch vom Kranze vereinzelt, wie bei'm Livius XXXIII, 33.: „populus coronas lemniscosque jacit." Vergl. Wesseling, de Archont. Ind. p. 18. Und wo war eine Apotheose im Alterthum ohne Siegesgöttinnen? Man erinnere sich wenigstens an die bekannten Apotheosen-Cameos. Diese Victorie wird in unserer Sammlung auf der IV. Tafel vorgestellt. Nun kommen die Figuren an den unteren Zimmerwänden. Die zwei schmalen Seiten des oblongen Zimmers sind blos mit einer Art von Arabesken verziert, die aus einer Zusammensetzung von Candelabern besteht, wie man am beften aus der vierten Kupfertafel zum Falconieri an Nardini's Roma p. 528. ersieht. Selbst diese Cande-

laber gehören ganz eigentlich zu einem Lectisternium oder Göttermahl. Die zwei breiten Seiten hatten eine jede vier Felder. In den zwei mittelsten ist allezeit eine sitzende und gehende Figur (Bartoli's Vorstellung in den Sepolchri antichi ist völlig unstatthaft), in den zwei äufseren Feldern in jedem eine Vase. Um bei den Vasen anzufangen, so ist hier nicht, wie von Andern geschehen ist, an Aschenkrüge, noch auch an Opfergefäfse zu denken. Es sind nichts als kostbare Trinkgeschirre, wie sie die Alten auf ihren Buffets (abacis) zur Pracht aussetzten, und sie beziehen sich auf das Gastmahl, welches da oben gehalten wird. Nun kommen die zwei gehenden Figuren auf der vorliegenden Sammlung Taf. VI. VII. Beide haben augenscheinliche Beziehung aufs Gastmahl. Während die eine Früchte und Gebackenes (bellaria et tragemata) in der einen und ein Giefskännchen (man denke nur, dafs hier von epulis lautissimis die Rede ist) in der anderen trägt, hält die zweite eine Doppelflöte zur Tafelmusik. Denn wo wurde je im Alterthum ein fröhliches Mahl ohne eine Flötenspielerin begangen? Man erinnere sich nur z. B. an die Bacchischen Lectisternia auf ihren griechischen Vasengemälden. Den Beschlufs machen die sitzenden Figuren Taf. V. und VIII. Wie nun, wenn diese den Uebergang des Sterblichen zum Unsterblichen andeuteten, wenn es die Schicksalsgöttinnen in fröhlicher Jungfrauengestalt wären? Warum sollten sie immer als alte Mütterchen erscheinen? Das Alterthum hatte auch hier vergnüglichere Bilder. Die eine Taf. VIII. liest offenbar auf einer Tafel. Man kennt die diamantenen Verhängnifstafeln oder Rollen aus den alten Dichtern und Reliefs, z.B. Append. ad Donii Inscript. Taf. XII. und Admir. Rom. Taf. 81, und so wäre die gegenübersitzende Figur Taf. V. die spinnende Parce. Denn was sie da zwischen den Füfsen hat und mit den Händen dreht, ist kein Tischchen, wie die verwischten Züge den Beschauern und Zeichnern glauben machten, sondern der Rocken des Lebensfadens. Man wird diese Muthmafsung weniger unwahrscheinlich finden, wenn man den geschnittenen Stein des Stoschischen Cabinets in Winckelmann's Beschreibung Nr. 358. nach der schönen Abbildung in Schlichtegroll's Sammlung Nr. IV. Taf. 47. vergleicht. Auch da sitzt eine jugendliche schöne Parce spinnend, und den hinter ihr stehenden Rocken würde man gerade für ein solches Tischchen halten, wie aus Mifsverständnifs hier erscheint. So wäre denn die Erklärung dieser zwei sitzenden Figuren sehr gut durch die Verse Claudian's XV, 202. ausgedrückt: „voces adamante notabat Atropos et Lachesis jungebat stamina dictis". Und nun lasse man noch einmal die ganze Idee in ihren Theilen vor sich vorübergehen: dieses stille Gemach ist einem Entschlafenen geweiht. Die Parce hat seinen Faden gesponnen, die Parce hat sein seliges Geschick auf ihrer Tafel gelesen. Er ist zu den Göttern erhoben. Festliche Schmäuse, die er ihnen lebend bereitete, sind sein Antheil geworden. Da kommt eine holde Flötenspielerin, dort eine Kanephore mit den Geräthen der Schmauser, die auch in den Geschirren und Candelabern uns überall umringen. Und oben vollendet sich die Seligsprechung. Vier Victorien

fliegen von allen Seiten mit Kränzen herbei. Und in der Mitte ist er selbst unter den Unsterblichen gelagert — purpureo bibit ore nectar. — Wie zart und lieblich schliefst sich dieser Cyclus! Wie schön ist das Aufsteigen von den sitzenden zu den schreitenden, von den schreitenden zu den fliegenden Figuren! Wie ist Alles so kunstreich einander entgegengesetzt, und doch auch wechselseitig verschlungen und auf einander bezogen!

Allgemeine Literatur-Zeitung. 1799. Nr. 104.

75.

Winckelmann's falsche Ausdeutung des alten Vasenbildes in seinen Monumenti inediti Nr. 159. in einen von der Pallas verjüngten Hercules wird durch die vollständigere Abbildung widerlegt in Millin's Peintures de vases antiques T. II. Nr. 41. Aus einer Kanne giefst die schirmende, hilfreiche Pallas dem auf seine Keule gestützten Hercules das erquickende Nafs in seinen zweigehenkelten Becher (Scyphus). Ein bärtiger Mercur hat ihn zur Minerva gebracht und eilt nun davon, um ein anderes Geschäft zu vollbringen. Die Allegorie ist leicht zu fassen und kürzlich erst von einem geistreichen Ausleger der Herculesfabel treffend angedeutet worden (s. Buttmann's Vorlesung über den Mythus des Herakles S. 21.).

Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva 1811., S. 5.

76.

Das auf dem Vasenbilde in Millingen's ancient unedited monuments Vol. I. pl. 14. fliegende Vogelungeheuer mit einem grinzenden Frauenkopf erklärt Millingen für die personificirte Nephele (Wolkengestalt), die Cephalus nach der ursprünglichen Fabel anruft. Wir haben gute Gründe, sie für eine Verkörperung des Schicksals (Κήρ) zu halten.

Artistisches Notizenblatt 1823. Nr. 21.

77.

Bei der Erklärung Gerhard's von dem mystischen Spiegel, die er zu Berlin 1833 unter dem Titel: Dionysos und Semele, erscheinen liefs, sei ein bescheidener Zweifel erlaubt. So unbezweifelt des Dionysos Heimführung der Semele aus dem Hades in den Olymp ist, worauf sich ja die ganze Parodie des Aristophanes in den Fröschen begründet und die herrliche Stelle des Pindar weiset, so steigen doch einige Zweifel darüber in uns auf, ob wir uns wirklich hier im Olymp befinden. Wie nun, wenn Dionysos die aus dem Hades heraufgeholte und zuerst in Trözen zum Tageslicht gebrachte (Pausanias II, 31. 2.), also nicht

gleich gen Himmel geführte Semele auf den Ursitz seiner Orgien, den Parnafs, geführt und da zur Thyone, der Thyadenkönigin, geweiht hätte und wir uns also auf diesem Bilde nicht im Olymp befänden? Der flötende Satyrisk wäre doch hier weit mehr an seiner Stelle als dort unter den Olympiern. Auch wäre es nun recht begreiflich, warum gerade Apollo, der Nachbar vom Parnafs, hier einen Besuch abstattete, und wie der am Felsen eingewurzelte Lorbeerbaum hier dem Gott zur Stütze diene. Wenigstens ist uns nicht bekannt, dafs es im Olymp Haine, Daphnonen und Platanonen gab, wenn es auch an Wiesen für die Götterrosse nicht fehlt. Hätten wir doch die Semele des Aeschylos noch!

Artistisches Notizenblatt 1833. Nr. 12.

78.

Das zur Feier des Palilienfestes oder der Gründung Roms, 21. April 1836, vom Prof. Gerhardt geschriebene und publicirte Programm enthält die Abbildung und Erläuterung eines Vasengemäldes auf einer vor Kurzem in den Grotten der uralten etruscischen Stadt Cäre gefundenen, dem Prinzen Ruspoli gehörigen Schale. Minerva stützt sich mit stillem Bewufstsein ihrer Macht auf einen Speer, der auch unten nach alter Sitte eine Spitze (οὐρίαχος) zum Aufstellen hat, indem sie auf der anderen Seite das Abzeichen der wachsamen Klugheit, ihr Käuzchen, trägt. Sie sieht zu, wie ihr gegenüber aus dem Rachen des colchischen Drachen, des Wächters des goldenen Vliefses, ein junger, doch bärtiger Heros, herabhängt. Die beigeschriebene griechische Schrift nennt Jason. Wie überraschend ist diese Erscheinung für alte Mythographie. Offenbar gab es eine alte Sage, dafs Jason, noch ehe er mit Medea in den Bund trat, aus eigener Tollkühnheit dem Drachen das Vliefs zu entreifsen unternahm, von diesem mit Haut und Haar verschlungen, aber auf den Befehl der grofsen Heroenbeschützerin Minerva unverletzt wieder ausgespieen wurde. Und dieser Moment wird hier dargestellt und zeigt uns auf's Neue, wie so manches alte Denkmal aus den vorhandenen Texten nicht erklärt werden kann. Wohl aber erhält hier die Theologie der alten Schule und Typologie eine unerwartete, neue Parallele zu der Sage von Jonas im Wallfischbauche, wozu die Typologie schon in der mythischen Ueberlieferung, dafs Hercules selbst von einem Seeungeheuer verschlungen und wieder ausgespieen worden sei. (S. Daniel Huet, Quaestiones Alnetanae III, 11. p. 134.) Hätten wir nur noch des Pherekydes mythischen Sagencyclus! —

Artistisches Notizenblatt. 1835. Nr. 9.

79.

— Ich unterscheide Groteske und Arabeske so, dafs ich unter der ersteren alle Verzierungen verstehe, wie sie in den Grottentrümmern

der selte celle einst entdeckt wurden, wie sie Vitruv in der berühmten Stelle (VII. 5. p. 189. Schn.) als Wandverzierungen angiebt, wo Menschen- und Thierköpfe aus Blumenkelchen hervorsprossen und mit fantastischen Blumenstengeln und Windungen durchflochten und umschlängelt sind. Bekanntlich finden sich auf altgriechischen Vasen von vorzüglicher Schönheit gewöhnlich am Halse des Gefäfses sehr geniale Zusammenfügungen *), die man eine umgekehrte Blumenmetamorphose nennen möchte, da hier nicht, wie in den alten Blumenverwandlungen, ein Narcifs oder Adonis in eine Narcisse oder Hyacinthe überblüht, sondern aus der Blumenglocke ein Adonisköpfchen oder ein zierliches Mädchenknöspchen sich schaukelnd hervorhebt, oder auch, wie es in den Herculanischen Gemälden oft der Fall ist, durch neue, aus seinem Haupte emporsprossende Stengel- und Säulenschäfte zur stützenden Karyatide wird. Diese Auswüchse schmückender Künstlerphantasie sind wahrscheinlich so alt als die schönste Kunstblüthe Griechenlands. Nur überwuchs sie sich in allzuüppiger Fülle in Alexandrien und trug auch da den Segen und Fluch aller Alexandrinischen Ueberfeinerung, bis sie auch Rom und Italien erfüllte **). Die eigentliche Arabeske oder Moreske kann es ihrer Natur nach nur mit Blumen- oder Staudengewinden zu thun haben und verschmäht, nach den Geboten des Islams, alle Thiercomposition. Sie geht von dem Naturspiele, über welches uns Göthe schon vor mehreren Jahren so geistreiche Ansichten mittheilte, von dem Durchwachsen der sich in ihren Kelchen selbst reproducirenden Blumen aus, dergleichen jeder Blumengarten dem aufmerksamen Beobachter jährlich darbietet. Oft vermählt sie sich im schönsten Bunde mit der Groteske oder, um des alten, wenig gekannten Ausdrucks zu erwähnen, mit dem Acanthus ***). Unerschöpflich ist hier der Reichthum neuer Zusammensetzungen, je nachdem man sich zur mystischen Lotos-Hieroglyphe, wie neuerlich der zartempfindende Runge durch einige nicht genug geschätzte Belege darthat, oder blos für Pflanzensymbolik sich hinneigt, von welcher uns der verdienstvolle Gubitz zum Titel der portugiesischen Flora des Grafen v. Hofmannsegg in der kunstreichen Verschlingung der Linnaea borealis und Jussiaea natans neuerlich ein so liebliches Beispiel aufstellte. —

Morgenblatt für gebildete Stände 1810. Nr. 160.

---

*) Ich erwähne für Liebhaber nur die colorirte Abbildung in der ersten Hamilton'schen Sammlung von d'Hancarville T. I. p. 56. Die Poniatowsky'sche Vase, die Visconti besonders herausgab, in der zweiten Hamilton'schen Sammlung von Tischbein, T. IV. pl. 14. und in Millin's Peintures de vases antiques T. I. pl. 15.

**) Die Stelle in den Adoniazusen Theocrit's XV. 119—122. ist nur durch Arabesken im weitesten Verstande zu erklären.

***) S. Hesychius unter diesem Worte T. II. c. 184. nach Saumaise's Verbesserung. Vergl. Vasengemälde I. S. 80. f.

80.

— Nur die Dichter der Alten kennen eine personificirte Fama. Im Bildwerk sucht man sie vergebens. Was man hier und da dafür angesehen hat, ist eine Siegesgöttin, eine Victoria *). Denn, wie schon längst ein grofser Kenner des Alterthums bewiesen hat **), die Victoria ist eigentlich die einzige Personification der Kunst, die als allegorische Göttin schon von den Griechen abgebildet wurde. Nur dafs man diesen geflügelten weiblichen Genius nach den Umständen verschieden dachte und bildete, und so bald eine Glücksgöttin (Tyche, Fortuna) bald eine Nemesis, bald eine Göttin der Hoffnung (Spes) daraus machte, dabei aber den Hauptbegriff einer Nike, Victoria, stets festhielt und genau ausdrückte.

Journal des Luxus u. der Moden 1796. März. S. 121.

---

*) Selbst was man von der Verehrung der Fama zu Athen z. B. bei'm Pausanias I, 17. p. 60. ed. Fac. spricht, gilt gar nicht von der Fama, von welcher hier die Rede ist. Jenes ist die Homerische Ossa, die durch schnell verbreitete Gerüchte, deren Ursprung Niemand ergründen kann, das Volk in Gährung bringt, auswärtige Siege verkündigt u. s. w. So müssen alle die Stellen erklärt werden, wo von Tempeln und Verehrung der Fama die Rede ist. S. La Cerda zu Virgil's Aen. IV, 195. Man kennt bis jetzt nur zwei alte Münzen, wo ein geflügelter weiblicher Genius in die Trompete stöfst, im Museum Pembrock. P. II. tab. 58. und in Eckhel's numi vet. anecd. P. I. p. 84, tab. VI, 9. Allein was auch derselbe grofse Münzkenner in seiner Doctrina numorum Vol. II. p. 120. f. zur Behauptung des Satzes, dafs diefs wirklich eine Fama sei, sagen mag, so hat er mich doch keineswegs überzeugt. Die auf dem Vordertheile des Schiffes stehende Figur ist eine Victoria, die den grofsen Seesieg des Demetrius, worin er 180 Schiffe des Ptolemäus vernichtete (s. Wesseling zu Diod. XX, 27.), allen Griechen eben so mit der Tuba verkündigt, als die Sieger zu Olympia durch die Tuba feierlich verkündigt wurden. S. Faber's Agonist. II, 15. und die Commentatoren zum Lucian in Demonacte tc. 65. T. II. p. 395. Alles, was daher zugegeben werden kann, ist, dafs der Siegesgöttin zuweilen auf alten Denkmälern dann eine Trompete gegeben wird, wenn sie einen grofsen, eben jetzt erfochtenen Sieg ankündigen soll. Wenn aber die neueren Iconologen der Fama eine Trompete geben, so beziehen sie diefs nur überhaupt auf die Gerüchte, quae passim dea foeda virum diffundit in ora. Davon wufsten die Künstler des Alterthums nichts.

**) Buonaroti, sopra alcuni medaglion. p. 220. 28.

81.

Nirgends erscheint eine Victoria gradiens (man vergleiche z. B. nur Vaillant, numism. Imp. p. 66. 215. f. und die Citate in Raschen's Münzlexicon) mit etwas Anderem als einer blosen unter der Brust gegürteten Tunica auf alten Denkmälern. So war die berühmte Bildsäule der Siegesgöttin in der römischen Curia, über welche zwischen Symmachus und Ambrosius zu Ende des vierten Jahrhunderts der bekannte Bilderstreit entstand (s. Lardner, Jewish and Heathen Testimonies T. IV. p. 372. ff. und Gibbon's History of the Downf. of the R. Emp. T. V. p. 81. ff. ed. Basil.), nach der malerischen Beschreibung des Prudentius, Contra Symm. II. 24.: fluitante sinu vestita papillas. Vergl. Montfaucon, Antiqu. Expliqu. T. I. p. 341. und Addison, Dialogues upon the usefulneſs of anc. Med. p. 70. f.

Journal des Luxus u. der Moden 1796. März. S. 134.

82.

Die Tugend war allerdings schon bei den Griechen der späteren Zeit eine allegorische Figur, und Winckelmann, der in seinem Werke über die Allegorie sie unter die verlorenen Allegorieen zählt (Essai sur l'Allégorie T. 1. p. 304. ed. Paris chez Jansen), hätte auch wohl bei genauerer Prüfung die Art, wie sie gebildet worden, besonders aus der merkwürdigen Stelle bei'm Silius Italicus XV. 20. errathen können. Aber die Tugend, welche das Alterthum kannte und bildete, trägt schwerlich je den Aschenkrug einer Frau. Im Prunkaufzug, den Athenäus aus dem Callixenus beschreibt, steht sie neben dem Herrscher und Krieger Ptolemäus (T. II. p. 276. Schn. Die ganze Gesellschaftsgruppe, denn auch ein Priapus und eine personificirte Stadt Corinth waren dabei, verdient eine weitere Prüfung). So war gewiſs die Tugend, die Euphranor neben der personificirten Hellas gebildet hatte (Plinius XXXIV. 18, 16.), nur das Symbol der Tapferkeit, so wie die des Aristolaus (Plinius XXXV. 40, 31., wo Virtus et Theseus gelesen werden dürfte, weil die Tugend nur in Beziehung auf eine Heroenfigur gedacht werden kann).

Der Freimüthige, 1805., Nr. 215.

83.

Schon Addison in seinen noch immer mit Vergnügen zu lesenden Dialogues on ancient medals p. 46. hat die Allegorie der Hoffnung auf Münzen richtig erklärt. Es ist Venus, als Frühlings-Hora, als erste Hoffnung des Jahres (spes in herba) personificirt. Ueber die Bedeutung des Blumenkelchs in ihrer Rechten ist man nicht einig. Spanheim erklärte ihn nach einer Stelle des Traumdeuters Artemidor für die Lilie.

Rafael hat ihr in den Arabeskenverzierungen zu den Logen eine Rose in die Hand gegeben. S. Buonarotti, sopra alcuni medaglioni p. 418. 419. Es ist die Lilie. Als blose Hoffnungsblume erscheint sie auch in der Hand der kaiserlichen Kindbetterinnen, der Lucilla und Julia Mammäa, wobei Visconti zum Pio-Clementino T. 1. p. 95. etwas zu gelehrt an die Blume denkt, aus welcher Mars erzeugt worden sein soll.

Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva 1819. S. XXXI.

84.

Mit den umgekehrten Füllhörnern hat es seine eigene Bewandtnifs. Sie kommen wirklich erst auf römischen Kaisermünzen vor, wo die Sucht, das Frühere zu überbieten, zu manchem Geschmacklosen verleitete. Sei es blos Gesetz der reineren, plastischen Form in der Sculptur, wovon bei den Griechen Alles ausging, oder sei es auch die sinnvollere Einfachheit, die echt griechische Allegorie kennt in Münzen und Denkmälern aller Art nur das aufrecht gehaltene Füllhorn. (Vergl. Tischbein's Engravings T. IV. pl. 24.)

Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva, 1813. S. 9.

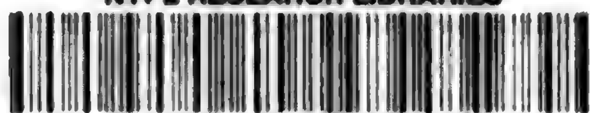
Dresden,
gedruckt in der Gärtner'schen Buchdruckerei.

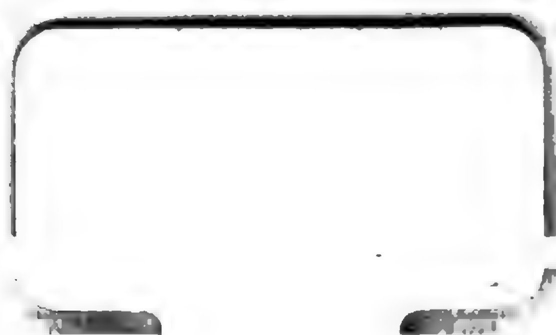
image
not
available

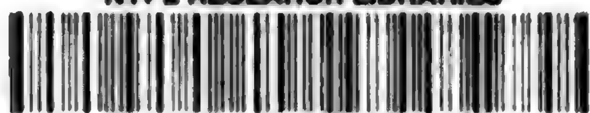
image not available

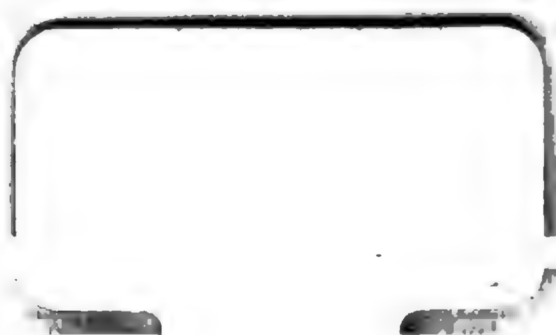
image
not
available

image
not
available


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08246165 2




NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08246165 2



C. A. Böttiger's

kleine Schriften

archäologischen und antiquarischen Inhalts,

gesammelt und herausgegeben

von

Julius Sillig.

Dritter Band.

Mit vier Kupfertafeln.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung,
1838.

Vorwort des Herausgebers.

Nach einem Zeitraume von beinahe drei Jahren übergebe ich dem Publikum die letzte Abtheilung der verschiedenen Sammlungen, die ich seit dieser Zeit aus Böttiger's Nachlafs veranstaltete, und indem ich jetzt eine Arbeit zu Ende gebracht habe, die mich vielfach und fast täglich beschäftigte, glaube ich es sowohl dem Andenken Böttiger's und seinen Freunden als auch mir selbst schuldig zu sein, wenn ich mich über Einiges, was dabei zur Sprache kommen kann, oder schon gekommen ist, an dem Orte erkläre, der dazu der geeignetste ist, da ich diefs anderswo nachzuholen weder schickliche Gelegenheit noch Lust haben dürfte. Die nächste Veranlassung dazu giebt mir eine Anzeige des ersten Bandes der vorliegenden Sammlung, die in den Blättern für literarische Unterhaltung v. J. 1838. No. 192. u. 193. erschienen ist und ein Urtheil über den verewigten Böttiger ausspricht, das, wenn es begründet ist, die Meinung, die man bisher wohl ziemlich allgemein über seine wissenschaftlichen Leistungen hegte, als eine ganz irrige und verwerfliche erweis't und in dem Herausgeber seiner Schriften kein Gefühl zurücklassen kann als das der bittersten Reue, einen nicht unbedeutenden Theil seiner Zeit auf einen ganz nutzlosen und unerspriefslichen Gegenstand verwendet zu haben. Was nun der Referent in dieser Beziehung über Böttiger als Philologen vorbringt, darüber steht mir, der ich in dieser Sache gewissermafsen selbst Partei bin, kein Urtheil zu; das Recht, darüber zu entscheiden, hat allein das stimmfähige Publikum. Ein Anderes ist es mit der Frage, ob den Herausgeber nur „seine so aufserordentliche Verehrung gegen Böttiger's Leistungen, die sich ohne „Zweifel auf die ehrenwertheste Weise aus seinen persönlichen Verhältnissen zu ihm erklärt, dafs er es dem teutschen Publikum „schuldig zu sein glaubte, auch kein geringes Zettelchen unberück-

„sichtigt zu lassen, das Böttiger je hat ausgehen heifsen", — ob, sage ich, diese Verehrung allein den Herausgeber bestimmte, Böttiger's vermischte Abhandlungen und seinen Nachlafs zum Druck zu besorgen; und wenn es freilich sehr betrübt und für seine Urtheilsfähigkeit wenig empfehlend ist, auf die Erörterung dieser so wichtigen Frage erst am Ende der Arbeit von einem Andern gebracht zu werden und sich selbst den Vorwurf machen zu müssen, sie nicht selbst zur rechten Zeit reiflich erwogen oder vielleicht nicht einmal daran gedacht zu haben, so scheint es doch immer besser, zu spät als gar nicht darauf einzugehen. Vielleicht gelingt es mir selbst noch jetzt, wenn auch ein wenig spät, einige äufsere Gründe aufzufinden, die mich über mein fruchtloses Beginnen einigermafsen beruhigen können. Böttiger selbst, sagt der Referent, scheine „eine Ahnung gehabt zu haben, wie wenig seine Schriften „den Anspruch auf eine nachhaltige Wirkung innerlich begründet „in sich trugen, und daher sei es zu erklären, wenn er, der sonst „zu literarischen Unternehmungen allezeit Bereite, doch nur zuweilen „auf die Erinnerung seiner Freunde an eine Sammlung seiner „Schriften dachte, nie aber recht ernstlich daran ging und dabei „blieb". Hierbei will ich nun den Referenten nicht erst darauf aufmerksam machen, wie — bedenklich es ist, den Handlungen Anderer selbst-fingirte Gründe unterzuschieben; es genügt, auf die einfache Thatsache hinzuweisen, dafs Böttiger nicht blos an eine Sammlung seiner vermischten Abhandlungen ernstlich dachte, wie diefs die früher schon von mir angeführte Stelle in der Amalthea und eine andere bestimmte Aeufserung im ersten Bande gegenwärtiger Sammlung S. 331. unwiderleglich beweisen, sondern auch zu verschiedenen Zeiten mit zwei Verlagshandlungen über die Herausgabe derselben einig geworden war. Von der früheren Uebereinkunft kann ich dem Referenten durch die Vorlegung der Briefe des damaligen Unternehmers den vollständigsten Beweis führen; sie wurden an mich gerichtet, da Böttiger, damals erkrankt, an der Führung seiner Correspondenz behindert war. Ueber die später begonnene Unterhandlung kann der Referent, ohne sich erst nach Dresden zu bemühen, in seiner nächsten Nähe die genauesten Nachrichten einziehen. Der ehrenwerthe Verleger der Zeitschrift selbst, der er seine Anzeige zu Gute kommen liefs, wird ihm versichern können, dafs er nur wenige Jahre vor Böttiger's Tode mit diesem über die Herausgabe seiner kleinen teutschen Schriften vorläufig

einig geworden war, und es wäre eine ganz eigene Ironie des Schicksals, ein höchst wunderlicher Commentar des alten *„habent sua fata libelli“* gewesen, wenn, wir setzen den Fall, dafs Böttiger sich damals selbst zur Herausgabe entschlossen hätte, der Verleger dieser Sammlung ein so ungünstiges Urtheil über das von ihm verlegte Buch in seinem eigenen Literaturblatte hätte abdrucken müssen; allenfalls hätte ihn die etwas tröstlicher lautende Recension desselben Blattes über den in seinem Verlage erschienenen anderweitigen Nachlafs Böttiger's, die literarischen Zustände und Zeitgenossen, beruhigen können. Was Böttiger damals, so wie das erste Mal abhielt, war aufser den von mir in der Vorrede zum ersten Bande der strengsten Wahrheit gemäfs angegebenen Gründen noch der Umstand, dafs er sich des alten Hesiodeischen Wahlspruches nicht erinnerte. Er wollte nicht rein abdrucken lassen oder etwa nur mit den nöthigsten Nachträgen versehen; er wollte umarbeiten, fortführen, ergänzen, wie er diefs in jener Stelle des ersten Bandes versichert, wie er es bei den beiden ersten Abhandlungen des zweiten Bandes wirklich gethan hat. Was Wunder, dafs den damals schon hochbejahrten, oft kränklichen, vielfach in Anspruch genommenen und sich gern hingebenden und aufopfernden Mann der Gedanke an die vielen mit einer solchen Redaction verbundenen Schwierigkeiten abschreckte und dafs er sie so lange aufschob, bis zum Ausführen keine Zeit mehr war, und ein Anderer, freilich ohne jene beabsichtigten Verbesserungen und Nachträge mittheilen zu können, sich entschliefsen mufste, den ihm vom Verfasser gewordenen Auftrag so zu erfüllen, wie er es eben konnte.

Ferner bemerkt der gedachte Referent, dafs „die Vertreter gründlicher Alterthumswissenschaft“ sich entschieden gegen das Bedürfnifs einer Sammlung der Böttiger'schen Aufsätze erklären würden, indem „die Strengeren unter den Philologen ihm auch das „Verdienst nicht einmal zugestehen, als leichter Parteigänger die „flüchtige Lesewelt zu der Ueberzeugung gebracht zu haben, dafs „das Alterthum doch wirklich viel Interessantes enthalte, da eben „ein solches Gefallen an solchem Interessanten nur zum Zeitver„treib dienen und weder den Lesern nützen, noch der Philologie „Ehre bringen könne.“ Wer diese so gar gewaltig strengen Philologen sind, mag Referent, ohne Zweifel der Strengste der Strengen, recht genau wissen; uns Anderen, und namentlich dem

Herausgeber, mufs der Umstand zu einiger Beruhigung gereichen, dafs J. F. Bast, unter den strengen Philologen einer der strengsten, es nicht unter seiner Würde hielt, mehrere Aufsätze Böttiger's, und gerade solche der leichtfertigsten Art, in's Französische zu übersetzen und sie mit höchst werthvollen Bemerkungen und Nachträgen auszustatten, die der Leser in dem gegenwärtigen Bande wiederholt findet. Uebrigens steht dem Referenten die Einsicht in eine Menge von Zuschriften der strengsten Philologen an Böttiger zu Gebote, die seit einer Reihe von Jahren den jetzt auf einmal von einem wahrscheinlich sehr strengen Philologen No. 1. so sehr herabgesetzten Zunftgenossen, „den sie kaum für den Ihrigen an„zuerkennen guten Grund hatten", zur Besorgung der Sammlung seiner vermischten Abhandlungen dringend aufforderten. Der Herausgeber erlaubt es sich nicht, die Namen der gefeiertsten „Ver„treter gründlicher Alterthumswissenschaft", von denen jene Briefe herrühren, hier aufzuführen; er hat dazu weder von den seitdem verstorbenen, noch von den noch lebenden die Berechtigung erhalten, und es erscheint ihm aufserdem wirklich etwas unanständig, für einen dahingeschiedenen Freund solche Zeugnisse gleichsam als *testimonia morum et diligentiae* sprechen zu lassen. Nach seiner Weise wird vielleicht auch hier der Referent den Grund zur Rechtfertigung seiner Behauptung anführen, dafs solche Ansprachen und Aufforderungen ja nicht viel zu bedeuten haben, dafs sie eine leere Höflichkeit seien, ein Nothbehelf, um einem alten Manne einmal etwas Angenehmes zu sagen und ihm einen vergnügten Augenblick zu schaffen. Dagegen kann ich nur das einwenden, dafs ich, der ich alle diese Aufforderungen gelesen hatte, darin die redliche und wahre Stimme der ehrwürdigsten Männer Teutschlands zu sehen glaubte, die, schnöder und hier ganz zweckloser Schmeichelei fremd, die Wissenschaft im Auge hatten und zu wissen meinten, was ihr förderlich sei.

Ganz im Gegentheil von diesem Referenten hat ein Gelehrter in der Jenaischen Literaturzeitung 1838, No. 87 — 89, in dem wohl Mancher einen unserer begabtesten Philologen erkennen wird, bei Gelegenheit einer Beurtheilung von Böttiger's Opusculis der teutschen, ihm damals wohl noch nicht zugekommenen Sammlung eine gröfsere Ausdehnung gewünscht, als ich selbst ihr geben zu müssen glaubte. Ihr Charakter mufste ein rein wissenschaftlicher sein, alles Persönliche, Temporäre, Lokale ihr fremd bleiben, da-

her auch am allerwenigsten die von Böttiger in der teutschen oder einer anderen neueren Sprache abgefafsten Verse aufgenommen werden konnten. Auch den von demselben Gelehrten, so wie von manchen anderen Seiten her von mir verlangten Wiederabdruck der zahlreichen Böttiger'schen Nekrologe konnte ich, ohne den Charakter der gegenwärtigen Sammlung zu zerstören, nicht für ausführbar halten. Spricht sich ein lebhaftes Verlangen danach aus, so wird es an Männern, die diesem Geschäfte gewachsen sind, nicht fehlen; ich glaubte, mich auf den Kreis der Philologie und Archäologie einschränken zu müssen. Eben so wenig hielt ich es selbst aus merkantilischen Gründen für zweckmäfsig, alle Aufsätze der beiden Sammlungen, sowohl der teutschen als der lateinischen, in einer chronologischen Folge abdrucken zu lassen, ohne Rücksicht auf die Sprache zu nehmen, in der sie abgefafst waren. Der Jenaische Recensent, der diefs wünscht, hat wenigstens die Autorität F. A. Wolf's gegen sich, der in dem von ihm herausgegebenen kleinen Bändchen seiner philologischen Abhandlungen die lateinischen und teutschen Aufsätze von einander sonderte. Die vier Bände, aus denen dann die Böttiger'sche Sammlung hätte bestehen müssen, würde ein etwas wunderbares Ansehen erhalten haben, indem dann teutsche und lateinische Abhandlungen in bunter Reihe auf einander folgen mufsten, wobei selbst die chronologische Anordnung nicht die Vortheile zu gewähren schien, die, wie ich glaube, die von mir vorgezogene nach gewissen wissenschaftlichen Beziehungen darbot. Die nöthigen Verweisungen auf frühere Aufsätze habe ich jedesmal am rechten Orte nachgetragen; die für den ersten Band nöthigen Nachweisungen auf die beiden folgenden findet der Leser, da es sich nicht anders thun liefs, in dem dem gegenwärtigen Bande angehängten Druckfehlerverzeichnisse, in das ich nur die sinnstörenden aufgenommen habe. Die minder wichtigen, wie Accentfehler, mufs ich die Leser selbst zu verbessern bitten; beide erklären sich aus der Beschaffenheit, in der sich sowohl der handschriftliche Nachlafs Böttiger's als auch die früheren Drucke vorfanden, die gewöhnlich in solchen Büchern enthalten waren, denen griechische und lateinische Worte sonst ziemlich fern stehen. Dafs übrigens von mir so Manches versehen worden ist, glaube ich schon jetzt gern, und die Nachweisung dürfte nicht schwer fallen. Auf einige Nachsicht bei der Beurtheilung solcher Mifsgriffe und Fehler glaube ich jedoch hoffen zu dürfen, wenn ich

die Leser noch einmal ersuche, das Verzeichnifs von Böttiger's Schriften im ersten Bande nachzusehen und sich dabei zu überschlagen, was ich alles lesen und vergleichen mufste. Manches zu wissen und zu leisten, war mir geradezu unmöglich; woher z. B. sollte ich wissen, dafs es pag. 582 der Opuscula heifsen mufste Ienensis, wenn Böttiger selbst Vimariensis (wahrscheinlich das Land meinend) geschrieben hatte? Wer mag sich jetzt rühmen können, alle Ritter irgend eines Ordens im Kopfe zu haben, um dadurch ein Versehen Böttiger's in einem seiner lateinischen Gedichte zu berichtigen? Der Ritter Michaelis hat gar zu viele Nachfolger gehabt. Wie sollte ich ferner der Forderung des Jenaischen Recensenten genügen, mir von allen Böttiger'schen lateinischen Gedichten, die sich bisweilen gegen die lex Pedia vergehen, emendirte Exemplare zu verschaffen? Einiges habe ich stillschweigend benutzt; den fliegenden Blättern bei einzelnen Privatpersonen oder im Bereich vielbändiger Zeitschriften auf's Ungewisse nachzueilen, um Eins oder das Andere zu erhaschen, dürfte eine Mühe verursacht haben, der der dadurch erreichte Erfolg schwerlich entsprochen haben würde. Ich glaubte, den Wust der Journale genugsam in Bewegung gesetzt zu haben.

Die Hoffnung, diesem Bande einen Nachtrag zur Bibliographie des ersten beigeben zu können, ist mir nicht erfüllt worden. Ich bin seitdem nur auf eine archäologische Erläuterung in Kreyssig's Vorrede zu seiner bei Tauchnitz erschienenen Ausgabe des Livius gestofsen, die von Böttiger herrührt und in die gegenwärtige Sammlung Band 2, Seite 464 in teutscher Uebersetzung übergegangen ist; ferner habe ich mehrere Bogen irgend eines mir unbekannten teutschen Taschenbuches in Böttiger's Nachlafs vorgefunden, die einige von ihm herausgegebene Briefe berühmter teutscher Zeitgenossen enthielten. Endlich erwähne ich der Vollständigkeit wegen, dafs ich zwei lateinische Distichen erst nach Vollendung des Druckes der Opuscula aufgefunden habe, die sich im artistischen Notizenblatte zur Abendzeitung 1823, No. 19, und 1831, No. 18, finden.

Dresden, am 26. September 1838.

Inhaltsverzeichnifs des dritten Bandes.

Sechste Abtheilung.

Beiträge zur Kenntnifs der Sitten und des Lebens der Alten.

Siebente Abtheilung.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Anhang zum dritten Bande.

Sechste Abtheilung.

Beiträge zur Kenntniſs der Sitten und des Lebens der Alten.

I.

Ueber die Geburtshilfe bei den Alten.

— Möge, mein alter würdiger Freund, Ihr jüngstes Unternehmen, den keuschen Sinn der Mutter und ihre Schamhaftigkeit in dem Augenblicke, wo zwei Menschenleben nur an einem Faden hängen, heilig zu bewahren, und Ihr redliches Bestreben, den Hebammen ihre wohlbegründeten Rechte zu wahren, mit gesegnetem Erfolge für die ganze Mitwelt und Nachwelt verbunden sein! Da es Ihnen nicht darum zu thun scheint, durch auffallende Behauptungen Aufsehen zu erregen, sondern da Ihnen Alles Herzensangelegenheit ist, so fürchte ich nicht, dafs die zahlreichen Entbindungsschulen und männlichen Hebammen (Verzeihung wegen dieses Ausdrucks, den ja die uns verschwisterte englische Sprache noch viel bedeutsamer in ihrem Man-Midwife ausspricht, wodurch eben das Widernatürliche, das in der Sache selbst liegt, stark genug bezeichnet wird,) über Ihre Ketzerei das Anathema sprechen werden. Hebammen-Aerzte werden stets höchst ehrwürdige Priester und Diener der Ilithyia sein und bleiben und das sind Sie ja selbst in dem Augenblicke, wo Sie ihr treffliches Entbindungsbette mit so überzeugender Beredtsamkeit und versinnlichender Klarheit uns vor Augen bringen.

Sie fordern mich auf, Ihnen aus dem Vorrath meiner Bemerkungen Einiges über die Alterthümer der Entbindungskunst mitzutheilen. Allein da mir meine Lage nie gestattete, in irgend einer Art Collectaneen zu machen und literarische Vorrathsspeicher zu errichten, da ich mich daher ganz auf mein Gedächtnifs verlassen mufs, welches gerade jetzt durch ganz andere Beschäftigungen sehr in Anspruch genommen wird, so kann ich diesen ehrenvollen Aufruf nur sehr mangelhaft beantworten. Auch möchte es schwer sein, in hac luce literarum, wie man wohl nicht ohne Selbstzufriedenheit jetzt oft den hohen Stand unserer literarischen Aufklärung zu bezeichnen pflegt, noch neuen Anbruch aus den Schachten des Alterthums zu Tage zu fördern. Nehmen Sie also mit dem Wenigen fürlieb, das mir eben mein Erinnerungsvermögen als ein Hermäon auf gut Glück zuführt.

Dafs die Alten den Geburtsstuhl gekannt haben, steht jetzt wahrscheinlich schon in manchem Compendium der Mäeutik oder Hebammenkunst. Indefs gründete man doch eigentlich Alles nur auf eine einzige Stelle des Artemidorus, der sein Traumbuch zu Ephesus, dem Marktplatze für alle Talismane und visionäre Träumer, unter Antonin, dem Frommen, im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung schrieb. Hier heifst es: „Es träumte einer Frau, die um Kinder betete, als sähe sie mehrere Kindbetterinnenstühle, deren sich die Frauen zur Entbindung bedienen, auf dem Meere schwimmen. Sie ward schwanger; aber Mutter wurde sie nicht. Sieben Kinder, die sie gebar, waren Sterblinge schon in der Wiege.“ Es ist aber zu bemerken, dafs im Lexicon des Suidas *), wo der

---

*) Der gelehrte Valentino Chimentelli in seinem Werke: Marmor Pisanum de honore bisellii c. XXV. p. 131. oder auch in Gräv's Thesauro Antiqu. Rom. T. VII. p. 2122. hat meines Wissens zuerst das Citat im Suidas ausfindig gemacht und es mit Artemidor verglichen. Dann entging es auch dem allbelesenen Spanheim nicht, im Commentar zu Callimachus's Hymne auf Delos, V. 210. p. 519. Ern. Auffallend ist es, dafs die fleifsigen Leser des Hippokrates und Galenus bis jetzt noch keine Beweisstellen dafür aufzufinden vermochten. Denn die Stelle in der unechten Hippokratischen Schrift: περί ἀφόρων p. 682, 26. ed. Foesii, wo von den Bähungen des Muttermundes durch eine Röhre, die auf einem Gefäfs (ἐχῖνος) mit Kohlen aufsteht, die Rede ist, kann höchstens auf eine Art von chaise percée bezogen werden, die mit Rohr überzogen war; die Worte sind: διὰ σχοινοτόνου δίφρου τῶν τετραγώνων διάγειν τὸν αὐλόν. Allein man darf nur des methodischen Arztes Moschion noch vorhandene Schrift περὶ τῶν γυναικείων παθῶν nachlesen (schon in Gesner's Sammlung oder in den Gynaeciis Wolphii), um sich zu überzeugen, dafs die Alten sowohl den Geburtsstuhl als das Geburtsbette so gut gekannt haben als wir. Ich bediene mich der Ausgabe des Wiener Leibarztes Derez (Wien 1793). Hier werden im 46sten Abschnitt p. 20. zuerst die Geräthschaften namhaft gemacht, die bei einer Entbindung zur Hand sein mufsten. Darunter befindet sich auch der μαιευτικὸς δίφρος, der Hebammenstuhl, und zwei Betten, κράββατοι δύο. Nun wird im folgenden 47sten Abschnitt der Stuhl zuerst beschrieben. Er sieht ganz aus, wie der Lehnstuhl eines Barbiers. Darauf setzt sich die Gebärende so, dafs sie die Schamtheile auf ein mondförmiges Loch bringt, durch welches die Geburt herabfallen könne. Die griechischen Worte heifsen: καθάπερ ἐστὶν ἡ καθέδρα τοῦ κουρέων (in der lateinischen Uebersetzung ist durch einen lächerlichen Mifsgriff eine sella consularis daraus geworden), ἐν ᾧ καθίζεται (sc. ἡ κύουσα)

Ausdruck Kindbetterinnenstühle aus dieser Stelle Artemidor's angeführt wird *), die Erklärung dabei steht: Stühle, deren sich die Weiber bei der Entbindung spät bedienen **). Der gelehrte Pisanische Professor Chimentelli, der uns mit einer eigenen Abhandlung über die Stühle der Alten auf Veranlassung einer alten Inschrift über die Ehre des Doppelsitzes (de honore bisellii) beschenkt hat, zerbricht sich den Kopf über dieses „spät". Ich dächte, das Räthsel wäre bald gelöset, wenn man nur übersetzen wollte: in der höchsten Noth, zuletzt, wenn die Geburt sehr schwer ging. Die Folgerungen daraus ergeben sich von selbst. Allein die Alten haben auch Geburtsbetten gekannt, wie man aus dem Moschion, einem Zeitgenossen Galen's, ersieht.

Bei dem Gemälde aus dem Palaste des Titus, das Sie, mein würdiger Freund, aus Sickler's römischem Almanache mittheilen, und worin sie mit jenem Herausgeber eine Zwillingsgeburt der

---

οὕτως, ἵνα σχῇ ὑπὸ τὴν φύσιν ὁμοίωμα σελήνης τρώγλην τετρημένην, ὅπως ἐκεῖσε τὸ ἔμβρυον πεσεῖν δυνηθῇ. Man muſs wohl lesen: εἰς ὁμοίωμα κ. τ. λ. Nun folgt im folgenden 48sten Abschnitt auch Auskunft über die zwei Betten. Das eine, heiſst es, sei hart gepolstert, auf welches wir die Gebärende in den Wehen legen lassen müssen. Denn oft gebären sie auch liegend! Auf's andere weich gepolstert, wird sie nach der Entbindung gebettet. Im folgenden Abschnitt p. 21. wird nun die Vorschrift angegeben, wenn man den Stuhl und wenn man das Bette brauche. Wenn die Nachgeburt oder hier vielmehr die Haut, die das Kind einschlieſst, in der Gröſse eines Eies in die Bärmutter eingetreten ist, dann heben wir sie vom Gebärbette auf den Geburtsstuhl. Wird sie aber da gar zu sehr abgemattet, so legt man sie wieder auf's Geburtsbette. Nun kömmt noch folgender Zusatz: ist aber die Frau zu unvermögend, um einen Geburtsstuhl zu haben, so muſs sie sich während der Wehen auf die Hüfte einer Hilfsfrau stemmen. Von diesen drei Hilfsweibern auſser der eigentlichen Hebamme und von dem Sitz der Hebamme zwischen den Füſsen der Gebärenden ist nun ausführlich im 5ten Abschnitt die Rede.

*) Ὀνειροκ. V. c. 73. p. 205. ed. Rigalt. p. 404. ed. Reifii, wobei des für die Wissenschaften zu früh verstorbenen Reif Anmerkung T. II. p. 507. f. zu vergleichen ist.

**) Die Stelle des Suida's Vol. II. p. 461. ed. Kust. heiſst: Λοχαῖοι δίφροι, οἷς πρὸς τὸ τεκεῖν ὀψὲ χρῶνται αἱ γυναῖκες. Kuster hat blos die Stelle aus Artemidor verglichen. Aber Chimentelli hat über dieses ὀψὲ allerlei Muthmaſsungen vorgetragen; auch schon die Stelle aus Hesychius T. II. c. 500. s. v. λοχαῖον verglichen, die aber gar nicht hieher gehört.

Mutter des Titus finden, wogegen die historische Kritik allerdings noch Einiges zu erinnern haben könnte, erscheint auch eine bärtige männliche Figur, die in einen Aesculap ausgedeutet wird. Schwerlich würde der heilende Gott hier die Rolle eines Wasserträgers (aquariolus), die zu den niedrigsten gehörte *), übernommen haben. Auch fehlt durchaus jedes andere, vom Aesculap unabtrennliche Kennzeichen. Daraus würde also das Alterthum der Sitte, dafs es schon im Alterthum männliche Hebammen gegeben habe, nicht zu beweisen stehen. Die Sache hat mich, seit ich meine Ilithyia schrieb, immer beschäftigt, so gut als die gleichfalls noch sehr im Dunkeln liegende Frage von den römischen Feldwundärzten. Ich habe bis jetzt noch keinen ganz unzweideutigen Beweis dafür, weder in Buchstaben noch Bild, finden können. Die bekannte Fabel im Hygin von der heldenmüthigen Athenerin Agnodike beweis't keineswegs, dafs Männer Geburtshilfe geleistet hätten, sondern spräche vielmehr, wenn sie historische Glaubwürdigkeit hätte **), von der züchtigen Schamhaftigkeit der Frauen. Dann mufs man aber auch hysterische Krankheiten und Mutterübel genau von den gewöhnlichen Geburtsschmerzen und der dabei zu leistenden Entbindungshilfe unterscheiden. Dafs wegen der ersten auch Männer Beirath und Beihilfe leisteten, wer mag diefs leugnen? Eine ganze Section der Hippokratischen Schriften führt den Beweis dafür. Endlich mag auch wohl bei aufserordentlich schweren Geburten, wo das Kind eine verkehrte Lage hatte, und also, um in unserer mythologischen Sprache zu reden, die Göttin Postverta helfen sollte, die Hilfe des Arztes und seines Famulus erfordert worden sein ***). Aber diefs Alles beweis't noch keines-

*) Casaubonus zu des Lampridius Commodus c. 2. T. 1. p. 480. und N. Heinse zu Petron c. 27. p. 98.

**) Das Geschichtchen steht mitten unter vielen anderen Fabeleien in der, Hygin's Fabeln angehängten Compilation über die Erfindungen fab. 274. p. 388. ed. Staveren und ist auch schon von unserem kritischen Curt Sprengel, Geschichte der Medicin Th. 1. S. 609. neue Ausgabe, in's Register der Mährchen mit Fug und Recht gesetzt worden. Wie kam das Athenische Mädchen zu dem Alexandrinischen Arzte Herophilus? Uebrigens vergesse man nur auch nicht die Worte in jener Erzählung in Anschlag zu bringen: si feminam laborantem audisset ab inferiore parte, ad eam veniebat. Hier ist nicht von einer schweren Geburt, sondern von einer ganz anderen Krankheit an den Geschlechtstheilen die Rede.

***) Diefs ist auch Alles, was der gelehrte Johann Zacharias Platner in Leipzig in seiner sach- und geistreichen Abhandlung: de arte obstetricia veterum in den Opusculis T. II. prolus. VII. p. 66. durch eine Stelle des Celsus und Paulus von Aegina zu erweisen

weges den Gebrauch wirklicher Hebammendienste durch Männer, die es zu ihrem gewöhnlichen Geschäft gemacht hätten. Dafür werden sich auch wohl schwerlich je Beweise aufbringen lassen.

Aber um so gelehrter waren nun die Hebammenärztinnen. Man erlaube mir dieses unfügliche Wort, um damit ein griechisches auszudrücken, welches in einer Inschrift bei'm Reinesius vorkommt, aus welcher sogar für die Geschichte der altrömischen Polizei eine merkwürdige Folgerung gezogen werden könnte *). Plinius beruft sich in seiner Encyclopädie der Natur und Kunst an mehreren Stellen auf griechische Hebammen, die ihre Weisheit zu Schriftstellerinnen machte. Die eine, die er am häufigsten citirt, heifst Salpe (eigentlich ein Meerfisch, la Saupe,) und soll von Lesbos gebürtig gewesen sein **). Die andere führt den

vermochte, so dafs er selbst hinzusetzt: Rarius et non nisi summa urgente necessitate id factum fuisse, probabile est. In Th. I. ab Almeloveen, antiquitatum e sacris profanarum specimen (Amsterdam 1686) p. 86. ff., wo allerdings über das Hebammenwesen der Alten allerlei zusammengetragen ist, sucht man vergebens nach einer solchen Stelle, so wie in Bartholin's bekanntem Büchelchen: de puerperio. Drelincourt's Schriften, auf dessen meditationes elencticas super humani foetus umbilicis sich auch bezogen wird, habe ich nicht bei der Hand. Ich zweifle aber, ob der viel erforschende Mann einen Nabelschneider irgendwo aufzufinden vermochte. Es gab nur Nabelschneiderinnen. Denn so sagt die Glosse bei'm Hesychius T. II. c. 758: ὀμφαλητόμος μαῖα. Und ausführlicher noch Photius in seinem Lexico p. 244. ed. Hermanni, (mit dem Zonaras, Leipzig 1808.): ὀμφαλητομία, ὅτε αἱ μαῖαι τὸν ὀμφαλὸν τοῦ βρέφους ἀποτέμνουσι, καὶ αὐταὶ δὲ ὀμφαλοτόμοι (l. ὀμφαλητόμοι, welches die reinere Form war) λέγονται. Merkwürdig ist auch, dafs im ganzen Moschion, mit allen angeflickten Lappen, wie wir ihn jetzt haben, der männlichen Hebammenhilfe auch nirgends mit einem Worte gedacht wird.

*) Iatromaja, regionis suae prima, in Reinesii Inscript. p. 637. Vergl. desselben Gelehrten Briefe ad Rupertum ep. 35 p. 269 f. Die Worte: regionis suae prima, liefsen allerdings auf eine Hebammenordnung in Rom schliefsen.

**) S. Plinius XXVIII. s. 7., wo Salpe über die Kraft des Speichels eine Bemerkung mittheilt. So eben daselbst XXVIII. s. 18. läfst sie sich über die Heilkraft des Urins vernehmen. Sie lehrt auch Haar vertilgende Mittel (psilothra) bereiten u. s. w. Dafs sie eine Lesbierin gewesen und ein Buch: die Spielklapper betitelt (παίγνια), geschrieben habe, lernen wir aus dem Bericht des Nymphodorus bei'm Athenäus VII. p. 322. a. oder c. 118. T. III. p. 181. Schweigh. Es ist aber diefs noch nicht ganz klar.

Namen der glücklichsten Vorbedeutung: **Helferin, Sotrice** *). Freilich sind es eben keine Beweise grofser ärztlicher Erfahrung, die Plinius aus ihren Schriften anführt, vielmehr gehören die meisten Sachen in die sympathetische Curmethode und in das grofse Register des Albertus Magnus de secretis mulierum. Indefs wer hiefs es dem rastlosen Excerptenmacher, nur diese Fratzen aus ihren Büchern auszuziehen? Nicht ohne Ursache bedient sich Plinius einmal des Ausdrucks: die Blüthe und der Adel unserer Wehmütter **). Doch diefs würde mich jetzt zu weit führen. Ich wollte Ihnen, edler, alter Freund, nur meine herzliche Bereitwilligkeit beweisen. Uebrigens rufe ich zu Ihrem menschenfreundlichen, menschenwürdigen Unternehmen, wie dort Callimachus bei den harten Geburtswehen der Mutter Latona ***):

„Kindlein, entschlüpfe gesund, holdlächelnd dem Schofse der Mutter!“

---

*) Sotira obstetrix, Plinius XXVIII. S. 23.

) Obstetricum nobilitas, Plinius XXVIII. S. 18. Vergl. **Sprengel's Geschichte der Medicin, Th. 1. S. 242. n. Ausg.

***) Callim. in Del. 214: Γείνεο, γείνεο, κοῦρε, καὶ ἤπιος ἔξιθι κόλπου.

II.

Ueber die Rechentafeln der Alten.

Um die Rechentafeln der Griechen und Römer genauer kennen zu lernen und zu ersehen, was sie eigentlich unter ψηφίζειν, ψήφοις λογίζεσθαι, calculos ponere, ducere etc. verstehen, müssen bildliche Vorstellungen zu Rathe gezogen werden. Der Obertheil eines marmornen Sarkophags im Capitolinischen Museum bietet uns die deutlichste Abbildung *). Die ganze Vorstellung giebt uns eine der Familienscenen, die so oft auf römischen Sarkophagendeckeln vorkommen. Der Hausvater wird bei'm Gastmahle an der Tafel liegend gedacht. Denn das Bett, auf welchem er ausgestreckt da liegt, mufs als ein Tischbett, lectus tricliniaris, angenommen werden. Daher auch die leichte, in jedem anderen Falle unrömische Bekleidung, da ihm das Gewand nur den Unterleib und die Füfse bedeckt **). Er trägt also das leichte Gewand, das man um sich warf, um in der zwanglosesten Bequemlichkeit sich den Tafelfreuden zu überlassen, und von dem ernsteren Römer, welcher diese Sitte wohl erst von den lebenslustigeren und weichlicheren Griechen angenommen hatte, mit einem griechischen Worte synthesis genannt wurde. Der römische Hausherr ist also hier, um den eigentlichen Ausdruck zu brauchen, synthesinatus. Ihm zur Seite sitzt die Hausfrau nach alter römischer Ehrbarkeitssitte, wo aus leichtbegreiflichen Ursachen die Accubation mit den Männern für ehrbare Frauen als unanständig galt ***). Der Kopfputz dieser sitzenden Matrone erinnert an die Mode, wie sie unter den Flaviern und deren nächsten Nachfolgern bei Kaiserinnen und vornehmen Römerinnen in Büsten und Münzen oft vorkommt und in Juvenal's berüchtigtem Misogyn, der sechsten Satire, so scharf gezüchtiget wird †). Wir können daraus auf das Zeit-

*) Musei Capitolini Tom. IV. continens marmora anaglypha. Tab. XX. (Hier Tafel 1.)

**) S. Zoega zu den Bassi Rilievi. T. I. p. 42.

***) Feminae cum viris cubantibus sedentes coenitabant. Valerius Maximus II. 1. 2. Vergl. zu Sueton, Aug. c. 65.

†) Juvenal VI. 502. Statius nennt es suggestum comae. Sylv. I. 2. 114., ein hochaufgethürmtes Toupée.

alter schliefsen, in welches dieser Sarkophag gesetzt werden kann *). Es ist übrigens sehr gewöhnlich, dafs auf Sarkophagen Hausfrauen neben dem Hausherrn so sitzend gefunden werden. Die Römer scheinen diese Vorstellung von den Begräbnifsmarmorn der Griechen entlehnt und oft nachgeahmt zu haben **). Am Ende dieses Tischblattes, zu den Füfsen des liegenden Hausherrn, steht eine kleine männliche Figur (ist es ein Sohn dieses Ehepaars, ist es ein Sclave, diefs mag, ohne den Marmor und die Haare des Jünglings genau untersucht zu haben, schwerlich bestimmt werden), der in der Linken eine länglich viereckige Tafel, die lange schmale Seite nach der Brust zugekehrt, hält, und mit der Rechten auf die darauf reihenweise gelegten Rechensteine (calculos, ψήφους) hinzeigt. Dieses Bild giebt einen sehr deutlichen und anschaulichen Begriff einer alten Rechentafel, und darum ist diese Figur hier besonders ausgezeichnet worden. Offenbar hat dieser kleine Rechenmeister Beziehung auf die liegende Figur des Hausherrn, der durch eine Schriftrolle in der einen Hand und durch einen vollen Beutel in der anderen ganz unbezweifelt andeutet, dafs sich's hier um eine Schenkung, ein Vermächtnifs, oder des etwas handle, und dafs also da unten nicht vergeblich gerechnet werde. So viel mag Jeder, ohne eben ein Oedipus zu sein, bei'm Anblick dieses Sarkophag-Reliefs enträthseln und auslegen können. Es war aber die Unart früherer Ausleger antiker Reliefs, Vasen, geschnittener Steine u. s. w. jeder Vorstellung sogleich einen bestimmten Mythus, eine Geschichte, eine Person unterzulegen. So fand auch in diesem Falle der gelehrte Ausleger des Capitolinischen Marmorreliefs, der Canonicus und Bibliothekar der Corsinischen Bibliothek, Foggini, in seiner Auslegung (T. I. p. 92. ff.) in dieser Vorstellung nichts Geringeres als den in Cilicien zu Selinus (dem nachmaligen Trajanopolis) auf seinem Sterbebette liegenden Kaiser Trajan. Die neben ihm sitzende Matrone ist nun ganz natürlich die Kaiserin Plotina. Der sterbende Kaiser adoptirt hier den P. Aelius Hadrian zu seinem Sohne und Reichserben. Bei einer solchen Adoption, sagt Foggini, mufste ein Wagemeister (libripens) gegenwärtig sein, weil der natürliche Vater den Sohn, den er dem Anderen zur Adoption überliefs, um ein Stück Kupfer, welches der Adoptirende in die Wage warf, verkaufte, und diesen Wagemeister erblicken wir hier. Was doch die Erklärungssucht nicht Alles sieht und weifs! Ein jeder Anfänger in den römischen Rechtsalterthümern hat schon aus seinem Heineccius gelernt, dafs bei dieser Privatadoption die Wage selbst

*) S. Eckhel, doctrina Num. Vet. Vol. VI. p. 521.

**) Marmor. Oxoniens. n. 142. Zoega, Bassi Rilievi n. XI. u. XXXVI. mit dem in den Anmerkungen citirten Marmor. T. I. p. 43. not. 5.

eine Hauptrolle spielte und nach der unerläfslichen Formalität durchaus nicht fehlen durfte *). Und nun ist auf unserem Marmor weder von einer Wage, noch von einem Wagemeister das Geringste zu erblicken. Dem belesenen Foggini schwebte aus Doddwell's Vorlesungen die Stelle aus Plinius's Lobrede auf Trajan vor, wo der Panegyrist von einer Adoption am feierlichen Ehebette spricht **); diefs glaubte er nun in diesem Tischbette zu finden, und so mufste sich alles Uebrige, es mochte noch so abweichend sein, damit zusammenreimen lassen.

Noch einmal! wir brauchen für unseren Zweck nur die Rechentafel. Nennt man die dabei stehende Figur einen Rechenknecht, so bekommen wir diefsmal, in der neuen Bedeutung genommen, sogar zwei Rechenknechte auf einmal! Mehr bedarf es doch gewifs nicht.

Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen hier noch ihren Platz finden. Die Alten rechneten natürlich an den Fingern beider Hände nach einem bekannten Typus, den wir aus Beda Venerabilis kennen ***) und der in vielen Werken über die Geschichte der Mathematik wiederholt worden ist †). Diefs ist die älteste Rechenmaschine, die uns mit der natürlichen Elle, vom Ellenbogen herab, die Natur selbst anerschaffen hat, und durch sie ward auch das decadische Rechensystem zuerst begründet. Allein, sollte genauer gerechnet werden, so mufste die Rechentafel mit den Rechensteinen dazu genommen werden. Diefs versteht sich wohl von selbst. Zum Ueberflusse mag es eine Stelle aus des Aristophanes Wespenkomödie beweisen, wo der Sohn den mit einem eigenen Wahnsinn behafteten Bdelykleon bittet, er möge doch einmal die Staatseinkünfte Athens nur in einen allgemeinen Ueberschlag bringen:

„Rechne jetzt nur so im Durchschnitt mit der Hand, nicht mit dem Steine" ††).

---

*) Die Handlung hiefs ja adoptatio per aes et libram. S. Burmann zu Ovid IV. ex Ponto, 15. 42. und zu Sueton Aug. c. 64.

**) Ante genitalem thorum. Plin. Panegyr. C. 8. Doddwell, Praelect. XVIII. ad Spartian. p. 553.

***) S. Possini, spicilegium Evangelic. etc. p. 161. in I. A. Fabricii Observat. select. Hamburg 1712; vergl. Jacobs zur griechischen Anthologie, Vol. II. P. II. p. 20.

†) Mit vielem Scharfsinne behandelte diese Elementararithmetik, die in der Pestalozzischen Methode eine neue Stütze erhielt, schon Goguet, Origines des Loix, T. I. p. 203. ff. (ed. in 4. Das bekannte πεμπάζειν führt eigentlich auf das noch einfachere pentadische System.

††) Aristoph. Vesp. 656. Brunck.

Natürlich stiegen auf der Rechentafel Werth und Bedeutung der Zahlen nach der Stellung *), von den Einern zu Zehnern, Hunderten, Tausenden u. s. w., die aller Wahrscheinlichkeit nach durch Linien (scripta) getrennt und potenzirt wurden. Man sieht diefs unter Anderem deutlich aus der, schon von I. Fr. Gronov **) belobten Stelle des Polybius, wo von dem in Ungnade gefallenen Günstling Apelles die Rede ist und der Geschichtschreiber dabei die Bemerkung macht ***): „die Günstlinge der Fürsten gleichen den Rechenpfennigen auf der Rechentafel †); denn diese gelten nach dem Willen des Rechnenden bald einen Kupferpfennig, bald ein Talent, und so sind die Höflinge, die ein Blick ihres Herrn beseligt, auf der Stelle die Verstofsenen und Unglücklichen." Dieses Gleichnifs hatte früher schon Solon gebraucht, und es wurde in den Apophthegmen der Alten auf mannigfaltige Weise verändert wieder erzählt, indem es nun auch auf die blose Fingerrechnung bezogen wird ††). Allein der Hauptbegriff ist überall derselbe. Der Stein, Rechenpfennig, oder wie das Rechenzeichen sonst heifsen mag, gilt nach der Reihe, in welcher es steht, so viel oder so wenig.

Man versteht nun mit einem Blicke auf den Rechenmeister in unserem Marmor auch alle die Redensarten von Rechenstein setzen, abziehen u. s. w. †††). Die Rechensteine selbst waren unstreitig Anfangs wirklich kleine runde Kiesel, wie das Wort ψῆφος (und calculus) zur Genüge beweis't. Es leidet aber keinen

---

*) Die sich nach der Schriftweise richtete, von der Rechten zur Linken oder von der Linken zur Rechten. S. Herodot II, 36.

**) de Pecunia vet. III, 15. p. 237.

***) Polybius V, 26. Vol. 2. p. 267. ed. Schweigh.

†) παραπλήσιοι τοῖς ἐπὶ τῶν ἀβακίων (ἀβάκιον ist also der Name der Rechentafel, was der damals noch junge Hemsterhuys zu Pollux X, 105. falsch verstand) ψήφοις.

††) S. Wyttenbach, Animadversiones in Plut. Apophth. Reg. p. 174. B. T. II. p. 1047. der Octavausgabe.

†††) Man nennt diefs im Allgemeinen calculorum ratio. Nun die Formen ponere, disponere, ducere calculos, ducere rationem, subducere, deducere (subtrahiren), calculos, rationem, s. Gronov, observat. II. 10. p. 221. etc. Ruhnken zu Terenz, Adelph. V, 4. 1. Daher τιθέναι und ponere für Summiren, Ansetzen. S. Hemsterhuys zu Lucian T. I. p. 340. Valckenaer zu Theokrit's Adoniaz. p. 241. Zu bemerken ist, dafs putare mit seinen compositis, computare, exputare u. s. w. eigentlich von der Fingerrechnung, ducere von der Rechnung mit Rechensteinen zu verstehen ist, obgleich der verstümmelte Donatus zu Terenz, Adelph. V. 4. 1., das Gegentheil sagt.

Zweifel, dafs man sich später auch anderer Surrogate statt der unbequemen Kieselsteinchen bediente und ganz eigentliche Rechenpfennige (aera, jettons) hatte, der berüchtigten Lupinen gar nicht zu gedenken, die wohl eben so gut zum Rechnen, als zu Theatermünzen sich bequemten. Diese Asse oder Kupfermünzen nun (denn hier bei'm Rechnen blose Marken oder jettons anzunehmen, berechtiget uns keine Stelle des Alterthums *), trugen die Knaben, die vor allen genaue Rechner zu werden sich bestreben mufsten, in eigenen Kästchen mit Fachwerke, wie andere Münzen, und das sind die loculi, die man doch nie mit Beutel übersetzen sollte. Daher die bei Horaz zweimal gelesene Stelle von der damaligen echtarithmetischen Pädagogik der Schulknaben in Rom und in den Provinzialstädten, welche Horaz schildert, wie sie zum Rechenmeister gehen:

Links am Arme die Beutel gehängt und die ziffernden Täflein **).

Es würde, wenn man hier auf die Bilderjagd gehen und alte Denkmäler in Menge vergleichen wollte, so schwer nicht sein, noch mehrere Abbildungen dieser und ähnlicher Rechentafeln aufzufinden. Wir erinnern uns, auf den Abbildungen eines geschnittenen Steins, den Millin in Kupfer stechen liefs, einen Mathematiker in der späteren Alexandrinisch-römischen Bedeutung, das heifst, einen Sterndeuter, Astrologen, gesehen zu haben, der eine solche Rechentafel, um seine Ephemeriden zu berichtigen und das Horoscop zu stellen, in der Hand hält. Ja, es dürfte nicht so ungereimt sein, als es aussieht, in dem bekannten Relief in der Villa Albani, welches das Magazin eines Fleischhändlers vorstellt, mitten unter den Fleisch- und Mundvorräthen, die da hängen, auch das Rechenbret zu erblicken, mit den zum Setzen der Rechensteine eingeschnittenen Vertiefungen ***).

---

*) Dafs es dergleichen gegeben habe, wird Niemand bezweifeln, wer die Abhandlung von Sperling und Anderen, die Eckhel in den prolegomenis p. XIII. anführt, genau prüft. Schon die goldenen Denare in Trimalchio's Bretspiel, Petron. c. 33. p. 129. Burm., führen dahin.

**) Laevo suspensi loculos tabulamque lacerto, Satir. I. 6. 74. nach Vofs's Uebersetzung. Heindorf (S. 151) hat die loculos richtig gegen Gefsner von Kapseln erklärt, obgleich die Rechentafeln gewifs auch Einschnitte hatten, wie etwa unsere Münztabletten.

***) S. Zoega's Bassi Rilievi n. 28. Zoega, der hier nur den Morelli abschrieb (T. I. p. 132.), hat diefs zu oberflächlich abgefertigt.

III.

Verbrennen oder Beerdigen?

I.

Bei einem neulich in diesen Blättern eingerückten Aufsatze über die Katakomben oder das Todtenreich an der Tiber suchte ich schon im Voraus die Erlaubniſs der Leser zu gewinnen, um ihnen einmal besonders meine Idee über das Verbrennen und Begraben der Todten mittheilen zu dürfen. Ich denke mir diese Erlaubniſs als wirklich zugestanden und fürchte nicht einmal den Tadel, daſs ein solcher Gegenstand für das Rosenroth eines Morgenblattes zu düster und abschreckend sei. Jedermann erinnert sich an die oft mit Begeisterung wiederholten Worte des Herzogs in Göthe's natürlicher Tochter:

O weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhab'ne Würde, gleich,
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen.
Und wenn die Gluth mit tausend Wipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig deutend sich bewegte;
Da trockneten die Thränen, freier Blick
Der Hinterlass'nen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach!

Und stände nur nicht in unserem winterhaften Klima und in täglich holzärmeren Gegenden die selbst zu einer eigenen Kunst erhobene Holzersparniſs dem heidnischen Gelüste der Todtenverbrennung entgegen, die man sich freilich nur aus Unkunde des Alterthums als eine gewaltige Holzvergeudung zu denken gewohnt ist *), so loderte vielleicht neben den modernen Feuerwerken, wo

*) S. die in der gelehrten Gesellschaft zu Erfurt gehaltene Vorlesung zur Holzsparkunst der alten Römer im n. t. Merkur 1794. Juli. S. 283. ff., wo gezeigt wird, daſs bei der geringen und zahlreicheren Klasse der Römer das Verbrennen vielleicht weniger Holzconsumtion verursachte als unser Einsargen.

ein auffliegender Pulverwagen eine ganze Stadt mit Entsetzen und Jammer erfüllt, hier und da auch ein echt antiker und classischer Scheiterhaufen. Freilich denken nicht alle Herzoge so, wie der Sehnsüchtige in der Eugenia. Einer der edelsten und ruhmwürdigsten Fürsten unserer Tage, der zuletzt verstorbene Herzog Ernst von Gotha, befolgte die dem Verbrennen gerade entgegenstehende Sitte, indem er sogar ohne allen Sarg, blos in ein Tuch gehüllt, auf seiner lieblichen Pappelinsel im Park zu Gotha bestattet sein wollte. Am Ende aber begegneten sich auch hier die Extreme; denn auf beiden Wegen suchte man doch nur die möglichst schnelle Entkörperung der vielleicht noch immer in dem innersten Seelenorgane gefesselten Psyche zu bewirken.

Verbrennen oder Begraben? welches ist vernünftiger, d. h. dem grofsen Zwecke der Entwickelung, oder, wenn man diefs besser verstände, der Vergeistigung, angemessener? Das dürfte wohl noch oft, wenigstens für diejenigen, die im Begraben nicht das schöne apostolische Bild der Aussaat zu erkennen und aus dem beerdigten Körper ein neues Hervorkeimen des eingesenkten Samenkorns anzunehmen vermögen, eine schwer zu entscheidende Streitfrage abgeben. Vielleicht kämen wir auf dem historischen Wege am sichersten zur Lösung desselben. Auf jeden Fall sprechen sich die drei christlichen Grazien, Glaube, Liebe, Hoffnung, auch in der Todtenbestattung vielfach charakteristisch aus *), und das Jus Manium ist nicht das letzte Capitel im Codex der Menschheit, die zur Menschlichkeit sich erhebt. Man erwarte aber hier nichts als einige allgemeine Umrisse und Andeutungen **). Das leichtbeflügelte Morgenblatt trägt höchstens nur ein Cypressenzweiglein. Für die Cypressenwälder müssen wir andere Räume und Bezirke unserer Literatur in Anspruch nehmen.

Wann werden wir einen echten Stammbaum der Religionen, wann eine philosophische Geschichte derselben bekommen? Ich habe mir immer vorgestellt, dafs, so viel deren wirklich den vielsagenden, schon manche Stufe der Entwilderung voraussetzenden Ehrentitel der Religion verdienen, alle in zwei Hauptstämme getheilt werden können. Himmel und Erde, das ist die erste und älteste

*) Die sansculottische Periode der französischen Revolution trat auch die sogenannten Justa oder Alles, was Anstand und Menschlichkeit bei der Wegschaffung der Leichen zur ehrwürdigen Sitte gemacht hat, mit Füfsen. Später gab daher das Nationalinstitut eine Preisfrage über die Würde der Begräbnifs-Ceremonie auf, wo Amaury Duval den Preis gewann. Noch nachdrücklicher als diese Preisschrift ist Girard's kleine Schrift: des tombeaux, ou de l'influence des institutions funèbres sur les moeurs. Paris 1801.

**) Die reichsten Collectaneen, aber auch nur diese, bei Meiners's kritischer (?) Geschichte der Religionen, II, 718—739.

Dichotomie in der Welt. In diese theilen sich nun alle Religionen. Die, welche es mit dem Himmel, mit den Gestirnen und deren Symbol, dem Feuer, halten, umfassen wir mit dem allgemeinen Namen Sabäismus; die, welche an der Erde kleben bleiben und sich Bilder machen, theilen wir dem Fetischismus zu. Ist diese Behauptung richtig, so müssen sich auch die meisten Erscheinungen und Verirrungen der Abgötterei daraus erklären lassen. Die meisten! denn wer mag die Köpfe des vielköpfigsten Ungeheuers, des Aberglaubens, alle nur auf einen doppelten Rumpf zu setzen sich beigehen lassen! Versuchen wir's einmal mit den sich so starr und scharf entgegenstehenden Sitten des Verbrennens und Beerdigens der Todten. Beide sind nur Unterabtheilungen der zerstörenden Bestattungsweise. Die gegenüberstehende, erhaltende (das Balsamiren, Mumisiren), bleibt jetzt aufser unserem Gesichtskreise liegen, kann aber zu einer anderen Zeit auch an die Reihe kommen.

II.

Der Perser begräbt, der Grieche verbrennt, sagt Lucian oder wer sonst Verfasser der Schrift von der Todtentrauer ist. *). Wir können hier die Perser und Griechen als die zwei Repräsentanten der zwei Hauptstämme, des Sabäismus und Fetischismus, annehmen, beide auf ihrem höchsten Verfeinerungspunkt. Die magische Religion des Zerduscht dort und die aus dem rohen Fetischendienste kunstreich entwickelte Götterbildnerei hier sind in der That als die obersten Spitzen in beiden Klassen zu betrachten. Was also bei diesen zwei Völkern gilt, mag mit weiser Beschränkung auf alle zu diesen zwei Klassen gehörige Religionen übergetragen werden.

Alle Naturreligionen, alle Stern- und Feueranbeter hielten es für die frevelhafteste Verunreinigung des unbefleckten und alle Makel tilgenden Princips, des Feuers, ihre Leichname ihm zur Nahrung zu bieten. Wie wurde Kambyses, ein stürmender Aufklärer trotz einem der neuesten Zeit, von den Persern selbst verketzert als er den letztverstorbenen mumisirten König Amasis in's Feuer warf. Ein Gott, sagt Herodot **), im Sinne der Perser kann ja die Leiche nicht verzehren! Dagegen hielten sie das Begraben allein für naturgemäfs, wie Xenophon den sterbenden Cyrus sagen läfst ***). Nur mag Xenophon hier selbst unter Begraben leicht etwas Anderes verstanden haben, als es die magische Persersatzung forderte. Denn zum Begraben gehörte dort auch das Zerfleischen durch die heiligen Hunde — Hunde sind ja mit den Rossen die

*) de luctu c. 21. T. II. p. 932. Wetst.

**) III, 16. Vergl. Brisson, de regno Persarum, lib. II. p. 285.

***) Cyrop. VIII, 7. 25. Vergl. Fischer's Commentar, p. 609.

edelsten Thiere nach dem Zendavesta, und sie hatten daher Tafe am Hofe — und durch die Raubvögel, die in diesem Falle die lebendigen Gräber des Sophisten Gorgias wurden *). Die von Meiners und Tychsen (in den Göttinger Societätsschriften) zuerst sorgfältiger unterschiedenen Ab- und Ausartungen des altpersischen magischen und Zoroastrischen Rituals nach verschiedenen Zeitaltern leiden unstreitig auch auf die altpersische Begräbnifsweise ihre volle Anwendung. Nur die Ueberreste (das, was die heiligen Hunde, denen man den Leichnam vorgesetzt hatte, nicht verschmauseten) wurden nach der strengen magischen Observanz zuletzt begraben. Der gemeine Perser, der nicht zum Fürsten- und Priesterstamme gehörte, liefs den Leichnam wenigstens von einem Thiere anbeifsen oder zerren, ehe er ihn bestattete. Wahrscheinlich erst nach diesem thierischen Imbifs wurde in den vermögenderen Klassen die Leiche mit Honig oder Wachs bestrichen und dann begraben **); allein in den späteren Zeiten unter den Arsaciden und Sassaniden scheint der magische Glaube, die Leiche ganz von Thieren verzehren zu lassen, zur allgemeinen Richtschnur geworden zu sein. Seosis wird, wie Procopius erzählt, hingerichtet, weil er seine Frau, sowie sie war, begrub ***). Aber bei allen diesen Modificationen, deren wahrer Sinn uns erst in neueren Zeiten durch die Entdeckung des Zendavesta klar geworden ist, bleibt doch so viel gewifs, dafs bei der allgemeinen Wiederkehr der Dinge (Auferstehung), wo Ormuzd's Reich das des Ahriman vernichten wird, die sorgfältige Aufbewahrung der Leiche, die nur durch Begraben stattfinden kann, ein sehr wesentlicher Punkt sein mufste, weil dann ein jeder Todter aus seiner Gruft und also auch die Könige aus ihren Todtenpalästen zu Tschil-Minar und Nakschi Rustam wieder hervorgehen sollten. †).

Es ist merkwürdig, dafs bei den ursprünglichen Völkern Europas (als Abstämmlinge kaukasischer Völkerschaften vom Anfange an Alle Sternendiener und dem Sabäismus geneigt) erst das Begraben allgemeine Sitte gewesen zu sein scheint. Als patriarchalische und naturgemäfse Sitte gefiel sie selbst den Denkenden unter den Griechen und Römern. Vergleicht man des Plinius Aussage mit einem Bruchstücke des Varro, so erhellt daraus, dafs Demokrit im Systeme des Magismus handelte, indem auch er bei seiner kräftigen Empfehlung des Begrabens und Wachsübergiefsens

*) Ruhnken zu Longin p. 235. Weisk., und Wakefield zu Lucrez V, 991.

**) Davies zu Cicero, Tuscul I. 45. Fabricius zu Sext. Empir. p. 185.

***) Meiners, de variis relig. Pers. convers. in den Comment. Soc. Gott. T. III. p. 123.

†) Hermes, Ideen I, 275 f.

eine Wiederbelebung und Auferstehung von den Todten voraussetzte, wobei es dem Atomisten aber schwerlich Ernst war *). Ernstlicher meinte es wohl Pythagoras, wenn er wirklich, wie Jamblichus wissen will, nach der Lehre der Magier das Beerdigen statt des Verbrennens empfahl. Dafs die religiösen Ansichten des Numa reiner Sternendienst und Sabäismus, fern von allem Bilderdienste, gewesen sei, ist längst bekannt; darum liefs auch er sich nicht verbrennen, sondern begraben **). Ueberhaupt aber wurde nach dem bekannten Zeugnisse des Plinius das Beerdigen als die römische Ursitte angesehen, die in manchen alten Geschlechtern, wie bei den Corneliern, auch dann noch fortdauerte, als das Verbrennen schon allgemeiner Volksgebrauch war.

Die scandinavischen und germanischen Völker begruben früher, ehe sie verbrannten. Wir wissen aus den alten Sagen, dafs erst der dritte Odin das Verbrennen einführte ***). Die slavischen Völker aber, als grofse Götzen- und Fetischdiener, verbrannten ihre Todten von den frühesten Zeiten an †).

Wie nun, wenn in allen diesen Ueberlieferungen von der ursprünglichen Beerdigungs- oder Verbrennungssitte — denn was spätere Zeiten einführten, kommt hier nicht in Anschlag — uns ein sicheres Merkmal aufbewahrt wäre, woraus wir abnehmen könnten, ob ein Volk dem reinen Sternen- und Feuerdienste, oder dem gröberen Fetischismus von seinen frühesten Zeiten an zugethan gewesen sei?

III.

Am meisten stehen der Beerdigungsweise die Griechen und Römer mit ihrer fast allgemeinen Verbrennungssitte entgegen und bilden dadurch einen wahren Religionsantagonismus. Wie fleht dort der Schatten des Appius, dessen Leiche man nur unterdessen einbalsamirt hatte, um die Verbrennung ††). Die Sache gewann dadurch ein religiöseres Ansehen, dafs das Verbrennen selbst eine Opferceremonie war, wo der Todte als Opfer des Pluto, der vierseitige Holzstofs, worauf das Opfer brannte, als Altar angesehen wurde. Daher aber auch der entschiedene Widerwille der Christen gegen das Todtenverbrennen, weil die Handlung selbst ein Götzendienst war. Von dem Kampfe des Christianismus mit dem Gottes-

---

*) S. Varro's Fragmente p. 269. Bip. Plinius, H. N. VII. 55. S. 66.

**) Plutarch im Leben des Numa c. 22. Vergl. Levesque, Histoire critique de la république romaine T. I, p. 31.

***) Suhm's Geschichte der Dänen, übersetzt von Gräter, I, 31.

†) Anton's Versuch über die Slaven, S. 135.

††) Silius Italicus XIII, 461—464.

dienste vom zweiten Jahrhunderte an fing auch das Begraben in den Katakomben an, statt des Verbrennens Sitte zu werden. Lange scheint beiderlei Sitte im römischen Reiche sich das Gleichgewicht gehalten zu haben *). Aber zu des Macrobius Zeiten (unter dem jüngeren Theodosius 420) mufste das Beerdigen mit dem allgemeinen Siege des Kreuzes auch über das Verbrennen gesiegt haben; denn dieser Grammatiker spricht davon, als von einem ganz abgekommenen Gebrauche **). Und so ist endlich mit der Herrschaft der monotheistischen Religionen, des Christenthums und des Islams, das Todtenverbrennen nur noch am Ganges und in den beiden Halbinseln übrig geblieben.

So viel wäre also deutlich, dafs das Verbrennen ganz besonders dem Polytheismus oder dem veredelten Fetischismus der zwei einflufsreichsten Völker des Alterthums zusagte. Denn seit die Römer durch den älteren Tarquin ein Capitol mit drei Schutzgöttern erhalten hatten, war auch der alte Feuerdienst (im Tempel der Vesta, der nur ein Bild hatte,) nur Nebensache, und das Feuer durfte auch Todte verzehren. Bei den Griechen aber steigt die Sache noch weit höher hinan. Sie erhielten sie höchst wahrscheinlich von den eifrigsten und grausamsten Götzendienern der alten Welt, den Kananitern, wie sie die Bibel nennt, oder den Phöniciern. Diese ausgeartete, von einem ursprünglichen Sternendienste zur menschenopfernden Abgötterei herabgesunkene Völkerschaft betete in ihren zwei Säulen oder Säulenkegeln Sonne und Mond an. Der tyrische Hercules, der Malkart, ist die Sonne, die phönicische Astarte, Venus, der Mond. Nun wurde ihr Himmelskönig, ihr Malkart oder Sonnengott, als sich selbst verbrennend bei ihnen vorgestellt, wodurch sie das stets wiederkehrende Sonnenjahr versinnbildeten. Nachdem Malkart die 12 Zeichen des Thierkreises durchlaufen hat, geht das Sonnenjahr zu den Göttern. Diefs scheint noch immer die richtigste Erklärung des Ursprunges der zwölf Arbeiten des Hercules und seiner Apotheose ***). Auf den Münzen der phönicischen Colonienstadt Tarsus wird diese symbolische Vergötterung des tyrischen Hercules, woraus die fabelnden Griechen ihren Hercules auf Oeta erschufen, noch durch einen Scheiterhaufen vorgestellt, aus welchem ein Adler empor-

*) Fabretti, Inscript. Cl. I. p. 17. f. Schöpflin's Alsatia illustrata T. I. p. 312 f., überhaupt aber Bingham's Orig. Ecclesiast. T. X, p. 30 ff.

**) Urendi corpora defunctorum nostro seculo usus nullus est. Saturn. VII, 7.

***) Dupuis zuerst in Origine de tous les cultes T. I. 309—315. die 4. Ausgabe; dann in seinem Mémoire explicatif du Zodiaque chronologique et mythologique. Paris 1806.

steigt*). Wir wissen aus einer Rede des Sophisten, des Chrysostomus, dafs dort jährlich ein grofser Scheiterhaufen erbaut und darauf die Selbstverbrennung des Hercules vorgestellt wurde. Die römische Kaiser-Apotheose war blos eine prunkvollere Wiederholung dieser uralten phönicischen Sitte. In einer höheren Potenz steigt statt des Adlers ein Phönix auf und bezeichnet dann die 600jährige Periode oder auch die Siriusperiode, periodus Sothiaca**).

Die Phönicier, die sogar Lebende ihrem Moloch, Himmelskönige, opferten, legten später auch Leichen auf den geheiligten Scheiterhaufen. Jeder Todte wurde dadurch gleichsam ein Sinnbild des sich selbstverbrennenden Hercules. So entstand hier wenigstens — denn der Scheiterhaufen der alten Brahmanen und neuen Hindus möchte wohl auf eine andere Weise zu erklären sein — die Sitte des Todtenverbrennens. Und da diese dem Kaufmannsgeiste des Volkes zusagte, das mit eigener Verschmitztheit jeden Punkt seiner Religionsbräuche auf allen Küsten, die es mit Faktoreien und Colonieen besetzte, bald zur Sicherung und Unterjochung, bald zur Gewinnung grofser Handelsvortheile zu benutzen wufste, so suchten die rothen Menschen — so hiefsen die Phönicier damals am ganzen Mittelmeer, wie jetzt die Briten in Sina — überall, wo sie sich ansiedelten und einwurzelten, auch dieses Todtenverbrennen den Landeseingeborenen annehmlich und nachahmungswürdig zu machen. Spezereien, Leinwande, Teppiche, die Stapelartikel des phönicischen Handels, wurden ja mit verbrannt, und je gröfser der Verbrauch, desto einträglicher der Markt! So kam die Sache auch zu den Pelasgern oder den ältesten Bewohnern der griechischen Küste, die sich mit dem phönicischen Götterdienste um so schneller aussöhnten, als sie Sonne und Mond auch schon längst unter ihren Urfetischen hatten. Bald knüpften sich Leichenspiele an dieses Verbrennen. Bei einigen Stämmen, wohin der pelasgisch-tyrrhenische gehört, liefs man die gefangenen Feinde am Scheiterhaufen auf Leben und Tod kämpfen. Daraus entstanden die blutigen Gladiatorspiele, die von Hetrurien nach Rom wanderten. Der menschlichere Hellenismus entwickelte sich aber daraus die bildenderen Wettkämpfe der Gymnastik. Beiderlei Spiele fanden auf dem Scheiterhaufen, wo der Kriegs- und Stammanführer verbrannt wurde, seine Wiege.

Sehr merkwürdig ist die alte griechische Ueberlieferung, dafs Hercules, da er sich eidlich verpflichtet hatte, den Argeus***),

---

*) S. noch Belley, auch Pellerin, Recueil T. II. pl. 73, nr. 36. 37. und Eckhel, Doctrin. N. V. T. III. p. 53.

**) Ideler's historische Untersuchungen der Astronomie der Alten, p. 317. Zoega, de obeliscis p. 166.

***) S. d. Fragment des Andeon in den Venetianischen Scholien zur Ilias I, 52, mit Heyne's Anmerkungen, Observat. in Iliadem T. I. p. 8.

seinen Kriegsgefährten vor Troja, dem Vater Licymerns gewiſs zurückzubringen, den Erschlagenen verbrannt habe, um so wenigstens sein Versprechen lösen und dem Vater die Asche bringen zu können, und daſs Hercules dadurch Stifter des Verbrennens bei den Griechen geworden sei. Wie oft muſs das vieldeutige Wort Hercules in den hellenischen Ursagen durch einen phönicischen Handelsherrn, Deichgräfen oder Metallurgen übersetzt werden?

IV.

Ueber das antike Costume
in Grillparzer's Sappho *).

Ueberall, wo in dramatischen Werken sich offenbart, dafs Treue in Zeichnung der Zeit und des Orts unter die Kunstzwecke des Dichters gehört, da wird es selten zu rechtfertigen sein, dafs man von dem wissenschaftlich correcten Costume abweiche. Dieser Ausspruch A. Müllner's in einem der beherzigenswürdigsten Aufsätze über Theatercostume **) leidet seine volle Anwendung auf das zu beobachtende Costume in Grillparzer's Sappho. Mag auch ein ganzer Köcher voll Pfeile auf die hellenische Echtheit dieses Drama von den kundigsten antiquarischen Bogenschützen abgedrückt werden, und mancher Pfeil treffen; der Dichter wollte eine echt griechische Sappho auftreten lassen und ist daher von der Direction berechtigt, die möglichste Rücksicht auf Scenerei, architektonische Verzierung und Bekleidung zu fordern, wie sie in jenes Zeitalter, wohin uns geschichtliche Kunde die Mytilenische Sappho versetzen heifst, und in die Umgebungen eines üppig geschmückten Landsitzes auf der Insel Lesbos passen. Man kann die Sappho, die hier durch die irdische Liebe zur himmlischen eingeht, noch viel höher gestellt, viel hellenischer wünschen; ausgemacht bleibt es, dafs im ganzen Drama nichts vorkommt, was nicht durch strenge Beobachtung des Ueblichen im Wiegen- und Mutterlande aller wirklichen Kunst noch gehoben und der gebildeten Schaulust reizender gemacht werden könnte.

Wir befinden uns auf Lesbos. Der bekannte, in alle Sprachen übersetzte, neuerlich durch Courier's und Furia's Fund noch

*) Wir bemerken hier im Allgemeinen, dafs antiquarisch über Sappho überhaupt nichts Gründlicheres und Umfassenderes gesagt worden ist als in Prof. Welcker's in Bonn tiefeindringender Abhandlung, Sappho, von einem herrschenden Vorurtheil befreit. Göttingen 1816. 150 S. in 8.

**) Aus Müllner's Theaterwörterbuche zuerst im Berliner dramaturgischen Wochenblatt II., 4. Dann im Almanach für Privatbühnen auf 1818. S. 348.

um eine sehr malerische Scene vermehrte Schäferroman von Daphne und Chloe, welcher einem Sophisten Longus zugeschrieben wird, möchte dem Decorationsmaler wenigstens in Ausschmückung der Grotten und Lustgehölze von Sappho's Wohnung manchen willkommenen Wink dargeboten haben. Vor Allem dürften die üppigen Wein- und Epheuranken mit Smilax (einer Windenart) nicht fehlen. Dafs die Grotte nicht ohne Andeutung von Quellwasser und einem Bilde von Nymphen mit aufgehangenen Syrinxflöten und andern ländlichen Weihgeschenken sein dürfte, versteht sich. Wichtiger wäre vielleicht die Bemerkung, dafs zur Bewirthung des ganzen Landvolkes in der Nachbarschaft dieser Villa ein grofser Bacchischer Mischkrug, welchen man einen Krater nannte, im Hintergrund anzubringen wäre, weil bei allen dergleichen festlichen Bewirthungen ein solcher Krater aufgestellt wurde, aus welchem man den Wein schöpfte *). Ueber das Triumphgepränge oder den festlichen Einzug der Siegerin bei diesen iselastischen Spielen **) wäre Manches zu erinnern. Denn wenn erst überhaupt dem Dichter dieser weibliche Hieronica (Sieger im heiligen Spiele) zugestanden worden ist — was freilich der Archäolog nicht ohne grofse Beschwerung seines antiquarischen Gewissens einräumen wird —, so ist es freilich sehr schlimm, dafs nicht wenigstens ein Zweigespann von wirklichen weifsen Rossen auf die Bühne kommen kann. Ja es liefse sich darüber noch die Frage aufwerfen, ob nicht die sieggekrönten Ankömmlinge in Ermangelung jenes Rofsgespanns lieber gleich auf einem Tragsessel oder Palankin, den auch die lesbische, mit Asien so vielfach befreundete Weichlichkeit sehr gut kannte, zu setzen gewesen wären. Sei dem, wie ihm wolle, eine Reihe von noch vorhandenen Vasengemälden, der ergiebigsten Fundgrube für diese Art von Vorstellungen, zeigt auf's Genaueste den Stand eines Jünglings neben einer Frau (geflügelt heifst sie Siegesgöttin) auf Zwei- und Viergespannen bei Festgeprängen und Aufzügen ***). Hätte man es

*) Diese Sitte wird im vierten Buch des genannten Schäferromans mehrmals erwähnt. S. p. 113. 138. der Schäfer'schen Ausgabe und Villoison in den Anmerkungen p. 293. seiner Ausgabe.

**) Iselastisch hiefsen alle Wettkämpfe, nach welchen der Sieger einen feierlichen Einzug in seine Vaterstadt hielt. S. Spanheim's II. Brief an Morelli p. 122 f. und den 22. Excurs zum Sueton von Ernesti.

***) Beispiele aus Vasen in Ginzrot's neuestem Prachtwerke: Wagen und Fahrzeuge der Griechen und Römer Th. I S. 424. Taf. XXXIV. Im k. k. Antikenkabinet in Wien befinden sich jetzt aus der gräflich Lambergischen Sammlung vier Vasen mit Vorstellungen eines Gespanns, wo auf dem Wagen Frau und Mann zu stehen kommen. Vergl. Millin, Peintures de vases antiqu. T. I. pl. XXIV.

zum höchsten Pomp treiben wollen, so wären zur Seite des Gespanns auch noch ein Sonnenschirmträger und eine Fächelträgerin — zu beiden sind die Vorbilder auf Vasen zu finden — anzuordnen gewesen. In mancher Kleinigkeit wird aufserdem noch das Uebliche mit der genauesten Darstellung antiker Formen befolgt, und dabei auch dem ganz modernen Zuschauer ein sehr wohlgefälliger Anblick gewährt werden können. Wir bemerken hier das Heraustreten Phaon's nach dem Gastmahl, wo er nach griechischer Sitte durchaus mit einem Rosen- oder Myrtenkranz um's Hauptbaar erscheinen mufs; auch schwerlich stattlicher gekleidet und in einer kostbar gestickten Chlamys auftreten kann, da man bei Gastmählern sehr leicht gekleidet war. So werden die Mädchen, welche von der ausgelassenen (etwas mänadisch zu haltenden) Eucharis zur Herbeibringung von Blumen aufgefordert werden, diese in buntgeflochtenen Kalathisken *) auf dem Kopfe getragen bringen. Die zierliche Form dieser Blumenkörbchen begegnet uns auf vielen Vasengemälden.

Unsere Absicht ist indefs bei diesem Aufsatz mehr auf die eigentliche Tracht, auf das, was man wohl am häufigsten nur Costume im engeren Sinn zu nennen pflegt, schon darum gerichtet, weil hierüber ein weit allgemeineres Urtheil stattfindet, und eben darum auch der Antiquar weit häufiger in Anspruch genommen wird. Was nun den Putz und Anzug der Sappho selbst anlangt, so schildert ihn der Dichter durch Phaon's begeisterte Beschreibung zu genau, um in irgend einem wichtigen Punkte einen Zweifel übrig zu lassen. Auch stimmt diese Schilderung im Allgemeinen vollkommen mit dem überein, was Alterthumskunde hier anordnen könnte. Geht man von der Bemerkung aus, dafs Sappho, oft selbst die zehnte Muse genannt, sich nur im wahren Musencostume zeigen konnte, in wiefern diefs damals schon durch die scenische und plastische Kunst hatte bestimmt sein können, so wird allerdings, um sogleich bei'm Kopfschmuck anzufangen, das (mehr Junonische) Diadem mit der Musengestalt nicht recht in Einklang zu bringen sein. Denn ein solches ist uns weder in den bekannten Statuenvereinen des Vaticans (von den anderen spreche ich nicht, da der echteste Verein, den einst die Königin Christine besafs, im Meere unterging, und die in mehreren Museen Italiens und Englands, besonders auch in Wörlitz und Stockholm befindlichen gröfsten Theils nur Nachbildungen moderner Ergänzung sind) noch auf den Musen-

*) Griechische Vasengemälde von Böttiger, Th. III. S. 43 und Millin, Explication des Peintures de Vases antiques T. I. p. 11. Es mufs nicht irren, dafs diese Körbchen auch häufig bei Spinnerinnen stehen. Der auf der Kupfertafel Fig. I. abgebildete Kalathos ist aus der vierten Tafel des ersten Theils der Millin'schen Vasensammlung genommen.

sarkophagen (wovon sich einer auch aus der Lamberg'schen Sammlung nun im kaiserlichen Museum in Wien befinden mufs) je vorgekommen. Und käme es vor, man würde sogleich auf einen falsch aufgesetzten Kopf schliefsen müssen. Da bei Grillparzer's Sappho nach einer allerdings auch in alterthümlichen Sagen begründeten Annahme Alles prächtig, ja fürstlich zugeht, so würde hier statt des natürlichen Lorbeerkranzes (der freilich auch nur in den pythischen Spielen zu verdienen gewesen wäre) ein künstlicher ganz an seiner Stelle gewesen sein, die Blätter von gediegenem Gold, die Beeren oder Früchte in natürlicher Gröfse von Smaragden, wie ihn dort Lucian in der Geschichte des Evangelos schildert*), und wie er in den bekannten Statuen des Apollo Kitharödos vorkömmt. Allein so wäre eine der schönsten Stellen, ein Triumph der Schauspielerin, die Sappho zu sein versteht, in der ersten Unterredung mit Melitta verloren gegangen. Es mufste also bei einem natürlichen Lorbeer sein Bewenden haben und dabei konnte das goldene Diadem sehr wohl bestehen, ja es schien vielmehr zur Zierde kaum entbehrt werden zu können. Und so mufs man auch das ganze übrige Costume der Sappho beurtheilen, wo überall, um uns auch hier Müllner's wohlbegründeter Unterscheidung zu bedienen, die wissenschaftliche Correctheit der reinpoetischen nachstehen mufste. Gälte es blos der wissenschaftlichen Genauigkeit, so müfste Sappho, als Lyraspielerin, im kitharödischem Costume eine breitgegürtete Tunica mit Aermeln, die bis an die Handwurzel reichen, und eine mit zwei Agraffen über beide Schultern befestigte, hinten herabfliefsende purpurne Chlamys haben. Allein sie erscheint blos als Muse überhaupt, und da ist eine einfache, weifse Tunica von einem fein-drapirenden wollenen Stoff (mehrere Musenbilder geben auch Byssus oder feine baumwollene Gewebe) mit Halbärmeln, die nur einen Theil des Oberarms bedecken, als dorische, Arme und Füfse mehr enthüllende Tracht, die angemessenste. Diese halben Oberärmel sind in der Mitte geschlitzt und durch kleine Knöpfchen oder andere Befestigungen drei- bis viermal wieder zusammengefafst **), dürfen aber nicht, wie in

---

*) Ad v. indactum c. 8. T. III. p. 107. oder Th. VI. S. 43. der Wieland'schen Uebersetzung. Man vergleiche die Statuen des in einen Apollo Kitharödos idealisirten Nero im Vatican und Visconti's Bemerkungen im Mus. Pio-Clementino T. I. p. 31.

**) Man vergleiche nur die schönen Musenstatuen aus der Villa des Cassius im Vatican im Museo Pio-Clementino T. I. tav. 17. etc. oder in den schönen Abbildungen in schwarzer Kunst von Revarchon. Eine solche Tunica hiefs bei den Griechinnen mit ihrem eigenthümlichen Namen Peronatris, die geheftelte. S. Theocrit XV. 21. mit Valckenaer's Anmerkung T. II. p. 155 und das

den aufgeschnittenen Aermeltrachten des neuen spanischen Costumes mit einem durchschimmernden oder gar durchgezogenen Stoff unterlegt sein. So etwas würde ganz der antiken Form widerstreben, bei der es am Ende stets auf die möglichste Enthüllung und auf das Durchschimmernlassen des Nackenden ankam. An einen breiteren Gürtel, der allein der tragischen Muse und der eigentlichen Kitharödentracht zukommt, ist dabei nicht zu denken. Nur eine Schnur — sie mag auch wohl von Gold sein — faſst dieses Untergewand unter der Brust und ist mit scheinbarer Nachlässigkeit und Kunstlosigkeit in der Mitte zusammengebunden; daſs aber dieser Tunica unten herum zierliche Einfassungen von Blätterranken (doch ja nur als eingewebte, eingesetzte Stickerei, nicht aufgelegt) und arabeskenartige Verschlingungen (Mäander in der Sprache des Alterthums) sehr wohl gegeben werden können, erhellet, da die plastischen Denkmale des Alterthums dieſs kaum andeuten konnten, aus vielen hundert noch vorhandenen Vasengemälden, aus deren Abbildungen auch jetzt noch kundige Stickerinnen die reizendsten Muster zu entlehnen wissen *). Es versteht sich, daſs der Theater-Costumier so gut, wie der Theatermaler, sich darauf verstehe, was in der Form und bei der Lampenbeleuchtung Wirkung thut, und über das Niedliche nicht das Wirksame vergesse. Wie sehr war auch hier der Vortheil auf Seiten der antiken Welt, die bei aller Repräsentation der Art nur auf volle Tagesbeleuchtung Rücksicht nehmen durfte, da bei uns die nächtliche Beleuchtung noch obenein öfter von unten herauf kommt. Ueber den Purpurmantel und dessen schmückende Einfassung enthalten wir uns hier absichtlich aller Bemerkungen, da einer Künstlerin, die sich ermächtigen darf, als Sappho aufzutreten, auch schon der Mantelwurf geläufig sein muſs, und über diesen,

---

Epigramm des Antipater Sidonius 82. T. II. p. 28; der sogenannte Schistos bezeichnet nur überhaupt ein vorn und hinten aufgeschlitztes Untergewand. Winckelmann in der Geschichte der Kunst VI. 1. 16. Th. V. S. 18. der Werke ist sehr unvollständig und erklärt das Wort S. 33. ganz falsch.

*) Alles hierher Gehörige ist im ersten Hefte der Vasengemälde (Weimar 1797) in einer eigenen Abhandlung: über die Vasenarabeske, sorgfältig gesammelt und geprüft worden. Seitdem hat Millin in seinen Peintures de vases antiques einige treffliche Mustertafeln solcher Blätterranken (Acanthus) und Phantasieeinfassungen gegeben, die besonders in den colorirten Exemplaren allen erfahrenen Stickerinnen eine süſse Augenweide sein müssen. Das Alles ist auch auf die Verzierung der Säulen- und Bilderstühle in der Architectur übergegangen. S. die 27. Kupfertafel zu Hirt's Baukunst nach den Grundsätzen der Alten.

bis jetzt noch gar nicht erschöpften Gegenstand *) entweder gar nichts, oder weit mehr gesagt werden müfste, als diese flüchtigen Andeutungen gestatten. Es versteht sich, dafs eine Sappho alles Mantelspiel unter sich hält, ob sie sich gleich sehr kunstreich zu drapiren versteht **). Nur eins sei hier noch angemerkt: Nur an einem Arm kann Sappho nach der Sitte des Alterthums füglich Armspangen haben ***). Ob am rechten oder linken, hängt von der Einsicht ab, womit sie den Mantel zu werfen weifs.

---

*) Was F. v. Seckendorf unter der Rubrik Drapirung in seinen Vorlesungen II. 329. gesagt hat, ist uns sehr wohl bekannt.

**) Die antike Sappho macht in einem Fragment, das uns Athenäus erhielt, ihrer Nebenbuhlerin Vorwürfe, dafs sie ihr Untergewand schleppe. S. die Fragmente der Sappho in Wolf's Sammlung p. 54 und 83., in Volger's Sammlung n. LVI. aus Athenäus I. 38. p. 79. Schweigh. Man vergesse übrigens nicht, dafs auf das kunstgerechte Drapiren des Mantels im griechischen und römischen Alterthum unglaublich viel Mühe verwandt wurde. Die griechische Sprache hatte ein eigenes Wort für die kleidsam-anständige Haltung des Gewands, Εὐσχημοσύνη. Bei Processionen, wo die Frauen und Jungfrauen fast allein öffentlich erschienen, gab es eigene Ordner und Aufseher des weiblichen Anstandes, in Kleidung und Haltung des Körpers, die Ordner der weiblichen Zucht, Γυναικοκόσμοι, (s. Pollux VIII. 112 und die Commentatoren) genannt wurden. Wir erblicken einen derselben in einem der berühmten Marmorreliefs von der Friese des Pantheon, welches Choiseul Gouffier mit aus Griechenland brachte und Millin in den Monumens inédits T. II. p. I. V. zuerst abbildete (man sehe die Erklärung S. 46). So sind die bekannten Jünglinge in Mäntel gewickelt, vor welchen ein ehrwürdiger Lehrer steht, die sogenannten Mantelfiguren auf der Hinterseite von mehr als 200 noch vorhandenen Vasen, nichts Anderes als Darstellungen des Unterrichts in der rechten Mantelverhüllung, wie anderswo ausführlich gezeigt worden ist.

***) Zum Trost unserer Schauspielerinnen sei es gesagt, dafs es deren allerdings zwei an demselben Arm sein können, wie viele alte Denkmäler beweisen. Man vergleiche nur, um sich davon zu überzeugen, das Vasengemälde bei Millin, Monumens inédits T. II. pl. 49., wo eine Minerva, ganz im dorischen Costume mit bis zur Schulter entblöstem rechten Arm (hier der rechte, weil am linken der Schild hängt), zwei schlangenförmige, in zwei Windungen den Arm umzirkelnde Armbänder (also echte Spintheren im Sinne des Alterthums) trägt. Die am Oberarm, ganz nahe an der Schulter getragenen Armbänder hiefsen auch dann wirklich Armbänder (βραχιόνια, armillae), die über der Hand-

Melitta und Eucharis werden in ihrer Tracht vor allen übrigen Dienerinnen der Sappho auszuzeichnen sein. Wir befinden uns in der Wohnung einer vornehmen Frau, die sich selbst Dienerin der Musen und der himmlischen Aphrodite nennt. Hier werden also auch die dienenden Mädchen in ihrer Tracht viel geschmückter erscheinen können und etwas Phantasiereicheres im Anzuge haben dürfen, so wie wir es an dienenden Mädchen auf antiken Vasengemälden zu beobachten Gelegenheit haben. Ober- und Untergewand sind weifs. Die unten bis auf die Knöchel herabfliefsende Tunica ist echt dorisch und hat gar keine Aermel. Sie ist also an den Schultern blos durch ein Bändchen (eine Agraffe wäre über diesen Stand) befestigt. Beide Arme sind völlig blos. Diefs setzt freilich vollgeründete, schöne Oberarme voraus, welche sich die Frauen des Alterthums durch allerlei, noch jetzt in den Frauenbädern des Orients übliche Badekünste und oft wiederholte Bewegungen zu verschaffen wufsten. Ueber dieses Untergewand wird nun eine zweite Tunica, gleichfalls mit durchgesteckten Armen angezogen, die entweder auch ganz bis auf die Füfse herabgeht,

---

wurzel getragenen nennt der Grieche περικάρπια, d. h. Handwurzelbänder. Vergleiche die auf vielfache genaue Anschauung gegründeten Bemerkungen in Winckelmann's Geschichte d. K. in den Werken Th. V. S. 56. Will man die Muster eines antiken Armbandes zur Nachahmung haben, so vergleiche man in Caylus, Recueil T. V. pl. 90, 4. Seit Bartholinus sein Buch de armillis schrieb, ist uns durch antike Bildwerke, besonders auf Vasen, eine neue Welt aufgegangen. Immer bleiben die Schlangen-Armbänder (auch Schlangen, ὄφεις, genannt, Pollux V. 99) die zierlichsten und auch jetzt noch empfehlenswürdigsten. Abbildungen lassen sich zu Dutzenden geben, z. B. Millin's Peintures des vases antiques. T. II. pl. 68. Vergl. Visconti zum Pio-Clementino T. II. p. 90 und meine Abhandlung über die Furienmaske S. 87 f. s. Band I. dieser Sammlung S. 243. Warum aber nur an einem Arm? Antwort, weil der andere durch den Peplus oder den Mantelwurf stets verhüllt bleiben mufs, und das Alterthum nichts Ueberflüssiges that. Man fand daher unter hundert Bildwerken, auf welchen Frauen mit Armbändern erscheinen, auch nicht eins mit Spangen an beiden Armen da, wo die weibliche Figur auch ein Obergewand trägt. Ganz anders ist's, wo sie nur im Untergewand sich zeigt; da haben oft beide entblöste Arme Handspangen, z. B. in Millin's Peintures de vases antiqu. T. I. pl. 51. T. II. pl. 37. So hat eine von den Florentinischen Venusstatuen, mit dem Amorin zur Seite, die ganz unbekleidet ist, an beiden Oberarmen Spangen. S. Galeria di Firenze. Serie IV. tav. 40.

oder über den Knieen aufhört und also nur eine halbe Bekleidung ausmacht. Diese nun, welche auch die Brust bis an den Hals herauf enganliegend umschliefst, hat als Stickerei sowohl oben herum einen Hals- und Brustschmuck (der auch wirklich, vergleicht man die Halsketten und Colliers auf manchen antiken Bildwerken, aus einer Nachahmung von dergleichen Hals- und Brustausschmückungen in Steine und Metallplättchen entstanden zu sein scheint), als auch an dem unteren Saum eine oft drei- und vierfach über einander laufende Einfassung. Die unterste besteht zuweilen in einer auf Vasen häufig vorkommenden wellenförmigen, ausgebogenen Verzierung [broderie en forme de vagues*)], zuweilen auch aus einem doppelten Bande. Darüber ist aber dieselbe Ausschmückung angebracht, die auch oben herumläuft, nur in entgegengesetzter Richtung. Sie besteht aus einer Reihe ausgezackter Kanten, völlig in der Form, welche in der heutigen Modesprache Wolfszähne (dents à loup) genannt werden **). Dieser oben und unten so eingefasste Leibrock ist nicht gegürtet, mufs aber durch das Anlegen selbst und durch die Beschaffenheit des Stoffes vor allem aufbauschenden Abstehen bewahrt werden können. Werden diese Auszackungen von einem scharlachrothen (nicht rosafarbenen) Stoffe ausgeschnitten aufgelegt, oder, was das Gewand weit gehorsamer macht (assujettit), in so gefärbten Fäden gestickt, sind zugleich die kleineren Einfassungen goldgelb, so thut das Ganze eine sehr angenehme Wirkung und steht frischen, jugendlichen Figuren wohl an. Aber Melitta soll noch einmal recht geputzt erscheinen. Wir gestehen aufrichtig, dafs wir dem Dichter nicht beistimmen können, welcher ihr (da, wo sie gerufen zum zweiten Mal in aller Unschuld des erwachten Gefühls vor die Gebieterin tritt,) eine mehr verhüllende, vielfach über einander drapirende Kleidung zugedacht hat, indem er ihr von der Sappho zurufen läfst:

So viele Hüllen deuten auf Verhülltes.

Jede jugendliche oder doch die Jugend frisch darstellende Schauspielerin, der Melittens Rolle zu Theil wurde, wird dem Dichter selbst die genügendste Erläuterung darüber geben, dafs da, wo in Melitta's Brust mit der ersten Liebe auch die aufmerksamere Gefallsucht sich entwickelt hat, ein feineres Gefühl sie

*) Beispiele und Bemerkungen s. bei Millin, Description des Vases antiques T. I. p. 89. T. II. p. 90. 92. Besonders die Anmerkung T. I. p. 69. n. 2.

**) Als Muster dieser Art von Borduren kann die untere Einfassung der Halbtunica dienen, welche Minerva unter dem Brustharnisch oder der Aegide trägt auf einem der prachtvollsten Vasengemälde in Millin's Peintures T. II. pl. 67. Vergl. Peintures de vases T. I. pl 42.

auch schon auf das Kleidsamere geleitet haben mufs; und so bedarf es der unsrigen nicht. Wir gingen, als vom zweiten Anzug die Rede war, davon aus, dafs Sappho dem Mädchen, das ihr Liebling ist, schon früher einmal das zierlichste Gewand einer Flötenspielerin oder einer anderen bei'm Gastmahl aufwartenden Ganymeda [so hiefs ja einst auch die den Göttern kredenzende Hebe *)] geschenkt habe, und wählten dazu ein eng anschliefsendes, nicht gegürtetes Leibkleid aus drei Vasengemälden in Millin's Sammlung **), welches durch seine einfach-edle Form und den von oben bis unten an den Saum herablaufenden doppelten Goldstreifen, mit zierlicher Stickerei in Palmzweigen (en palmettes) eingefafst, einen zwar reizenden, aber doch nicht überladenen Leibrock bildet. Die langen, eng anschliefsenden Aermel, die bis an die Handwurzel reichen, sind mit einer Laubranke der Länge herab zierlich gestickt. Das eine dieser Vasengemälde gibt zugleich die Beschuhung an ***), die selbst nicht ohne niedliche Verzierung ist und ganz die Form des alten Soccus hat. Die Farbe des Gewandes scheint nach der Colorirung der Vase nicht ganz weifs zu sein, sondern in's Hellgrüne zu schillern.

Es versteht sich, dafs sowohl die obigen Dienerinnen der

---

*) S. Welcker's Sappho S. 33.

**) Peintures de vases antiques T. I. pl. 36. und 38. und T. II. pl. 42. Es ist aber zu bemerken, dafs dieser Leibrock der schönen Flötenspielerin, bald ganz ohne Aermel, so beschaffen war, dafs er oben über den Schultern nur durch Agraffen zusammengehalten und beide Arme da durchgesteckt wurden. So erscheint er auf dem ersten der angeführten Vasenbilder. Bald aber hatte er eng anliegende, bis an die Handwurzel reichende Aermel, welche dann auf der ganzen Länge herunter und um die Handwurzel selbst eine purpurne Besetzung gehabt zu haben scheinen, welche aber auf dem eigentlich uns zum Muster dienenden zweiten Gemälde T. I. pl. 38. nur durch einen Strich angedeutet ist. Diefs ist auch bei'm dritten Gemälde sichtbar, welches zugleich die Eigenheit hat, dafs es durchweg mit einer Stickerei von kleinen eingestreuten Halbzirkeln geschmückt ist. Um nun ein schönes Gewand für Melitten zu bekommen, mufs aus diesen drei Vasenbildern die Form des Leibrockes geschmackvoll zusammengesetzt werden: Millin hat übrigens weder das Syrma, den Schleppmantel der alten tragischen Schauspieler, Citharöden u. s. w., noch die tunica recta, den χίτων ὀρθοστάδιος, der tragischen Muse recht verstanden, wenn er in seiner Anmerkung T. I. p. 68. beide damit vergleicht. Darüber hat schon Visconti in seinen Anmerkungen zum Pio-Clementino Alles in's Klare gesetzt.

***) T. I. pl. 38.

Sappho, als auch die Lesbierinnen, die aus der Nachbarschaft zusammengekommen sind und auf eine eben so ungezwungene, als theilnehmende Weise den Chor in diesem Trauerspiele bilden, mehr dorisch als ionisch gekleidet erscheinen *), also ganz blose Arme bis an die Schultern und aufser der unteren Tunica, die bis zu den Knöcheln reicht, ein auf den Schultern mit Agraffen festgehaltenes Doppelmäntelchen haben, welches in der Sprache der Griechinnen die Benennung Diploidion oder Epomis erhielt. Es fehlt auch in neueren Abbildungen an Trachten, die bei Maskenbällen sorgfältig nach der Antike zugeschnitten wurden, nicht an Musterbildern dazu, wir könnten aber die Wahrheit derselben nicht rühmen, welches um so mehr zu verwundern ist **), da ein einziger Blick auf antike, bekleidete Statuen oder auch auf Vasenbilder die Sache ziemlich genau vor's Auge bringt und Beispiele also leicht zu finden waren. Indefs ist die Nachahmung dieses äufserst gefälligen Ueberwurfs und Halbmäntelchens eine Aufgabe, an welcher, wie die Erfahrung oft gelehrt hat, der ganze Witz unserer geübtesten Theaterschneider und Garderobieren fast immer gescheitert ist. Die Ursache liegt vorzüglich darin, dafs man einen Umstand übersah, ohne welchen diese Sopravesta nie recht sitzen oder gelingen wird. Denn ob sie gleich aus zwei Hälften, einem Vorder- und Hintertheil, besteht, so sind sie doch, was Viele geglaubt haben, nicht beide an den Seiten ganz offen. An der linken Seite sind sie ganz zusammengenäht, und es ist blos die Oeffnung zum Durchstecken des linken Armes übrig geblieben. Die rechte Seite aber geht von oben, wo das Hinter- und Vordertheil nur durch eine Art von Schnalle zusammenhält, sogleich unter der Achsel aus einander und zeigt die darunter befindliche untere Tunica. Hier ist es aber auch, wo die Eleganz der griechischen Mädchen sich durch einen ganz eigenthümlichen, wellenförmig-herabwallenden Faltenwurf dieses offenbar hier verlänger-

*) Dorisch heifst überhaupt so viel als altgriechisch. Dem frühen Alterthume der hellenischen Volksstämme war diese höchst einfache Bekleidung, die eigentlich aus einem einzigen, auch gleich so rund auf dem Webstuhl gewebten Gewande bestand, durch dessen Oeffnungen über den Schultern die blosen Arme gesteckt wurden, sehr angemessen. Sie frommte der Kunst und der, das Nackende überall suchenden Schönheit. Man sehe meine Abhandlung: Ueber den Raub der Cassandra auf einer alten Vase, S. 60. Not. 60.

**) S. Dédale et ses statues, danse pantomime par — Hirt (Berlin 1802, in 4.) N. VIII. und: die Weihe des Eros Uranios von Hirt (Berlin 1818) Tafel 4. Man mufs dabei aber nicht aus der Acht lassen, dafs der eigensinnige (moderne) Schönheitssinn unserer Damen dem armen, vielgeplagten Antiquar oft unüberwindliche Hindernisse entgegenstellte.

ten, ja bis an die Knöchel mit beiden Flügeln herabfliefsenden Gewandes in ihrem feinsten Schönheitssinn zeigte. Hätte William Hogarth dieses sich so lieblich herabschlängelnde Faltenspiel an dem Mäntelchen der griechischen Frauen gekannt, es würde ihm seine Schönheitslinie in der Analysis of Beauty noch einmal so leicht zu construiren gewesen sein. Ist nun, wie diefs wohl bei festlichen Gelegenheiten stets angenommen werden mufs, dieser lieblich gefaltete Ueberwurf stets wenigstens mit einem Purpurstreif eingefafst gewesen, so mufste die Undulation dieser Verbrämung mit dem wellenförmigen Faltenspiel bald hervortretend, bald zurückweichend, einen unbeschreiblichen Reiz hervorbringen, den unsere kunstreichsten Shawldrapirungen schwerlich erreichen dürften. Es mag mehr als ein Mittel gebraucht worden sein, dieser Faltung oder Künstelei ihre ganze Mannigfaltigkeit zu geben. An einem merkwürdigen Candelaber-Relief, welches die Minerva vorstellt, die ganz im Canephoren- oder Jungfrauen-Costume erscheint, erblicken wir sehr deutlich kleine metallene Knöpfchen an den Enden der Flügel *). Auch unsere Damen-Toilette kennt diese Kügelchen zum angemessenen Herabziehen des Gewandes und zum Faltenwurf. Allein es werden oft Granatäpfel des israelitischen Hohenpriesterrocks und unförmliche Gestalten daraus. Doch hierbei hat der Antiquar weder Stimme noch Weihe!

Wir behalten uns vor, in einem zweiten Aufsatz auch über die Tracht des Phaon zu sprechen, und verweisen hier nur noch zum Ueberflufs auf einen sehr interessanten Aufsatz des der Kunst zu früh entrissenen Millin in Paris „Observations sur le costume théatral“ in seinem inhaltreichen Magazin encyclopédique vom Jahrgang **1812.** Millin hatte ganze Portefeuilles voll nicht antiker und doch sehr kleidsamer Theatercostumes gesammelt und gedachte, ein grofses colorirtes Kupferwerk darüber herauszugeben. Bei der unverantwortlichen Zerstreuung seiner Hinterlassenschaft ist auch diese Sammlung, die schwerlich je wieder so gemacht werden wird, verloren gegangen.

---

*) Museo Pio-Clementino T. IV. tav. 6.

V.

Ueber die herrschende Mode der gewürfelten Stoffe.

In zwei Briefen an Frau von H....

I.

Sie nehmen mich bei'm Wort und drohen mir mit aufgehobenem Zeigefinger, wenn ich nicht, was mir gestern nur halb im Scherz über die Lippe schlüpfte, das geflügelte Wort, die jetzt mehr als je in seidenen Stoffen, Merino's und Callico's, zur gröfsten Beleidigung eines an ruhige Licht- und Faltenbrechungen gewöhnten Auges, herrschende Mode in quadrillirten oder gewürfelten Mustern sei eine barbarische Tracht, auf der Stelle beweisen könne.

Ich weifs es, die liebenswürdigste Frau, und wenn sie die Sanftmuth, ja der verkörperte Taubensinn in der Gestalt eines Täubchens am Wagen der Liebesgöttin selbst wäre, versteht doch darüber keinen Scherz, wenn Männer, ihren Anzug musternd, das unschön oder wohl gar geschmacklos zu finden wagen, was der letzte vollendende Blick im Spiegel genehmigte. Es gibt nur eine Gesetzgebung, die keine cour d'appels kennt, es ist die der allwaltenden, nur im Unbestand beständigen Modegöttin mit dem Regenbogen-Stab in der rechten und der Pandora-Büchse in der linken Hand, und mir als einem Alterthümler fallen dabei noch ganz eigene Beispiele aus uralten Geschichten und Legenden ein, die auch schon durch die blose Erinnerung mit einem heimlichen Schauder erfüllen. Sie selbst, meine Gnädige, kennen die klägliche Geschichte des thracischen Barden- und Minnesängers Orpheus, wenigstens aus der bekannten Oper: Orfeo ed Euridice. Der arme Orpheus ward zuletzt von den thracischen Frauen und Jungfrauen lebendig zerrissen. Man hat diese schon vor 3400 Jahren an den Ufern des Strymon vorgefallenen Septemberscenen einer heiligen Wuth der in Mänaden und Bacchus-Energumenen verzückten thracischen Weiber zugeschrieben. Allein ein alter Scholiast hat die feinste Nase gehabt. Diese hat ausgewittert, dafs die so fürchterlich gesteigerte Zornwuth jener Frauen eigentlich nur dadurch gereizt wurde, weil Orpheus, der Gottbegabte, dem

alle Ideale sich offenbarten, ihre Kleider mit gestreiften Mustern, mit eingewirkten Stäbchen, wie sie das Alterthum nannte, zu tadeln sich erfrecht hatte *).

Nun, so weit würde es wohl die Rache unserer modernen Schönen nicht treiben. Auch blieb ja jener uralte Frevel nicht unbestraft. Denn die thracischen Männer ritzten nun den Frauen an den unbekleideten Theilen ihres Körpers lange Streifen in die Haut, und diese mufsten sie, da sie noch besonders eingebrannt wurden, ihr Leben lang tragen **). Das mag nun glauben, wer Lust hat. Allein die ganze Erzählung ist doch voll guter Lehren in der Anwendung und hat mit ihrer Moral wahres Gold im Munde. Was dem ehrlichen Bürger von Genf, dem des Frauenverkehrs ziemlich unkundigen Jean Jacques, in Venedig von einer sonst sehr willfährigen Dame auf dem St. Marcusplatze zugerufen wurde, als er sich über den sonderbaren Ueberwurf ihrer Vesta di zendale wunderte: studia la matematica e lascia le donne! ***) könnte doch auch heute noch dem grämelnden Alterthümler in den Bart geworfen werden.

Ich mag mich also sträuben, so sehr ich will, ich mufs, um mich nicht gröfseren Verantwortlichkeiten oder Ungelegenheiten auszusetzen, mich schon entschliefsen, meine nur halb zwischen den Zähnen hingemurmelte Behauptung nun doch mit haltbaren Gründen zu unterstützen. Wohl aber rufe ich mir selbst im Voraus jenes Homerische Wort zu:

Welch ein verwegenes Wort kam über den Zaun dir der Zähne?

Soll ich aber die von Ihnen, meine gnädige Frau, ange-

---

*) Eine Thracierin heifst in dem römischen Argonautengedicht des Valerius Flaccus II. 159. nurus virgata. Dabei hat Peter Burmann sein philologisches Füllhorn aufgethan. Er erinnert sich aber nicht, dafs schon der allbelesene Claude Saumaise in seinen Briefen an Sarrea (Epistolae Sarrevianae ep. 139.) dieses Wort für ein netz- oder würfelförmiges Muster im bunten Gewande erklärt hatte.

**) So hatte ein griechischer Elegieendichter Phanokles die bei den Thracierinnen gewöhnliche Sitte des Tättowirens mythisch zu deuten gesucht. Die Elegie hat Stobäus erhalten. Serm. LXII. p. 400. Aber die Sitte des Tättowirens war bei den Thracierinnen ein Zeichen des vornehmen Standes. Eine Frau, die nicht so eingebrannte Streifen tragen durfte, galt für niedrig und unedel. Diefs sagt schon der Vater der Geschichte, Herodot, ausdrücklich V. 6, wobei Wesseling's Anmerkung (T. VI. p. 7 od. Schweigh.) zu vergleichen ist. Früher hat schon der gelehrte Wyttenbach die Sache erläutert zu Plutarch, de sera numinis vindicta p. 67.

***) Confessions de J. J. Rousseau liv. III. p. 220.

muthete Aufgabe nur einigermafsen und nicht ganz zu meinem Nachtheile lösen, so mufs mir noch eine vorbereitende Bemerkung gestattet sein. Wenn ich die gegitterten und gewürfelten Zeuche in schottischen Mustern, die in dieser Leipziger Ostermesse mehr als je, besonders auch in Merino's, an der Tagesordnung waren, mit dem Beiworte barbarisch belegte, so gab diefs in Ihren zarten Ohren wahrscheinlich einen weit härteren Mifston und schien etwas weit Schimpflicheres zu bedeuten, als es von mir gemeint sein konnte. Ich, als Antiquar, verstehe durch barbarisch durchaus nichts weiter als ausländisch im Sinne der alten Griechen- und Römerwelt, und so will also auch meine Behauptung nichts sagen als: die Frauen jener classischen Völker des Alterthums, welche Griechenland und Italien bewohnten, würden nie Stoffe zu ihren Kleidungen gewählt haben, die nicht blos in buntfarbiger, sondern auch in buntschäckiger Mannigfaltigkeit Muster darstellen, in welchen die Linien sich in der Länge und Breite durchschneiden. Sie kannten diese gegitterten Gewänder zwar sehr gut, als die Tracht celtischer, asiatischer und afrikanischer Völker, aber ihr feiner, durch tägliche Beschauung der nach der Kunstregel gearbeiteten Denkmäler und durch den Gebrauch der auf der Bühne und in Festaufzügen herkömmlichen Gewänder geübter Blick bewahrte sie vor jeder geschmacklosen Nachahmung des Fremdartigen und Ungehörigen.

Denn, sagen wir's nur unumwunden und frei heraus, überall, wo im Alterthum oder auch in neueren Zeiten diese quadrillirten Stoffe zuerst vorkommen, sind es ursprünglich Nachahmungen jener, noch jetzt bei den Wilden aller Klimate, vorzüglich in Amerika und Australien, seltsam genug hervortretenden Sitte der Hautbemalung und der Befestigung dieser Malereien durch allerlei ätzende Pflanzensäfte oder glühend gemachte Griffel und Nadeln, was man bekanntlich Tättowiren nennt. Auch ist es eine oft wiederholte Bemerkung, dafs da, wo diese Hautbemalungen und Einreibungen strich- oder fleckenartig sich zeigten, die Wilden dabei auf die so gezeichneten Felle einheimischer Thiergattungen, z. B. des Panthers, des Zebra u. s. w., ihre bewundernden und nachahmenden Blicke hefteten *). So galten also auch dem Hellenen und dem später bei ihm in die Lehre gehenden Römer alle dergleichen Stoffe und Farbenmuster immer für das, was sie auch wirklich waren, für Abzeichen und Nachäffungen eines, von Thier-

*) In einem noch vorhandenen griechischen Traumbuche des Artemidorus II, 12. p. 157. ed. Reisk. bemerkt der kundige Traumdeuter, erblicke man einen Pardel im Traum, so bedeute diefs abgefeimte Betrüger, wegen des fleckigen Felles, denn diese Thiere wären da einheimisch, wo die meisten Bewohner sich Zeichen einbrenneten und tättowirt würden.

fellen entlehnten Hautschmuckes, und ihre höhere Cultur konnte nur lächeln über diese, gewissen Völkern auch später noch anklebenden Merkmale ursprünglicher Thierheit. Hier und da erhielt sich in religiösen Tempel- und Festgebräuchen eine dunkle Spur jener Ursitte. Die ältesten Tempelschnitzwerke und thönernen Götterbilder wurden mit rother Farbe von Zeit zu Zeit wieder angestrichen, und so übertünchten auch wohl jene alten triumphirenden Feldherren in den frühesten Zeiten Roms, um dem Jupiterbilde im Capitole ähnlich zu werden, ihr Gesicht mit Mennig oder einer anderen rothen Farbe *). Auch wufste man bei den Satyr- und Silenusaufzügen in den Bacchanalen die eigentlich von Asien herübergekommenen gefleckten und gestreiften Thierfelle in gewebten Stoffen nachzuahmen **).

Sie sehen, meine gnädige Frau, dafs ich freilich etwas weit aushole. In ihren Mundwinkeln lauscht und nistet auch defswegen mehr als ein leises Spottvögelchen! Da ich aber den Stammbaum meiner quadrillirten Zeuche bis auf die sich tättowirenden Wilden zu führen vermag, so werden Sie mir trotz allen Sträubens doch die barbarischen Sitten zugeben müssen. Als Herder in der berühmten Stelle, wo er von der Geschmacklosigkeit des neuen Frauenanzugs als einem Haupthindernifs des besseren Geschmacks in den bildenden Künsten redet ***), das ärgerliche Wort ausgesprochen hatte: „die Kleidung unserer Weiber entsprang aus der armen Schürze, die man noch bei Negern und Wilden sieht; als sie endlich rings die Lenden umgab, ward sie zu einem Rock, der aus Armuth kaum über dem Nabel den Unterleib zusammenschnürt; Jahrtausende haben diese Lendenschürzen fortgedauert", und als der treffliche Mann nun so alle übrige Theile des modernen weiblichen Anzugs bis auf die Schnürbrüste durchmusterte, da erlebte er noch die Freude, dafs in Nachahmung griechischer Draperieen und Gewänder Vieles bei unseren Frauen sich natur-

*) Man lese das Fragment des Verrius bei'm Plinius XXXIII. 7. 36. und das, was Broekhuysen gesammelt zum Tibull II. 1. 55. Vergl. Quatremère de Quincy, Jupiter Olympien p. 33. 53.

**) S. Casaubonus, de Poesi Satyrica I, 4. p. 107. Ramb. Die Pardel- oder Pantherfelle kommen häufig als Bekleidung auf gemalten Vasen vor. S. Millin, Description des vases antiques T. I. p. 111. 112. Es ist nicht wahrscheinlich, dafs man im frühen Griechenland durch Handelsverkehr Pantherfelle in solcher Menge sich habe anschaffen können. Es sind also wohl gewebte Pantherdecken gewesen, deren auch der Grammatiker Pollux in der Beschreibung der dramatischen Bacchus-Garderobe ausdrücklich Erwähnung thut, IV. 118.

***) In seinen Briefen über schöne Literatur und Kunst, Werke, Literatur und Kunst Th. VII. S. 207.

gemäfser und eben darum auch anmuthiger gestaltete. Des grofsen holländischen Arztes Peter Camper Abhandlung über die Schuhe hat auf immer den häfslichen Haken- und Stelzenschuhen unserer Frauen den Scheidebrief geschrieben. Ich aber werde schwerlich süfsere Früchte von meinen bitteren Kritteleien über die barbarische Geschmacklosigkeit der hochbegünstigten Modestoffe einernten. Ich bin auf Alles gefafst. Wir Alterthümler haben wenigstens bei jeder Fehlschlagung und Prüfung irgend einen Waidspruch zur Hand, um uns damit Muth einzusprechen. So tröste ich mich einstweilen mit einer Anwendung eines alten Ovidischen Fünffüfslers:

Wenn du nichts Besseres bringst, trollst du, Homer, dich hinaus! *)

Soll ich wirklich gehen? der Wink war mir verständlich. Ich folge schon und verharre bis auf weiteres Wiedersehen

Ihr dienstbeflissenster

B.

II.

Meine gnädige Frau!

Sie haben, wie billig, bei einer so wichtigen Reichs- und Staatsangelegenheit, Ihr Orakel, den jungen, liebenswürdigen Professor C., gefragt, und er hat entschieden, dafs mein Beweis durchaus mangelhaft und unvollständig sei. Sie spielen also den Krieg auf's Neue in mein Gebiet und ich werde alle meine Kriegsvorräthe und Hilfsvölker aufbieten müssen, um nicht in Schande vor Ihnen und Ihren Hilfsgenossen zu bestehen. Vernehmen Sie also mit der das schöne Geschlecht so besonders zierenden Langmuth und Geduld die Erläuterungen, welche ich noch zur Bestätigung dessen, was ich so kühn war zu behaupten, anzuführen habe.

Bilden Sie sich für einen Augenblick ein, jener römische Kaiser, welcher das erste Modejournal herausgab, Eleagabal, habe Sie zur Beisitzerin seines Frauen-Senats **) auf dem Quirinal

*) Si nil attuleris, ibis, Homere! foras.

**) Wollte Jemand ein antikes Modejournal redigiren, ein Unternehmen, das bei aller seiner scheinbaren Frivolität doch manche sehr belehrende Vergleichung darbieten könnte, so würde er in des Lampridius Nachrichten vom Kaiser Eleagabal den herrlichsten Stoff dazu finden. Die Nachricht von dem Weiberrath, dem Senaculum, den er auf dem Quirinal stiftete, steht im 4. Capitel (Script. Historiae Augustae T. I. p. 798. ed. Höck); da heifst es ausdrücklich: Semiramica facta sunt senatusconsulta ridicula — quae quo vestitu incederent. Dieser syrische Weichling, dieser

berufen, und es gälte, ein Modegesetz, ein Semiramisches Edict, wie es damals hiefs, über das fernere Tragen der schottischen Zeuche zu entwerfen. Da müfsten Sie doch so Klägern und Beklagten Ihr Ohr leihen. Kläger tritt nochmals auf und hebt seinen Spruch an, wie folgt:

Alle celtischen und gallischen Völker sowohl diefsseits als jenseits der Alpen, also fast sämmtliche Bewohner des heutigen Frankreichs und Ober-Italiens, trugen kurze, bis auf die Schenkel herabfallende, vorn über der Brust nur mit einer einfachen Nadel oder Schnalle zusammengehaltene Mäntel, die das Alterthum unter dem gallischen Worte Sagos oder Sagum kennt *), darunter war ein vorn zugeknöpftes oder gegürtetes Kamisol mit Aermeln

---

Eleagabal, ist freilich in der Geschichte mit Schande gebrandmarkt. Doch bemerkt schon Gibbon, History of the Decline and Fall of the R. E. T. I. p. 237. ed. Lond., dafs hier viel übertrieben wurde in der Nachricht von ihm.

*) Das Wort Sagum ist ursprünglich gallisch, und nur der Umstand, dafs es bei den Römern auch für eine Pferdedecke gebraucht wurde (s. Casaubon. zum Capitolinus Verus c. 6. p. 422.), konnte eine Verwechselung mit dem griechischen Worte Sagma oder Sagos veranlassen, wie sie selbst Coray in seinen Anmerkungen zur Géographie de Strabon T. II. p. 62. nicht vermied. Es ist dieses celtische Mäntelchen, welches von hinten nur die halben Schenkel deckte, (man denke an den unübersetzbaren Vers auf einen armen Schlucker bei'm Martial I. 93.: dimidiasque nates Gallica palla tegit) der Vater aller modernen Manteltrachten, die wir im spanischen, altfranzösischen und altdeutschen Costume noch auf unserer Bühne haben. Dafs diese celtischen Halbmäntel ein gewürfeltes Dessein hatten, lernen wir aus einem Excerpte des Posidonius bei'm Diodor von Sicilien V. 30 p. 353. Wess., wo er sie gestreifte Sagen nennt, die mit vielfarbigen und häufigen parallelepipedischen Vierecken (πλινθίοις) oder auch en losanges durchschnitten waren. Das sind die Würfel oder Felder in unseren schottischen Zeuchen. Die Stellen der Alten hat schon der belesene Pelloutier in seiner Histoire des Celtes T. II. p. 144. (Ausgabe von Chiniac) fleifsig gesammelt. Er hätte auch die versicolor vestis des Gallienus im Zweikampf bei'm Livius VII, 10. mit Drakenborch's Anmerkung p. 507. anführen können. Auf noch erhaltenen alten Denkmälern ist diese Tracht nirgends genau zu erkennen. Wenn Millin in seinem Voyage dans les départemens du midi T. I. p. 293, 399. dergleichen Saga auf alten gallischen Figuren erblickt, so widersprechen diesem die Abbildungen selbst pl. 17. und 24., wohl aber befindet sich in den colorirten Costumes zu diesem Werke pl. 52. in der Abbildung einer Frau von Nizza in ihrer Nationaltracht ein Frauenrock ganz in diesem Muster.

und weiter oder knapper anliegenden Pantalons, in der Nationalsprache Bracca genannt (noch vorhanden in den englischen breeches). Jene Mäntel sowohl als diese, von den Hüften bis zu den Knöcheln herabsteigende Fufsbekleidung waren roth gestreift und diese Streifen wieder mit anderen Streifen, en losanges, durchschnitten *). Das Barbarische dieser Tracht war unter den Römern zum Abzeichen jener Völkerschaften geworden, wobei nur noch zu bemerken ist, dafs die Häuptlinge und vornehmeren Gallier statt der rothen Streifen auch wohl goldene, also mit Gold durchwirkte Stoffe, trugen. Nur war wohl das Gold mehr auf den Hosen und Wämsen zu sehen als auf den Mänteln. So schildert Virgil, wenn er die prophetischen Bildwerke auf dem Schild des Aeneas aufzählt, auch die den Römern einst so verderblichen Gallier:

Gallier klommen empor zum Gebüsch und erstiegen die Burg schon —
Goldenes Haar war jenen verliehen und goldene Kleidung;
Hellgestreift ihr Kriegesgewand, und die Hälse wie Milch weifs **).

Was hier als Eigenthümlichkeit der Gallier bemerkt wird, ist's auch bei den alten Caledoniern, Picten und Scoten in der nördlichen Halbinsel von Grofsbritannien von jeher gewesen, und da sich bekanntlich in den schottischen Hochlanden, in Ossian's Vaterlande, mit der alten gallischen Sprache auch die gallische Kleidertracht und Sitte der gestreiften und gewürfelten Zeuche noch bis zu unseren Tagen erhalten hat, so ist das für uns gleichsam die Wiege und das wahre Geburtsland dieser, den Griechen und Römern völlig fremden, buntgewürfelten Kleidung. Es ging aber hierbei Alles ursprünglich von der Hautmalerei aus. Alle alten Briten malten sich im frühen Alterthum die Haut mit der blaufärbenden Pflanze, die wir Waid nennen, die aber bei den Alten Isatis oder Glastum hiefs ***). Auch weifs ja die Engländerin

*) S. Malliot, Recherches sur les Costumes des anciens peuples T. II. p. 496.

**) Aeneid. VIII. 660: Virgatis lucent sagulis. Vofs hat es meisterhaft übersetzt. Denn die Streifen des Mantels, die virgae, waren wohl von Purpur oder hochrother Farbe. Burmann und Heyne verstehen Gold. Lucere aber wird ganz eigentlich vom Glanz des Purpurs gebraucht. Und Roth war überhaupt die Lieblingsfarbe der Celten, so wie aller Wilden unter allen Zonen. Man denke an Martial's Vestitur Gallia rufis. XIV. 129. Dafs übrigens auch die Pantalons so gestreift gewesen, sagt Properz bestimmt, wo er von braccis virgatis spricht IV. 8. 43.

***) Oder auch Vitrum in der Bedeutung von Meerblau. Man sehe Morus und die anderen Erklärer zu Cäsar, Bell. Gall. V. 11. In

wenigstens aus ihrem Goldsmith die Nachricht, dafs ihre ursprünglichen celtischen Urältermütter, dem ausdrücklichen Zeugnisse des alten Plinius zu Folge, sich den ganzen Leib mit den Säften dieser Pflanze färbten, wobei der alte Berichterstatter noch die auffallende Bemerkung macht, dafs die britischen Frauen bei gewissen Opfergebräuchen ganz unbekleidet, aber durch diese Färbung am ganzen Körper als wahre Mohrinnen erschienen *). Ein alter Erdbeschreiber, Pomponius Mela, bemerkt, dafs sich das britische Volk, man wisse selbst nicht, ob um sich zu schmücken, oder aus welchem anderen Grunde, mit Waid bemale. Diesen Grund aber hatte schon Julius Cäsar ausgesprochen, wo er dieses Gebrauchs mit dem Zusatze gedenkt, es geschehe, um den Feinden fürchterlicher zu erscheinen. Bei zunehmender Cultur durch die Herrschaft der Römer verschwand diese Sitte aus der südlichen Halbinsel und blieb nur noch jenseits des Weed bei den Caledoniern, wo denn die in dem nördlichsten Theile wohnenden Hochländer Scoten, die aber in den Niederlanden an der südlichen und westlichen Küste siedelnden Völkerstämme Picten (die Gemalten) von den Römern selbst gerade darum genannt wurden **), weil sie wo nicht stets die Haut selbst färbten, doch buntschäckig gefärbte Kleidungsstücke trugen. Anfangs zwar punktirten und tättowirten sie sich mit den mannigfaltigsten Figuren den ganzen Körper, wie diefs aus dem Zeugnifs alter Schriftsteller ganz unbezweifelt hervorgeht. Allein spätere Vermischung mit den südlichen Nachbarn lehrte sie das Abstofsende und Gehässige eines Gebrauchs einsehen, womit schon ihre Kinder verunstaltet wurden ***). Nun

---

der Archaeologia Britannica hat Barington eine eigene Abhandlung über das Hautmalen durch Waid geliefert, und Camden leitet das Wort Brite von der Wurzel Brith ab, welches Wort so viel als bemalt hiefs.

*) Plinius XXII. S. 2.: Glasto Britannorum conjuges nurusque toto corpore oblitae, quibusdam in sacris et nudae incedunt, Aethiopum colorem imitantes. Die Stelle des Mela ist III. 6. 5., die bei'm Cäsar, B. G. V. 14.

**) So unterscheidet nach den gelehrten Forschungen beider Macphersons Gibbon die Scoten und Picten, History of the Decl. and Fall of the R. Emp. T. IV. p. 292 ff. Dafs die Benennung der Picten blos von den Römern ausging, weil sie sich malten und tättowirten, leidet keinen Zweifel. S. Sprengel's Geschichte von Grofsbritannien und Irland Th. I. S. 71, und so konnte später noch Claudian von ihnen sagen: non falso nomine Pictos, III. Cons. Honor. 54.

***) Diefs sagt Solinus ausdrücklich in der Hauptstelle über dieses Tättowiren der Caledonier c. 22. p. 51. F. edit. Salm.: Inde a pueris variae animalium figurae incorporantur. Vergl. die zweite

behielten sie wenigstens das Abzeichen jener Sitte in den buntfarbigen, sich durchkreuzenden Stoffen ihrer Bekleidung bei, und das ist nun der wahre Ursprung aller gewürfelten Stoffe, die wir, weil sie von der Tracht der Bergschotten entlehnt sind, noch jetzt allgemein schottische Zeuche zu nennen gewohnt sind.

Da wir hier nun auf den echten Stammbaum aller schottischen Zeuche gekommen sind, so ist es Ihnen, meine gnädige Frau, vielleicht nicht unangenehm, eine geistreiche deutsche Reisende zu hören, welche vor nunmehr 21 Jahren in Gesellschaft eines edeln schottischen Geistlichen, James Macdonald, die ganzen Hochlande, Ossian's Lieder in der Hand und ihren des Ersischen kundigen Begleiter zur Seite, in allen Richtungen durchkreuzte. Aus Frauenmund klingt ja diefs Alles viel zierlicher. Vielleicht gelingt es mir aber auch bei dieser Gelegenheit, Sie und mehrere Freundinnen des Schönen, welches schön bleibt, wenn es auch nicht erst in der letzten Ostermesse geboren wurde, auf eine Lectüre auf's Neue aufmerksam zu machen, welche bei der classischen Form, die diesem Reisetagebuche die von jener Anschauung der schottischen Wunderwelt tief ergriffene Verfasserin aufzudrücken wufste, nie der Vergessenheit übergeben, sondern von feinfühlenden Müttern und Erzieherinnen in Familienkreisen und im Zirkel lehrbegieriger Schülerinnen oft vorgelesen werden sollte. So erzählt uns Frau Emilie Harms, früher als Sängerin der Sommerstunden unter dem Namen Emilie von Berlepsch rühmlich gekannt, in ihrer Caledonia *):

Hauptstelle bei'm Herodian III. 14. 13, wobei die Anmerkungen in Jenisch's Ausgabe T. II. p. 762 ff. zu vergleichen sind.

*) Caledonia, von der Verfasserin der Sommerstunden, 4 Theile in gr. 8. Hamburg, Hofmann 1802—1804, gehört zu dem Befsten und Reifesten, was eine deutsche Frauenfeder in der reisebeschreibenden Gattung mit sittlicher Anmuth und feiner Beobachtungsgabe schrieb, ist aber zum Theil auch durch die drängenden Zeitumstände viel zu wenig gekannt und gelesen worden. Die Verfasserin genofs die Freundschaft Herder's und in den Erinnerungen von seinem Leben hat Frau von Herder ihr eine Ehrenstelle angewiesen. An Herder, den sie mit Recht ihren Lehrer nennt, sind auch die meisten Schilderungen des Hochlandes und Betrachtungen gerichtet. Ein gelehrter Reisender aus Edinburg, dem ich das in Form und Inhalt untadelhafte Werk zum Lesen mittheilte, erstaunte über die Lebendigkeit und Wahrheit der Vorstellung und versicherte, dafs die Briten nichts der Art aufzuweisen hätten. Es sollte in keiner erwählten Büchersammlung gebildeter Frauen fehlen. Die hier excerpirte Stelle steht Th. II. S. 140—145.

„Es ist hier der Ort, denjenigen Lesern, die keine Abbildungen und Beschreibungen von der Bergschotten-Kleidung sahen, einen Begriff davon zu geben. Der Stoff, den sie zu ihrer Kleidung nehmen, ist seit vielen Jahrhunderten der nämliche. Es ist eine Art von Kamlot, den man Tartan nennt, ganz aus Wolle, zuweilen mit einem baumwollenen Einschlag, allezeit grofswürfelig in bunten, grell abstechenden Farben gewählt. Gelb, Roth und Grün sind die herrschenden Farben. Ich bemerkte, dafs diejenigen, welche sich neuerlich ihre Kleidung haben machen lassen und überhaupt etwas elegant sein wollen, einen Tartan tragen, der nur in den Schattirungen von Grün mit etwas Schwarz gewürfelt ist. Diefs sieht sanfter und besser aus als die Mischung von Gelb, Roth und Grün. Die Kleidung der Weiber ist von eben dem Zeuche, übrigens in Schnitt und Form von der in Schottland allgemein üblichen wenig abweichend. Auch tragen sie die häfslichen weifsen Mützen mit lang herabhängenden Backenstücken, die man in ganz Britannien bei'm weiblichen Theil des Landvolks sieht. Den Plaid oder Mantel tragen sie gerade wie wir unsere Shawls."

„Die Kleidungsstücke der Männer sind: der Philabeg, eine Jacke mit Kragen, Klappen und Armaufschlägen, Alles vom nämlichen Zeuche; der Kilt, eine Art von Schurz oder vielmehr ein dickgefalteter kurzer Weiberrock, der ihre Hüften umschliefst und nur eine Hand hoch über die Kniee reicht, so dafs diese blos zu sehen sind, ein Halbstrumpf von Scharlach und in weifsen Würfeln gewebt; an den Füfsen Brogues, diefs sind dicke Stücke Leder, mit Riemen über dem Fufse befestigt, die sie selbst zuschneiden und bereiten. Ferner der Plaid, ein langes Stück Tartan, das, auf der Schulter in Falten zusammengenommen, mit einem Riemen befestigt ist, zierlich um den Leib geschlagen wird, wie eine Schürze, und dessen Ende über dem Arme hängt. Wenn es regnet, knüpfen sie den Plaid von der Schulter los, falten ihn aus einander und verhüllen sich darin. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze, deren barchentnes Unterfutter fest an den Kopf schliefst. Das blaue Oberzeuch ist etwas gezupft und hat einen buntgewürfelten Rand. Allemal ist eine schwarze oder weifse, lange, fliegende Feder auf der Mütze befestigt. In dem Gürtel tragen sie den Dirk, eine Art Dolch von antiker Form. Der Gürtel befestigt am Unterleibe eine Tasche von Fuchs- oder Otterfell, mit vielen Schnüren und Quasten verziert, in welcher sie ihr Geld, ihren Tabak und dergleichen verwahren".

„Diese Kleidung, wie ich sie da beschreibe, ist für einen schönen Wuchs — und ich glaube nicht, dafs man einen übelgewachsenen Menschen im Hochlande findet — äufserst vortheilhaft. Sie hat etwas Ausgezeichnetes und wirklich Majestätisches. Ihre Aehnlichkeit mit der Kleidung der Römer ist auffallend. Hier ist der Cothurn, die Toga, die befiederte Mütze, der Dolch. Doch

Macdonald und Mehrere meinen, es könne keine Nachahmung der Römer sein, die nur als verhafste Feinde den Hochländern bekannt waren, sondern es sei die Erfindung eines natürlich guten Geschmacks und des Bedürfnisses. Nothwendig müssen die Hochländer kurz gekleidet sein, um ihre Berge zu ersteigen und ihre vielen Lochs und Flüsse zu durchwaten. Man sollte denken, die völlig unbekleideten Beine müfsten in einem so feuchten und windigen Klima viele Erkältungen und Gichtbeschwerden nach sich ziehen; doch versicherte man mich, diese Krankheiten wären im Hochlande seltener als im östlichen Schottland".

„Leider wird die schöne Bergschotten-Kleidung jetzt schon nicht mehr so allgemein und regelmäfsig getragen als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Nach dem Successionskriege ward es den Hochländern als eine harte Strafe auferlegt, den Kilt und Plaid nicht mehr zu tragen, sondern sich wie die Engländer zu kleiden. Sie gehorchten so wenig als möglich und immer mit dem bittersten Widerwillen. Jetzt können sie sich tragen, wie sie wollen, und eben defshalb vielleicht nehmen sie aus freiem Willen die englische Tracht allmählig an. Es sieht sonderbar aus, wie jetzt die beiden Trachten in Coalition kommen. Bald sieht man den Plaid auf einer völlig englischen Kleidung; bei einigen ist der ganze obere Theil hochländisch, der untere englisch; bei anderen ist's umgekehrt".

„Diese Menschen mit ihren sich allmählig verändernden und verlierenden Nationalsitten kommen mir vor wie die ausartenden Tulpen, die ihre bestimmten glänzenden Farben eine nach der anderen verlieren und sich endlich alle ähnlich sehen".

Nichts wäre in der That ungeschichtlicher, um nicht ungereimter zu sagen, als wenn man mit dem als Geognosten und Naturforscher stets achtungswürdigen Foujas von St. Fond behaupten wollte *), die Schotten hätten die Musterformen zu diesem ihren Stoff von den alten Römern empfangen. Denn, um nur mein antiquarisches Gewissen hier ein- für allemal zu wahren,

*) In seiner von den Mineralogen noch immer geschätzten Voyage en Ecosse et aux Isles Hébrides Vol. I. p. 308. Nachdem er eine genaue Nachricht von der Bergschotten-Tracht gegeben, fragt er: L'ont-ils copié des Romains à l'époque où ces maitres du monde vinrent faire des vains efforts pour les conquérir? Ich besitze ein Exemplar, wozu der gelehrte Hochländer James Macdonald Anmerkungen an den Rand geschrieben hat. Da heifst es: it is not probable that the Celts of Caledonia have adopted any customs from the Romans whom they hated and with whom they had no intercourse but in the day of battle. Their clothing is suggested by common sense as peculiarly convenient for climbing the mountains and for swimming over a river or an arm of the sea.

genüge Ihnen, meine gnädige Freundin, der kleine Bericht, dafs, so lange die alte Hellenenwelt und später auch Rom sich noch von Vermischung mit den Barbaren frei erhielt — was unter den späteren Imperatoren Roms freilich nicht der Fall war — die herrschende Farbe aller weiblichen Kleidungen der Frauen und Jungfrauen und in den höheren Ständen stets die weifse blieb; dafs es in Athen sogar als Abzeichen leichtfertiger Frauen von nicht ganz unbescholtenem Rufe galt, purpurfarbige und andere hellfarbige Gewänder zu tragen, dafs dieses unwandelbare Gesetz des weiblichen Wohlstandes sich wohl auch auf den reinen Sinn des Alterthums für plastische Kunst *) gründete und die grofsen

---

*) Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst (Werke V. 11.) hat, obwohl er es versprochen, von der Farbe der Gewänder bei den Frauen im Alterthum nichts angeführt. Bei der Behauptung, dafs sie in den oberen Ständen stets weifs gewesen, dürfen zwei Punkte nicht übersehen werden: a) Hetären (musikalische Mädchen bei den Griechen, Libertinen bei den Römern) trugen zu jeder Zeit farbige, in den glänzendsten Farben leuchtende Gewänder. Nach Solon's Gesetzgebung waren bunte Gewänder das Abzeichen freilebender Frauen und Buhlerinnen. S. Sam. Petit, de Leg. Att. VI. tit. 5. p. 470. Höchstens gestatteten sich in Athen die Bürgerinnen gelbe Untergewänder. S. die Stellen in der Aldobrandinischen Hochzeit S. 129. Auch in Rom herrschte derselbe Sinn. Wenn Ovid in der Kunst zu lieben alle Farben durchgeht und lehrt, welche Farbe jedem Mädchen passe, so vergessen wir nicht, dafs dieser Unterricht der gutwilligen Klasse gegeben wird, die in Rom im Dienste der Venus standen und Libertinen hiefsen, und dafs schon in früheren Zeiten Roms durch das Appische Gesetz allen Matronen und Bürgerinnen das Tragen bunter Gewänder untersagt wurde, wie es aus der Hauptstelle des Livius erhellet XXXIV. 1. mit Ducker's gelehrter Anmerkung S. 762. — b) Die Maler im Alterthum gaben aus guten Gründen den Frauen, die sie in Wand- und Tafelgemälden (tabulae pictae) anbrachten, stets buntfarbige Gewänder. Das hatte der Altmeister der griechischen Malerschule Polygnotus aus Thasos zuerst gethan. Die Art aber, wie Plinius von dieser Neuerung spricht, primus mulieres lucida veste pinxit, capita illarum mitris versicoloribus operuit, XXXV. p. 35. (p. 233. der Ausgabe von David Durand) zeigt deutlich, dafs hier etwas Neues gewagt wurde. Finden wir also auf den noch vorhandenen Wandgemälden in den Aufgrabungen von Herculanum, Pompeji u. s. w., in der Aldobrandinischen Hochzeit, auf Mosaiken die meisten Frauen in buntfarbigen Gewändern dargestellt (vorzüglich in schillernden Farben), so darf diese Malersitte doch nicht als Norm für's wirkliche Leben gelten. Und hat die moderne Malerei in ihren Madonnen und Heiligen

Marmorbildner wohl oft bis zu Versuchen begeistern konnte, ihren bekleideten Frauen-Statuen in Marmor selbst die zarte Durchsichtigkeit und den Faltenwurf weiblicher Draperie bis zur höchsten Täuschung zu verleihen; daſs sie aber nichts so entstellend und verhäſslichend fanden, als bei Gewändern Striche oder Linien, welche, die Figur des Körpers oder irgend eines Gliedes in der Quere durchschneidend, in stets störenden Cirkellinien herumlaufen, im Anzuge *) anzubringen **). Dagegen konnte man der einrahmen-

nicht auch in der Draperie und Färbung der Gewänder ihre eigene Convenienz, die nicht in dem, was im Leben üblich ist, gesucht werden darf?

*) Der Mohr mit dem querstreifigen Gewand aus alabastro fiorito, der sich vormals in der Villa Borghese befand, (s. Villa Pinciana Stanze VIII. p. 7.) ist ein Machwerk des 16. Jahrhunderts. Allein es gab schon im Alterthum Statuen, an welchen durch die buntschäckigen Gewänder man den Barbaren erkannte. Von drei dergleichen, die man unter Constantius in Thracien fand, spricht Olympiodorus in den Excerpten aus dem Photius in den Script. Byzant. T. I. p. 10. Dem dreiköpfigen spanischen Gergon gibt ein antikes Vasengemälde in Millingen's Collection de Vases grecs, pl. 27., einen Leibrock mit vielen Streifen zum Zeichen seines barbarischen Ursprungs. Als im zweiten und dritten Jahrhundert allerlei Caracallen und barbarische Kleidungsstücke auch in Rom eingedrungen waren, da hieſsen die gewürfelten Stoffe Schildchenstoffe, scutulata. S. Saumaise ad Script. H. A. T. II. p. 860.

**) Eine in vieler Rücksicht merkwürdige Vasenabbildung mit schwarzen Figuren im alten Styl, welche Millin zweimal bekannt gemacht hat (zuerst in den monumens antiques inédits T. II. pl. 3. und dann in den Peintures des Vases T. II. pl. 61.), scheint allerdings Ausnahme von dieser Behauptung zu machen, da darauf zwei Athenische Jungfrauen, welche dem Minotaurus preisgegeben werden sollten, in Gewändern vorgestellt sind, welche durchaus schachbretartig (en échiquier) durchschnitten und so gewürfelt sind, daſs in den Würfeln selbst wieder zarte Striche und Kreise hervortreten. Millin in der Erklärung p. 92. beschreibt dieſs so: L'étoffe est composée de carreaux, au milieu desquels est alternativement un rond et un assemblage de plusieurs traits symmétriques. Hier hätten wir also ein schottisches Zeuch — das Muster ist so zierlich, daſs es eben aus Paisley oder Glasgow gekommen sein könnte — im entferntesten Alterthum. Allein der erste Blick wird Jeden, der alte Denkmale zu sehen sich geübt hat, sogleich überzeugen, daſs die ganze Vase, in einem ganz fremden, ja wir möchten sagen, ägyptisirenden Styl auch in Absicht auf die mumienartig anliegende Form der Gewänder vielleicht

den, einfassenden Umbordungen und Einsäumungen gar nicht genug haben, und hier haben Stickerei und Weberei der Alten ihren wahren Triumph gefeiert *). Dabei konnte es allerdings vorkommen, und die alten Vasengemälde liefern die anmuthigsten Belege dazu, dafs sowohl von der Brust bis zu den Füfsen herab in der Mitte ein vielfach geschmückter Streif herablief **), weil

---

vor 2600 Jahren gemalt, für den classischen Geschmack des Alterthums nichts entscheiden könne. Es ist ägyptische bedruckte Leinwand. Denn leinene Gewänder trugen im frühesten Alterthum auch die Athenerinnen. Das Muster findet sich öfter in der Abbildung in dem grofsen Werk der Description de l'Egypte. (Man sehe Taf. II. Fig. a.)

*) Dahin gehört vor Allem die Mäander-Arabeske, die Bordüre von Wolfszähnen, Wogen, Palmettes, auf der Chlamys des Apollo, des Mercur und der Heroen, auf dem Peplus der Minerva, auf der Xystis u. s. w., wie sie häufig auf schönen, griechischen Vasengemälden vorkommen. S. meine Bemerkungen in den Vasengemälden Th. I. S. 89 f. und das Register zu Millin's Description des vases s. v. arabesques. Es wäre zu wünschen, dafs Wittich in Berlin oder v. Stubenrauch in Wien eine eigene Sammlung so drapirter Figuren und colorirte Exemplare des Werkes als Mustertafeln herausgäben. So würde, um nur diefs Eine anzuführen, der höchst geschmackvoll und zierlich geschmückte Leibrock (χιτώνισκος) eines zu Pferde wettrennenden Jünglings in Millin's Peintures des vases T. I. pl. 45. (vergl. die Abbildung Fig. b.), hätte ihn Phaon in Grillparzer's Sappho getragen, wahrscheinlich keine der wahren Kennerinnen in Wien unbefriedigt gelassen haben. Man vergleiche damit die zierlichen Leibröcke der hellenisirten Amazonen in einem Vasengemälde, welches Millin in seinen Monumens antiques inédits T. II. pl. 8. p. 69. zuerst bekannt gemacht hat, besonders das Gemälde einer zu Pferde kämpfenden Amazone in Millin's Peintures de vases antiques T. I. pl. 10. (Vergl. die Nachbildung Fig. c.)

**) Ein langes Studium der alten Vasengemälde hat mich immer mehr in der Ueberzeugung befestigt, dafs die Tunica der griechischen Frauen, wenn sie in der Mitte herab einen vielfach verzierten Streif zeigt, mehr zur Repräsentation auf der Bühne (zum Choragium) oder zum verführerischen Aufputz der Flötenspielerinnen als zur gewöhnlichen Jungfrauen- und Matronentracht gehört, welche durchaus nur einfache Purpurumsäumung an dem Diploidion oder Peploidion (dem Obermäntelchen) und an der unteren Einfassung des Untergewandes forderte. Man betrachte die Prachtgewänder der Furien, der Minerva auf der schönen Vase, welche den von den Furien verfolgten Orest in Delphi vorstellt, bei Millin's Peintures T. II. pl. 67. (vergl. die Abbildung dieses Costumes

diefs ja doch nur eine neue Einfassung der einzelnen Haupttheile des Gewandes war, als auch an den Aermeln der Gewänder von der Schulter bis zur Handwurzel herab ein farbiger Streif ging, eine verdoppelte Purpurlinie, oft mit einem Zickzack, gleichsam den Saum oder die Armbänder bezeichnend *), welches aber hier wieder nur im Kleinen eine abtrennende Einfassung wurde. Es

---

Fig. d.) oder den prächtig geschmückten Apollo Citharödus in der schönen Vase bei Millingen's Collection de vases grecs, pl. 29. und die Medea mit dem Apollo in den Vases de tombeaux de Canosa pl. 3. und 7., um sich von dem Theatralischen dieses Costumes zu überzeugen. Man werfe einen Blick auf den Talar (Xystis) der in wechselseitiger Liebkosung begriffenen Flötenspielerin in Millin's Peintures T. I. pl. 38. (vergl. die Copie in Fig. e.), um einzusehen, dafs nur musikalische Mädchen sich so schmückten. Indefs herrscht hier doch die Blüthe des griechischen Geschmacks und des wahren Schönheitssinns. Von solchen Mädchen nahmen Bildhauer und Maler oft ihr Modell. Eine andere, mit dem ältesten Tempelgeschmack und mit der Kunstverwandtschaft der ältesten Pallasbildung mit der ägyptischen Neith und phönicischen Onga genau zusammenhängende Frage ist, ob nicht dieser ganze Gebrauch des von der Brust bis zu den Füfsen in der Mitte herablaufenden breiten Mittelstreifes vom ägyptisirenden Peplus der ältesten Pallasbilder in Athen zuerst in die Garderobe gekommen sei. Unser Pallassturz vom ältesten Styl in der Dresdener Galerie spricht laut dafür. Man vergleiche nun aber auch die Götterstatuen in Millingen's Collection de vases grecs, pl. 50. 51. 52. mit Millingen's feinen Winken.

*) Gewifs ist's, dafs bei vielen so geschmückten Aermeln des Untergewandes die kreisförmig herumlaufenden Verzierungen in Gold oder Purpur eigentlich nur die Arm- und Handspangen bezeichnen sollen, die einen so wesentlichen Bestandtheil im Schmuck der Frauen des Alterthums machten. Man darf nur die schon angeführten Vasengemälde bei Millin T. I. pl. 38. T. II. pl. 67. oder Peintures de vases grecs par Millingen pl. 23. vergleichen. Aber es gibt auch Aermel, die von der Schulter bis zur Handwurzel herab phantastische Linien in die Quere und Länge haben, z. B. in dem schmuckreichen Amazonen-Costume eines Amazonen-Paares, das auf einem Viergespann fährt, bei Millin T. I. pl. 56. Doch dachte nicht der Grieche bei Amazonen immer noch an etwas Scythisches, Ausländisches? Vergl. die Amazonentracht auf einer Vase in Millingen's Sammlung pl. 37. und den der Helena gegenüberstehenden phrygischen Paris eben daselbst pl. 42. mit meinen Bemerkungen in der Urania von 1820. (S. diese Sammlung B. II. S. 248. ff.) Dafs aber diese Tracht mit Querstreifen an den Aermeln und langen Hosen (Anaxyrides) nicht asiatisch, d. h. phrygisch oder

versteht sich, dafs es auch nicht an Prunkgewändern fehlte, wo goldene Sterne, oder kleine Kreise eingewebt oder eingestickt waren *). Doch bleiben bei allen diesen Ausschmückungen die zwei Hauptpunkte als Norm stehen: mit seltenen Ausnahmen finden dergleichen fast nur immer auf weifsen Gewändern statt und nie bilden sie, den Fall abgerechnet, wo sie den Hals, den Aermel, oder den unteren Saum einfassen, eine quer durchlaufende Linie. Denn jede dieser Linien zerschneidet, zerhackt ja gleichsam den nun in schön gerundeter, bald anschwellender, bald abschwellender Form sich anmuthig darstellenden Körper- und Gliederbau, da hingegen bei herabgehenden Streifen und Linien dem beobachtenden Auge, das ihren Gang verfolgt, alle Rundung des schönen Körpers und aller Reiz in der Schönheitslinie der wellenförmigen Bewegung noch deutlicher sich offenbart.

Gewifs war in allen diesen Verbrämungs- und Einfassungs-Linien im Alterthum ein grofser Schönheitssinn entwickelt, bei welchen auch für uns Nachkömmlinge noch Manches zu erlernen und zur Nachahmung zu empfehlen wäre. Solche Purpur- und Goldstreifen recht einzuwirken oder einzusticken war das Werk des feinsten Geschmacks, und nur in diesem Sinne ruft der zarte Tibull dort, wo er sein Mädchen auf's Herrlichste und Geschmackvollste geschmückt haben will:

---

barbarisch, sei, erhellet am deutlichsten aus der Vorstellung des vor dem Achilles niedergestürzten Memnon in Millingen's Sammlung pl. 49. Dasselbe gilt von den Theatercostumes ausländischer Sklaven oder Morionen und Possenreifser, wovon sich gleichfalls eine merkwürdige Vase bei Millingen pl. 46. vorfindet.

*) Es gab besonders zu festlichen Repräsentationen auf der Bühne oder bei Aufzügen und bei der Bacchusfeier viele mit Sternen oder anderen kleinen Kreisen, Ringen oder Körnern bestreute Frauengewänder. Dazwischen waren auch wohl Palmzweige oder Acanthusranken gestickt. Man sieht das Alles vereinigt in einem zarten coischen oder amorgischen Prachtgewand von Musselin mit Stickerei auf einem der prachtvollsten Vasengemälde bei Millingen pl. 41., wo die Göttin der Schönheit, Venus selbst, auf ihrem vielfach geschmückten Throne sitzend vorgestellt ist. Wir gedenken, wenn diese Art des Alterthums selbst in ein Modejournal einzuführen, nicht mifsfällt, dieses Vasengemälde ganz mitzutheilen und durch eine Copie im Kupferstich vorzuführen. (Vergl. diese Sammlung B. II. S. 268. ff.) Schon Saumaise zu den Script. Hist. Aug. T. II. p. 850 ff. hat gelehrt gezeigt, dafs die Griechen dergleichen eingestreute Verzierungen auf Gewändern bald Nagelköpfe (daher das lateinische clavus), bald Siegel, bald Hirsekörner nannten. Vergl. meine Abhandlung über den Raub der Cassandra S. 70.

Nemesis trage mir zartes Gewand, das die Coerin webte,
Das sie luftig mit goldblinkenden Streifen durchzog! *)

Doch Ihre Geduldsprobe, meine gnädige Frau, würde zur Ungebühr verlängert werden, wenn ich auch nur noch ein einziges Wort hinzufügen wollte. Aufserdem höre ich so eben von einem mich besuchenden Freunde, der das Vergnügen gehabt, Ihnen gestern Abends noch die Hand zu küssen, dafs Sie diesen Morgen von Ihrer Pariser Putzhändlerin einen ganz neuen Stoff in schottischen Mustern erwarten, wo die durchschneidenden Streifen gar nicht mehr parallel laufen, sondern wie Radien eines Cirkels von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehen und, sich nach allen Richtungen entfaltend, den Würfeln eine ganz eigene Abwechselung von gröfserer und kleinerer Dimension geben **). Wer wollte nicht eingestehen, dafs diese concentrischen Zeuche zugleich in mehr als einem Sinne excentrisch, aber eben dadurch gewifs sind, die wirksamste Eroberung in dem Beifall der Gesetzgeberinnen im Modegeschmack zu machen.

Sie legten diesen Brief gewifs sogleich auf die Seite, wenn er sich gerade mit jener neuesten Modeschau durchkreuzte. Ich werde schweigen, wenn ich vorher nur noch in Beziehung auf diese schottischen Stoffe Herder's Ausspruch in Erinnerung gebracht habe: „Unsere Kleidung hat Penia, die Dürftigkeit, selbst erfunden, und eine Megäre des Luxus und der Unvernunft vollendet ***).

Wird mein Fufs auch ferner noch — Verzeihung dem Orientalismus — Ihre Schwelle küssen dürfen? — Ich erwarte Ihre Befehle und verharre mit aufrichtigster Hochachtung Ihr

unermüdeter Alterthumsfreund
B.

---

*) Tibull. II. 3. 54. Illa gerat vestes tenues, quas femina Coa
Texuit, auratas disposuitque vias.
In dem Worte disposuit liegt zugleich das Kunstreiche der geschmackvollen Anordnung. Uebrigens hat es Heyne nicht ganz richtig verstanden. Sehr wahr erklärt Vofs S. 177. die vias von buntfarbigen Ranken mit Streifen von Goldlahn.

**) Dieses Modezeuch wurde in der letzten Versammlung der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste in Paris im Vorsaale zur Schau ausgestellt. S. die Nachricht davon im Morgenblatt von 1827. Nr. 123.

***) Werke zur schönen Literatur und Kunst Th. VII. S. 207. Oder ist nicht selbst das Muster dieser schottischen Stoffe auf den Umstand berechnet, dafs sie weniger schmuzig werden als weifse oder einfarbige Gewänder?

VI.

Die Pluderärmel.

Vorwort an den Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Als ich beikommenden Aufsatz an Sie absenden wollte, fiel es mir schwer auf's Herz, ob er auch für ein Wiener Modenjournal ein schicklicher Artikel sei. Wäre es mir doch kaum glaublich gewesen, dafs in den Augen der geschmackvollen, nur das Kleidsamste sich aneignenden Wiener die lächerliche Aufgedunsenheit der Pluderärmel je Gnade gefunden haben könne, wenn ich nicht berechnet hätte, dafs selbst die selbstständigste Frau, um nicht als Sonderling sich auszuzeichnen, sich dem Machtgebot der launenhaften Tyrannin, Mode genannt, nicht ganz zu entziehen vermöge, und wenn mich nicht die vorjährigen Hefte Ihrer Zeitschrift in Ihren Musterbildern vom Gegentheil überzeugt hätten. Indefs konnte ich mit Gewifsheit voraussetzen, dafs bei Ihnen der gute Geschmack längst gesiegt und, nachdem er die unförmliche Mifsgestalt der stoffverzehrenden Aermelaufbauschungen nur noch zu einem Transparent à Gaze, worin der weibliche Arm eben so schwimmt, wie Luna im Silbergewölk, verdünnte oder zu einer mäfsigen Wulst an der Schulter verjüngte, sie endlich ganz verabschiedet hatte. Und so hat sich auch hier das Urtheil bestätigt, welches der wackere Friedrich Rochlitz in seinem fünften Briefe über Wien (für ruhige Stunden Th. II. S. 62.) über die Wienerinnen gefällt hat: „Die Wienerinnen folgen der neuesten und feinsten Mode nie unbedingt; die Sinnigeren modificiren sie wesentlich, eine jede nach ihrer Persönlichkeit, geistigen Eigenthümlichkeit, wohl auch nach momentaner Stimmung und Laune. Jenes Uniformat, welches stets Beschränktheit und Geistesarmuth verräth, erblicken Sie hier durchaus in keiner geschmückten höheren oder doch feinen Gesellschaft". Um so weniger darf ich also besorgen, mit meiner alterthümelnden Plauderei Anstofs zu geben. Es ist ja nur eine Leichenrede auf eine längst begrabene Mode-

Extravaganz. Aber wer bürgt bei diesem Unbestand der Mode und ihrem schnellen, windfahnenartigen Abspringen zu einer der drei Unarten, welche ein Pariser bei Beurtheilung von des Malers Louis Depré „malerischen Reisen nach Athen und Constantinopel" so eben mit treffender Wahrheit bezeichnet hat *), vor einem Rückfall? Gibt es nicht Revenans eben so in der Mode wie auf der Bastei? Darum gönnen Sie immer einem, die Sache vielfach beleuchtenden, wenn auch verspäteten Aufsatz einen Platz in Ihrer Zeitschrift. Vielleicht schleicht er sich auf diese Weise in die Hände einiger den Scherz nicht übel deutender und dem Verfasser selbst aus älterer Bekanntschaft nicht übel wollender Leserinnen in der grofsen kunst- und geschmackreichen Metropole an der Donau.

Dresden, am 12. April 1830.

Zur Vollendung einer Pandora, wie sie alle Götter und Göttinnen zum Verderben des armen Epimetheus mit allem weiblichen Körperreiz ausschmückten, gehört gewifs auch ein zierlich gebildeter, in seinen rundlich-weichen Umrissen von der Schulter herab bis zum Elbogen und von da wieder bis zur Handwurzel sich im feinsten Ebenmafs verjüngender Arm. Lilienarmig ist in *Homer's* unsterblichen Gesängen nicht blos Here, die erhabene Gemahlin und Schwester des Zeus (wiewohl ihre schönen Arme schon im Alterthume stets zum Vergleichungspuncte dienten, aus welchem Grunde auch schon Properz seiner Cynthia dadurch die ganze Junonische Gestalt andichtet **), sondern auch Helena, Andromache und Nausicaa erhalten dieses Beiwort. Doch zählten bei der Benennung der Reize eines schönen Arms nicht blos die bezaubernden Formen und Proportionen desselben. Welche Seele wohnt in ihm! Denken wir uns die reizbegabteste, schönste Frau ohne Arme. Wo blieb denn die Grazie, die nur in der Zierlichkeit harmonischer Bewegungen besteht? Bilden nicht die mannigfaltigen Bewegungen des Armes eben so gut eine eigene Sprache

---

*) Aujourd'hui les trois opinions sont en présence: ici des moules, des pâtrons, une uniformité chinoise (warum nicht auch anglaise?); là une affectation d'archaïsme et de naiveté; plus loin des folies dignes de la régence du Duc d'Orléans, en désespoir de l'étiquette académique. Et en définitive, qu'est-ce qui en a résulté? Un mélange plus bâtard que jamais d'antique sans intelligence, de Louis XV sans richesse et de gothique sans naiveté. Le Globe, Lundi 5. Avril n. 50.

**) Die longae manus II., 3. 5. müssen dort wohl auf den ganzen Arm bezogen werden. S. Passerat's Anmerkung zu jener Stelle. Doch ist hier nur vom Vorderarm mit Hand und Fingern die Rede, wozu Lucian. Imag. c. b. T. II. p. 464. den besten Commentar gibt.

als die vielgegliederte Rede der Finger, welche schon das Alterthum die geschwätzigen nennt? O, auch die Armsprache ist in jeder Senkung und Hebung ihres Organs bedeutsam und jedem recht darauf gerichteten Auge vernehmlich! Mag auch die Augensprache noch beredter sein, die Sprache der Armbewegung articulirt, unterscheidet begreiflicher. Mag sie, wie in dem bekannten kleinen Stück von Eichholz, ihr komm her, oder ihr gehe! sprechen, Beifall oder Mifsfallen bezeigen, da ist kein Mifsverständnifs möglich. Welcher Schmerz durchzuckt den schmachtenden Schäfer, wenn Chloe ihren Arm zurückzieht! Dieser einzige Moment spricht mehr als ein Dutzend Briefe. Und was bietet der schöne Arm der Phantasie für einen weiten Spielraum. Ein schöner Arm ist in der Natur nie ohne einen schönen Fufs. Sehen wir hier in Dresden in unserem Mengsischen Museum die unbeschreiblich anmuthige Florentinische Venus, die das Gewand über die Hüften heraufzieht. Wer fragt wohl noch, wenn er den zauberisch gehobenen, die Haarlocken ordnenden Arm betrachtet, ob die hier verhüllten Füfse von den Musterformen der Mediceerin im Geringsten unterschieden sein können?

Was thaten nun die Frauen des classischen Alterthums, die in häuslicher Beschränkung sich nur selten öffentlich zeigten, darum aber doch allen Verschönerungskünsten nicht abhold waren, und was thun unsere Frauen, deren Pandora die Mode ist, um den so wesentlichen Bestandtheil der weiblichen Schönheit, welche auch ein berühmter neuer lateinischer Dichter in Herzählung der dreifsig Schönheiten eines weiblichen Körpers nicht vergessen hat, den nicht blos schön geformten, sondern auch seelenvollen Arm in aller Fülle seiner Reize darzustellen? Treten wir zuerst in die alte Welt, die neue kommt uns selbst auf Stegen und Wegen entgegen. Was that die Athenerin, um in den Augen der Beschauer bei Processionen, in den Tempeln und öffentlichen Festen, wo Frauen geschmückt erscheinen durften, sich geltend zu machen? denn nur wenige unter ihnen gingen wohl in ihrem sittlichen Zartgefühl so weit, wie jene berühmte Theano, die Tochter oder Gattin des Pythagoras, die einem lauten Bewunderer ihres schönen Armes, welchen zufällig das zurückgeschlagene Gewand enthüllt hatte, als er entzückt ausrief: „welch ein schöner Arm!“ diesen sogleich verhüllend, erwiederte: „Schön mag er sein, aber nicht für's Volk *)!“ Im Allgemeinen mag hier zuerst

*) Καλὸς ὁ πῆχυς, ἀλλ' οὐ δημόσιος. So erzählt es Anna Comnena, Alexiad. VIII. p. 162. Hoeschel. Da dabei steht τοῦ πήχεος γυμνωθέντος, so mufs er vorher verhüllt gewesen sein. Dieselbe Anekdote berichtet auch der Kirchenvater Theodoretus. Ther. XII. T. IV. p. 1033. Ed. Schulze, aber unbestimmter. S. J. C. Wolf's „Mul. Graec. fragmenta prosaica p. 242.“

erinnert werden, dafs das einfach oder zwiefach gegürtete Untergewand der griechischen und auch wohl der römischen Frauen — wiewohl hier Manches abweicht — im echten altdorischen Gebrauch*) blos über beiden Schultern mit einer Schnalle zusammengefafst, späterhin dann mit Edelsteinen verziert, auch wohl zur Spange, Agraffe erhoben werden konnte. Bedeckte nun diese Tunica auch die Arme und wie war diese Bedeckung? Man mufs hierbei dreierlei unterscheiden. Zuerst die ganz ärmellose Tunica. Diese wurde so befestigt, dafs, wie schon gesagt, die ganz blosen Arme nur durchgesteckt werden durften. Wenn nun darüber auch noch ein Obergewand, ein Diploidion oder Mantel, geworfen wurde, so zeigte diese völlige Enthüllung wenigstens den rechten Arm in aller seiner Fülle und gab besonders auch der bildenden Kunst freien Spielraum, ihn mit aller Anmuth der Bewegung und im reizendsten Ebenmafs darzustellen. Man denke an die gröfseren und kleineren Bildnisse der Siegesgöttin, wovon das Museum in Cassel eine wunderschöne kleine Bronze besitzt, und an die schon von Winckelmann bewunderten sechs weiblichen Bronzebilder aus Herculanum, in welchen der alterthumskundige, neueste Berichterstatter, Andrea Jorio, sogar Musterstatuen zu sehen glaubt, die der Besitzer zwischen den Säulen eines offenen Säulengangs zur Versinnlichung echthellenischer Draperie und anmuthiger Geberdung mit dem Arme absichtlich so zusammengestellt habe, gleichsam ein artistisches, in feste Form gegossenes Modejournal**). Ein zweiter Schnitt der weiblichen Tunica bekleidet bereits den Oberarm, so dafs der Aermel nur etwas Weniges über dem Elbogen abgeschnitten erscheint. Die dritte endlich läfst die, nicht allzu eng anliegenden Aermel, die überall auf kleine Fältchen zeigen, bis zur Handwurzel herabgehen. Diese Form scheint besonders in der Theatergarderobe des Alterthums einheimisch und da auch von den Schauspielern nicht blos in weiblichen Rollen gebraucht worden zu sein, da übrigens Untergewänder mit ganzen Aermeln bei den Männern allgemein für ein Zeichen phrygischer und weibischer Weichlichkeit galten. Eben darum ist auch die colossale, tragische Muse, vormals im Vatican,

*) Schon in meiner Abhandlung: „Ueber den Raub der Cassandra" wurde der Unterschied des dorischen und ionischen Costumes nach einem Scholion von Clemens von Alexandria genau entwickelt p. 61. Mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit behandelt diese vielfach modificirte dorische Tracht Ottf. Müller, Dorier, Th. II. S. 263. ff.

**) S. „Bronzi d'Ercolano" in den Antichità, T. VI. tav. LXX — LXXV. und nun auch im „Museo Borbonico, Fascicolo V." mit Finati's Erklärung. Jorio's Vermuthung findet sich in seiner neuen Schrift „Notizie sugli scavi d'Ercolano, p. 66, ff."

mit ganz an die Hand vorgehenden Aermeln gebildet und auf dem bekannten Musensarkophag mit dem Apollo und der Minerva im Pio-Clementinischen Museum (T. IV. tav. 16.) sind fast alle Musen so costumirt. Uebrigens ist diese Art von tunica manicata in griechischen und römischen Bildwerken immer nur als Ausnahme von der Regel anzusehen *).

Diefs vorausgesetzt, läfst sich nun die Frage weit leichter beantworten: Was thaten die griechischen Frauen, um ihrem schönen Arm auch noch durch Putz höheren Reiz zu verleihen? Der Männer Wohlgestalt am Oberam war gymnastische Muskelkraft, lacerti torosi **). Sie mufste bei'm zarteren Geschlecht durch eine weiche, rundliche Fülle (brachium teres) reizender hervortreten. Wie konnte diefs aber besser geschehen, als indem man diesen Reichthum der schönen Formen zu zügeln suchte, wenn man ihm gleichsam Fesseln anlegte, aus welchen sie nur um so üppiger hervorquollen und noch weit mehr errathen liefsen? Diefs ist der Ursprung aller Armspangen ***), aller den Oberarm umcirkelnden Bänder und Prachtgeschmeide (aller Bracelets), die man mit den, die Handwurzel umschlingenden Handbändern nicht verwechseln mufs, da diese letzteren einem ganz anderen Princip der schmückenden Kunst, dem einrahmenden, abgränzenden, zugehörten. Es ist bis zum Ueberflufs bekannt, dafs jene Armspangen am zierlichsten in der Gestalt einer Art von Schlangen, die man in Griechenland Drachen nannte und zu vielerlei Schlangengaukelei brauchte (besonders in den Bacchischen Orgien, wo sie aus mystischen Körbchen oft schrecklich hervorzüngelten), an dem Oberam der Nymphen und jugendlichen Frauen ihre Rolle spielten und daher auch selbst Drachen hiefsen. Denn, um diefs nur im Vorbeigehen zu bemerken, es leidet keinen Zweifel, dafs einst in der frühen Vorwelt Griechenlands, in der Gegend von Theben auf dem Cithäron Weiber, von einem Bacchischen Tarantalismus ergriffen, die Nachtfeier des Bacchus, mit Fackeln in der Hand, unter mancherlei

*) Der χιτὼν ἀμφιμάσχαλος des Pollux VII, 47. ist nur die Tracht freier Männer! P. Ferrari, de re vest. III, 17, p. 229., hätte es nicht so allgemein aussprechen sollen!

**) S. Junius, de pict. Vet. III, 9. 25. p. 2.

***) Sie hiefsen eigentlich armillae. S. Sabina, Th. II. S. 157. Es sind in der allgemeinsten Benennung die περιβραχιόνια der Griechen, die aber nach Stoff und Form vielerlei Benennungen bekamen, wohin auch der Name ὄφεις, δράκοντες gehörte. Diefs Alles hat schon der Däne Bartholin in seiner Monographie: „de armillis" fleifsig zusammengetragen, neuerlich aber der kundige Pariser Archäolog Raoul-Rochette im ersten Abschnitte seiner „monumens inédits" bei Gelegenheit der Thetisbilder gelehrt behandelt.

schallenden Anrufungen des Gottes und tollem Gelärm begingen, und dabei auch lebende Schlangen sich um den Arm wickelten *), wie es im Orient, wo diese Schlangengaukelei nie aufgehört hat, noch geschieht. Diese Mänaden bildete der grofse Marmorbildner Skopos zuerst mit solcher Virtuosität, dafs sie stehende Musterformen wurden. Und nun entlehnten griechische Frauen einer gewissen Classe, die eben den Gynäkonomen oder Festordnern bei Aufzügen sich nicht zu fügen brauchten, von diesen Statuen die Form ihrer Armspangen **). Man kann, wo nur die Natur in schöpferischer Fülle ihre Gaben gespendet hat, auch nichts Graziöseres sehen als ein solches Armband am blosen Oberarm. Göthe in seiner Pandora läfst da, wo in der Unterredung zwischen Prometheus und Epimetheus der verführerische Schmuck der Pandora durchgemustert wird, wobei der Bändiger des Metalls Prometheus nur das Kunstwerk erblickt, Epimetheus aber nur von der Schönheit Zauber bethört ist, den Ersten sagen:

Dem Drachen, um den Arm geringelt, lernt' ich ab,
Wie starr Metall im Schlangenkreis sich dehnt und schliefst!

Worauf Epimetheus in Entzücken ausruft:

Mit diesen Armen liebevoll umfing sie mich.

Die dem Griechenthum bei'm Ausbruch der Revolution so eifrig huldigenden Pariserinnen, eine Bürgerin Tallien, eine Madame Recamier, haben auch diesen Schmuck damals von Pariser Goldschmieden sich zu verschaffen gewufst und damit den Griechinnen sich gleichgestellt. Allein nicht jeder Arm war für diese selbstgewählten Fesseln voll und rund genug. Aber dafür wufste der feine Tact der griechischen Frauen bei ihrem Anzuge auch guten Rath zu schaffen. Man liefs die Aermel der Tunica bis an den Elbogen herabgehen und den Oberarm selbst erfassen, dann durchschnitt man diese Aermel die Länge herab und heftete sie mit kleinen Fiebeln oder Spangen vier- bis fünfmal zusammen, so dafs es ganz das Ansehen gewann, als säfsen Knöpfchen auf jeder einzelnen Zusammenziehung dieses Kleidungsstoffes, was doch nur die Decke einer Spange oder bei'm Schmuck vornehmer Frauen auch wohl kleine Edelsteine sein mochten. Schwerlich dachten sie damals an eine Unterlage von farbigem, feineren Stoff. Die blose Haut schimmert durch und drängt sich durch den, kleine Fältchen bildenden Aermelstoff in verrätherischem Ueberflufs hervor.

---

*) S. Euripides, Bacch. 698.

**) S. „die Furienmaske", S. 87. (oder Band I. S. 243. dieser Sammlung) und „archäologisches Museum" I. S. 46. Berühmt ist die vaticanische Ariadne, mit einer solchen Schlangenarmspange, in welcher aber jetzt Raoul-Rochette in seinen „Monuments inédits", p. 48 ff. eine schlummernde Thetis zu sehen geneigt ist.

Man unterbrach so nur scheinbar die elastische Muskelbewegung. Wohl aber schien es, als wenn die gar nicht zu bändigenden Anschwellungen das zu knappe Gewand gesprengt und sich gleichsam Luft gemacht hätten. Diefs ist unstreitig der wahre Ursprung aller jener, schon seit Jahrhunderten aus Italien und Spanien auch zu uns übergegangenen, vielfach aufgeschlitzten Aermel der Frauen, wobei wir jedoch nicht zu läugnen gedenken, dafs auch die Nachahmung männlicher Moden, in welchen das so genannte tailladé hervortrat und die höchst wahrscheinlich die moderne Benennung der Kleidermacher tailleur, taylor u. s. w. begründete, wovon unser Schneider wieder nur ein Nachklang ist, hierbei eingewirkt haben könne. Möglich, dafs, wenn dort die Mode eigentlich nur Fufs- und Schenkelhülle aufschlitzte, diese bei den Frauen auf die Umkleidung der Arme überging. Sei dem nun, wie ihm wolle, diese Tracht war ein Hauptartikel im Luxus der alten griechischen Frauen und wurde durch den allgemeinen Ausdruck „die geschlitzte Tunica“ bei den Griechen bezeichnet, hatte aber dann von den daran befindlichen Hefteln auch verschiedene Benennungen *). Diefs beweist eine Anzahl geschmückter Frauen auf alten Bildwerken und in Marmorbildern, wo diese Armtracht, die von den französischen Archäologen insgemein tunique boutonnée genannt wird, bei Visconti und anderen Italienern manica con borchie heifst, Göttinnen und Kaiserinnen schmückt. Besonders ist sie den Musen eigen. Unter den vaticanischen Musen erscheinen fünf in diesen geschlitzten und mit Spangen zusammengehaltenen Aermeln. (S. Mus. Pio-Clement. T. I. tav. XIV. ff.) Wir haben in unserem Dresdener Museum, aufser einigen Frauenbüsten aus der Kaiserfamilie, auch noch eine sitzende Muse und eine Athenische Kanephore, an welcher an dem noch erhaltenen Oberarm diese Schlitzärmel sehr deutlich erscheinen. Indefs darf nicht verschwiegen bleiben, dafs in diesen Aermeln später die eng anschliefsende dorische Tracht auf eine merkwürdige Weise mit der ionischen, die überall faltige Gewänder in voller Drapirung suchte, dadurch sich vereinigt hat, dafs man an jene geschlitzten und mit

---

*) In den Excerpten des Aelian V. H. 1, 18. wird diese Tracht als von der Schulter bis zur Hand fortlaufend erwähnt. In Bildwerken kommt diefs kaum vor. Ueber den χιτὼν σχιστὸς ist die Hauptstelle bei Pollux VII. 54. 53. Er unterscheidet eine doppelte Tunica, die mit Schnallen an der Schulter befestigte und eine zweite, die auch unten bis zu den Hüften aufgetrennt war, die Spartanische. Zu den ersten gehören die Gewänder, die περονατρίς, ἐμπερόνημα heifsen. S. Valckenaer zu Theocrit's Adoniaz. p. 328. Die kleinen Schnallen, womit die geschlitzten Halbärmel zusammengehalten wurden, hiefsen bei'm Callimachus ἐνεταί. S. Fragm. Callim. 149. p. 501. Ern.

Schnallen gefafsten Aermel zum Elbogen einen Aufsatz fügte, welcher, grofse Falten bildend, schon weit reichlicher herabfliefst und endlich, wie in der Karyatide im britischen Museum (Marbles Vol. I. pl. 4.) zu einem wahren Hängeärmel sich erweitert. So erscheint besonders Minerva in mehreren Statuen und geschnittenen Steinen *). Und in diesem Costume sehen wir auch die auf einem Sessel ruhende Agrippina (Mus. Capitol. T. III. tab. 53.), welche Canova in der bekannten Statue von Madame Lätitia, der Mutter Napoleon's, sich wenigstens in dieser vollfaltigen Aermeltracht zum Vorbild genommen hat **).

Welcher neckende Spottkobold hat nun aber vor einigen Jahren die Tonangeberinnen in der eleganten Frauenkleidung an der Seine so besessen, dafs sie ihre folgsamen Schwestern inner- und aufserhalb Frankreichs zu einer der zweckwidrigsten und geschmacklosesten Ausartungen der schon länger gewöhnlichen, dem altspanischen Halskragen zugesellten, aufgepufften Wülste an beide Schultern hintrieben und sie zur Wahl der gewaltigen Gigot- oder Pluder-Aermel bestimmten? Wer sieht nicht, dafs diese ganz eigentlich dazu bestimmt scheinen, jene geschmeidige Schlankheit und Wohlhabenheit ***) eines schönen Armes, welche die griechische Vorwelt so sinnig hervorzuheben wufste, in einem ungeheueren *Bausch* sackartiger Aufgedunsenheit gänzlich unterzutauchen und zu ersäufen? In der Türkei säckt man die Frauen, wenn sie untreu erfunden werden †). Bei uns säcken die Frauen ihre schönen Arme, als wenn auch sie viel Böses verbrochen hätten. Man hat gefragt, wie wohl Aristophanes seine Wolkengöttinnen, die in dem bekannten Lustspiele die Wolken als Chor in den Lüften herabgeschwebt kommen, costumirt haben möge. Als rasselnde

---

*) Auch auf Vasengemälden, z. B. in Millin's „Peintures de vases antiq. inéd. T. II. pl. 67," vergl. die darauf folgende Tafel mit dem Bilde einer Libera oder Priesterin.

**) Opere di Scultura di Ant. Canova da Isabella Abbrizzi tav. XXIX. Uebrigens findet man dasselbe auch an der, neuerlich so viel besprochenen Statue, welche Thiersch mit Recht für eine Penelope erklärt, im Anhange über die Epochen der bildenden Kunst S. 426 ff., Raoul-Rochette aber in der Orestéide p. 163 ff. für eine trauernde Electra erklärt, S. Pl. XXXII, 1.

***) Ich denke hier an das habilior im Terenz, Eun. II, 3, 23., das griechische εὐεκτικός. S. Spanheim zu Julian. Orat. I. p. 102. a. Später wird es durch solidum, succi plenum erklärt. S. d. Scholion des Ruhnkenius zum Terenz p. 188.

†) Wer hat nicht Byron's „Giaur" gelesen? Die neuesten Berichtigungen über diesen Transport der Frauen in den Bosporus gibt R. R. Maddon in seinen Travels in Turkey, Egypt. etc. T. I. Letter. IX. p. 120.

Wasserhosen schwerlich, denn dieses Vorbild sind die ursprünglichen Homerischen Harpyien, wie sie die Töchter des Pandorus in die Lüfte entführen. Aber in Aermelhosen, von Dünsten und Nebeln aufgedunsen, wie sie manche Modejournale bis zum heutigen Tage in Schaaren vor uns vorüberführen, würde ein jetzt lebender Aristophanes seine Wolkenjungfrauen gewifs auftreten lassen. Wie kann in so umbauschter Tracht der schön geformte Frauenarm auch nur eine einzige anmuthige Bewegung machen, um seine natürlichen Reize zu zeigen? Wie ganz anders war es bei jenen alten Griechinnen und Römerinnen! Da gehörte es zum Anstand in der Kleidung, die Draperie *) reich und vollfaltig da, wo sie zu rechter Stelle ist, und dann wieder knapp anliegend zu machen. Denn so verlangt Lucian in seiner begeisterten Beschreibung der schönen Syracusanerin Panthea, der Geliebten des Kaisers Lucius Verus, vom Maler, der ihr Bild malen soll: die Draperie mufs auf's Zarteste ausgeführt sein, eng sich anschmiegend, wo sich's gebührt (also auch an dem Arme), im Uebrigen aber locker und fliefsend **).

Das Auffallende und Stabile dieser seltsamen Tracht hat zu allerlei Betrachtungen Anlafs gegeben. Einen witzigen Aufsatz darüber gibt das von Campbell so geistreich besorgte „New Monthly Magazine“ (September 1829, p. 213 ff.) mit der Ueberschrift: Bischofsärmel (Bishops Sleeves); denn so nannte man diese Sackärmel in England, weil sie mit den weitfaltigen, bis zur Hand vorgehenden Aermeln der Chorhemden, in welchen die englischen Prälaten in vollem Costume und bei geistlichen Verrichtungen erscheinen, die gröfste Aehnlichkeit haben. Nachdem der Verfasser erst die Vorfrage gestellt hat, ob durch Nachahmung dieser Tracht aus der Hoch- und Episcopalkirche die schönen Britinnen etwa sich als eine tapfere Reserve zur Vertheidigung der Kirche gegen die heillosen Emancipationseingriffe hätten anwerben lassen wollen, besinnt er sich, dafs sie es damit wohl auf eine Aushilfe der stockenden Fabrication abgesehen hätten. „Ja“, ruft er den britischen Schönen zu, „zu eurer gröfsten Ehre tragt ihr Bischofsärmel, um die, bis zum Zerplatzen angefüllten Magazine der Manufacturhändler von den Massen zu entlasten, die als Ladenhüter daliegen. Wie patriotisch! Wegen dieses menschenfreund-

*) Zur εὐσχημοσύνη, wie es der Grieche in einem bedeutsamen Worte nennt. S. Vasengemälde II. 54. Dazu rechnet auch jene Pythagoräerin Theano in einem von Stobäus erhaltenen Fragmente (Tit. 74.) Vol. III. p. 85., ed. Gaisford. nichts Ueberflüssiges zu haben, ἦμεν ἀπερίσσευτον.

**) Συνεστάλθαι μὲν, ὅσα χρῆ, διηνεμῶσθαι δὲ τὰ πολλά. Imag. 5. 7. T. II. p. 465. Wets.

lichen, großherzigen und patriotischen Entschlusses habt ihr eure Ehemänner und Väter in große Unkosten gesetzt und durch die Verunstaltung eurer Person euch grausam wehe gethan. O ihr Heldinnen! So opfert ihr eure Eitelkeit dem Gemeinwohl. Bewundern wir nicht mehr den Hochsinn der Nonnen in Quedlinburg, die zur Vertheidigung ihrer Jungfräulichkeit sich die Nasen aufschlitzten, nicht mehr den raschen Sprung des Römers von altem Schrot und Korn, des Curtius, in den Pest aushauchenden Schlund. Ist der Patriotismus einer Frau nicht eben so preiswürdig, wenn sie ihren weißen Arm in den weit gähnenden Bischofsärmel stürzt, um dort in dem tiefen und dunklen Abgrunde gewaltiger Verhüllungen begraben zu werden? So kommt Alles in's Gleiche. Das Uebermaß der Waarenerzeugung durch den Maschinenwebestuhl (power loom) erhält reichlichen Abzug. Jede Sackärmelträgerin zählt der bekümmerte Finanzminister für drei!" Allein auch diese Vermuthung wird durch eine Unterredung, die der Verfasser mit einer schalkhaften Putzmacherin von Cheapside in einem Dampfboote auf einer Fahrt nach Brighton hat, als ganz ungegründet anerkannt. Da wird ihm erst das wahre Licht aufgesteckt. Diese Mode, dieß vertraute ihm die sprachselige Nachbarin, erfreut sich darum der ausgezeichneten Gunst der Damen, weil sie ein sicheres *Boll*werk gegen die Nachahmungssucht und unleidliche Aefferei der Dienstmädchen darbietet. Früher sicherte die Theuerung der Taffte, Atlasse und Gazen die Damen gegen die Usurpation des Hochlebens unter der Treppe. So nennt man ja in England die Losgebundenheit der männlichen und weiblichen Dienerschaft in Abwesenheit ihrer Herrschaften, High Life below stairs. Die Kostbarkeit der Stoffe machte eine eben so undurchdringliche Scheidewand, als die Linien von Torres Vedras oder der Reifrock und die Hofrobe bei einer Hofgala unter Georg III. Allein Huskisson's neues liberales Handelssystem hat hier Alles gleich gemacht. Die wohlfeilen Preise der französischen Seidenwaaren und anderer Putzartikel lassen nun auch bei mäßigem Gesindelohn die Lisetten und Nantel mit ihren Gebieterinnen den Wettstreit wagen, und die Küchenmagd (the Kitchen-wench) wird sich nicht entschließen, das Zimmer anders als in einem Gros-de-Naples-Rock oder Battist zu fegen. Da verfiel man in einem glücklichen Augenblicke auf den lichtvollen Gedanken, Bischofsärmel anzuheften. In ihnen ist es den Dienstboten nicht möglich, den gemeinen Küchen- und Stubendienst zu thun. Eher könnte eine Katze mit umwickelten Pfoten Mäuse fangen, als ein Mädchen ihren Hausdienst in Bischofsärmeln verrichten. Wollte sie das Theeservice wegnehmen, so liefe sie augenscheinlich Gefahr, das Porcellan mit den Aermeln herabzufegen. Gäbe sie ihrem Herrn einen Teller über Tisch, so würde sie seinen Kopf mit ihren Aermeln einhüllen; und welche Figur würde die Köchin in diesem Aufzuge machen, wenn sie in

dieser Tracht ihre Suppen und Saucen gekocht hätte? Allenfalls zu Fliegenwedeln wären diese Pumpärmel bei der Tafel zu brauchen. Aber wir sind nicht im Orient. Kurz, durch diese Mode wird ein strenges Aufwandsgesetz, eine genauere Rangordnung festgesetzt als das von Basel und Augsburg, hier ist eine unübersteigliche Scheidewand gefunden." — So ungefähr der britische Modenprofessor.

Der deutsche schüttelt ungläubig den Kopf zu dieser scharfsinnigen Kathederweisheit. Er nimmt das ihm eben vorliegende Modenbild aus der Wiener Zeitschrift. Es ist das letzte (Nr 52.) im vorigen Jahrgang 1829. Diese rosenfarbene Dame in Gaze-Iris läfst ja neben den zierlich aufgedunsenen Aermeln en transparent — und siehe, da spielt der Arm auch nur ein verrätherisches Verstecken — die zierlichste knappste Taille von der Welt spielen, und der Antiquar mufs zu seiner Beschämung eingestehen, dafs dieses enge Zusammenpressen des weiblichen Körpers unter der Brust auch schon bei den alten Griechinnen und Römerinnen für ein wesentliches Erfordernifs der Schönheitspflege gehalten worden sei. Was unsere elastischen Corsets und Schnürleibchen jetzt sind, waren damals die breiten Busenbänder, Strophien genannt, und die breiten Gürtel*) über den Hüften. Damit man mich hier keines Verrathes und keiner Verunglimpfung des Alterthums bezüchtige, erinnere ich nur an jene Stelle des Terenz nach dem Griechischen des Menander, wo der verliebte Chärca über das Mädchen, das er auf der Strafse sah, in Entzücken ausbricht:

Ach, sie gleicht nicht unsern Jungfrau'n, die der Mutter Sorgfalt quält,
Dafs die Arme sich fein senken und umschnürte Brust den Leib
Schmächtige. Seht nur die Dirne, ruft man, wie sie voll und rund,
Wahrlich diese kann sich boxen! Und nun kommt die Hungercur!
So verpfuscht die Mutterpflege sie zu Binsen, wo Natur
Reichlich ihre Fülle spendet**).

Bedarf es also wohl noch einer anderen Lösung des Räthsels? Die Toilette der Frauen hat es dabei auf einen reizenden Gegensatz abgesehen.

---

*) Ueber diese Strophien s. d. Sabina I. 184, 197. Wie breit die Gürtel zuweilen waren, läfst sich aus einem griechischen Sinngedicht des Asklepiades, Anal. I, 214, 16. schliefsen, wo Hermione einen Gürtel trägt, in welchem die Schrift eingestickt steht:

Goldene Schrift entfalte der Gürtel: „Liebe mich immer,
Aber betrübe dich nicht, wenn mich ein Anderer liebt."

Ausonius 93, 94. hat es in's Lateinische übersetzt. Vergl. Jacob's „Leben und Kunst der Alten". Band II. Th. II. S. 77.

**) Terenz, Eun. II, 3, 22. Ueber das Einschnüren durch Busenbinden (ἀποδέσμους Lucian., D. Meret. XII. p. 312.) s. Burmann zu Ovid. I. 5, 21. und Heinsius zu Ovid. III. A.A. 274.

Wohl aber dürfte, wenn irgendwo ein Frauensenat gestiftet wäre, wie ihn einst ein römischer Kaiser zu Debatten über die Mode gestiftet haben soll *), die Frage dort zur reiferen Untersuchung gebracht werden: welche Tracht gab den schönen Armen der Frauen mehr Zuwachs, die gewaltige Entoilage und Elbogeneinfassung mit vier bis fünf Stockwerken von Manchetten, womit die hoffähigen Damen einst vor der Kaiserin Maria Theresia erschienen, oder die jetzigen Pluderärmel?

*) Das berüchtigte Senaculum des Kaisers Heliogabalus bei'm Lampridius c. 4. p. 797, welches dann Aurelian wiederherstellen wollte, bei'm Flavius Vopiscus c. 49. p. 585. Hack.

VII.

Brief an den Herausgeber der Leipziger allgemeinen Moden-Zeitung.

Dresden, den 26. Juni 1824.

Sie dringen in mich, ich solle Ihnen etwas für Ihre Modenzeitung schreiben. So rächen sich alte Sünden! Da habe ich einmal die Römerin Sabina angeputzt. Das war eine Phantasie, verzeihlich dem jugendlichen Manne, der damals in Weimar lebte, wo die classische Eleganz ihren Thron hatte, wo eine der huld- und geistreichsten Fürstinnen, die unvergefsliche Herzogin Amalia, sich oft herabliefs, mit mir über das Vordem und Jetzt in der antiken und modernen Garderobe zu scherzen, und den eifernden Antiquar, der das Wort: andere Zeiten, andere Sitten, zu vergessen schien, oft lächelnd zurecht wies. Nun wollen Sie auch heute noch von mir, der eben seinen 63sten Geburtstag gefeiert hat, über dergleichen jugendliche Gegenstände einen Bericht haben; wenig eingedenk des Ovidischen Ausspruchs: turpe senilis amor, d. h. es ziemet dem Alten Liebhaberei nicht, und über Moden sollen nur Frauen und Liebhaber sprechen.

Wohlan, so will ich meiner alten Gewohnheit treu, nach welcher ich als eingefleischter Alterthümler bei jedem Gegenstande, der mir aufstöfst, immer frage: was würden die Griechen und Römer dazu gesagt haben? einmal die letzten Musterbilder im neu- und frischbelebten Weimar'schen Modejournale (Taf. 12.) und in der hochgepriesenen Wiener Zeitschrift für Kunst und Moden (Taf. XIX — XXII.) durchmustern. Wenn ich auf die in Ihrem eigenen Journale paradirenden Figuren keine Rücksicht nehme, so geschieht diefs aufser anderen Gründen, die Sie leicht errathen, auch darum, weil man nach dem alten Sprichworte im Hause des Gehenkten nicht von Schleifen und Seilerarbeit sprechen mufs.

Ich fange mit den Kopfbedeckungen, Hüte und Hauben genannt, an, womit es für diefsmal zur Probe dienen mag. Hilf Himmel, welcher aufgethürmte, befiederte und bebänderte Unsinn! Wie würden die Griechinnen und die nach griechischem Vorbild sich stets schmückenden Römerinnen sich über diese monströsen Aus-

wüchse von Sturmhauben entsetzt, wie laut würden sie über diesen echt **barbarischen** Ungeschmack gelacht haben, sie, die nur leicht aus Haaren geflochtene Bänder oder Kränze, eine Perlenschnur oder höchstens eine über der Stirn zwischen dem Vorderhaare eingesetzte, mit Bändern festgehaltene, dreieckig aufsteigende kleine goldene Metallplatte, die wir jetzt ein Diadem nennen, die Griechinnen aber von der Form der alten Schleudern (sphendonè) benannten, als Zusatz zu dem mannigfach geflochtenen und auf dem Wirbel zusammengehaltenen Haupthaar duldeten! Hatte denn aber jene Musterfrau im Alterthume, höre ich fragen, gar keine weitere Kopfverhüllung und Einfassung? Allerdings, aber **nie** anders als entweder durch ein um den Kopf geschlagenes und gewickeltes Tuch, welches, da es sich fest anschmiegte, durchaus keine wulstigen Aufbauschungen und Auswüchse gestattete, aber auch so noch für eine asiatische oder gallische Tracht galt und in den Classikern als eine mitra Phrygia gekannt ist — davon entlehnten Raphael und Domenichino die turbanartige Kopfumwickelung ihrer Sibylle — oder durch das Heraufnehmen des Obergewandes (des Peplus), indem dieses so um den Hinterkopf und Stirnwirbel gefaltet wurde, dafs es eine Art von offenem Schleier *bildete*, aber dabei stets das schöne Oval des Gesichts gleichsam nur einrahmte, nie oben oder auf der Seite auswuchs und ausflügelte. Man denke nur, wie Sassoferrata seine so beliebten Donne velate malte! Unsere Dresdener Antikengalerie stellt uns in der berühmten Herculanischen Matrone ein vollendetes Musterbild dieser Tracht vor's Auge, und zu solcher Kunstschau sind hiermit alle **schönen** Zweiflerinnen feierlich eingeladen, damit sie selbst sehen und sich belehren.

Fragt man nun, ob sich denn im Alterthume gar keine solche thurmartigen und mit allem Feder- und Bänderschmuck ausstaffirten Kopf- und Haarhüllen finden, wie unsere Damenhüte und Bonnets täglich darbieten, so dient zur Antwort: ei, ja wohl! Nämlich bei dem ägyptischen Tempel- und Priesterinnencostume. Denn dort gehörte es allerdings zu den Merkmalen der Hoheit und Würde, dergleichen Aufsätze, cylinderartig oder sich nach oben zu verjüngend, auf den Kopf der Göttin Isis und Aller, die ihr ähnlich sein wollten, zu setzen. Da erscheint eben in **Paris** vom jüngeren Champollion, demselben, der die Hieroglyphen so gut zu enträthseln versteht, ein **ägyptisches Pantheon** *), heftweise in sauber colorirten Kupfertafeln, aus dem grofsen Prachtwerke

*) Es liegen 5 Hefte in gr. Quart von diesem Panthéon Egyptien vor mir, von denen jedes zu 6 color. Tafeln, mit einem Blatt texte explicatif und saubern Umschlage versehen, 10 Franken kostet und die bei Leopold **Vofs** in Leipzig um das Billigste zu haben sind.

der Description de l'Egypte ausgezogen und also in echten Nachbildungen. Daraus sollten unsere Modejournale uns zuweilen zur Abwechslung und männiglichen Erbauung ein Bild mittheilen, damit es klar würde, dafs eigentlich alle modernen Frauentrachten, als da sind die abgeschnittenen Hüftenbekleidungen, die wir Frauenröcke nennen, (gonne, cotillons, petticoats), die Busen- und Halstücher (fazzoletti, fichus, neckcloths), die Rockheber (bredelles) und die hutartigen Kopfbekleidungen ursprünglich vom heiligen Nillande abstammen — und zwar, was wohl einer eigenen Untersuchung werth wäre, zunächst durch die nach dem ägyptischen Costume gemodelten Anzüge der ältesten christlichen Monialen oder Klosterfrauen, Nonnen (welches selbst ein ägyptisches Wort ist), in die europäische Welt des Mittelalters eingedrungen sind.

In jenem interessanten Bilderbuche (Pantheon) des Champollion finden unsere Schönen in einer stehenden Figur der Isis (die aber hier als ägyptische Athor oder Venus erscheint) die sonderbarsten Kopfaufthürmungen mit einem Schmuck von aufrechtstehenden Lotusblumen und einer Perücke, die aus einem ausgebalgten afrikanischen Perlenhuhn (gallina numidica) besteht; auf der 17ten Kupfertafel A. im vierten Heft, so wie auf den Kupfertafeln 7 und 14 B. die wahre canonische Urform unserer Frauenhauben auf den Köpfen der Isis ganz leibhaftig zu schauen ist. Gewifs da wäre für unsere Modisten und Frauencostumiers eben so sehr als für die Zunft der Haarkräuslerinnen von natürlichen und seidenen Locken noch gar Manches zu lernen. Denn was wollen doch z. B. alle unsere Marabouts- und Federdecorationen auf den zierlichsten Frauenhüten sagen gegen einen ganz zur Perücke eingerichteten Vogelbalg mit seinen Flügeln, Schwanzfedern und völlig erhaltenem Vogelköpfchen, welches nur oben von der Stirn herab gar wunderschön verführerisch hervorguckt und minniglich herabwinkt? Und das ist doch, wie allen Alterthumsforschern längst bekannt war, die wahre Prachtcoeffüre der ägyptischen Isis, welche die ihr geweihete numidische Henne mit ihren buntfarbigen, vielgetüpfelten Federn so auf dem Kopf trägt, als hätte eine Pariser Haarflechterin das Mafs dazu genommen; eine Mode, die selbst römische Kaiserinnen zuweilen nachgeahmt zu haben scheinen. Welcher Fund für die nach erobernden Prachteffecten lüsternen Haarschmückerinnen an der Seine, Donau und Spree, wenn so ein buntgefiederter indianischer Rabe oder gar ein Paradiesvogel, der ja schon zum Putz mehr als einmal angewandt wurde, auf die seidenlockigen Köpfchen unserer Modegrazien aufgestülpt werden könnte! Und was nun gar die Haarkräuslerinnen und Haartourbereiterinnen in unaussprechliches Wonnegefühl über die Neuheit und Zierlichkeit der Mode versetzen müfste, welche Wirkung müfste eine vollständige Perücke aus Lotosblüthen, wovon immer ein Kelch, in den anderen gesteckt, eine Fülle von herab-

wallenden Locken bildete, wie wir sie häufig an ägyptischen Isisköpfen erblicken, kunstreich der Antike nachgebildet, wenn sich ein solcher Frauenkopf,

leicht umflattert, bebuscht mit tausendglockigem Lotos,

aus der ersten Rangloge nach hundert auf ihn gerichteten Operngückern herabböge, auf Alle machen, die ein Herz und keine Kiesel in der Brust tragen.

Ich bitte Sie, theuerster Herr Herausgeber, wenden Sie einmal auch einige Kupfertafeln auf solche echt antike Musterfiguren, damit das Reich der ägyptischen Urschönheit endlich auch zu uns komme! So etwas wird auch eine wahrhafte Bereicherung des dienstfertigen Büchleins sein, worin die kunsterfahrene Emilie Berrin, mystischer Benennung, in zehn Abenden einen so vollständigen Unterricht über Alles, was nur mit und aus Haaren geschmückt und geflochten wird, in so fliefsend reinem Vortrage ertheilt, dafs auch die ungelehrigste Kammerzofe die Sache auf der Stelle begreifen mufs *).

Doch, Scherz bei Seite! es bleibt ausgemacht, dafs die zwei classischen Völker des Alterthums, die uns allein als unvergängliche Tonangeber in allen Sachen des wahren Geschmacks dastehen, dergleichen Unfug auf den Köpfen, wie sie jetzt auf allen Strafsen, in allen Theecirkeln, in allen Modenjournalen zu sehen sind, niemals duldeten und dafs, hätten überhaupt die Griechinnen die Erlaubnifs gehabt, die Theater zu besuchen, ein damaliger Julius von Vofs gewifs noch kein Lustspiel, die Damenhüte genannt, zur Abwehrung aller Unbill von den armen Zuschauern, die hinten sitzen, zu dichten veranlafst gewesen wäre. Denn selbst in dem Falle, der bei den eleganten Römerinnen wirklich eintrat, dafs sie sich in die Mysterien der grofsen Allmutter Isis in ihrem Tempel auf dem Marsfelde an der Tiber einweihen liefsen und dabei auch das Costume der grofsen Isis in hoher Devotion nachbildeten, blieb es doch, was den Kopfputz anlangt, nur bei einer besonderen Brechung des über den Kopf heraufgezogenen Obergewandes oder Mantels, unter welchem die wulstigen Zöpfe noch sichtbar sind, wie diefs an einer weiblichen Statue aus dem Farnesischen Museum in unserer herrlichen Sammlung der Mengsischen Gypsabgüsse, in deren Deutung die lächerlichsten Mifsgriffe vorfielen, gar anschaulich hervortritt. Denn hier sehen wir wirklich eine so eben Eingeweihte in ihrem Weihcostume vor uns stehen.

---

*) Gründliche Anweisung für Frauen, auf alle mögliche Fälle Haargeflechte nach der jetzigen Mode zu fertigen, als: elastische Leibgürtel, Arm-, Hals-, Uhrbänder, Ringe, Kniebänder etc. Herausgegeben von Emilie Berrin. Leipzig, im Industrie-Comptoir, in Queroctav mit drei Bildertafeln, in 10 Abendunterhaltungen im Schlosse zu G...s.

Nun sehen Sie, Priester des neuesten Geschmacks, einmal hier die vier Damenhüte in Nr. XXI. des Maistücks des Wiener Modenjournals. Würde der bekannte Siebenschläfer Epimenides, wenn er eben jetzt wieder unter uns träte, — denn mit Ahasverus, dem ewigen Juden, der alle Zeiten und alle Geschlechter sah, habe ich nichts zu thun, — über solche häfsliche Unform nicht in das lauteste Gelächter ausbrechen, oder wohl gar seine berüchtigten Exorcismen und Zauberformeln gegen solches Ungethüm herzubeten anfangen?

Das Lächerlichste, ja Unbegreiflichste bei allen diesen unförmlichen Hutformen ist, dafs sie durch die tief bis zur Schulter auf beiden Seiten herabhängenden Schirmdecken oder Blenden Allen, die zur Seite stehen oder gehen, den Blick auf die reizenden Hutträgerinnen und ihre Gesichtszüge völlig versperren und so auf die sonderbarste Weise von der Welt recht im Sinne der Hahnemann'schen Methode homöopathisch wirken, indem, was Eroberung und dadurch Herzweh und Augenweh aller Art bewirken soll, gerade alle Eroberungsanschläge vernichtet und der so behuteten Schönen die Bufse, nicht gesehen zu werden, wenigstens zur Hälfte auflegt. Da müssen wir doch dem Modehut, den die Weimarische Dame auf der zwölften Kupfertafel des dortigen Journals trägt, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs man dabei den ganzen Contour des niedlichen Kopfes sehen kann, indem nur das Hinterhaupt und die Stirn davon etwas überschattet wird. Aber das ist auch ein aus antiker Form hervorgegangener Hauptschmuck; denn man fasse ihn nur recht in's Auge und vergleiche damit irgend einen antiken Minervenkopf, als z. B. den herrlichen aus der Villa Albani, wie er eben meisterhaft lithographirt im befsten jetzt vorhandenen antiquarischen Bilderbuche vor uns liegt*), und sehe, wie das in die Höhe gezogene Visir des Helmes herabgeklappt werden kann! So ist also dieses Modehütchen, schon durch seine kleine und bescheidene Dimension sehr empfehlbar, in gerader Linie ein Urenkelchen des Minervenhelms, wie ihn der Vater aller Ideale, der glatzköpfige Phidias, einst seiner Burggöttin auf's Haupt setzte, und in so fern auch wahrhaft geschmackvoll. Nur den gewaltigen Bandflügeln, womit er nach jetziger Mode unter dem Kinne zusammengeknüpft ist, möchte man eine Kriegserklärung machen. Begreifen denn die schönen Hutunterbinderinnen nicht, dafs die erste Erfinderin dieses unzierlichen Ueberflusses am lieblichen Schwanenhalse eine gewisse unförmliche Schwellung, die vordem die Könige von England (als King's evil),

*) Bilder des griechischen Alterthums v. Prof. Horner in Zürich IV—VI. Heft (1824 in 4.) Taf. XXVI., ein allen Liebhaberinnen des Schönen zu empfehlendes Buch zur beschaulichen Alterthumskunde.

durch Berührung heilten, kurz einen Kropf, hatte und diesen durch solches Unterbinden nur zu verdecken suchte?

Was sollen wir nun aber gar erst zu der Erscheinung auf dem Modenkupfer Tafel XXII, im Wiener Modenjournale sagen! Ein schüssel- oder napfrunder Basthut deckt den allerliebsten Mimilikopf. Daran hängt nun von allen Seiten, völlig wie von der Stange der türkischen Roſsschweife oder von den Stengeln gewisser Disteln oder der Papyrusstaude, eine haarartige, fadenförmige Umbuschung herab, und das Ding heiſst — eine Pleureuse. So war also das zierliche Mädchen da auf einmal zu einer wandelnden Thränenweide geworden! Wir erinnern uns, in Cook's Reisen dergleichen wirre Kopfbedeckung aus den Fasern der Kokospalme bei den Neuseeländerinnen gesehen zu haben, und erwarten nun mit Sehnsucht, daſs sich die reizende Donaunymphe auch nächstens im tätowirten Naturzustande sehen lassen werde.

Damit man mich aber nur nicht miſsverstehe! Gegen den Sonnenbrand schützten sich auch Griechinnen und Römerinnen nicht nur durch die zierlichsten Umbrellas und Sonnenschirme, welchen wir auf antiken Vasengemälden gar oft und immer in der anmuthigsten Gestaltung begegnen, sondern auch durch wirkliche Sonnenhüte, deren Kopfdeckel mit einem sehr weit hervorstehenden Rande, aber ohne alles Gefieder, alle Bandeinfassung und andere Zuthat, vollkommen zweckmäſsig war, nur nicht zum Putze diente, sondern die Ländlichkeit und das Reisen bezeichnete. Und so erkläre ich mich wieder da, wo die ländliche Tracht, besonders auf Reisen, beabsichtigt wird, ganz unbedingt für dergleichen Hüte und erinnere mich mit Vergnügen, wie einer, von den Grazien selbst geschmückten Schauspielerin auf unserer Bühne dieser Hut, wenn sie ihn als Margarethe in dem Hagestolzen oder als die Waise von Genf trägt, bei aller Einfachheit zum wahren Schmuck dient. Es sei mir übrigens erlaubt, mich zur nöthigen Beweisführung an eine Stelle in des griechischen Bukolikers Theokrit fünfzehnter Idylle zu erinnern. Syracusanische Frauen gehen in Alexandrien zum Festgepränge und Katafalk des Adonis, den Ptolemäus errichten lieſs. Da ruft die Eine, Praxinoa, ihrer Dienerin zu, ehe sie das Haus verläſst:

Rasch mir den Mantel gereicht und setze den schattenden Hut auch
Ordentlich *). —

Doch schon längst sehe ich Ihre mit ganz anderen Gedanken beschäftigten huldbegabten Leserinnen bei meiner schwerfälligen Abhandlung die Mundfalten in solche Winkel ziehen, daſs hieraus

*) Nach J. H. Voſs in den griechischen Bukolikern. S. 136.

entweder die Miene des Momus, Spott, oder des Somnus, Gähnen, ganz gewiſs zur Welt kommt. Es ist also volle und gerechte Zeit, wenigstens für dieſsmal meiner antiquarischen Plauderei Zaum und Gebiſs in's Maul zu legen. Von Ihrer Einsicht, von Ihrem Tacte, da Sie längst allen Schönen an den Puls gefühlt haben, mein hochgeehrter Herr Herausgeber, mag es abhängen, ob ich mit meiner Musterung fortfahren soll.

VIII.

Ueber die Stelzenschuhe der alten Griechinnen.

Aber trugen denn die schönen Landsmänninnen des Anakreon und Platon gerade auch nur so platte Chaussüren, als jetzt die geschnürten Sandalen der Neugriechinnen in dem Rosengarten (vorher Garten von Idalie und noch früher Park Mousseau genannt), oder zu Tivoli, oder im Palais Egalité wirklich tragen? Wufsten jene Theotinen und Musarions nichts von den häfslichen Galensen ihrer ausgearteten Urenkeltöchter im heutigen Constan*tinopel*, wie sie uns ein Augenzeuge im zwölften Stücke des Modenjournals von 1799. beschrieb und besang?

So höre ich manche unserer schönen Leserinnen auf Veranlassung des eben angeführten Aufsatzes in dieser Zeitschrift fragen, und säume nicht, ihnen getreulich wieder zu erzählen, was mir auf mein Befragen ein altes bestäubtes Orakelbuch verrieth. Sie, meine Schönen, hätten gewifs nicht den Muth gehabt, jenen an allen vier Ecken mit metallenen Buckeln wohlverpanzerten, gewaltigen Folianten, aus welchem ohne Mühe eine ganze Mefslieferung von Jahrbüchern und Almanachs im neuesten niedlichsten Taschenformat ausgemünzt werden könnte, auch nur aus der Ecke jenes massiven Bibliothekschranks mit ihren zarten Händen hervor zu heben. Ich habe noch mehr gethan und, Ihnen zu gefallen, noch ein ganzes Dutzend anderer eben so unförmlicher Papiercolossen, worauf mich jenes Orakel verwies, in ihrer wohlerworbenen Ruhe gestört, um Ihnen jene Frage ihrer Wichtigkeit gemäfs so gründlich als möglich zu beantworten. Und für alle diese Mühwaltung nur so viel Geduld, als erforderlich ist, um das Geschichtchen sich erzählen zu lassen, welches ich in jenem ersten dickbeleibten Folianten fand *).

*) Sebastian de Covarruvias (Königs Philipp's III. Hofprediger und Canonicus zu Cuenza) in seinem Tesoro de la lengua Castellana ò Espannola s. v. Pantoflo. Vergl. Otho Sperling, de crepidis veterum p. 967. Thes. Gronov. T. IX.

„Einst hielten die Männer Rath unter einander, wie es anzufangen sei, dafs sie ihren Frauen und Töchtern das Herumlaufen abgewöhnten, womit sie, aller Häuslichkeit zum Trotz, so Tag als Nacht behaftet wären. Da trat ein listiger Graukopf auf und meinte, man müsse ihnen Schuhe geben, mit so dicken und schweren Sohlen, dafs sie sie kaum erschleppen könnten; um ihnen die Hinterlist zu verbergen, dürfe man nur sagen, dafs sie durch diese hohen Schuhe den Männern an Gröfse gleich würden und sich dann künftig nicht mehr auf die Fufszehen stellen dürften, wenn sie ihren Liebhabern einen Kufs reichen wollten. Der Rath gefiel. Die Frauen ergriffen den Vorschlag mit Vergnügen, da er ihrer Majestät eine Spanne und ihrer Herrschaft über die Männer — so wähnten sie — einen Fufsschemel untersetzte. Aber die Männer erreichten keineswegs ihre Absicht dabei und wurden, wie allezeit, wenn sie es mit den Weibern an Mutterwitz aufnehmen wollten, jämmerlich überlistet. Lafst uns in den Wald gehen, sagte die Erfahrenste unter ihnen, um zu sehen, welches Holz das leichteste dazu sei! Und sie gingen und fanden die Korkeiche und schälten sie und legten sie unter ihre Sohlen. Seitdem stolziren die Frauen noch üppiger und ausgelassener einher als vordem. Sie dünken sich eben so grofs zu sein als die Männer und achten auch des Regens und schlechten Wetters nicht mehr, da die Korksohle ihre Füfse stets trocken erhält."

Wo glauben sie nun, meine schönen Leserinnen, dafs dieses Geschichtchen sich zugetragen hat? Gewifs nicht im heutigen Paris. Denn da wünscht ja Mercier, *) der seltsame Murrkopf, aus Erbarmen über die kothbespritzten neumodischen Plattfüfse **) die Chaussure unserer Grofsmütter zurück. Dort haben der allwaltenden Mode Machtgebot und das schaffende Künstlerauge des Schauspielers Talma, als er die reizende Tausendkünstlerin Lange ***) zum ersten Mal als Galatee in griechischer Nackt-

*) Nouveau Paris ch. 94. T. III. p. 169 : Mon oeil ne peut guères s'accoutumer à les voir marcher sans précaution et quoique retroussées jusqu' à mi-jambe, se crotter encore plus que les hommes. Dans ma jeunesse les femmes marchaient sur le bout du pied, et l'étoffe de leurs souliers était intacte; l'humidité ne passait pas la semelle.

**) Man erlaube mir dieses Wort nach dem Holländischen plaatvooden zu bilden.

***) Bekanntlich fing sich die Mode des Nackenden bei den Pariser Frauen gerade mit dem eigentlichen Schreckenssystem im Jahr 1793 an. Man giebt den berühmten Maler David gewöhnlich als einen Haupterfinder dieser artistischen Griechheit an. Nach einer geheimen Anecdote in den Annalen der Mode war es aber eigentlich der Schauspieler Talma, der nach David's Rathschlägen das

heit costumirte, allen Absatzschuhen auf immer den Abschied gegeben und durch Einführung der Sandalen eine schnellere und dauerhaftere Revolution an den Füfsen der europäischen Schönen bewirkt, als der gelehrte Peter Camper in Holland durch seine anatomisch-modistische Abhandlung über den Schuh je hervorzubringen vermochte.

Ein guter Freund, dem ich dieses Mährchen erzählte, wollte es geradezu für eine rabinische Legende erklären und glaubte, es könnte wohl gar schon aus dem Kasten Noah's mit hervorgekrochen sein. Wenigstens, meinte er, sei der Trieb, es den Männern an Allem, auch an Körpergröfse, zuvorzuthun, noch weit hinter den ältesten Amazonen zu suchen und vielleicht eben so alt und patriarchalisch, als der berühmte Benedict Balduinus die Erfindung der Schuhe selbst zu machen suche *).

Mir thut es im Ernste leid, von den holdseligen Griechinnen und Römerinnen, für welche ich übrigens aus leicht begreiflichen Ursachen eine ungemein zärtliche Vorliebe empfinde, den Verdacht nicht ganz abwälzen zu können **), dafs auch sie von diesem bö-

---

Costume der Schauspielerinnen zuerst ummodelte, nachdem die früheren Versuche einer Hippolyte Clairon (s. Mémoires de Clairon T. I. p. 124.) nicht gelungen waren. Er bat sich's aus, die damals schon Alles bezaubernde Mlle. Lange (nun als Mad. Simon bekannt und noch ganz neuerlich durch eine im Salon d'exposition von Girodet ausgestellte Carrikatur als Danae berühmt) als Galatee in griechischem Geschmack costumiren zu dürfen. Sie gestattete es, und als der Vorhang aufflog, brachte der Anblick der so transparenten und leicht costumirten Schönheit, die man wie gewöhnlich im Reifrock erwartet hatte, wie durch einen electrischen Schlag in einem Moment alle Lorgnetten und Operngucker im Theater Français an die Augen, und ein frohes Murmeln durchlief die Reihe. Dieser Lange und der berühmten Tallien hat eigentlich das jetzige weibliche Europa seinen Hellenismus zu danken.

*) Bekanntlich hat dieser gelehrte Polyhistor zu Ehren der Schusterpfrieme seines Vaters eine grundgelehrte Abhandlung über die Schuhe der Alten geschrieben, wo er gleich von vorn (cap. 1. p. 6 ff. Lips.) beweist, dafs Adam der erste Schuster gewesen sei, weil er die Folgen seines Apfelbisses, die Disteln und Dornen der fluchbeladenen Erde, mit blosen Füfsen nicht länger ertragen konnte.

**) Denn wozu wird alles Läugnen helfen, da selbst das Orakel aller Putzhändlerinnen und Modisten in Paris (wovon Bast nichts wissen will), der junge Anacharsis, diesen Unfug schon an den Atheniensischen Damen bemerkte, Voyage du jeun. Anach. ch. 20. T. II. p. 353. Vergleiche Fea zu Winckelmann, Storia delle Arti. T. I. d. 426. B.

sen Hoffartsteufel, ihrer Länge eine Spanne zuzusetzen, besessen und mit den hohen Korkpantoffeln und Stelzschuhen in einem engen Bündnisse gewesen sind. Doch möchten die hochtrabenden Galensen der Neugriechinnen immer in einigen sehr wesentlichen Punkten von den künstlichen Erhöhungsmitteln der Altgriechinnen verschieden sein.

Ohne in des heillosen Lästerers der griechischen Damen, des Canonicus de Pauw zu Xanten, üble Nachreden, wofür ihm auch noch ganz neuerlich die Parcen den Lebensfaden abgeschnitten haben, auch nur von ferne einstimmen zu wollen *), läfst sich doch gar nicht in Abrede stellen, dafs es auch unter den Griechinnen nicht lauter Junonische Prachtgestalten und schlanke Dianen-Figuren gegeben habe. Es gab auch unter ihnen, wie unter uns, viele kleine und unansehnliche Gestalten, die man denn wohl, um sie zu trösten, niedliche Püppchen und Pfeffermünzplätzchen nannte **). Der grofse Erfahrungssatz in der Geschichte der menschlichen Erfindungen, dafs in verschiedenen Zeiten und Ländern die Menschen unter einerlei Bedürfnissen auch einerlei Hilfsmittel und Künste erfanden, und also dieselbe Sache wohl zehnmal erfunden sein kann, leidet also auch hier seine volle Anwendung. Psycharion, in deren kleinem Körper die grofse Seele sich nach oben und unten Platz zu machen und ihre Flügelspitzen auszuspreizen strebt, ersetzt durch Genie, was die Natur verweigert hatte, und schreitet auf fingerdicken Korkpantoffeln einher.

In einer Galerie berühmter Hetären, die wir noch in den Tischreden des Athenäus aufgestellt finden ***), ist uns ein interessantes Bruchstück aus einem attischen Comödiendichter Alexis

*) Sie stehen in seinen paradoxenreichen Recherches sur les Grecs T. I. p. 191 ff. Wir wissen jetzt aus einer Nachricht, die Chardon de la Rochette im Magazin encyclopédique, An V. T. II. p. 525., wo Pauw's Tod angezeigt ist, gegeben hat, dafs Pauw die Materialien zu seinen Untersuchungen über die Griechen einem gewissen Maafs verdanke, der zu Cleve wohnte.

**) So schlage ich unterdessen vor, das tota merum sal in der berühmten Stelle des Lucrez IV. 1456 zu übersetzen, die allein hinreicht, die Duodezmensur vieler Weiblein bei den Alten unleugbar zu beurkunden. (Diese Stelle des Lucrez hat Molière im Misanthropen, Act. II. Sc. V. nachgeahmt; s. Cailhava, l'Art de la comédie T. II. p. 215 f. Uebrigens begreift man nicht, warum Böttiger die Stelle des Lucrez gerade so übersetzte, wie er es that. Lucrez sagt, dafs die Liebhaber, um ihre Geliebten wegen ihres kleinen Wuchses zu trösten, ihre Anmuth und ihren Geist rühmten. Bast.)

***) XIII. 3. p. 598. B. (und bei Clemens Alexandr. Paedag. III. p. 218. Bast.)

aufbewahrt worden, wodurch wir einen tiefen Blick in die damals üblichen Verschönerungskünste zu thun die volle Erlaubnifs haben. Da wird denn auch mit ganz deutlichen Worten der hohen Korksohlen gedacht. Doch vielleicht weifs es mir die Neugierde der Leserinnen, die jene Griechinnen gern an ihrer Toilette belauschen möchten, einigen Dank, wenn ich ihnen die ganze Stelle aus dieser wohlerhaltenen Atheniensischen Lästerchronik in der Verdeutschung eines unserer geschmackvollsten Kenner *) hier mittheile.

— sie denken nichts
Als Trug und List und Fallen aufzustellen.
Ist eine denn zu etwas Geld gekommen,
Zieht sie zu ihren Diensten Dirnen an,
Die sie in kurzer Frist so ausstaffirt,
So umgestaltet hat, dafs Niemand mehr
Ihr Angesicht und Wuchs und Sitten kennt.
Die eine war etwas zu klein. Man füttert
Mit Kork die Schuhe. Jene war zu grofs;
So trägt sie dünne Sohlen an den Füfsen
Und läfst den Kopf auf eine Seite hängen;
Diefs nimmt etwas von ihrer Länge weg.
Hat eine andre allzuschmale Hüften;
Man füttert sie mit einem Cul; sogleich
Zeigt sie den schönen Umrifs, der ihr fehlte,
Und wer sie sieht, bewundert jetzt die Fülle
Und Ründung ihrer Hüften. Jene hat
Den Unterleib zu stark; man schnürt ihr ihn,
Wie Komödianten thun, mit breiten Binden
Und steifen Stäben ein, die ihn zurück
In seine rechten Gränzen drängen müssen. **)

---

*) Jacobs, Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts in Athen, in Wieland's Attischem Museum B. II. Heft III. S. 149 f. (S. jetzt Jacobs, vermischte Schriften Th. 4. S. 226. ff. mit verbesserter Uebersetzung der Stelle des Alexis. Indem wir darauf die Leser verweisen, können wir einige Mittheilungen Bast's zu dieser Stelle aus den Pariser Handschriften des Athenaeus weglassen, zumal da diese durch Dindorf's Ausgabe ganz entbehrlich geworden sind. Anmerk. des Herausgebers.)

**) Da die Frauenrollen bei den Athenern von Männern gespielt wurden, so mufste man ganz natürlicher Weise zu künstlichen Busen seine Zuflucht nehmen, d. h. zu breiten Binden mit angesetzter Brust, die dem ganzen Körper ein weibliches Ansehen gaben. Die Hetären, von denen Alexis spricht, wendeten eine ziemlich ähnliche Art von Schnürleib an und machten ihn fester, indem sie darein kleine geradauslaufende Stäbe steckten, ὀρθὰ τοιαῦτα (arrectaria, wie sie der lateinische Uebersetzer nennt,) ὥσπερεὶ

Hat eine rothe Augenbrauen, hier
Hilft Kienrauch schwärzen. Ist sie schwarz, so giebt
Es Bleiweifs; ist sie allzublafs, Karmin. *)

Doch vielleicht war diefs blos Hetärensitte, und die sittsamen Weiber und Töchter der Athener waren frei von dieser Eitelkeit! Es thut mir leid, auch hier widersprechen zu müssen. Ischomachus, welchen Xenophon mit dem weisen Sokrates sehr erbauliche Haushaltungsdiscurse führen läfst, erzählt, wie er seiner Frau die Täuschung der griechischen Toilette abgewöhnt habe. „Sie schminkte sich," sagt er, „mit Bleiweifs und Krapp, um weifser und röther zu scheinen, als sie von Natur war, und trug hohe Schuhe, um höher auszusehen, als sie ist" **).

Aus diesen Stellen der Griechen wäre nun so viel deutlich, dafs auch im Alterthum kleine Frauen gern grofs sein wollten; und wer hat je daran gezweifelt? Allein daraus folgt immer noch nicht, dafs fingerdicke Korksohlen zur Erhöhung der Statur zu tragen, eben so allgemein gewesen sei als die Galensen bei den Neugriechinnen oder die Schuhe mit hohen Absätzen (Stöckeln) noch wenige Jahre vor der Verkündigung der allgemeinen Gleichheit bei allen modischen Damen in ganz Europa. Doch auch diefs würde sich bei einer genauen Untersuchung der griechischen Moden ohne alles Bedenken mit einer gewissen Einschränkung behaupten lassen. Nur dafs die Leserinnen dieser Monatsschrift leicht alles Andere eher als die Geduld haben möchten, mich in eine Schusterbude eines Atheniensischen oder Syracusanischen Lederschneiders (denn so nennt der Grieche seine Beschuhungsartisten) zu begleiten. Wir wissen ja, wie es dem armen

---

κοντούς. Grotius verändert mit Unrecht οἱ κωμικοὶ in αἱ κωμικαί. Uebrigens ist dieses Fragment des Alexis auch sehr merkwürdig für die Geschichte des weiblichen Putzes. Man sieht, dafs schon das Alterthum etwas kannte, das dem Mieder mit Fischbein und Blankscheit und den künstlichen Hüften unserer Damen ähnlich war. Bast.

*) Wenn also die Bürgerin Lisfrand à la Renommée im Palais Egalité bekannt macht, que l'on possède le talent d'égaliser les tailles contrefaites avec des coussins artistement arrangés, so hat sie das Recept dazu wahrscheinlich von B. Gail aus einer alten griechischen Handschrift in der Nationalbibliothek erhalten. Es gab, wie man aus diesem Bruchstücke sieht, schon im Ceramicus, dem Palais Egalité der alten Athener, so gut falsche Hüften, Schnürleiber, Schminkbüchschen, als im Pariser Palais Royal. Doch diefs hier nur im Vorbeigehen.

**) S. Xenophon's Oeconomicus c. 10. p. 55. de Bach. Vergl. Victorii Var. Lect. p. 254. ed. Lugd.

Shandy erging, als er die berüchtigte antiquarische Untersuchung wegen der Hosen seines noch ungeborenen Söhnleins anstellte und in seinem Rubenius ein Verzeichnifs ohne Ende von allen Schuhen fand *). Um solches Herzleid unseren Leserinnen zu ersparen, soll Alles so kurz als möglich abgethan werden.

Die zweiundzwanzig verschiedennamigen Frauenschuhe, die der tiefbelesene Grammatiker Julius Pollux in seinem Wörterbuche uns aufzählt, lassen sich in zwei Hauptklassen bringen, in solche, die den ganzen Fufs bis an die Knöchel bedeckten und die man im Allgemeinen Hohlschuhe nannte, und in solche, die nur eine Sohle hatten und den Oberfufs nur mit einzelnen Riemen überschlangen **). Diese letzteren zerfielen wieder in zwei Gattungen, wovon eine jede ihre besonderen Unterarten hatte. Entweder waren es ganz bequeme leichte Pantoffelsohlen, die ursprünglich nur in Zimmern und da, wo sich die Damen gegenseitig in ihren Häusern besuchten, angeschlürft wurden, und diese heifsen eigentlich Sandalen ***). Diese hatten nur eine dünne einfache

*) Life and Opinions of Tristram Shandy I. VI. ch. XIX.

**) S. Pollux VII. 84. In den neuen Costumeswerken, wie in Lens S. 26, ist Alles untereinander gemengt. Selbst Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst ist hier voll Irrthümer. Zu den, den ganzen Fufs bedeckenden gehörten die chaussures à la Persane (Persicae), wie aus mehreren Stellen des Aristophanes klar ist.

***) Buchstäblich übersetzt: kleine Bretchen. Sie wurden bei zunehmendem Luxus aufserordentlich kostbar. Daher sie Aelian, Var. Hist. I. 18., zu den Hauptartikeln des weiblichen Luxus zählt (mit Perizon's Anmerkung). So wie sich orientalische Damen noch jetzt ihre in Gold und Perlen gestickten Pantoffeln durch Sklaven nachtragen lassen, so hatten die vornehmen Frauen Pantoffelträgerinnen, sandaligerulas, und in einem Fragment des Menander bei'm Pollux VII. 87. X. 50. führt ein Weiberhasser sogar vergoldete Pantoffelfutterale (sandalothecas) an, in welchen diese Fufszierde von den Sklavinnen ihren Beherrscherinnen nachgetragen wurde. Bekanntlich hat ein berühmter Doctor der Theologie des vorigen Jahrhunderts, Volland, eine grundgelehrte Abhandlung über die, Sandalen nachtragenden Sklavenmädchen geschrieben. (Die griechischen und römischen Damen hatten keine Wagen zu ihrer Verfügung, sowie die unsrigen. Sie hatten daher bei'm Ausgehen Sandalenträgerinnen nöthig. Diese Sklavinnen gingen hinter ihren Herrinnen her, damit diese bei'm Eintreten in ein Haus ihre Pantoffeln wechseln konnten, d. h. diejenigen anlegen, die man im Innern der Häuser trug, und die von denen, welche man auf der Strafse trug, verschieden waren. So tragen noch jetzt viele Frauen, die keinen Wagen haben, ihre besseren Schuhe in ihrem Arbeitsbeutel, der also dann als sandalotheca dient. Bast.)

Sohle (wie die Pianelle der Italiener), und von ihnen kann also nicht die Rede sein. Oder es waren starke Sohlenschuhe zum Ausgehen auf der Strafse, Crepidae bei Männern und Frauen *). Diese wurden aber schon mit gröfserer Sorgfalt zusammengeschnürt und hatten unten doppelte, dreifache Sohlen von Leder, die dann bei den Männern zur gröfseren Dauer und Festigkeit mit derben Nägeln beschlagen wurden **). Bei den Weibern war diefs Alles zierlicher und leichter. Sie bedienten sich häufig der vielfachen Sohlen des Korks, und eine Art dieses Schuhwerks hatte wirklich vier Sohlen übereinander ***). Diese waren die eigentlichen Vergröfserungsschuhe der griechischen Damen und scheinen allerdings zu gewissen Zeiten eben so allgemein Mode gewesen zu sein, als solche Art der Beschuhung es auch noch heut zu Tage sein könnte.

Sie hiefsen tyrrhenische Schuhe in der Toilettensprache der alten Welt und sind unter Anderem dadurch berühmt, dafs Phidias seine colossale Minerva auf der Burg zu Athen mit solchen Tyrrheniennes beschuht hatte. Tyrrhener waren den Griechen die Völkerschaft, welche die Römer Etrurier hiefsen, die Einwohner des heutigen Toscana. Nun wuchs von jeher an den Maremmen von Toscana und auch in mehreren Berggegenden dieses Landes die Korkeiche in grofsem Ueberflufs †), und so wird es

---

*) Schon der griechische Name Crepida bezeichnet ein Schuhwerk mit einer starken Sohle, die zur Basis, Grundfeste, dient. Diefs hat Otho Sperling, de crepidis, Thes. Gronov. T. IX. p. 971. sehr gut aus einander gesetzt. Vergl. n. teutsch. Mercur 1799. XI. 222.

**) Dazu hatte man eigene Klassen von Schustern, die man Nagel-einschläger nannte (ἡλοκόποι). Eine solche mit Nägeln angeschlagene Sohle heifst mit dem eigentlichen Wort Fulmenta. Es gehörte zu der Eleganz eines Stutzers, ja keine solche dicken Sohlen, mit Nägeln beschlagen, zu tragen. Man sehe die gelehrte Anmerkung des Casaubonus zu Theophrast 8. 58—60. ed. Fisch. Die ganze Armee des Antiochus trug Schuhe, mit massiven goldenen Nägeln beschlagen. Valer. Max. IX. I. 14. Vergleiche zu Aelian, V. H. IX. 3.

***) S. Pollux IV. 92. und die Erklärer zu Hesychius T. II. c. 1436, 16. Ich glaube nämlich, dafs die vier fingerdicken Schuhsohlen als Korktafeln (κάττυμα ξύλινον) vierfach übereinander gelegt und zusammengefügt gewesen. Vergl. Winckelmann, Storia delle Arti, T. I. p. 426. ed. Fea.

†) S. Targione Tozzetti, Rilazioni d'alcuni viaggi, fatti in diverse parti della Tosc. T. IV. p. 234. Darum mufs auch bei'm Theophrast, Hist. Plant. III, 16 p. 234. 96. Stap. die alte Lesart Tyrrhenien nicht, wie Stapel und neuerlich auch Beckmann, Geschichte der Erfindungen II. 475., aus einem botanischen

denn erklärbar, wie jene viersohligen hohen Schuhe vorzugsweise die Benennung der tyrrhenischen erhielten. Die Schauspieldecorateurs zu Athen, besonders der eigentliche Vater des Tragödienprunks, Aeschylus, machten von diesen tyrrhenischen Korkschuhen für die Ausstaffirung ihrer Heroenfiguren Gebrauch und liefsen die Schauspieler, die in solchen Heldenrollen aufschreiten sollten, gleichfalls auf solchen Korkpiedestalen einhertreten, die nun mit einem aus Creta entlehnten Eigennamen Cothurnen genannt wurden *). Noch zählt man an der tragischen Muse auf einem Sarkophag im Capitolinischen Museum zu Rom, die mit solchen Cothurnen beschuht ist, mehrere Riefen zur Bezeichnung der vielfach übereinander gelegten Korksohlen **). Nun nannte man wohl auch die hohen Frauenzimmerschuhe aufserhalb der Theater Cothurnen.

Wir finden z. B. diese Benennung in den Satiren des Juvenal gebraucht, wo er uns eine Römerin schildert, welche die Natur nur sehr stiefmütterlich in ihrem Wuchse ausgestattet hatte. Sie verbessert diese Ungerechtigkeit der Natur auf einem doppelten Wege, nach oben zu mit einem gewaltig hochgethürmten Lockenbau und Haaraufsatz, nach unten mit Stelzschuhen. Ent-

---

Grunde behaupten, in Pyrrhenien oder das Land der Pyrenäen verwandelt werden.

*) Der Cothurn war von den eigentlichen Schuhen darin unterschieden, dafs er den ganzen Oberfufs bedeckte und also auch, wie unsere gewöhnlichen Schuhe, für beide Füfse pafste, wefswegen auch Menschen, die in alle Sattel gerecht sind, die wir Wetterhähne, girouettes, nennen, bei den Alten Cothurnen genannt wurden, (s. Morus, Examen quorundam locorum Xenophontis Hellenicorum p. XXXI. ff.) wogegen die tyrrhenischen Sohlenschuhe über die Zehen und Obertheile des Fufses nur mit einzelnen vergoldeten Riemen geschnürt wurden. Da indessen beiderlei Schuhwerk in den hohen Sohlen übereinkam, so wurden in der Folge auch die Namen verwechselt.

**) Der Zeichner des Museum Capitolinum (T. IV. tav. 26.) hat den Cothurn der Melpomene geradezu weggelassen, der auf dem Sarkophag selbst von einer wirklich enormen Gröfse ist, wo man übrigens keine Riefen zur Bezeichnung der übereinandergelegten Korksohlen bemerkt. Sehr gut aber sind sie an der Melpomene ausgedrückt, die sich im Apollo-Saale nr. 153. befindet. S. Visconti, Notice de la galérie des antiques du Musée central des arts p. 88. und 32. Man unterscheidet ihrer fünf, d. h. vier Riefen, die fünf auf einandergelegte Sohlen bezeichnen. Die Höhe des Cothurn ist eines der Hauptmerkmale, die Visconti bestimmten, die tragische Muse in dieser Statue zu erkennen, welche bis jetzt die Mehrzahl der Archäologen die Juno vom Capitol nannte. Bast. 1801.

kleidet von allen diesen Aufsenwerken, schwindet sie gewaltig zusammen,

— und kürzer erscheint sie
Als ein pygmäisches Mädchen von keinen Cothurnen getragen,
Und erhebt sich zum Kuſs mit hochanstrebenden Fuſszeh'n *).

Um nur noch einen Rückblick auf unsere hochbeschuhten Griechinnen zu thun, so wuſste sich dieser Mode einst der Tyrann von Syracus Dionysius auf eine ganz eigene Weise zur Beschimpfung und Verspottung der Lokreusischen Jungfrauen zu bedienen. Nicht zufrieden, so erzählt uns ein alter Länderbeschreiber **), das Recht der ersten Nacht bei allen Lokrensischen Bräuten aufs Strengste geltend zu machen, lieſs er die Mädchen von Lokri bis auf Unterröckchen entblöst bei Trinkgelagen auftreten und Tauben ausfliegen, welche nun von den armen Jüngferchen unter allerlei possirlichen Sprüngen zwischen den angehangenen Teppichen gehascht werden muſsten. Auch lieſs er einige von ihnen Sandalenschuhe, die über den Fuſszehen keine Bänder hatten, und wovon der eine sehr hoch, der andere ganz niedrig war, anziehen und sie so nach den Tauben herum laufen, um des lächerlichen Wackelganges willen. Offenbar ist in dieser echt sultanischen Laune, wofür die Töchter des Tyrannen in der Folge fürchterlich büſsen muſsten, zum Theil von solchen tyrrhenischen Korkschuhen die Rede.

Und wenn die Mode nur nicht zur lächerlichen Uebertreibung ausartete, so war sie gewiſs dadurch, daſs sie die Fuſssohlen in nasser Witterung stets trocken erhielt ***), unendlich vernünftiger als unsere platten Modeschuhe von dünnen Pappendeckelsohlen. Ueberhaupt folgten die Alten auch in der Beschuhung weit richtiger dem, was die Natur für den freien Gebrauch der Füſse und die angemessene Entwickelung jedes Gliedes vorschreibt, und das, was

*) S. Juvenal VI. 506.

**) Strabo VI. p. 398. A. ed. Almel. erzählt die Sache nur als Epitomator. Ich habe diesen Auftritt mit einigen zum Verständniſs nöthigen Erklärungen und Verbesserungen des Textes erzählt. Denn um dieſs nur im Vorbeigehen für die Wenigen anzuführen, die auch dieſs interessiren könnte, muſs statt γυρεύειν, das dort in allen Ausgaben, selbst in der neuesten von Siebenkees T. II. p 233., steht, ἀγρεύειν und statt des ganz unverständlichen μεταδιώκειν ἔφασαν gelesen werden μεταδιώκειν φάσσας (s. Beckmann zu Antig. Mirab. p. 74.). Von den Schuhen wird erzählt, sie wären ohne Querriemen über die Zehen (ἄζυγα) gewesen. Hierüber kann Pollux VII. 81. mit der von Jungermann angeführten Stelle des Aristophanes Lysistrat. 418. verglichen werden.

***) S. Plinius XVI. 8. s. 13.

man jetzt in Paris und London *) als ein Raffinement der Bequemlichkeit ansicht, dafs jedem Fufse ein nur ihm passender Schuh angemessen werde, war bei den Griechen und Römern allgemeine Forderung oder Voraussetzung, von welcher sie nur in seltenen Fällen abwichen.

Merkwürdig bleibt es, dafs diese Mode der hohen Korksohlen im oberen Italien und auch in Spanien bis auf die neueren Zeiten fortgepflanzt, ja bis zu ungeheueren Stelzen übertrieben worden ist. In dem Kleiderbuche, welches unter dem Na-

---

*) Böttiger sagt: in Paris und London. Was London anbetrifft, so stehe ich nicht für die Genauigkeit dieser Bemerkung. Aber in Bezug auf Paris weifs ich, dafs die Schuhmacher nach der Mode seit mehreren Jahren die Gewohnheit haben, die Schuhe für jeden einzelnen Fufs zu machen. Indefs giebt es einige, die, ohne die Form zu ändern, sich damit begnügen, den rechten und linken Schuh zu numeriren.

Die scharfsinnige Bemerkung Böttiger's über die Fufsbekleidung bei den Alten ist unter Anderem durch die sprichwörtliche Redensart εὐμεταβολώτερος κοθόρνου, versatilior cothurno, unterstützt, die Aristaenetus (I. 28, 16. ed. Abr.) anwendet, indem er von einer Hetäre spricht, deren Laune jeden Augenblick sich ändert. Vergl. J. Chr. Wolf zu den Briefen des Libanius p. 545. Ein Schuh, der auf beide Füfse passen konnte, war in der frühesten Zeit etwas so Aufserordentliches, dafs er sprichwörtlich wurde. Man sagte von einem unbeständigen Menschen, dafs er veränderlich wie ein Cothurn wäre. Die griechischen Parömiographen, so wie die Scholien sind über die richtige Erklärung des Ursprungs dieser Redensart einig. Die noch nicht herausgegebene Sammlung von Sprichwörtern, die sich unter den griechischen Handschriften der königlichen Bibliothek nr. 1773. findet, sagt in demselben Sinne: Εὐμεταβολώτερος κοθόρνου, ἐπὶ τῶν συστρεφομένων συνεχῶς· ἡ παροιμία. κόθορνος γὰρ τὸ ἀμφοτέροις ποσὶν ἁρμόζον ὑπόδημα. Um sich aber vollständig von der Richtigkeit dieser Erklärung zu überzeugen, mufs man wissen, dafs die gewöhnliche Fufsbekleidung der Griechen auf jeden Fufs einzeln berechnet war, und dafs es demnach fast eben so unmöglich war, die Schuhe ebenso wie jetzt die Handschuhe zu wechseln. Man mufs auch bemerken, dafs Suidas in seinem Wörterbuche s. v. κόθορνος als Grund des Sprichwortes den Umstand anführt, dafs der Cothurn zur Fufsbekleidung der Männer und Frauen diente, ὅτι ὁ κόθορνος πρὸς τὰς ὑποδήσεις ἀνδράσι καὶ γυναιξὶν ἐφαρμόττει. Man findet heut zu Tage diese Erfindung natürlicher, weil eine Fufsbekleidung, die nicht auf beide Füfse pafst, sich schwer mit den jetzigen Ideen verträgt. Bast.

men des grofsen Titians in mancherlei Format und Ausschmückung vervielfältigt worden ist, befinden sich unter den italienischen und spanischen Frauentrachten mehrere Abbildungen mit ungeheuer hohen, durch allerlei Schnörkelwerk seltsam ausgezierten Schuhen der Art *). Am längsten erhielt sich diese Mode vielleicht in Spanien **), und da Spanien im sechszehnten Jahrhundert bekanntlich durch Moden und Hellebarden dem ganzen übrigen Europa Gesetze vorschrieb, so würde ein Geschichtschreiber dieser Stelzenschuhe, der seinen Gegenstand mit eben so viel Belesenheit zu erschöpfen wüfste, als Beckmann mit den poulaines oder Hackenschuhen gethan hat ***), diefs leicht durch alle übrigen Länder Europa's verfolgen können. Schwieriger dürfte die Frage zu entscheiden sein, ob das durch Alter und Ahnen in allen neueren Sprachen stiftsfähige Wort Pantoffel eben diesen Korksohlen seinen Ursprung, wie von jeher die gelehrtesten Sprachforscher behaupteten, wirklich zu verdanken habe †).

---

*) Habiti antichi, overo Raccolta di figure, delineate dal Gran Titiano (Venet. 1664, in 8.), wo p. 97. ein Venetianisches Freudenmädchen mit gewaltigen Stelzen einherschreitet (die daraus auch Balduin p. 136. abgebildet hat), p. 187. die Ischieserin, p. 217. die spanische Matrone, p. 229. die Dame aus Gallizien.

**) So finde ich z. B. in des Formschneiders Weigel Trachtenbuch (Nürnberg 1577. Fol. mit illuminirten Holzschnitten) n. CLX. die Concubine eines spanischen Pfaffen mit einer Beschuhung von acht bunten Sohlen übereinander mit den Versen zur Unterschrift:

In Spanien eines Priesters Weib
Ist also kleid an ihrem Leib,
Wann sie geht in ihre Andacht,
Und acht sich kein andere Tracht.

Andere Beispiele aus Motteville und der d'Aulnoy Briefen führt Meiners an, Geschichte des weiblichen Geschlechts Th. III. S. 51.

***) Vorrath kleiner Bemerkungen über mancherlei gelehrte Gegenstände. S. 41—52.

†) Die Geschichte des Pantoffels wäre vielleicht so interessant als die der Alongeperücken und des Hutes. Um Homer's Vaterland stritten sich nur sieben Städte. Um das Vaterland des Pantoffels dagegen stritten sich gar sieben Sprachen, besonders die griechische, italienische und teutsche Sprache. Janus Lascaris, jener gelehrte Grieche und Günstling der Medicäer im 15ten Jahrhundert, eignete zuerst den Pantoffel seinen Griechen zu, indem er sagte, Pantoffel heifse so viel als ganz Kork, παντο-φέλλος, und brachte fast alle Philologen des 16ten Jahrhunderts auf seine Seite. Menage in seinem dictionnaire etymol. s. v. wollte es lieber aus

Entweder aus Italien *) oder von den kaukasischen und circassischen Schönheiten **) haben die heutigen Griechinnen zu Constantinopel wahrscheinlich ihre Galensen erhalten. Auf den Inseln des Archipelagus, in Smirna, in Thessalonich scheint diese Stelzfufsmode entweder schon längst abgekommen oder nie gewöhnlich gewesen zu sein. Der sorgfältige Tournefort bemerkte zu Anfang dieses Jahrhunderts nichts davon. Aber auch der neueste Reisebeschreiber für jene Gegenden, Dallaway, übergeht diese Sitte gänzlich mit Stillschweigen ***). Auf jeden Fall sind die vielbesprochenen Galensen der Neugriechinnen zu Constantinopel bei Weitem noch nicht so übertrieben und lächerlich als die Stelzenschuhe der italienischen Frauen im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, von welchen ein berühmter Schriftsteller jener Zeiten, Julius Cäsar Scaliger, als ein Bonmot seines Vaters, die Bemerkung zu erzählen pflegte, dafs die Männer nur mit der Hälfte ihrer Frauen vorlieb nehmen müfsten, wenn diese sich Abends vor Schlafengehen entschuht hätten †). Eine alte Venetianerin da-

teutscher Quelle ableiten. Otho Sperling witterte ihren Ursprung bei den Westgothen, worüber der berühmte Olaf Rudbeck, Specim. linguae Gothicae p. 84—95. das Weitere vernehmen läfst. Wer Lust hat, noch tiefer vorzudringen, findet volle Befriedigung bei Stosch, kritische Anmerk. über die gleichbedeutenden Wörter der teutschen Sprache S. 416. f. und bei Adelung, der diesen wichtigen Streit weislich gar nicht entscheidet.

*) In Titian's Trachtenbuch steht p. 333. eine Macedonierin mit Galensen. Da wäre der Weg über Dalmatien leicht gefunden.

**) Im Orient waren die hohen Schuhe stets gewöhnlich. So erscheint der berühmte Ketzer Manes in einer Erzählung seines Streites mit Archelaus bei Zacagni, Collect. Monum. Vit. Ecclesiast. T. I. p. 23.: Habebat calceamenti genus quod quadrisole (Cod. Bobicur. trisole) vulgo appellari solet. Eine tscherkassische Fürstentochter, die Pallas in seinen Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs Th. I. S. 381. beschrieben und abgebildet hat Taf. 18., trägt eben solche Stelzenschuhe, wie die Griechinnen.

***) Dallaway spricht bei Gelegenheit der Sciotinnen weitläufig von ihrem unförmlichen Putz, worin sie ganz von ihren geschmackvollen Aelternmüttern ausgeartet wären. Doch setzt er hinzu: The art of the veil, the ceinture and the sandales afford us occasionally some slight glimpse of that exquisite grace which pervades the drapery of ancient sculpture. Constantinople ancient and modern Ch. 20. p. 282.

†) S. Scaliger's Poetik. I, 13. p. 31. Vergl. Gangräus zu Juvenal VI, 506.

maliger Zeit konnte, auf solche Stelzen gestellt, sich auf keine Weise durch eigene Kraft auf der Strafse einherbewegen, sondern sie hatte rechts und links zwei dienende Dirnen, auf welche sie sich, wie der Homerische Vulcan auf seine Krückenmädchen, stützte *), und so wie unsere Theaterheldinnen nach einer Operohnmacht, durch fremde Füfse getragen, davon schlich.

Erklärung der hierher gehörigen Kupfertafel III.

Da diese ganze gelehrte Untersuchung, ohne der sinnlichen Beschauung unserer Leserinnen zu Hilfe zu kommen, doch nur vergeblich und in den blauen Himmel hinein angestellt sein würde, so sind zu ihrer gröfseren Ergötzlichkeit die sämmtlichen Schuhmoden, von welchen in obiger Abhandlung die Rede gewesen ist, auf einer besonderen Kupfertafel (Taf. III.) vorgestellt worden.

Fig. 1. ist die Galense der Constantinopolitanischen Griechin, welche mit den Stelzenschuhen der schönen Tscherkasserin Fig. 2., so wie sie in Pallas neuen Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs Th. 1. Taf. XVIII. abgebildet wird, zu vergleichen.

Fig. 3. und 4. sind die Stelzenschuhe der Venetianerinnen aus dem 15ten und 16ten Jahrhunderte, so wie sie in den Habiti antichi von Titian S. 97 ff. und daraus in Baudouin's antiquarischem Werke von den Schuhen der Alten S. 136. vorgestellt werden.

Fig. 5. ist der Cothurn der tragischen Muse auf einem Relief im Capitolinischen Museum nach dem Kupfer im Museo Pio-Clementino Tom. I. Tab. A. — Fig. 6. ist der Cothurn eines tragischen Schauspielers von einem Relief in der Villa Pamfili bei Winckelmann, Monumenti antichi inediti n. 189. Vergleiche hiermit eine äufserst interessante Abbildung eines tragischen Cothurns bei Buonarotti, osservaz. sopra antichi medaglioni p. 447. — Fig. 7. ist der Cothurn der sogenannten Juno vom Capitol; s. oben.

Um die Vergleichung in den sonderbaren Schuhmoden noch mehr zu befördern, sind auf der untersten Reihe die Füfse einer chinesischen Schönheit aus Staunton's neuer Reisebeschreibung (Historical Account of the Embassy to the Emperor of China p.212. nach der kleinen Stockdälischen Ausgabe) auf der 8ten Figur neben den Sandalenschuhen einer Pariserin vom neuesten Schnitt Fig. 9. zusammengestellt worden.

---

*) S. Baudouin, de calceis c. 14. p. 135., wo er als Augenzeuge spricht und versichert, die Venetianerinnen hätten Stelzenschuhe getragen, die volle 3 Fufs Höhe gemessen hätten.

Nachtrag von F. J. Bast.

Vorstehende Abhandlung war durch einen Correspondenzartikel aus Constantinopel im Modejournal 1799. December S. 612. veranlafst worden, dessen Verfasser nach Vergleichung einiger anderen Frauensitten des alten und neuen Griechenlands so fortfährt:

„Vermuthlich bemerkte mehr als ein Reisebeschreiber, dafs die Griechinnen, so oft sie in ihrem Staate erscheinen, auf einer Art von Stelzen einhergehen, die etwa eine Spanne hoch die Form von Holzschuhen mit zwei Spannen hohen Absätzen vorn und hinten haben. Sie heifsen auf Neugriechisch Galenses und werden in der hiesigen Frankensprache gewöhnlich, wie wohl uneigentlich, Galoches genannt*). Sie dienen, wie die Trägerinnen versichern, dazu, die langen Kleider vor dem Staube zu bewahren, was aber hier, wo es so wenig Staub giebt, nur ein leerer Vorwand ist. Der nächste Vortheil, den die hiesigen Mädchen und Frauen in dieser Mode finden, besteht darin, dafs sie sich ein gröfseres und edleres Ansehen dadurch verschaffen. Allein diese Täuschung dauert nur so lange, als sie sich im Stande der Ruhe befinden. Die Grazie des Ganges geht dadurch gänzlich verloren, und dazu machen sie ein beständiges Klip-klap, Klip-klap! Mir ist diefs nur in so weit angenehm, als mir diese Charfreitagsklappern, wenn ich an meinem grünen Jalousiefenster sitze, immer mit Gewifsheit verkündigen, dafs Griechinnen vorbeigehen, die mir noch immer durch die Neuheit ihrer reizenden Tracht einige Augenblicke rauben, die ich mit ihrer Betrachtung zubringe.

Doch ich bin fast von meiner Frage abgekommen. Hier ist sie. Kannten schon die alten Griechinnen solche Fufserhöhungen, oder haben

*) Die Benennung Galochen scheint mir doch etymologisch sehr richtig und passend zu sein, man mufs dabei nur nicht an die Bedeutung von blosen Ueberschuhen denken, wie wir das Wort gewöhnlich brauchen. Man leitet dieses Wort falsch von gallicus, also soviel als gallica solea, ab; es ist vielmehr ein Wort der mittleren Gräcität καλόξιον und verwandt mit dem auch bei lateinischen Schriftstellern vorkommenden calopodion, d. h. Holzschuh. Mithin bedeutet es ganz eigentlich Holzschuhe mit hohen Absätzen, wie es auch noch in den südlichen Provinzen Frankreichs gebraucht wird. Man vergl. Menage, Dictionnaire Etymolog. s. v. Die Engländerinnen aus den gemeinen Ständen, die viel auf der Strafse laufen müssen, haben diese Galochen nun in Stahl verwandelt und nennen sie Pattens. Von ihnen ist im ersten Jahrgange dieses Journals schon eine Abbildung gegeben worden, die zugleich zur Erklärung dieser Galensen dienen kann.

(Böttiger).

erst die späteren Helleninnen diesen Schmuck von den Morgenländern erborgt? Dafs bei diesen die Könige, um auch körperlich hervorzuragen, auf solchen Stelzen einhergingen, ist aus Xenophon's Cyropädie und aus den Gemälden von Persepolis, wo eine Figur, gerade mit solchen Galensen angethan, vorkommt, hinlänglich bekannt. Was ist an der Sache? Erwarten Sie mehrmals solche Fragen von mir." —

Obigen Correspondenzartikel aus Constantinopel über die sogenannten Stelzenschuhe der Neugriechinnen theilte ich Hrn. Codrika, erstem Secretair der türkischen Gesandtschaft zu Paris, mit. Er hat die Güte gehabt, darüber einige Bemerkungen niederzuschreiben, die zum Beweise dienen können, wie wenig man den Erzählungen der Reisenden trauen darf. Die Leser werden ohne Zweifel an den Nachrichten, die von einem geborenen Athener und unterrichteten und scharfsinnigen Manne kommen, viel Gefallen finden. Hier sein Brief:

„Um genauer und bestimmter in dem zu sein, was ich über die Galensen Ihnen zu sagen die Ehre haben werde, habe ich es für nöthig gehalten, zuerst den Artikel durchzugehen, den Sie mir mitgetheilt haben. Auf diese Weise können wir leichter das Wahre und Falsche trennen, das sich hier vermischt findet.

Der Verfasser sagt, dafs die Galensen auf zwei Bretchen befestigt sind, die die Höhe von zwei Spannen haben. Er betrügt sich im Mafse. Die gewöhnliche Höhe der Galensen ist zwei Zoll; und vom Zoll zur Spanne ist ein grofser Sprung. Die vornehmeren Galensen haben etwas mehr Höhe, aber sie gehen nie über fünf Zoll hinaus. Die Gestalt der Galensen selbst würde für den Beweis der Unmöglichkeit hinreichen, höhere zu haben, weil sie aus einem einzigen Stücke gemacht sind und weil die zwei Bretchen in der Dicke desselben Bretes geschnitten sind. Weiter unten werde ich sagen, was ich unter den vornehmen Galensen verstehe.

Sie dienen dazu, um sich gegen den Staub zu sichern u. s. w.

Diefs ist wahr; man trägt sie nur, um sich gegen den Schmuz oder gegen den Staub zu sichern. Die Bemerkung des Verfassers über diesen vorgeblichen Grund ist schlecht begründet; denn man trägt die Galensen niemals in der Stadt. Keine Frau, von welcher Nation sie auch sei, würde es sich je einfallen lassen, in den Strafsen von Constantinopel mit Galensen zu gehen; und selbst wenn eine, was jedoch unmöglich ist, die Laune hätte, einen Versuch der Art zu wagen, so würde die strenge und kleinliche Polizei dieses Landes sie bald in die Lage versetzen, ihn für ihr ganzes Leben zu bereuen.

Der nächste Vortheil u. s. w.

Diefs sind Bemerkungen, die gewöhnlich ihre Quellen in dem Scharfsinne der Beobachter haben, woran aber die Bewohner des Landes nicht im Geringsten denken.

Auf der Promenade und überall, wo man nicht genug Stühle hat etc.

In Constantinopel hat man nirgends Stühle, nicht einmal in den Häusern, und noch weniger auf den Promenaden. Ueberdiefs gehen die Frauen jenes Landes niemals in männlicher Begleitung auf die Promenaden. Wenn sie sich setzen wollen, so lassen sie von ihren Dienern sich Teppiche und Kissen nachtragen, welche man auf die Erde legt *). Die Frauen aus dem Volke begnügen sich, auf dem Rasen zu sitzen, und wenn sie Galensen trügen, was nicht gewöhnlich ist, so würden sie ihnen nicht den Vorzug geben, um sich darauf zu setzen, weil sie damit sehr schlecht berathen wären.

Um nun eine genaue Vorstellung von der Fufsbekleidung zu haben, welche man im Türkischen Nalum, im Neugriechischen Galenzia im Singular, Galenzes im Plural nennt, ein ohne Zweifel entlehntes Wort, so mufs man wissen, dafs die Galensen eine Art von Holzsandalen sind, ähnlich denen, welche die Capuziner tragen. Bedürfnifs und Geschmack haben ihnen etwas mehr Höhe gegeben.

Der Gebrauch der Galensen kommt vielmehr den Türken als den Griechen zu. Sie bedienen sich ihrer vorzüglich in den Bädern, um die Füfse vor der Hitze des Fufsbodens zu schützen. Die Frauen tragen gewöhnlich viel höhere Galensen als die Männer. Die vornehmen Damen tragen sie 4 bis 5 Zoll hoch, und diefs ist die gröfste Höhe der Galensen. Es ist nicht einmal allen Frauen erlaubt, derartige zu tragen; und aus diesem Grunde habe ich weiter unten diese Art von Galensen die vornehmeren genannt.

Die Barbiere von Constantinopel, die gewöhnlich Türken sind, haben den Gebrauch der Galensen in ihren Läden angenommen, um sich vor dem Schmuz zu sichern, der durch die dort verbreitete Menge von Wasser entsteht. Denn Jeder, der sich rasiren läfst, läfst sich auch zugleich den Kopf waschen.

Die fremden Damen, die in Constantinopel wohnhaft sind und vermöge der Privilegien ihrer Männer oder ihrer Anverwandten eine grofse

---

*) Man bemerkt die nämliche Sitte bei den Alten. Aristaenetus I. 3, 5, nach Valckenaer's Verbesserung: *ἐπὶ τὸ πεδίον κατεκλίθημεν, ὄντων πολυτελεστάτων δαπίδων.* In dieser Stelle und in dem ganzen dritten Briefe des ersten Buches hat Aristaenetus einen unedirten Brief des Alciphron nachgeahmt, den ich mit andern unedirten Stücken dieses Verfassers in meiner Ausgabe des Aristaenetus bekannt machen werde. Wagner (Th. 2. S. 228.) kennt davon nur ein Bruchstück. Ich kann hier mein Bedauern nicht unterdrücken, dafs seine Ausgabe beendigt ist. Ich habe in der Pariser Bibliothek viel unbekannte Sachen über Alciphron gefunden, die ich ihm mit Vergnügen mitgetheilt haben würde, wie ich es mit den Varianten der Wiener Bibliothek gethan habe, wenn er in seiner Ausgabe davon hätte Nutzen ziehen können. Bast.

Freiheit geniefsen, haben vermuthlich diese Fufsbekleidung für die Promenaden auf dem Lande bequem gefunden, weil sie wirklich dazu dient, die Schuhe und Kleider vor dem Schmuz und Staub zu sichern.

Die griechischen Damen, welche ihre Landhäuser in den Dörfern der Franken haben, bequemen sich, eifersüchtig auf die Freiheiten, welche die fremden Frauen geniefsen, aus Stolz zu diesem Gebrauch, welchen sie als ein Privilegium betrachten. Auch tragen sie Galensen und können sie nur in den Dörfern der Franken tragen, wo die Frauen des Landes, jedoch mit steter Ausnahme der Türkinnen, mit den Fremden vermischt sind.

Es folgt daraus, dafs die Galensen, mit Ausnahme des Bades, in der Stadt nicht im Gebrauche sind, selbst auf dem Lande nur in den Dörfern der Franken. Gleicher Weise bedient man sich auf dem Lande der Galensen; aber nur die fremden Frauen oder diejenigen, die einen fremden Schutz geniefsen, haben dieses lächerliche Privilegium. In dem ganzen eigentlichen Griechenlande kennt man nicht den Gebrauch der Galensen, mit Ausnahme der Bäder in den grofsen von Türken bewohnten Städten.

Diefs ist Alles, was ich Ihnen über die Galensen sagen kann. Ich habe die sorgfältigste Genauigkeit darauf gewendet.

Ich habe die Ehre u. s. w.

IX.

Ueber Arbeitsbeutel und Taschen.

I.

Schöpfung der Balantine.

Où mettez-vous vos clefs, madame, depuis la proscription des poches? (Wem geben Sie Ihre Schlüssel aufzuheben, Madame, seit Sie keine Taschen mehr tragen?) So fragte jüngst ein schon bejahrter, etwas mürrischer Mann, der noch immer gern vom bon vieux temps zuweilen ein Wörtchen einfliefsen läfst, seine jüngere *und* schönere Hälfte, als sie im griechischen Modegewand grazienhaft und leicht die Treppe herabschwebte, um — einem Cousin, der eben aus der Hauptstadt gekommen war, die Hand zur kühlenden Abendpromenade zu bieten. Es war doch auf jeden Fall eine höchst ungalante und in einem solchen Augenblick besonders durchaus unschickliche Frage. Sollte denn eine Dame zu einem so niedrigen Geschäfte, als der klirrende Schlüsselbund unserer alten Basen und Grofstanten einst involvirte, sogar noch in unseren Zeiten verurtheilt sein? Welche ungeschliffene Zumuthung! welche bäuerische Unkunde der Sitten unserer Tage!

Aber da giebt es noch viele andere Artikel für die Taschen unserer schönen Frauen, mit deren Aufbewahrung sie jetzt, wo die glatt herabfliefsenden Gewänder durchaus nichts Taschenähnliches, Pauschiges, Wulstiges gestatten, in keine geringe Verlegenheit kommen. Denn um so mancher anderen tragbaren Bequemlichkeiten, deren selbst die leichtgeschürzten Grazien nicht entbehren möchten, nicht zu gedenken und so manches Geschenk, welches ihnen nur unter der unmodischen Voraussetzung zugedacht wird, dafs sie wirklich mit Taschen versehen sind, gar nicht zu rechnen *), so ist doch selbst für die Geldbörsen und die Schnupf-

*) Was sollen z. B. die edeln Weiber und solche, die es werden wollen, die Damen und Frauenzimmer von Bildung, für welche die jetzige Michaelismesse so überschwänglich gesorgt hat, mit allen den Taschenbüchern anfangen, die ihnen Autoren und Ver-

tücher der Damen bei der jetzt bestehenden Taschenlosigkeit ihrer Kleidung durchaus kein Plätzchen übrig gelassen.

Was nun die Schnupftücher anlangt, so haben die Pariserinnen, von welchen ja bekanntlich diese ganze Griechheit*) in der Kleidung und die damit verbundene aimable Nudität ganz allein abstammt**), sich auf eine sehr glückliche Weise aus der Verlegenheit zu ziehen gewufst. Sie gaben den jungen Herren, denen sie ihren Arm reichten, zugleich das Schnupftuch zu tragen, ein Zutrauen, welches durch die Geschicklichkeit, womit die dienenden Herren diese Schnupftücher zur Schau zu tragen wufsten, vollkommen gerechtfertigt wurde. So wurden die Merveilleux von Paris auf einmal Porte-mouchoirs, und es trat auch hier, wie in so manchen anderen Verhältnissen, der umgekehrte Fall ein, dafs die schönen Sultaninnen dem Begünstigten das Schnupftuch zuwarfen, welches sie sonst selbst nur zugeworfen bekamen. Allein mit den Geldbörsen wollte sich diefs schon weniger thun lassen. Zwar waren viele dieser Besorgnifs aus einem sehr einfachen und leicht begreiflichen Grunde ganz überhoben; allein selbst diese waren nicht geneigt, darum, weil die Börse selbst fehlte, sich auch den Platz dazu ganz abgehen zu lassen. Zum Glück erinnerten sich einige von ihnen, welche zufällig vor Kurzem die aus zerstörten Begräbnissen und ausgeplünderten Schlössern neuerlich

---

leger in so mancherlei niedlichen Formen und Ausstaffirungen so gern in die Taschen stecken möchten? Wer hat je Kupferstiche für Blinde, oder Sing- und Flötenuhren für Taube verfertigt? Ja, wenn man es noch allenfalls gemacht hätte, wie die Leipziger Verlagshandlung, die schon die dritte und vermehrte Auflage von dem kleinen Buch für Frauenzimmer, die gern denken, als etwas Nützliches im Strickbeutel ankündigt. Da ist doch noch Kenntnifs der Welt und der Mode!

*) Dieses Wort steht freilich nicht im Adelung, selbst nicht in der neuen, vermehrten Ausgabe. Aber ist es gleich nicht nach dem Conventionsfufs ausgemünzt, so ist es doch als Schaumünze brauchbar und durch das 321ste Xenion auf's ganze Jahrhundert unsterblich.

**) Im neuesten Stücke, welches auf dem Vaudevilletheater den 12ten September mit grofsem Beifall gespielt wurde, singt ein Parfumeur oder Modehändler folgendes Couplet:

Avec art ma soeur à Paris
Transportant et Rome et la Grèce,
Vendit à nos chastes Lais
Bonnets et schalls à la Lucrèce:
Mais comme nos écrits, nos moeurs
N'avaient pas la pudeur pour base,
Ma soeur ne vendit point de gaze.

zusammengehäufte Sammlung altfranzösischer Denkmäler (monumens français aux petits Augustins) an der Hand eines antiquarischen Liebhabers besehen hatten, an die allerliebsten Sparbeutel und Almosensäcke*), die ihre Urgroſsmütter im 14ten und folgenden Jahrhunderte als den gröſsten Staat ihrer häuslichen Tugenden neben den Rosenkränzen, Fächern und Spiegeln**) von ihren breiten goldenen Gürteln herabhängen lieſsen. Warum, riefen sie, sollte man diese löbliche Sitte unserer Vorfahren, durch die neuesten Erfindungen des Geschmacks verschönert, nicht wieder erwecken und auf's Neue in Umlauf bringen können! Kaum war dieser glückliche Gedanke im Kopfe einer schönen Bewohnerin des Palais-Royal empfangen, so sprang er auch schon, zwar nicht als eine gewaffnete Pallas, aber doch als ein niedlicher, mit Bandschleifen und Spitzen geschmückter, zierlich aufgebundener Arbeitsbeutel ganz vollendet hervor. Doch was schon ganz vollendet schien, erhielt bald von den erfindungsreichen Händen der Modehändlerinnen noch hundert verschönernde Zusätze. Die berühmten Devisensäcke wurden erfunden***), und allegorische Gemälde, Logogryphen und Rebüs wanderten aus den altbackenen Mercurs de France und den ganz neubackenen Plaisirs des Dames†) in bunten Reihen ganz unerwartet auf diese

*) Sie hieſsen im Altfranzösischen escarcelles (scarso im Italienischen, sparsam), ein Wort, dessen sich die Leser von Lafontaine's Fabeln aus der Redensart fouiller l'escarcelle noch erinnern werden, und aumonières. In Montfaucon's Monumens de la monarchie française finden auch unsere teutschen Leserinnen, die jene Sammlung altfranzösischer Denkmäler in Paris selbst nicht besuchen können, sehr befriedigende Abbildungen dieser Sparsäcke bei Königinnen und anderen erlauchten Personen. Man sehe die Königin Bertha T. 1. pl. 19. und die Königin Berengaria T. II. pl. 15. Auch Fürsten, wie z. B. Carl der Kühne, hatten sie anhängen.

**) Im 15ten Jahrhundert trugen die vornehmen Damen einen Gürtel, mit Bernsteinkugeln und groſsen Perlen besetzt, in dessen Mitte gerade unter dem Nabel ein runder Spiegel von Venezianischem Glase angebracht war. Man sehe z. B. in Montfaucon's Monumens de la M. Fr. T. III. p. 40., wo die Princessin Catharine, Tochter des Königs Carl VII, so geschmückt zur Hochzeit reitet. Von den Fächern, die man gleichfalls, an goldenen Ketten und Spangen befestigt, von Gürteln herabhängen lieſs, habe ich Beispiele im Gothaischen Taschenbuche vom Jahre 1796. angeführt.

***) S. Journal des Luxus und der Moden, 1798. S. 537.

†) Plaisirs des Dames heiſsen in Paris dütenförmig zugedrehte, ganz dünne Waffelkuchen, die man an allen öffentlichen Plätzen und Vergnügungsorten, z. B. in Tivoli, häufig ausrufen hört. S.

nenen Bentel- und Arbeitsbehälter. Aber im Grunde war diefs doch eine sehr unbequeme Sache. Wer mag sich mit solchen Säcken und Beuteln gern die Hand behängen? — Man mufs sie von den Gürteln selbst herabhangen lassen. Welches neue Feld zu Putz und Verzierungen der Schnüre und Quasten, wodurch der Beutel an dem Gürtel befestigt werden kann? Und nun zur griechischen Kleidung auch eine griechische Benennung dieses allerliebsten Modeanhängsels. Wie heifst doch gleich das griechische Wort für einen Beutel? O, da ist gleich Rath zu schaffen. Wir dürfen nur den griechisch-gelehrten Herrn, der uns das Wort Thiase im vorigen Jahr so gut zu erklären wufste *), den Bürger Gail, befragen. Wozu wäre auch sonst ein solcher Mann Mitglied des Nationalinstituts? — Das Wort, welches Sie suchen, heifst Balantion, meine Damen, und zwar ist dasselbe rein griechisch und würde selbst die Lippen der schönsten Athenienserin nicht verunziert haben, da ja selbst der gelehrte Thomas Magister — Genug, Herr Professor, ersparen sie sich Ihre Vorlesung. Wir wissen nun schon, was uns zu wissen noth thut. Was sollen wir da mit dem Magister Thomas anfangen? Der glückliche Wurf ist geschehen. Die Balantine hängt an unseren Gürteln. Es ist für Börse und Schnupftuch Platz genug darin und, hat es Noth, auch für ein Dutzend zierlicher Schlüsselchen zu unseren Toiletten, Secretairs und —

II.

Wo steckten die Griechinnen und Römerinnen ihre Schlüssel und Schnupftücher hin?

Also wirklich griechische Balantinen? Und diefs, man behänge und überschmücke es auch noch so zierlich, immer häfs-

London und Paris St. 4. S. 381. An der einen innern Ecke ist oft eine herzbrechende Devise, z. B. Coute qu'il coute, il faut que j'en goute, angeklebt.

*) Man erinnert sich vielleicht noch aus den französischen Tagblättern, dafs kurz nach der Eröffnung des Odeons in Paris die Rede davon war, die dort aufgeführten Tänze Thiasen zu nennen, dafs aber einige griesgramige Hellenisten den über diesen Namen unsäglich erfreuten Pariserinnen die Lust durch die Bemerkung verdarben, dafs diese Thiasen nur von wüthenden Mänaden und Bacchantinnen getanzt worden wären. Ueberhaupt sind die Pariser nicht immer glücklich in der Gräcisirung ihrer republicanischen Seifenblasenjagd. Ein neueres Beispiel giebt die Benennung einer Hospitalschule durch Prytaneum, ein Name, der

liche und alle schönen Umrisse neuverunstaltende Anhängsel *) wäre wirklich griechisch? — Bedurften denn auch die Frauen des Alterthums, deren Moden wir jetzt durch griechische Namen und Pariser Nacktheit nachzuahmen wähnen, wirklich dergleichen Anhängesäcke und Taschenbehälter?

Hätten Sie wohl Geduld und Zeit genug, meine schönen Leserinnen, einer kurzen Untersuchung hierüber auf einige Augenblicke beizuwohnen? Freilich sollte mich das Schicksal meines Herrn Collegen Gail von jedem ähnlichen Versuch abschrecken — wenn ich in Paris wäre. Aber teutschen Leserinnen läfst sich doch eher noch etwas der Art bieten. Prüfen und das Befste behalten, war von jeher ein Zeichen teutscher Gründlichkeit und Wahrheitsliebe.

Diejenigen Griechinnen und Römerinnen, nach welchen Sie, meine Damen, in einem antiken Modenjournal sich zu bilden suchen würden **), waren unstreitig auch sehr sorgsame und wirthschaftliche Hausmütter im Innern ihrer Familie. Aber der Schlüssel, um doch mit diesem häuslichen Artikel anzufangen, bedurften sie entweder gar nicht, oder sie kamen wenigstens nie in den Fall, sie bei sich tragen und sich zu dieser Absicht eines angenähten oder angehängten Sackes bedienen zu dürfen. Der Schlüssel der schönen Hausfrauen und wirthlich erzogenen Mädchen im Alterthume war — an ihren Fingern. Wo wir uns der Schlüssel und Vorlegeschlösser bedienen, da brauchten die Alten ihre Siegelringe ***). Eine Hausfrau jener classischen Zeitalter sagte nicht: ich habe alle Kisten und Kasten verschlossen, sondern ich habe Alles versiegelt †). Und gestehen Sie mir nur, dafs

---

sich allenfalls noch dem wirklich grofs gedachten und ausgeführten Invalidenhause geben liefse.

*) Unsere Leserinnen kennen ja diesen neumodischen Wechselbalg, dessen Mutter nach dem unverkennbaren Familien-Air zu schliefsen, niemand Anderes als eine schnurrbärtige Husarentasche sein kann, aus den Costumes Parisiens No. X. im Frankfurter Damenjournal.

**) Ueber sie verdient vorzüglich v. Ramdohr's Venus Urania im 14ten und 17ten Buche nachgelesen zu werden. Wie Vieles würden unsere Leserinnen hier finden, was auch aufser der Kleidung an den griechischen und römischen Damen nachgeahmt zu werden verdiente.

***) Alles, was antiquarisch hierüber gesagt werden könnte, hat nach Lipsius zum Tacitus und Saumaise zum Solin der gelehrte Compilator Kirchmann gesammelt, de annulis c. 10. p. 51. ff.

†) Man erinnere sich nur an das Beispiel der Mutter des Cicero in epist. ad divers. XVI. 26. So sagte der Kirchenvater Clemens von Alexandrien in seinem christlichen Zuchtmeister III, 11. p.

der sauberste englische Patentschlüssel noch immer eine sehr eckige und ungestalte Figur gegen einen zierlichen Ring macht, dessen schöngeschnittener Carniol oder Amethyst einen Hahn, jenes sprechende Symbol der Wachsamkeit, oder ein Aehrenkörbchen, das Zeichen des häuslichen Ueberflusses, Allem, was verschlossen sein soll, aufdruckte *). Aber, höre ich mir einwerfen, war denn ein schwaches Siegel sicher genug? Wer würde in unseren volkreichen Städten, wo oft die Bewohner desselben Stockwerks sich kaum kennen, tausend diebischen Händen eine so schwache Schutzwehr entgegen zu stellen sich nur einfallen lassen? Gewifs, Sie werden aufhören, diefs wunderbar zu finden, wenn Sie sich nur die Mühe nehmen wollen, einen Blick auf das Hauswesen einer vornehmen Athenerin oder Römerin zu werfen. Nach orientalischer Sitte mit Sklavinnen und Sklaven aller Art und Geschäftigkeit umgeben, hatten sie nie von äufseren Gewaltthätigkeiten etwas zu besorgen, und gegen ihr Hausgesinde war bei der strengen Art, womit Veruntreuungen der Art an Sklavenfamilien bestraft wurden, ein leichtes Siegel mehr als hinreichend, Kostbarkeiten und Lebensmittel vor jeder ihrer Nachstellungen zu sichern **). Und eben in diesem Aufwand von leibeigenen Aufwärterinnen liegt auch der Grund, warum gerade die mehresten und galantesten Damen fast gar nichts einzuschliefsen oder vielmehr zu versiegeln brauchten. Da gab es besondere Thürsteherinnen, Schmückerinnen, Kleiderbeschauerinnen, Kleiderbewahrerinnen, Sandalenträgerinnen, Fächelmädchen, Sonnenschirmmädchen, und wie die hundert Benennungen sonst noch heifsen mögen, womit jeder Art von Geschäft und Aufsicht eine eigene Classe von Aufwärterinnen zugetheilt wurde ***). Natürlich bedurfte es da keines eigenen Verschlusses, wo z. B. eine eigene Sklavin für die Juwelen und den Schmuck, eine andere für die kostbaren Schleier und Gewänder mit ihrem Leben haften mufste.

---

245. C.: „Unser Zuchtmeister gestattet den Hausfrauen einen goldenen Ring, nicht zum eiteln Putz, sondern damit sie im Hause Alles versiegeln und bewahren können."

*) Abbildungen solcher Gemmen in Menge siehe im zweiten Theil des Musei Florentini.

**) S. Torrenz zum Horaz II. Epist. 2, 133. Man sagte von einem ehrlichen Sclaven: illi nihil obsignatum neque occlusum, worüber Quintilian VI, 3. 50. ein besonderes Bonmot anführt.

***) Janitrices, cosmetae, vestispicae, vestiariae, sandaligerulae, flabelliferae, umbelliferae. Die Beweise geben Pignori in seiner Abhandlung de servis und die in neueren Zeiten entdeckten Grabgewölbe des Hofstaates der Kaiserin Livia oder das sogenannte columbarium Liviae mit Bianchini's Commentar: Camera ed inscrizioni sepulchrali de' Liberti, Servi et Ufficiali della Casa di Augusto.

Und gesetzt also auch, dafs man, was ich nicht durchaus zu leugnen begehre, auch schon Manches mit kleineren und aus Siegelringen entstandenen Siegelschlüsseln verschlofs ***), so durfte gewifs eine so bediente und umringte Dame sich keineswegs selbst mit ihnen belästigen. Es war genug, dafs sie solche einer vertrauten Sklavin übergab. Aber die Kunst, feine Schlüssel und Schlösser zu machen, fängt in der Geschichte der Erfindungen überhaupt erst da an, wo mildere Sitten dem Alles menschliche Gefühl empörenden und doch bei jenen hochgepriesenen, humanen Völkern des Alterthums in seiner abscheulichsten Härte bestehenden Sklavenwesen ein Ende gemacht haben. Der Mensch ersetzt dann durch belebende Mechanik in Holz und Metall, was die herabgewürdigte, abgetödtete Menschheit bis dahin durch menschliche Maschinen verrichtet hatte.

Aber zum Schnupftuch mufsten doch die Damen der Alten auch ihre Taschen haben? — Nein, auch dazu bedurfte es keiner. Und das wieder aus dem einfachen Grunde, weil die Damen des Alterthums in gesundem Zustande gar nicht einmal der Schnupftücher und also noch viel weniger eines Platzes dazu in ihren Gewändern bedurften. Ueberhaupt scheinen hier die Begriffe des Alterthums von Wohlstand und Reinlichkeit so weit von den unserigen abzuweichen, dafs man sich in der That bei der Vergegenwärtigung jener alten Sitten in eine ganz andere Welt versetzt zu sehen glaubt. Wer findet bei uns im Gebrauche des Schnupftuchs zum Abwischen des Schweifses oder für gewisse Erleichterungen der Nase, sobald die Sache nur mit einem gewissen von Kindheit

---

*) Man hatte freilich Schlüssel zu den Tempelthüren, Hausthüren u. s. w. So geht schon Penelope in der Odyssee XXI, 6. in ihre Kammer und

nahm in die schöne Hand den wohlgebogenen Schlüssel
zierlich aus Erz gebildet, mit elfenbeinernem Griffe.

Allein diese hatten wenig Aehnlichkeit mit unseren Schlüsseln (die schon der Bischof Eustathius im 12ten Jahrhunderte gut kannte, wie aus seinen Anmerkungen zu dieser Stelle erhellet,) und waren oft so plump und schwer, dafs sie auf der Schulter getragen werden mufsten. S. Vitringa zum Jesaias XXII, 22. und Huet, Demonstrat. Evang. c. 105. p. 929. Lips. Auf einem Herculanischen Gemälde hat eine Bücherkapsel neben der Clio ein den unsrigen ähnliches Schlöfschen. S. Pitture T. II. tab. 2. Allein dann hatte ja die vornehme Frau ihre eigenen librarias oder Bibliothekarinnen (s. Pignori p. 114.), die auch den Schlüssel zu der Bücherkapsel führten. Aus den Ringen wurden Ringschlüssel, dergleichen Gorläus in seiner Dactyliotheca N. 42. und Lipsius zum Tacitus abgebildet haben.

an erlernten Anstande geschieht, etwas Ungesittetes und Unanständiges? Ganz anders war es bei den Griechen und Römern. Eine Frau, die vom Schnupftuch öffentlichen Gebrauch zu machen genöthigt gewesen wäre, hätte dadurch alle weibliche Delicatesse auf's Höchste beleidigt. Sie wäre als eine Kranke zu behandeln, und ihr der Ausgang zu untersagen gewesen. Und diefs galt nicht etwa blos von dem zärteren und feineren Geschlecht. Es war vielmehr allgemeine Wohlstandsregel, welcher sich die Männer wenigstens bei gewissen feierlichen Gelegenheiten eben so gut, als die Frauen aus einem leisen Gefühl für's Schickliche willig unterwarfen. Die Orte, wo der Wohlstand am genauesten beobachtet wurde, und von welchen auch das Alterthum die Regeln des Wohlstandes auf das gemeine Leben am häufigsten überzutragen pflegte, waren die Theater und Tempel. Nun wird vom Kaiser Nero, der sich bei seiner Sucht, auf dem Theater zu glänzen, der strengsten Theateretiquette unterwarf, ausdrücklich versichert, „er habe sich nie auf dem Theater niedergesetzt, den Schweifs nur an den Aermeln des Kleides, das er trug, abgewischt und ängstlich darauf gesehen, dafs die Zuschauer nie etwas vom Auswurfe des Mundes oder der Nase zu sehen bekämen" *). Und von den Tempeln sagt Epictet in seinen moralischen Unterhaltungen, wo er es mit einem schmuzigen Cyniker zu thun hat: „Würdest du wohl in diesem Schmuz von innen und aufsen mit uns die Tempel zu besuchen wagen, wo man weder ausspeien, noch sich schneuzen darf" **). Indefs scheinen die Männer allerdings in ihren gewöhnlichen Geschäften, vor Gericht und bei Gastmählern, wobei in der Ordnung die Frauenzimmer nie zugegen waren, sich eines feinen, leinewandenen Schweifstuches häufig bedient zu haben ***). Nur ist

*) Tacitus, Annal. XVI, 4., vergl. mit Sueton in Nerone c. 24. Ich erkläre die Worte: ne sudorem, nisi ea, quam indutui gerebat, veste detergeret, von den Aermeln des Untergewandes, weil von diesem nur indutus gesagt wird, so wie amictus vom Obergewande. Uebrigens ist auch hier der Unterschied der alten und neuen Theatersitte höchst auffallend. Was sollten manche unserer Schauspieler und Schauspielerinnen mit den Händen anfangen, wenn ihnen das Schnupftuch genommen würde?

**) Arrian, Dissert. Epictet. III, 11. p. 424. Cantab. Das ganze Kapitel erläutert am beſsten, was die Alten unter Reinlichkeit verstanden.

***) Plinius hatte in seiner Rhetorik Regeln gegeben, wie sich der Redner mit dem Schweifstuche abwischen müsse. S. Quintilian XI, 148. Die Beklagten bedienten sich zum Zeichen der Demuth zum Abtrocknen des Schweifses ungewaschener Tücher. S. Ebendaselbst VI, 3, 60. Bei Gastgelagen hatten die eleganten Römer

zwischen dieser Männerfreiheit und dem, was bei den Frauen die feine Lebensart foderte, gerade im Alterthume eine ungeheuere Kluft befestigt. Die Nase eines Mädchens, die des Schnupftuchs bedurft hätte, wäre allein schon im Stande gewesen, alle Liebhaber zurückzuscheuchen, und Männer schieden sich deswegen von ihren Frauen, weil sie sich oft ausschneuzen mufsten.

Schnüre dein Bündelchen, sagt der Freigelafsne, und wandre,
Denn du bist uns zur Last und schneuzest dich oftmals.
Der Herr hat
Eine zweite nach dir mit trockener Nase gewählet *).

Und das ekelerregende Bild des Hesiodus von der Unholdin Achlys (Todesnacht):

Unrath entfliefst der Nas', und Blut entträufelt den Wangen **),

mufste in dieser Rücksicht an einer weiblichen Figur dem Alterthume noch abscheulicher vorkommen.

Schweifstücher aus feiner spanischer Leinwand, die Saetaba hiefsen. S. zu Catull 12, 14. und Hardouin zum Plinius XIX. s. 2, 1. Diese trug man aber auch nicht in Taschen, sondern entweder im Busen, oder, wie Nero bei'm Sueton c. 25. und Trimalchio bei'm Petron c. 67. p. 334., um den Hals gebunden. Aber in allen diesen Stellen ist nur von Sudariis, Schweifstüchern, die Rede, und dieses Wort ist auch später im Griechischen allgemein in Umlauf gekommen. S. Du Cange, Glossarium mediae et infimae graecit. p. 1409. und Pierson zum Möris s. v. Die Nase wurde im Nothfall mit der blosen Hand geschneuzt. Man lese das lächerliche Epigramm bei'm Martial VII, 36.

[In einem unedirten Fragment eines anonymen Autors, welches ich unter den Schätzen der königlichen Bibliothek in Paris gefunden und von dem ich ein ander Mal sprechen werde, ist die Rede von einer Versammlung von Aerzten und Juristen mehrerer Völker des Alterthums, die bei einer feierlichen Gelegenheit gehalten worden war. Das Costume der griechischen ist dort so beschrieben: ἦν δὲ τοῖς Ἕλλησιν ἡ στολὴ πλωτεῖα πάνυ, καὶ σουδάρια ἐπὶ κεφαλῆς κατὰ τοὺς τῶν Ἀῤῥάβων ἡγεμόνας, κρηπῖδες δὲ αὐτοῖς κ. τ. λ., „die Griechen hatten weite Gewänder und Schweifstücher auf dem Kopfe, nach der Sitte der arabischen Feldherren". Hier also eine Art, die Schweifstücher zu tragen, als Nachahmung der orientalischen Völker. Bast.]

*) Verse Juvenal's, Satire 6, 146. ff. Bei'm Plautus verlangt ein Mädchenkenner eine puellam siccam im Mil. Glor. III, 1. 192., was Burmann zum Petron c. 37. p. 159. ganz falsch erklärte.

**) Hesiodus im Schilde des Hercules 267.

Freilich wird man diese Zumuthung an die armen Nasen der alten Griechinnen und Römerinnen bei'm ersten Anblick nicht wenig seltsam, oder vielleicht eben so fabelhaft finden als die Erzählung in den Wundergeschichten des Lucian von einer ganz entgegengesetzten Operation *). Allein man unterlasse hierbei nur nicht, die ganze Lebensart und Diät jener Frauen in Anschlag zu bringen, und das Wunder wird sich bald ganz natürlich erklären lassen. Für's Erste dürfen wir nicht vergessen, daſs sie überhaupt weit seltener im Publikum erschienen als unsere Damen, am wenigsten aber gemischte Männergesellschaften auf Spaziergängen oder in Privatcirkeln und Bällen besuchten **). Nur bei feierlichen Festen, bei öffentlichen Schaugeprängen und solennen Aufzügen erschienen auch die vornehmen Matronen und Jungfrauen von Athen und Rom. Diese wurden in einem schon an sich milderen und freundlicheren Himmelsstrich gewöhnlich in der schönsten und trockensten Jahreszeit gefeiert, wobei natürlich von Verkältungen und allen flüssigen und trockenen Folgen derselben gar nichts zu befürchten war ***). Dann bedienten sich jene Frauen und Mädchen

---

*) „Die Dendriten schneuzen den allerdelicatesten Honig von sich, und wenn sie sich eine starke Bewegung machen, schwitzen sie am ganzen Leibe Milch.“ Lucian's wahre Geschichte, übersetzt von Wieland Th. 4. S. 166.

**) Und eben darum, und weil nächtliche Zusammenkünfte und Tänze, einige nächtliche Opferdienste und Pervigilien in den schönsten Sommernächten abgerechnet, bei jenen Damen des Alterthums fast gar nicht vorkommen konnten (von den Comessationen der Hetären kann hier nicht die Rede sein), konnten jene Athenerinnen und Römerinnen auch leichter bekleidet gehen. Allein ist dieſs auch in unserem Klima und bei unserem fast nur am Kerzenschein sich erlustigenden Leben noch anwendbar? Indeſs beruht selbst jene vorgebliche leichte Kleidung der Griechinnen nur auf einem Miſsverständnisse, da man das Künstlercostume mit dem der wirklichen Welt verwechselt hat, wie ich nächstens in einer Reihe von Darstellungen: Toilette und Ausgang einer Athenerin, genauer zeigen werde.

***) „Sie wäscht den ganzen Tag und badet sich
zweimal, ja dreimal und taucht sich in Salben.“
So schildert der vorgebliche Simonides seine putzsüchtige Frau in Brunck's Analect. T. I. p. 126. Man kennt übrigens die Wirkung der warmen Bäder, die mit dem steigenden Luxus auch allgemeiner wurden, die corpora multa sudatione exinanita des Seneca Ep. 86. Später, als die christliche Scham die Bäder verrief, empfiehlt doch noch Clemens von Alexandrien in seinem Zuchtmeister III. p. 249. B. C. D. den christlichen Weibern

des Alterthums, so gut wie die Männer, täglich der Bäder und kochten gleichsam durch warmes Wasser, durch Schwitz- und Dampfbäder alles Ueberflüssige und Schwammige aus ihren Körpern aus *). Denn eine trockene Constitution und eine blühende Gesundheit galten im Alterthume mit Recht fast durchaus für gleichbedeutend. Endlich trugen auch die vielen Wohlgerüche, Salben, Kränze und Blumendüfte, in welchen die Frauen des Alterthums gleichsam beständig athmeten und wandelten, vielleicht eben so viel dazu bei, das Bedürfnifs eines Schnupftuches bei ihnen zu mindern **), als bei uns der, alle feinere Geruchsgenüsse zerstörende, auch den Frauenzimmern nicht unbekannte Gebrauch des Schnupftabaks dazu beiträgt, jenes Bedürfnifs in's Unendliche zu vermehren und zu vervielfältigen.

---

eine solche Diät, wodurch alle überflüssigen Säfte eingetrocknet und in andere Wege geleitet würden.

*) Was Xenophon in der Cyropädie 1, 2, 16. der persischen Diät zuschreibt, dafs sie weder ausgespuckt, noch sich geschneuzt hätten, gilt von der verständigeren Diät des Alterthums überhaupt. Daher Siccus und Siccitas und die ihnen entsprechenden griechischen Worte oft nur so viel als gesund bedeuten. Gefsner hat diefs sehr gut zu dem Heraclitischen Satz: die trockene Seele die befste, erläutert in den Comment. Goettingens. T. I.

**) Bevor wir die Untersuchung über die Schnupftücher beendigen, wird es vielleicht nicht unnöthig sein, zu bemerken, dafs die lateinische Sprache noch das Wort orarium hat, welches eine Art von gröfseren Schnupftüchern als die bedeutet, deren man sich gewöhnlich bedient. Vopiscus (Aurel. 49.) braucht es, wenn er erzählt, dafs der Kaiser Aurelian zuerst Schnupftücher (oraria) austheilen liefs, welche man in die Luft schwang, um seinen Beifall im Theater und in den öffentlichen Spielen zu bezeigen. Vergl. die Ausleger zu d. a. O. Es ist diefs die Nachahmung einer älteren orientalischen Gewohnheit. Dieselbe Beifallsbezeigung war einige Zeit hindurch bei den Predigten der christlichen Kirche üblich gewesen; s. Euseb., Hist. Eccles. VII. 30, p. 361. und daselbst Valois. Vor dem Kaiser Aurelianus bedienten sich die Alten ihrer Gewänder zum Zeichen ihres Beifalls. Ovid. Amor. III. 2, 74.: Et date jactatis undique signa togis, und Lucian (de saltat. V. p. 172. Bip.): ἐβόων καὶ τὰς ἐσθῆτας ἀπεῤῥίπτουν, werfen ihre Kleider nieder. Der Text ist verdorben. Man mufs lesen: ἀνεῤῥίπτουν, schwangen sie in die Luft, wie ich in meinem Specimen editionis novae epistolarum Aristaeneti, Vindob. 1796. p. 32. vorschlug. Diese Conjectur wird durch ein kostbares Manuscript des Lucian bestätigt, welches aus dem Vatican nach Paris geschafft worden ist. Bast.

Aber wenn nun auch die schöne Hälfte der Einwohner Griechenlands und Roms nie eine Tasche zur Aufbewahrung solcher Dinge bedurfte, deren Gebrauch sie nicht kannte, sollte sie nicht zuweilen ein Goldstück, oder das Geschenk eines Liebhabers, oder ein Täfelchen mit den süfsen Versicherungen und Eidschwüren eines Geliebten bei sich zu tragen gewünscht haben? Wie Vieles läfst sich auch dem treuesten Sklavenmädchen und der gelehrigsten Begleiterin nicht anvertrauen! Wie halfen sich da die klugen Frauen des Alterthums? — Sie hatten Gürtel und Brustbinden, die zur Aufbewahrung solcher Kostbarkeiten und Geheimnisse vollkommen zureichten. Dafs die Gürtel der Alten auch zugleich die Stelle der Geldbörse vertraten, ist eine bekannte Sache *). Es ist aber überhaupt nicht wahrscheinlich, dafs sich die Frauenzimmer im Alterthume häufig der Gürtel zu dieser Absicht bedient haben dürften. Denn nicht sie führten die Casse und besorgten den täglichen Einkauf, sondern der Hausherr und die von ihm besonders dazu bestimmten Sklaven **). Desto gewöhnlicher war der Fall, wo die Frauen ein Geschenk von ihren Liebhabern oder ein Täfelchen voll zärtlicher Worte in ihren Kleidern verbergen wollten. Dazu diente ihnen das breite Busenband oder die Brustbinde,

---

*) Man vergleiche z. B. nur die Erklärer zu Phädrus IV, 21. 11. oder zu Matthäi X. 9. In wiefern die Zona, so heifst das Wort in beiden Sprachen, auch als Beutel gebraucht wurde, hiefs sie eben im Griechischen balantion, woraus die Pariser Modewelt ihre Balantinen fabricirt hat, und im Lateinischen crumena. Die Beutelschneider der damaligen Zeit hatten eine ganz eigene Fertigkeit, die Leute im Gedränge zu entgürten, und hiefsen daher Gürtelschneider. S. die Ausleger zum Thomas Magister p. 140. und zu Plautus Trinum. 4, 2. 20.

**) Man darf sich hierbei nur an den Anfang der Andria im Terenz erinnern, wo ein reicher Athenienser mit seinen Sklaven vom Fisch- und Gemüsemarkt kommt. Die dazu bestimmten Sklaven hiefsen opsonatores. [Das berühmte Manuscript des Terenz mit den Miniaturen, dessen Alterthum man bis in den Anfang des neunten Jahrhunderts hinaufrückt, und das aus dem Vatican nach Paris geschafft wurde, stellt diese merkwürdige Scene dar. Man sieht hier den Simon, umgeben von drei Sklaven. Der eine trägt in der Hand zwei Fische an einem Ringe, und auf der Schulter Zweige oder Blätter, die von spanischen Artischocken zu sein scheinen (Cynara cardunculus Linn.) Der zweite trägt ein Stück Federvieh und einen Krug, Sosias, der dritte Sklave, hält einen Rührlöffel in der Hand und empfängt die Befehle seines Herrn. Das Gemälde der Manuscripte aus der Bibliothèque du Roi bei Madame Dazier ist ziemlich ähnlich. Bast.]

ein ganz unentbehrlicher Bestandtheil der weiblichen Toilette im Alterthum, von welchem der römische Epigrammendichter in seinen Gastgeschenken singt *):

Halte die wachsenden Brüstchen zurück, o binde; was uns're
Hand umspannet und deckt, sei für die Schöne das Maſs **).

So war ein Apfel, den der Liebhaber seinem Mädchen schenkte, oft die sprechendste Liebeserklärung ***), und das Mäd-

---

*) Martial XIV, 134. nach Ramler's Uebers. Th. V. S. 303. Ovid giebt den Damen in seiner Kunst zu lieben III, 274. eigene Regeln über den Gebrauch dieser Busenbinde, die bei den Griechen Tänidion, bei den Römern Strophium hieſs. Unsere Leserinnen finden die Venus mit einer solchen Binde auf einer alten Gemme zum Titelkupfer des Jahrgangs 1796. dieses Journals (der Moden).

**) Ich gestehe, daſs ich, obgleich sehr bewandert in der teutschen Sprache, Mühe gehabt habe, diese Uebersetzung Ramler's zu verstehen, was mir bei den Uebersetzungen dieses Gelehrten aus dem Alterthum nicht zum ersten Mal geschieht. Das Original lautet:

Fascia crescentes dominae compesce papillas,
Ut sit quod capiat nostra tegatque manus.

Marcial will gerade das Gegentheil von dem sagen, was ihn Ramler sagen läſst, nämlich: Umschlieſse, o Binde, den wachsenden Busen meiner Geliebten, daſs meine Hand hier etwas finde, was sie festhalten kann. Die Worte crescentes papillas bezeichnen die Jugend des Mädchens. Der Gegenstand ist übrigens von der Art, daſs er keine weitere Erklärung zuläſst. Bast.

***) Man muſs nur nicht vergessen, daſs die Alten unter dem Worte Apfel, malum, alle Arten von Granaten, Quitten, Citronen, Pomeranzen u. s. w. verstanden, und daſs es vorzüglich diese edleren Früchte sind, die auch von den Künstlern der Juno als Vorsteherin der Ehe (Pausan. II, 17.) und der Venus in die Hand gegeben wurden. Mollus zu Longus's Hirtenroman S. 19. und de la Cerda zu Virgil's Eclog. III, 64. haben die Stellen in Menge gesammelt. Manche Fabeln des Alterthums, z. B. die Aepfel, welche Hippomenes der Atalante vorwirft, erklären sich daraus. Noch jetzt heiſst die Quitte in Sicilien pomo del zitto, der Bräutigamsapfel. Besonders gehörte es zu den Galanterieen und Neckereien verliebter Mädchen, ihren Liebhabern einen Apfel vorzuwerfen, in den sie schon gebissen hatten, poma admorsa (s. Reiz zu Lucian's Toxaris c. 13. T. II. p. 520.), was die frommen Kirchenväter auf den ersten, dem Manne so verderblichen Apfelbiſs witzig anzuwenden nicht ermangelten.

chen verbarg diesen in mehr als einem Sinne des Worts genufsreichen Liebesbrief mit verstohlenem Lächeln zwischen der Busenbinde an ihrer klopfenden Brust. Von einem solchen im Busenbande verborgenen Apfel hat daher Catull ein zierliches Gleichnifs entlehnt, wo er den Gedanken ausdrücken will, es sei ihm das Andenken an seinen Freund entschlüpft:

So wie der Apfel, den einst der geheime Bräutigam sandte,
Plötzlich dem keuschen Schoofs seiner Geliebten entfiel,
Weil das arme Mädchen ihn unter dem Kleide verwahrte,
Und, da die Mutter erschien, aufsprang, den Apfel vergafs,
Dieser rollete hurtig den Boden hinunter. Betroffen
Stand das Mädchen da: Purpur umzog ihr Gesicht *).

Aber auch Liebesbriefchen fanden da ihren Platz. „Ach ich unglückliches Mädchen!“ ruft eine Liebhaberin bei einem alten Lustspieldichter aus **), „was soll ich anfangen? Da ist mir auf dem Wege der Brief verloren gegangen, den ich mir zwischen das Busenband und das Untergewand gesteckt hatte“. Doch wer könnte hier mit mehrerem Recht eine Stimme verlangen als der Meister in der Kunst zu lieben, der schalkhafte Ovid? Er unterrichtet seine Schülerinnen, wie sie, trotz der strengsten Aufsicht, ein Liebesbriefchen fortschicken könnten. Diefs ist, sagt er, sehr leicht zu bewerkstelligen.

Kann doch das Mädchen dir die Täfelchen heimlich bestellen,
Die an der warmen Brust birget das breitere Band,
Oder die hinter der zierlich geschnürten Wade versteckt sind,
Oder auch zwischen dem Fufs und dem gebundenen Schuh ***).

Auch hier ist also nirgends von einer verborgenen Tasche oder einem ähnlichen Schlupfwinkel die Rede; und so mag denn so lange, bis wir eines Besseren belehrt werden, folgendes Fragment aus dem Katechismus der Mode am Schlusse dieses Aufsatzes seine völlige Richtigkeit haben.

Wo hatten die Griechinnen ihre Taschen für Schnupftücher und kleine Galanteriebedürfnisse? Antw. Nirgends.

Wo haben die neuen Griechinnen in Paris und alle ihre Nach-

---

*) Catull LXIV. nach Ramler's Auszug S. 286.

**) Me miseram, quid agam? inter vias epistola excidit mihi,
Infelix inter tuniculam et strophium quam collocaveram.
Turpilius in der Comödie Philopater bei'm Nonius XIV, 8.

***) Ovid, Ars Amandi III, 621.

ahnerinnen ihre Taschen und Balantinen? Antw. Wo die Husaren ihre Säbeltaschen hängen haben †).

Was ist also von diesen neuen Griechinnen zu halten? Antw. Dafs sich ihre Griechheit weit besser mit dem Ritter d'Eon in Husarenuniform als mit einer Dioklea oder Cornelia aus Athen oder Rom vertragen würde.

†) Ich hätte, um doch im Gräcismus zu bleiben, auch sagen können, wo die unsauberen Cyniker ihren ledernen Ranzen (pera) voll Bohnen und Zwiebelknollen herabhängen liefsen. Allein wer dürfte es wagen, eine in Paris gestempelte Sitte eine cynische, d. h. eine hündische, zu nennen?

X.

Vergleichungen.

I.

Die Cravate.

Zu den lächerlichsten und abgeschmacktesten Auswüchsen unserer Modethorheiten und — Zierbengeleien gehören die zur Ungebühr gepflegten Halsbinden und Cravaten unserer Männer und Männlein nach der Mode. Denn wir sind keinesweges gesonnen, allen Halsbinden und Halstüchern, die, durch Klima und Lebensweise bedingt, ein nothwendiges Kleidungstück wurden, den Krieg zu erklären. Aber mit Wülsten ausgestopft, mit gesteiften und zugespitzten Oberkrägelchen (Vatermörder genannt) etagirt, in die zierlichsten Halsschleifen verschlungen, in alle Dreiecke der Geometrie vorn gelegt und mit Halsnadeln geheftet, machen sie das Hauptstudium der männlichen Eleganz aus und kosten oft mehr Zeit vor dem Spiegel als eine complete Frauentoilette. Am schlimmsten, wenn diefs nun gar auf die Porträtdarstellung übergeht. So liegt eben ein recht sauber lithographirtes Abbild des einst vielgelesenen Verfasser der Dya-na-sore, des k. k. Hauptmanns und Ritters Meyer, der kürzlich in Frankfurt gestorben ist, vor mir, aus der Hand einer trefflichen und geschmackvollen Kunstfreundin. Wir bedauern sie aber aufrichtig, dafs sie, um die volle Aehnlichkeit zu erhalten, den von einem Steifkragen über der Binde entstehenden Einschnitt in den Hals beibehalten mufste. Doch an was gewöhnt sich das Auge nicht, ist einmal die Linie überschritten worden! *) Wie weit aber der Ernst in dieser Lächerlichkeit getrieben werden kann, beweis't der Umstand, dafs dieser Hauptpunkt

*) Man vergleiche die genau porträtirten Statuen der Kriegshelden auf einem der schönsten Plätze in Berlin oder die meisterhaft ausgeführte Büste des Marschalls von Sachsen, von Delvaux, in unserem Antikenmuseum im zweiten Saale No. 66. Wie entstellt hier die galant-geknüpfte Halsschleife vorn diesen schönen Kopf.

im echten Dandyism (Dandy heifst jetzt jeder Stutzer im Regentpark) sogar ein wichtiger Artikel für den Londoner Buchhandel geworden ist. In drei Buchhandlungen in London wird jetzt die siebente Auflage der Kunst, die Cravate zu binden, mit einem Porträt des echten Cravatenträgers, als ein niedliches Taschenbuch verkauft. Die Theorie ist in eigenen Lectionen vorgetragen und zu jeder ein Vorbild in Kupferstich gegeben *). Uebrigens ist, wie Jeder weifs, der à la hauteur steht, nach einem harten Kampf der Sieg der schwarzen Binden über die weifsen und bunten Halstücher diefsmal in den böhmischen und rheinischen Bädern entschieden gewesen!

Dem Alterthumsfreunde, der besonders in Allem, was Bildnerei und Draperie betrifft, gern in die alte Welt hinüber blickt, mag es nachgesehen werden, dafs er auch hier fragt: trugen denn die Griechen und Römer auch Halstücher und Cravaten? Antwort: ei, bewahre! Das einfache Untergewand des Mannes war um den Hals herum weit ausgeschnitten. Der Hals blieb durchaus frei und trat in seiner zwanglosen, durch Gymnastik und Bäder gekräftigten Form männlich hervor, und so ist es noch bei allen Orientalen. Kein Gesunder hätte sich's je beigehen lassen, mit einem wollenen Tuch oder irgend einer Binde diesen Theil zu verhüllen, und geschah es doch, so wurde es eben so wie ein wollenes Käppchen auf dem Kopf (palliolum) für ein Zeichen weibischer Weichlichkeit gehalten. Es ist eine oft wiederholte Bemerkung, dafs die Alten eben wegen dieser freien Enthüllung des Halses und Kopfes weniger an Kopf- und Halsübeln litten und nur bei wirklichen Halsentzündungen sich mit wollenen Halsbinden schützten. Man kennt die Anekdoten von des bestochenen Demosthenes erdichtetem Halsweh, um nicht sprechen zu dürfen, und wie er defshalb mit einem mit Wolle und Tüchern umschlungenen Hals in die Volksversammlung trat **). Daher das Wort des Quintilian, wo er die Kleidung des Redners mustert: Halsbinden und Ohrenverhüllungen kann nur das Halsweh entschuldigen ***). Daher dergleichen Binden (focalia) auch als

*) The art of tying the Cravat, demonstrated by Lessons, with explanatory plates — preceded by a history of the Cravat, from its origin to the present time, with the latest Parisian improvements and amplifications. London bei Wilson 88. 1829. Es versteht sich, dafs auch hier das Zauberwort improvement, das Signal aller Industrie in England, nicht fehlen durfte!

**) Die Geschichte wird verschieden erzählt vom Plutarch in vita Demosth. T. I. p. 857. C. und aus Critolaus bei'm Gellius Noct. XI. 8. Man bezweifelt sie ganz. S. Siebelis zu Pausan. II. 33. p. 252. Für unseren Zweck ist es gleichgiltig, ob wahr oder unwahr.

***) Focalia et aurium ligamenta (sie umschlossen zugleich das Ohr,

Abzeichen eines verweichlichten Lüstlings bei'm Horaz *). Wir tragen nun freilich diese Abzeichen der Krankheit (insignia morbi, wie sie Horaz nennt) täglich an uns, würden uns aber auch höchlich wundern, wenn uns bei grofsen Bankets und Gastgeboten Blumenkränze dargereicht würden, um sie zum Nasenschmaus bei Tische um den Hals geschlungen zu tragen, eine Sitte, die wir nicht selten bei den Alten angeführt und selbst auf antiken Denkmälern abgebildet finden **). Man hatte eine eigene Benennung für diese Halskränze und nannte sie Räucherkerzchen von unten herauf.

Die Sitte, Halsbinden zu tragen, schreibt sich aus der alten Ritterzeit und aus den bei damaliger Rüstung gewöhnlichen Ueberschlägen und Halskragen her. Denn man mufste ja, damit der Panzer oben nicht einschnitt, ihn um den Hals herum füttern und seine Schärfe durch einen Ueberschlag unschädlich machen, woher die ganze Sitte der oft so kostbaren Spitzen- und Halskragen, aber auch der Kragen an unseren Röcken (der Collets) abstammt. Die Benennung Cravate aber kam während des 30jährigen Kriegs in Paris auf, wo die Franzosen die mit bunten Halstüchern sich auszeichnenden Croaten, gemeinhin Crawaten genannt, kennen lernten und nachahmten ***). Beherzigenswerth bleibt Herder's Bemerkung, da, wo er von der geschmacklosen Unkleidsamkeit unserer modernen Frauen- und Männertracht im Gegensatz von der Draperie des Alterthums ein starkes, doch wahres Wort spricht: „Die männliche Kleidung der Europäer hat einen barbarischen Ursprung. Zum Reiten sind wir da, das zeigt die Bekleidung unserer Beine. Die übrigen Fetzen haben wir uns für die Tasche zugelegt, und als ob wir uns des Stranges unaufhörlich bewufst sein sollten, insonderheit unseren Hals jämmerlich zugeschnürt, eine Kleidung, in der wir allen Nationen der Erde lächerlich werden" †).

---

s. Martial XIV.) sola excusare potest valetudo. Quintil. XI., 3. 144. Daher Bezeichnung der Schwächlichen pallentes palliolo, focalique circumdati bei Seneca, Quaest. Nat. IV., 13. 9.

*) Satir. II., 3. 255. mit Heindorf's Anmerkung S. 324.

**) S. Visconti zum Pio-Clementino T. IV. p. 44. und die Sabina Th. I. S. 240 f. Das griechische Wort dafür heifst ὑποθυμιάδες. Aber freilich gab es damals noch keinen Schnupftabak und keine Tabatièren. Davon in einer anderen Vergleichung!

***) S. Menage, Dictionnaire Etymologique s. v. Cravate p. 233.

†) Herder's Briefe zur Beförderung der Humanität. 6te Sammlung. S. 87.

II.

Der Kamm, als Haarputz.

Wir haben bei der diefsmaligen (1829) Ausstellung gewerblicher Gegenstände in Dresden — eine lehrreiche Augenweide für Jeden, der nicht als Gaffer, sondern als Beobachter eintrat — unter vielen höchsterfreulichen Veredelungen des mechanischen Kunstfleifses, die auch uns in Sachsen die Hoffnung verbürgen, dafs der Innungzwang und Schlendrian überall dem concessionirten Bessermachen weichen wird, auch ein schönes Sortiment von Kämmen für den Frauenputz gesehen aus der concessionirten Kammfabrik von W. A. Lungenstein in Leipzig. Da lagen Avignonkämme in Horn, Elfenbein und Schildpatt vor, nach französischen und englischen Mustern, auch Pfeile und Nadeln zum Festhalten des Locken- und Schleifenaufbaues auf den künstlich behaarten Köpfen unserer Frauen. Vorzüglich zog ein Kämmchen mit dreifacher feiner Zahnung, weit brauchbarer als die gewöhnlichen Haarbürsten, und ein Monstrum von einem zwei Ellen langen Kamm, als Beweis der Bearbeitung aus einem einzigen Horn und der Künstlichkeit einer zwischen jeder einzelnen Abtheilung eingeprefsten Verzierung, die Aufmerksamkeit auf sich. Am lehrreichsten aber schien uns das niedliche Modell einer Kammmacher-Werkstatt mit erforderlichem Werkzeug und 100 Proben einer vollständigen Arbeitfolge versehen. Der patriotische Hornbildner hat, wie versichert wird, dieses Modell unserem Gewerbinstitute zum Geschenk gemacht. Möge er viele Nachfolger finden!!

Der Kamm spielte besonders in den letzten dreifsig Jahren eine grofse Rolle im Toilettenluxus. Er gehörte zu einer vollständigen Schmuckgarnitur und galt, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, oft so viel als ein ganzer Postzug mit Geschirr und Wagen. Ja, wäre bei unseren Königinnen und Königtöchtern noch die orientalische Sitte im Gebrauch, wo, wie aus Cicero Jedem von der Schule her wohl bekannt ist, die Gemahlinnen der persischen Grofskönige die Einkünfte ganzer Städte für einzelne Artikel ihres Putzes bezogen und darunter ausdrücklich durch die Zutheilung einer eigenen Stadt auch für den Haarputz gesorgt war *), so würde manches

*) In der bekannten Stelle in den Verrinen des Cicero III., 33.: Solent barbarorum reges uxoribus civitates attribuere hoc modo: haec civitas mulieribus redimiculum praebeat (so, nicht in redemiculum lies't auch Orelli T. II. p. 224.), haec in collum, haec in crines. Die bezüglichen Stellen bei'm Plato, Aelian u. s. w. gab schon Barn. Brisson, de regno Persarum p. 76. Commel. Wir wissen seit Belonius und Tournefort, dafs ähnliche Satzungen im Harem des Sultans galten, und dafs z. B. die schönen, jetzt zer-

schöne Kammer- und Schatullengut für die kostbaren Haarkämme und ihren Zubehör zu bestimmen gewesen sein. —

Fragen wir nach dem Ur- und Grundzweck dieser Putzkämme, so dienen sie zum Festhalten der Haarflechten und Schleifen am Hinterhaupte. Ein recht verständiger Tausch! Denn sie traten an die Stelle der einst in ganzen Nadelbriefen verbrauchten Haarnadeln, womit unsere Mütter und Grofsmütter aus ihren mit Pomaden zusammengeklebten und à la neige eingepuderten Haarwülsten Stockwerk auf Stockwerk aufbauten. Nur die gewaltig emporstrebende Höhe dieser Kämme, und dafs überhaupt ein Kamm mit allen seinen Nebenbegriffen ein Bestandtheil des höchsten Schmukkes werden mufste, will uns nicht recht zu Sinne. Und da fällt uns wieder eine antiquarische Frage auf's Herz. Hatten denn die Griechinnen und Römerinnen auch Kämme bei ihrer Toilette? Antwort: Ei freilich! Aber steckten sie diese Kämme auch zum Putz auf den Kopf? Antwort: bewahre! Ueber einen solchen Mifsgriff hätte man in Athen und Rom gelacht, und irgend ein Rhyparograph (so hiefs damals der Caricaturenmaler) ein Spottbild darauf gemacht. Hier meine möglichst kurzgefafsten Beweise.

Der Kamm selbst ist uralt. Die Natur hat uns ja sein Vorbild an den Arm geheftet. Denn dieselben fünf gespreizten Finger, die den ersten Rechenknecht und mit ihm das Decimalsystem bildeten *), waren auch der erste Naturkamm für den struppig behaarten Kopf im Naturzustande. Es ist aber noch die Frage, ob der Kamm zum Krämpeln der Wolle nicht noch früher gewesen ist als der Kamm zum Durchfurchen und Entwirren des Haarschopfes **). So viel ist gewifs, dafs die Bezeichnungen des Kammes in beiden alten Sprachen mehr auf die Woll- als auf die

---

störten Mastixdörfer in Scio zum Nadelgelde der Sultanin Valide gehörten.

*) Es ist bekannt, dafs ursprünglich nur das Rechnen mit den fünf Fingern (πεμπάζειν) galt, und dafs die römische V nur die Abbreviatur der flachen Hand (vola) mit den fünf Rechenfingern ist. Diese ganze Finger- und Handarithmetik wurde in der Folge in ein sehr künstliches System gebracht, welches die Stummen und Verschnittenen im Serail noch ausüben.

**) Das altrömische Wort pectere, welches in alle neuromanische Sprachen überging, kommt ja vom griechischen πέκειν, die Wolle krämpeln, her und wurde also zuerst vom Kämmen der Wolle bei'm Wollvieh (pecus) gebraucht, ehe die altrömischen Landwirthe (rustici) dadurch zur Anwendung des Haarkammes gebracht wurden. Bemerkenswerth ist, dafs das germanische Kamm, comb u. s. w., unstreitig von der Benennung der Hand abstammt, welche in den Salischen Gesetzen noch chama heifst und auf den Naturkamm unserer Altvordern hinweis't.

Haarkrämpel deuten, so wie es keinen Zweifel leidet, dafs die Römer von alter Zucht und Mannskraft sich eben so gut die vom Haarabputzer (tonsor) kurzgeschnittenen Haare mit allen fünf Fingern kurzweg durchfurchten *), als die gepriesenen teutschen Bärenhäuter zu Tacitus's Zeiten, wie sie uns Philipp Cluver im Conterfei zeigt. Aber bei fortschreitendem Luxus brauchten allerdings schmucklustige Damen bei'm Haarputz die feinsten Kämme aus Buchsbaum, Elfenbein und Gold. Die Hetäre Kallikleia weiht in einem anathematischen Sinngedichte **) des Leonidas von Tarent der Venus nebst anderen Bijoux und Nippes auch

Des dunkeln Haar's Gekräusel, wie's aus Lesbos kam,
Das Busenband, meerbläulich schillernd, zart gewebt,
Den eh'rnen Spiegel und den breiten Buchskamm,
Der wie ein Zugnetz, ihr die Haar' umschliefsend, furcht ***).

Und Callimachus ruft in seinem Preisgesange auf das Bad der Minerva den Mädchen in der Procession zu: (V. 32.)

Bringet den goldenen Kamm, damit sie kämme das Haupthaar,
Hat sie die Flechten mit Oel fleifsig gesäubert vorher.

So wie hier die Mädchen als Haarschmückerinnen mit dem Kamme

---

*) Der Mensch kratzt sich nur mit einem Finger im Haare, war noch zu Cicero's Zeiten die Bezeichnung eines weibischen und weichlichen Mannes, der sein Haar zierlich gekämmt und gelockt trug, also nicht mit allen fünf Fingern, wie es wohl zur Abwechselung auch unsere Tituskäpfe zu thun pflegten, durcharbeitete. Es kannte in Rom Jeder ein Epigramm des Licinius Calvus auf den Pompejus — digito caput uno qui scalpit, wegen seiner Stutzerhaftigkeit. Jenes vom älteren Seneca, Contróv. III., 19. zuerst angeführte Distichon hat eine eigene Geschichte in älterer und neuerer Zeit gehabt, die am ausführlichsten erzählt wird von Burmannus secundus in Anthol. Lat. T. I. p. 217. 218. Vergl. Spanheim, Remarques sur les Césars de l'Empereur Julien. n. 580. p. 171.

**) Anathematische Sinngedichte heifsen im Alterthume solche, wenn man die als Weihgeschenke dem Schutzgott aufzuhängenden Sachen mit einem Weihgedicht begleitet. Die in Classen getheilte griechische Blumenlese enthält ein ganzes Buch solcher oft sinnreich ausgesprochenen Weihtafeln, welche aufser dem poetischen Interesse auch ein technologisches für uns haben und für das Hauswesen der Alten eben so wenig als Artemidor's Traumbuch hinlänglich benutzt sind. In Jacobs's trefflicher Auswahl, Delectus epigr. Graecorum sind p. 40 — 48. die zierlichsten der Art zusammengestellt.

***) Anal. T. I. p. 222. V. mit Porson's und Jacobs's Anmerkungen, Animadv. P. I. p. 62 f.

auftreten, so finden wir bei'm Claudian die Grazien mit dem Kamme bei der Toilette der Venus beschäftigt, und indem damit auch das Flechten und Kräuseln der Haare mitgerechnet wurde, so bekam das Haar selbst vom Kämmen in den alten Sprachen die Benennung, und das Zeitwort davon (comere) bildet den Hauptbegriff der alten Frauentoilette *).

Allein nirgends hat es uns bis jetzt gelingen wollen, bei einem alten Schriftsteller eine Nachricht, oder an den vielfach mit Flechten und Locken geschmückten Frauenköpfen in alten Vasengemälden, Statuen und Büsten auch nur die geringste Spur aufzufinden, dafs jene classischen Frauen diesen vielgebrauchten Kamm zur Putzschau in die Haarflechten und in das Lockengekräusel von hinten aufsteckten, wie es, besonders vor der alles Andere verdrängenden Giraffentracht, allgemein Sitte geworden war. Genau betrachtet, verkehrt auch diese neue Kammparade alle Begriffe, welche das geschmackvolle Alterthum vom zierlichen Eirund des weiblichen Kopfes hatte, indem sie ganz eigentlich das Vorderste zu hinterst dreht. Die Frauen im Alterthume trugen entweder ihr Haar ohne alle Kopfbedeckung, wovon bei fröhlicher Veranlassung nur Blumenkränze eine Ausnahme machten, oder mit dem über den Hinterkopf heraufgezogenen, dem Kopfe fein sich anschmiegenden Obergewande, wobei doch auch Haarnetze und eine Art von Behaubung **), besonders bei den Griechinnen, durch ein zartes Gewebe nicht ganz ausgeschlossen waren. Galt es nun Prinzessinnen und Frauen aus der Kaiserfamilie, so bog sich über die Haarwurzeln und die Stirn herum ein aus Gold oder anderen metallischen Stoffen gearbeitetes Diadem, welches, eigentlich nur den Bildnissen der Göttinnen zugehörig, auf die, Göttern gleich geachteten Frauen in der Herrscherfamilie übertragen wurde ***). Da war Sinn im Schmuck, denn es gab der feingeglätteten hohen

---

*) Die Putzmädchen (ornatrices) hiefsen im Allgemeinen bei den Griechen κομμώτριαι. Die ganze Kammtoilette des Alterthums haben schon Hadr. Junius in seinem Werke de coma c. VII. p. 329. T. IV. Lamp. Grut. u. Spannheim zu Callimachus p. 639. 640. erschöpfend behandelt.

**) Das redimiculum der Römerinnen, die κάλυπτρα der Griechinnen. Die Redesilla, das Haarnetz, (man denke an das zierliche Bildchen einer Dichterin in den Herculanischen Gemälden) hiefs κεκρύφαλος.

***) Man sehe z. B. den colossalen Kopf der Ludovisischen Juno in unserem Mengsischen Museum, wo dem Diadem Blumen angebildet sind, und das zierliche Köpfchen der Julia, August's Tochter, in unserem Antikenmuseum No. 396. Es ist die στεφάνη oder ἄμπυξ der Griechen.

Stirn noch mehr Majestät und Erhabenheit *). Unsere Kammmoden aber kehrten die Sache vollkommen um. Wir haben es hinten, wie es jene vorn hatten **).

Dagegen machte die sogenannte Nestelnadel, womit die classischen Frauen so oft die fein gescheitelten Haare oder die Haarflechten auf dem Scheitel zu heften pflegten, einen Haupttheil ihres Haarputzes aus. Denn so wenig man im Alterthume von unseren Haar- und Stecknadeln etwas wissen wollte, welche überall nur Nothbehelfe sind, so viel Kunstgeschmack zeigten sie in diesen Nestelnadeln, deren Kopfenden oft mit dem zierlichsten Bildwerke geschmückt, oft selbst mit orientalischen Perlen bereichert waren ***). Auch unsere Damen spielen es hier mit — vergoldeten Pfeilen, die ihnen unstreitig Amor selbst in die Zöpfe und Haarwülste geschossen hat, damit sie solche wieder verschiefsen. Denn auch in den Haarlocken sitzt, wie uns die Dichter verkündigen, der kleine Schalk, wie auf den Wangen der Jungfrau nach Sophokles's Electra.

Wenn nun auch die hartgläubigste unserer schönen Leserinnen, wenn sie die Geduld gehabt hätte, sich durch diese Alter-

---

*) Man übersehe dabei nicht, dafs die niedliche Gesichtform eine kleine Stirn (frons brevis, Mart. IV., 42), castigata, forderte. S. Junius, de Pict. Vet. III., p. 223. Um so ausgezeichneter war die hohe Stirn durch's Diadem selbst erhöht.

**) Nur berufe man sich nicht auf das Vielen räthselhaft erschienene Haarband von hinten, die sogenannte ὀπισθοσφενδόνη, ein schleuderartiges, also, wie der Schleuderriemen, in der Mitte breites, in schmalen Enden auslaufendes Haarband, welches dazu diente, die Haare vom Nacken herauf in die Höhe zu halten. Man findet dieses Haarband auf alten Vasengemälden häufig, aber stets in Verbindung mit einem dazu gehörigen Vorband über die Stirn, z. B. Millin's Peintures T. I. pl. 24. mit der Note in der Description p. 46, 9. Vergl. Visconti zum Pio-Clement. T. IV. p. 7. Diefs ist sehr kleidsam und verhüllt den Anblick des straff hinangezogenen Haarwuchses im blosen Nacken, welcher bei unschönen Hälsen einen widrigen Eindruck macht.

***) Diese Nadel hiefs acus discriminalis und hielt auch die Locken fest. S. Nic. Heinsius und Burmann zu Ovid III. Art. 139. Man mufs dabei bedenken, dafs die Frauenhaare gewöhnlich von Salben dufteten, aber auch um so mehr, um nicht die seidenen Gewänder (tenuia bombycina, Martial XIV, 24.) dadurch anzufeuchten, fest zusammengehalten werden mufsten. Alles auch aus noch vorhandenen Anticaglien hier zur Erläuterung Beizubringende gibt die Sabina Th. I. S. 168 ff. Dafs auch Perlen bei diesen Nadeln gebraucht wurden, läfst Properz II. 18. 10. (Indica gemma medio vertice) nicht zweifeln.

thümeleien zu langweilen, überzeugt worden wäre, dafs eine Dame mit dem Kamm auf dem Hinterhaupte im Alterthume gar nicht denkbar sei, so stehe doch zu ihrem Troste die Bemerkung noch als Zugabe hier, dafs der Frauenkamm wenigstens einmal im Alterthume eine glanzvolle Rolle öffentlich gespielt habe. Nichts geht über die Perrüken der Allmutter Isis, als sich ihr Dienst vom Nil aus über die ganze alte Welt verbreitet hatte. Man findet sie in hundert Löckchen oder auch Lotosglöckchen vom Haupte der Göttin herabfliefsend auf ägyptisirenden Denkmälern abgebildet und in Statuen römischer Frauen, die sich im Isis-Costume bilden liefsen, nachgeahmt *). Zu dieser Frisur waren die Kämme ganz unentbehrlich. Was geschah? Bei den Isis-Processionen, welche zu gewissen Zeiten aus einem Tempel in den anderen angestellt wurden, trugen andächtige Frauen den Kamm für die Isis-Coiffure öffentlich zur Schau, und da hier Alles mimisch dargestellt wurde, so ahmten diese Kammträgerinnen mit den Händen das Kräuseln und Toupiren dieser umfangreichen Isis-Perrüke auf's Genaueste nach und erklärten sich dadurch als Mägde und Hierodulen der grofsen Göttin **). Man kann sich vorstellen, dafs die zu diesem Weihgepränge bestimmten Kämme an Gröfse und Kostbarkeit Alles übertrafen, was wir in dieser Gattung kennen. Man ging noch weiter. Die frommen Frauen gingen in ihrem Eifer für den Haarschmuck ihrer Göttin so weit, dafs sie sich selbst als Geweihte die Tonsur geben liefsen und den schönsten Schmuck des Frauenhauptes der Göttin zum Opfer brachten ***).

---

*) Man mufs die Isis- oder Atorfiguren auf mehreren altägyptischen gemalten Denkmälern vergleichen, wo die numidische Henne sich über den Kopf der Göttin breitet, z. B. in Champollion's Panthéon Egyptien. 4. Livraison. n. 17. A. Die Isis-Statue im Museo Capitol. T. III. tab. 76. streift schon an die pantheistischen Bilder. Oben unter der gewaltigen Feder-Perrüke sieht man die Locken. Vergl. in demselben Museo tab. 81. und im Musée Napoléon von Piranesi, T. IV. pl. 51. 52., welche aber nur vornehme Römerinnen im Isis-Costume vorstellen.

**) Wenn Appulejus in den Metam. XI. p. 771. Oudend. die Isis-Processionen schildert, so spricht er, nachdem er die Spiegelträgerinnen uns vorgeführt, auch von den Kammträgerinnen, welche zugleich die Pantomime der Handlung machten: Mulieres — quae pectines eburnos ferentes, gestu brachiorum, flexuque digitorum ornatum atque oppexum crinium regalium fingerent, womit schon Spanheim zum Callimachus p. 620 die Stellen aus dem Seneca und Varro verglichen hat.

***) S. das Epigramm des Palladas in den Analect. T. II. p. 406. I. Die Tonsur war unerlafslich bei'm Isisdienste. S. Plutarch, de Is. et Osir. c. 4. Vol. II. P. II. p. 445. Wyttenb. Dafs aus

III.

Die Brillenträger.

Das Erwachen des Epimenides oder, gilt es die Heiligenlegenden, der Siebenschläfer unter dem Kaiser Diokletian läfst sich auch auf eine alterthümliche Vision anwenden. Zum Beispiel: Wie, wenn irgend ein Elegant, ein Stutzer aus dem alten Rom, ein Malthinus, wie er uns in Juvenal's Satiren begegnet, plötzlich unter uns aufwachte und auf allen Brücken und Plätzen, in Kirchen und Theatern ganzen Schaaren von jugendlich-kräftigen Brillenträgern begegnete, wie würde er ob dieses seltsamen, ihm völlig unbegreiflichen Anblicks erstaunen, oder sich wohl gar entsetzen! Was — würde er ausrufen — haben diese Jünglinge und Männer alle den bösen Zauber, den vergiftenden Blick im Auge, dafs sie, um dessen behexende Wirkung zu hemmen, zur Vorhut ihre Augen zu verglasen genöthigt sind, damit die Vorübergehenden von ihren verderblichen Ausflüssen nicht berührt werden? *). Das Auge ist ja das beredteste, entzückendste aller Sinnenwerkzeuge, das Fenster der Seele; müssen diese Glasaugen sich so verwahren, damit der innere Schalk nicht herausgucke? — Und in der That, man könnte dergleichen Aeufserungen bei einem Wiederauflebenden aus dem Alterthume für keine ungereimten Muthmafsungen halten. Denn man bedenke hier nur, dafs ja jede Art von Augengläsern, ja vielleicht selbst die ganze Glasschleiferei, so wie sie bei uns geübt wird, damals eine völlig unerhörte und unbekannte Sache gewesen sei.

---

dem alten Aegypten mit den ersten Mönchorden auch vieles Klerikalische ausging, leidet nach den neuesten Deductionen kaum einen Zweifel.

*) Es ist nicht möglich, dafs der durch alle Völker und Zeitalter verbreitete Glaube an den schädlichen Zauber im Auge (fascinus, mal occhio, gettatura) nichts als ein Ammenmährchen und alter Weiberglaube sei. Die Alten gaben dem Auge durchaus eine active, in das Object einwirkende Gewalt, wie selbst der Sprachgebrauch der Griechen, die Zeitwörter des Sehens mit dem Genitiv zu construiren beweist. S. die Anmerkung zu dem Grammatiker Apollonius im Classical Journal, LXX. p. 285. Hätte ein Buchhändler von meinem Journale: Alterthum und Kunst, die Fortsetzung drucken wollen, so war dafür eine Abhandlung über den Augenzauber zur Erläuterung einer marmornen Bildtafel bestimmt, welche Millingen zuerst in der Archaeologia Britannica, Vol. XIX, bekannt machte. Es ist auch nach Arditi's Abhandlung über die hundertfachen Beziehungen auf den Augenzauber in alten Denkmälern sehr viel zu erörtern übrig. Man vergleiche indefs Ebert's Ueberlieferungen, II., 60 ff.

Zwar finden wir in alten römischen Inschriften unstreitig Augenfabrikanten (faber ocularius) erwähnt und man hat daraus oft beweisen wollen, daſs die Alten schon Brillen gehabt hätten. Allein es ist längst bis zur Genüge gezeigt worden, daſs man selbst in den beſsten Zeiten der bildenden Kunst bei den Griechen die Gewohnheit beibehielt, den Statuen aus Bronze und selbst aus Marmor eingesetzte Augen aus Schmelz oder Edelsteinen zu geben, und daſs es bei der so groſsen Vervielfältigung der Statuen im Alterthume selbst Künstler gegeben haben müsse, welche sich ausschlieſslich mit solchen eingesetzten Augen beschäftigten *). Alles, was sich vielleicht zugeben läſst, ist, daſs man zur Beobachtung der Sterne und Meteore im Dunstkreise eine Art von Sehröhren, den Diopter, aber ohne Objectivgläser, gekannt habe **), ja wohl auch durch die Beobachtung der Strahlenbrechung in einer mit Wasser gefüllten Kugel auf die Idee von künstlichen Linsen aus Glas zum Behuf mikroskopischer Arbeiten (bei Stein- und Stempelschneidern) gekommen sein könne ***).

*) S. Buonarotti: Osservazioni sop. alcun. medaglioni, Proemio p. XII. Fea in Winckelmann's Storia delle arti, T. II. p. 27. s. und Quatremère de Quincy, Jupiter Olympien, P. I. p. 42 ff. Es ist merkwürdig, daſs in neueren Zeiten die Augenchirurgie auch solche künstliche Augen theils innerhalb der Augenlider, theils auſserhalb derselben einzusetzen und mit der in alten griechischen Aerzten nirgends zu findenden Benennung jenes ὑποβλέφαρον, dieſs ἐκβλέφαρον zu bezeichnen angefangen hat. S. Marcharti, de oculo artificiali ecblepharo et hypoblepharo, Tübingen 1749, wieder abgedruckt in Hazard Mirault, Traité pratique de l'oeil artificiel. (Paris 1818) p. 221 ff.

**) Die Stelle des Strabo, wo von Röhren die Rede sein soll, p. 203. A., ist durch Coray's alleingiltige Verbesserung (s. Friedemann's Commentar, Vol. I. p. 584 ff.) jetzt verschwunden. Aber die διόπτραι kommen doch schon bei'm Polybius, X. 46, in der Telegraphik der Alten vor. S. Schweighäuser, T. VI. p. 697. Nimmt man die bekannten alten Bildnisse zu Ptolemäus Geographie dazu (s. Ursinus Anmerkungen zu Dithmar's Chronik, S. 424 ff.), so ist's auſser Zweifel, daſs die Alten die Sterne durch Röhren beobachteten und so Teleskope ohne Gläser hatten. Aber Caylus schloſs zu viel daraus. Siehe Ameilhon in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions, XLII. p. 498.

***) Man denke an die pila aquae plena bei'm Seneca, Qu. Nat. I. 6. p. 45. Ruhk. und das, was Schneider in den Anmerkunge zu den Eclogis physicis, T. II. p. 273, darüber bemerkt hat. Sc' Pinkerton in seinem Essay on Medals, T. I. p. 181, wo mit Recht unglaublich findet, daſs die alten Graveurs nir mikroskopische Hilfe gehabt hätten, sagt: A drop of wa

Und doch kannten auch die Alten manches natürliche Mittel, den Blick zu schärfen und die Augen zu bewahren. Denn nicht nur, dafs die Construction ihrer Helme selbst durch das hinaufgeschlagene Visir einen vielfach nützlichen Augenschirm darbot *), was wir aus alten noch erhaltenen Helmen und aus Statuen und Vasengemälden wissen, so bedienten sie sich auch häufig zur Schärfung des Blicks der über das Auge vorgehaltenen hohlen Hand und bildeten diese Hirtengeberdung theils in ihren Pan- und Satyrbildern, theils in einem eigenen mimischen Tanze nach **). Aber auch gegen die Blendung der Augen durch den Schneeglanz in nördlichen Klimaten kannten die Griechen schon den Gebrauch eines aus schwarzen Pferdehaaren gefertigten netzartigen Ueberzuges vor den Augen, kurz das, was die Eskimos in Nordamerika Schneeaugen nennen. Die Sache kommt in Xenophon's Rückzuge der **10,000** Griechen vor und ist von dem ehrwürdigen Veteran Blumenbach schon vor fünfzehn Jahren in einer Vorlesung gelehrt behandelt worden ***). Es ist überhaupt thörig, zu zweifeln, dafs

---

a microscope and it is probable, was the only one of the ancients. Von einem Wassertropfen war aber der Weg zu einer Augenlinse aus Glas nicht weit. Dutens in seinen scharfsinnigen Origines des découvertes attribuées aux modernes, T. II. §. 278. p. 224, bemerkt, dafs sich dergleichen Linsen mehrere im Museum zu Portici fänden und dafs er selbst dergleichen besitze. Uebrigens wird man in Hamberger's Historia vitri in den ältesten Commentariis Soc. Gott. vergeblich nach einem Zeugnisse von Glasschliff suchen; wohl aber glaubte mein unvergefslicher Freund, der preufsische General-Consul Bartholdy in Rom, Beweise dazu in alten Glaspasten gefunden zu haben. — Was haben seine Erben mit den Handschriften desselben gemacht?

*) Helme mit Schirmen, ἀποσκεπάσματα. Unstreitig waren die eigentlichen Visirverfertiger, buccularii in den alten Inschriften, auch darauf ausgelernt, die cavernas minutas et oculorum orbibus affixas, wie sie Ammianus Marcellinus beschreibt, geschickt anzubringen. S. Lips., de M. R. III. 5. p. 140.

**) Die Griechen hatten ein eigenes Wort für diese Geberde des umbratus vultus, wie ihn die Römer nennen, ἀποσκοπεύειν. S. Hemsterhuys zu Lucian's D. D. Mar. VI, 3. p. 304, Wetst. Das Wort ist in dieser Beziehung oft nicht verstanden worden, wie die von Abresch zu Aristaenet, p. 4, angeführten Citate beweisen. Daher das berühmte Gemälde eines Satyrs, des Aposcopeuon. S. Sillig, Cat. Art. s. v. Antiphilus, p. 56. Die Vasengemälde, auf welchen die Geberden in mimischen Satyrtänzen vorkommen, habe ich angeführt in den Ideen zur Archaeologie der Malerei, p. 204. Vergl. Millingen, Vases de Cogh. II. p. 28.

***) Bei Xenophon, de Exped. Cyri IV. 5., 13. heifst es: es war ein

die Alten schon überall, wo es in einem weit weniger Hüllen erfordernden Klima und bei gymnastischer Abhärtung noch Noth that, die Mittel gekannt hätten, wodurch wir die edelsten Organe gegen äufsere Einflüsse der Witterung zu schützen wissen *).

Man kann aber, diefs vorausgesetzt, geradezu behaupten: sie hatten keine Brillen und Augengläser, *weil sie keiner bedurften*. Denn mehrere Veranlassungen, wodurch unter uns die Myopie aus Angewöhnung oder erkünstelter Augenschwächung mächtig befördert wird, fiel bei ihrer Lebensweise entweder ganz oder doch gröfstentheils weg. Ich rechne dahin das Nachtleben, das Leben in eingeschlossenen Räumen und im Inneren unserer Wohnungen und das Lesen und Schreiben, wie es uns zum Bedürfnifs geworden ist.

Nichts ist in der Länge den Augen verderblicher als das in höheren Cirkeln zum vornehmen Ton gehörige Nachtleben, besonders die dabei unerlafsliche Vervielfältigung der Lampen und Kerzen, das blendende Farbenspiel unserer Crystallleuchter und Spiegelreflexe, wobei selbst die Concentrirung der Lichtstrahlen durch allerlei neue Sinombre-Lampen-Erfindungen und Umschirmungen das Uebel nur noch ärger macht, die Einrichtung unserer Assem-

---

Schutz für die Augen, εἴ τις μέλαν τι ἔχων πρὸ τῶν ὀφθαλμῶν πορεύοιτο. Es ist nicht angegeben, worin dieses schwarze Hilfsmittel bestand. Allein aus einem Fragment des Varro de L. L. VI., welches Fea zu Winckelmann's Storia, T. II. p. 28, anführt, geht hervor, dafs man sich, um kleinere Gegenstände zu sehen, besonders eines weifsen Elfenbeins und schwarzer Pferdehaare (setulae) bediente, und so möchte diefs wohl eine siebartige Vorrichtung gewesen sein. Schon Schneider in seinen Anmerkungen zu den Eclogis physicis, T. II. p. 149, hat bei der Stelle des Xenophon Parallelen aus Pallas's und Paje's Reisen angeführt. Diese hat Blumenbach in seinem ersten Specimen historiae naturalis ex auctoribus classicis illustratae, p. 7 ff., durch mehrere Citate aus neueren Reisebeschreibungen und selbst durch eine Kupfertafel scharfsinnig erläutert.

*) Griechen und Römer bedurften der Hüte und Kappen nicht und gingen *in der Stadt* stets mit blosem Kopfe, was selbst die Fernsicht schärfte. Allein auf dem Lande gegen den Sonnenstich und auf Reisen hatten sie *breit*krämpige, ringsumschirmende Hüte von Filz oder Geflechten, die unter vielen Benennungen (nur nicht pileus) in den Schriften (*Valckenaer* zu Theokrit, Adoniaz. p. 345.), aber auch auf Reliefs und Gemälden vorkommen, indem man sie dann auch wohl an eine Schnur befestigt hinten herabhängen sieht. Es ist abgeschmackt, unsere Oreste und Pyladesse auf der Bühne nicht mit solchen Reisehüten zu erblicken.

blee'n und Bälle, unsere nur des Nachts eröffneten, oft aus Sparsamkeit schlecht beleuchteten, plötzlich aber irgend eine gespenstische Ahnenfrau in bengalischem Feuer verherrlichenden Theater. Wie weit einfacher war im Ganzen, wie schon Hufeland in seiner so vielfach eingreifenden Makrobiotik zu bemerken nicht unterlassen hat, die Lebensart jener classischen Völker des Alterthums. Denn wenn es auch lächerlich wäre, zu behaupten, dafs jene Alten nicht auch Lampen-Candelaber und Lychnuchen in den sinnreichsten Formen gekannt und bei Gastgeboten oder auch wohl bei'm Lucubriren gebraucht hätten *), so gilt diefs Alles doch nur als Ausnahme. Doch diefs fodert einen allgemeinen Blick auf alte Lebenssitte und es dürfte besonders mancher unserer wifsbegierigen Leserinnen vielleicht willkommen sein, uns hier auf einige Augenblicke in das alte Athen oder Rom zu folgen.

Zuerst die Frage: wie sah es damals in den ersten und reichsten Städten des Nachts auf den Strafsen aus? — Regelmäfsige Nachtbeleuchtung der Strafsen war im Alterthume nicht nur etwas völlig Unerhörtes, sondern auch etwas ganz Unnöthiges und Zweckloses, und es wird ausdrücklich von den Geschichtschreibern erwähnt, wenn bei den Römern und Griechen bei aufserordentlichen Begebenheiten (hilaria nannten sie die späteren Römer), Festspielen, Triumphzügen u. s. w., Lichter und Fackeln auf den Strafsen brannten **). Ein Athenienser oder Römer, der unsere Reverberen- oder gar Gasbeleuchtung erblickt hätte, würde, vom Erstaunen ergriffen, sogleich ausgerufen haben: Welchem Gott, welchem

*) Die Lampen und Candelaber bilden, wie bekannt, eine ganz eigene Classe der Alterthümer, worüber schon Millin, Monumens inédits, T. II. p. 84 ff., Alles beigebracht hat. Als ich im Jahre 1811 meinem unvergefslichen Freunde Reinhard zu seinem Geburtsfeste eine antike zweidochtige (bilychnis) bronzene Lampe nebst Candelaber schenkte, begleitete ich dieses Geschenk mit einer lateinischen Elegie, worin ich in den Anmerkungen p. 5. den Gebrauch der Lampen bei den Alten ausführlicher behandelte. Bei'm Dresdener Hofjuwelier Rofsbach sind noch Lampen und Candelaber nach jenem Modelle zu erkaufen.

**) Alles aus dem Alterthume hieher Gehörige hat der fleifsige Beckmann in seinen Beiträgen zur „Geschichte der Erfindungen", Theil I. S. 63 ff., II. S. 520 ff., schon zusammengestellt. Das Christenthum war früh der Lampenbeleuchtung günstig. In Constantinopel, Antiochia u. s. w. gab es viele solcher Hilaria, worüber nun, da Reiske's handschriftliche Anmerkungen in Kopenhagen zur neuen Ausgabe des Constantinus Porphyrogeneta Ceremoniale in der Bonner Ausgabe der Byzantiner vollständig gegeben worden sind, zu S. 351, der ersten Ausgabe Vieles nachzulesen ist.

Feldherrn gilt diese Verherrlichung? — Indefs kam ja wohl der Fall häufig genug vor, dafs bei einem bis in die Nacht verlängerten Gastmahle man sich durch Sclaven mit einer Wachsfackel (cereus funalis), wenn es, wie dort bei'm Duillius, vornehm zuging*), oder doch mit einer Laterne nach Hause leuchten liefs, wobei sich uns wieder die Bemerkung auf's Neue aufdringt, dafs die zu blosen Maschinen herabgewürdigten Sclaven damals das bequemste Surrogat für unsere Messer und Gabeln, Wandleuchter und Lampen, Uhren, Schlösser und hundert andere Werkzeuge des heutigen Lebensbedarfs ausmachten. Man kann diese Ermangelung aller Nachtbeleuchtung auch auf das bildende Alterthum anwenden und dann die Bemerkung bestätigt finden, dafs die umgekehrte Fackel, die wir immer nur als Symbol des auslöschenden Lebens oder des Schlafes ohne Erwachen anzusehen gewohnt sind, auch das Merkmal jenes einzigen Nachtlebens bei jungen muthwilligen Wüstlingen oder jenes Komos war, wo man mit Fackeln den Mädchen, welche kein Gynäceum (Frauenzimmer in seiner ursprünglichen Bedeutung) bewohnten, in späten Nachtstunden eine Serenade brachte und, wurde die Thür nicht geöffnet, diese auch wohl gewaltsam einschlug **). Das war, wird mancher unserer heutigen Brillenträger, wo nicht verlautbaren, doch im Stillen bei sich denken, eine schöne Zeit, wo kein Nachtwächter durch seine Klapper oder sein Horn störte, keine Polizei vigilirte, keine Hauptwache den nächtlichen Friedenstörern eine unwillkommene Herberge bot. Einem solchen wäre denn freilich in's Ohr zu flistern: Wenn nur dann auch dein schön gefütterter Mantel nicht Gefahr gelaufen wäre! ***) Doch wenden wir uns nun zum inneren Leben.

Man stand sehr früh auf, machte in Rom bei anbrechendem Tage die Staatsbesuche, eilte in Athen schon um 8 Uhr unseres Zeitmafses auf den Marktplatz, welcher dann der volle hiefs,

---

*) Cicero, de Senectute, cap. 13. p. 83, ed. Gernh., wo die neueste Ausgabe mit Recht crebro vorzog.

**) Diefs ist der κῶμος und das κωμάζειν der griechischen Welt, worüber Welcker in seinen Anmerkungen zu Philostrat's Ikonen, I. 3. p. 202—214, eine die Sache erschöpfende Abhandlung geschrieben und auch das Bild des personificirten Genius der Nachtlust, des Komos, mit der seiner Rechten entgleitenden Fackel fein erläutert hat. Vergl. zu Horaz, III. Od. 26. 6.

***) Denn es gab da ausgelernte Kleiderdiebe, welche den im Dunkeln auf einsamen Strafsen Gehenden die Kleider abrissen, qui rapta praemia veste petunt. Tibull II. 2.26. mit Broeckhuysens Anmerkungen. Sie gehörten in die Klasse der Spitzbuben, die man grassatores nannte. In Petron's Satyricon, c. 11—13, kommt eine ganze Geschichte der Art vor. Vergl. Torrenz und Casaubonus zu Sueton, Aug. c. 32.

daun kam das öffentliche Geschäftsleben bis zur siebenten Tagesstunde, nun wurde gefrühstückt, gebadet und blos der Körperpflege gelebt, die neunte Tagesstunde (bei uns die vierte Nachmittagstunde) war die allgemeine Efsstunde; und so war in der Ordnung an andere als die Tagesbeleuchtung nicht zu denken *). Freilich gab es Ausnahmen, wo man bis in die Nacht schmausete und Lichter anzündete. Aber in den üppigsten Zeiten Roms, selbst unter Nero und Domitian, blieb jene doch die allgemeine Efsstunde, wobei der Umstand merkwürdig ist, dafs, so wie in unseren Tagen das sogenannte Mittagmahl immer mehr vorwärts, d. i. tiefer der Nacht zugeschoben wird, so bei den Römern die Efsstunde, wenn es festlich zuging, immer mehr rückwärts, d. h. dem Mittage zugerückt wurde **). Nachtschwärmereien (comissationes) und gottesdienstliche Nachtfeiern (pervigilia) wurden für höchst unsittlich gehalten ***). Die am hellen Tage, unter freiem Himmel,

---

*) Ueberall bekannt ist, wegen des antiken ordre du jour, Martial's Epigramm IV. 8. Man vergesse dabei nur nicht, dafs die Alten den langen Sommer- und kurzen Wintertag (bruma) doch immer skiotherisch in zwölf Stunden theilten, wozu Ideler in seinem Handbuch der Chronologie, Th. 2. S. 13, eine Reductionstafel lieferte. Wer bei den Griechen geladen zum Symposion eilte, bestimmte die gesetzte Efsstunde nach der Länge seines eigenen Schattens in der Sonne mit dem richtigsten Augenmafs und eilte nun über Hals und Kopf, wenn sein Schatten zehn Fufs mafs. Darüber hat schon Casaubonus ein- für allemal gesprochen Animadvers. ad Athen. VI. 10. T. III. p. 430. Schweigh. Vergl. zu Hesychius, T. I. c. 909.

**) Die Normalbestimmung zur einzigen täglichen Efsstunde war die neunte Tagesstunde. S. Creuzer's Abrifs, p. 413. 2te Ausgabe. Allein schon Lipsius, der noch von keinem Neueren verdunkelte Kenner des römischen Staats- und Privatlebens, hat erschöpfend gezeigt (Excurs zu Tacitus, Annal. XIV, p. 649. Ern.), dafs man bei festlichen Gelegenheiten (z. B. den Saturnalien, s. Lucian, Saturn. c. 17. T. II. p. 423. Wetst.) oder auf dem Lande, schon weit früher zu essen anfing. Das waren die so oft mifsverstandenen convivia tempestiva oder de die, wo man nämlich, um zeitiger zum Essen zu kommen, vom Geschäftstage etwas abbrach. S. Ruhnker, Scholia in Suetonium ad Calig. 37. p. 277. So mufs das Horazische carpe diem, I. Od. 11. 8. verstanden werden, welches man immer nur durch: Geniefse die Stunde! erklärt. Doch irrt Gernhard zu Cicero, de Senect. c. 14. p. 86, wenn er überall die intempestiva verwirft. Denn jene tempestiva wurden durch Verlängerung bis in die Nacht (nox intempesta) wirklich intempestiva.

***) Die nur in gewissen Mysterien und fanatischen Frauenvereinen

von den Morgenstunden an stattfindenden Schauspiele in den Theatern verschmähten alles Lampenlicht, trugen aber durch die Fernschau, die Aussicht auf's Meer und die malerische Seeküste (wie sie uns jetzt von Stackelberg in seinen „Vues pittoresques de la Grèce" vorführt), die man oft von den in Felsen gehauenen Reihensitzen der Zuschauer genofs, nicht wenig dazu bei, die Augen der Zuschauer zu schärfen und zu üben. So fiel bei den Alten schon eine Hauptursache der Augenschwächung weg.

Ein zweiter Umstand, warum unsere Augen, wo nicht erblinden, doch erblöden, ist unser Zimmer- und Stubenleben, welches, zum Theil klimatisch bedingt, durch die Form aller unserer Verhandlungen und Geschäftsführung geboten, nun auch durch Gewohnheit, Bequemlichkeit und Verwöhnung auch da uns zur anderen Natur geworden ist, wo unsere eigentliche Geschäftsthätigkeit durch Anstrengung und Bewegung in der freien Luft nicht im Geringsten beeinträchtigt werden würde. Nun aber ist es ja eine bekannte Sache, je mehr sich unser Gesichtskreis verengt, in je engerem Raum er eingeschlossen ist, desto stumpfer wird das Gesicht, desto mehr entwöhnt sich's von aller Fernschau, desto häufiger bedarf es der künstlichen Hilfe! Die Alten schliefen nur in ihren, oft nicht einmal mit Fenstern versehenen, nur durch das Licht, welches zur verhangenen, nicht geschlossenen Thüre hereinfiel, erleuchteten Zimmern, und nur der Speisesaal, die Vorhalle (das atrium) und die Gemächer der Frauen waren geräumiger *). Den ganzen Tag brachten die Männer auf freien Plätzen, in den öffentlichen Säulenhallen, in den Gymnasien und Palästern, auf dem

---

(man denke an die Cotyttia in Buttmann's Mythologus, II. 159, und Meineke, Specimen, I. p. 43), so wie in den Bacchanalien, gewöhnlichen Nachtfeiern (παννυχίδες) waren auch den Römern, die einzigen Sacra bonae deae ausgenommen, verpönt und höchstens bei aufserordentlichen Gelübden und Säcularfeiern nachgelassen. Lobeck in seinem Aglaophamus, Vol. I. p. 651, thut sehr Unrecht, diefs zu bestreiten.

*) Man kennt Schneider's Aufrifs eines griechischen Hauses zum Xenophon, womit Hirt in seiner Baukunst der Alten zu vergleichen ist. Die Römer hatten kein Wort für unsere Zimmer als cubiculum, Schlafgemach. Denn das griechische Wort oecus gehörte mehr für eine Wohnung der Frauen. In dem wiedererstandenen Pompeji finden sich für diefs Alles die Belege. Man vergleiche die neueste Beschreibung aus der Feder des Canonicus Jorio: Plan du Pompeji et remarques sur ses édifices. (Naples, 1828.) p. 178—185. Man vergleiche Raoul-Rochette's Vorlesung im königl. Institute am 24. April 1829 in der Uebersetzung in dem Berliner Kunstblatte. 1829. Juni. S. 156.

Marsfelde, in den Bädern zu, sie scheuten die Sonne und die Bräunung durch dieselbe, die ihnen in ihren zur Sonnenseite zu stets offenen Galerieen und auf den Söllern ihrer flachen Dächer selbst im Winter alle künstliche Erwärmung durch Luftheizung oder Camine ersparte*), so wenig, daſs vielmehr ein im häuslichen Schatten lebender Mensch für einen verzärtelten Weichling gehalten, und das Wort: Schattenpflegling mit eben dem verächtlichen Nebenbegriff im Alterthum ausgesprochen wurde als unser Ausdruck: Stubensitzer**). Es würde zu weit führen, wenn wir das, was ein eigenes Kapitel in einer noch nicht geschriebenen Diätetik der alten Welt ausmacht, hier zu genauerer Erörterung bringen wollten. Es genüge hier der blose Fingerzeig.

Die meisten Brillenträger findet man jetzt unter den jungen Männern, die sich durch Schule und Universitäten zum Staatsdienst vorbereiten, oder in Schreibestuben ihren Berufskreis suchen muſsten, mit einem Worte bei den sogenannten Buchstabenmenschen. Wer begehrt zu läugnen, daſs bei unseren Studien und Schreiben Alles recht darauf angelegt zu sein scheint, die Augenschärfe von früh an zu stumpfen und zu verderben? Es glaubt mancher Schulrector eine recht schöne lateinische Phrase gedrechselt zu haben,

---

*) Hieher gehören alle die durch Einreibungen des Oels verstärkten diätetischen Uebungen, oder auch das Trinken der blosen Sonnenstrahlen (der sol assus, dem sol unctus et nitidus entgegensetzt, bei Cicero ad Att. XII. 6. mit Casaubonus zu Persius, p. 346.), also die insolatio auf den Söllern und in den Gartensitzen (exhedris), die man auch Sonnenkamine nannte; wieder ein anderes Kapitel in der noch nicht ganz entwickelten Diätetik des Alterthums.

**) Die weiſse Hautfarbe galt bei den Männern in Griechenland und Rom für ein Zeichen weibischer Zurückgezogenheit. S. Heindorf zum Horazischen vitiis albus. Sat. II. 2. 24. p. 257. Ein solcher heiſst auch ein Schattenpflegling (σκιατραφείς, s. Heindorf zu Plato's Phädrus, c. 35. p. 228.) und steht in Plato's Republik, VIII. 10. p. 243, Ast, dem ἡλιώμενος entgegen. Die rechte Bräunung kam durch das Oel der Palästra, wenn es die Haut in der Sonne bräunte und sich wie ein Flaum ansetzte, wozu die Griechen ein unübersetzbares Wort, πῖνος, hatten. S. Toup's gelehrte Anmerkungen zu Longin, S. 30. p. 336, ed. Lond. Und dieſs hatte selbst auf die eigene Bronzemischung in alten gymnastischen Bronzestatuen Einfluſs. S. Andeutungen zur Archäologie, p. 131. Daher der Contrast der weiſsen und honigfarbigen Liebhaber, so hieſsen die männlich gebräunten, vergl. Meineke zu Euphorion's Fragmenten, p. 14, und Jacobs zu Philistrat's Ikonen, p. 230. Erst so versteht man auch ganz das Schimpfliche im römischen umbraticus.

wenn er bei der Entlassung seiner oft nur zu zahlreichen, die Verlegenheit des Staats mit jeder halbjährigen Ablieferung neu vermehrenden Zöglinge zur Hochschule versichert, dafs er seine Lehrjünger aus den Schattenräumen der Schule in die Sonne der Akademie ausfliegen lasse *). Mit den Schattenräumen der vielfach verdüsterten Schulhörsäle, die oft nur dunkeln Schwitzkästen gleichen, mag es nun wohl seine Richtigkeit haben. Denn nicht überall giebt es so lichte und fröhlich erleuchtete Hörsäle, wie sie noch neulich die des Lichts von keiner Seite entbehrende Landesschule an der Mulde in Grimma erhalten hat. Aber, hilf Himmel, wie ist es mit der akademischen Sonne, mit den meisten Hörsälen, besonders im Winter und bei der Erleuchtung, die der Seifensieder liefert, auf unseren Universitäten bestellt. Mit wie spärlichen Mitteln mufs oft der Musensohn halbe Nächte studiren oder, um auch hier classisch zu sprechen, den Rauch der Lampe trinken? **) Und zu welchem Augenpulver sind gerade in der neuesten Zeit um der beliebten und belobten Wohlfeilheit willen so viele Schulausgaben der Classiker, so viele in einen einzigen Band zusammengeprefste Werke unserer und fremder Nationaldichter, die gerade am begierigsten gekauft werden, herabgesunken? Fürwahr, der thätige Stereotypenmann, Karl Tauchnitz in Leipzig, hat diefs selbst eingesehen und zur Bufse, jene alten, den Augen höchst verderblichen Ausgaben im kleinsten Format und in Buchstabenatomen um den niedrigsten Preis hingebend, eine neue Folge in weit angemessenerem Formate und mit deutlichen Lettern zu stereotypiren angefangen. Seine Quartausgaben des Cicero und Livius sind bereits in allen Händen. Allein die Sache wird jetzt besonders bei'm Zusammenpressen der Werke eines einzigen Schriftstellers bei'm Abdrucke ausländischer Autoren zur Ungebühr vervielfältigt. Nicht Alle befleifsigen sich dabei der deutlichen Eleganz, wie Ernst Fleischer in Leipzig, Brönner in Frankfurt am Main, Vieweg in Braun-

*) Gestiunt adolescentuli ex umbraculis nostris provolare in solem academicum!

**) Man wird einwenden: aber thaten denn die Studirenden in der alten Welt nicht dasselbe? Ruft nicht Horaz seinen Pisonen zu: leset die Griechen auch des Nachts, nocturna versate manu? Darauf zur Antwort: die Alten lucubrirten nur früh vor Tagesanbruch, wo durch den wahrhaft stärkenden Mitternachtschlaf auch die Augen erfrischt und zum Lesen und Schreiben weit geschickter sind. Mufst du lucubriren, so thu' es, wenn du verdaut hast. Celsus I. 2. S. zu Plinius Ep. III, s. 8. Bei solchen lucubrationibus antelucanis hatte auch Cicero seine Paradoxa geschrieben, wie er in der Vorrede dazu sagt. Vergl. Casaubonus zu Persius p. 610.

schweig. Und wunderbar zu sagen, die Franzosen haben uns durch die in 70 Lieferungen zu beendende Ausgabe der sämmtlichen Werke Voltaire's in einem Band, die wohl kein Sterblicher lesen wird, bereits überboten, und so eben kündigt man uns von England und Leipzig aus alle dramatischen Dichter der Griechen in einem compacten Grofsoctavbande an. Da wird man das Vergröfserungsglas eben so zur Seite liegen haben müssen, wie bei des berühmten englischen Stahlstechers Le Keux Stahlstich von den ägyptischen Plagen im Ackermann'schen Vergifsmeinnicht. Und rechnet man denn die blendende Weifse des Papiers unserer besseren und vornehmen Ausgaben für nichts bei diesen Augenverderbnissen? Und dann die Art, wie wir meist sitzend und unter einem dem Auge sehr nachtheiligen Sehwinkel nicht auf gefärbte Flächen, sondern auf weifses Papier unsere Buchstaben hinmalen, bringt diefs nicht auch vielen Augen Unheil? Diefs Alles war nun bei den classischen Völkern der alten Welt ganz anders *). Schon die gröfsere und wohlgenährte Form der alten griechisch-römischen Schriftzüge war, da die Minuskeln gewifs viel späteren Ursprungs sind, lesbarer und griff das Auge weniger an. Dann waren weder die Papyrusblätter, noch die Wachstafeln, deren man sich gewöhnlich bediente, ganz weifs, sondern spielten, wie wir noch aus so vielen vorhandenen Ueberresten sehen, die uns durch die papiri d'Ercolano und, wenn man diese wegen der halben Verkohlung nicht gelten lassen wollte, durch die neuerlich so häufig entdeckten ägyptischen Papyrusrollen noch jetzt vor Augen liegen, alle in eine gelbliche oder bräunliche Farbe, wobei allerdings auch die treffliche Schwärze der damaligen Dintenbereitung, die es mit jeder chinesischen Tusche aufnehmen konnte, mit in Anschlag gebracht werden mufs. Doch schrieb Jeder, der über schreibende

*) Man kann annehmen, dafs die Alten im gemeinen Lebensgebrauche weit weniger auf die charta papyracea oder auf Membranen schrieben, sondern Alles auf Täfelchen, die nach der Zahl, wie sie aneinander geheftet waren, triplices, quintuplices u. s. w. hiefsen, (s. zu Martial XIV, 4—7) concipirten, sich auch ihrer bei'm Ausarbeiten (cum commentarentur) nur bedienten. Ueber ihren vielfachen Gebrauch hat P. Burmann im Anfange der Vorrede zu seinem Petron Zweckmäfsiges bemerkt. Indefs bleibt Vieles auch jetzt noch dunkel, nachdem seit Schwarz, Schöttgen und den Benedictinern der Schreibapparat der Alten so oft untersucht worden ist. Man begreift nicht, wie sich auf den dunkeln Flächen dieser Täfelchen die mit dem Griffel eingeritzte Schrift leserlich hervorgehoben habe. Aus den noch vorhandenen Diptychen läfst sich nichts schliefsen. Die in den Herculanischen Alterthümern abgebildeten Täfelchen haben weifse Schriftzüge auf dunkler Fläche. Wohl sagt Martial XIV, 5.: tristes obscurant lumina cerae.

Sclaven zu gebieten oder nur Briefe zu schreiben hatte, selten auf Papyr, sondern, wie bekannt, mit Griffeln auf Wachstafeln oder mit fein gespaltenen Rohrspitzen auf gefaltetes Pergament, und auch hier war nirgend an eine blendende Weifse zu denken; denn die elfenbeinernen Pugillaren waren doch wohl nur Sache des gröfsten Luxus und traten, da sie meist der Galanterie gegen die Frauen dienten, da ein, wo wir jetzt das zarteste, mit künstlich eingeprefsten Rändern eingefafste Papier (imbossed paper) zu brauchen pflegen. Man erwäge auch Folgendes: die sitzende Stellung war den Alten stets unbequem und man safs nur, wo sich's nicht anders thun liefs, bei der Repräsentation, in Gartenanlagen, oder auf Schemeln, wie die Handwerker, die daher mit einem verächtlichen Nebenbegriffe Schemelsitzende (sellularii) genannt wurden. So war damals die liegende Stellung die alltägliche und beliebteste. Das Leben der Alten war ein wahres Sophaleben, und daher gab es Ruhebetten in allen Formen und zu jeder Verrichtung, wefswegen auch die alten Stellmacher nichts als Bettstellfabrikanten waren *). Natürlich studirte, las, schrieb man auch immer auf seinem Sopha (lectulus cubicularis, Rutil. Lup. II. p. 105. Ruhnk., studying bed der Briten, studiolo der Italiener) liegend, wobei man, wie aus einer Stelle des Galenus hervorgeht, das Schreibmaterial oder die Schriftrolle auf dem einen, durch Einbiegung des Fufses gehobenen Schenkel ruhen liefs **) und eine runde Kapsel mit Rollen oder andere zur Bücherei gehörige Dinge zur Seite stehen hatte ***). Man begreift, dafs diese Stellung weit naturgemäfser war, als wenn wir am Schreibtische sitzen oder am Schreibpulte

---

*) Der Vater des Demosthenes betrieb zwei Handwerke durch Sclaven und hatte 33 Messerschmiede und 20 Bettstellmacher, κλινοποιούς, adv. Aphobum, T. II. p. 816, Reisk. — Böckh übersetzt es nicht genau genug durch Stuhlmacher in Staatshaushalt der Athener I. 75. In manchem Hauswesen gab es wohl gar keine Stühle in der Wohnung der Männer. Man begnügte sich mit niedrigen Bettstellen, worauf man auch safs (grabatus, σκιμπόδιον, s. Hemsterhuys zu Pollux X. 35). Casaubonus wollte ein eigenes Werk über die Betten der Alten schreiben, welches durch Alstorp (de lectis veterum, Amst. 1704) nicht ersetzt worden ist.

**) S. Galen, de usu partium libr. III. p. 399, 11. Vol. I. Froben. Die bildende Kunst hatte gute Ursachen, die sitzende Stellung überall vorzuziehen. Denn da heifst liegen krank oder todt sein.

***) So sieht sich Fannius im Traum dort bei Plinius, Epist. V, 5. 5.: Visus est sibi jacere in lectulo suo compositus in habitum studentis, habere ante se scrinium, ita ut solebat. Diefs ist nun aber die so oft vorkommende lecticula lucubratoria, die schon Casaubonus zu Sueton, Aug. c. 78. erschöpfend erläutert hat.

stehen, und dafs dieselbe Stellung auch die Augen in gehöriger Entfernung hielt und vor angewöhnter Kurzsichtigkeit bewahrte. Weiter: man liefs das auf kleinen Schreibtafeln Concipirte durch dienstbare Hände abschreiben, man dictirte weit mehr, als man selber schrieb, man las weit weniger und liefs sich weit häufiger vorlesen. Und hier tritt wieder das allgemeine Ergänzmittel der alten Welt, der Gebrauch der zu allen diesen Geschäften abgerichteten und zu jedem Augenblick zu Diensten stehenden Sclaven, in's Spiel. Jeder freigeborene Mann, comme il faut, jeder Gentleman — und diefs waren doch eigentlich nur die Studirenden in der alten Welt — hatte seine leibeigenen Schreiber und Vorleser zur Hand, oft junge Lieblingsclaven, griechischer Abkunft *). Ob besonders die Schreiber dabei ihre Augen schonen konnten, ob sie nicht auch, wie die Kalligraphen des Mittelalters, zuweilen wegen allzugrofser Anstrengung einer eigenen Augensalbe **) bedurften, danach fragten freilich jene gnädigen Herren wenig. Aber es kann hier auch nur vom Allgemeinen die Rede sein. Wir sind zufrieden, wenn es uns durch einige oberflächliche Andeutungen über die gröfsere Schonung der Augen bei den Alten, wie sie aus ihrer ganzen Lebens- und Studienweise hervorgeht, hinlänglich gelang, zu zeigen, dafs bei ihnen Vieles wegfiel, was die Sehkraft schwächt. Wir wollen dagegen von unserem Kaffee- und Theegenufs, von dem Gebrauch des Tabaks, besonders des bei unseren Brillenträgern so beliebten Cigarrenrauchens und so manchem erhitzenden Reizmittel ganz schweigen, da diefs wohl überhaupt Augenkrankheiten befördern und vermehren kann, nicht aber geradezu auf Abstumpfung der Sehkraft hinwirkt. Und Augenentzündungen, sowohl die trockenen als triefenden, waren gewifs im Alterthume noch weit häufiger als in unseren Tagen, wie schon aus der Unzahl verschiedener Collyrien oder Augensalben hervorgeht, welche wir in den alten Receptsammlungen des Scribonius Largus und Nonnus Theophanes aufgeführt finden ***).

---

*) S. zu Nepos, Att. c. 13. So beklagt Cicero den Tod seines Anagnostes, des Lieblingsclaven Sositheus, ad Att. I., 12. Sehr gelehrt hat schon Schöttgen in seiner Abhandlung de librariis diefs behandelt. Vergl. Creuzer's Abrifs der röm. Alterthümer S. 58. 2te Ausg.

**) Sie hiefs ἀλάτιον und sollte von dem Schutzpatron aller Schreiber und Maler, dem Evangelisten Lucas, abstammen. S. Zornii Opuscula Sacra T. II. p. 554 f.

***) S. Gruner's morborum antiquitates p. 269. Der gelehrte Breslauer Arzt Lichtenstädt fragt in seinen Bemerkungen über die lippitudo in Jahn's Jahrbüchern der Philologie V. Bandes 1stes Heft S. 405, nach den Ursachen der grofsen Verbreitung dieses Augenübels im alten Rom. Die Antwort ist: Rauch (die

Es bliebe hier noch eine andere Frage zu erörtern übrig: waren die alten Griechen nicht an und für sich schon mit einem weit schärferen Gesichte begabt? Wie bekannt, hat der einst durch König Friedrich II. so ausgezeichnete Canonicus von Xanten, de Pauw, in seinen vielbesprochenen Untersuchungen über die Griechen, in welchen unter vielem Glimmer und Flitter doch auch manches Goldkörnchen zu finden ist, diese Behauptung so keck aufgestellt und mit luftigen Citaten so aufgeputzt *), dafs er später überall Nachbeter gefunden hat. Die Hauptstellen, woraus man die Clairvoyance zu beweisen sucht, sind die Worte des Pausanias in seiner Beschreibung von Attika (I. 28. 2.), wo er, um die Colossalität des Phidiasischen Erzbildes auf der Burg, der Minerva Promachos, zu versinnlichen, berichtet: „Von ihm ist die Spitze des Speers und der Helmbusch schon, wenn man von Sunion nach Athen hinschifft, sichtbar." Da man diese Entfernung auf 300 Stadien annimmt, so folgert man daraus die ungewöhnliche Sehkraft der Küstenbewohner von Attika, und so ist diese Stelle auch noch nach de Pauw öfterer zum Beweis derselben angeführt worden **). Pausanias selbst hat durch Erwähnung dieses Umstandes nicht die Gesichtsvirtuosität, sondern nur die Höhe der Minervenstatue rühmen wollen. Uebrigens haben schon britische Reisende auf das Mifsverständnifs aufmerksam gemacht, als ob man unmittelbar von der Spitze von Sunion auch die obersten Theile der Promachos, die hinter dem nördlichen Flügelgebände der Propyläen hervorragte, habe erblicken können ***). Diefs hat auch der neueste gelehrte Erklärer des

---

Alten hatten keine Schornsteine), Sonne, Staub. Diefs lernen wir aus Aetius libr. VII. c. 3. p. 124 ed. Ald., wo es heifst: der Kranke mufs vor allen Dingen die Quelle des Uebels verstopfen, als Sonne, Rauch und Aehnliches, οἷον ἡλίου, κάπνου κ. τ. λ.

*) Recherches philosophiques sur les Grecs Vol. I. p. 109. Wo mag der so Vieles ohne Erweis erzählende Mann seine Nachricht von der Fernschau aus Aegina aufgelesen haben?

**) S. Heyne in Epistola ad Engelium vor Engel's Commentatione de Expeditione Trajani ad Danubium p. 35. seq. und Bredow über die Schärfe des Gesichts, besonders bei den Griechen in Henning's Genius der Zeit von 1797. Juli Nr. 3.

***) De Pauw betete eigentlich nur dem D. Chandler nach in Travels in Greece, c. XI. p. 56. Lechevalier und Hobhouse hatten bereits diesen Irrthum gründlich widerlegt. Doch am lehrreichsten spricht Edward Dodwell in seinem wahrhaft classischen Werke: Classical Tour through Greece, Vol. I. ch. XV. p. 541, darüber, wo er von der durch die Reinheit der Luft allein erklärbaren Fernschau eine Reihe von Erfahrungen mittheilt.

Pausanias, Siebelis, zu bemerken nicht unterlassen *), und wir fügen jetzt die Versicherung eines glaubwürdigen Augenzeugen, des Barons v. Stackelberg, hinzu, welcher uns gleichfalls versicherte, dafs man wohl vom Bergrücken aus, an dessen Fufse das alte Sunion lag, aber nie von der niedrigen Küste aus die Emporragungen der Akropolis auszuspähen vermocht habe. Sehr belehrend waren uns die von dem trefflichen Reisebeobachter bei dieser Veranlassung uns mitgetheilten Bemerkungen über die Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft in jenem sonnenhellen Klima, wodurch er, ohne alle künstlichen Hilfsmittel, von der attischen Küste aus bis über die Ruinen von Megara und Korinth hin Alles genau erkennen konnte. Diefs vergesse man doch ja nicht, bei der gepriesenen alten Welt, wo man lieber jeden Einzelnen zu einem Lynceus machen möchte, mit in Anschlag zu bringen. Dagegen wollen wir sehr gern zugeben, dafs die als Vorübung zum Krieg allgemein geübte Jagd **), so wie manche Reiterkünste, den Blick vielfach geschärft und für die Sicherheit der Distanzenmessung durch's blose Auge geübt haben möge.

Die so oft durchgefochtene Streitfrage über den wahren Zeitpunkt, in welchem unsere Brillen zuerst erfunden und geschliffen worden sind, mag noch immer nicht für ganz erledigt gehalten werden. Gewifs ist, dafs sie zu Ende des 13ten Jahrhunderts durch zwei Florentiner, den Salvino d'Armati und den Dominikaner Alessandro Spina, zuerst in Gebrauch gekommen sind ***), dafs aber schon in des Minoriten Roger Baco Hauptwerke (opus majus) von diesem Werkzeuge, welches den alten Leuten und Blödsichtigen nützlich ist, die Rede ist †). Doch das altteutsche

---

*) Annotat. ad Pausan. Vol. I. p. 99.

**) So sagt Xenophon, de Venat. c. 12. p. 411. Schneid. Eine bisher übersehene Stelle findet sich in den Gestis des Julius Africanus c. 21. p. 296. Vet. Math. Graeci (Paris 1693), wo er von den scharfen Sinnen der mauritanischen Reiter erzählt, dafs sie durch ihre Organisation und Uebung (ἀσκήσει) sehr scharfsichtig wären. Denn sie enthielten sich aller warmen Bäder und alles Gesalzenen (ὡς ὄντων τοῦ ἀμβλυώττειν αἰτίων). Vergl. Guichard, Mémoires militaires T. III. p. 329.

***) Ueber Salvino handelt der belesene Manni am ausführlichsten in seinem Raggionamento I. degli Occhiali in der Raccolta d'opuscoli scientif. T. IV., über Spina der gelehrte Arzt Redi in seinen Lettere T. IV. p. 67. Op.

†) Instrumentum utile senibus et habentibus oculos debiles. Man sehe die ganze Stelle in Fea's Anmerkungen zu Winckelmann's Storia delle Arti T. II. p. 27. Nach du Fresne s. v. bustula käme dieses Wort als Brille schon im 12ten Jahrhunderte vor. Allein bustula heifst da nur eine Büchse.

Wort trägt in den Stellen, wo es zuerst gebraucht wird, seinen Geburtbrief an der Stirn. Die Brillen sind eigentlich Beryllen, von Beryllus, dem bekannten Edelstein, welches Wort aber im Mittelalter für jedes Glas, insbesondere von einem Zauberspiegel gebraucht worden ist *).

Immer ist aber die Brille mehr ein Gegenstand des Spottes als der Hochachtung gewesen, wie schon die alte sprichwörtliche Redensart, einem Brillen aufsetzen, und die berüchtigten Braunschweigischen Brillenthaler beweisen, bis sie in unseren Tagen, weit entfernt, mit dem Krückenstocke und Pantalonshosen nur zum Hausrath des Alterthums zu gehören, oder in der Malerei, selbst auf die Gefahr, einen argen Zeitverstofs zu verschulden, zum Abzeichen eines arglistigen, alten Schleichers zu dienen **), zu der unerwarteten Ehre gelangt sind, eine Modedecoration unserer nun mit doppeltem Augenzauber drohenden Fräuleins und zwanzigjährigen Greise zu werden. Es hat natürlich gegen diese je länger, desto mehr um sich greifende Brillenwuth die strafende und warnende Stimme grofser Augenärzte sich schon sehr nachdrücklich vernehmen lassen, wobei wir nur an den unvergefslichen Heros der Opthalmiatrie, den grofsen Beer in Wien, erinnern wollen ***). Auch hat die Satire und Spottbildnerei diesen Gegenstand zu allerlei Caricaturen zu benutzen gewufst. Wir sprechen hier nicht von der politischen Tendenz, in welcher noch vor Kurzem in den Londoner Caricatureshops ein gewisser Herzog, der gern an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten sein möchte, unter der Aufschrift: der grofse Brillenmacher (the great spectacle maker) seinem erlauchten Bruder allerlei antikatholische Ultratoriesbrillen auf die Nase zu setzen bemüht ist. Aber wir verweisen hier nur auf zwei nach Beer's Angabe von dem geistreichen Rahl

---

*) S. Frisch, Wörterbuch unter dem Worte Brille und Adelung's berichtigende Anmerkung T. 1. S. 1195.

**) Wir erinnern hier an ein Bild eines grofsen spanischen Malers Iesus y los Fariseos, welches in dem in Madrid erscheinenden Prachtwerke der lithographirten königl. Galerie Nr. LVII. abgebildet ist, wo einer der Pharisäer, welcher den Heiland mit der Kaisermünze versucht, das forschende Schalkauge durch eine grofse Brille geschärft hat. Den meisten Lesern ist gewifs auch Tizian's Ehebrecherin wenigstens aus Pietro Anderloni's köstlichem Kupferstich bekannt, wo der sich niederbückende Pharisäer, scheinbar um die Schrift auf dem Boden heraus zu buchstabiren, auch ein Brillenträger ist.

***) Professor Beer's Auge, Kap. VII.: „Ueber die seit einiger Zeit grassirende Brillenwuth." S. 97 ff.

in Wien gestochene Modebilder, welche jener berühmte Augenarzt seiner populären Warnungschrift: „Das Auge, oder Versuch, das edelste Geschenk der Schöpfung vor dem höchst verderblichen Einflufs unseres Zeitalters zu sichern," (erste Ausgabe, Wien, Camesina 1811) zu gröfserer Versinnlichung beigegeben hat. Hier zeigt uns gleich das Titelblatt einen bebrillten Wiener, einen schnelllebenden jungen Mann, an einem Trinktisch im Prater, Tabak schmauchend, die Weinflasche mit unsicherer Hand verschüttend und von zwei Lustdirnen umringt, mit der Unterschrift: Die Candidaten. Das zweite Bild zeigt uns den halbverblindeten Brillenträger auf der Strafse mit gehobenem Stock Alles vor sich niedertretend zum Schrecken eines, diesen Cyclopen von sich abwehrenden Fratschelweibes mit der Unterschrift: Pflege der Augen 1811. Aber wo entspann sich denn zuerst diese Brillenwuth? so hat man oft gefragt. Man erinnere sich an ein Pariser Vaudevilleliedchen, wo es hiefs: Lunettes en guerre, moustaches en paix. Demnach hätten die französischen Incroyables, um der Napoleon'schen Conscription zu entgehen, sich Blödsichtigkeit angelogen, und eine neue Art von Poltrons hätten sehr bequem den Brillengebrauch der Fingerverstümmelung vorgezogen. Wir kennen die Werbereglemens zu wenig, um der Versicherung zu glauben, dafs bei einigen Armeen alle Brillenträger die Ehre hätten, in das dritte Glied gestellt zu werden. Das wäre freilich eine ganz neue Art von Triarii. Aber sei dem, wie ihm wolle. Wer aus bloser Modethorheit halb blind zu sein vorgäbe, verdiente wohl heute noch in des alten Seb. Brand's Narrenschiff sein Bänkchen mit der jetzt veralteten Benennung: Brillenreifser zu erhalten.

Niemand fühlt es lebhafter als der Schreiber dieses wohlgemeinten Aufsatzes, dafs auch seine Stimme gegen diese erkünstelte Augenblödigkeit, die aber nur zu schnell und trotz aller vergeblichen Conservationsbrillen zur Staarbrille führen kann, gegen das Machtgebot der Mode nicht anzukämpfen vermag. Doch läfst er sich dadurch nicht abhalten, auch hier noch zum Schlufs alle Aeltern, Erzieher und Pädagogen auf die heilige Pflicht aufmerksam zu machen, dem Gesichtssinn von frühester Kindheit an alle mögliche Pflege angedeihen zu lassen, ihn nicht nur im Freien durch allerlei leicht selbst zu erfindende gymnastische Uebungen zu schärfen und zu stärken, sondern Alles aufzubieten *), dafs Modethorheit

*) Schon Gutsmuths gab in seiner noch immer nicht entbehrlich gewordenen Gymnastik für die Jugend auch zur Uebung des Gesichts manche leicht zu erweiternde Anweisung S. 600 ff. Jetzt ist diefs Alles weit umfassender und begründeter in der neuen Ausgabe von des Kirchenraths Schwarz Erziehungslehre Thl. II. S. 259, Thl. III. S. 92 ff. ausgeführt worden, einem Werk,

nicht noch furchtbarer und ansteckender wüthe als selbst die ägyptische Ophthalmie. Ein Jeder rufe sich dann mit redlichem Streben, sein Schärflein gegen alle physische und moralische Verfinsterungsversuche zu geben, die Frage aus dem berühmten Räthsel der Turandot zu:

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz?

---

welches in dieser neuen Umarbeitung zu dem Preiswürdigsten gehört, was unsere pädagogische Literatur aufzuweisen hat.

XI.

Schlösser und Schlüssel des Alterthums.

(Bruchstück aus einer antiquarischen Technologie.)

Wann werden uns die Alterthumsforscher eine archäologische Technologie, d. h. eine aus den Quellen selbst geschöpfte Uebersicht dessen, was die alte griechische und römische Welt in Beziehung auf mechanische Künste, Gewerbe und Handwerke wufsten und übten, mit Kupfern und versinnlichenden Abbildungen aufzustellen Lust haben? Beckmann in Göttingen und der alle Tiefen der Natur und Sprachen erforschende Professor Schneider in Frankfurt sind auf dem Wege, den einst Schöttgen und Schäfer, Goguet und Dutens betraten, trefflich fortgeschritten und haben einzelne Felder dieses weitschichtigen Gebiets musterhaft bearbeitet. Vofs in Eutin hat noch neuerlich in seinem sachreichen Commentar zu Virgil's Landgedichten bewiesen, wie viel in Absicht auf diese Kenntnisse bei den Alten überall aufzuhellen und zu berichtigen sei. Aber noch ist kein Versuch zu einem Ganzen der Art gemacht. Und doch ist hier gerade dem Alterthum noch manches reine Goldkörnchen, selbst für Kunst und Wissenschaft unserer Tage, abzugewinnen. Das, was man sonst Alterthümer nannte, ist fast erschöpft. An ihre Stelle ist die Untersuchung alter Kunstwerke und das vielumfassende Studium der Antike getreten, das man mit dem vieldeutigen Namen der Archäologie bezeichnet. Auch diese Archäologie hat in unseren Tagen viele rüstige und sinnreiche Bearbeiter, Schüler oder Nachfolger des ehrwürdigen und berühmten Heyne, um sich versammelt. Nur die Naturkunde und Technologie des Alterthums hat noch grofse Oeden und Dunkelheiten *). Man hat den Vorschlag gethan, zur Bearbeitung und Erklärung der Naturgeschichte des Plinius, jener all-

*) Schneider's neuestes Product in diesem Fache, sein Commentar zu den Eclogis physicis (Jena, Frommann, 1801), ist ein herrliches Geschenk und Jedem unentbehrlich, der hier nicht ganz Fremdling bleiben will. Wie grofs müssen nun unsere Erwartungen von seinen Erläuterungen zum Vitruv sein.

umfassenden, aber nirgend vollständigen Encyklopädie des Alterthums, eine eigene Akademie zu stiften und die einzelnen Bücher an einzelne Mitglieder zu vertheilen. Doch ehe dieses Ideal einer Ausgabe des Plinius erreicht werden kann, mufs erst die archäologische Gewerbkunde geschrieben sein, von welcher hier die Rede ist. Aber auch sie ist nicht die Arbeit eines einzigen Mannes, auch sie kann nur das Resultat der vereinten Bemühungen vieler Sprach- und Kunstforscher zu gleicher Zeit sein. Und, es sei ohne Anmafsung gesprochen, nur teutscher Fleifs und Kunstsinn wird diese vielfach verwickelte Aufgabe einst zur allgemeinen Zufriedenheit lösen können *). Bis dahin sind ja wohl auch einzelne Versuche nicht ohne allen Nutzen. Wäre es auch nur, um zu wecken und Andere zum Bessermachen anzureizen. Da ich zum Behuf meiner mythologischen Untersuchungen manche einzelne Punkte, die zu dieser Technologie gehören, einer genauen Prüfung unterwerfen mufste, so stehe hier eine Skizze der Art über die alte Schlösserkunst. Es sind nur Umrisse und Andeutungen. Die sorgfältigeren Ausführungen, besonders wenn sie gar eine polemische Wendung bekämen **), dürften leicht zu einem ganzen

*) Man vergleiche z. B. das, was Ameilhon in den neuen Mémoires de l'Institut national; Littérature et beaux arts, T. I. p. 549 ff., über die fullonia oder Walkerkunst der Alten (eine verlorene, aber von den englischen Tuchbereitern in Yorkshire meist wieder erweckte Kunst) zusammengestellt hat, mit dem, was Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, II. 14 ff. und Schneider im Index zu den Script. Rei Rusticae p. 385 f. bemerkten. Allen arbeitete der ebraisirende Schöttgen vor. Wie unterscheidet sich hier teutsche Kritik und Belesenheit von der französischen!

**) Denn was ist nicht Alles über Schlüssel und Schlösser zu den Zeiten unserer Väter, wo die Alterthumskunde nur noch eine Magd der Theologie war, bei Gelegenheit der Schlüssel des Himmels und der Hölle, deren Erklärung doch einzig in den Horis Hebraicis zu suchen ist, auch aus Profanschriftstellern herausgeklaubt worden! Die seitenlangen Citate bei'm Fabricius, Biblioth. Antiqu. p. 1014, könnte ein jetziger Literator noch um ein Beträchtliches vermehren. Alles, was mit Sachkunde darüber gesagt worden ist, findet sich in Saumaise, Exercit. in Solin. p. 651—656, und in des Bischofs Huet Demonstratio Evangelica, c. 105. p. 467, ed. Paris, beisammen. Letzterer hat mehrere Irrthümer seines gelehrten, aber diffusen Vorgängers stillschweigend verbessert. Aus Saumaise haben Sagittarius, de Januis Veterum, Kirchmann, de anulis, und andere Compilatoren fast ihre ganze Weisheit geschöpft.

wohlbeleibten Band anschwellen und gehören am wenigsten in dieses Journal (den neuen teutschen Mercur).

1.

Welch ein unermeſslicher Abstand der Form und Materie nach läſst sich zwischen jenem Riegelschloſs denken, welches einst die keusche Penelope eröffnete, als sie den Bogen ihres Gemahls aus der Rüstkammer holen wollte (Odyss. XXI. 46.), oder dem, womit dort in den Wespen des Aristophanes (155. 200.) der Sohn den faselnden Vater in Hausarrest hält, und zwischen den kleinen stählernen Labyrinthen, jedem fremden Schlüssel auf immer unzugänglich, die der kunstreiche, aber an seinem eigenen königlichen Schüler schwarzen Verrath übende Hofschlossermeister Gamin *) im Kabinet des unglücklichen Ludwig's XVI. in Versailles ausküns telte, oder worüber der Londoner Goldschmied Sam. Holemberg erst vor wenigen Monaten sein Patent löste **). Eine Stufenleiter von 100 Verfeinerungen zwischeninnen ist noch kaum zureichend. Mit dem tausendfach gröſseren Bedürfnisse gröſserer und kleinerer Schlüssel muſste natürlich auch die Kunst der Schraubenriegel und Springfedern in's Unendliche ausgebildet und verfeinert werden. Ein Haus von ganz mittelmäſsiger Gröſse, worin nur einige Haushaltungen wohnen, kann jetzt, alle gröſsere und kleinere Schlösser zusammengenommen, mit leichter Mühe 50 bis 100 Schlüssel zusammenbringen. Im alten Athen oder Rom konnte Jemand ein sehr wohlhabender Mann sein und vielleicht doch nur zweier Schlüssel, des einen für die Speise- und Vorrathskammer, des anderen aber für die Hausthüre, bedürfen. Die Sache wird den Augenblick begreiflich, wenn man nur folgende, damals allgemein eintretende Umstände in Erwägung ziehen will. Gold und baare Münze, die wohl am meisten unter Schloſs und Riegel gehalten werden muſsten, hatte der reichere Athener und Römer fast gar nicht in seinem Hause. Er zahlte, wie jetzt der reichere Londoner oder Groſsstädter überhaupt, nur durch seine Banquiers auf dem Markte ***),

*) S. die höchst merkwürdigen Mémoires historiques du règne de Louis XVI. par Soulavie (Paris, 1801, 6 Bände) T. I. Préface p. CVI. T. II. p. 46 f.

**) Englische Miscellen, Bd. V. St. III. S. 166.

***) Dieſs hieſs perscribere, und die Anweisung auf den Banquier perscriptio. Die Sache ist selbst aus den Lustspielen des Terenz hinlänglich bekannt. Nur der Sclave Geta zahlt dort im Phormio seine Armuth in baarer Münze. Sonst wird Alles bei'm Wechsler (ἐν ἀγορᾷ) in Empfang genommen. Dieſs ist vielleicht gerade jetzt, wo wir Hoffnung haben, bald alle Lustspiele des Terenz für

und nur in seltenen Fällen leistete man aus der Schatulle (ex arca) die Zahlung. Zweitens: man versiegelte in tausend Fällen, wo wir jetzt zu verschliefsen pflegen, und ein Siegelring, den der Hausherr oder die Matrone sehr bequem am Finger trug, vertrat die Stelle von einem ganzen Bund gröfserer und kleinerer Schlüssel *). Drittens: man hatte überhaupt weit weniger kostbare und verschliefsbare Möbles und Geräthschaften in den gewöhnlichen Privatwohnungen **). Denn die Männer lebten fast immer im Freien aufser dem Hause, auf den Markt- und Gerichtsplätzen, in Volksversammlungen, Gymnasien, am Hafen, in der Barbierbude und kamen nur zur Efszeit nach Hause. Daher schränkt sich ihr Luxus hauptsächlich auch nur auf schönere Tischgeräthe (Trinkgeschirre und Teppiche) ein. Die Weiber hatten wohl mehrere Geräthschaften in ihren im Hinterhause gelegenen Frauengemächern. Allein diese bedurften auch des Verschlusses weniger, da sie, in Griechenland wenigstens, nur selten ausgingen, oder auch wohl gar von eifersüchtigen Männern und Vätern auf gut Orientalisch selbst eingeschlossen und eingesiegelt wurden ***). Endlich bedurfte es

---

unsere Bühnen verjüngt zu erblicken, keine ganz unnütze Anmerkung. Die Sache hat nach Saumaise, de usur. c. 19, J. Fr. Gronov, Observ. VI. 24. p. 797, trefflich erläutert. Hieraus erklärt man sich nun auch, warum die Alten weder Beutel, noch Taschen für ihr Geld brauchten. Der ärmere Athener trug seine paar Obolen, wofür er Brod und Fische einkaufte, allenfalls hamsterartig im Maule zwischen den Lippen und Zähnen. S. Aristoph. Eccles. 813. Vesp. 607. 787. Av. 503. mit Bergler's Anmerkungen zu den zwei letzten Stellen. Nur der Geizige und Argwöhnische hatte ἀργυροθήκας oder γραμματεῖα zu Hause. S. Theophrast, charact. X., und Saumaise, de mod. usur. p. 422.

*) s. Aeschylus, Agam. 607.

**) Man vergleiche einen besonderen Abschnitt hierüber in Stieglitz, Archäologie der Baukunst, Th. I. S. 248 ff. Wie dürftig würde ein Londoner Upholsterer oder Cabinet-maker dieses Verzeichnifs auch dann noch finden, wenn alle Geräthschaften des Pollux in seinem Onomasticon (einer trefflichen und immer noch viel zu wenig benutzten Quelle des Alterthums) und Martial in seinen Geräthschaftsdistichen (so könnte man das 14te Buch seiner Epigramme, oder die Xenien desselben nennen) dort eingetragen wären.

***) Sie hiefsen daher auch κατάκλειστοι und die Mädchen παρθενευόμεναι. S. die Stellen bei Hemsterhuys zu Lucian's Timon, c. 17. T. I. p. 127. Daher heifst der junge Ehemann bei'm Theokrit XV. 77. der Brauteinschliefser, ὁ τὰν νυὸν ἀποκλάξας. Vergl. XIV. 5. und Valckenaer zu Lennep's Etym. p. 617.

für einen grofsen Theil dessen, was bei uns jetzt unter Schlüssel und Schlofs gehalten wird, im Alterthum schon darum dieser Verwahrungsmittel fast gar nicht, weil die zahlreichen Sclaven und Sclavinnen in jedem nur etwas ansehnlicheren Hauswesen gewissermafsen auch die Stelle der Schlüssel vertraten. Für eine Menge Dinge, die bei uns der Schlüssel sichert, mufsten diese mit Kopf und Haut haften *). Wer wird sich mit metallenen Schlüsseln behängen, wo ein Wort oder ein bloses Schnippchen, mit dem Finger geschlagen, einen solchen lebendigen Schlüssel in Bewegung setzen kann? Da sind ja jene vulkanischen Wunder-Automate in Homer's Odyssee, die metallenen und doch mit reger Bewegung belebten Hunde vor den Pforten des Königs Alkinoos, in hundertfache Wahrheit übergegangen.

II.

Was finden wir im Homer für Verwahrungsmittel und Schlösser? Kästen und Schläuche werden gebunden und mit einem Knoten befestigt. Thüren und Pforten werden verriegelt und mit einem von aufsen hineingesteckten Riegelhaken geöffnet. Von beiden also nur das Nothwendigste. — Ein doppelt geschürzter Knoten war das einzige Vorlegeschlofs der Homerischen Vorwelt. Das Nestelknüpfen ist immer eine Sache der klugen Weiber oder Hexen gewesen. So lehrte auch die vielerfahrene Circe den Ulysses einst diesen Knoten schlingen **). Dafs man diesen doppelt verschlungenen

---

*) Selbst für die Speisekammer, ταμεῖον, welche sorgfältigere Hausväter und Hausmütter noch am ersten zu verschliefsen pflegten, gab es doch in vornehmeren Häusern eigene Beschliefser (promi, condi, die Butlers der Engländer), die doch auch blose Sclaven waren. Es ist überhaupt selbst nach dem, was Reitemeier in seiner Geschichte der Sclaverei in Griechenland an mehreren Orten (z. B. S. 52. 142 ff.) und was Burigny und Bouchaud im XXXV. und XLII. Band der Mémoires de l'Acad. des Inscript. hier und da über den Zustand und die Benutzung der Sclaven bei den Römern angedeutet haben, für die archäologische Technologie noch einer weit tiefer eindringenden Untersuchung werth, wie das Sclavenwesen damals die Bedürfnisse eines heutigen Haushaltes verringerte, und indem es den Menschen selbst zur Maschine herabwürdigte, eine Menge Maschinen und Handwerker ganz entbehrlich machte.

**) Odyssee VIII. 447. S. Goguet, Origine des loix, T. II. p. 223. ed. in 4. Man darf nur, um sich die Art dieses Umbindens vorzustellen, die cistas mysticas auf den bekannten Cistophoren ansehen. So hat das Körbchen, worin Ion ausgesetzt wurde, Bänder,

Knoten im ganzen Alterthum auch den Herculesknoten nannte *), deutet auf phönicischen Handelsverkehr. Für uns hat er sich noch in der doppelten Schlangenwindung am Mercuriusstab erhalten **). Als über Aegypten und Phönicien zuerst die Scarabäen oder käferförmigen Edelsteine, die man an einer Armspange des Oberarmes trug ***), und später eben daher auch die anderen geschnittenen Steine zu den Griechen kamen †), fand man es natürlich sicherer und bequemer, die Strickchen und Bänder, womit man bis jetzt Kästen und andere Behältnisse umschnürt hatte, an den Knotenenden mit feuchter Siegelerde ††) und später mit Wachs zu versiegeln. In Ermangelung eines geschnittenen Steines war auch wohl der Buchdruckerkäfer (dermestes typographus) oder ein anderer Holzwurm ein wenigstens eben so tauglicher und wohlfeiler Petschierstecher †††), als dort in Shakespeare der Maulwurf ein Todtengräber ist.

σύνδετα. Eurip. Ion 1390. Als schon das Versiegeln längst im Gebrauch war, nannte man es doch da, wo es das Verwahren des Kastens galt, noch immer binden. So Orötes bei'm Herodot III. 123. τοὺς λάρνακας καταδήσας.

*) Macrobius, Saturn. I. 19, p. 318.

**) S. Griechische Vasengemälde, St. II. S. 103 ff.

***) Visconti, über die Vase des Prinzen Poniatowski, Pitture di un antico Vaso fittile, p. XIII.

†) S. die schönen Bemerkungen des Grafen Caylus in seinem Recueil d'Antiquités, T. II. p. 38. ff.

††) Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, I. 475 ff.

†††) Was Mangel erfunden hatte, benutzte später, als man durch schnelles Abklatschen des Siegels falsche Siegel (παρασημεῖα, s Pollux X. 24.) zu machen lernte, und öffnete, was man nicht sollte, auch die List der Männer gegen die Frauen. In den Thesmophoriazusen des Aristophanes klagen die Weiber über diese wurmstichigen Holzsiegel, θριπήδεστα, V. 334. Aus Hesychius s. v. Θριπόβρωτος, T. I. c. 1834, wissen wir, daſs diese bei den Spartanern übliche Sitte nach dem Philostephanos vom Hercules abstammte, ein Fingerzeig, woher alles Siegeln zu den Griechen kam, nämlich aus Phönicien. Vergl. Meursius zu Lycophron 508, der als ein Jäger seltener Worte auch dieses in seinem Räthselgedichte gebraucht hat. Lucian läſst daher auch seinen Wortkrämer im Lexiphanes einige Käse und Oliven unter solchen Wurmstichsiegeln verwahren, φυλάττω αὐτὰς ὑπὸ σφραγίσι θριπηδεστάτοις, Lexiphan. c. 13. T. II. p. 336. Ob das Insect, welches die Griechen θρὶψ nennen, wirklich der Dermestes typographus sei, wage ich bei'm dichten Dunkel der alten Entomologie nicht zu bestimmen. Die Stelle,

Als nach der allgemeinen Verbreitung der Buchstabenschrift auch die Sitte, sich Brieftäfelchen zuzusenden, allgemeiner wurde, verschlofs man auch diese eben so, wie man Kisten und Kästen zu sichern pflegte. Man umwickelte die aus guten Gründen dreieckig gestalteten Täfelchen mit einer Schnur und versiegelte deren Enden. Diefs ist, wie Jedermann weifs, auch stets die gewöhnlichste Sitte des Briefsiegelns im ganzen Alterthum geblieben. Man schickte sich nie Briefe, sondern Schreibtafeln, und das Erbrechen eines fremden Briefes ist also auch nach diesem ursprünglichen Begriff Diebeseinbruch, durch Sprengen eines fremden Schlosses. — Wegen der grofsen Bequemlichkeit, mit welcher man das schon gebrauchte Wachs sogleich wieder zum neuen Siegelabdruck brauchen *) und überhaupt sich sogleich seines Siegelringes bedienen konnte, blieb das Versiegeln auch dann noch allgemein gebräuchlich, als man schon für Kisten und Thüren kleinere und gröfsere Schlösser in Menge erfunden und von den Schlüsseln allen möglichen Gebrauch zu machen gelernt hatte. Der Eifersüchtige drückte sein Siegel an die Thür des Frauengemachs **), und Alles, wobei es besonders gewissenhaft zugehen sollte, wurde verpetschirt. Gute Hauswirthe waren damit nicht zufrieden, ihre Vorrathskammern sorgfältig versiegelt zu haben, sie versiegelten auch, wie dort die Mutter der Ciceronen, jede einzelne Flasche und jedes einzelne Stückchen Fleisch ***); eine Vorsicht, die bei den hungernden und

---

wo Theophrast, Hist. Plant. V. 1. p. 446, davon spricht, pafst allerdings sehr gut dazu. Nur der dicke, oft als Delicatesse verspeiste cossus, wie ihn Schneider in seinem Wörterbuche übersetzt, kann hier nicht gemeint sein. Ueberhaupt aber herrscht im Gebrauch dieses Wortes, das mit σὴς und ἶψ oft verwechselt wird, eine grofse Unbestimmtheit bei den Alten. S. Valckenaer, Animad. ad Ammon. II. 5. p. 165. Bei'm Aristoteles in Schneider's Eclogis physicis, p. 265. 46, wird es von Würmern gesagt, die im Schnee gefunden werden.

*) Cic. Acad. IV. 26. Quid si in ejusmodi cera centum sigilla hoc anulo impressero. Ecquae poterit in agnoscendo esse distinctio? an tibi erit quaerendus anularius? —

**) Euripides im Fragment der Danae V. 56. Aristophanes, Thesmoph. 415. In einer anderen Farce, in den Vögeln, läfst er diese Versiegelungen sogar bis zu der auch den Alten schon bekannten Infibulation gedeihen. V. 560. 1213.

***) So machten sich die Graeculi im Gefolge des parthischen Prinzen Vonones bei'm Tacitus II. 2. lächerlich: vilissima utensilia (d. h. Lebensmittel, s. den Index zu den Script. R. Rusticae) anulo claudunt. Bei dieser Stelle hat Lipsius einen eigenen Excurs über diese Sitte p. 593. Ern. So besiegelt der stoische Philosoph vor

durstenden Sclavenhorden, womit damals die Häuser angefüllt waren, vielleicht durch die Nothwendigkeit selbst hervorgebracht wurde.

III.

Bei den Reichthümern und der Prachtliebe der Menschen, unter welche uns der Sänger der Odyssee einführt, läfst sich im Voraus erwarten, dafs es ihnen auch nicht an einer künstlichen Art, die Thür zu verschliefsen, gefehlt haben könne. Und auch diese finden wir schon in der Odyssee. Begleiten wir nur die sorgsame Penelope in die Kammer, wo die Kleinode des Königs lagen (Odyss. XXI. 6. 46). Eilend stieg sie hinan —

Nahm in die schöne Hand den wohlgebogenen Schlüssel,
Zierlich aus Erz gebildet, mit elfenbeinernem Griffe. —
Als sie nunmehr die Kammer erreicht, die edle der Weiber,
Lös'te sie ab den Riem sogleich vom Ringe der Pforte,
Steckte den Schlüssel hinein und schob wegdrängend die Riegel,
Mit vorschauendem Blick; da krachten die glänzenden Flügel,
Aufgedrängt von dem Schlüssel. —

Selbst der gelehrte Saumaise konnte die Schwierigkeiten nicht alle lösen, die uns hier aufstofsen, wenn wir uns eine ganz deutliche Vorstellung von der Art, wie hier das Schlofs eingerichtet gewesen, zu machen bemüht sind. Die gröfste hat mir immer in dem Ausdruck zu liegen geschienen, sie lös'te den Riem vom Ringe der Pforte. Vergleicht man diesen Ausdruck mit einer anderen Stelle zu Anfang der Odyssee, so zog man eben durch diesen Riemen den Riegel inwendig vor *). Dann konnte

---

dem Schlafengehen alle Stücke Fleisch, die er bei'm Gastmahl seinem Bedienten eingesackt hatte, im Hermotimus c. 11. T. 1. p. 750. Diefs kann doch kaum anders gemacht worden sein, als indem man einen Faden um das Stück Fleisch, die Weinflasche u. s. w. herumschlang. Mehrere Beispiele hat Kirchmann in seiner Compilation de anulis c. 10. p. 52. ff. und Longus, de anulo signatorio gesammelt. Die Hauptstelle bleibt im Plinius XXXIII. 1. f. 6.

*) Odyss. I. 442. Die Euryclea hat den Telemachos in's Schlafzimmer geleuchtet und zu Bette gebracht. Nun schliefst sie im Herausgehen die Thüre hinter sich zu, ἐπὶ δὲ κληῖδ' ἐτάνυσσεν ἱμάντι, was Vofs in allen drei Ausgaben seiner Uebersetzung durch: sie schob den Riegel davor mit dem Riemen, sehr richtig ausgedrückt hat. Denn hier bezeichnet κλεῖς, oder ionisch κληΐς, nicht den Schlüssel, sondern, wie auch das davon abgeleitete

man also wohl von innen, wenn sich Jemand im Gemach selbst befand, den Riegel zurückschieben. Diefs mufste auch Telemach, wo er von der Euryclea eingeschlossen wird, wenn er früh aufgestanden ist, ohne fremde Hilfe thun können. Allein von aufsen war diefs nur durch einen Schlüssel möglich, den man durch eine kleine Oeffnung hineinsteckte und mit dem man den erfafsten Riegel zurückschob. Band man den Riemen von aufsen an den Ring *), womit man die Thüren anzuziehen oder zurückzustofsen pflegte, so konnte der Riegel nicht eher zurückgeschoben werden, als bis dieser Riemen, der inwendig den Riegel straff anzog, vom Ringe losgebunden war. Was man nun von innen mit der blosen Hand thun konnte, sobald nur von aufsen der Riemen nicht angeknüpft war, mufste von aufsen, wo die Oeffnung keinesweges grofs genug war, um eine Hand durchstecken zu können **), durch einen besonders

---

clavis der Lateiner, den Riegel, wie schon Saumaise erinnert hat ad Solin. p. 651, worauf sich auch die Erklärer des Tibull zu der bekannten Stelle: clavis inest foribus, I. 634, zu berufen pflegen.

*) Er heifst bei'm Homer κορώνη und diente theils zum Anklopfen, wo er dann auch ῥόπαλον hiefs, wie bei'm Xenophon, Hellen. VI. 4. 36, wobei Morus's Erklärung im Index s. v. zu vergleichen ist, theils zum Anziehen der Thür, wie im gegenwärtigen Fall; ἐπίσπαστρον τῆς θύρας erklärt es Pollux X. 22, wo Hemsterhuys zu vergleichen ist p. 1168, dasselbe versteht Herodot durch seine ἐπισπαστῆρες VI. 91, wo Valckenaer p. 480, 21. die Sache gleichfalls gelehrt erläutert hat.

**) Die Minerva schlüpft bei ihrer Erscheinung in der Odyssee einigemal durch diese Oeffnung, z. B. IV. 802. Sie war von unseren Schlüssellöchern nur in sofern unterschieden, dafs sie weder mit Metall beschlagen, noch blos auf einen einzigen Schlüssel berechnet war; denn das inwendige Riegelwerk hatte keine unmittelbare Verbindung damit, wie bei unseren Schlössern, sondern hing tiefer unten. Andere Schriftsteller nennen diese Oeffnung schlechtweg das Loch, ὀπὴ, oder die Schlofsöffnung, κλειθρία, oder auch ionisch κλειήθρη. Es war so grofs, dafs man einen Finger bequem durchstecken konnte. Diefs erhellt aus der Anekdote von Pherecydes, der, als er von Läusen gefressen wurde, sich vor allen Menschen verschlofs, und Allen, die an der Thüre nach seinem Befinden fragten, den abgefleischten Finger durch die Oeffnung zusteckte. Was er in einem fingirten Brief des Pherecydes an den Thales bei'm Diogenes I. 122, von sich selbst erzählend, so ausdrückt: διεὶς δάκτυλον διὰ τῆς κλειήθρης, sagt Aelian VII. IV. 28: διὰ τῆς ὀπῆς τῆς κατὰ τὴν θύραν διείρας τὸν δάκτυλον. Durch dieses Loch fiel in das sonst ganz dunkle Schlafzimmer gewöhnlich der einzige

dazu eingerichteten Schlüssel geschehen. Und wie war dieser gestaltet? Was sagt uns Homer selbst darüber?

Die versprochene Fortsetzung dieses Aufsatzes erschien nicht. Dagegen fand sich in Böttiger's Nachlafs ein gröfseres Bruchstück einer anderen Abhandlung über denselben Gegenstand vor, das, wenn es auch nicht gerade jenen abgebrochenen Aufsatz fortsetzt, doch viel Lehrreiches über den darin behandelten Theil der antiquarischen Technologie enthält, und daher an dieser Stelle als ἀνέκδοτον seinen Platz mit vollem Recht einzunehmen scheint.

(Anmerk. d. Herausgebers.)

Die ältesten Schlösser waren nichts Anderes als hölzerne Fallriegel, serrures de bois de coulisse, wie sie schon Thevenot und Rauwolf, Reise nach Palästina, S. 23 f., und Volney, Voyage en Syrie, T. II. p. 401. ed. pr., noch jetzt im Orient sahen. Um diese Riegel unbeweglich und fest zu machen, liefs man eine Art von metallener Kugel, die Eichel genannt, in den Riegel ein; um diese Kugel heraufzuheben und so den Riegel schiebbar zu machen, liefs man einen spitzen Haken, der gerade in eine kleine Oeffnung der Kugel pafste, durch ein in die Thüre oberhalb des Riegels geschnittenes Loch hinein, zog so die Kugel aus dem Riegel und den Riegel von der Thür, und öffnete so, was man öffnen wollte. So war es wenigstens in späteren Zeiten unter Griechen und Römern, und so haben die Sache Casaubonus zu des Aeneas Poliorceticis, T. III, p. 511. Polyb. ed. Ernest., und Saumaise zum Solin, p. 649 ff., (die ausführlichste, nur, wie alle Untersuchungen von Saumaise, auch sehr verwirrte Entwickelung dieser Sache) zu erklären gesucht. Früher war wohl der Apparat mit der metallenen Kugel, βάλανος der Griechen, pessulus der Lateiner, noch gar nicht bei den Riegeln. Auf jeden Fall ist aber weder an ein Schlofs, noch an einen Schlüssel neuerer Art zu denken, wo die Alten nur Riegel und Riegelheber kannten. Sera, woraus mehrere neuere Sprachen unsere künstlichen modernen Schlösser benannt haben, heifst bei den Römern immer nur ein Riegel; die Schlüssel selbst aber (κλεῖδες, claves) blieben ein sichelförmiges Eisen von beträchtlicher Gröfse. Diese Gestalt mufsten sie haben, damit sie, durch die kleine Thüröffnung (diese heifst claustrum, clostellum und war doch immer so grofs, dafs man einen Denar durchstecken konnte, s. Seneca, de Benef. VII. 21.) durchge-

---

Lichtstrahl des Tages, woher Lucian, Necyom. c. 22. T. II. p. 486. ein Gleichnifs entlehnt. Dieselbe Oeffnung spielt auch schon in den verliebten Tändeleien im Hohenliede V. 4. ihre Rolle, wobei die neueren Erklärer auch nicht müssig gewesen sind.

steckt, den Riegel erreichen konnten. Ein solcher Schlüssel mufste bei grofsen Thüren nothwendig auch eine beträchtliche Gröfse und durchaus die Gestalt einer Sichel, nur nicht ihre Schärfe, und eine andere Spitze haben, und diese ursprüngliche Gestalt zeigt selbst noch ein altes Sternbild in der Figur der Cassiopea am Himmel, wo die Sterne eine solche Rundung machen nach Aratus, Phaenom. 192 — 195. Die Unkunde dieser ältesten sichelförmigen Schlüssel hat sowohl den grofsen Joseph Scaliger in seinen Anmerkungen zum Manilius, als Saumaise in seinen Exercit. ad Solin. p. 651, zu ganz unstatthaften Erklärungen verleitet. Der gelehrte Bischof Daniel Huet hat das Verdienst, die wahre Gestalt dieses Sternbildes sowohl, als der Schlüssel des früheren Alterthums, die Eustathius zur Odyss. XXI. 7. ausdrücklich κλεῖδας δρεπανοειδοῦς nennt, in's rechte Licht gestellt zu haben, sowohl in seinen Anmerkungen zum Manilius, I. 355. p. 8, als in den Huetianis, ch. 96. p. 243 f., wo er die Stelle aus dem Propheten Jesaias XXII. 22, in welcher Gott dem Eliakim verspricht, den Schlüssel David's auf seine Schultern zu geben, dadurch zuerst richtig erklärt, dafs man diese ziemlich lastenden Schlüssel mit ihrer Krümmung über die Schultern gelegt trug, wie manche unserer Schnitter diefs auch jetzt noch mit den Sicheln zu thun pflegen. Diefs ist eben die κλεὶς κατωμαδία der Priesterin der Ceres bei'm Callimachus, H. in Cer. 45, worüber derselbe Huet in seiner Demonstratio Evangelica, c. 105. p. 487. ed. Paris, gleichfalls in Beziehung auf die Stelle im Jesaias mehrere feine Bemerkungen gemacht hat. Daher wurden selbst andere sichelförmige Gabeln oder Haken mit der Benennung solcher Schlüssel belegt, so z. B. in der Aufzählung des Küchengeräthes, welches ein Koch dem Mercur als Weihgeschenk dedicirt, in einem griechischen Sinngedicht des Ariston, Analect. T. II. p. 258. 1, das βαθυκαμπὴς κλεὶς συῶν, welches der gelehrte neueste Commentator Jacobs, Comment. Vol. II. P. II. p. 257, mit Recht für etwas dunkel hält, das aber aus dieser alten Schlüsselform ganz deutlich wird. Man urtheile nun selbst, ob die Abbildung der Schlüssel des Apostels Petrus, wie sie gewöhnlich in dem christlichen Kunst-Cyclus erscheinen, nicht ein neuer Beitrag zu den lächerlichen Mifsgriffen der neueren Maler ist. Ueberall, wo die κλειδοῦχοι als Priesterinnen vorkommen, z. B. Iphigenia bei'm Euripides, Iphig. in Taur. 130, Kallithoe, als Priesterin der Argivischen Juno in einem Fragment aus der Phoronis bei'm Clemens Alexandr. Strom. I. p. 349. A, mufs man sich ihre Figur so denken, wie die der Nicippa in der Hymne des Callimachus. Ja selbst die gröfsten Bildhauer, Phidias und Euphranor, hatten Priesterinnen in dieser Stellung gearbeitet, die Plinius XXXIV. s. 19. 1 und 16. unter der blosen Benennung Cliduchus, eximia forma, anführt und Hardouin ganz mifsversteht. Und so erklärt sich nun auch das dens aduncus, fixus u. s. w. vom Schlüssel

bei'm Ovid, Tibull und bei anderen römischen Dichtern viel deutlicher, als wenn man mit Saumaise, der dabei immer angeführt wird, (z. B. bei'm Tibull I. 2. 18.) an einen Kamm denkt, der an den geraden Schaft des Schlüssels befestigt ist. Ich bin überzeugt, dafs auch die Bildnisse der alten Gottheiten, der Cybele, Proserpine, Hekate, des Janus u. s. w., die als schlüsseltragende Götter vorgestellt wurden (s. Wesseling, Observat. I. 3. p. 7 ff., und noch ausführlicher Christ. Gottlieb Schwarz in seiner Abhandlung de diis clavigeris, Altdorf, 1728.) ursprünglich auch mit solchen sichelförmigen Schlüsseln vorgestellt wurden, und dafs, was man auf mehreren alten Denkmälern für einen Saturn mit der Sichel angesehen hat, nichts Anderes als der Janus mit dem Schlüssel ist (Ovid, Fast. I. 99). Man vergleiche nur, um sich hiervon zu überzeugen, in Tassie's Catalogue die pantheistische Abbildung des Janus auf einem alten Carneole (pl. XV. n. 776.), wo Raspe den Haken in der rechten Hand des Gottes selbst für einen Schlüssel erklärt.

Natürlich wurde dieser einfache Schlüsselhaken nach und nach immer kunstreicher zugerichtet. Er bekam nun die Gestalt eines rechten Winkels, wovon der eine Schenkel den Griff, der andere aber den einigemal eingezackten Kamm bildete. Mit einem solchen Schlüssel erscheint Hekate in einer kleinen capitolinischen Bronze, die man auch in Lens, Costume der Völker des Alterthums, pl. 31. fig. 101, abgebildet findet. Diefs scheint die Gestalt der eigentlichen Lakonischen Schlüssel gewesen zu sein, über welche mehrere Schriftstellen bei'm Aristophanes und Plautus vorkommen. Endlich ging es auch hier, wie mit einigen anderen, fast noch unentbehrlicheren Geräthschaften des Alterthums, der Badestriegel und dem Salbenfläschchen. Wie man diese am Ende in ein einziges Werkzeug zu vereinigen wufste (von den Griechen mit einem besonderen Worte ληκυθοξύστρα genannt, die Abbildung s. bei Visconti, Mus. Pio-Clement. T. III. tab. 8. n. 3), so verfiel man auch auf die Idee, beide verschliefsende Werkzeuge, den Siegelring und den Schlüssel, in Eins zu verschmelzen, und so entstanden die noch jetzt in grofser Anzahl in Antikensammlungen befindlichen Ringschlüssel, dergleichen man in Pignori, de servis, in Bonanni, Mus. Kircherian. Class. V. tab. 4. n. 3 seq., in Beyer's Thesaur. Brandenb. T. III. p. 423, und aus diesem bei Montfaucon abgebildet findet. Es ist gewifs, dafs an den Ringen dieser Schlüssel eine Art von Petschaft angebracht gewesen ist, gewöhnlich eine Chiffre oder einige Buchstaben, die in das Metall selbst eingegraben waren, zuweilen aber auch ein geschnittener Stein. S. Caylus, Recueil T. I. tab. 94, 7. T. IV. tab. 55. 5. Saumaise zum Solin, S. 642, hatte daher sehr Unrecht, wenn er behauptete, dafs die Ringe von dergleichen Schlüsseln nicht gesiegelt hätten, ein Irrthum, den auch schon Smetius in den

Antiquit. Neomag. p. 26. richtig bemerkt hat. Auch hatte Mariette in seinem trefflichen Traité sur les pierres gravées, p. 104, das Unhaltbare dieser Behauptung eingesehen. Freilich haben die meisten Schlüsselringe, die dort Saumaise selbst, dann Lipsius zum Tacitus und Andere abbilden liefsen, keine Spur eines Petschafts. Aber Alles, was daraus folgt, ist höchstens, dafs man in späteren Zeiten, wenn nun einmal diese Form mit den Ringen an den Schlüsseln die allgemein übliche war, den Schlüsseln auch dann Ringe an die Griffe gab, wenn von Siegeln dabei nicht mehr die Rede war. Denn es ist bekannt, dafs eine einmal gegebene Form in gewissen Meubles und Werkzeugen in der einmal angenommenen Handwerks-Tradition noch viele Jahre lang fortdauern kann, wenn auch die Ursache, warum der erste Erfinder dieser Gestalt den Vorzug gab, schon längst weggefallen ist. Ueberhaupt scheinen aber die meisten Schlüssel-Anticaglien, woraus man die Abwesenheit des Siegels beweisen könnte, in weit spätere Zeiten zu gehören.

Und die Zeiten müssen auch hier, wie in allen antiquarischen Forschungen, sorgfältig unterschieden werden. In allen altgriechischen Schriftstellern ist auch nicht die geringste Spur von dem, was wir Vorlegeschlofs nennen, oder überhaupt von künstlichen und kleinen Schlössern zu entdecken. Ja selbst gröfsere Kästen wurden selten mit Schlüsseln verschlossen. Diese gehörten gewöhnlich nur zum Verschlufs der Thore, Hausthüren und Kammerthüren. Sehr oft konnte also der Fall eintreten, dafs man allerlei Kostbarkeiten, die man in Kisten oder Schläuchen verschlossen hielt, Geldbehältnisse, Schatullen und dergleichen erst versiegelte und dann noch im Gemach, wo sie aufbewahrt wurden, mit einem Schlofs an der Thüre unter Riegel und Schlüssel hatte. So erkläre ich mir die kraftvolle Stelle in den Eumeniden des Aeschylus, wo Pallas als die hochbetraute Tochter des Zeus sich rühmt (V. 814. ed. Herm.),

> Auch ich bin stolz auf Zeus! was braucht's der Rede!
> Denn von den Kammern, wo des Vaters Blitz
> Versiegelt liegt, weifs ich allein die Schlüssel.

Was war natürlicher, als dafs nun irgend ein mifstrauischer Geizhals die Schlüssel zu seinen Schatz- und Vorrathskammern selbst wieder in ein Kästchen schlofs und dieses Kästchen auf's Neue versiegelte. Und diefs wurde bald allgemeine Sitte. Denn bei der unbeholfenen Gröfse dieser Schlüssel und dem gänzlichen Mangel an Taschen in den Kleidungstücken des Alterthums konnte man sie nicht füglich bei sich tragen. Es blieb also kein anderes Mittel übrig, als diese Schlüssel selbst, wenn man ausging, wieder

in ein besonderes Kästchen einzusiegeln. Ein Geschichtchen, welches Diogenes von Laerte, IV. 59, und Numenius bei'm Eusebius, Praep. Evang. XIV. p. 648. ed. Vig., von dem Akademiker Lacydes erzählen, macht die Sache vollkommen klar. Da er ein guter Wirth war, so pflegte er den Schlüssel von der Speisekammer immer selbst abzuziehen und in ein Kästchen (εἴς τι κοῖλον γραμματεῖον sagt Numenius) einzusiegeln. So weit ist Alles nach der gewöhnlichen Sitte. Dafs er nun aber den Ring, womit er das Kästchen versiegelt hatte, wieder durch das Schlüsselloch in die Kammer warf und sich nun einbildete, alle seine Schäfchen vortrefflich in's Trockene gebracht zu haben, diefs erwirbt ihm die Belobung des Diogenes, τοῦτόν φασι περὶ οἰκονομίαν γλυκύτατα ἰσχηκέναι, d. h. er soll sich in seiner Wirthschaft recht lächerlich und pinselhaft benommen haben. Denn diefs heifst eben nach einem bekannten attischen Charientismus γλυκύς, γλύκων, s. Ruhnken zu Timaei Gloss. p. 132. ed. post. Daher ist auch die von Menage zum Laert. p. 183. gebilligte Verbesserung des Gataker, der γλισχρότατα zu lesen vorschlug, völlig unstatthaft. So erklärt sich nun auch die Stelle in Tertullian's Apologetico c. 6, wo er erzählt, dafs eine römische Matrone ob resignatos cellae vinariae loculos von ihren Verwandten zum Hungertod verurtheilt worden sei. In dem Kästchen, das die Weintrinkerin entsiegelt hatte, steckten nur die Schlüssel zum Weinkeller. In dem Theophrastischen Charakter des Mifstrauischen (XVIII. 2.) heifst es, er frage bei'm Schlafengehen seine Frau: εἰ κέκλεικε τὴν κιβωτὸν (der Mifstrauische also hat sogar eine verschlossene Kiste, diefs ist schon ein Charakterzug) καὶ εἰ σεσήμανται τὸ κοιλιοῦχιον. Dieses letztere Wort habe ich stets für eine Mifsgeburt der Abschreiber gehalten. Weder Schneider S. 193, noch Coray p. 297, haben in ihren neuesten Ausgaben etwas darüber entscheiden wollen. Mir scheint aber Sylburg's Muthmafsung κλειδοῦχιον der Wahrheit am nächsten zu kommen. Diefs bedeutet eine Schlüsselbüchse. Nun ist diefs eine wahre Steigerung im Begriff des Mifstrauischen und daher ungemein charakteristisch. Er fragt seine Frau, der als Hausfrau diefs Alles zukommt, zuerst, ob der Geldkasten wohl verschlossen ist, und dann, ob sich auch die Schlüssel davon in der Schlüsselbüchse wohl eingesiegelt befinden. So vergräbt ein Geizhals bei Goldoni erst das Schatzkästchen in einen Winkel des Gartens und dann den Schlüssel dazu in einem anderem Winkel des Hofes. Alle diese Schlüssel waren ihrer Bestimmung nach von beträchtlicher Gröfse und gewifs nicht dazu geeignet, die Narthezien und zierlichen Putz- und Schmuckkästchen eleganter Frauen zu verschliefsen. Unter den Schlüsseln, die bei Nimwegen gefunden wurden, und die Smetius, Antiquit. Neomag. p. 75, beschreibt, waren mehrere von beträchtlicher Schwere und bis zu zehn Zoll lang. Solche Schlüssel trug nun

wohl kein Mensch bei sich, der sich nur irgend noch einen Sclaven in seiner Armuth erzeugen konnte, es müfste denn ein so jämmerlicher Schlucker gewesen sein wie jener römische Ritter bei'm Martial V. 36.

Equiti superbo, nobili, locupleti
Cecidit repente magna de sinu clavis.

XII.

Zur Holzsparkunst der alten Römer.

Aus einer Vorlesung.

Klagen über drückenden Holzmangel sind in unserem Vaterlande allerdings weit älter, als man gewöhnlich glaubt. Dieser Mangel wurde schon im vorigen Jahrhundert in vielen Provinzen Deutschlands sehr lebhaft gefühlt, und war zum Theil eine Folge des auch den teutschen Forsten und Waldungen sehr verderblichen dreifsigjährigen Krieges. Der durch seine Schriften und Schicksale berüchtigte Arzt, Alchymist und Vielwisser, Dr. Johann Joachim Becher, gibt in seinem, zur Kenntnifs des damaligen Zeitalters noch immer brauchbaren Tractate, stulta sapientia, oder närrische Weisheit genannt, einen Auszug aus einem Buch, die Holzsparkunst betitelt (S. 127), und bezieht sich zugleich auf eine andere, erst neulich herausgekommene Schrift, die folgenden Titel führt: Die gnädige Vorsorge Gottes im Holzmangel, welche sich vor wenig Jahren in Entdeckung derer Steinkohlen, anjetzo aber in Offenbarung einer neuen und besondern Invention erwiesen, vermittelst welcher die halbe Feuerung bei'm Stubenheizen kann erspart werden, so auf erhaltenes gnädiges Privilegium der Inventor zu entdecken sich erbietet. Diese Schriften erschienen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und beweisen schon durch ihre Ueberschriften, dafs die Holznoth in der Litanei eines ehrlichen teutschen Hausvaters schon damals nicht die letzte Stelle einnahm und dem Erfindungsgeist speculativer Köpfe die in unseren Tagen so berühmten Heizmaschinen und Sparöfen früh genug offenbarte. Späterhin und vom Anfange dieses Jahrhunderts an liefse sich vielleicht mit nicht allzu grofser Mühe eine fortlaufende Geschichte und Literatur der edeln Holzsparkunst verfertigen, welcher in unseren Tagen als ganz neu gepriesenen Erfindung wahrscheinlich Mancher ein weit früheres Datum anweisen würde *). Ich überlasse

*) Vieles zu dieser Literatur Gehöriges findet sich in einer Abhandlung in den Miscellaneis Lipsiensibus Tom. X. (Lips. 1721) Joh.

indefs, wie billig, die Bearbeitung dieser Geschichte einem mit den ökonomischen und staatswirthschaftlichen Schriften neuerer Zeiten besser bekannten Manne, als ich bin. Die Preisfrage, welche die churfürstlich Mainzische Akademie nützlicher Wissenschaften über die besten Mittel, dem einreifsenden Holzmangel in und um Erfurt herum vorzubeugen, auf das Jahr 1793 aufgegeben hat, wird, wie ich im Voraus überzeugt bin, nicht allein für den engeren Kreis, für welchen sie eigentlich bestimmt ist, die nützlichsten Forschungen und Resultate hervorbringen, sondern auch noch in einem weiteren Umfang einer Menge technischer und literarischer Beobachtungen über diesen, unserem Zeitalter höchst interessanten Gegenstand mehr Umlauf und Gemeinnützigkeit zu verschaffen wissen, und hierbei wird die Literatur und Geschichte der Holzsparkunst in neueren Zeiten auch nicht vergessen werden *).

Ich versuche es hier, einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Holzsparkunst aus dem Alterthume zu liefern, das auch über diesen Gegenstand noch manche bis jetzt von den Alterthumsforschern entweder ganz übersehene, oder nur angedeutete Winke enthält **).

Gottfried Büchner, furnus commodissimus mit einer Abbildung dieses Sparofens. Der Verfasser fängt gleich damit an, dafs die Klage über den Holzmangel jetzt allgemein sei.

*) Beantwortung der Preisfrage: wie ist dem einreifsenden Holzmangel abzuhelfen? Erfurt, Kaiser 1794.

**) Zu den letzteren rechne ich z. B. die scharfsinnige Bemerkung des Grafen von Caylus über die Porcellane und emaillirten Amulete der alten Aegypter in der Histoire de l'Académie des Inscriptions et des Belles Lettres T. XXXI. p. 49, 50, wo er auf die Feuerarbeiten dieses so holzarmen Volkes durch eine mit Kunst verstärkte Gluth aufmerksam macht und mit Recht hinzusetzt: si l'on examine la quantité de bois et de charbon, qu'on emploie en Europe pour les moindres opérations de la Chimie, on ne verra pas sans étonnement les Egyptiens produire avec des agens si faibles des effets si considérables. Hierher rechne ich auch den merkwürdigen Gebrauch, der nach einem Fragment des alten Geschichtschreibers Cl. Quadrigarius vom Alaun gemacht wurde, um dadurch die Unentzündbarkeit des Holzes, ein in unseren Tagen so vielfach versuchtes Kunststück, zu bewirken, welches Beckmann in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen, II. Th. S. 107, durch einen Anstrich von stark gesättigter Vitriollauge zu erklären sucht. Verwandt mit diesem Mittel, Holz gegen Feuer zu sichern, ist der Gebrauch des Essigs in der Belagerungskunst (Lips. Poliorcet. V. 9, p. 641.) und bei den Feuerlöschungsanstalten der römischen Polizei (Heubach, de Politia Romanorum p. 58.).

Nicht ganz uninteressant würde vielleicht eine Uebersicht aller der Erfindungen und Hilfsmittel sein, wodurch schon in den frühesten Zeitaltern die Bewohner jener asiatischen Ebenen, wo noch jetzt das Brenn- und Bauholz zu den gröfsten Seltenheiten gehört, den Holzmangel zu ersetzen gesucht haben. Stroh, Sträuche, Pflanzen und mit Stroh zusammengeknetete Mistkuchen waren und sind zum Theil noch das gewöhnliche Feuerungsmaterial des Morgenländers *), und es bleibt daher immer ein unerklärbares Räthsel, wie jene holzarmen Völker so viele nur durch Schmelz- und Brennöfen zu bewirkende Kunstwerke haben hervorbringen können. Aehnliche Schwierigkeiten finden sich bei dem Berg- und Hüttenwesen der Alten, die selbst nach dem, was neuerlich Reitemeyer, Florencourt und Schneider darüber geschrieben haben, noch manche Aufschlüsse und Erläuterungen erwarten. Ich überlasse es sachkundigeren Männern, uns hierüber Belehrungen zu ertheilen, und bleibe für jetzt nur bei einem einzigen Artikel, der Holzconsumtion im alten, unserem Gesichtskreis aber doch schon näher liegenden Rom, stehen. In dieser ungeheueren Stadt war das Verbrennen der Todten mehrere Jahrhunderte hindurch allgemeine Volkssitte. Welche unermefsliche Holzvorräthe waren hierzu nöthig! Und lehrte nicht auch hier der immer mehr einreifsende Mangel dieses unentbehrlichen Bedürfnisses, allerlei Kunstgriffe und Ersparnisse anzuwenden?

Als im Jahr 1785 der Kaiser Joseph, theils aus anderen Gründen, theils auch in der Absicht, dem in den österreichischen Staaten hier und da sehr fühlbaren Holzmangel durch Holzersparnisse aller Art abzuhelfen, in allen seinen Erblanden den hölzernen Särgen den Krieg ankündigte, bediente man sich in einigen Tractätchen, in denen man die orthodoxen Särge gegen die heterodoxen Säcke in Schutz nahm, unter anderen auch dieses Arguments: die früheren Christen, welche die Sitte des Begrabens in Särgen an die Stelle der heidnischen Todtenverbrennung gesetzt hätten, wären gewifs auch gute Financiers gewesen, da sie sich statt der zum Verbrennen nöthigen Holzstöfse nur mit einigen Bretchen zu einem Sarge begnügt hätten. Ich bin weit

*) Es gehörte daher zu den sonderbarsten Verirrungen des bekannten, durch die Zöglinge seiner Schule lange perennirenden Professors Orientalium in Jena, Joh. Andr. Danz, dafs er in dem dürren, holzarmen Palästina von David eine ganze Nation zu Holzsägern anstellen liefs, in einer Dissertation de mitigata Davidis in Ammonitas crudelitate. In der Stelle 2. Sam. 12, 31 ist offenbar von der barbarischen Todesart der Morgenländer, der Zersägung, die Rede, womit der israelitische König, der hier nichts vor seinem Zeitalter voraus hat, seine Feinde, die Ammoniter, hinrichtete. Vergl. Michaelis, Mos. Recht, §. 64.

entfernt, mir über diese ganze Sache, über die so schon der Erfolg entschieden hat, ein Urtheil anmafsen zu wollen. Aber das getraue ich mir zu behaupten, dafs man sich das Verbrennen der Todten bei einer so unzählbaren Volksmenge, als das alte Rom in seinem blühendsten Zeitalter fafste, mit einem weit beträchtlicheren Holzverlust verbunden denkt, als es wirklich der Fall war, und dafs vielleicht auch hier zur Geschichte der Holzsparkunst ein Beitrag zu erwarten sei, den man von dieser Seite am wenigsten vermuthen sollte.

Man kann nicht läugnen, dafs, dem ersten Anscheine nach zu urtheilen, die Todtenverbrennung in einer Stadt, wie Rom war, eine gewaltige Menge des ausgesuchtesten Brennholzes weggefressen haben mufs. Rom hatte unter den Kaisern, nach der genauesten Berechnung des Nardini (Roma antica III. p. 88., VIII. p. 498. seq.) 48,382 Häuser. Rechnet man nun, wie von Messance in seinen Bevölkerungslisten von Paris gethan hat, auf jedes Haus im Durchschnitt 25 Personen, so erhalten wir die Summe von 1,200,000 Bewohnern, eine Zahl, die nach Allem, was wir aus alten Schriftstellern über die Bevölkerung dieser Riesenstadt schliefsen können, im Geringsten nicht übertrieben ist *). Wollte man ferner die Todtenlisten der volkreichsten Stadt in Europa, die bills of mortality von London, mit den freilich nur dem Namen nach noch erhaltenen tabulis Libitinae oder Sterbelisten des alten Roms muthmafslich vergleichen, so wissen wir, dafs London jährlich, im Durchschnitt genommen, gegen 20,000 Gestorbene zählt, was, nach der bei den gröfsten Städten angenommenen Proportion von

*) Unter den Bedlamsstreichen des unsinnigen Heliogabal erzählt Lampridius (c. 26) auch diesen, dafs er 10,000 Pfund Spinnweben aus den Häusern Roms zusammengebracht hätte, um nach diesem Mafsstab die Gröfse der Stadt zu bestimmen. Man geräth fast in Versuchung, an eine heimliche Verwandtschaft mit jenem Kaiser bei einigen neueren Gelehrten zu glauben, die sich in der Bevölkerung Roms zu den lächerlichsten Angaben verstiegen haben. Der gelehrte Isaak Vossius gibt in einer Art von Begeisterung über die unermefsliche Gröfse der Weltbeherrscherin Rom dieser Wunderstadt 14 Millionen Einwohner (in Observationum variarum libro, Lond. 1684, p 34.), oder gerade so viel, als die beiden Königreiche Portugal und Spanien, zusammen genommen, in unseren gewöhnlichen statistischen Tabellen zugetheilt bekommen. Ich bin in meiner Angabe dem scharfsinnigen Verfasser der Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs gefolgt (Gibbon's History of the Decline and Fall of the Roman Empire t. V. p. 235, ed. Basil), welche mit der genauen Berechnung des Brotier in seinen Anmerkungen zum Tacitus (T. II. P. 380.) fast ganz übereinstimmt.

1 zu 25 auf eine Bevölkerung von 5- bis 600,000 Menschen schliefsen läfst. Demnach würden im alten Rom, das wenigstens noch einmal so viel Einwohner fafste, gegen 40,000 Menschen gestorben und, wäre diesen allen auf besonderen Holzstöfsen die letzte Ehre erwiesen worden, auch 40,000 Scheiterhaufen erforderlich gewesen sein. Nun scheint es aus Erfahrungen der peinlichen Criminaljustiz, die, dem milden Genius unseres Jahrhunderts sei es gedankt, immer mehr zu den Seltenheiten zu gehören anfangen, ziemlich erweislich, dafs, um einen Menschen nicht etwa nur zu rösten, sondern bis auf die Knochen zu Asche zu verbrennen, was bei den Leichen der Alten durchaus der Fall war, wenigstens drei Klaftern Holz nöthig sind *). Mithin hätte nach dieser allgemeinen Berechnung das alte Rom blos zum Verbrennen seiner Todten 120,000 Klaftern Holz nöthig gehabt. Gewifs eine ganz ungeheuere Holzconsumtion bei einem einzigen für die Bedürfnisse der Lebenden so aufserwesentlichen Artikel selbst in der gröfsten Stadt der alten Welt! Und doch findet sich nirgends eine Spur des Holzmangels oder einer Klage über die zu grofse Theuerung dieses Artikels für die so zahlreiche ärmere Klasse der Einwohner Roms **).

Denn mag auch die Holzzufuhr durch Holzflöfsen auf der Tiber und durch Holzlieferanten in den Hafen von Ostia aus allen Provinzen des Reichs noch so beträchtlich gewesen sein ***), so

*) So viel rechnete man zu der Zeit, wo die Rathskämmereien oft in dem Falle waren, diesen Aufwand in ihren Rechnungen aufzuführen, gewöhnlich auf einen Scheiterhaufen einer armen Hexe. Man scheint aber dabei die Reisbündel und andere Feuermaterialien, die noch aufserdem nicht gespart wurden, nicht mit in Anschlag gebracht zu haben. Man sehe die in der Vorrede zum Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse von Schwager (Berlin 1784) angeführten Schriftsteller.

**) Der Verfasser der mit Recht gekrönten Preisschrift de Politia Romanorum, Heubach, fand bei seinen genauen Untersuchungen nichts hierher Gehöriges in den römischen Schriftstellern und Gesetzbüchern, und sagt daher §. 33, p. 41: Lignorum inopiam Romae fuisse nusquam legimus, neque unquam sub imperatoribus, ut alia pleraque ad vitam sustentandam necessaria, ligna distributa.

***) Es finden sich von der Holzzufuhr, die Rom nothwendig von allen Seiten erhalten mufste, nur wenige Spuren in den römischen Schriftstellern. Die meisten hat Beckmann in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen, B. III. S. 162 ff., gesammelt, wo doch die Hauptstelle von den Holzflöfsen aus Etrurien bei'm Strabo, V. p. 340 A., nicht angeführt ist. Ohne Zweifel waren die lignarii, die vor der porta trigemina nächst der Tiber wohnten (Liv. XXXV. 41), Holzhändler, die mit Flofsholz handelten. Der Vater des

läfst sich doch immer nicht begreifen, wie bei einem solchen, Jahrhunderte fortdauernden Holzverbrauche, wozu in der Folge noch die grofse Menge von Thermen und Badehäusern kam, der Holzpreis nicht sehr beträchtlich gestiegen und für die ärmere Klasse, die zu 2- bis 300,000 täglich durch Kornspenden von den Kaisern ernährt werden mufste, viel zu theuer geworden sei.

Ich weifs wohl, dafs man gewöhnlich annimmt, es sei neben dem Verbrennen auch immer noch das Begraben im Gebrauch gewesen, und dafs man durch diese einzige Bemerkung den Hauptknoten in dieser Schwierigkeit lösen könne. Aber es ergibt sich bei genauerer Prüfung dieses Vorgebens, dafs es meist auf falschen Annahmen beruht und uns also damit wenig geholfen sein dürfte *). Schon in den früheren Zeiten war die Todtenverbrennung eigentliche Nationalsitte der Römer, und wenn einige Familien, wie die Cornelische, vor dem Sylla Ausnahme davon machten, so wird diefs auch als eine besondere Anomalie und Abweichung von der Regel angeführt. In der Folge und gerade in den Zeitaltern, von welchen hier die Rede ist, galten auch diese Ausnahmen nicht mehr und der Vornehmste, wie der Geringste kannte im Allgemeinen keine andere Art der Leichenbestattung **), bis das Christenthum aus seinen Begräbnifshöhlen und Katakomben heraus auch hierin ein neues Ritual einführte und an die Stelle des Genius mit der gestürzten Leichenfackel die entfleischten Gerippe und abgefaulten Todtenköpfe seiner geglaubten Märtyrer aufstellte.

Wenn nun wirklich in den blühendsten Zeiten Roms alle Todten dieser e i n z i g e n Stadt, die einst Lucan mit Recht ge-

---

Kaisers Pertinax war auch ein solcher Holzlieferant, der seine Niederlage auf dem Apennin hatte. S. Reimarus zum Dio, p. 1227, 17.

*) Nur bei den Kindern, die unter dem siebenten Jahre starben, (man sehe aufser den Stellen bei Kirchmann p. 11. den Servius zu Virgil's Aen. III, 22.) und den vom Blitz Erschlagenen (Fulguriti) scheint die Nekrokaustie wirklich nach leicht zu erklärenden abergläubischen Satzungen nicht stattgefunden zu haben. Sonst war das Verbrennen in den blühenden Perioden Roms durchaus allgemein.

**) Selbst wenn epidemische Faulfieber oder, wie man sie damals nannte, Pestkrankheiten Tausende der Einwohner wegrafften, brannten doch in den Vorstädten Scheiterhaufen, da man doch durch das Begraben der Leichen der Ansteckung weit schneller und leichter hätte entgehen können. Wenn daher Ovid eine Pest schildern will, so heifst es: dicitur omine ab isto Roma suburbanis incaluisse focis. Fast. II, 549. Sogar der arme Winzer, der sein Leben bei'm Erklettern der hohen Weinstöcke auf's Spiel setzte, bedung sich rogum et tumulum, Plin. XIV, 1. s. 3.

neris humani capacem nannte (die ihren Nationalsitten getreuen Fremdlinge und aufser diesen etwa noch die eigentlichen Lazzaronis, Bettler und ärmsten Sclaven ausgenommen), alle verbrannt wurden, und wenn auf der anderen Seite dennoch keine Spur von Holzmangel oder Theuerung zu entdecken ist, und Schriftsteller, welche andere Ungebührnisse und Unkosten bei den Begräbnissen nicht ungerügt lassen, hierüber ein hartnäckiges Stillschweigen beobachten *), so sind wir freilich aus diesem fernen Standpunkte nicht vermögend, alle Dunkelheiten jenes antiquarischen Räthsels zu durchschauen, aber Einiges können wir uns doch mit Hilfe der alten Schriftsteller richtiger erklären, Einiges auch wirklich als einen Beitrag zur Holzsparkunst der Alten ansehen lernen.

Ueberhaupt müssen wir es nie vergessen, dafs dort, wo wir eine Schilderung feierlicher Leichenverbrennungen bei römischen Schriftstellern, besonders den Dichtern Tibull, Properz und Statius, finden, immer nur die Rede von Prunk- und Paradeleichen der Vornehmeren ist, wobei auch der Scheiterhaufen, der dann eine altarförmige Gestalt (ara, s. Heyne zu Virgil's Aeneide VI, 177.) und oft mehrere Aufsätze erhielt, dem übrigen Pomp durch Gröfse und Holzverschwendung vollkommen angemessen sein mufste, dafs man aber diefs nicht auf alle Todtenverbrennungen der weniger vermögenden und armen Volksklassen übertragen müsse. Bei diesen letzteren war das Holz weder gehobelt, noch gemalt, und gerade nur so viel, als zum Verbrennen selbst unumgänglich nöthig war **), und hier bediente man sich auch häufig anderer Feuer-

---

*) In einem Fragment des Varro (περὶ ταφῆς p. 269, edit. Bipont.) wird dem Heraklides Ponticus deswegen ein Lobspruch ertheilt, weil er das Verbrennen der Leichen empfohlen habe, Demokrit aber darum für einen Thoren erklärt, weil er das Mumisiren in Honig anrieth. Denn, setzt der Satiriker hinzu, hätte der letzte Vorschlag allgemeinen Beifall gefunden, wahrlich, wir würden dann das Glas Meth mit sechs Ducaten bezahlen müssen! (quem si vulgus sequutus esset, peream, si centum denariis calicem mulsi emere possemus.) — Der ältere Plinius, der sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen läfst, eine Thorheit seines Zeitalters mit einer rhetorischen Exclamation zu züchtigen, moralisirt zwar verschiedentlich auch über das Anmalen der Scheiterhaufen, XXXV, 7. s. 31., über das Verbrennen der Spezereien mit den Todten, XII, 18. s. 41. u. s. w., aber nirgends beklagt er sich über den durch die Todtenverbrennungen veranlafsten Holzaufwand.

**) Den verstümmelten Körper des an der ägyptischen Küste ermordeten Pompejus verbrannte sein Freigelassener Philippus mit den morschen Ueberresten eines alten Fischerkahns. Diese πυρκαίαν ἀναγκαῖαν, wie sie bei'm Plutarch (in Pompejo p. 661, E.) heifst,

materialien, die aufser dem Vortheil der Wohlfeilheit auch eine leicht auflodernde und schnell verzehrende Flamme gaben. Noch heut' zu Tage ist in Italien der Gebrauch von gewissen Schilf- und Rohrgattungen statt des Holzes allgemein, und einige Arten davon könnten vielleicht auch in unseren Stadtgräben und an sumpfigen Orten, wo sonst nichts wächs't, mit gutem Vortheil gezogen werden. Im Alterthum machten die Schilfpflanzungen (arundineta) einen eigenen Artikel der Landwirthschaft aus *), und es ist höchst wahrscheinlich, dafs man sich ihrer auch bei Todtenverbrennungen eben so gut zu bedienen gewufst habe als der dürren Rebholzbüschel (sarmenta), die man immer als ein gewöhnliches Feuerungsmaterial in jenen Ländern benutzte, und deren Gebrauch zu Scheiterhaufen Plinius bei Gelegenheit einer wundersamen Anekdote von einem Patricier, dessen Leiche von der Heftigkeit der Gluth vom Scheiterhaufen herabgeworfen wurde, ausdrücklich erwähnt **).

Es fehlte aber auch nicht an allerlei Mitteln, mit möglichster Holzersparnifs dennoch die Gluth des Feuers zu verstärken. Schon die Oele und Spezereien, mit denen man vor dem Verbrennen der Leichen und während desselben so verschwenderisch umging, mufsten den Flammen neue Nahrung zuführen und die damit eingesalbten Körper zünd- und brennbarer machen. Allein diefs war doch nur ein Luxus der Reichen, bei denen es auf Holzersparnifs nicht abgesehen sein konnte. Weit häufiger und wohlfeiler scheint der Gebrauch gewesen zu sein, den man von gewissen Wollkräutern, als dem Wollgrase (eriophorum Linn.), dem Semsen (scirpus) und den Binsen (juncus) auch zu dieser Absicht gemacht hat. So wie man noch jetzt an vielen Orten durch Hobelspäne das Lager des Todten im Sarge zu erhöhen pflegt, so stopfte man die Matten (torus), in welchen man die Leiche auf den Scheiterhaufen legte, mit einer Menge von solchem Pflanzenzunder aus, den die Alten mit

---

nennt Lucan, der diese Scene vortrefflich schildert, plebejum funus, VIII. 736.

*) Man vergleiche z. B. die Geoponicos V. 53. p. 422. mit der Anmerkung von Niklas, und Boden a Stapel ad Theophrast. de Plant. IV. 12. p. 472.

**) Plin. VII. 53. s. 54.: Cum M. Lepidus flammae vi e rogo ejectus, recondi propter ardorem non potuisset, juxta sarmentis aliis nudus crematus est. Uebrigens gehört zu dem, was die Lateiner sarmenta, die Griechen φρύγανον nennen, alles kleine Raff- und Leseholz. Man vergleiche Schöttgen und Schneider zum Columella XII. 19. 3, und so werden cremia und sarmenta in einem alten martyrologio, passio S. Hilariae betitelt, in Welser's Rebus Augustae Vindelicorum p. 479, wo auch vom Verbrennen eines dem Scheiterhaufen ähnlichen Holzstofses die Rede ist, mit einander verwechselt.

dem allgemeinen Namen **Papyrus** bezeichneten *). Hierdurch ging das Verbrennen des in die Mitte wahrscheinlich hohl gelegten Leichnams desto schneller von Statten, und da von diesem Pflanzenholze fast gar keine Asche übrig bleibt, so begreift man nun auch leichter, wie die Asche des Verstorbenen, dann, wenn der Scheiterhaufen niedergebrannt war, in der Mitte ohne allen Asbest oder andere dergleichen Hilfsmittel, die nur in den Köpfen der Antiquarier existiren, ohne Mühe unterschieden werden konnte. Uebrigens finden wir in der Benutzung dieser und anderer ähnlicher Pflanzen zu dem angeführten Zweck, wodurch sie solche gleichsam als ein Surrogat des Torfes gebrauchten, den die Alten so wenig gekannt zu haben scheinen als die Steinkohlen **), vielleicht

---

*) Diefs ist die arsura papyrus, deren Martial bei'm Leichenverbrennen gedenkt, VIII. 44. X. 96. Kirchmann glaubt, es sei der Papyrus blos statt des Holzes gebraucht worden, aber in der einen Stelle des Martial heifst es ausdrücklich: torus farctus papyro, was auch De Rooy in seinen Animadversionibus Criticis in Martialem p. 185. richtig gegen Kirchmann bemerkt hat. Uebrigens hat schon Saumaise in Exercitat. ad Solinum p. 703 b. bemerkt, dafs alle schilfigen Wollkräuter mit einer markigen Substanz auch aufser Aegypten und in Italien Papyrus genannt worden sind. Wenn daher Plinius XVI. 37. s. 70. von scirpus unter Anderem sagt: scirpi — et funeribus serviunt, so ist diefs von eben diesem Gebrauch des Papyrus und ähnlicher Pflanzen zu verstehen. Die Römer erhielten sie zu dieser Absicht aus den etrurischen Sümpfen. S. Strabo V. p. 346, B.: τύφη τε (so mufs allerdings gelesen werden, vergl. Boden a Stapel ad Theophrast. p. 464.) καὶ πάπυρος, ἀνθήλη τε πολλὴ κατακομίζεται ποτάμοις εἰς τὴν Ῥώμην. Man vergleiche Jussieu in Caylus's Abhandlung vom Papier der Alten, Mémoires de l'Académie des Inscr. et B. L. T. XXVI. p. 296, und was auch über diese Homonymie des Worts Papyrus Show erinnert hat in seiner gelehrten Einleitung zur Charta papyracea Musei Borgiani (Rom. 1788. 4.) p. VII. seq. Praefat. S. auch Bartel's Reisen d. Sicilien III, 64.

**) Es spricht zwar Plinius XXXVII, 7. von einer anthracitis fossilis, carbonibus similis, und es kommen im Pseudo-Aristoteles, de mirabilibus auscultationibus und bei'm Antigonus Carystius p. 198, 225, 227, edit. Beckm. allerdings Fossilien vor, die man lithanthraces nennen könnte, aber erstlich scheint es noch ungewifs, ob nicht damit Gagat oder auch Alaunschiefer gemeint sei, und dann findet sich doch durchaus keine Stelle, woraus wir sähen, die Alten hätten den ökonomischen Gebrauch dieser Fossilien schon gekannt. Man sehe Beckmann's Bemerkungen zu Aristotelis Mirab. p. 84. und 259. und berichtige daraus Schoockius, de Turfis (Groning, 1658) p. 228.

einen befolgenswürdigen und für manche Gegenden nützlichen Wink zur Erleichterung des Holzmangels. Nur wäre ihm dann eine bessere Aufnahme zu wünschen, als die bekannten Schäffer'schen Versuche, durch diese Pflanzen einem anderen, gleichfalls sehr dringenden und mit jedem neuen Meſskatalog furchtbareren Mangel, dem Papiermangel, abzuhelfen, unter uns gefunden haben.

Ohne Zweifel bedienten sich gemeine und ärmere Leute zur Vermehrung der Gluth auch des Peches und anderer Harze, die man unter dem Gemeinnamen: Pech, zu verstehen pflegte*). Eine alte Inschrift, die Kirchmann (S. 206.) anführt, sagt ausdrücklich von einer armen Familie, sie habe nicht mehr verlassen, als was gerade zum Ankauf des Holzes und Peches, zum Verbrennen der Körper, nöthig gewesen sei (quam quod sufficeret ad emendam pyram et picem, quibus corpora cremarentur). Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daſs man auch selbst die Leichen damit bestrichen und begossen habe, und daſs vielleicht eben daher der Gebrauch des Pechs in den alten martyrologiis bei'm Lebendigverbrennen der ersten Christen abzuleiten sei.

Aber noch lehrreichere Aufschlüsse als alles Vorhergehende geben uns die Stellen der Alten, woraus wir ersehen, daſs die ärmeren Volksklassen und die Sclaven ihre Todten nicht einzeln, sondern in groſser Menge zusammen auf einem Scheiterhaufen verbrannt haben. Der vornehme Römer kehrte freilich von diesen ekelhaften Scenen niedriger Armuth sein Auge so schnell als möglich weg, und da die römischen Schriftsteller, die wir noch haben, fast alle zur Klasse der Edeln und Vornehmen gehören, so dürfen wir uns nicht wundern, daſs wir so wenig bei ihnen darüber aufgezeichnet finden. Dieses Wenige ist ungefähr Folgendes. Oeffentliche, besonders dazu bestimmte Polizeisclaven schleppten des Nachts die Leichen der Armen und Sclaven in einem schmuzigen, elenden Todtenkasten **) (sandapila, arca) an bestimmte Plätze in

---

*) Daher sagt der astrologische Dichter Manetho in Apotelesm. IV, 191., wenn er anzeigen will, daſs aus der Conjunctur des Mercurs mit dem Saturn Todtengräber und Leichenverbrenner entständen, es erzeuge dieſs:

> Κεδροχαρεῖς, σορόεργά τέχνη καινίσματ' ἔχοντας,
> Νεκροτάφους —

Das erste Wort bedeutet Leute, die mit Cedernharz oder Pech (κεδρελαῖον, πισσελαῖον, cedria, s. Saumaise in Homonym. Hyl. Iatric. c. 103. p. 168) viel umgehen, welches bei'm Verbrennen der Todten häufig gebraucht wurde. So erklärt es auch D'Orville ad Charit. p. 660. edit. Lips.

**) Saumaise in Exercit. Plin. p. 848. glaubt, dieser Kasten, den man nach einem obersächsischen Provinzialwort eine Käsequetsche nen-

den äufsersten Vorstädten, die man, vielleicht zum Spott, Küchen (culinae) nannte *). Hier wurden sie haufenweise verbrannt **), und die abgesengten Knochen in Todtengruben (puticulae oder puticuli) geworfen, wo die Bettler und Sclaven, die auch diesen Scheiterhaufen nicht bezahlen konnten, ganz unverbrannt ihre Ruhestätte erhielten. Ein solcher Brand- und Begräbnifsplatz des armen Pöbels war vor dem Esquilinischen Thore, das wahre Tyburn, oder la place de Grève des alten Roms, wo Verbrecher hingerichtet wurden und die untersten Diener der Gerechtigkeit mit dem verworfensten Gesindel und den niedrigsten Priesterinnen der Venus Vulgivaga ihre Wohnung hatten *). Dorthin verlegt auch Horaz**

---

nen könnte, wäre zugleich mit verbrannt worden. Diefs kann wohl auch zuweilen der Fall gewesen sein, und daher kommen fabri sandapilarum bei'm Juvenal VIII, 175. vor. Aber die popularis sandapila bei'm Sueton in Domit. c. 17. und die sponda Orciniana bei'm Martial X, 5. scheinen mir auf einen bestimmten Kasten hinzudeuten, aus welchem man den Leichnam sogleich ausschüttete (arca, Quae lacerum corpus siccos effundat in ignes, Lucan. VIII. 738.), worauf man einen neuen holte. Wahrscheinlich bediente man sich hierzu zuweilen auch einer Korbflechte. S. Hesychius s. v. ταρήφη. T. II. c. 1349. Auf jeden Fall war so die Ersparnifs noch gröfser.

*) Aggenus ad Frontin. p. 60. ed. Goes.: Culinae sunt in suburbanis loca publica, inopum destinata funeribus. Mehr davon findet man in des Julius Pontedera epist. crit. ep. VIII. p. 103. Wegen des unleidlichen Gestanks, der diese Gegenden verpestete, soll die Gestankgöttin, Mephitis, eine Kapelle dort gehabt haben. S. Adler's Beschreibung von Rom, S. 200, und hieraus wäre die Stelle bei'm Petron c. 2. p. 7. zu erklären: non magis sapere possunt, quam bene olere, qui in culina habitant. Das war das Gesindel, das dort haus'te.

**) Mart. VIII, 25. 9. Quatuor inscripti (vespillones, νεκροφόροι) portabant vile cadaver Accipit infelix qualia mille rogus.

***) Neben diesen öffentlichen Brandplätzen wohnten die ustores, welche auch servi publici gewesen zu sein scheinen, die carnifices, denn in der Nachbarschaft waren auch die Executionen (Sueton. Claud. 25) und die armseligsten und verworfensten Metzen, bustuariae, moechae, ἑταῖραι αἱ ἐπὶ καυστηρίοις ἑστῶσαι, Artemid. Onirocr. I, 80. p. 68, die hier zwischen den Todtengruben und culinis ihr Wesen trieben. Hieraus mufs auch die Stelle bei'm Catull. ep. 59. erläutert werden, wo, um die verworfenste coureuse zu bezeichnen, gesagt wird, sie schnappe nach einer Todtenmahlzeit vom Scheiterhaufen,

cum devolutum ab igne prosequens panem
ab semiraso tunderetur ustore.

die Hexenscene, wobei die Todtenbeschwörerin Canidia präsidirte, und durch einen sonderbaren Wechsel der Dinge verwandelte Mäcen diese verpestete Gegend in ein anmuthiges Lustgefilde, indem er

Hier, wohin noch jüngst die Leichen
Der Sclaven, aus der engen Zelle ausgeworfen,
Ein Nebenknecht bei Nacht in einer offenen
Armsel'gen Lade tragen liefs, im allgemeinen
Begräbnifsplatz des nackten Bettelpacks, —
Mit einem Worte, auf dem Esquilin,
Und auf der Höhe, wo das Auge sonst
Nichts als den traur'gen Anblick eines öden Feldes
Voll weifser Knochen hatte — *)

einen Park, die bekannten hortos Maecenatianos, anlegen liefs. Uebrigens war diefs gewifs nicht der einzige Platz, der den Armen zu dieser Absicht eingeräumt war, so wie der Kaiser Mark Antonin, von dessen Gnade es ausdrücklich gerühmt wird, dafs er bei einer mörderischen Pest, die in Rom wüthete, die Leichenbestattung der Armen auf öffentliche Unkosten besorgt habe, nicht der Einzige, der der dürftigeren Volksklasse auf eine wohlfeile Weise zum Scheiterhaufen verhalf.

Man begreift leicht, dafs durch diese und die vorher angeführten Mittel der Aufwand und die Holzconsumtion bei'm Verbrennen vieler tausend Todten aufserordentlich verringert werden mufste, und wenn man berechnet, wie hoch auch dem ärmsten Mann sein hölzerner Sarg heut' zu Tage zu stehen kommt, und welche Menge des befsten und ausgesuchtesten Holzes täglich von unseren Schreinern als Wohnung derer, die keine Wohnung mehr bedürfen, zum zwecklosen Verfaulen auf unseren Todtenackern verarbeitet wird **),

---

Semirasus ustor, welches Wort die Interpreten dort nicht ganz verstanden haben, ist, was bei'm Martial VIII, 25. inscriptus heifst, ein durch ein Brandmal kenntlich gemachter Polizeisclave. Um das Brandmal wurde eine halbe Glatze geschoren.

*) S. Hor. I. Sat. VIII, 8. nach Wieland's Uebersetzung. Man vergleiche desselben Anmerkung Th. I. S. 255. Darum nennt Horaz in einer anderen Stelle diese Gegend Exquilias atras. II. Sat. 6, 33. Man sehe auch Meibom's Maecenas Cap. 28. p. 174.

**) Aus einer Fichte, die vier Klaftern Holz gibt, können drei Mandeln Breter geschnitten werden. Fünf Breter zu sieben Ellen Länge gehören zu einem ganz schlechten und gewöhnlichen Sarg für einen Erwachsenen. Hieraus läfst sich ungefähr eine Berechnung machen, wie viel jährlich in einer Stadt, wo im Durchschnitt die Sterblichkeit bekannt ist, Holz für the little house, wie es Ossian nennt, verbaut wird. Auch mufs man dabei die kleinen Särge für

so wird man die Behauptung nicht ungereimt finden, dafs die Todtenverbrennung bei der geringen und zahlreichen Volksklasse unter den Römern dem Beutel und den Holzvorräthen der Alten nicht nachtheiliger, vielleicht auch wohl gar noch günstiger war als die unserige, und dafs der alte, loyale kaiserliche General Potrosch, der sich laut öffentlicher Blätter noch vor einigen Jahren in einem sacco normale, wie es auf seiner Grabschrift heifst, dem Schoofs der Mutter Erde einverleiben liefs, so viel an ihm war, einen thätigen Beitrag zur Beantwortung der Frage: wie hilft man dem immer dringender werdenden Holzbedürfnifs ab? geliefert hat.

Kinder und die schönen Breter von Eichbäumen, die gewöhnlich für Reichere zu Särgen genommen werden müssen, in Anschlag zu bringen, nicht vergessen.

XIII.

Racemationen zur Gartenkunst der Alten.

Man hat die Gartenkunst der Alten nur selten einer genaueren Aufmerksamkeit werth gefunden. Selbst in solchen Werken, welche das Ganze jener Kunst umfassen sollen, werden die Griechen und Römer mit einigen wenigen oberflächlichen Bemerkungen leicht abgefertigt. Gewöhnlich fängt man von den berühmten Babylonischen Gartenterrassen an, die schon der verständigere Grieche zu den Uebertreibungen des Orients und den Gegenständen kindischer Neugierde rechnete *), geht dann zu den Paradiesen der persischen Satrapen, läfst die Phäakischen Obstgärten des Alcinous mit einem bedeutenden Kopfschütteln an sich vorübergehen und kommt nun mit einem ziemlich halsbrechenden Sprung über Berge und Meere und eine ganze Reihe von Jahrhunderten hinweg auf einmal in die Buchsbaumhecken und geschmacklosen Spielwerke des jüngeren Plinius auf seiner Tuscischen und Laurentinischen Villa **). Nur wenige Alterthumsforscher haben sich die Mühe gegeben, auch nur im Vorbeigehen diese Materie zu berühren ***), und so hat sich

---

*) Plutarch, de fortun. Alexandr. Orat. p. 75. T. IX. Hutt. sagt, der junge Alexander habe die persischen Gesandten weder nach dem goldenen Weinstock, noch nach den hängenden Gärten gefragt. Sie sind, wie Reisebeschreibern bekannt ist, noch jetzt ein gewöhnliches Prachtstück asiatischer Fürsten. Weit klüger waren die transportabeln Melonenbeete jenes grofsen Gartenfreundes, des Kaisers Tiberius, die Plinius XIX, 5. f. 25. (vergl. Columella XI, 3. 53.) in seiner hochtrabenden Sprache auch hortos pensiles nennt.

**) Z. B. Horace Walpole, on modern Gardening, Works T. II. p. 520 ff. oder unser Hirschfeld in seiner Theorie der Gartenkunst. Th. 1. S. 116. Th. 4. S. 21.

***) Christ hat der dichterischen Beschreibung seines geliebten Säufslitz auch einen Excurs über die Gartenkunst der Alten beigefügt, in Villatico Excurs. VII. p. 93—101. Allein es ist da nur die

in unseren neueren Werken über die Gartenkunst, die schon zu zahlreichen Bibliotheken angewachsen sind, fast allgemein das Vorurtheil fortgepflanzt, die Alten wären in den Gartenkünsten immer nur Anfänger und Stümper geblieben, und so grofs auch ihre Verdienste in allen übrigen bildenden und architektonischen Verzierungskünsten sein möchten, so wenig sei doch von ihnen in der Anlegung und Verzierung schöner Naturgärten zu lernen.

Gegen diese Vorstellungsart sind mir, ich kann es nicht läugnen, schon manchmal erhebliche Zweifel aufgestofsen. Sollten denn die sinnreichen Alten, so dacht' ich öfters bei mir, nur allein hier gegen alle Eindrücke einer durch Kunst veredelten, aber nicht verschraubten und verunstalteten Natur stumpf und unempfänglich gewesen sein? Sollte nicht Alles, was wir zum Nachtheil ihres Gartengeschmacks aus den Schriften der späteren Römer unter den Kaisern zu folgern pflegen, nur den Zeichen der Ausartung und Verdorbenheit jenes allein in in der höchsten Unnatur seine köstlichste Befriedigung findenden Zeitalters beizuzählen sein? Oft wiederholte ich daher den frommen Wunsch des geistreichen und gelehrten Bischofs von Avranches, Huet *), dafs doch Virgil ge-

---

Rede von römischer Pracht und Herrlichkeit, und der ehrliche Christ hat selbst noch die geschnitzelten Buchsbaumhecken gewaltig lieb. Ausführlicher geht Daines Barrington in einer Abhandlung zu Werke, on the Progrefs of Gardening in der Archaeologia Britannica T. VII. n. 12. p. 112 ff. Aber es ist auch nur Collectaneenwerk aus den römischen Schriftstellern. Green, dessen Schrift de rusticatione et villis veterum. Lips. 1667. gewöhnlich auch hier angeführt wird, hat im 2ten Buch kaum einige dürftige Nachrichten von den Gartenanlagen und den Villen der Römer. Und über diese ist allerdings viel Mittelmäfsiges von Felibien und Castel, und einiges Gute von italienischen Antiquaren, wie Volpi und Zuggari, geschrieben worden. Das Beſste ist vielleicht die Abhandlung von Volpi über das Tiburtinum des Manlius Vopiscus in den Saggi di Cortona T. II. p. 163, wo auch manches Gute über die Gartenkunst der damaligen Zeit vorkommt. Selbst der vielbelesene Blankenburg wufste in seinen Zusätzen zu Sulzer, Th. II. S. 237, nichts von Bedeutung darüber anzuführen. [Im n. teutschen Mercur, demselben Journal, in dem Böttiger diesen Aufsatz drucken liefs, steht eine Vergleichung der Gartensysteme bei den alten Römern und den neueren von K. v. Bonstetten, 1800, Februar. S. 116—130. In der französischen Literatur kenne ich kein Werk, welches über die Gartenkunst der Alten handelt. Bast].

*) Huetiana, ou pensées diverses de Mr. de Huet (Amst. 1723.) ch. 71. p. 170. Es verdient bemerkt zu werden, dafs dieser durch die Alten gebildete und geschmackvolle Polyhistor noch früher als

rade an diesem Theile des verschönerten Landbaues, der Gartenkunst, nicht blos mit einem sehnsuchtsvollen Blick auf seinen alten Kunstgärtner zu Tarent vorübergegangen sein möchte *). Gewiſs wären dann nicht blos die Gedichte eines Rapin und Vanier ungesungen geblieben, sondern es wäre auch noch die Frage, ob nicht selbst die meisten Wunder der neuesten Gartenschöpfungen in England und Frankreich, so wie sie Mason und Delille in ihren gepriesenen Lehrgedichten verherrlicht haben, in jenen alten Gartengedichten, wo uns die Muse Virgil's in die Tempe und Nymphäen des Alterthums eingeführt hätte, ihre früheren Muster und Vorbilder gefunden haben würden. Vielleicht gelingt es mir, durch einige Betrachtungen über die Spuren der schönen Gartenkunst bei den Griechen und Römern, so wie sie sich hier und da in den Ueberresten des Alterthums mir darboten, die Aufmerksamkeit geübterer Kenner und Forscher auf eine bis jetzt zu sehr vernachlässigte Seite des alten Kunstgeschmacks zu wecken und ein vollendetes Werk über die Gartenkunst der Alten zu veranlassen. Fragen wir also zuerst: was weiſs uns die Homerische Ueberlieferung von der Gartenkunst des früheren heroischen Zeitalters zu erzählen?

I.

Garten des Alcinous.

Die Gärten der Hesperiden und der Garten am Palaste des Königs der Phäaken sind sich vielleicht näher verwandt, als man bei'm ersten Blicke vermuthen sollte. Höchstwahrscheinlich liegt bei dieser Dichtung Homer's eine phönicische Schiffersage von den glücklichen Obstgärten Hesperiens oder der westlichen Hyperboreer zum Grunde, die nur der Sänger uns in sein beglücktes Scheria

---

Addison sich lebhaft gegen den verschnörkelten Le Notri'schen Gartengeschmack erklärte, sowohl in der angeführten Stelle, als in einer anderen in eben diesem (viel zu wenig gekannten) Buche ch. 51. p. 120 f.

*) Georg. IV, 116—148. [Plinius entschuldigt Virgil damit, daſs dieser den Gegenstand als zu unbedeutend angesehen hätte. Er sagt zum Anfange des 14ten Buches: Nec deterrebit quarundam rerum humilitas — — quamquam videmus Virgilium praecellentissimum vatem ea de causa hortorum dotes fugisse. Allein man hat diese Entschuldigung als grundlos betrachtet, weil Virgil ohne Zweifel das Mittel gefunden haben würde, ihn zu heben und zu verschönern. Bast].

verpflanzte *). Eben dadurch dürfte sich auch das so fabelhaft klingende Zusammentreffen der Blüthezeit und Reifzeit in demselben Obstgarten, welches von jeher unter die unglaublichen Mährchen gerechnet und mit den Rosengärten des Midas in eine Kategorie gebracht worden ist **), ganz natürlich erklären lassen. Doch es ist hier weit weniger auf die Deutung der ganzen Fabel als nur auf die Folgerungen abgesehen, die wir aus der Schilderung des Gartens des Alcinous für die älteste Gartencultur der Griechen überhaupt zu machen berechtigt sind.

Vorausgesetzt also, dafs ein Jeder die classische Uebersetzung unseres Vofs bei der Hand hat, Odyss. VII. 112—132., füge ich diesem nur einige allgemeine Bemerkungen hinzu, die aus der genaueren Betrachtung jener Stellen von selbst hervorgehen.

Aufser dem Hof erstreckt ein Garten sich, nahe der Pforte,
Eine Huf' in's Geviert', und rings umläuft ihn die Mauer.

---

*) Ich erinnere hier nur an den Tanz der Okeanitiden, 'Ωκεανοῦ πατρὸς ἐν κήποις bei'm Aristophanes Nub. 240. und an den παλαιὸν κῆπον Φοίβου an der Quelle der Nacht an der äufsersten Gränze des Meers in einem Fragment des Sophokles bei'm Strabo VII. p. 452. C.

**) So wie Juvenal V, 151., Plinius XIX, 19. s. 1. und Andere den ewigen Herbst des Alcinous mit den Gärten der Hesperiden zusammenstellen [z. B. noch Libanius, Epist. 1126. τοῦ 'Αλκινόου (κήπου) καὶ τοῦ χρυσᾶ μῆλα φέροντος, ἐφ' ἃ ἐλθεῖν 'Ηρακλέα λόγος. Bast.], so verbindet der bilderreiche Tertullian, de pallio, c. 2. ed. Panel. Alcinoi pometum et Midae rosetum. An den Pangäischen Gebirgen zwischen Macedonien und Thracien wuchsen von jeher besonders schöne Rosen, wahre Centifolien, Theophrast, Hist. Plant. VI, 6. p. 643. Stap. Nun setzte man in eben diese Gegend die Gärten des Midas vor seiner Auswanderung nach Phrygien. S. zu Herodot VIII, 138. In ihnen wurde der alte Silen eingefangen, und indem die Dichter jene Scenen schilderten, wovon wir in Virgil's Hirtengedichten noch eine schwache Nachahmung besitzen, wurde natürlich auch der schöne Park des Königs Midas aus allen Farbenkästen der Dichtkunst ausgemalt. So wurden die Centenariae rosae ex hortis Midae lectae, wie sie Tertullian in einer anderen Stelle nennt, de coron. milit. c. 14. p. 186. Panel., den griechischen Dichtern völlig das, was den späteren Römern die bifera rosaria Paesti. Immer liegt bei solchen Dichtungen eine wirkliche Localmerkwürdigkeit zum Grunde. So nennt Pindar in zwei Stellen seiner Pythischen Siegesoden die Gegend um Cyrene nicht blos in lyrischer Dichtersprache den Garten der Venus und des Jupiter (Pyth. V, 32. IX, 91.), wie es dort gewöhnlich erklärt wird, sondern es gründet sich diefs auf

Der Garten vertritt hier nur die Stelle der gewöhnlichen Wein- und Olivenpflanzungen, die sich an den Wirthschaftsgebäuden auf dem Lande befanden *). Man darf nur die in jeder Rücksicht mit unserer Stelle parallel laufende Beschreibung der Baumpflanzung des alten Laertes (Odyss. XXIV, 221—251.) vergleichen, wo sogar dieselben Ausdrücke alle wiederkommen. Das Merkwürdige ist also hier nur, dafs der Garten in der Stadt eine Zierde des königlichen Palastes, statt der Befriedigung mit lebendigen Hecken mit einer Mauer eingefafst **), und mit der Wunderkraft einer stetsfortdauernden Obsternte begabt ist.

Der Hauptcharakter der ganzen Pflanzung ist symmetrische Reihenpflanzung aller in diesem Garten wachsenden Bäume und Pflanzen. Denn obgleich diefs hier nicht ausdrücklich gesagt ist, so ergiebt es sich doch schon aus der Benennung, die das Ganze gleich anfänglich erhält ***), und weil gegen das Ende der ganzen Beschreibung erzählt wird, an der untersten Reihe †) wären

---

die Bemerkung, die Theophrast andeutet, Hist. Plant. VI, 6. p. 643, εὐοσμότατα τὰ ἐν Κυρήνῃ.

*) Das allgemeine Wort dafür ist ἀλωή, das nach seiner vielfachen Bedeutung (siehe die Scholien zu Theocrit I, 47.) jede Reihenpflanzung von Wein, Oelbäumen oder Gartengewächsen bezeichnete, weil auch durch diese ein freier Luftstrich stattfindet. Der Lateiner machte aus dem χόρτος (Einzäunung, Hof, s. Dan. Heinsius, Lect. Theocrit. XIX, p. 363.) der Griechen sein hortus, s. Saumaise zu Solin. p. 219, 220, und bezeichnete, wie Plinius versichert XIX, s. 19, 1. überhaupt seinen kleinen Meierhof damit. Weil hier aber Alles nach Reihen symmetrisch gepflanzt war, heifsen horti und hortuli bei'm Columella V, 18. und V, 9. nach Schneider's richtiger Lesart (siehe die Anmerkungen, Th. II, p. 271 f.) in den Wein- und Oelgärten die Beete oder Reihen, in welchen die Gewächse stehen.

**) Homer bedient sich des Wortes ἕρκος; Vofs übersetzt diefs durch Mauer; Bitaubé durch haie vive. Ich bemerke, dafs ἕρκος eigentlich keines von Beidem ist, sondern im Allgemeinen eine Einzäunung. Der Kaiser Julian beschreibt im 27sten seiner Briefe einen Garten, der weder prächtig, noch fruchtlos ist, und nennt ihn τοῦ μὲν Ἀλκινόου καταδεέστερον, παραπλήσιον δὲ τοῦ Λαέρτου, weniger reich als der des Alcinous, aber ähnlich dem des Laertes. Bast.

***) ὄρχατος, von ὄρχος, ein Gang, eine Reihe, wodurch man gehen kann, also von ἔρχεσθαι. Die anderen Ableitungen in Apollonius, Lex. Hom. s. v. p. 614. und den Scholien zu Theocrit I, 48. Eustathius p. 1572, 11. sind alle gezwungen.

†) V. 127. παρὰ νείατον ὄρχον, welches durch die Uebersetzung am Ende des Gartens nicht bestimmt genug ausgedrückt wird.

die Beete für die Krautpflanzungen und Gartengewächse gewesen. Indeſs würde man sich auch so noch kein ganz deutliches Bild von dieser Anlage machen können, wenn man nicht annähme, daſs das ganze, mit einer Gartenmauer umschlossene Viereck sich von einer fruchtbaren Anhöhe herab in die Ebene gezogen und also ein doppeltes Terrain theils an der Abdachung des Hügels, theils unten auf der bewässerten Fläche gehabt habe *). Dieſs vorausgesetzt, lieſse sich der ganze Garten füglich in zwei Haupttheile zerschnitten denken. Ganz unten oder, wie wir sagen würden, vorn am Eingange laufen die völlige Breite des Gartens hindurch geordnete Beete für die Gartengewächse, und dieſs wäre der eine Haupttheil. Ueber diesen fangen die Baum- und Weinpflanzungen an, doch so, daſs diese ganze Hälfte durch einen, von der Thüre an der unteren Mauer bis oben an die entgegengesetzte Mauer laufenden Hauptgang aufs Neue in zwei Hälften durchschnitten wurde, wovon die eine Hälfte dem Oelgarten und den übrigen Obstbäumen, die andere aber dem Weingarten und den gleichsam terrassenförmig aufsteigenden Rebenpflanzungen zugetheilt war. Sollte nun nicht gerade diese kluge Benutzung des Terrains zugleich den wahren Schlüssel des ganzen Räthsels von der Vereinigung der zwei Endpunkte, Blüthe und reifender Frucht, in demselben Garten enthalten? Man weiſs, was eine mehr oder weniger abschüssige, sonnige oder schattige Lage des Bodens zur schnelleren oder späteren Zeitigung derselben Baumfrüchte beitragen kann, zumal, wenn man sich mit Früh- oder Spätsorten zu versehen und jeder die ihr besonders angemessene Exposition auf der Höhe oder Niedrigung zu geben weiſs. Wie leicht konnte eine so verständige Vertheilung der verschiedenen Sorten, wenn die frühreifenden oben im natürlichen Treibhause den gegen den Hügel stärker anprallenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, die Spätlinge unten im Schatten gepflanzt waren, in jenen Klimaten die sonderbare und die damalige Unerfahrenheit gewiſs sehr befremdende Erscheinung hervorbringen, daſs, während unten die Bäume kaum abgeblüht hatten, sich oben schon reifende Früchte bildeten? Nimmt man nun noch eine andere, den Alten sehr wohlbekannte Erfahrung dazu,

*) Da man die geschnittenen Trauben zehn Tage lang auf die Erde ausbreitete und sie so den Tag über von der Sonne trocknen und des Nachts bethauen lieſs (Hesiod. Εργ. 611. Goguet, Orig. d. Loix. T. II. p. 189.), so brauchte man dazu einen eigenen freien Platz, θειλόπεδον oder θηλόπεδον (s. zu Hesych. T. I. c. 1687, 1.) Von diesem Trockenplatze (den die Scholien vom nächtlichen Abkühlen der an der Sonne getrockneten Trauben ψυκτὴρ nennen) sagt nun der Dichter, er sei λευρῷ ἐνὶ χώρῳ, auf ebenem Boden, gewesen. Nothwendig setzt dieſs also Unebenheit, Hügel im Uebrigen voraus.

dafs es Aepfel-, Birn- und Feigenarten gibt, die zweimal im Jahre tragen (biferae) *), und denkt man sich den Fall, dafs diese vom Klima aufserordentlich begünstigte Pflanzung mehr dergleichen zweimaltragende Bäume gehabt habe, so begreift man leicht, wie die Sage des Alterthums, die jedes Ungewöhnliche und Neuerfundene zum Wunder umschuf**), auch in diese für damalige Zeit allerdings ganz neue und unbegreifliche Baumcultur ein Wunder legen ***),

---

*) Zweimal tragende Aepfelbäume, μηλέαι τῶν διφόρων, hat Theophrast, Hist. Plant. I, 22. p. 67, nach Scaliger's unstreitig richtiger Verbesserung. In Samos gab es auch nach einem Schriftsteller aus dieser Insel, den Eustathius anführt, p. 1573, 21., Feigen, Aepfel und Trauben, die zweimal trugen. Varro, de R. R. p. 148, ed. Schneid.: Multa sunt bifera, ut vites apud Matroum (so mufs nach Plinius, s. Hardouin T. II. p. 44, unstreitig gelesen werden) Smyrnae, malus bifera, ut in agro Consentino. Die bifera ficus ist sehr bekannt. Siehe die Stellen bei Wernsdorf ad Poet. Minor. T. VI. P. I. p. 125. Doch am merkwürdigsten ist die Stelle bei'm Plinius XVI, 27. s. 50.: Biferae et in malis et piris quaedam — Malus silvestris bifera — Vites quidem et triferae sunt, quas ob id insanas vocant, quoniam in iis alia maturescunt, alia turgescunt, alia florent. Wer sieht hier nicht die Nachahmung der Homerischen Trauben im Garten des Alcinous? Noch setzt er hinzu: Hoc autem crevit perpetuo in agro Africae Tacapensi. Vergl. XVIII, s. 51. Wie leicht konnte also eine Sage von dieser Fruchtbarkeit des Weinstocks im goldenen Hesperien auch unserer Dichtung zum Grunde liegen?

**) So erklärte ich mir, um nur noch ein Beispiel aus dieser Wunderwelt der Phäaken anzuführen, die seltsame Fabel von den verständigen Schiffen dieser berühmten Seefahrer, Odyss. VIII, 556 ff., die keines Steuermanns bedurften und, selbst vom Nebel eingehüllt, ihrer Direction gewifs immer fortsegelten, von einer damals noch nicht allgemeinen Geschicklichkeit des Lavirens oder des Gebrauchs des Seitenwindes (s. Berghaus, Geschichte der Schifffahrt Th. II. S. 379.) und von der Fertigkeit, selbst bei Nacht die See zu halten (νυκτιπλοία).

***) Böttiger scheint die noctes solitariae des Johann Baptista Persona, Vened. 1613. 4., nicht gekannt zu haben. Dieser gelehrte Arzt benutzte die von neueren Reisenden gemachten Bemerkungen über die Insel Corfu und bemühte sich, darauf fufsend, die Wunder des Gartens des Alcinous zu erklären. Er hat noch andere Gründe für das Zusammenfallen von Blüthe und Frucht in diesem Garten zu finden geglaubt. S. das 28ste Gespräch mit der Ueberschrift: Quaenam sit Phaeacum insula et poteritne Alcinous rex arte ulla parare sibi hortum,

und wie nun der Sänger der Odyssee diesem alten Stamm hesperischer Wundersage sein verschönerndes Mährchen einimpfen und selbst den späteren Ueberarbeitern noch Raum zu einem neuen Zusatz übrig lassen konnte *).

Aber, könnte man fragen, wie stimmt diese gepriesene Anlage gegen die zeitigenden Sonnenstrahlen mit der ausdrücklichen Versicherung des Dichters überein, daſs der Westwind der alleinige Schöpfer dieser üppigen Befruchtung gewesen sei?

Diese tragen beständig im Jahr, nie mangelnd des Obstes,
Nicht im Sommer noch Winter, vom athmenden Weste gefächelt.

Hat man doch sogar daraus geschlossen, daſs dieser Garten nur die Abendsonne gehabt haben könne, weil er nur dann dem Zephyr ganz zugekehrt gewesen sei. Dieſs wäre allerdings eben nicht die glänzendste Probe einer verständigen Gartenanlage und möchte die günstige Meinung vom Hofgärtner des Königs der Phäaken ziemlich herabstimmen. Allein so etwas wollte auch Homer dadurch gewiſs nicht angedeutet wissen. Aus den phönicischen Schiffersagen hatte sich unter den Griechen eine Menge wunderbarer Erzählungen von der unglaublichen Fruchtbarkeit al-

---

qui perpetuo fructus ederet, an autem id sit penitus fabulosum? Bast.

*) Der 120ste Vers: αὐτὰρ ἐπὶ σταφυλῇ σταφυλή, σῦκον δ' ἐπὶ σύκῳ, Traub' auf Traub' erdunkelt, es schrumpfen auch Feigen auf Feigen, nach Voſsens Uebersetzung ist wahrscheinlich nur nach seiner zweiten Hälfte alt. Es ist merkwürdig, daſs Aelian, Diogenes von Laerte und Philoponus im Leben des Aristoteles, wo die ganze witzige Anwendung erzählt wird, die der aus Athen auswandernde Aristoteles von dieser zweiten Hälfte auf die Athenischen Sycophanten machte, (man sehe die Stellen bei Menage zum Diog. V, 9. und Alberti zu Hesych. T. II. c. 830, 22.) den ganzen Vers alle so citirten: ὄγχνη ἐπ' ὄγχνῃ γηράσκει, σῦκον δ' ἐπὶ σύκῳ. Gewiſs sind die Aepfel und Trauben ein späterer Zusatz, den indeſs Diodor von Sicilien II, 56. p. 169, Wessel. schon gekannt haben müſste, wenn aus solchen Citaten mit Sicherheit etwas geschlossen werden könnte. Der Hauptgrund, warum ich aber die erste Hälfte des 120sten Verses und also auch die letzte des vorhergehenden für untergeschoben erkläre, liegt deutlich im ganzen Zusammenhange der Erzählung. Erst im folgenden 123sten Verse beginnt der Dichter seine Schilderung des Weingartens. Noch ist im Vorhergehenden keine Sylbe von den Weintrauben gesagt worden, und doch reift schon eine über die andere. Wie konnte man diese Ungereimtheit bis jetzt noch in allen Ausgaben des ehrwürdigen Dichters dulden?

ler Küsten und Inseln des fernen Abendlandes oder Hesperiens verbreitet. Was war natürlicher, als daſs man dem dort einheimischen Westwind, dem frostlösenden aus dem Abendlande, nicht dem schneebringenden aus Thracien, eine befruchtende und schwängernde Kraft beilegte, die auf Alles ihren belebenden Zauber ausgieſse? Daher eben jene elysäischen Gefilde auf den Inseln der Seligen.

Ewig wehn die Gesäusel des leisanathmenden Westes,
Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen *);

Daher die vom Zephyr geschwängerten lusitanischen Stuten **); daher der Blumen pflegende, der holden Chloris oder Flora zum Gemahl zugesellte Gott ***), und sogar der Glaube bei den Schnittern, daſs man die Garbe mit dem Schnittende dem Zephyr zukehren müsse, weil so das Korn in den Aehren besser gedeihe †). So ist also auch hier das Bild des fächelnden Westes nur im Allgemeinen zur Bezeichnung eines auſserordentlichen Gedeihens der Baumfrüchte im glücklichen Phäakenlande gebraucht, und so verstand es auch der Spötter Lucian, wenn er in seinen wahren Geschichten diese Gartenwunder des Alcinous bei der Beschreibung seiner Abenteuer in Elysium durch die Hyperbel parodirt ††):

---

*) Odyss. IV, 567. Horaz, Epoden XVI, 43. vergl. Volborth, Spicileg. Observat. de campo Elys. p. 16.

**) Schon Justin XLIV, 3. gibt einen Fingerzeig auf die wahre Deutung dieser Fabel: fabulae ex foecunditate equarum natae sunt. Die Stellen der Alten bei La Cerda zu Georg. III, 273. und Hardouin zu Plinius VIII, 42. s. 67. Vergl. Schneider zu Varro, de R. R. p. 399.

***) Die Heirath der Chloris mit dem Zephyr ist aus Ovid's Festkalender bekannt. Daher die schönen Dichtungen bei Claudian, wo es den Blumenschöpfungen im Garten der Venus in Cypern X, 60. und dem Blumengarten zu Henna XXV, 73—94. gilt. Darum erscheint er auch in jener prächtigen Stelle des Lucrez V, 736. im Gefolge der Venus und mit dem bauschenden Gewand voll Blumen in Relief auf dem achteckigen Thurm des Antigonus Cyrrhestes zu Athen in Stuart's Antiquities of Athens T. I. ch. III. pl. XVIII. Alle diese Vorstellungen, die man gemeinhin nur auf den ersten Frühlingswest bezieht, deuten vielmehr auf jene älteren Sagen des glücklichen Abendlandes unter dem Einflusse des Zephyrs.

†) Siehe zu Theocrit X, 47. Man trug dieſs durch einen Miſsverstand auch auf das Würfeln und Aufspeichern der Körner. S. Niclas zu den Geoponicis II, 26. p. 164.

††) Uebers. von Wieland Th. IV, S. 196. oder Verae Historiae II, 12—13. p. 112. T. II.

„Sie kennen nur eine Jahreszeit; denn es ist bei ihnen immer Frühling, und Zephyr der einzige Wind, der hier weht. Das Land ist daher immer grün und mit allen Arten von Blumen sowohl, als mit zahmen und schattigen Bäumen besetzt. Ihre Weinreben tragen zwölfmal des Jahrs; ja die Pfirschen- und Aepfelbäume, wie alle Obstbäume überhaupt, sollen sogar dreizehnmal, nämlich in dem Monat, den sie nach dem Minos benennen, zweimal, Früchte bringen. Anstatt des Weizens treiben ihre Aehren kleine Brödchen, wie Schwämme, aus ihren Spitzen hervor. Rings um die Stadt sind 365 Quellen."

Mögen es die Pomologen unserer Tage ausmachen, welche Birn- *) und Apfelarten Homer hier in dem Obstgarten des Alcinous gepflanzt wissen wollte, und ob es Plutarch in seinen Tischreden mit der Erklärung des Beiworts, welches Homer so auszeichnend dem Apfelbaume ertheilte **), wirklich getroffen habe. Für die Zier- und Kunstgärtnerei scheinen mir die letzten Verse in dieser Schilderung noch die wichtigsten.

Dort auch, zierlich bestellt, sind Beet' am Ende des Gartens,
Reich an manchem Gewächs und stets von Blumen umduftet.
Auch sind dort zwei Quellen; die ein' irrt rings in dem Garten
Schlängelnd umher, und die andere ergiefset sich unter des Hofes
Schwell' an den hohen Palast. —

Das griechische Wort, welches die Beete bezeichnet, kann eigentlich nur von einer Pflanzung des Lauchs gelten. Weil aber

---

*) 'Ογχνη (oder ὄχνη, denn selbst die Schreibart ist streitig, s. Niclas zu Geopon. p. 803.) war eine veredelte Birne, und da die Glossen des Cyrillus und andere Wörterbücher sie durch κουστούμινον bestimmen (s. zu Hesychius T. II. c. 830, 20. und Du Cange s. v.), so mufs man annehmen, dafs schon die Alten die von Virgil, Georg. II, 88., gerühmte crustumische Birne darunter verstanden, die zu bestimmen wohl nicht so schwer fallen dürfte. Theophrast., Hist. plant. II, 7. p. 85, unterscheidet ὄχνας und ἀπίους, wo Boden von Stapel unter der ersteren die veredelte Waldbirne, unter der letzteren eine andere gute Birnart verstehen will. Indefs sind auch ἄπιοι eigentlich nur Birnen aus dem Apierlande, aus dem Peloponnes. S. Perizon zu Aelian III, 39. Denn dort war die mit Dornen wachsende Waldbirne (ἀχράς, s. Beckmann zu Aristoteles, Mirab. p. 322.) eigentlich zu Hause.

**) ἀγλαόκαρποι, was Vofs aus guten Gründen rothgesprenkelt übersetzt. Wenn nur nicht am Ende auch hier, wie so oft, wo μῆλα vorkommen, Quitten, mala Cydonia, zu verstehen sind. Siehe indessen Plutarch's Tischreden V, 8. p. 235, T. XI. Hutt. und Boden von Stapel zu Theophrast an mehreren Stellen, besonders S. 307.

diefs das gewöhnlichste und immer auf's Neue nachwachsende Zugemüse zu den Mörsergerichten (moretis) des früheren Alterthums war, so hiefsen nun auch alle Gartenbeete im Krautgarten Lauchbeete *). Diese in Beete vertheilten Gartengewächse fafste man nun in der Folge mit Blumengewächsen und wohlriechenden Kräutern zum Putz ein. Ob diefs auch hier schon der Fall gewesen sei, läfst sich aus den Worten des Originals nicht genau bestimmen. Denn was Vofs von Blumen umduftet übersetzt, kann auch nur von der üppigen, im gesättigten Grün fröhlich hervortreibenden Vegetation verstanden werden **). Die Quellen gehören ganz ei-

---

*) Πράσον, porrum, Lauch, in seinen zwei Hauptgattungen, κεφαλωτὸν, capitatum, und καρτόν, sectile, (utrumque nennt es daher Martial III, 47. vergl. XIII, 18. 19.) Kopf- und Schnittlauch, machte eine tägliche Nahrung aus und vertrat die Stelle des Salats. Siehe die Hauptstelle bei'm Plinius XIX, 6. s. 33, und die Collectaneen bei Saumaise zum Solin. p. 703, 704. und noch etwas vermehrter bei Stapel zum Theophrast p. 787 f. Secti famem domat area porri, sagt Virgil in Moreto V, 83. von einem Gärtner. Man wufste aber auch delicateren Salat daraus zu bereiten. S. Lister zu Apicius IV, 3. p. 135. Da sie geschnitten immer nachwachsen, so waren sie auch von dieser Seite das wohlfeilste Zugemüse. Man hatte daher eine eigene Lauchscheere, πρασόκουρον, πρασόργη. S. Hesychius s. v. Darum überging der Dichter der Batrachomyomachie da, wo er alle am Wasser wachsende Gartengewächse aufzählte, V, 53. 54. gewifs den Lauch nicht, und so hätte die Lesart der befsten Handschriften: Οὐ πράσοις statt οὐ τεύτλοις nach Maittaire's Rath auch von Ilgen aufgenommen werden sollen. Natürlich hiefsen nun πρασιαὶ von dem vorzüglichsten Gewächse bald auch alle übrigen Gemüsebeete, wenn sie auf eben die Weise, wie es bei'm Lauch nöthig war, in kleine Vierecke abgetheilt waren. So erklärt es Hesychius: αἱ ἐν τοῖς κήποις τετράγωνοι λαχανιαί. Vergleiche die Scholien und Eustachius zu d. St. und Bernard ad Synes. p. 60.

**) ἐπηετανὸν γανόωσαι. Ich würde es wirklich lieber auf die volle, gesättigte grüne Farbe beziehen, wovon auch der Edelstein, der Praser, seinen Namen hat, da, wie Beckmann mit Recht vermuthet, ad Marbodum, de gemmis p. 69, die Alten auch den grünen Jaspis darunter verstanden. Γάνος, und die davon abgeleiteten Worte bezeichnen überhaupt Glanz; daher γάνωμα auch von der glänzenden Verzinnung des Kupfers gesagt wurde. Wahrscheinlich aus dieser Stelle Homer's schreibt sich der Ausdruck des Aeschylus, Pers. 482. und seines Nachahmers Lykophron 247. κρηναῖον γάνος, welches ich lieber von den frischen Wiesenmatten am Quell als vom Quellwasser selbst verstehen möchte, da ja γάνεα selbst, nach der richtigen Verbesserung des Saumaise zu Script.

gentlich in den bewässerten (irriguus) Garten und fehlen daher nirgends, wenn ein Alter eine gröfsere oder kleinere Gartenanlage zum Nutzen und Vergnügen zu schildern hat; so wie man denn nach dem Modell des hier geschilderten Gartens alle gewöhnliche Gärten der Griechen, die sie an ihren Meiereien und Landgütern hatten, beurtheilen mufs *).

Ueberhaupt scheint diese Eintheilung der Baum- und Kräuterpflanzung am Palast des Alcinous gleichsam der stehende Typus und die Musterform für alle Anlagen der Art geworden zu sein. Und darum prägten sie nun auch die späteren Nachkömmlinge der Phäaken, die Corcyrenser, auf die Münzen von Corcyra und der von ihr ausgegangenen Pflanzstädte Dyrrhachium und Apollonia. Man findet nämlich noch eine ungemein grofse Zahl von Münzen dieser Städte **), die auf der Rückseite ein Viereck haben, welches zu deutlich eine Abtheilung von Feldern und einen eingezäunten Platz vorstellt, um es blos, wie Barthélémy in seiner numismatischen Paläographie zu beweisen sucht, für einen Ueberrest der ältesten, noch unbehilflichen Münzstempel zu halten ***). Es

---

Hist. Aug. T. I. p. 156, für Lustgärten gesetzt wurde, woraus denn die Lateiner ihr ganeum, ganeo, machten.

*) Jeder Athener hatte wenigstens einige Feigenbäume, einige Myrtenhecken und einige Rosen- und Veilchenrabatten (ῥοδωνιαί, ἰωνιαί u. s. w., s. Pollux I, 229. mit der Anmerk.) an seinem Hause auf dem Lande. Aristoph., Acharn. 575 f., 994 f. Dazu kamen die Küchen- und Gartengewächse, wie wir sie aus dem 12ten Buche der Geoponiker und aus den Gartenbeschreibungen der Dichter, die Wernsdorf in den Poet. Min. T. VI. P. I. gesammelt hat, kennen lernen. Dazu gehörte denn immer volle Bewässerung in der Nähe. Denn die sinnreiche Erfindung der Winter- und Sommergärten, die in den Geoponicis XII, 5. p. 854, angeführt wird, ist wohl nie allgemein gewesen.

**) Besonders von Dyrrhachium, wovon schon Beger, Thesaur. Brandenb, T. I. p. 455—463, eine sehr vollständige Sammlung gegeben hat. Dieser erklärte auch zuerst diese Felder und Einzäunungen auf den Münzen für ein Bild der Gärten des Alcinous, worin ihm dann Spanheim, de pr. et us. Numism., und Andere nachgefolgt sind.

***) Mémoires de l'Acad. des Inscript. T. XXIV. p. 30, [dem Neumann in den num. vet. ined. P. I. p. 112 ff. beitritt. Bast]. Gewifs ist die Sache von solchen eingeprägten Feldern, dergleichen man auf einer uralten Corcyrensischen Münze bei Pellerin, Recueil T. III. pl. XCVI, 1 noch erblickt, ausgegangen. Allein später fanden die Corcyrenser, dafs sie diese Felder trefflich zur Abbildung ihrer Gärten brauchen könnten. Dafs diese wirklich

ist aber merkwürdig, dafs diese Abbildungen selbst wieder von einander unterschieden sind. Die gewöhnlichste, besonders auf den Münzen von Dyrrhachium, hat aufser der äufseren Einfassung eines regelmäfsigen Vierecks inwendig wieder einen Durchschnitt, der das Viereck der Länge nach in zwei gleiche Oblongen theilt, in welchen man wieder mehrere kleinere runde und längliche Abschnitte entdeckt *). Davon weichen zwei Münzen, die Pellerin abgebildet hat, (Recueil T. III. pl. 96, 2. 3.) in so fern ab, dafs die eine das grofse Viereck in vier regelmäfsige kleinere durchschneidet, in welchen dann wieder kleinere Beete vorkommen, die andere aber nur die eine längliche Hälfte dieses einfach durchschnittenen Vierecks aufgeprägt erhielt. Im Grunde beweisen aber alle diese verschieden zerschnittenen Felder doch sehr deutlich, dafs sich selbst die Einwohner von Corcyra den Garten, der einst auf ihrer glücklichen Insel grünte, ungefähr eben so dachten, wie ich ihn oben vertheilen zu müssen glaubte **). Die Hauptlinie, die wir auf den meisten Münzen quer durchgezogen finden, deutet meines Bedünkens auf den Hauptweg, der vom Eingang an der unteren Mauer den ganzen Garten in zwei Hälften bis oben hinan durchschnitt. Die eine Hälfte war mit Feigen-, Oel- und anderen Obstbäumen, die andere mit Weinstöcken in symmetrischen Furchen oder Gängen besetzt. Erblickt man aber noch eine neue, die erste durchschneidende Abtheilung auf einigen Münzen, so wird nun auch der untere Theil auf der Ebene, wo an bewässernden Kanälen die Gartenbeete gepflanzt waren, mit ausgedrückt, die denn natürlich auch durch den Hauptgang in zwei Hälften durchschnitten sein mufste ***).

---

darauf zu sehen sind, wird Niemand bezweifeln, der Eckhel's gründliche Bemerkungen sowohl ad numos anecdotos p. 106, als auch in der Doctrina Numorum T. II. p. 178 f. nachgelesen hat.

*) So auf allen Münzen von Dyrrhachium, die Beger gibt, und auf der Münze bei Eckhel, Numi Anecdoti tab. VII, 12.

**) Womit, recht erwogen, auch Eustathius übereinstimmt, wenn er am Ende seines Commentars zu dieser Stelle sagt p. 1574, 32: *τὸν ῥηθέντα τετράγωνον κῆπον εἰς τρία διεῖλεν, εἰς δενδροφόρον, εἰς αμπελόφυτον — καὶ εἰς λαχανηφόρον.*

***) Ich weifs wohl, dafs Spanheim, Ernesti und selbst Eckhel auf den Corcyrischen Münzen nichts als die geordneten Beete für den Gemüsegarten erblicken wollen. Allein dieser Irrthum entstand blos daraus, dafs man sich die regelmäfsig durchschnittene Eintheilung des ganzen Gartens nicht deutlich genug vorstellen konnte. Mit eben dem Rechte könnte man behaupten, dafs der hier gleichfalls häufig vorkommende Weinkrug nur auf den Bewillkommnungs- und Abschiedstrunk gehe, den Ulysses vom Alci-

Zusatz von Bast.

Der Garten des Alcinous geniefst im ganzen Alterthum eine so grofse Berühmtheit, dafs es fast keinen alten Dichter und namentlich keinen lateinischen gibt, der, wenn er von Früchten oder Obstgärten spricht, ihn nicht erwähnte. Ich werde hier mehrere Stellen anführen, die in Böttiger's Abhandlung nicht citirt sind, und deren Zusammenstellung vielleicht einige Unterhaltung gewährt.

Ovid, Amor. I. 10, 55. 56.:

Carpite de plenis pendentes vitibus uvas:
  Praebeat Alcinoi poma benignus ager.

Properz, III. 1, 51.:

Nec mea Phaeacas aequant pomaria silvas.

Martial X. 94.:

Regius Alcinoi nec mihi servit ager,

und XII. 31. von den Gärten der Marcella:

Munera sunt dominae post septima lustra reverso;
  Has Marcella domos parvaque regna dedit.
Si mihi Nausicae patrios concederet hortos,
  Alcinoo possem dicere: Malo meos.

Siehe auch VII. 42, und Stat. Silv. I. 3.:

Quid bifera Alcinoi laudem pomaria, vosque
Qui nunquam vacui prodistis in aethera rami?

Die griechischen Sophisten und Epistolographen der späteren Zeit vergleichen, wenn sie Gärten beschreiben, diese gewöhnlich mit denen des Alcinous oder geben ihnen den Namen, der eine Art Sprichwort geworden ist. Sie drücken auf diese Art die gröfste Fruchtbarkeit aus. So z. B. Nicephorus Basiliacus in Leonis Allatii excerpta var. Graec. Sophist. p. 212.: Τὸν Ἀλκινόου κῆπον ἐκηπευσάμην αὐτός, καὶ ἦν μοι παρὰ τῷ κήπῳ καὶ φυτὰ καὶ δένδρα καὶ ἄνθεα. Diefs sind die Worte eines Gärtners. Gregorius von Nyssa, in der Beschreibung eines Gartens Galatiens ep. 2. p. 22. ed. Caracc.: εἶτα περὶ τοὺς οἴκους οἱ φαίακοι κῆποι κ. τ. λ. Die Vatikanische Handschrift Nr. 997. *) enthält ein

---

nous erhielt, und nicht vielmehr auf die ganze herrliche Stelle vom Weinberge des Alcinous. Dieser Weinberg, um diefs noch beiläufig zu erinnern, gab den Corcyrensern in der Folge sogar eine besondere Fabrik von Weinkrügen an die Hand, die unter dem Namen Κερκυραϊκοί ἀμφορεῖς in Aristoteles, Mirab. p. 223. Bekm. als ein eigenes Landesproduct vorkommen. Juvenal XV, 25. hat eine sehr komische Anspielung darauf.

*) Dieses Manuscript ist das, woraus Wernsdorf mehrere früher unbekannte Stücke des Himerius herausgegeben hat. Es enthält zugleich eine Sammlung von griechischen Epigrammen, unter denen

Stück von einem Sophisten der letzten Zeiten, wo man die Beschreibung eines Gartens findet. Der Verfasser ist nicht genannt; aber es genügt, zu wissen, dafs der Gegenstand, den er behandelt, ein Garten ist, um nicht daran zu zweifeln, dafs er ihn mit dem des Alcinous vergleicht. Die Stelle ist folgende: Πρότερον μὲν οὖν, ὦ φιλότης, πρὸς τὸν Ἀλκινόου κῆπον τὸν κῆπον εἴκαζον, νυνὶ δὲ καὶ πλέον ἔχειν τί μοι φαίνεται. Χωρὶς γὰρ τοῦ γλώττης αὐτονόμου καὶ τέχνης ἐκεῖνον εἶναι πλάσμα, πρὸς τέρψιν μόνον πεποιημένον, ἀλλὰ καὶ οὕτως ὁ πᾶσαν ἡδονὴν, κατὰ πολλὴν αὐθεντίαν ἐκείνην, συνθεὶς καὶ δεινὸς εἰπεῖν Ὅμηρος ἡττᾶται τῶν ἡμετέρων. Τῶν μὲν γὰρ κάτ' αὐτὸν ἐκεῖνον οὔποτε καρπὸν (l. καρπὸς) ἀπόλλυται, οὐδ' ἀπολήγει χείματος, οὐδὲ θέρεος, τῷ δὲ οὐδὲ χειμὼν τὴν ἀρχὴν χωρὶς τῶν ἀπὸ τοῦ θέρους προσβάλλει καλῶν· ἀλλ' ἐστὶν ὁρᾶν εὐταῦθα μεθόριόν τι ὡρῶν, μᾶλλον δὲ κρᾶμα ὡρῶν. Οὗ δὴ αὗταί τε καὶ αἱ τούτων χάριτες συγκεράννυνται, μακάρων ἄλλην *), φίλτατε, χῶρος ὁ χῶρος. Ἀλλὰ καὶ τούτων τῇ κράσει προσεοικὼς, τοῖς ἑτέροις πάλιν νικᾷ. Τὸν μὲν γὰρ ἡ ποίησις τρίς φησι θάλλειν τοῦ ἔτους, ὁ δὲ δὶ ἔτους ἔχει τοῦτο ποιεῖν. τὰ μὲν γὰρ ἀνθεῖ, τὰ δὲ βλαστάνει, τὰ δ' ὑποπερκάζει **), τὰ δὲ πεπαίνεται, τὰ δὲ πένεται (f. πέσσεται). Ἀλλ' ὁ μὲν οὕτως ἀνθεῖ καὶ ἀνθοίη γε, μεχρὶς ἂν ὧραί τε ὦσι καὶ ὡρῶν καρποί τε καὶ στέφανοι, κ. τ. λ.

„Früher, lieber Freund, verglich ich meinen Garten dem des Alcinous; aber jetzt halte ich den meinigen für weit schöner. Denn obgleich der andere eine Dichtung ist, durch die Kunst und die Laune des Dichters willkürlich geschaffen, so läuft er dem meinigen doch nicht den Rang ab, trotz der Beredsamkeit des Homer, dessen reiche Phantasie alle Arten von Reizen in ihm vereinigt hat. Nach ihm hören die

---

ich ungefähr ein Dutzend unedirte gefunden habe, die selbst Chr. Huschke unbekannt sind und die ich später einmal herausgeben werde.

*) Das Wort ἄλλην ist verdorben; übrigens scheint es mir, dafs der Sinn dadurch nicht leidet. Der Verfasser spricht wahrscheinlich von den elysäischen Gefilden, dem Aufenthalt der seligen Schatten. Dieses unedirte Stück, wovon ich eine Stelle im Magasin Encyclopédique, Ann. VI. T. VI. p. 200. not. 13, mitgetheilt habe, enthält eine der obigen ziemlich ähnliche Beschreibung der elysäischen Gefilde. Es heifst dort: Οὐδὲ χειμὼν ἔπεισι τῷ χώρῳ ἢ ἀλλοίωσίς τις τοῦ φαινομένου καταστήματος ἀλλ' ἄφθαρτα καὶ ἀγήρω πάντα, καὶ μετὰ καρπῶν ἀϊδίων τὰ δένδρα, καὶ ὥρα μία ἐαρινὴ ἀμετάβλητος καὶ ἀναλλοίωτος. Τοῦτο δ' ἦν τὸ θρυλλούμενον πεδίον Ἠλύσιον, καὶ ἀσφοδελὸς λειμών.

**) Eine andere Nachahmung des Homer findet sich in Philostratus Icon. II. 12. p. 837. Olear.: οἱ μὲν (βότρυς) ὀργῶσιν, οἱ δὲ περκάζουσιν, οἱ δ' ὄμφακες, οἱ δ' οἰνάνθαι δοκοῦσιν, welche Worte Aristaenet. I. 3, 18. 19. und ein neuerer Schriftsteller bei Lamy, delic. erudit. T. XII. p. 36. buchstäblich abgeschrieben haben.

Früchte des Alcinous im Winter nicht auf und gehen im Sommer nicht aus, und mein Garten, den der Winter nie angreift, geniefst aufserdem alle Vortheile des Sommers; man sieht hier die Jahreszeiten sich nähern oder vielmehr sich vermischen, und alle die Oerter, wo sie auf diese Art ihre Reize vereinigen, gleichen, lieber Freund, denen, welche die seligen Geister bewohnen. Uebrigens ist mein Garten, wenn er dem des Alcinous durch die Vermischung der Jahreszeiten gleicht, ihm in anderen Beziehungen weit überlegen. Der Dichter sagt, dafs der seinige dreimal im Jahre blüht, der meinige thut diefs das ganze Jahr hindurch. In jenem blühen einige Pflanzen, andere spriefsen, andere reifen, andere sind gut zum Abnehmen. Der meinige blüht ebenfalls; o möge er blühen können, so lange es Jahreszeiten geben wird, so lange sie Früchte und Kränze erzeugen werden."

Unter den französischen Schriftstellern, die den Garten des Alcinous erwähnen, führe ich Rousseau an, im Émile V. S. 44. Band X. der Genfer Ausgabe. Er spricht davon bei Gelegenheit einer Promenade in einem Garten: Le jardin a pour parterre un potager très-bien étendu, pour parc un verger couvert de grands et beaux arbres fruitiers de toute espèce, coupé en divers sens de jolis ruisseaux et de plate-bandes pleines de fleurs. Le beau lieu! s'écrie Émile, plein de son Homère, et toujours dans l'enthousiasme; je crois voir le jardin d'Alcinous. Sophie voudrait savoir ce que c'est qu'Alcinous, et sa mère le demande. Alcinous, leur dis-je, était un roi de Corcyre, dont le jardin, décrit par Homère, est critiqué par les gens de goût, comme trop simple et trop peu paré. Rousseau gibt in der Anmerkung eine nicht ganz genaue Uebersetzung von der Homerischen Stelle, worauf er folgenden Scherz hinzufügt: Telle est la description du jardin royal d'Alcinous, au 7e livre de l'Odyssée, dans lequel, à la honte de ce vieux réveur d'Homère et des princes de son temps, on ne voit ni treillages, ni statues, ni cascades, ni boulingrins.

Delille sagt bei Gelegenheit des folgenden Verses aus seinem Gedicht les jardins:

Du simple Alcinous le luxe encore rustique
Décorait un verger.

Chant. I. v. 35.

in der Note S. 161. der Ausgabe vom Jahre IX.: C'est un monument de l'antiquité et de l'histoire des jardins que la description que fait Homère de celui d'Alcinous. On voit qu'elle tient de près à la naissance de l'art; que tout son luxe consiste dans l'ordre et la symétrie, dans la richesse du sol, et dans la fertilité des arbres, dans les deux fontaines dont il est orné: et tous ceux qui voudraient un jardin pour en jouir, et non pour le montrer, n'en demanderaient pas d'autre.

Bayle im Dictionnaire hist. et crit., art. Alcinous, führt den Theophilus, Patriarchen von Antiochien, an, der im 3ten Buche ad Autolycum davon gesprochen haben soll. Er bemerkt, dafs nach Nico-

Lloyd dort der Name Antinous in den des Alcinous zu ändern ist. Allein diese Aenderung ist durchaus falsch, ob es gleich wahr ist, dafs die Namen Alcinous und Antinous oft von den Abschreibern verwechselt worden sind (s. Santen. ad Propert. p. 787.). Theophilus spricht von der Lächerlichkeit der griechischen Gottheiten und des ihnen gewidmeten Dienstes, und schliefst so: Σιγῶ τὰ Ἀντινόου τεμένη καὶ τὰ τῶν λοιπῶν καλουμένων θεῶν. Καὶ γὰρ ἱστορούμενα τοῖς συνετοῖς καταγέλωτα φέρει. Man sieht deutlich, dafs er von den dem Antinous errichteten Tempeln und nicht von den Gärten des Alcinous spricht.

II.

Grotte der Kalypso.

Wenn der Brite auf jene bei ihm einheimische Veredelung der Gartenkunst oder Landschaftsgärtnerei, wie er sie lieber genannt wissen will, im Stolze seines Herzens zu sprechen kommt, so vergifst er fast nie, den prophetischen Blick seines grofsen Milton gebührend anzustaunen, der, um mehr als ein halbes Jahrhundert den Schöpfern der neuen Gartenkunst, Kent und Brown, voranseilend *), das Paradies der ersten Aeltern mit aller reizenden Regellosigkeit der unerschöpflichen Natur und mit jenen Blumen ausgeschmückt hatte,

— werth des Paradieses, nicht
Mit kleinlichem Geschmack und frost'ger Kunst
In Beet' und selt'ne Schnörkel hingepflanzt;
Nein, von der Hand der gütigen Natur
Verschwendrisch ausgestreut **). —

Schaute hier nicht, rufen sie mit Entzücken, der grofse über sein kleines Zeitalter weit erhabene Sänger mit begeistertem Seherblick einer schönen Gartenkunst entgegen?

Nicht weit davon lockt kühle Grottennacht
Zur sanften Ruh; der Weinstock überstrickt
Der Lauben Grün und hängt sein Prachtgewächs,
Die Purpurtrauben, d'ran. Dicht neben rauscht
Der Wasserfall vom Felsenüberhang

---

*) Man lese z. B. das, was Horace Walpole darüber sagt, On modern Gardening in den Works T. II, p. 527 ff.: He seems with the prophetic eye of taste to have conceived, to have foreseen modern gardening u. s. w. oder die Uebersetzung von Nivernois in den Oeuvres de Nivernois (Berl. 1797) T. IV. p. 88.

**) Paradise Lost. IV, 241 ff. nach Bürde's Uebersetzung.

Herab und fliefst, in kleine Bäche sich
Zertheilend, fort, bis die zuletzt ein See
Vereiniget, der den mit Myrtenwald
Umkränzten Ufern die krystall'ne Fluth
Zum Spiegel beut. Wetteifernd singt das Chor
Der Vögel hier, und Frühlingslüftchen wehn.

Sollte man nicht glauben, fährt der Bewunderer in seiner Ekstase fort, Milton habe hier schon die Parks von Hagley oder Stourhead in einer Vision vor sich gehabt?

Die Bemerkung ist nicht neu, dafs jeder grofse Dichter eben darum seinem Zeitalter vorauseilt, weil er eigentlich keinem Zeitalter allein zugehört. Gewifs konnte Milton's Geist, durch die schönsten Dichterblüthen aller Zeiten genährt und nun mit kühnem Adlerfittig sich gegen Osten aufschwingend, sich nicht in die krausen Buchsbaumhecken und abgecirkelten Gartenlauben seines Zeitalters verstecken und einzwängen lassen. Er dachte sich einen orientalischen Naturgarten und hatte gelesen, was die Alten von den Paradiesen des glücklichen Asiens erzählten *). Auch wird es in der That schwer zu begreifen, wie er die unsinnigen Schnörkelwerke und Puppenspiele der damaligen englischen Gärten in dem Aufenthalt des ersten Menschenpaars anbringen konnte; er müfste denn die Engel selbst mit grofsen Baumscheeren auf die Gartenleitern gestellt und dem Gabriel die Mefsschnur in die Hände gegeben haben.

Mit weit gröfserem Rechte hätte der Grieche das, was der Brite an seinem Milton rühmt, von den Gesängen seines Homer verkündigen können. Das wahre Muster eines schönen Naturparks, mit allen Reizen des Schattens und der Kühlung geschmückt, die in jenem Klima die unerläfslichste Bedingung desselben sein müssen, läfst uns der ionische Sänger an der Grotte der Kalypso erblicken (Odyss. V, 63—73.), und wir werden sehen, dafs der

---

*) Und warum sollte Milton nicht auch die frühere, auch über die Gartenkunst sehr beherzigenswerthe Meditation seines Landsmannes, des grofsen Francis Bacon, Essays 46, p. 144 f. (Lond. 1755) schon gelesen haben? Mit eben dem Rechte könnte man auch sagen: Pope, der in seinem vierten kritischen Briefe die schnurgerechte Gartenkunst seiner Zeitgenossen so lächerlich machte,

Each alley has a brother
And half the garden just reflects the other,

hat die Standarte zur Verbesserung oder Vereinfachung der Gartenkunst aufgesteckt, zumal da er auch die Anlagen in seiner kleinen Villa zu Twickenham in eben diesem liberalen Geist gemacht hatte? Aber hatte nicht früher schon Addison den berühmten Versuch über die Gartenkunst im Zuschauer geschrieben?

empfängliche Grieche ein so reizendes Vorbild sich nicht umsonst aufgestellt sein liefs. Hier ist die Stelle:

Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung,
Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Cypresse.
Dort auch bauten sich Nester die breitgefiederten Vögel,
Habichte sammt Baumeulen und sammt breitzüngiger Krähen
Wassergeschlecht, das kundig der Meergeschäfte sich nähret.
Hier auch breitet sich um das Felsengewölbe ein Weinstock,
Rankend in üppigem Wuchs und voll abhangender Trauben.
Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser
Nachbarlich neben einander und schlängelten hierhin und dorthin,
Wo rings schwellende Wiesen hinab mit Violen und Eppich
Grüneten. Traun wohl selbst ein Unsterblicher, welcher dahin kam,
Weilte bewunderungsvoll und freute sich herzlich des Anblicks.

Ist gleich kühlender Schatten und erfrischende Bewässerung der Hauptcharakter unseres Lusthains, der die Felsenwohnung der Nymphe Kalypso umschliefst, so wird man doch kaum irgend eine belebende oder verschönernde Zierde vermissen, die dieser einladenden Schattenpartie einen höheren Reiz verleihen könnte. Mit kluger Auswahl sind Bäume vereinigt, die in diesem reichlich bewässerten Platze die gesündesten und zierlichsten Stämme, die gefälligste Gruppirung und die angenehmste Mischung des verschiedenen Grüns, worauf noch jetzt unsere Gartenkünstler einen so grofsen Werth legen, bewirken konnten. Die einfassende Erle *) mit der dunkler belaubten Pappel **) bildeten wahrscheinlich den

---

*) Die griechische Benennung der Erle, κλῆθρα, ist eigentlich nur die weibliche Form des Beiworts κλῆθρος, schliefsend, von κλήω, der ionischen Form statt κλείω. Lächerlich ist aber die Erklärung der Etymologen, die auch Stapel zum Theophrast mit ernsthafter Miene anzuführen kein Bedenken trägt S. 220 b., der Baum habe entweder darum den Namen vom Verschliefsen, weil sein schwammiges Holz gar nicht verschlossen sei, oder weil er, in Schiffe verbaut, allerlei umschliefse! Wie nahe lag doch auch hier die wahre Erklärung durch die Worte des Plinius XVI, 37, s 67.: Alni sepibus muniunt contraque erumpentium amnium impetus riparum muro in tutela ruris excubant.

**) Das hier stehende αἴγειρος bezeichnet nämlich die zweite Hauptgattung der Pappel, insgemein die Schwarzpappel genannt. Beckmann zu Aristoteles, Mirab. c. 70. p. 142. findet auch alle Kennzeichen, die Plinius und andere alte Naturbeschreiber von der Weifs- und Schwarzpappel geben, bei den von uns so benannten zutreffend. Man mufs dabei nur nicht allein an unsere gewöhnliche Schwarzpappel, sondern vielmehr an die über Frankreich aus der Lombardei zu uns gekommene italienische Pappel denken. In ihr finden wir noch den schlanken Wuchs, der schon

Vorgrund und vertraten in dieser Naturwildniſs die Stelle der Lorbeerbäume und Platanen, womit der erfinderische Gartengeschmack späterer Zeiten die Schattengänge vor den Lustgehölzen ausschmückte. Homer wählte die Pappel vielleicht noch aus mehreren Gründen. Sie war der einheimische Lieblingsbaum der fernen Westwelt*), in welche die Homerische Weltkunde uns die Insel der Kalypso zu versetzen gebietet, und ihr stets reges, durch jedes Lüftchen erzitterndes Blatt gab ihm in einer anderen Stelle das Bild der lebendigsten Bewegung. Denn wo er die behende Bewegsamkeit der spinnenden und webenden Sclavinnen im Hause des Alcinous schildert, vergleicht er jenes lebendige Gewimmel mit den zitternden Pappelblättern:

Jene wirkten Geweb' und drehten ämsig die Spindel
Sitzend umher, wie die Blätter der luftigen Silberpappel**).
Odyss. VII, 105. 6.

---

dem Homer das liebste Bild zur Beschreibung einer edlen Heldenfigur war. Später verglich man am liebsten schlanke Mädchen mit diesen Pappeln, wie das in Etym. M. s. v. erhaltene Fragment eines alten Tragikers: καὶ αἰγείρων ἔφυσαν εὐγενέστεραι, und die drollige Anekdote von dem Dichterling, der ein kleines Weibchen mit einer solchen Pappel verglichen hatte, bei'm Lucian pro Imag. c. 4. T. II. p. 486. hinlänglich beweis't. Diese Pappel kommt auch in der regen Beweglichkeit des Laubes der kleineren und ansehnlicheren Zitterespe, populus tremula, am nächsten, die Homer, der nur die αἴγειρον kennt, zugleich mit unter dieser Benennung verstanden zu haben scheint. Denn wahrscheinlich kommt selbst die Benennung von ἀΐσσειν her und malt die lebendige Bewegung des Baumes, der auch in einigen Provinzen Teutschlands der Zitterbaum heiſst. Jedermann weiſs, wie die italienische Pappel noch jetzt unsere Landschaften und Gartenanlagen verschönert, und so verband man auch im Alterthum immer einen romantischen Begriff damit. „Ach," ruft die liebeskranke Phädra bei'm Euripides, Hippol. Cor. 208., „möcht' ich doch vom reinen Thau des Quells meinen Trank schöpfen und unter den Pappeln (ὑπό τ' αἰγείροις) auf dem weichen Wiesenteppich ruhend schlummern!"

*) Daher pflanzt sie auch Homer, Odyss. X, 510. nebst den Erlen in den cimmerischen Hain, an der fernsten Westküste. Daher die fabelhafte, viel gedeutete Sage von den in Pappeln verwandelten Heliaden und ihren Thränen, dem Bernstein (s. unter den Neuesten Beckmann zu Aristoteles, Mirab. c. 82. p. 165. und Voſs zu Virgil's Landgedichten Th. I. S. 319.), aus welcher wenigstens so viel hervorgeht, daſs man die Pappeln für eben so einheimisch und häufig im Westen hielt, als wir etwa die Birke überall im Norden anzutreffen wissen.

**) Voſs wollte gewiſs Zitterpappel setzen, da ja die Silberpap-

In jenem Waldamphitheater, welches Ovid in seinen Verwandlungen um Orpheus's Zaubertöne sich freiwillig erheben läfst (X, 86 fl.), und wovon zu einer anderen Zeit die Rede sein wird *), fehlt als eine vorzügliche Zierde des Ganzen auch die pyramidenförmige, schöne Cypresse nicht.

Hoch in Kegelgestalt erhebt sich der schlanke Cupressus,
Jetzo ein Baum, als Knabe vordem ein Geliebter des Gottes,
Der mit der Saite die Laut', und Geschofs mit der Saite bespannet.

Vofs Th. II, S. 171.

Nichts kann lieblicher und zierlicher gedacht werden als dieses schlanke Gewächs der wärmeren Klimate, das vom früheren Vaterlande Creta aus zugleich mit dem ursprünglichen Dienst der jungfräulichen Artemis über andere Küstenländer des mittelländischen Meeres und von dem Tarentinischen Meerbusen auch über Italien sich verbreitete. Wenn Theocrit oder Virgil einen schönen

---

pel von ganz anderer Art ist. Das Gleichnifs hat schon den Alten viel zu schaffen gemacht. Bekanntlich nannten jene eine Art der Pappel κερκὶς (Theophrast, Hist. Plant. III, 14. p. 214.), wahrscheinlich von der Aehnlichkeit mit der schnellen Bewegung des Kammes bei'm Weben, die eigentlich κερκὶς hiefs, s. Schneider im Index ad Script. Rei rusticae p. 370. und also ganz eigentlich die Zitterpappel. Nun hiefs aber auch ein Theil des Theaters, die obersten und schlechtesten Sitze für die Zuschauer, κερκίς. S. Casaubonus zu Theophrast V, p. 71. und die im Grunde wenig erheblichen Bemerkungen des Saumaise dagegen zum Solin p. 643. Daraus läfst sich nun die Meinung der alten Scholien zu dieser Stelle der Odyssee erklären, die schon Eustathius nicht zu deuten wufste: οἱ μὲν ὅτι ἡλιοτροπίου τάξιν ἐπεῖχον καθήμεναι θεατροειδῶς. Man sieht, dafs Einige glaubten, Homer habe mit diesem Gleichnifs das amphitheatralische Sitzen der Mägde ausdrücken wollen. Auf diese Meinung konnten sie nur dadurch kommen, dafs κερκὶς sowohl einen Theil der Theatersitze als auch eine Art von Pappeln bedeutete. Man lese nur statt des sinnlosen ἡλιοτροπίου das hier allein passende ἡμικυκλίου (Pollux IV, 127.), und Alles wird deutlich.

*) Die Römer hatten dergleichen Waldtheater in den Parks an ihren Meierhöfen, wo ein als Orpheus gekleideter Sclave das Wild aus dem Walde zusammenblies. S. Varro, de R. R. III, 13. Ovid hatte daher höchstwahrscheinlich da, wo er die um den Orpheus versammelten Bäume schildert, etwas der Art vor Augen, ob er sich gleich auch hier von seiner üppigen Phantasie zu weit fortreifsen läfst. Die Stelle in den Metamorphosen ist daher wirklich auch für die Kunstgärtnerei merkwürdig. Doch davon mehr bei der Gartenkunst der Römer.

Waldsitz oder eine Allee schlanker Bäume schildern wollen, so lassen sie nie die Cypresse fehlen, und so erscheint sie auch hier als die Grazie unter den Bäumen *), um die romantische Felsengrotte der Kalypso mit den weiter ausastenden hellgrünen Erlen und Pappeln theils durch ihre malerisch aufsteigenden Wipfel, theils durch die ernstere Düsternheit ihrer Blätter schön zusammengruppirt. In ihrem dunkeln Schatten duftet sie in der heifsesten Tageszeit einen lieblichen und gesunden Harzgeruch aus, der ihr in unserer Stelle das einladende Beiwort: wohlgeruchduftend, erwarb. Die arme Cypresse hat diese Ehre freilich in der Folge sehr theuer bezahlen müssen. Denn da man bei'm Verbrennen der Leichen im Alterthum vor allen Dingen darauf denken mufste, dem widrigen Brandgeruch durch allerlei Räucherwerk zu begegnen, so wählte man vorzüglich das Cypressenholz theils zur Aufschichtung des Holzstofses selbst, theils zur Ausschmückung der Brandstätte, und so gerieth einer der anmuthigsten Bäume in's freudenlose Schattenreich **) und wurde vor den Thüren der Be-

*) Creta wird allgemein für den ältesten Wohnort der Cypresse angenommen. Dort sprofst sie freiwillig, sagt Theophrast, Hist. Plant. III, 2. p. 118. und aus ihm Plinius XVI, 33. Was Wunder, dafs die Cypresse der eigentlichen cretensischen Diana (der Britomartis, dem süfsen Mädchen) vor anderen geweiht blieb? woraus sich der lucus Dianae bei'm Virgil Aeneis III, 68. weit richtiger erklärt als durch die Diana Hekate. Man ging noch weiter: man verglich die jungen schlanken Cypressen mit den Grazien und nannte auch die Cypressen χάριτες, διὰ τὴν τέρψιν sagt Cassianus in den Geoponicis XI, 4. p. 796., dem wir diese Nachricht zu danken haben. Da die fabelnden Griechen von jedem schönen Baum eine Metamorphose zu erzählen wufsten, so war diefs auch der Fall mit den cretensischen Cypressen. Sie wären Töchter eines gewissen Eteokles gewesen, hätten es aber den Göttern im Tanz zuvorthun wollen. Erst später, als die Cypresse ein Leichen- und Trauerbaum zu werden anfing, erdachte man die klägliche Metamorphose, die uns Ovid erzählt. Uebrigens ist das Wort κυπάριττος gewifs orientalischen Ursprungs, wie schon die unglücklichen Versuche der griechischen Etymologen hinlänglich beweisen. Noch haben wir von unseren Bäumen kein Buch, wie Zimmermann über die Zoologie schrieb, keine geographische Wanderungsgeschichte und keine botanische Karte. Wer sich aber die Mühe nehmen will, in Bochart's jetzt mehr gelobter als gelesener Geographia sacra P. I. libr. I. c. 4. nachzulesen, wird nicht länger zweifeln können, dafs das Vaterland der Cypresse zwischen dem Euphrat und Tigris zu suchen und ihr Name und Same von da durch die Phönicier nach Creta und in die Küstenländer des mittelländischen Meeres erst später gekommen sei.

**) Plinius XVI, 33. s. 16. sagt dem armen Baum viel Böses nach

güterten das Mahlzeichen einer Leiche, von welcher schon Horaz (II, 14.) sang:

Aus diesem Lusthain, den du so zärtlich pflegst,
Wird ihrem Herrn vor allen Bäumen
Nur die verhafste Cypresse folgen.

bis endlich die Gryphiusse und Lohensteine unserer Literatur sogar ihre bezahlten Threnodieen unter dem Namen von Cypressenhainen in die Welt schickten.

Und diese Bäume ermangelt der Dichter nun nicht mit angemessenen Bewohnern zu bevölkern. Freilich sind die Vögel, die hier nisten, nicht eben im Geschmack der liebelnden Idyllendichter und würden sich auch schon im Vogelhause des Varro schlecht ausgenommen haben. Aber das hindert uns nicht, die romantische Einsamkeit dieser von allen Berührungen der Menschen ferngelegenen Insel gerade durch diese Bauminsassen am treffendsten geschildert und also auch die thierische Belebung dieses Naturgartens ganz zweckmäfsig zu finden. Es sind zum Theil breitgefiederte Vögel, weil sie grofse Meeresflächen zu überfliegen hatten, ehe sie sich hier ansiedeln konnten, und sie erinnern uns an die Falken und Habichte, welche neuere Reisende in seltener Menge an den Azorischen und Capo-Verdischen Inseln antrafen. Ueberhaupt ist der Habicht nicht blos im Hieroglyphendienst der Aegypter als Symbol der Sonne, sondern im ganzen Alterthum als der heilige Götterbote *) angesehen und also auch darum hierher als ein Liebling der Nymphe versetzt worden. Auffallend mufs es aber dem unvorbereiteten Leser dieser Stelle allerdings sein, unter den befiederten Bewohnern dieses Lusthains auch Eulen zu finden, die wir wohl eher an den Thoren unserer Meierhöfe anzunageln als in unseren Gehölzen als Lieblingsvögel zu unterhalten pflegen. Schon die Alten befanden sich offenbar mit diesen Gästen in Kalypso's Hain in einiger Verlegenheit, und wenn Vofs dieses in seiner Schreibart und Bezeichnung noch immer sehr zweideutige Wort durch Eule übersetzt, so hat er zwar die gewöhnlichste Erklärung, aber keineswegs alle Meinungen der Ausleger für sich. Meiner Ueberzeugung nach gehören die Skopes, von welchen hier im Original die Rede ist, mehr zu dem Regenpfeifer-

---

und meint, er sei dem Pluto geweiht, weil er so finster aussehe und so stark rieche, odore violenta. Vergl. Festus s. v. cupressus. Schon Varro hätte ihn eines Besseren belehren können. Denn dieser sagt ausdrücklich, man habe die Cypresse bei Scheiterhaufen gewählt, um den Brand- und Leichengeruch (nidor) zu tilgen.

*) Daher selbst sein Name ἱέραξ, ἵρηξ, sacer ales, Virgil, Aen. II, 721. Mehr bei Bochart, Hieroz. P. II. libr. II, 19, c. 267.

oder Meven-Geschlechte *). So viel ist gewifs, dafs man sie als possirliche Vögel, die Alles nachäffen, besonders aber fremde Spra-

*) Eustathius p. 1523, 57. sagt, die Römer nannten sie κουκούβας. Wir dürfen uns nicht schämen, unsere Unwissenheit über diesen dunkeln Punkt der ältesten Ornithologie zu gestehen, da schon Plinius zu seiner Zeit, wo dem Polyhistor so viele Hilfsmittel mehr zu Gebote standen, ganz ehrlich gesteht: Nominantur ab Homero scopes avium genus: neque harum satyricos motus, cum insidentur, plerisque memoratos facile conceperim mente; neque ipsae jam aves noscuntur. X, 49. s. 70. So viel ist aus den Collectaneen bei'm Athenäus, IX, 9. p. 391, und Aelian H. A. XV, 28. p. 859. Gron. gewifs, dafs man den Vogel dieses Namens für einen sehr possirlichen Kauz hielt, der Alles nachäffe und gleichsam verspotte, dafs man daher eine eigene Art von Spotttanz hatte, der auch σκώψ hiefs (S. Pollux IV, 103. und Meursius, de Orchestra s. v.; nur mufs er nicht mit σκοπὸς oder σκοπιάς, wo man die Hand über's Auge hielt, verwechselt werden) und dafs daher selbst das bekannte Wort σκώπτειν mit seiner zahlreichen Familie abzuleiten sei. Vergl. Hemsterhuys in Lennep's Etymolog. p. 903. Freilich hat schon Aristoteles (s. Camus, Notes sur l'histoire d'Aristote p. 288.) mit dem Namen σκώψ offenbar das kleinere Käuzlein oder die Baumeule mit Ohren bezeichnet, die Linné strix scops, Buffon le petit duc nennt. Man beschreibt diese auch allerdings als ein ganz artiges Thierchen, und Vaillant, Histoire des oiseaux de l'Afrique T. II. p. 278. (Ausgabe in 12.) nennt sie einen charmant petit oiseau de nuit. Allein nirgends fand ich bei neueren Naturforschern (s. Buffon, neueste Pariser Ausgabe in 12. T. XI. p. 239. und Latham, allgem. Uebersicht der Vögel, von Bechstein. Band I. Th. I. S. 121.) die geringste Spur von seiner nachahmenden Stimme, die auch bei'm Theocrit I, 136. zum Sprichwort dient, und die wahrscheinlich schon die alten Kritiker bei den Griechen zu der Meinung brachte, man müsse zwei ganz verschiedene Vögel annehmen, wovon die bekannte Eulenart κῶπες, die Homerischen Spottvögel aber σκῶπες hiefsen. Bekanntlich findet man noch Ephesische jettons mit einem Hirsch, der sich umsieht und mit der Ueberschrift: σκωπι. Diefs hat ihn auch zu einem numismatischen Vogel gemacht, über welchen der gelehrte Brite Edmund Chishull eine eigene Abhandlung schrieb, die zu Anfang des zweiten Theils des Haymischen Thesaurus abgedruckt ist. Allein über diese Apothekermarke hat schon Eckhel, Doctrin. Num. T. VIII. p. 317. abgesprochen. Chishull vergleicht den scops mit der Gattung von Regenpfeifern in England, die man dort Dotterells nennt (charadrius morinellus, guignard, Buffon T. XIX. p. 271.), und den man auch bei uns den Possenreifser,

chen nachzuahmen wissen, beschreibt. Wie man nun in den späteren Parken oder Paradiesen der Griechen Sittiche oder Papageien hängen hatte *) und überhaupt die nachplaudernden, stimmenäffenden Vögel schon im Alterthum zu allerlei Kurzweil' häufig brauchte **), so möchten wohl auch hier diese Spottvögel ganz angenehme Gesellschafter gewesen sein. Auch in den neueren romantischen Epopöen hören sich die Ritter oft von geschwätzigen Sittichen und Elstern rufen, und ein Park auf einer fernen Insel des Oceans, mit indianischen Mock-birds ***) bevölkert, würde auf europäische Ankömmlinge wenigstens keine schlechtere Wirkung thun, als er sie täglich auf die Kreolen in den Savanen von Jamaika und den beiden Karolinen macht.

Wenn W. Tischbein in seinem Homer in Bildern auf einem besonderen Blatte den üppigen Pflanzenwuchs jener begünstigten Klimate darstellen will, unter deren Einflufs Homer seine unsterblichen Lieder sang, so hat er zwischen die fröhlichsten Baumgruppen auch einige Ulmen gestellt, die, mit dem Weinstock vermählt, die Pfeiler eines Bogens bilden, in welchem ein dichtbelaubtes, mit reichen Trauben behangenes Rebengewinde sich oben zusammenknüpft. Weinranken, Epheu und andere Schmarotzerpflanzen werden auch in unseren nördlichen Gartenanlagen zu den angenehmsten Bekleidungen und Laubgeländern mit gröfstem Vortheil gebraucht. Noch unendlich mannigfaltiger ist die Anwendung dieser üppig rankenden Gewächse in jenen schattenbedürftigeren Gegenden Griechenlands und Italiens zu Sommerlauben und Schattengängen (hypampeli, trichilae). Vorzüglich aber liebte man Weinreben und Epheu zur Umschattung und Verkleidung kühler Grotten †), und so stellt auch hierin Homer hier ein vortreffli-

---

den Morinell-Kiebiz nennt. Funk's Naturgeschichte Th. I. S. 291. Es ist aber den Ornithologen wohl bekannt, dafs es aufser dem amerikanischen noch fünf andere Spötter unter den Vögeln giebt. Vielleicht ist der falco cachinnans oder larus ridibundus, die Lachmeve, am nächsten mit unserm Scops verwandt.

*) Achilles Tatius I. p. 55. Salm. Hiervon mehr im Abschnitt von den Paradiesen der Griechen.

**) Statius, Sylv. II. 4. mit Döring's Anmerkungen in den Eclogis vet. poet. Latin. p. 231 ff.

***) Turdus polyglottus Linn., le moqueur. Man kennt diese amerikanische Nachtigall, die die Indianer Centcentlatolli, d. h. den Vogel von 300 Sprachen, nennen, aus Catesby und Edward. Er begleitet seine Variationen mit einer eigenen Mimik, in deren Beschreibung Buffon seine ganze Kunst erschöpft, T. XIV. p. 105 6.

†) Wer wollte alle Schilderungen so umschatteter und umrankter Grot-

ches Vorbild auf, welches der Grieche bei allen seinen Grottenanlagen und Nymphäen von nun an nie aus dem Auge verlor.

Hier auch breitet sich um das Felsengewölbe ein Weinstock *),
Rankend in üppigem Wuchs und voll abhangender Trauben.

Zwischen dem Gehölze breitet sich eine blumige Wiesenmatte in sanftem Abhange aus, die von vier Quellen nach verschiedenen Richtungen durchschnitten und bewässert wird. Der weise Dichter überläfst es der Phantasie seiner Zuhörer, diese zauberische Naturanlage nun im Einzelnen noch weiter auszustatten, und sie so verschwenderisch zu begaben, dafs selbst ein Unsterblicher mit süfsem Staunen dabei verweile. Gewifs, mit diesem einzigen Zuge malte der Dichter weit mehr als mit Allem, was Tasso und Ariost in den Feengärten Armidens und Alcinens, jener jüngeren Schwestern der Kalypso, versammeln, oder Marino und Spencer in den ungezügelten Ausschweifungen ihrer Phantasie aufhäufen konnten. Nur in den Blumen, womit der Sänger diese Wiese ausschmückt, erblickten schon die Alten etwas Auffallendes und Unschickliches. Denn so passend man auch den Eppich auf diesen bewässerten Wiesengründen von jeher fand **), so wenig glaubte man die Violen hier suchen zu

---

ten aus den alten Dichtern zusammenstellen? Ich erinnere hier nur an die liebliche Grotte der Amaryllis bei'm Theocrit III, 13., in welche der schmachtende Hirt als summendes Bienchen durch Epheu und Farrenkräuter, die sie umweben, eindringen möchte, und an den kühlen Quell in eben dem Dichter, Ep. 4.: ἔνθα τέρεξ κέχυται βοτρυόπαις ἕλικι Ἄμπελος. Wie fröhlich erscheinen selbst die Grabmäler in diesen Umschattungen! Man denke z. B. an das herrliche Epigramm des Simmias auf das Denkmal des Sophokles, Analect. T. I. p. 168, II.

*) Der Dichter wählte absichtlich das Wort ἥμερις, um ihn von dem wilden Wein zu unterscheiden, so wie eben dieses Wort auch von einer Art edler Eicheln gebraucht wurde. S. Saumaise zu Solin. p. 359 f. Man mufs die vitis arbustina, wie sie die Römer nannten, verstehen, die des höheren Aufrankens bedarf. Diefs gibt auch die Glosse des Hesychius, die es durch ἀναδενδράς erklärt. So nannte der Grieche die an Bäumen und Grotten aufkletternde Rebe. S. Geopon. IV, 1. p. 265 ff. Will man eine recht reizende Gegend beschreiben, so dürfen diese nicht fehlen. So findet man z. B. in der Schilderung des Paradieses am arabischen Nysa bei'm Diodor III, 67. p. 237. Wess.: ἄμπελον αὐτοφυῆ καὶ ταύτης τὴν πλείστην ἀναδενδράδα. Der persische Luxus ahmte sie gar in Gold und Edelsteinen nach. S. Diodor XIX, 48. p. 355. Brisson, de Regn. Pers. I. p. 52.

**) Virgil dachte daran, als er seine virides apio ripas, Georg. IV,

dürfen, und selbst ein gekrönter Kunstrichter, der König Ptolemäus Evergetes zu Alexandrien, that den Ausspruch, daſs man in dieser Stelle statt ἴον, Viole, σίον, Wassermerk lesen müsse *).

Der Hauptgrund des königlichen Dichterverbesserers ist der, weil sich die Viole gar nicht zu diesem nassen Boden schicke, wohl

---

unter die Schönheiten seines Gartens zählte. Von den zwei Hauptgattungen dieses Gewächses, dem Bergeppich und Sumpfeppich, ist hier wohl das letztere, das ἐλεόθρεπτον, wie es Homer in der Ilias II, 776. nennt, zu verstehen, ein Doldengewächs, das vier Fuſs in die Höhe schieſst, und dessen Blätter dem Riesenfenchel gleichen, die Milchpetersilie, Linn., Gen. plant. 337. Cl. 3 ord. 2. So bestimmt es Forster zu Swinburne's Reisen durch beide Sicilien. Th. II. S. 303. Diese Pflanze gefiel um ihrer zarten, malerisch gekräuselten, fein ausgekerbten Blätter willen den Alten ganz vorzüglich zur Bekränzung des Haupthaars, weil so gleichsam Locke zu Locke kam. Man verglich daher auch an schönen Mädchen das krausgelockte Haar über der Stirn und den Ohren mit Eppichgekräusel. Lucian, pro Imag. c. 5, T. II. p. 487. Amor. 26. T. II. p. 427. Vergl. Theocrit. XX, 23. Daher gab man diesem Gewächs vor anderen den Vorzug selbst zu den Siegeskränzen in den Nemeischen und Isthmischen Spielen, und erst später, als man diese feierlichen Festkränze in Todtenkränze umdeutete (s. Voſs zu Virgil's Landgedichte Th. I. S. 374 f.), wurde der Fichtenzweig an seine Stelle gesetzt. S. Wesseling zu Diodor Th. II. S. 142, 18. Nichts liebten die Alten so sehr als Laublager (stibadia) aus solcher Petersilie. So schildert es Theocrit im höchsten Genusse des Erntefestes VII, 67. So bringen die Saumthiere im Heere des Timoleon σέλινα εἰς τὰς στιβάδας. Natürlich wurden diese ausgesuchten Kranzpflanzen, womit sich auch Horaz mehrmals zu kränzen wünscht, später mit groſsem Fleiſse in den Gärten gepflegt und veredelt, wobei man durch häufiges Ueberrollen einer Gartenwalze dem Gewächse noch mehr liebliches Gekräusel gab. S. die Stellen bei Niclas in den Geoponicis p. 899. Wie schicklich ist also hier die Pflanze gewählt, die zu der gröſsten Zierde der alten Gärten gehörte und noch jetzt auf den Münzen der nach ihr benannten Stadt Selinus prangt! S. Eckhel, Doctr. Num. P. I. p. 238.

*) So erzählt es Athenäus II, 19. p. 61. D. Es ist Ptolemäus der VII., von den Schmeichlern Evergetes, von seiner unbehilflichen Dicke Physkon genannt. Bei allen seinen Untugenden hatte er doch die Liebe seiner Vorfahren zu den Wissenschaften geerbt, und er gehört daher zu den gekrönten Schriftstellern. Athenäus führt selbst aus dem 8ten Buche seiner Mémoires (ὑπομνήματα) eine Stelle an, XII, 12. 549. F. und es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daſs auch diese Emendation des Dichters daraus entlehnt sei.

aber das gleichfalls in starkbewässerten Wiesen wachsende Sion *). Allein sollte denn Homer nichts weiter zur Ausschmückung dieser blühenden Naturtapeten gewufst haben als zwei einander ganz ähnliche Sumpfgewächse? Und wer sagte denn dem scharfsinnigen Kunstrichter, dafs hier nur von einer wässerigen Wiese die Rede sei? Ist es nicht vielmehr sehr wahrscheinlich, dafs von der Grotte herab sich ein sanfter Abhang (slope in der Gartensprache der Engländer) abründete, und dafs der sinnige Dichter, indem er oben Violen und unten Petersilie pflanzte, eben dadurch in dieser Schilderung Mannigfaltigkeit mit Wahrheit zu verbinden wufste **)? Es ist nun einmal mit den königlichen Kritiken eine ganz eigene Sache. Auch die Königin Elisabeth, nicht zufrieden des Boethius tröstliche Betrachtungen zum Trost über die Apostasie des Königs Heinrich's IV. übersetzt zu haben, vertraute dem schottischen Gesandten Melville einige sehr ungereimte Verbesserungen des Virgil an, die schon lange von allen ihren pedantischen Höflingen mit staunender Bewunderung aufgenommen worden waren. Ptolemäus hatte diese Verbesserung wahrscheinlich aus dem Munde seines Lehrers Aristarch ***) und schmückte sich nun mit dieser fremden Feder als mit seinem eigenen Funde.

---

*) σίον erklärt Hesychius λάχανον ἐμφερὲς σελίνῳ. S. zu Theocrit V, 125., wo es die Scholien durch das spätgriechische βροῦλα erklären. Bauhin, Histor. Plant. XXVII, 73. T. III. p. 172. erklärt es für unser Sion umbelliferum, Wassereppich, Sion apium palustre, Dietrich's Pflanzenreich Th. I. S. 348., Water Parsnep in Falconer's Miscellaneous Tracts relat. to natural history, p. 160.

**) Und findet man doch die Violen (sei es die blaue Feldviole oder der Levkoi, s. Vofs zu den Landgedichten Th. 1. S. 77.) gar neben der Petersilie auch bei anderen Dichtern, wo von Lust und Kränzen die Rede ist. Z. B. im Tanzgesang bei'm Athenäus XIV, 7. p. 629. E.: Wo mir die Violen und wo mir die schönen Petersilien? ποῦ μοι τὰ ἴα, ποῦ μοι τὰ καλὰ σέλινα.

***) εἷς ὢν τῶν Ἀριστάρχου τοῦ γραμματικοῦ μαθητῶν, sagt Athenäus von diesem Philadelphus II, 28. p. 71. B. Er war also auch ein Ἀριστάρχειος, auf welche das bekannte Spottgedicht des Herodicus bei'm Athenäus V, p. 222. A. schon oft zur Rüstkammer aller Ausfälle gegen die Wortkritik gedient hat. Da auch Eustathius da, wo er diese Verbesserung anführt und sogar billigt, sich ausdrücklich auf die παλαιοὺς beruft p. 1524, 40., so hielt er sie wahrscheinlich für eine Geistesgeburt der Aristarchischen Schule, die er am meisten durch diese Alten zu bezeichnen pflegt. Lucian spottete sehr witzig über die Pedanterieen (ψυχρολογίαι, Ver. Hist. II, 20. T. II. p. 170.) des Aristarchus in so manchen unnöthigen Wortklaubereien und Verbesserungen, und Wolf, Pro-

Von diesen romantischen Umgebungen der Grotte, wo Kalypso waltete, lernten die Griechen ihre schönsten Anlagen, die Nymphäen, ausschmücken, von welchen, als den geschmackvollsten Naturverschönerungen der alten Welt, die mit den gepriesenen englischen Landschaftsgärten unserer Tage die Vergleichung nicht scheuen dürften, im nächsten Abschnitte die Rede sein soll.

Wie still und heimlich ist es um diesen heiligen Grottensitz, fern an den Grenzen des Oceans und am äufsersten Saume der Westwelt, wohin sich Homer die Insel Ogygia dachte! Nie habe ich die entzückende Schilderung lesen können, die der Weltumsegler Anson von jener einsam blühenden Insel im Schoofse des stillen Weltmeers, Juan Fernandes, mit so hinreifsender Beredsamkeit entwirft, ohne das Homerische Ogygia mir auf's Neue vergegenwärtigt zu fühlen. Die Gegend, worauf Anson seine Zelte aufschlug, war blos durch die leisen Berührungen der Natur zum herrlichsten Lustgarten geschaffen. Es war ein üppig grünender Grasplatz auf einem gemächlichen Abhange, ungefähr eine halbe englische Meile von der See entlegen. Die majestätischen Bäume öffneten sich zu einer einladenden Wiesenmatte, hinter welcher sich landeinwärts gelegene Felsen und hohe Klüfte malerisch über die Gipfel der Bäume aufschichteten. Ungefähr hundert Ellen rechts und links von den Gezelten flossen zwei Ströme mit krystallhellem Wasser. „Der Schatten", sagt Anson, „der treffliche Wohlgeruch, den die benachbarten Wälder aushauchten, der jähe Absturz der Felsen, die gleichsam nur in die Luft aufgehangen zu sein schienen, und die Menge klarer Wasserfälle auf allen Seiten bildeten einen so entzückenden Wohnplatz, dafs ein schönerer vielleicht nirgends auf dieser Kugel gefunden werden mag" *). Armer Selkirk, warum schmachtetest du unter allen diesen Schönheiten jahrelang nach Erlösung? Ach, dir ward nicht einmal eine Kalypso auf deiner Ogygia zu Theil!

---

leg. p. CCL. gibt hierzu interessante Belege, welche nun auch mit diesem Beispiele vermehrt werden können.

*) S. Voyage autour du monde fait par G. Anson. (à Genève 1750. 4.) p. 106. 107. nebst der Abbildung dieser Gegend auf der 12ten Kupfertafel.

XIV.

Ueber die Pflege des Weins bei den alten Römern.

Nimmt man die Nachrichten, welche der ältere Plinius und der griechische Compilator Constantinus in der Sammlung, die unter der Benennung der griechischen Geoponiker bekannt ist, in Verbindung mit den diätetischen Schriften Galen's und vielen Stellen der alten Classiker zusammen *), so erhellt daraus, dafs die Alten durchaus leichte, schon nach einem Jahre trinkbare Weine, kurz, die gewöhnlichen Tischweine, von den schweren Weinen, wie z. B. der berühmte Falerner und der an der Küste von Sorrento gebaute Wein gewesen sein mufs, auch in der Behandlung gleich von der Kelter weg genau unterschieden haben.

Bei den leichteren Gattungen verfuhr man ziemlich so, wie wir jetzt noch den Most zu behandeln pflegen. Nur liefs man ihn meistentheils in grofsen thönernen Gefäfsen, wo er auch noch braus'te, so aufbewahrt stehen, dafs man sogleich davon trinkbaren Wein schöpfte oder verkaufte. Das hiefs Kufenwein (vinum de cupa, vinum doliare). Bottiche, Tonnen und hölzerne Weingefäfse kannte man zwar, nach Plinius's Zeugnifs, in den nördlichen Alpengegenden, bediente sich ihrer aber in südlichen Ländern gar nicht. Das ist: klimatische Schläuche und Krüge treten noch jetzt in jenen Gegenden an ihre Stelle. Dazu wirkt selbst der Holzmangel. Die Töpfer verstanden sich aber weit mehr, als heut' zu Tage auf das Verfertigen und Brennen grofsbäuchiger, 50 bis 60

*) Noch jetzt mag des römischen Arztes Andrea Bacci Werk, de naturali vinorum historia (Rom 1591, in Fol.) darum das brauchbarste genannt werden, weil er das Alte immer mit dem Neuen verglichen hat. Des Engländers Edm. Barry Observations on the Vines of the Ancients dringen auch nicht viel tiefer ein. Hier blüht noch ein Kranz für den Secretär der sächsischen Weinbaugesellschaft in Meifsen. Er besorge uns eine Uebersetzung und einen Commentar des 14ten Buchs des Plinius!

Kannen fassender Scherbengefäfse, deren Möglichkeit noch vor 30 Jahren ein schlesischer Prometheus und Virtuos des Töpferhandwerks in Bunzlau durch einen Wundertopf von ungeheuerem Umfang gezeigt hat, wovon damals alle Zeitungen voll waren. Der corinthische Lazzaroni Diogenes hatte sehr gut Raum in einem alten geflickten Fasse der Art, welches er sogar, wie aus der bekannten Anekdote erhellt, auf der Strafse auf- und abwälzen konnte *). Der an 150 Fufs hohe Scherbenberg, nahe am Paulsthore in Rom (Monte testaceo) zeigt hinlänglich, wie grofs der Verbrauch solcher Töpferwaaren im alten Rom gewesen sein müsse **).

Der bessere Wein wurde gleichfalls zuerst aus den Keltergefäfsen in solche grofse Scherbengefäfse gegossen und aus diesen nach Befinden in thönerne Krüge (cadi) und Henkelgefäfse (amphorae) abgezogen. Der abgezogene Wein (vinum defusum) wurde allein bei Gastmählern aufgetragen. Wer Kufenwein trank, galt für einen armen Schlucker, wenn er auch noch so sehr mit jenem Bürger'schen Trinkkumpan ausgerufen hätte:

Ich will doch mit Ja und Nein
vor dem Fasse sterben!

Die Sache ist auch für die römische Gesetzerklärung in den Pandecten von grofser Wichtigkeit. Denn wenn Jemand Einem als Legat seinen Wein nicht mit den Gefäfsen (cum urnalibus) vermachte, so entstand unter den Rechtsgelehrten die Frage, ob blos die vorhandenen Weinvorräthe auf den Fässern, oder auch die übrigen Krüge und Amphoren damit gemeint wären, und ob überhaupt aller Wein, der in den Krügen sich befand, im Vermächtnifs mit eingeschlossen sei. Die berühmten Jurisconsulten Labeo und Trebatius bejahten diese für einen durstigen Erben höchst kritische Frage. Allein Pomponius reservirte sich hier die in Krügen und Henkelgefäfsen bewahrten Weine, als nicht mit zum Legat gehörig. Proculus hingegen will dem Legatempfänger allen Wein bis auf den letzten Tropfen ausgehändigt wissen. Die Sache hat grofse Subtilitäten und würde durch's Austrinken während des Streits am befsten zu entscheiden sein. Das Kosten wenigstens war dem Erben, der ein solches Vermächtnifs zu leisten hatte, nach altem Recht gestattet.

*) S. die Abbildungen der Albanischen Reliefs, auf denen der Cyniker im Fasse mit Alexander spricht, in Winckelmann's Monumenti ined. ant. No. 174 und in Zoega's Bassi Rilievi tav. XXX. Das Zerbrochene wurde mit Bleiklammern ausgeflickt. Bei einem 1762 zu Sezze ausgegrabenen thönernen Fafs wogen blos die Bleiklammern, womit es ausgeflickt war, fünfzehn Pfund.

**) S. Tagebuch der Frau von der Recke. Th. II. S. 206 f.

Das Auffallendste hierbei bleibt immer die Art, wie die Römer ihre starken campanischen Weine behandelten. Man unterdrückte, wie es scheint, gleich Anfangs bei ihnen einen Theil des Gährungsprocesses, und sie behielten viel Mutter und Beimischung aus der Kufe nach dem Kelter. Ein wirkliches bestimmtes Recept aber dürfte sich aus allen vorhandenen Quellen und Nachrichten schwerlich ausfindig machen lassen. Es hat daher auch schon Bacci diese ganze Weinbehandlung unter die verlorenen Künste gerechnet. Stände uns, wie einst dem Petrus Crinitus, ein dienstbarer Mephistopheles aus dem Plutonischen Reiche zu Gebote, so möchte durch solche Hilfe allein der Wurf gelingen.

Wollten wir eine solche Weinbereitung vornehmen, so würden zunächst alle unsere Töpfer zu requiriren und irdene Fässer, Krüge und Amphoren herbeizuschaffen sein, damit diese zur Aufnahme und vollendeten Zeitigung des köstlichen Traubensaftes gehörig eingerieben, gepicht, bestrichen und zubereitet werden könnten. Denn es kömmt häufig in alten Schriftstellern vor, dafs die zur Aufnahme des jungen Weines bestimmten thönernen Fässer vorher inwendig mit einer besonderen Zurichtung von Pech und mit einem wohlriechenden Anstrich zubereitet wurden. Folgende Vorschriften bei'm Plinius (14. s. 27.) werden unseren Weinfreunden wenigstens eine allgemeine Vorstellung geben können. „Die irdenen Fässer müssen, wenn der Hundsstern aufgeht, gepicht, dann mit See- oder Salzwasser ausgespült, mit Asche von verbrannten Reben abgerieben und mit Myrrhen ausgeräuchert werden. Die Gefäfse selbst mufs man nie ganz voll machen. Die leer gebliebenen Theile müssen mit Weinsyrop oder eingekochtem Most bestrichen werden, wozu noch altes Pech, Safran und Mostsaft genommen wird. So auch den Deckel, wozu noch Mastix hinzugethan wird." Das Wort des Horaz, welches uns schon in unserer Jugend oft vorgebetet wurde *),

Wurd' einmal er bestrichen noch neu, so bewahrt die Gerüche
Lange der Topf. —

erhält dadurch seine volle Auslegung.

Schon diese Zurichtung würde sich auf unser hölzernes Weingefäfs schwerlich anwenden lassen. Nun gab man aber auch dem auf Krüge gezogenen, mit Pech und Gyps angemachten **), an und für sich schon ziemlich dicken Wein noch mehr Körper, indem man, wie schon der alte Cato in seinen noch vorhandenen ökonomischen Regeln vorschreibt, ihm etwas Lauge mit eingekochtem Mostsaft und Seesalz als Einschlag zusetzte. Statt des See-

*) Quo semel est imbuta recens, servabit odorem Testa diu — Horaz, I. Epist. II, 69.

**) Die Hauptstelle bei'm Plinius, XIV. s. 24. 25.

salzes nahm man, besonders bei den griechischen Weinen, wirkliche Lake oder Seewasser. Die alten griechischen Weine konnten, nach dem Ausspruche alter Weinschmecker, ohne Seewasser gar nicht schmackhaft werden *), worein sich sogar der Aberglaube mischte und das Seewasser aus der hohen See um's Frühlings-Aequinoctium, wenn der Nordwind wehte, zu holen gebot. Auch warf man nicht selten gestofsenen Marmor und Gyps in die Krüge. Die Krüge wurden an der Mündung mit einer Scheibe von der Korkeiche so bedeckt, dafs sie ringsum mit Pech oder Gyps übergossen und dadurch gegen alle Berührung der äufseren Luft gesichert wurden. Allein ehe diefs geschah, wurden die gefüllten Gefäfse (offen, so scheint es, ob es gleich an's Unbegreifliche gränzt) erst noch auf dem flachen Dache oder dem Söller dem Sonnen- und Mondlicht auf eine bestimmte Zeit zur Bescheinung, sowie auch den Winden ausgestellt **). Die Hauptsache aber blieb bei den stärkeren Weinen — die schwächeren wurden in Gewölben zur ebenen Erde zur Hälfte oder ganz eingegraben, denn Keller in unserem Sinne hatte es bei Griechen und Römern gar nicht gegeben, obgleich das Wort Keller von Cella, römisch ausgesprochen, abstammt — das, aus Horaz und anderen Dichtern hinlänglich bekannte Aufstellen der neu verpichten und gegypsten Weinkrüge in der Rauchkammer, damit durch das Erwärmen des Weins der allzustarke und heftige Rebensaft milder und mürber würde. Das Ganze war eine Art von Coctur durch linde Erwärmung. Man hat oft im Scherz gesagt, die Alten hätten ihren Falerner Wein geräuchert, wie wir die Schinken und Speckseiten räuchern. Allein der Zweck war wenigstens ganz verschieden. Nicht zur Erhaltung, sondern zur Mürbung und Milderung der Schärfe stand in der römischen Rauchkammer der Krug, der trinken den Rauch gelernt (amphora fumum bibere instituta, nach Horaz). Kein Landgut, keine Meierei, wo sich der Gutsbesitzer zuweilen in der Villeggiatura gefiel, war ohne ein Bad, kein Bad ohne Röhrenheizung und Rauchkanäle, welche, in die hohlen Wände eingemauert, den Rauch in's obere Stockwerk führten und dort, bevor er durch besondere Oeffnungen hinauszog, einfingen. In diesen Rauchkammern (fumaria) trocknete man das Holz für den Kamingebrauch, in diesen hatte man aber auch eigene Abtheilungen für die dem Rauch auszustellenden Weinkrüge, die, zum Unterschied

---

*) Die Stellen gibt Beckmann, über Weinverfälschungen in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen, Th. I. S. 184.

**) Diefs nannte man die Insolatio, Plinius, XIV. s. 27.: Nobilissima vina Campaniae exposita sub divo verberari sole, luna, imbre, ventis aptissimum videtur. Vergl. Bacci, de natura vinorum, I. 8. p. 12. D.

von den gewölbten Weinkammern auf ebener Erde (den eigentlichen cellae vinariae), mit einem griechischen Worte, so wie die ganze Sache von den Griechen in Campanien und im unteren Italien entlehnt war, Apotheken genannt wurden *). Die alte Welt stand also auch hier mit der neuen im entgegengesetzten Pole. Wenn wir sagen: „Johann, hole eine Flasche guten Johannisberger herauf!" so ruft der Römer: „Marcipor, hole eine wohlberäucherte Amphora oben aus der Apotheke herab." Die Wirkung des Rauchs denken wir uns übrigens am liebsten so, wie wir jetzt durch Anzünden des Schwefels in einem schon gebrauchten Weingefäfs verhindern, dafs der da aufgefüllte Wein nicht dumpfig und moderig werde. Am schwersten möchte aber wohl der Umstand zu erklären sein, wie der Rauch auf verschlossene Amphoren zu wirken und in sie einzudringen vermochte.

Endlich ergibt sich aus vielen Stellen der Alten, dafs der so behandelte alte, starke und, was Galen zur Haupteigenschaft macht, bittere Wein nur dadurch geniefsbar wurde, dafs man ihn durch Trichter oder Durchschläge durchseihte, wodurch allein das Zurückbleiben vieler Unreinigkeiten bewirkt und die unbändige Kraft des alten Weins gebrochen wurde. Man hatte dazu eigene metallene Weintrichter (colum, ἠθμός), oder auch leinwandene Säcke. Daher nannte man diese Operation auch gewöhnlich den Wein säcken oder kastriren **). Auf einem Steine mit einer alten Inschrift findet man sowohl das Weinfafs als den Weintrichter abgebildet ***). Um ihn abzukühlen, warf man Schnee hinein, und so

---

*) Eine einzige Stelle bei'm Galen, de antidot. I. Op. T. II. p. 426. Basil., gibt das Wort zum Räthsel. Man sieht daraus, dafs die herben und starken Weine auf den oberen Stockwerken zwischen aromatischen Kräutern so eingeschichtet wurden, dafs durch Oeffnungen die Wärme aus den geheizten Back- und Badöfen eindrang und die in Krügen bewahrten Weine vor dem Versäuern schützte. Schneider, der diese Stelle zu Columella excerpirt hat, Script. Hist. Rust. T. II. P. II. p. 45 ff., urtheilt mit Recht, dafs diese ganze Weinpflege die genauen Untersuchungen unserer Scheidekünstler verdiene. Vitruv. II, 8. Th. II. S. 26. der Uebersetzung von Rode setzt die Apotheken (woraus botega, boutique in den neuen Sprachen entstanden) gleich nach den Fruchtspeichern.

**) Diese ganze Materie von den Weintrichtern und Säcken zur Durchseihung hat der gelehrte Rhodius zu den lateinischen Recepten des Scribonius Largus, c. 122. p. 196. und Scriverius zu Martial, VIII, 45. p. 196. erschöpfend abgehandelt. Das Sigeische Denkmal, nebst Chishull's Erklärung zeigt das Alterthum dieser Weintrichter.

***) Gruteri Corp. Inscript. p. DCCCCXXVIII, 5.

wurde aus dem Weintrichter zugleich ein Schneetrichter (colum nivarium).

Uebrigens vergesse man nur nicht, dafs purer Wein eigentlich nur den Göttern bei'm Opfer gespendet, sonst aber jeder Wein im Krater oder Mischkruge nach einer gewissen Proportion mit Wasser gemischt und die Güte des Weins allgemein danach geschätzt wurde, wie viele Theile Wasser zu einem Theil Wein gemischt werden konnten. Die gewöhnlichste Proportion war fünf zu eins. Doch gab es auch vielvertragende, sehr starke Weine, die noch einmal so viel beigemischtes Wasser vertrugen.

XV.

Ueber die späte Efsstunde.

Man hat in unseren Tagen nicht selten die Lebensweise der alten Römer und Griechen mit der unserigen in Parallele gestellt und, da aus ihren Schriftstellern bekannt ist, dafs auch jene ihre Hauptmahlzeit erst zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags gehalten haben, diese Aehnlichkeit unserer zum Abend hin verschobenen Mittagstafel mit der Efsstunde der Alten nicht ohne Selbstzufriedenheit in Anschlag gebracht. Aber diefs verräth in der That eine grofse Unkunde jener allerdings musterhaften, aber von den Wenigsten recht verstandenen Lebensweise. Was wir Mittagsessen nennen, kannte das Alterthum gar nicht, und die Wörter, welche dieses nach Angabe unserer Wörterbücher bezeichnen sollen, bedeuten durchaus nichts Anderes als unser Frühstück. Der Römer frühstückte gewöhnlich, noch ehe er zu seinen öffentlichen Geschäften ging, mit etwas Trockenem aus der Hand, wie wir zu sagen pflegen. Nun wurden die häuslichen und öffentlichen Geschäfte der Reihe nach abgethan. Diefs dauerte bis gegen zwei oder drei Uhr Nachmittags nach unserer Zeitbestimmung. So war das geschäftvolle Tagewerk gethan und der Körper erhielt nun seine Rechte, den man im Falle des eintretenden Appetits wieder mit dem Genufs eines leichten Nahrungsmittels zu stärken suchte. Nach einer stärkeren oder sanfteren körperlichen Bewegung, die durch Gymnastik bestimmt und aufserordentlich behutsam abgemessen wurde, ging man alle Tage unausbleiblich in's Bad, wobei das Salben und Frottiren des Körpers von eigentlich dazu ausgelernten Salbärzten (iatraliptae) sehr kunstmäfsig besorgt wurde. Nun erschien die eigentliche Efsstunde, wozu auch damals in grofsen Häusern das Zeichen mit einer Glocke gegeben wurde. Afs man für sich allein oder en famille, wie wir zu sagen pflegen, so war diese Mahlzeit mit einbrechender Dämmerung gewifs schon geendet, und der frugale Horaz erzählt uns da, wo er uns sein ganzes Tagewerk mit der ihm eigenen Bonhommie zum Befsten gibt,

dafs er alsdann noch einen Spaziergang in den belebtesten Strafsen und Plätzen zu machen pflegte. Doch dauerten selbst gewöhnliche Gastgebote nicht länger als bis zum Untergange der Sonne. Trinkgelage und Bankette, die bis tief in die Nacht hinein dauerten, bekamen eine eigene Benennung (comissatio) und wurden selbst in den luxuriösesten Zeiten Roms doch immer nur als Ausnahme von der Regel, als Saturnalienfeste, die nicht im Kalender standen, als Zeichen einer ungebundenen Leichtfertigkeit gehalten. Und was thaten nun die Herren der Welt, die reichen, stolzgebietenden Römer, wenn sie so früh abgespeis't hatten? Wie werden unsere Frauen und Herren vom feinsten Ton die Nase rümpfen und der altväterischen Unsitte lachen, wenn ich ihnen nach befstem Wissen und Gewissen die Antwort stelle: sie legten sich schlafen. Gewifs, so ist es. Da, wo unsere neueste Modewelt sich erst in bunten Kreisen, Visitten, Routs, Assembleen, Thees, Opern, Schauspielen, Casinos, Spielgesellschaften herumzudrehen und zu tummeln anfängt, lag selbst in der glänzendsten Periode Roms unter dem Kaiser Augustus und seinen entarteten Nachfolgern der gröfsere und vornehmere Theil der Einwohner in süfsen Schlummer gewiegt. Man erinnere sich doch nur, dafs alle Schauspiele, Theatervergnügungen und Gepränge damals nie eines anderen als des Sonnenlichts zu ihrer Beleuchtung bedurften, so wie dafs alles Leben und Weben, alle Anstrengung und Abspannung der damals auf's Aeufserste und vielleicht noch weit mehr, als wir uns gern überreden lassen möchten, cultivirten Menschen im Leben, Wirken und Geniefsen, wo möglich, im Freien und bei Tage und also unendlich naturgemäfser war als unser nordisches, bei allem Schimmer geschliffener Girandolen und zitternder Wachskerzen dennoch mühseliges, eingekerkertes Gnomen- und Troglodytenleben. Natürlich fällt nun auch die Verwunderung weg, die man mehrmals darüber bezeigt hat, dafs die Alten des Nachts noch keine Laternenbeleuchtungen auf ihren Strafsen gehabt hätten. Bei ihrer Lebensart konnten sie füglich das Lampenöl und die Laternenputzer entbehren. Galt es ein aufserordentliches Fest, so wufsten sie sehr gute, auch prächtige Illuminationen zu geben. Als Cäsar triumphirte, waren geschmückte Elephanten die Fackelträger bis tief in die Nacht hinein. „Aber", ruft mir hier ein Anwalt unseres modernen Nachtlebens entgegen, „was waren denn deine hochgepriesenen Alten durch jenes frühe Einschlafen gebessert? Wer mag es aushalten, eine lange Winternacht durchzuschnarchen! Mästeten sie sich etwa auch durch den langen Schlaf, wie jene Murmelthiere, die sie in eigenen Behältern (gliraria) für Gaumengenüsse auffütterten?" Wer möchte diefs bei einem so regsamen und rastlosen Volke, als jene alten Römer waren, auch nur von fern vermuthen? Nein, eben darin liegt der grofse Vortheil für wahre Thätigkeit und Gesundheit, dafs man im alten Rom da das

neue Tagewerk schon wieder anfing, wo das neue London und Paris das alte erst beschliefst. Männer, die sich nach unserer Zeitbestimmung um acht Uhr des Abends, oder im Winter vielleicht noch früher zu Bette gelegt hatten, erwachten nun auch mit dem ersten Hahnenruf früh wieder, zu neuer Thätigkeit ermuntert, vollendeten in diesen frühen Morgenstunden, auf ihrem Arbeitsbette oder Studirsopha liegend, in ununterbrochener Anstrengung alle Geschäfte und vorbereitenden Entwürfe, die ihr öffentlicher oder literarischer Wirkungskreis für die übrige Zeit des Tages zu fordern schien. Da schrieb Cicero seine Rede, da feilte Plinius an seinen Briefen, da vollendete Tacitus seine Geschichte. Im Winter, wo sich die Nächte verlängern, arbeitete man noch mehrere Stunden unter Nacht bei der Lampe und diefs sind die berühmten Lucubrationen der Alten, die nie, wie bei uns, Vormitternachts stattfanden. Diese Nachtarbeiten bei Lichte fingen den 23. August an und dauerten so den ganzen Herbst und Winter hindurch. Ja man stattete sogar in diesen Jahreszeiten oft noch vor Tagesanbruch schon seine Morgenbesuche bei den vornehmsten Magistratspersonen und den ersten Staatsmännern ab, wo man gewöhnlich schon die Antichamber der Grofsen mit Clienten gefüllt antraf, und um die erste Morgenstunde, die bei der Einrichtung der altrömischen Stundenzeiger immer mit dem Aufgang der Sonne anfing, war daher im alten Rom schon auf den Strafsen Alles in so schneller Bewegung und regem Gegeneinanderlaufen, als es in unseren grofsen Städten erst Vormittags um zehn oder elf Uhr zu bemerken ist *). Wie würde ein Reichshofrathsconsulent in Wien, oder der berühmte Anwalt Erskine in London sich die Augen reiben, wenn, wie es in Horazens Zeiten in Rom allgemein Sitte war,

schon bei'm Hahnengeschrei am Thorweg früh der Client klopft?**)

Oder welche Verwirrung würde im Hauswesen einer jeden Familie entstehen, die nur irgend einige Ansprüche auf gute Lebensart macht, wenn der Hausherr schon früh um zwei oder drei Uhr Alles in Aufruhr und Allarm versetzte und, selbst schon bei'm Studiren begriffen, auch seine Herren Söhne zu ähnlicher Thätigkeit ermunterte, wie uns der sorgsame Vater bei'm Juvenal geschildert wird:

Ist der Herbst nun vorbei, da weckt laut rufend der Vater
Seinen träumenden Sohn zu mitternächtlicher Stunde:
Hier sind Acten für dich! Auf, lies, und studir' die Gesetze***).

*) Ich behalte mir es vor, diefs Alles weitläufiger und mit den nöthigen Beweisen unterstützt, in einem eigenen Aufsatze: das Lever eines alten Römers betitelt, auszuführen.

**) Ad galli cantum consultor ubi ostia pulsat. Serm. I, 1. 10

***) Ad finem autumni media de nocte supinum

Wahrlich, nur dadurch wird es begreiflich, wie jene grofsen Geschäftsmänner im Alterthume fast alle zugleich grofse Schriftsteller sein konnten, und wie selbst die geschäftsloseren Dichter und schönen Geister jener Zeit sich fast den ganzen Tag in den Cirkeln und dem Gefolge ihrer grofsen Gönner und Freunde befinden und dennoch Zeit genug übrig behalten konnten, auch Werke auszuarbeiten, die ihre Namen bei der Nachwelt unsterblich machen. Der träge Genius mit übereinandergeschlagenen Füfsen und über den Kopf gelegtem Arm, auf Löwenfellen liegend und Schlummerkörner aus gesenkten Mohnköpfen um sich her streuend *), waltet jetzt allmächtig in den verhangenen Schlafzimmern unserer neueuropäischen Culturmenschen in den Stunden, wo im alten Italien und Gräcien schon Minerva mit ihrem nächtlichen Weisheitsvogel (dem ehrwürdigen Symbol der alten Lucubrationen), mit den Musen und Grazien in ihrem Gefolge, ihren Lieblingen erschienen war.

Clamosus juvenem pater excitat: accipe ceras,
Surge, puer, vigila, causas age, perlege rubras.
Juven. XIV, 190.

*) Man erinnere sich an das bekannte, in mehreren Reliefs noch vorhandene Bild des Genius des Schlafs (auf Sarkophagen als Gegenbild des ewigen Schlafs), das Tollius zuerst an seiner Ausgabe der Rede des Cicero pro Archia poeta edirt hat.

XVI.

Der Saturnalienschmaus.

Eine Carnevalscene des alten Roms.

I.

Tafelkleid und Kapuze, Modecostüm der Saturnalien. — Eintritt in's Tafelzimmer.

„Das römische Carneval", sagt der kunstreiche Schilderer desselben *), „ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt. Der Unterschied zwischen Hohen und Niederen scheint einen Augenblick aufgehoben. Alles nähert sich einander, Jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten. In diesen Tagen freut sich der Römer noch zu unseren Zeiten, daſs die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte."

Wie sonderbar ist doch der Wechsel desselbigen Schauspiels auf einem und demselben Theater! Seit Jahrtausenden einerlei Ausgelassenheit und Ueppigkeit der Freude, die, des lästigen Zwanges der Gesetze und der Aufsicht des strengeren Polizeimeisters entbunden, einmal im Jahre öffentlich hervorbricht und auf Straſsen und öffentlichen Plätzen sich den muthwilligsten Launen überläſst, nur unter verschiedenen Benennungen und zu verschiedenen Jahreszeiten. Was in den frühesten Zeiten, so weit unsere historische Kunde hinaufreicht, in einem groſsen Theile des unteren und mittleren Italiens das mit öffentlichem Volksjubel und mit geheimen Einweihungen begangene Bacchusfest im Spätherbst war, wurde, als diese Bacchanalien aus politischen Ursachen gänzlich verbannt worden waren, in Rom gerade in den Tagen, wo der Winter für die geschäftslose Classe des Pöbels die häufigste

*) Römisches Carneval von Göthe. S. 5.

Unterhaltung fordert*), die nach und nach von einem einzigen Tage bis auf sieben hinaus verlängerte Saturnalienfeier vom 17ten

---

*) Diefs möchte wohl, beiläufig zu erinnern, die befriedigendste Antwort auf die impertinente Frage sein, warum in diesem frostigen Monat dieses fröhliche Fest begangen werde, die Lucian in seinen Saturnalien (s. Wieland's Uebers. Th. III. S. 14.) den Priester des Saturns an seinen Gott thun läfst. Noch jetzt sind die gemeinen Leute in Rom in diesen Wintermonaten am müfsigsten und unruhigsten. [Der Verfasser des Études de la Nature sagt Th. I. S. 433.: „Le grand chaud et le grand froid influent sur les passions. J'ai remarqué même que les jours les plus chauds de l'été, et les plus froids de l'hiver, étaient les jours de l'année où se commettaient le plus de crimes. La canicule, dit le peuple, est un temps de malheurs. Il en pourrait dire autant du mois de janvier. Je crois que c'est d'après ces observations, que les anciens législateurs avaient établi, dans ce temps de crise, des fêtes propres à dissiper la mélancolie des hommes, telles que les Saturnales chez les Romains, et les fêtes des Rois chez les Gaulois." Uebrigens ist die Frage für Saturn so verwickelt, dafs er sich aufser Stand sieht, darauf zu antworten. Er sagt zum Priester, dafs er nicht nöthig hat, in diesem Augenblicke den Philosophen zu spielen. „Setzen wir uns zu Tisch, klatschen wir fröhlich in die Hände und geniefsen wir von jetzt an die Freiheit .... ἐπὶ τῇ ἐλευθερίᾳ ἤδη ζῶμεν (das Mspt. vom Vatican nr. 87. hat: ἐπὶ τῇ ἑορτῇ ἐλευθεριάζωμεν). Wir wollen Könige ernennen, denen wir gehorchen, und auf diese Weise werde ich das Sprichwort wahr machen, das sagt, dafs die Alten zweimal Kinder sind, οὕτω γὰρ ἂν τὴν παροιμίαν ἐπαληθεύσομαι, ἥ φησι, παλίμπαιδας τοὺς γέροντας γίγνεσθαι". Dieses Sprichwort, welches der Verfasser des Axiochus (Platonis Opera ed. Bip. T. XI. p. 187.) anwendet, ist in den neuerlich von Ruhnken herausgegebenen Scholien über diesen Philosophen erklärt. Es heifst dort p. 252.: Δὶς παῖδες οἱ γέροντες· ἐπὶ τῶν πρὸς τῷ γήρᾳ εὐηθεστέρων εἶναι δοκούντων. Ich bemerke, dafs dieses Scholion nicht ganz vollständig ist, und dafs das Manuscript des Plato nr. 1809. der Codices Regii zu Paris folgende Worte hinzufügt: Μέμνηται δὲ αὐτῆς Κρατῖνος ἐν Δηλιάσι λέγων·

Ἦν ἆρ' ἀληθὴς ὁ λόγος, ὡς δὶς παῖς γέρων.

Καὶ Πλάτων ἐν νόμων ά (T. VIII. p. 47.) οὐ μόνον ἄρα, ὡς ἔοικεν, ὁ γέρων δὶς παῖς γίγνεται, ἀλλὰ καὶ ὁ μεθυσθείς. καὶ Μένανδρος Χήρᾳ καὶ Ἀριστοφάνης Νεφέλαις ά, v. 1417., wo die Scholien zu vergleichen. In dem Manuscript ist der Vers des Cratinus so verschrieben: ἦν ἄρα ἀληθὴς ὁ λόγος, ὡς δὶς παῖς ἐστὶν ὁ γέρων. Uebrigens kann diese Probe beweisen, dafs,

bis 23sten December *). Als in den folgenden Jahrhunderten das christliche Rom seine alten Gebräuche der neuen jüdisch-ägyptischen Staatsreligion anzupassen anfing und das Geburtsfest ihres Stifters aus astronomischen **) und hierarchischen Gründen gerade in diese Zeit des kürzesten Tages verlegt wurde, da mufste zwar die buntfarbige Saturnalienüppigkeit der mit so vielem Flitterstaate angeputzten Christuskrippe weichen, allein sie wurden nur auf den folgenden Monat und auf die Tage, die dem grofsen Fasten vorausgehen, hinausgeschoben. Hier werden nun, wie jene türkischen Kaufleute in Venedig die Sache sehr treffend beschrieben, die Christen alle Jahre auf eine gewisse Zeit närrisch und erlangen ihren Verstand nicht eher wieder, als bis ihnen etwas Asche auf den Kopf gestreut wird. So haben sich seit 3000 Jahren immer die Namen der Schauspiele und Schauspieler, aber nie der Inhalt des Stücks und die Ansicht der Scenen, verändert.

Wie feierte der reiche Sabinus, der Gemahl der Römerin, deren Toilette uns schon so manche Unterhaltung gewährte, diese Saturnalien oder altrömische Faschingslustbarkeit, unter der Regierung eines Kaisers, dessen gutmüthige Schwäche ein Spott der Weiber und Freigelassenen, und dessen ganzes Leben eine unausgesetzte Saturnalienmummerei war ***), oder mit einem Worte, unter dem Pulcinellenregimente des Claudius?

---

obgleich Ruhnken die Sammlung der Scholien nach Siebenkees beinahe um zwei Drittel vermehrt und aus allen Bibliotheken Europa's geschöpft hat, die Nationalbibliothek in Paris noch Bruchstücke besitzt, die er nicht kannte. Bast. Eben so wenig als Ruhnken hat Bekker von diesem Supplement in der Handschrift Kenntnifs gehabt. S. Imman. Bekkeri in Platonem commentaria critica T. II. p. 465. Anmerkung des Herausgebers.]

*) Seneca, der im 18ten Briefe von der Zügellosigkeit seiner Zeitgenossen spricht und sagt, dafs es keinen Unterschied mehr zwischen den Saturnalien und den andern Feiertagen gäbe, drückt diese Idee mit den Worten aus: Adeo nihil interest, ut non videatur mihi errasse, qui dixit, otium mensem Decembrem fuisse, nunc annum. Ueber den Ursprung und das Alterthum der Saturnalien vergleiche man übrigens die Note von Belin de Ballu zu Lucian T. V. p. 50—52. Dieser Gelehrte verspricht, dieses Fest zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung zu machen. Bast.

**) Diefs kann man annehmen, ohne den wunderbaren Hypothesen des Dupuis in seinem Origine de tous les cultes von der Geburt der Sonne im Wintersolstitium u. s. w. zu huldigen.

***) S. des Seneca Apocolocyntosis, c. 8. mit Sontag's Anmerkungen im zweiten Bändchen der Unterhaltungen für Freunde der Literatur. S. 116.

Sabinus kommt heute am zweiten Saturnalientage für die ihn erwartende Menge von Gästen ziemlich spät vom Corso auf dem Vatican zurück, wo der Kaiser aufser dem an diesem Tage gewöhnlichen *) Wettrennen dem Volke noch ein gewaltiges Stiergefecht preisgegeben hatte, in welchem thessalische Reiter als Matadores am Ende den schnaubenden Stieren auf den Rücken gesprungen und durch gewaltiges Niederdrücken des Nackens dieser Thiere über sie Herren geworden waren **). Der Aufzug, in welchem der sonst so ernsthafte Sabinus mit seinen sechs Gefährten, die schon am Morgen mit ihm gebadet hatten ***), und ihn zum Schauspiel abzuholen gekommen waren, lachend und laut aufjubelnd in die Vorhalle seines Palastes hereinstürzt, würde zu jeder anderen Zeit die Aufmerksamkeit und das Gelächter der ganzen Stadt auf sich gezogen und zu einer guten Portion Nieswurz zur Abwendung aller Tollheitsparoxysmen vollkommen sich qualificirt haben. Doch heute ist Saturnalienfreiheit!

Die ganze ehrbare Gesellschaft erscheint in lillafarbenen Schlafröcken †) oder, wenn man lieber will, Kaftans vom feinsten Cattun und hat den Kopf zum Theil in eine spitzig zugehen-

---

*) Dafs in den Saturnalien solche Wettrennen im Corso gewöhnlich waren, erhellt aus einer Stelle des Dio Cassius LXXV, 4. p. 1258, wo aber noch immer eine fehlerhafte Lesart den Text entstellt.

**) Nachdem Sueton im Leben des Claudius, c. 21. angeführt hat, dafs der Kaiser die Wagenrennen auf dem Vatican oft mit Thierhetzen abwechseln liefs, bemerkte er auch, er habe oft thessalische Reiter aufgeführt, qui feros tauros per spatia Circi agunt, insiliuntque defessos et ad terram cornibus attrahunt. Hier haben wir also ein völliges Stiergefecht, wie es zu Sevilla oder Madrid noch gehalten wird. Die Toreadores heifsen in einer alten Inschrift taurorum succursores, die Picadores heifsen Taurocentae. S. Gude, Inscript. p. CVI, 1. und vergl. Liebe in Gotha numaria p. 27.

***) Aus einer Stelle des Tertullian bei'm Lipsius, Saturn. I, 2. p. 876. ist deutlich, dafs man sich an den Saturnalien, statt der sonst erst Nachmittags gewöhnlichen Badezeit, gleich früh (diluculo) badete, das sicherste Zeichen, dafs man den ganzen Tag in Saus und Braus verleben wollte. Hieraus mufs denn auch die von allen Erklärern bis jetzt mifsverstandene Stelle bei'm Lucian in Saturn. c. 17. T. III. p. 399. erklärt werden, wo vom sechsfüfsigen Schatten, als einer ungewöhnlich zeitigen Badestunde, die Rede ist.

†) Man unterschied bekanntlich vestimenta forensia, worin man sich vor dem Publikum zeigte, und domestica, Hauskleidungen. Eine Gattung der letzteren sind wieder die coenatoria, die Kaftans oder leichten Gewänder bei Tische.

de Kapuze, zum Theil in eine Tuchmütze gesteckt, welche hinten und an den Seiten über den Hals herab mit einem gewaltig grofsen Ueberrockkragen auf den Schultern zusammenhängt und damit nur ein Ganzes bildet. Statt der sonst gewöhnlichen Schuhe trägt Alles leichte Pantoffeln, in welchen man sonst nur vom Bade zu Tische zu gehen pflegt. Da wir in dieser Saturnalienmummerei das wahre Urbild aller Faschingsmaskeraden bis auf den heutigen Tag und sogar schon den ganzen Zuschnitt des Venetianischen Domino erblicken, so dürfen wir uns wohl bei diesem Costume noch einige Augenblicke länger aufhalten, ohne den Vorwurf einer pedantischen Alterthumskrämerei zu befürchten.

Da das römische Nationalkleid, die Toga, ihrer bauschigen Falten und unbehilflichen Schwere wegen die Römer in ihrer häuslichen Bequemlichkeit sehr stören und belästigen mufste, so legten sie diesen vollen Anzug (full dress) so schnell als möglich ab, sobald sie in ihren Häusern sich selbst und ihren Vergnügungen lebten. Besonders suchten sie sich's bei den Freuden der Tafel, die sie so gern und in so reichlichem Mafse zu geniefsen pflegten, so leicht und bequem als möglich zu machen. Die Reichen bedienten sich zu dieser Absicht besonders eines sehr zarten, aus der feinsten Leinwand oder Cattun verfertigten Obergewandes oder Kaftans, den man Synthesis nannte und ohne Gürtel und Band lose und leicht überwarf, ehe man sich auf die mit kostbaren Purpurdecken aufgeputzten Tischsophas niederliefs. Diefs war vorzüglich in der heifseren Jahreszeit eine aufserordentliche Wohlthat, wo man nicht leicht und luftig genug gekleidet sein konnte. In den rauheren Jahreszeiten bediente man sich in jenen Gegenden, wo damals so wenig als jetzt an eingeheizte Zimmer zu denken war, wohl eines eben so weiten und aufgelösten, aber aus feiner Wolle verfertigten Gewandes bei den Mahlzeiten, das nur im Stoffe, nicht in Form und Schnitte, von dem baumwollenen Sommerkleide verschieden war *). Beide waren wahrschein-

*) Die republikanischen Römer kannten dieses Kleidungsrafinement bei Tische noch nicht in dem Grade, wie die Lüstlinge unter den Kaisern. Bei jenen heifsen die Tischgewänder überhaupt nur pallia. Aber die Sache und das Wort Synthesis bekamen die Römer wahrscheinlich von dem weichlicheren Alexandria. Die Stellen des Martialis, der am häufigsten davon spricht, findet man am befsten gesammelt und erklärt bei Ferrari, de re Vest. I, 30. 31. p. 86. ff. Eigentlich hiefs Synthesis nur das Sommergewand von Cattun oder Leinwand, so wie das feine flanellene Wintergewand zu eben diesem Gebrauch Laena. So giebt Juvenal einem vom Gastmahle nach Hause gehenden Reichen Laenam coccinam, Sat. III, 283. Aber das Wort Synthesis wurde bald der allgemeine Modeausdruck auch von den feinen,

lich von einer bunten lebhaften Farbe, am gewöhnlichsten violett, lila oder purpurfarbig, und wurden von den Gästen, die sich solche von einem ihrer Sclaven nachtragen liefsen, entweder gleich nach dem Bade vor Tische angelegt *), oder auch, wie es ungefähr jetzt noch im Orient Mode ist, wo der Fremde bei'm Gastmahle des Vornehmen einen Kaftan zum Anziehen erhält, vom Gastgeber die Reihe herum an die Geladenen vertheilt. Darum hatten die reichen Römer mehrere Sortimente oder zusammengehörige Packete von solchen Tisch- und Tafelgewändern **) und pflegten wohl gar, wenn sie den Luxus recht hoch treiben wollten, bei jedem neuen Aufsatze von Schüsseln auch einen neuen Kaftan anzuziehen, um sich abzukühlen. Man sagt es in England den Londoner Aldermännern, den berühmtesten Gaumenhelden neuerer Zeiten, vielleicht nur im Spotte nach, dafs sie bei ihren Schildkrötenschmäusen die durchwärmten Stühle eben so oft mit frischen verwechselten, als die Gedecke und Teller verändert werden ***). Aber dem Dichter Martial war es bitterer Ernst, wenn er einen eiteln Thoren unter dem Namen Zoilus so anredet †):

Elfmal hast du dich schon von einer Mahlzeit erhoben,
  Elfmal hast du nun schon deine Gewänder getauscht.
Denn sonst bliebe der Schweifs in dem nassen Kleide zurücke,
  Und die geöffnete Haut litte vom Zuge der Luft.
Ich, der ich mit dir speise, weswegen schwitze denn ich nicht?
  Ach mir ist kühl. Denn mich deckt nur ein einziges Kleid.

So allgemein beliebt nun auch der Gebrauch, lose und leichte Gewänder für den Tafel- und Hausbedarf anzulegen, sein mochte, so sehr beleidigte es doch alle Begriffe von Anstand und Schicklichkeit, am hellen Tage in dieser nachlässigen Kleidung auf der Gasse zu erscheinen. Denn dafs man es Abends bei'm Nach-

---

wollenen Wintergewändern, und so erscheint der Römer auch mitten im December in einer Synthesis.

*) Den Beweis führt Nic. Heinse ad Petron. c. 30. p. 117.

**) Daher kommt auch der griechische Name, welcher so viel als eine Garnitur, eine Reihe zusammengehöriger Kleidungsstücke bedeutet. S. Saumaise zu den Script. hist. Aug. T. II. p. 772. 773., der aber darin mit Recht von Bynkershoek, Obs. Jur. Rom. IV, 24. p. 441. getadelt wird, dafs er glaubt, eine solche Reihe habe immer nur aus sieben Stück bestanden. Das spanische Majolica-Service, das Martial einmal septenaria synthesis nennt, bestand freilich nur aus 7 Bechern, aber daraus folgt für die gesiebente Zahl, wenn dieses Wort von Gewändern gebraucht wird, noch kein Schlufs.

***) A new plate and a new chaise sagt man davon im Sprichwort.

†) Epigr. V, 80. nach Ramler, Th. II. S. 316.

hausegehn nicht so genau genommen habe, läfst sich aus mehreren Stellen des Alterthums beweisen *). Bei Tage war und blieb dieser Anzug selbst unter den ausgelassensten und sittenlosesten Regierungen der ersten Kaiser höchst unanständig, und der Biograph dieser Kaiser führt es als ein öffentliches Aergernifs an, dafs Nero zuweilen in einem solchen Schlafrocke ungegürtet und unbeschuhet über die Strafse gelaufen sei. Nur eine Zeit im Jahre hatte vollkommene Kleiderfreiheit. Diese war die Zeit des altrömischen Carnevals oder der Saturnalien. Hier erschienen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme vom frühesten Morgen an öffentlich in solchen Kaftans oder Schlafröcken, und Seneca vergleicht in einem seiner philosophischen Briefe diese Sitte mit dem Gebrauche der republikanischen Vorzeit, wo in dringenden Kriegsgefahren die ganze Stadt die Toga als Friedenskleid mit dem kürzeren Waffenrock vertauschte **). Ja, wer diese Sitte nicht mitmachte und selbst in diesen Jubeltagen in steifer bürgerlicher Tracht erschien, galt für einen affectirten Thoren, wie jener Charisianus, von welchem Martial ausruft ***):

Nichts ist üppiger als Charisianus,
Am Saturnusfest geht er — in der Toga!

Und so erscheint auch heute unser Sabinus mit seinen Begleitern in diesem weiten, losgebundenen Tafelkleide, von welchem wir uns aus einigen Basreliefs auf alten Denkmälern noch jetzt eine passende Vorstellung machen können †).

Noch auffallender aber als dieses Tafelkleid ist die wunderbare Mummerei an Kopf und Halse, die wir heute an unserem Sabinus bemerken. Sie macht nämlich den Theil der Saturnalienmaskerade aus, den man gewöhnlich den Hut nennt (pileus), wodurch man aber nur allzu leicht eine ganz falsche und fremdartige Vor-

*) So geht der Redner Fronto im Tafelkleide nach Hause, bei'm Dio Cassius LXIX. p. 1166. mit Reimarus's Anmerkung.

**) Epist. 18. Vergl. die Hauptstellen im Martial XIV, 1. 135.

***) Epigr. VI, 24, Ramler Th. V. S. 92. erklärt das lascivius durch Possenmacherei. Mir scheint es mehr die Impertinenz eines affectirten Sonderlings zu bezeichnen. (Ich glaube, dafs das Wort lascivius seine gewöhnliche Bedeutung, zügellos, liederlich, hat, dafs aber der Sinn der Redensart ironisch ist. Man gab sich während der Saturnalien Ausschweifungen jeder Art hin. Es war ein Fest, wo, wie man sagte, jus datum est lasciviae publicae. Bast)

†) Z. B. in einem alten Basrelief bei'm Orsini zu Ciacconi, de Triclinio p. 116., wo der Hausvater, der sich die Pantoffeln ausziehen läfst, in einem solchen langherabfliefsenden Tafelkleide erscheint.

stellung erregt, indem man sich dabei eine runde Filzkappe denkt, die nur den oberen Theil des Kopfes bedeckt, alles Uebrige aber vollkommen frei gelassen habe. Gewöhnlich setzt man noch die Erklärung hinzu, dafs dieser Hut als Emblem der Freiheit angesehen und während dieses Festes von Freien und Sclaven zur Erinnerung an die allgemeine Gleichheit und Freiheit im goldenen Zeitalter des Saturnus getragen worden sei, und so stammt bekanntlich auch die in der neuesten Geschichte Frankreichs so berüchtigte Freiheitsmütze davon her *). Indefs war der Pileus wenigstens in dem Zeitalter, in welchem unser Sabinus lebte, nichts Anderes als eine über den Kopf heraufgezogene Kapuze von Tuch, die mit einer Art von Mantelkragen, womit man die Schultern und den oberen Theil des Körpers bedeckte, entweder ganz zusammengenäht war, oder doch mit ihm nur ein Ganzes zu machen schien. Dieser Mantelkragen hiefs mit seinem eigentlichen Namen Lacerna **) und war damals die allgemeine Tracht jedes Römers über der Toga, sobald er nur nicht in öffentlichen Amtsgeschäften erschien. Bekanntlich ging Jedermann in Rom zu jeder Jahreszeit im blosen Kopfe, und nur auf Reisen oder bei schlechtem Wetter zog man die Kapuze, die man gewöhnlicher noch Cucullus nannte, über den Kopf. Doch machten die Saturnalien davon eine Ausnahme. An diesem Feste zog Jedermann ohne alle Rücksicht auf helles oder regnerisches Wetter, diese Kapuze über den Kopf und machte sich durch diese Ver-

---

*) Man findet ungefähr Alles, was für die gewöhnliche Meinung gesagt werden kann, in Venuti, diss. de libertinorum pileo (Rom 1762 in 4) und in folgender antiquarischer Compilation eines Franzosen A. E. Gibelin, de l'origine et de la forme du bonnet de la liberté (Paris, Buisson 1795 27 S. in 8.). Der bekannte Denarius des Brutus mit den zwei Freiheitskäppchen (s. Eckhel, doctrina num. T. VI. p. 24. und Fabricius zum Dio S. 508, 101.) hat die irrige Vorstellung am meisten begünstigt. Allein man bedachte nicht, dafs die eigentliche Kapuze durchaus kein Gegenstand für die bildenden Künste gewesen wäre.

**) Nach Allem, was Rubens und besonders Ferrari sehr fleifsig gesammelt haben, bleibt mir Scriverius's Meinung ad Martial. VIII, 75. p. 189. bei Weitem die wahrscheinlichste, nach welcher die Lacerna nicht wie unsere Surtouts das ganze Kleid, sondern nur Schultern und Kopf bedeckte. Was wir Oberrock, Surtout, nennen, war die Paenula, obgleich beide Worte sehr oft verwechselt worden sein mögen. Dafs Pileus und Cucullus im Grunde ganz einerlei und nur in so fern verschieden sind, als Pileus auch von der Lacerna getrennt gedacht werden kann, beweist schon das einzige Epigramm Martial's XIV, 132. unwidersprechlich.

kappung, die aufser dem ganzen Hintertheile auch die Stirn und einen Theil des Gesichts verdeckt zu haben scheint, so unkenntlich als möglich. Man behielt sie auch bei der Tafel auf dem Kopfe, da man überhaupt die Gewohnheit hatte, bei Tische sein Haupthaar in eine Art von Mütze zu stecken *). Sclaven und Freigelassene, Vornehme und Geringe, Alles trug sich in diesem Feste überein, Alles lief mit Kapuzen über dem Kopfe in der Stadt herum, und so wurde allerdings auch der Pileus in diesem Feste den Sclaven zu Theil, jedoch ohne alle symbolische Beziehung auf Freiheit und ursprüngliche Gleichheit. Die Mütze der Pulcinelle, wie sie zu Hunderten noch jetzt auf jedem Corso in Italien während der Carnevalszeit herumlaufen, sind die unbezweifelten Abkömmlinge jener Saturnalienmützen; aber der Mantelkragen, die Lacerna, an welchen sie im alten Rom befestigt war, ist da nicht mehr zu sehen. Indefs hat sich diese Lacerna mit dem Cucullus wirklich noch in dem Domino unserer neuen Carnevalsmaskeraden erhalten. Sie blieb nämlich dem geistlichen Stande im Mittelalter zur Bedeckung der kahlen Glatze und zum Schutz gegen Regen und Schnee auch dann noch eigenthümlich, als sie sonst überall nicht mehr getragen wurde. Nun liefsen sich aber die geistlichen Herren vorzugsweise Domino, Don oder, wie sie in Holland noch heifsen, Domine schelten, und daher nannte man endlich diese Kopf- und Schulterbedeckung selbst einen Domino, wozu die Bahüte oder Kopfdecke der Venetianer ganz eigentlich gehört und auf den wahren Ursprung zurückweist **).

Noch ehe Sabinus in die Vorhalle seines Palastes eingetreten war, hatte der Läufer Ladas die Ankunft des gnädigen Herrn mit seinem Schellengeklimper und Geschrei drinnen im Hause verkündigt ***), wo schon seit länger als einer Stunde mehr als ein Dutzend Clienten, die aus besonderer Gnade heute, statt der sonst gewöhnlichen Sportelspende von 25 Afs die Einladung

*) Man denke nur an Horaz I. Ep. 13, 14. Petron c. 32. p. 125. Vergl. Cilano, Alterthümer Th. IV. S. 1092.

**) So wie der Mezzaro der Venetianischen Frauen eigentlich nur aus dem Capuchon eines Regenmantels entstanden ist, indem man das Tuch in Taft verwandelt hat, den man nun auf einem Drahtgestelle trägt, so ist die seidene Bahüte eigentlich auch nichts Anderes als die schwarztuchene Kapuze, in Taft und eine Besetzung mit Spitzen verwandelt. Vergl. Köhler's Anmerkung zu Blainville's Reisebeschreibung Th. I. S. 528. f.

***) Die Läufer hatten eine Art Schellengehänge um den Hals. So erkläre ich mir wenigstens die phaleratos cursores bei'm Petron c. 28. p. 100. Der Name Ladas als Läufer ist aus dem Martial X, 100, so wie die Geschichte von dem ersten grofsen Läufer dieses Namens aus den Erklärern des Catull LV, 25.

zur Tafel erhalten hatten *), mit sehnsuchtsvollen Blicken und leerem Magen darauf gewartet hatten. Alles geräth bei der Nachricht: er kommt, in Allarm und Bewegung, Alles läuft mit verdoppelter Schnelligkeit zusammen und sucht den vordersten Platz zu gewinnen, um die Aufmerksamkeit des Herrn zuerst auf sich zu ziehen. Glück auf zu den Saturnalien! ruft aus vollem Halse die ganze Schar der Wartenden dem eintretenden Sabinus entgegen. Juchhei! schöne Saturnalien! erwiedert mit heller Stimme und grofsem Gelächter Sabinus mit seinen Gefährten **).

Der Zug geht gerade auf den grofsen Speisesaal zu, wo schon Alles zum Empfange der Gäste nach der von dem Tafelbitter im voraus angegebenen Liste vorbereitet ist. Man denke sich mehr als 50 Sclaven auf einmal beschäftigt, theils den Herrn selbst, theils seine wirklichen Freunde und Gefährten mit Allem

---

bekannt. (Böttiger gibt den Läufern des Sabinus Schellen, was an diejenigen erinnert, die heut' zu Tage die Wasserträger in der Türkei tragen. Uebrigens bedeuten die Worte phalerati cursores nur reichgeschmückte oder im Staatskleide paradirende Läufer. Man weifs, dafs die alten Läufer, wie die neueren, ein eigenthümliches Costume trugen; aber die Beschreibung davon ist nicht auf uns gekommen. Der Kaiser Aelius Verus fand ein Vergnügen daran, die seinigen mit Flügeln laufen zu lassen; cursoribus suis exemplo Cupidinum alas apposuit, sagt Spartianus. Er gab ihnen oft den Namen von Winden, indem er sie Boreas oder Notus oder Aquila nannte. S. Casaub., ad. script. hist. Aug. p. 45. 46. Bast.)

*) Statt der früher gewöhnlichen Brod- und Fleischspende, die in einem Körbchen (sportula) getragen wurde, erhielten die Clienten unter den Kaisern täglich centum quadrantes (De Lisle, metrol. Taf. S. 311. berechnete es auf 25 Sous) ungefähr 8 Gr. ausgezahlt und diefs hiefs auch sportula. S. Ramirez zum Martial III. 7. S. 223. f. Zuweilen baten dann die Herren ihre Clienten wirklich zu Tische, besonders in den Saturnalien, wie aus Lucian's Saturnalien zu ersehen ist, und dann hiefs es, sie wären zu einer coena recta eingeladen.

**) Io Saturnalia, bona Saturnalia! waren die gewöhnlichen Ausrufungen, von welchen ganz Rom erscholl, und die man einander, so wie man in's Haus trat, oder Jemandem begegnete, lachend zurief. So sagt Martial: clamant ecce mei, io Saturnalia, versus XI, 2. Siehe aufser dem Lipsius, die Anmerkungen zum Dio Cassius LV, 19. p. 957. (Es sind uns noch tesserae übrig, auf denen man diesen Ausruf sieht, nämlich: IO. SAT. IO, oder IO. SA. IO. S. Eckhel, Doctr. Num. Vet. VIII. p. 316. 319. Bast.)

zu bedienen, was der erfindungsreichste Luxus zur Reizung der Sinne und Bequemlichkeit gewähren kann. Hier sind mehrere Sclaven beschäftigt, dem Sabinus und seinen Auserwählten die weifsen, mit Purpurbändern leicht aufgebundenen Pantoffeln auszuziehen, während andere sich bücken und diesen Herren zur Stütze dienen, damit sie sich bei'm Ausstrecken des einen Fufses auf sie stemmen und so das Gleichgewicht desto besser behaupten können *). Schöne Sclavinnen in nymphenhaftem Anzuge bringen in zierlich geflochtenen Körbchen Myrtenkränze für die Gäste und bestreuen den Tisch mit Blüthen und Blumen, wie sie in dieser Jahreszeit nur durch Kunst in verschlossenen Gewächshäusern hervorgetrieben werden konnten **). Einige schöne Knaben aus dem Pädagogium des Sabinus, mit herabringelnden Locken, zierlich aufgeschürzt und in zarte Alexandrinische Leinwand gekleidet, bringen Salbenfläschchen mit Nardenöl und Amomum, womit sich Sabinus und seine Freunde die Haare und Kleidungen einparfümiren ***). Aber so grofs die Sorgfalt in der Bedienung des Herrn selbst und seiner vertrauten Gefährten ist, so erniedrigend ist die empörende Vernachlässigung, mit welcher die niedrigeren Clienten, die Sabinus heute gleichsam nur aus Barmherzigkeit und dem Herkommen bei diesem Feste gemäfs an seine Tafel zu ziehen befohlen hat, überall vergessen und zurückgesetzt wer-

---

*) Bei der Kostbarkeit der Sophateppiche und der Art, auf ihnen am Tisch zu liegen, mufste natürlich eben die Vorsorge stattfinden, die noch jetzt im Orient Jedem, der die köstlichen Tapeten der inneren Zimmer betreten will, die Pantoffel auszuziehen befiehlt. So wie man in Rom aus dem Bade trat, zog man statt des fester schliefsenden und mühsamer zusammenzuknüpfenden Schuhes (calceus) leichtere Pantoffeln (soleae) an. S. die Stellen des Martial bei Ramirez III, 50. p. 252. Mit ihnen erschien man auch im Speisesaal, wo man sie aber, ehe man sich auf die Sophas niederlegte, ablegte, oder von seinen Sclaven sich ausziehen liefs. S. zu Terenz, Heaut. I, 1. Die Stellung eines Reichen, der sich vor der Tafel die Schuhe ausziehen läfst, und sich dabei auf einen Sclaven als Stütze stemmt, gibt ein altes Relief bei'm Orsini zu Ciacconi, de triclin. p. 116.

**) Diese Gewächshäuser, wo man statt der Glasfenster Scheiben von Frauenglas einsetzte, kennen wir aus Martial VIII, 14. mit Gronov's Bemerkungen, Observ. II. 7. p. 166.

***) Petron c. 70. p. 348.: pueri capillati attulerunt unguentum. In jedem vornehmen Hause war eine ganze Schar solcher niedlichen Knaben zur Aufwartung und Wollust. Das Ganze hiefs ein Pädagogium. Die besten Collectaneen darüber hat Lipsius im zweiten Excurse zum 15ten Buch des Tacitus. Die hier be-

den *). Sie mufsten sich ihre Pantoffeln selbst mitbringen und müssen sich auch jetzt selbst aus- und anschuhen. Die Sclavinnen streichen mit spöttisch aufgeworfenen Lippen und verächtlichen Blicken vor ihnen vorbei, und Charmidion, die muthwilligste unter den Zofen, hält einigen unter ihnen im Zurückgehen das leere Blumenkörbchen mit einer leichtfertigen Verneigung vor. Thaliarchos, der schönste, aber auch der frechste unter den Knaben, welche die Spezereien brachten, hat in das geleerte Onyxfläschchen geschwind etwas ranziges Laternenöl gegossen und will sich fast krank lachen, als es ihm glückt, einen ehrlichen Celtiberier von einer römisch-spanischen Coloniestadt, der sich unter den Clienten befindet, damit anzuführen und sich wirklich damit einspritzen zu sehen. Du hättest ihm, ruft einer der Freunde des Sabinus, der des Knaben Thun beobachtet hatte, lieber ein Fläschchen von seiner vaterländischen Zahntinctur anbieten sollen **)! Natürlich erhebt sich hierüber ein allgemeines Gelächter, in welches Sabinus, der eben einen schönen Alexandrinischen Knaben geküfst und auf das, was neben ihm vorging, wenig geachtet hatte, herzlich mit einstimmt, als es ihm der Lustigmacher Vetturius erzählt. Alle Augen heften sich auf den armen beschämten Celtiberier, der bis an die Fingerspitzen roth geworden ist und sich mit jenem gemifshandelten und verspotteten

---

schriebene Tracht haben schon des Horaz pueri praecincti. So fragt Seneca, de vit. beat. c. 19.: Quare paedagogium pretiosa veste succingitur?

*) Man wird die hier angeführten Pröbchen der Mifshandlungen, die sich die armen Tischgenossen der reichen Römer gefallen lassen mufsten, gar nicht mehr unwahrscheinlich finden, wenn man nur die 5te Satire Juvenal's und die meisterhafte Schilderung im Lucian Th. V. S. 125. ff., Uebers. v. Wieland, gelesen hat.

**) Die Celtiberier waren wegen ihrer blendend weifsen Zähne berühmt. Man sagte ihnen daher im Spott nach, sie wüschen sich alle Morgen die Zähne mit ihrem eigenen Urin, welcher ein treffliches Verwahrungsmittel sein sollte. S. die Stellen der Alten bei Wesseling zum Diodor T. 1. p. 357. Catull hat in einem seiner witzigsten Epigramme, dem 39sten, den ganzen Procefs con amore beschrieben:

Du, Egnatius, stammest aus dem Lande
Celtiberien, wo sich Jeder Morgens
Zahn und blutiges Zahnfleisch mit dem eignen
Harne reibet; je säubrer nun dein Zahn ist,
Desto deutlicher sagst du Jedem, dafs du
Mehr Urin als ein Anderer verschluckt hast.

Catull im Auszuge von Ramler S. 88. f.

griechischen Gelehrten in völlig gleichem Falle befindet, von welchem Lucian erzählt, dafs ihm vor Verlegenheit der Angstschweifs ausbreche und er sich genöthigt sehe, immer verstohlene Blicke auf die Nachbarn zu werfen und von ihnen abzulernen, was bei solchen Gelegenheiten üblich ist *).

So wahr ist, was der römische Satiriker **) bei einer ähnlichen Veranlassung ausruft:

In dem prächtigsten Haus die übermüthigsten Sclaven!

II.

Tischordnung. Servietten. Die Königswahl.

Die ganze zum Saturnalienschmaus im Speisezimmer des Sabinus versammelte Gesellschaft besteht aus neunzehn Personen. Für sie sind zwei Tafeln zubereitet. Denn da nach der Tischweisheit der Alten über zwölf Personen nie an einer Tafel bei einander sitzen konnten, wenn sich alle Gäste einander mittheilen und so der gemeinschaftlichen Ergiefsungen des Witzes und des Beieinanderseins (convivium) froh werden sollten ***), so wäre es schon darum unmöglich gewesen, die geladenen Saturnaliengäste alle an einem Tische zu bewirthen.

Aber obgleich beide Tafeln einerlei Umfang haben, so ist doch die Vertheilung der Gäste an beiden sehr ungleich. An der einen liegt Sabinus mit seinen sechs Freunden so breit und bequem als möglich. An der anderen sind die zwölf Clienten eng und mühsam aneinander geschichtet. Selbst in der Tischordnung wird es diesen armen Schluckern heute, wo doch Gleichheit und Freiheit die allgemeine Tagesordnung sein soll, sehr handgreiflich zu verstehen gegeben, dafs sie bei ihrem huldreichen Gebieter nur das Gnadenbrod essen. Man denke sich nur die ganze Scene! An einem Tische sind auf drei Seiten weiche Tischbetten aufgepol-

---

*) Lucian, über das traurige Loos der Gelehrten, die sich an reiche Familien vermiethen, in Wieland's Uebersetzung Th. V. S. 129.

**) Maxima quaeque domus servis est plena superbis. Juvenal V, 66.

***) Der alte Varro pflegte zu sagen, die Zahl der Gäste dürfe nicht unter die drei Grazien und nicht über die neun Musen steigen: S. Gellius XIII, 11. Ja, man hatte ein Sprichwort: septem convivium, novem convitium. Noch jetzt speis't man, wenn man herzlich sein und sich gegenseitig geniefsen will, à table ronde. Sobald bei den Alten die Zahl über zwölf stieg, wurde mehr als ein Tisch bereitet (plura triclinia sternebantur). S. Orsini, Append. ad Ciaccon. de Triclin. p. 214 f.

stert *). Die vierte vordere Seite ist ganz frei, damit den aufwartenden Sclaven der Zutritt zum Tische erleichtert **) und den Gästen die Aussicht auf das, was vorn auf dem Saale vorgeht, nicht benommen sei ***). Von diesen drei Betten nimmt der gnädige Gebieter und König †) des Gastmahls, Sabinus, das mittelste Bett für sich ganz allein ein. Auf den zwei daran stofsenden Tischbetten haben sich seine sechs vertrauten Freunde so gelagert, dafs auf jedes Sopha drei zu liegen kommen. Keinem fehlt es an Platz und Bequemlichkeit. Aber auch an der zweiten Tafel sind nur drei Tischbetten zugerichtet. Wo dort Sabinus allein sich breitet, müssen sich hier vier an einander pressen lassen, und eben so viele sind auf den zwei übrigen Betten zusammengedrängt. Sind sie doch eigentlich auch gar nicht dazu geladen, dafs sie Hand und Elbogen bei'm Zulangen in Bewegung setzen sollen. Sie sollen die Pracht des gnädigen Herrn mit stummer Bewunderung anstaunen und den Launen des übermüthigen Gastgebers Befriedigung und Kurzweil gewähren.

Dafs es hier nicht auf Gleichheit und freundliche Bewirthung ohne Rücksicht der Person angesehen sei, beweis't auch sogleich, nachdem die Gesellschaft Platz genommen hat, noch ein anderer Umstand. Der Gewohnheit nach erhielt heute zum Saturnalienschmaus jeder Gast eine Serviette zum Geschenk, die überhaupt während dieser Carnevalslustbarkeiten eines der wohlfeilsten und gewöhnlichsten Präsente sind, womit sich gute Freunde und Bekannte wechselseitig beschenken ††). Auch die Clienten des Sa-

---

*) Man stopfte Säcke mit feinen Wollflocken aus Gallien, und daher kam, nach einer merkwürdigen Stelle bei'm Varro de L. L. IV, 35. p. 40, 4., das Wort culcita. S. Saumaise, Exercit. ad Solin. p. 391. Ueber diese wurden schöne Purpurdecken gebreitet, über die man wieder, um sie zu schonen, leinwandene Ueberzüge (lodices) deckte. S. Valois zum Ammian XVI, 8. p. 97. ed. Gron.

**) So durfte nie ein Gast den Kopf bücken, oder beschüttet zu werden fürchten.

***) Denn hier liefsen sich zur Ergötzung der Gäste oft allerlei Tänzer und Gaukler sehen, die wir unten kennen lernen werden.

†) Nichts war damals gewöhnlicher als den gnädigen Patron, bei dem man speis'te und alle Morgen in der Antichambre sich zeigte, seinen König zu nennen. S. die Stellen des Martial bei'm Ramirez de Prado ad II, 18. p. 162.

††) Da die Alten Alles mit den Fingern afsen und sich weder der Gabeln noch der Messer bedienten, so waren die Servietten (mappae) ein nothwendiges Tafelgeräth. [In den frühsten Zeiten indessen kannten die Römer nicht einmal den Gebrauch der Tischtücher, s. Winckelmann, Geschichte der Kunst (Werke, Band V.

binus finden ein Jeder neben seinem Kopfpolster eine Serviette der Art hingelegt. Aber wie klein und schmal sind diese weifsen Läppchen, und wie stechen sie gegen die prächtigen Tücher ab, die zu eben diesem Behuf am Herrentische von Sabinus und seinen Freunden gebraucht werden! Diese sind von der feinsten sidonischen Leinewand, auf zwei Seiten mit breiten Purpurstreifen eingefafst und am Rande herum noch überdiefs mit zierlichen Troddeln behangen *). Ja, was noch schlimmer ist, einer der Clienten, Volumnius, bemerkt sogar an seiner Serviette sichtbare Spuren des früheren Gebrauchs **). Es hatte ein naschhafter Sclave seine fettigen Hände daran gewischt, und der Gast mag immer seine Nase rümpfen und eine Verwünschung nach der anderen über die abscheulige Unsauberkeit zwischen den Bart herabmurmeln, die Sache wird dadurch nicht besser. Einer der Sclaven, der seinen Unwillen bemerkt, sagt ihm sogar ohne alle Scheu die beleidigendste Grobheit in's Gesicht, indem er ihn bittet, die Sache nicht so genau zu nehmen, weil er ja doch bei'm Einpacken der Victualien die Serviette mit allerlei Tunken und Brühen besalben werde. Und unglücklicher Weise hatte der arme Volumnius im vorigen Jahre, als er an eben diesem Orte auch zum Saturnalienschmaus eingeladen gewesen war, wirklich den Flügel eines Rebhuhns und einen halbabgefleischten Schinkenknochen nebst einigen Milchbrödchen für seine kleine Familie zu Hause in die Serviette practicirt ***)

S. 84.) Bast]. Die Gäste brachten sie entweder selbst mit, und eine solche Serviette, kein Schnupftuch nach unserer Art, war es, über deren Diebstahl sich Catull ep. XII. beklagt, (vergl. Martial XII, 29.) oder der Gastgeber theilte sie auch, wie bei uns, herum, aber als ein Geschenk, welches die Gäste auch mit nach Hause nehmen konnten. S. Horaz, Sat. II, 4. 81. Weil die Saturnalien ein allgemeines Efsfest waren, so machte man sich mit diesem Efsgeräthe häufige Geschenke, Martial V, 18.: Decembri mense, quo volant mappae. Sie waren aber zum Theil sehr schmal und klein, breves mappae, Martial VII, 71. X, 81. S. die übrigen Stellen bei Ramirez zu IV, 46. p. 340.

*) So hat sie der reiche Trimalchio bei seinem Saturnalienschmause im Petron c. 32. p. 126.: circa cervices — laticlaviam immiserat mappam, fimbriis hinc inde dependentibus. Vergl. Casaubonus ad Script. H. A. T. I. p. 950.

**) Horaz, Ep. I, 5. 12.: sordida mappa corrugat nares.

***) Diese Sitte des Nachhausetragens, die man in einigen Gegenden unseres Vaterlandes noch sehr gut unter dem Provinzialausdrucke: ein Schwänchen machen, kennt, war unter den römischen Hungerleidern sehr gewöhnlich. Martial hat eins seiner besten Epigramme auf einen solchen Tischhamster gemacht, der in seine Serviette, wie in eine Maultasche, Alles einträgt:

und sich schon damals den Sclaven, denen diese Brocken auf und unter dem Tische zuzufallen pflegten *), sehr schlecht empfohlen.

Während Sabinus den ihm vom Haushofmeister **) mit tiefster Submission überreichten Küchenzettel und den vom Oberküchenmeister übergebenen Weinzettel ***) mit eben dem Ernste durchmustert, mit welchem er als Oberrichter (praetor) die Zahl der Geschworenen (judices selecti) durchzugehen pflegte, und während Carpus, der Vorschneider, den Befehl erwartet, wann eigentlich das Hauptgericht des Saturnalienschmauses, die Trojanische Sau, aufgetragen werden soll †), weil davon die ganze Anordnung der übrigen Schüsseln und ihre kunstreiche Aufeinanderfolge sehr wesentlich abhängt, drängt sich zwischen den übrigen Sclaven, die in buntem Gewimmel hin- und herlaufen, ein niedliches frisches Knabenpaar empor, die Sabinus im Scherze immer nur seine Dioscuren zu nennen pflegt. Sie tragen gemeinschaftlich ein mit Pistacienholz künstlich eingelegtes Würfelbret ††), auf wel-

---

— Er stopft das beschmuzte Handtuch
Voll Kuchen, Topfrosinen, morsche Feigen, halbe
Boleten und Granatenkerne, thut zu diesen
Die Haut von der schon ausgegess'nen Schweinemutter.
Wenn von so vieler Beute fast sein Handtuch platzet,
So schiebt er einen Taubenrumpf sich in den Busen.

Martial VII, 19. Uebersetzung von Ramler Th. V. S. 98. Eben so hat ein Stoiker seine Serviette besackt, bei'm Lucian im Gastmahle c. 36. T. III. p. 443 oder Uebersetzung von Wieland Th. I. S. 352.

*) Man nennt diese Brocken mit einem allgemeinen Namen analecta. S. die Erklärer zum Petron c. 34. p. 135. Bei jedem Aufsatz von Schüsseln wurden die Brosamen unter dem Tische mit Palmzweigen vorgekehrt. S. Horaz, Sat. II. 8. 12. Ja, der Uebermuth ging zuweilen so weit, dafs ein Sclave, wie ein Hund, beständig unter dem Tische stecken mufste, um die hinabgeworfenen Fleisch- und Brodüberreste zu sammeln. Seneca, ep. 47.: Servus reliquias temulentorum mensae subditus colligit.

**) Obsonator. Martial XIV, 217, und Pignori, de Servis p. 59.

***) Was Athenäus II, 10. p. 49. E. von dieser Sitte im Allgemeinen erzählt, dafs man dem Gastgeber ein Täfelchen mit dem Verzeichnisse aller Gerichte übergeben habe, verstehe ich besonders von den Römern, von welchen sich noch solche Küchenzettel erhalten haben, z. B. bei'm Macrobius II, 9. p. 389. Lips. [S. Nr. XVII.].

†) Von den Künsten dieses Vorschneiders und der Trojanischen Sau wird weiter unten gesprochen werden.

††) Aus dem Petron c. 33. p. 129.: Sequebatur puer cum terebinthina tabula et tesseris crystallinis. Das gelblich weifse Holz der

chem ein kleiner Mercur in Bronze einen schönvergoldeten Trichter zum Durchwerfen der Würfel emporhält. Die Würfel selbst sind aus dem reinsten Krystall geschnitten und die Augen mit Gold eingelegt. Der Becher, aus welchem die Würfel in den Trichter geworfen werden, ist zierlich aus Elfenbein gedreht. Mit diesem Spielapparat stellen sich die Knaben vor jeden der sechs vertrauteren Tischgenossen an der Tafel des Sabinus. Jeder thut einen Wurf. Aber Servilius Balatro wirft die Venus oder, wie wir sagen würden, alle Sechse *). Balatro ist König! **) ruft die ganze Gesellschaft und wirft ihm den Huldigungskufs mit der Hand zu. „Wir sind bereit, Herr König", ruft Sabinus, nachdem er mit der Hand dem übrigen Haufen Stillschweigen gewinkt hat, „heute, am schönen Saturnalientage, deine Gesetze und huldreichen Befehle zu empfangen. Saturnus selbst hat sich den Würdigsten erkoren!"

Man erinnere sich nämlich hierbei, dafs, so wie überhaupt kein fröhliches Gastmahl bei Griechen und Römern gefeiert wurde, wobei nicht Einer aus der Gesellschaft durch den Würfel zum Vortrinker und Gesetzgeber des Festes erwählt worden wäre ***), diefs vorzüglich bei dem fröhlichsten aller Festmahlzeiten, dem Saturnalienschmause, der Fall war, wo er, wie wir aus einer Stelle des Lucian schliefsen, den besonderen Namen Isodaetes führte †).

---

pistacia terebinthus Linn. läfst sich schön poliren. Der Trichter, durch welchen die Würfel geworfen wurden, um alles falsche Spiel zu vermeiden, hiefs turricula, [die auf den Rand des Bretes gestellt ward, s. Valois zu Harpocrat. p. 196. ed. L. B. 1696. Bast.], der Becher fritillus. S. Saumaise ad Script. H. A. T. II. p. 755 ff. Eine Abbildung des Trichters gibt Cilano in seinen Alterthümern. Mehrere kleine Mercuriusbronzen in den Bronzi d'Ercolano, die etwas in der Hand gehabt zu haben scheinen, sind wahrscheinlich Statuen auf solchen Würfelbretern gewesen.

*) Versteht sich, bei'm eigentlichen Würfelspiel. Bei'm Knöchelspiel (tali) war es ganz anders. S. Martial XIV, 14. Ferrari, Electa c. 14.

**) Lesern des Horaz, Sat. II, 8 wird der Name dieses Ehrenmannes nicht unbekannt sein. Balatro ist so viel als fainéant, s. Bentley zu Horaz Sat. II, 3. 166., ein passender Name für unseren Saturnalienkönig.

***) Man kennt diese Sitte wenigstens aus den Oden des Horaz und den Anmerkungen zu Cicero, de Senect. c. 14.

†) Lucian, Epist. Saturn. c. 32. T. III. p. 412. hat dieses Wort, welches Gefsner richtig lies't, aber Wieland in seiner Uebersetzung Th. III. S. 28. vortrefflich erklärt. Gewifs ist es, dafs es eigentlich einen Genius des Weins, den Comus oder Bacchus, bezeichnet. Uebrigens kommen in Lucian's saturnalischen

Je toller und ausgelassener die Befehle und Aufgaben waren, die er einzelnen Gästen bei dieser Gelegenheit aufzubürden wufste, desto mehr wurde gelacht, desto willkommener und gepriesener war seine Königswürde *). Auch nachdem das Christenthum diesen Saturnalien ihr altes Besitzthum streitig gemacht hatte, konnte man in Rom diese Wein- und Tafelkönige nicht missen. Eine fromme Legende gab den Priestern einen schicklichen Vorwand, dem Volke seine Lieblingssitte zu erhalten. Sie machte die Weisen aus dem Morgenlande zu Königen und gab der altheidnischen Königswahl eine neuchristliche Bedeutung. Am heiligen Dreikönigstage erwählte nun auch die Christenheit ihren König, nur dafs man, nach einer aus dem Orient abstammenden Sitte, die Bestimmung nicht mehr den Würfeln, sondern einem Kuchen überliefs, in den eine Bohne gebacken wurde, so dafs derjenige, der die Bohne in seinem Stücke hatte, König war. Die Galanterie der Franzosen gesellte diesem Bohnenkönige auch eine Königin zu, und so wie August einst im Vollgenufs seiner Alleinherrschaft über das römische

---

Verhandlungen überall die Beweise von dem lächerlichen Amte und Ansehen des Saturnalienkönigs vor.

*) [Lucian T. IX. p. 45. gibt von diesen lächerlichen Befehlen eine beifsende Beschreibung. So mufste man z. B. Schlechtes von sich selbst sprechen, nackt tanzen, nackt singen, die Flötenbläserin auf den Schultern tragen und so dreimal den Weg um's Haus machen, ἀράμενον τὴν αὐλητρίδα (die treffliche Handschrift vom Vatican nr. 87. fügt τοῖς ὤμοις hinzu, was die Sache auf einmal deutlicher und scherzhafter macht), τρὶς τὴν οἰκίαν περιελθεῖν. Andere Bufsen, die man sich während dieses Festes auflegte, waren z. B. sich das Gesicht mit Rufs zu schwärzen, in kaltes Wasser geworfen zu werden, u. s. w. „Es steht in meiner Macht," sagt Saturn zu seinem Priester an einer anderen Stelle, „euch während des Festes für den gewandtesten Sänger gelten zu lassen, ᾠδικώτερον ἄλλου δόξαι ἅμα (das Vaticanische Manuscript hat ᾆσαι, wie Moses du Soul vorschlug) ἐν τῷ συμποσίῳ, zu machen, dafs die, die bei Tafel aufwarten, zur Strafe ihrer Ungeschicklichkeit in's Wasser fallen, aber dafs du zum Sieger erklärt wirst und dafs du dem Besiegten den Preis wegnimmst, τἆθλ' ἀφαιρεῖσθαι τὸν ἁλόντα." So ist die Lesart aller Ausgaben und aller bisher verglichenen Handschriften. Graevius zum Pseudosoph. T. IX. p. 449. schreibt: ἆθλα ἀναιρεῖσθαι τὸν ἁλόντα. Der Codex Vaticanus nr. 90. gibt τἆθλα φέρεσθαι τὸν ἀλλάντα, als Preis die Wurst davontragen. Es ist leicht zu urtheilen, welche von beiden Lesarten die bessere ist. In den saturnalischen Briefen T. IX. p. 28 und 40. ist ebenfalls die Rede von Würsten. Siehe auch Luciani somnium sive Gallum T. VI. p. 309. Bast].

Reich sich gern durch's Würfelspiel am Saturnalienfeste *) entthronen und von einem seiner Freunde Befehle ertheilen liefs, so war lange Zeit in Versailles der Bohnenkönig die fröhlichste Unterbrechung der königlichen Langweile, auf welche Frankreichs Ludwige sich so lange freuten, bis Diderot und seine Freunde in ihren Dithyramben jeder Königswürde das Grablied sangen **).

Auch lebt der Saturnalienkönig noch jetzt im Pulcinellenkönige, wie ihn uns Göthe in seinem römischen Carneval auf dem Corso zeigt **).

Zusatz von F. J. Bast.

Unedirter Brief des Alciphron.

Böttiger hat in obiger Abhandlung mehrere Beispiele von der schlechten Behandlung gegeben, welche sonst die ärmeren Gäste bei den Gastmählern der Vornehmeren auszustehen hatten. Bei dieser Gelegenheit will ich einen unedirten Brief des Alciphron bekannt machen, der sich mit demselben Gegenstande beschäftigt und in dem ein Parasit seine Klagen hören läfst. Dieser Brief findet sich unter den Briefen des Alciphron, die die Handschrift nr. 1696. der Nationalbibliothek in Paris enthält. Es ist der letzte dieser Sammlung.

ΦΡΙΓΟΚΟΙΛΗΣ †) ΒΟΡΒΟΡΟΖΩΜΩΙ.

Ὑβρίζεσθαι πρὸς τοῦ τρέφοντος, εἰ καὶ ἀνόσιον φορη-

---

*) S. Sueton in Aug. c. 71. 72.

**) Man sehe Diderot's le Roi de la fêve, ein Dithyrambe im 87sten Stück der Décade philosophique l'an 4. Das Gedicht, das schon im Jahre 1772 gedichtet wurde, ist ein Vorläufer der Revolution. Sehr wahr hat übrigens Mercier in seinem Tableau de Paris in einem sehr launigen Kapitel über den Bohnenkönig (ch. 494. T. VI. p. 133.) vorausgesagt: cette fête fondée sur la bâfre, sera immortelle. Denn noch im diesem Jahre verfertigten die Bäcker Bohnenkuchen am Dreikönigsfeste, nannten sie aber gateaux du directoire. Man sehe die witzige annonce d'un pâtissier in der Quotidienne vom 5. Januar 1797 oder n. 254. p. 2.

***) Römisches Carneval, Tab. XIII. p. 43.

†) Da die Eigennamen in den Parasiten-Briefen des Alciphron fast sämmtlich eine Bedeutung haben, so ist Φριγοκοίλης, das nichts ausdrückt, wahrscheinlich verdorben. Vielleicht mufs man Φρικοκοίλης schreiben, um einen Menschen zu bezeichnen, dessen Magen furchtbar, dessen Appetit entsetzlich ist. Das Wort Θαμβοφάγος, welches man im 56sten Briefe des 3ten Buches findet, kommt ziemlich auf das Nämliche hinaus. Andere würden viel-

τὸν *) ἅπαξ ἐκδόμενον τὸ σῶμα τοῖς προπηλακίζειν ἐθέλουσιν, ἕνεκα τῆς ἀθεμίστου γαστρὸς· **) τὸ δὲ καὶ ὑπὸ τῶν συμπαρόντων πολλῷ βαρύτερον· τὸ δὲ μὴ μόνον ὑπὸ τούτων, ἀλλὰ καὶ ὑπὸ τῶν ἰταμωτέρων οἰκετῶν, ἔτι χαλεπώτερον. Εἰ δὲ προσθείην καὶ τὰς θεραπαινίδας κιχλιζούσας καὶ μωκωμένας ***) καὶ γέλωτα τὴν ἡμετέραν ἀτυχίαν ποιουμένας, τότε σχέτλια καθ' Ὅμηρον ἀποδυσπετῶ· †) τοῦτο γὰρ αὐτόχθονος ††) ἤκουσα τοῦ γραμματικοῦ ποτὲ καὶ μνήμῃ συνέχω·

---

leicht lieber Φρυγοκοίλης schreiben wollen, welches Wort einen Menschen bedeutet, dessen Eingeweide geröstet sind. Die Namen, welche Alciphron den Parasiten gibt, sind mitunter sehr scherzhaft; und warum sollte der Parasit Βορβοροζωμος, Drecksuppe, nicht einen Correspondenten Φρυγοκοίλης haben? Ich bemerke noch, daſs der Name Βορβορόζωμος zur Vertheidigung des Namens Κνισσοζώμῳ (III. 6.) dienen kann, wo man Κνισσόζῳ hat ändern wollen. S. Wagner's Ausgabe Band II. S. 28.

*) Alciphron III. 49.: ἕως μὲν τὰς ὕβρεις τὸ σῶμα ὑπέμενε, καὶ ἦν ἐν ὥρᾳ τοῦ πάσχειν νεότητι καὶ ἀκμῇ νευρούμενον, φορητὴ ἡ ὕβρις.

**) Alciphron III. 6.: μιαρᾶς καὶ ἀδδηφάγου γαστρὸς und weiter unten: ἰοὺ ἰοὺ τῶν κακῶν, οἷα ὑπομένειν ἡμᾶς ἀναγκάζει ἡ παμφάγος αὕτη καὶ παμβορωτάτη γαστήρ. S. Bergler zu d. St. und eine merkwürdige Note von Rigalt zu Artemidor. I. 78. p. 36.

***) Alciphron I. 33.: κιχλίζουσα μετ' ἐκείνης καὶ μωκωμένη. S. auch III. 27.

†) Es ist nicht leicht, den Vers anzugeben, den der Verfasser im Sinne hatte, indessen glaube ich, daſs es Ilias IX. 295. oder Odyssee IX. 478. ist.

††) Vielleicht war Autochthon der Name des Grammatikers, von dem der Parasit den Homerischen Vers gelernt hat, obgleich dieser Name, so weit ich mich erinnere, sich nicht bei den alten Schriftstellern findet, die auf uns gekommen sind. Wenn, wie ich in meiner Uebersetzung annehme, der Name Autochthon einen Landsmann bedeutet und der Parasit von einem gewissen Grammatiker aus seinem Vaterlande, vielleicht aus Athen, spricht, so glaube ich, daſs man statt αὐτ. ἤκ. τοῦ γρ. schreiben muſs αὐτ. ἤκουσά του γρ. Uebrigens ist es sehr gewöhnlich, einen Parasiten, Grammatiker und Sophisten anführen zu lassen, wenn man ihnen Sachen in den Mund legt, die über ihre Geistesgaben und ihren Stand sind. Alciphr. III. 38.: ὅσον ἤκουσα τετυφωμένου σοφιστοῦ λέγοντος κ. τ. λ. Lucian., de paras. T. VII. p. 105.: ὡς ἐγὼ διαμνημονεύω, σοφοῦ τινος ἀκούσας.

Ζεῦ πάτερ· οὔτις σεῖο θεῶν ὀλοώτερος ἄλλος *).

Ὀλίθριοι γὰρ ἀληθῶς οἱ δαίμονες οἱ ταῦτα ἐφ' ἡμῖν πρυτανεύοντες· ἵν' ἐγὼ μὲν ὑπομένω κινδύνους ἀλγεινοὺς, γέλωτος δὲ ὑπόθεσις τοῖς χειρίστοις τἀμά.

Phrigocoeles an Borborozomus.

Beleidigungen von denen zu erfahren, die uns ernähren, ist sehr schlecht; aber man muſs es ertragen. Denn da unsere verwünschte Gefräſsigkeit uns einmal in ihre Gewalt gegeben hat, so können sie uns kränken, wenn sie wollen. Von den Gästen schlecht behandelt zu werden, ist viel härter; aber dieſs nicht allein von den Gästen, sondern auch von unverschämten Sclaven erdulden zu müssen, ist wohl noch weit trauriger. Rechne ich dahin das Kichern und die Narrenspossen der Sclavinnen und wie sie unser Unglück verhöhnen, dann läſst mich, um mit Homer zu sprechen, das Uebermaſs meiner Leiden allen Muth verlieren. Ein Grammatiker aus meinem Vaterlande hat mir einst den Vers gelehrt, den ich nicht vergessen habe:

Vater Zeus! grausamer als du ist keiner der Götter.

Denn in Wahrheit grausam sind die Götter, die uns ein solches Loos bestimmen, das mich den Gefahren und dem Schmerze preisgibt und meinen Zustand den schlechtesten Menschen zum Gespötte macht.

---

*) Ilias III. 365.

XVII.

Ein antiker Küchenzettel aus Rom.

Während meines letzten Aufenthalts in Berlin legte mir ein fleifsiger Leser des Journals für Luxus und Moden die Frage vor: haben wir noch einen vollständigen altrömischen Küchenzettel? Ich eile, das damals nur im Allgemeinen gesprochene Ja! jetzt mit Belegen zu bestätigen und dem hier zu liefernden antiken Küchenzettel einige Bemerkungen beizufügen, die dem Gegenstande wenigstens etwas von seiner Trockenheit benehmen dürften. Es ist schon manchem Zuschauer in unseren Theatern sehr verdrüfslich, der leiblichen Speisung und Tränkung der Schauspieler nach Mafsgabe unserer neubackenen Singspiele und Familienstücke geduldig beiwohnen zu müssen. Wie viel verdrüfslicher müfste es unseren Lesern sein, blose, nackte Küchenzettel so ohne alle literarische Brühe und Zuthat zu lesen?

Das berüchtigte Gastmahl des allverschlingenden, in der Verkehrung der Natur seine gröfste Befriedigung findenden Trimalchio bei'm Petron könnte uns eben sowohl, als einige Sinngedichte des Martial, eine ganze Reihe von Küchenzetteln liefern; aber sie müfsten doch erst aus der Musterung der einzelnen Schüsseln selbst zusammengelesen werden. Dazu soll bei der Fortsetzung unseres Saturnalienschmauses *) Rath werden. Jetzt ist die Frage, ob man einen wirklichen, ganz fertig geschriebenen Küchenzettel aus der üppigen Römerwelt noch übrig habe. Und ich antworte: allerdings! und zwar einen zwiefachen. Der Horazische ist durch Wieland's treffliche Uebersetzung gewifs schon lange in den Händen unserer gebildeten Leserinnen **). Aber es ist noch ein zweiter, um volle achtzig Jahre älterer vorhanden, und dieser zwar aus der blühendsten Periode der römischen Republik, wo die überwundene und ausgeplünderte Welt gerade im Begriff stand, an

*) S. den XVI. Aufsatz dieses Bandes. Die hier versprochene Fortsetzung ist jedoch leider nicht erschienen.

**) Horaz, Satiren II, 8. in Wieland's Uebersetzung, Th. II. S. 236 ff.

den räuberischen Siegern durch Mittheilung aller asiatischen und Alexandrinischen Ueppigkeiten vollkommene Rache zu nehmen.

Der Hohepriester Q. Metellus Pius, der Schwiegervater des grofsen Pompejus, der Zeitgenosse des Cicero und aller gepriesenen Männer jenes Zeitalters, hatte in seinen archivalischen Nachrichten alle Schüsseln *) verzeichnet, die bei einem festlichen Priesterbanquet in Rom in Gegenwart der ganzen heiligen Sippschaft seiner Collegen und Colleginnen aufgetragen worden waren, und ein späterer Alterthumsforscher aus dem Zeitalter der Theodose, Macrobius, hat sich die Mühe gegeben, diesen Küchenzettel der Wahrheit zur Steuer für die Nachwelt aufzubewahren, die auch auf solche Angaben Schlüsse auf die Gröfse der Römer zu begründen suchte. Wir erfahren hier, dafs den 24. August — also in einer Jahreszeit, wo man in jenen Gegenden mehr das Bedürfnifs der Abkühlung, als der Sättigung zu empfinden pflegte — ein neugewählter Priester seinen Antrittsschmaus **) gegeben habe, wobei

*) Macrobius II, 9. 382 sagt: in indice quarto. Diefs verstehe ich von gewissen Registern oder, wie wir es nennen würden, Kirchenbüchern, die der oberste Pontifex zu halten pflegte. Ueber den Hohenpriester Metellus selbst s. Manuzzi zu Cicero's Briefen ad div. XII, 2. p. 758. Lips.

**) Man kennt diese Priestergelage, die bei den Römern für die üppigsten galten, wenigstens aus dem Horaz (Od. II, 4.) und der fleifsigen Sammlung des Gutherius, de jure pontif. I, 26. p. 112. ed. Paris. Sie waren wahrscheinlich um ihrer Heiligkeit willen den strengen Aufwandsgesetzen des früheren Roms nicht unterworfen, und so durfte man bei dieser Gelegenheit einmal gesetzlich schwelgen. Es scheint dabei Sitte gewesen zu sein, dafs jeder neueintretende Priester bei seinem Antrittsschmause ein ganz neues, vorher noch nicht gekanntes Gericht aufsetzen liefs, und die römische Küchenchronik pflegte diese Erfindungen sorgfältig aufzubewahren. So wissen wir, dafs Hortensius bei seinem Antrittsschmause zuerst eine Pfauenschüssel aufgesetzt habe (aus Varro, de re rust. III, 6. 6. u. Plinius X, 20, S. 23), und dafs in noch früheren Zeiten junge Hunde, die noch an der Mutter saugten, (catuli lactentes) eine Delicatesse bei einem solchen Schmause gemacht haben, Plinius XXIX, 4. S. 14, welches letztere selbst der grofse Küchengelehrte, der Jesuit Ludwig Nonne, de re cibaria II, 7. p. 210, ed. Antv., übersehen hat. Eben daher läfst sich vielleicht die Benennung coena adjicialis (weil immer ein neues Gericht dem älteren Küchengebrauch hinzugefügt wurde, m. s. Celsus IV, 2. p. 201, ed. Halleri.: adjiciendus est cibo pisciculus) bei'm Varro, wo wirklich die ältesten Ausgaben so lesen, (s. die varietas lectionis in der Schneider'schen Ausgabe S. 291.),

sich außer dem Gastgeber und Erzähler neun männliche und sechs weibliche Gäste befanden, die in drei Reihen auf den Tischsophas gelagert waren, so daſs auf zwei Sophas die Priester, auf dem dritten aber die vier Vestalinnen und zwei Frauen aus dem Hause des Lentulus — so hieſs der priesterliche Gastgeber — ihre Plätze hatten. An eine sogenannte bunte Reihe oder abwechselnde Vertheilung der Männer und Frauen war also hier eben so wenig als im ganzen Alterthum zu denken. Es war ein Ceremonienschmaus, und da ging es nach der Anciennetät der Liegenden. Auch konnte man einer Vestalin wohl gegenüber, aber nicht zur Seite liegen!

Zum Verständniſs des anzuführenden Speiseverzeichnisses muſs ich noch Folgendes im Voraus erinnern. Eine vollkommene und gerechte alte Mahlzeit bestand aus drei Haupttheilen, der Vorkost, der Mittelkost und der Nachkost. Die Vorkost sollte anfänglich blos zur Schärfung und Vermehrung der Eſslust dienen und war eigentlich nur aus kalten Schüsseln *), aus Austern, marinirten Fischen und saueren Gerichten, die wir Sardellensalate nennen würden, zusammengesetzt. Man trank dazu Meth **) und magen-

---

vertheidigen. Es war ein Spottname dieser Mahlzeiten, die immer ein neumodisches Anhängsel erhielten.

*) Dieſs nennen wir jetzt hors-d'oeuvres. Bast.

**) Von dem Methe hieſs diese Vorkost promulsis. Man nannte sie aber auch von den kalten Gerichten frigida, was Saumaise zu den Script. H. Aug. T. II. p. 167. gelehrt bewiesen hat. Sie heiſst in unserer Stelle des Macrobius antecoena, die Vormahlzeit, ein Wort, welches zwar Lipsius in epist. Miscell. Cent. I, 65. p. 87. für zweifelhaft hält, das aber Saumaise am angeführten Orte mit Recht vertheidigt. [Saumaise sagt: In antecoena sumebantur ostreae, echini, pelorides, spondyli et similia. Apud Macrob. lib. III. Antecoena echinos, ostreas crudas etc. Demnach vertheidigt er nicht diese Lesart, die auch nicht gut ist. Wenigstens hätte man schreiben müssen: In antecoena, wie unten In coena. Ich finde sie selbst weder in irgend einer alten Ausgabe, die ich vor mir habe, mit Einschluſs der von 1472, noch in irgend einer der sechs Handschriften der Nationalbibliothek. Die wahre Lesart ist ante coenam, und ich zweifle mit Lipsius, ob antecoena, was Saumaise schrieb, gutes Latein ist. Die späteren Schriftsteller sagen antecoenium; was aber das Wort antecoena anlangt, so ist sein Gebrauch durch keine Autorität begründet, man müſste denn die Stelle des Macrobius dafür gelten lassen. Bast.] — Die Sardellensalate waren mit Essig und einem Fischpickel angemacht, der bei den Griechen garum, bei den Römern liquamen hieſs, und sie wurden daher in der Zusammensetzung oxygarum genannt. Daher sagt Martial III, 50. von einem unverschämten Vorleser seiner Verse sogleich bei der Vorkost:

wetzende, scharfe Weine *). Wir würden diese Entrée den Imbifs nennen können, und wer in Riga oder Petersburg je zu Gaste war, wird wissen, wie weit ein solches Vorgefecht vor der wirklichen Schlacht, wie es die Alten nannten, getrieben werden kann. Nun folgte das Haupttreffen mit Gebratenem und Gesottenem aller Art, ein wahrer Cursus der Zoologie aus der Küche, wobei wieder eine Schüssel, die immer von Schweinen oder wenigstens von einer ganz neuen Erfindung **) sein mufste, das Haupt des Gastmahls genannt wurde. War hier der Sieg glorreich erfochten, so wurde das Schlachtfeld von den dienenden Sclaven gereinigt, die Schüsseln wurden abgetragen und es erfolgte die Nachkost oder die zweite Linie (mensae secundae), die aus Obst, Confect und Backwerk bestand. Nun ist in Absicht auf unseren hohenpriesterlichen Küchenzettel zu bemerken, dafs der dritte Theil der Nachkost ganz fehlt und nur die zwei ersten Theile aufgeführt sind, dafs aber, weil es hier aufserordentlich herrlich zugehen sollte, auch schon die Vorkost Gebratenes aufstellt und diese wieder in zwei Gänge eingetheilt war. Nach dieser Vorerinnerung lassen wir nun die Schüsseln zuvörderst in Reihe und Gliedern aufmarschiren und begleiten sie dann noch mit einigen Bemerkungen.

A. Vorkost ***).

Erster Gang.

1) Seeigel (echinus esculentus Linn.).

Leg' ich die Sohlen ab, so wird urplötzlich ein grofses
Buch gebracht, und zwischen Salat und Sülze genossen.

So hat Ramler Th. II. S. 147. die Worte des Martial affertur — inter lactucas oxygarumque liber übersetzt, obgleich Sülze etwas ganz Anderes bedeutet. S. auch Martial XIII. 99.

*) So trinkt man jetzt vor dem Essen eine Mischung von Madera und Absinth und zwischen den Gängen und Beiessen alten Liqueur, was man le coup de milieu nennt. Bast.

**) So ist bei'm Horaz, Sat. II, 8. 86. der gebratene und in einer grofsen Schüssel, die zwei Sclaven zugleich auftragen, servirte Kranich ohne Zweifel das Hauptgericht und der Triumph der Küchenweisheit des Nasidienus. Man nennt diese Hauptschüssel caput coenae. S. zu Cicero, Tusc. V, 34.

***) Macrobius a. a. O. sagt: Coena haec fuit. ANTE COENAM echinos, ostreas crudas quantum vellent, pelorides, sphondilos (man mufs schreiben spondylos oder sphondylos, σπονδύλους, σφονδύλους), turdum, asparagos subtus, gallinam altilem, patinam ostrearum, peloridum, balanos nigros, balanos albos (Cod. 8676. hat nigras albas, was richtiger ist); ITERUM spondylos glycomeri-

2) **Frische Austern, in selbst beliebiger Quantität (quantum vellent) *).**
3) Pelorische Gähnmuscheln, pelorides (zur chama gigas Linn.).
4) Lazarusklappen (sphondylus gaederopus Linn.).
5) Weindrossel (turdus musicus Linn.).
6) Spargel mit einer Poularde oder fetten Henne **).
7) Eine Schüssel mit zugerichteten Austern und Gähnmuscheln untereinander ***).
8) Schwarze und weifse Meertulpen (lepas balanus Linn.).

---

das (man mufs schreiben glycymaridas, das griechische Wort ist γλυκυμαρίς, s. Schneider's griechisch-deutsches Wörterbuch I. S. 294.), urticas, ficedulas, lumbos, capragines, aprugnos, altilia ex farina involuta, ficedulas, murices et purpuras. IN COENA sumina, sinciput aprugnum, patinam piscium, patinam suminis, anates, querquedulas elixas, lepores, altilia assa, amilum, panes Picentes. Bast.

*) Diese Formel quantum vellent bedeutet bei einem Küchenzettel, dafs, wenn die erste Schüssel Austern verzehrt war, man eine andere auftrug u. s. weiter, bis dafs die Gäste zur Genüge hatten, was wir jetzt bisweilen bei unseren déjeuners-dîners machen. Bast.

**) Ich kann zwar keine bestimmte Stelle anführen, wonach das Castriren der Hühner, wodurch sie die Gaumenlüstlinge zu Poularden umschaffen, als eine Erfindung der Alten aufträte, auch wufste der Jesuit Nonne nichts davon zu sagen II, 19. p. 275. Allein da sie das Mästen im Finstern (s. Varro, de R. R. III. 9. mit Schneider's Anmerkung T. II. p. 546.) und das Ersticken der Hühner im Weine (Horaz, Sat. II. 4. 18. mit des englischen Arztes Lister scharfsinniger Untersuchung über die Ursachen des dadurch bezweckten Wohlschmacks, ad Apicium VI. 9. p. 182.) schon kannten, so zweifle ich gar nicht, dafs ihnen, die fast Alles, was lebendig war, selbst die Fische, um ihres Gaumens willen, castrirten, auch diese Castration bekannt gewesen, und übersetzte daher gallinia altilis ohne Bedenken mit Poularde.

***) Macrobius hat vorher die Ostreas und Pelorides ohne Zusatz angeführt. Da waren sie also frisch und ohne weitere Zurichtung im Meerwasser selbst servirt worden. Nun sagt er aber patinam ostrearum et peloridum. Hier verstehe ich eine künstliche Zurichtung, ein cuminatum, wie es im alten Kochbuche des Apicius I, 29. oder IX, 7. angegeben wird; und so etwas nennt Apicius selbst an hundert Stellen patinam, ein Schüsselgericht. [So findet man in der Beschreibung des Mahles oben sumina und weiter hin patinam suminis. Es scheint mir, dafs patina ostrearum, piscium, suminis, synonym sind mit ostreae pati-

Zweiter Gang.

1) Lazarusklappen.
2) Süfse Gähnmuscheln (chamae glycymerides).
3) Meernesseln, urtica (actinia senilis Linn.).
4) Feigenschnepfen (motacilla ficedula Linn.).
5) Coteletten *) von Reh- und Schweinswildpret.
6) Eine Hühnerpastete (altilia ex farina involuta) **).
7) Noch einmal Feigenschnepfen ***).
8) Stachel- und Purpurschnecken (murices et purpurae).

B. Mittelkost.

1) Schweineeuter †).

---

nariae, piscis patinarius, sumen patinarium, und dafs sie eine Schüssel Austern, Fische und Euter à la sauce bedeuten. S. die Erklärer zu Plaut. Asinar. 1, 3, 28. und Horaz, Sat. I. 3, 80. Bast.]

*) Das Wort im Original heifst lumbos. Ich verstehe darunter Rippchen, die sonst lumbelli genannt wurden. S. Humelberg zum Apicius VII, 1. p. 184. Uebrigens mufs hier die einzige richtige Verbesserung des Saumaise, Exercit. ad Solin. p. 323. a. G. gelten, der gelesen haben will, lumbos caprugineos, aprugnos. [Der Codex 8676. von der Nationalbibliothek hat capraginos und nähert sich demnach der Conjectur Saumaise's. Bast.] Nur mufs man dabei nicht an Ziegenfleisch, sondern an Rehwildpret (von caprea) denken, das auch der Küchenprofessor Latius bei'm Horaz, Sat. II, 4. 43. sehr gut zu empfehlen weifs. Vergl. Nonne, de re cib. II, 10. p. 222.

**) Die lateinischen Worte scheinen mir vielmehr Geflügel zu bedeuten, die in einen Mehlteig eingetaucht und geröstet sind. Nach dieser Erklärung gibt diese Stelle eine Aehnlichkeit zwischen der Römischen und Wiener Küche. Man vergleiche das, was Böttiger darüber am Ende der Abhandlung sagt. Die Wiener können sagen, dafs das Alterthum schon kannte und liebte, was sie backene Hendl und die französischen Küchen poulets en marinade nennen. Bast.

***) Hier wahrscheinlich auf eine andere Weise zugerichtet, etwa mit einer Spargelbrühe, wie bei'm Apicius IV, 2. p. 109.

†) Das Wort im Original heifst Sumina. [Einige Handschriften lesen in coena summa, und dieselben geben weiter oben asparagos. Subtus, gallinam altilem statt asparagos subtus gall. alt. Ich glaube nicht, dafs diese Varianten viel Aufmerksamkeit verdienen. Sumina ist ohne Zweifel die richtige Lesart. Bast.] Es war diefs ein eigenes Raffinement des Gaumens bei den Römern, dafs man die Sau sogleich, nachdem sie geferkelt hatte, tödtete, und die von Milch strotzenden Euter (die dann am

2) Ein wilder Schweinskopf.
3) Ragout aus Schweineeuter (etwa wie bei'm Apicius, R. Coqu. VII, 2. p. 187).
4) Gebratene Entenbrüste *).
5) Wilde Enten frikasirt **).
6) Hasenbraten.
7) Gebratene Hühner.
8) Crême aus Kraftmehl (amylare) ***). Zum Ganzen genofs man Picentinische Zwiebacke, in Milch getaucht †).

---

wohlschmeckendsten sein sollten, wenn noch kein Ferkelchen davon gesogen hatte,) auf der Stelle so zurichtete, das man bei'm Genufs noch die Milch schmeckte. Diefs hiefs eigentlich Sumen, von sugere, saugen. S. Plinius VIII, 51. S. 77. und XI, 38. S. 84. und Hardouin's Anmerk. zu beiden Stellen. So versteht man auch das Epigramm des Martial, in seinen Küchengeschenken XIII, 44. (Ramler, Th. V, S. 225.)

Schweinsbrust ist diefs noch nicht, so sollte man denken, die Milch flofs
Stärker nicht, als an der Sau lebend das Euter noch safs.

[Ich ziehe die Lesart esse potes nudum sumen der anderen vor, die Ramler annimmt: esse putes nondum sumen. Nudum sumen ist das, was die Pariser Restaurateurs ein Euter au naturel nennen würden. Es ist von dem sumen patinarium verschieden, welches ein Euter à la sauce bedeutet. S. oben. Bast.] Die übrigen Collectaneen gibt Nonne, de re cibaria II. 4. p. 197 f.

*) Man afs von den Enten nur die Brust und das Halsstück, Martial XIII, 52., wie Lister zum Apicius S. 166. [Das befste Stück von der Ente ist jetzt das, welches man les aiguillettes nennt, über der Brust abgeschnitten. Bast.]

**) Das Wort im Original heifst Querquedulas elixas. Der grofse Kenner der alten Naturgeschichte, Schneider, getraut sich nicht, die Entenart, die dadurch bezeichnet ward, genau zu bestimmen, ad Colum. p. 458. Dafs sie den Namen von dem häufigen Zittern des Schwanzes haben, beweis't eben er ad Varr. p. 554. In der Nomenclatur unserer neueren Naturgeschichte sind es die Krichenten, franz. Corcerelle.

***) Amylum heifst seiner Ableitung nach das Mehl, das wie unsere Stärke durch Abseihen ohne Mühle gewonnen wird (S. Foes, Oecon. Hipp. p. V.). Daraus wurden, wie aus dem Apicius erhellt, allerlei delicate Crêmes und Kraftgerichte zubereitet, amylaria.

†) Das Original sagt ganz einfach panes Picentes (der Codex 6367. läfst panes weg) und stellt sie unter die Gerichte, die das Mahl ausmachen, während Böttiger zu glauben scheint, dafs man

Dieser Küchenzettel könnte mich zu bogenlangen Betrachtungen führen. Aber ich erinnere mich an das Tintenfafs, worüber Martorelli zwei Quartanten schrieb. Nur zwei allgemeine Bemerkungen kann ich hierbei nicht mit Stillschweigen übergehen. Die erste: Die Alten wufsten vortrefflich, was in jeder Jahreszeit, in jedem Monat das Schmackhafteste und Zeitgemäfseste sei. Die Mahlzeit wurde zu Ende des Augusts gehalten. Gerade alsdann sind die Meernesseln nach Réaumur's und Bomare's Bemerkungen am zartesten *). Um eben diese Zeit sind auch die Weindrosseln am delikatesten **), und die Rehe wurden nach Horaz (Sat. II, 4. 45.) in den Weinpflanzungen am geniefsbarsten ***). Eben diefs würde sich nun mit den verschiedenen Gattungen von Austern und Muscheln, die hier angeführt werden, beweisen lassen. Zweitens: Das römische Kochbuch scheint mit dem Wiener Kochbuche die meiste Aehnlichkeit zu haben †). Die Zubereitung der Speisen war äufserst weichlich. Man afs das Zarteste, was zu haben war; dabei liebte man das Fette in den Speisen aufserordentlich, und da der Gebrauch der Butter den Alten völlig unbekannt war und nur durch Olivenöl ersetzt wurde, so wurden alle Thiere so fett gemästet (altilia), dafs sie in ihrem eigenen Fette schwimmen konnten. So war die Feigenschnepfe (Beccafigo der Italiener) darum eine so grofse Leckerei, weil sie nur ein Fettklumpen ist. Daher auch der erstaunliche Hang zum Schweinefleisch, von welchem Plinius (VIII, 51.) versichert, dafs man fünfzig ganz verschiedene Geschmäcke (quinquaginta Sapores) daraus zuzubereiten verstanden habe. Aber auch hier liebte man nur das Milchende, Weichliche. Schinken afsen nur die Lastträger und Matrosen. Daher auch die Neigung zu den Sauentern, ohne welche keine rechtliche Mahlzeit gehalten werden konnte, und das bis zur abscheulichsten Grausamkeit getriebene Raffinement mit den trächtigen Sauen, die man mit Füfsen trat, um die Euter desto saftiger zu bekommen ††)

---

diesen Zwieback mit anderen Gerichten afs, wie wir es mit unserem Brod thun. Martial XIII. 45. sagt von dem Picentinischen Zwieback, dafs er so in der Milch anschwelle, wie der Schwamm im Wasser. Bast.

*) S. des gelehrten Herausgebers von Aristoteles's Thiergeschichte, Lamus's Bemerkungen hierüber T. II, in den Notes p. 582.

**) S. Bergius, über die Leckereien. Th. II. S. 150.

***) Horaz sagt: Vinea submittit capreas non semper edulas, die Weingärten liefern Rehe, die nicht immer schmackhaft sind. Er sagt also das nicht, was Böttiger annimmt. Bast.

†) Nach Nikolai's kennerhaften Aussprüchen, Reisen durch Deutschland Th. V, S. 225 f.

††) Ich setze die ganze Stelle des Plutarch hierher, damit man mich keiner Uebertreibung beschuldige, de esu carnium. Orat. II. p.

und ihnen dann nach dem Abortiren die Geburtsglieder lebendig auszuschneiden *). Gewifs möchte man um solcher ausschweifender, gefühlloser Schwelger willen den dritten Kreis in der Hölle des Dante nicht gern für eine blose Dichtung halten, wo er die antrifft, deren Gott der Bauch war:

Grandine grossa e acqua tinta e neve
Per aer tenebroso si riversa;
Pute la terra, che questo riceve.
Cerbero fiera crudele e diversa
Con tre gole caninamente latra
Sovra la gente che quivi è sommersa. —
Graffia gli spirti, gli scuoja ed isquatra.

Canto XI, 10—17.

Dort stürzt durch finstre Lüfte dichter Hagel
Und Schneegestöber mit geschwärzter Fluth,

997, A. Frf.: „Es haben es Viele jetzt in Gewohnheit, Sauen mit glühenden Bratspiefsen zu durchstofsen, damit das Blut durch die innere Gluth in alle Theile des Fleisches getrieben und diefs dadurch zarter und saftiger werde. Auch pflegen sie hochträchtigen Sauen auf den Bauch zu springen und sie so lange zu treten, bis das Blut und die Brühe der neugeborenen Ferkel in die milchenden Euter gedrungen sind und saftiger gemacht haben."

*) Auf diese Geburtsglieder (vulvae) war die Begierde der Gaumenlüstlinge ganz besonders gerichtet, nur konnten sie sich über den Zeitpunkt, wo sie am befsten zu geniefsen wären, nicht recht vereinigen. Einige zogen diesen Leckerbissen dann vor, wenn er von einer geschnittenen Sau kam, de virgine porca (s. Reines zum Petron c. 35. p. 147), Andere von einer Sau, die nur einmal geworfen hatte, porcaria, noch Andere, von einer Sau, die man durch grausames Schlagen zum Abortiren gebracht hatte. Dieser letzteren sprachen die Meisten den Preis zu, und sie hiefs vulva ejectitia. S. Plinius XI, 38. p. 84. und Athenäus III, 21. p. 100 f. Und diese letztere schnitt man den Sauen, wenn sie noch lebten, aus. So sind also die grausamen Fischesser, die jetzt noch die geschundenen Aale sich zu Tode zappeln lassen, um sie wohlschmeckender zu machen (s. teutsch. Merkur 1797. St. 4. S. 305.), oder die Engländer, welche die Lachse lebendig zerschneiden (to crimp salmons) oder die Spanferkel mit Spiefsgerten zu Tode peitschen, damit ihr Fleisch zarter werde, (siehe Moore's Edward, or various views taken from life and manners in England T. II, p. 81.) nur Descendenten jener römischen Unmenschen, über deren Küchensolöcismen, wie ich sie mit Lucian nennen möchte, (Nigrin. c. 31. T. I. p. 74.) schon ein Alter (Plutarch a. a. O.) die Donnerkeile des Jupiter herabruft.

Die Erde trinkt's und qualmt Gestank empor.
Das grause Ungeheuer, Cerberus,
Bellt, zähnefletschend mit drei Höllenschlünden,
Die hier versenkten Bösewichter an,
Zerkratzt die Geister, schindet und zerreifst.

XVIII.

Ueber die Trinksitte der Ceylonesen und der alten Griechen.

Mein würdiger Freund! *)

Das Bild in den Nachrichten über Ceylon von Knox, wovon Sie uns in Ihren Reiseabenteuern einen Auszug geben, erregte nicht ohne Ursache meine Aufmerksamkeit. Der Ceylonese, der sich da sein Getränke aus dem hornförmig gespitzten Trinkgefäfs in den geöffneten Mund herabspritzen läfst, erinnerte mich sogleich an mehrere alte Vorstellungen in den Denkmälern der griechischen Vorwelt, die ich schon oft mit grofsem Vergnügen angesehen habe. Jeder hat seine eigenen Augenwinkel, seine eigenthümliche Art, die Sachen zu sehen und das Gesehene zu vergleichen. Jener Zahnarzt im Parterre sah und bewunderte nur die weifsen Zähne der Schauspielerinnen und Schauspieler! Ich durchblättere selten eine Reisebeschreibung, ohne die sonderbarsten Vergleichungen und Combinationen zwischen den entferntesten Völkerschaften und Zeitaltern anzustellen. Zuweilen führt dieses unschuldigste aller Phantasiespiele auf überraschende Resultate und gibt die befriedigendsten Aufklärungen über Bildwerke und Vorstellungen aus dem Alterthume. Bleiben wir jetzt bei der seltsamen Trinksitte Ihres Ceylonesen stehen. Wer sollte, wenn er diese bei Knox erblickt, sich beigehen lassen, dafs gerade dieselbe Sitte auf den zierlichsten Antiken der Griechen und Römer, wo Freudengelage und Gastmähler abgebildet werden, vor unsere Augen trete? Und doch ist dem also. Eins der lieblichsten Gemälde, die aus den Ausgrabungen von Resina zu Tage gefördert

*) Dieses Schreiben richtete Böttiger an den Verfasser der kleinen Abenteuer zu Wasser und zu Lande, Chr. Weyland. Das hier erwähnte Bild ist dem vierten Bande dieses Werkes vorgesetzt.

und den Herculanischen Alterthümern einverleibt worden sind *), führt uns zum Bacchanal oder Trinkgelag eines griechischen Zechers, der so eben die schöne Frau, die ihm in geziemender Stellung zur Seite sitzt, während er, in der Sitte des Alterthums auf dem weichlich aufgepolsterten Tischbette liegend, sich aufstützt, im Genufs der holden Bacchusgabe hoch leben läfst und ihren Namen trinkt **). Hier saugt nun der üppige Lüstling den Wein ganz in jener Manier, die wir dort im fernen Indien bemerken. Ein Strahl des süfsberauschenden Nectars springt aus der Oeffnung an der Spitze des Trinkhorns in gerader Richtung auf die lechzenden Lippen des feinzüngelnden Trinkers. Man sieht es ihm an, dafs er durch dieses Raffinement den Fehler wieder gut machen will, den jener sybaritische Geniefser der Natur vorwarf, dafs sie nämlich vergessen habe, den Trinklustigen einen Kranichhals auf die Schultern zu setzen. Eben so merkwürdig ist die Figur eines mit dem Hercules um den Preis der gröfsten Stärke im Zechen kämpfenden Bacchus auf einer goldenen Schüssel, die im Jahr 1774 zu Rennes in der Bretagne gefunden und von da in die Bibliothek des Königs oder die jetzige Nationalbibliothek gebracht wurde, wo sie jetzt durch die Bemühung des wackeren Conservateurs dieser Bibliothek, Millin, in Kupfer gestochen und gelehrt erklärt worden ist ***). Das Trinkgefäfs, welches der siegreiche Bacchus so eben geleert hat, ist gleichfalls hornförmig zugespitzt und zeigt durch seine Richtung hinlänglich, dafs Bacchus sich eben so durch die kleine Oeffnung unten den Saft seiner begeisternden Traubenspende in den Mund herabrinnen liefs, wie wir es auf dem Herculanischen Gemälde erblickten. Die Gleichheit der Sitte selbst ist also schon hierdurch aufser allen Zweifel gesetzt. Allein es erhält hierdurch die ganze Trinklust der Alten einen neuen Aufschlufs. Aus Stierhörnern, so sagt uns der Tischphilosoph Athenäus und mit ihm eine ganze Schaar von Alterthumsforschern, tranken die ältesten Griechen am häufigsten ihren Wein. Das stellt man sich nun gewöhnlich so vor, als hätten sie das Horn an der oberen breiten Seite, wo es zunächst auf dem Scheitel des Thieres aufsteht, an die Lippen gesetzt, und bei den Trinkhörnern der alten nordischen Völker von der Stirn des Urs oder Auerochsen und später auch in köstlichen Metall- und Bildwerken ist diefs unstreitig der Fall gewesen, wie sich ein Jeder überzeugen kann, der die alten Schnitzwerke und Metallsculpturen in Millin's Antiquités nationales oder in der Archaeologia Britannica genauer betrachten will. Allein bei den Griechen fand man es weit beque-

*) Pitture d'Ercolano T. I. tav. 14. p. 79.

**) Man nippte so viele Becher, als der Name der süfsen Herzenskönigin Buchstaben hatte.

***) S. Millin's Monumens inédits T. I. P. IV. n. XXI.

mer, dem Horn oder dem Becher, der nun die Gestalt eines Horns bekam, unten an der Spitze eine kleine Oeffnung zu geben, um durch diese den Wein in selbstbeliebiger Abmessung herabspritzen zu lassen. Das will nun zwar nicht so viel sagen, als hätten die Alten nur auf diese Weise getrunken. Nein, ihre gewöhnliche Art zu trinken bestand im Ausschlürfen kleiner Trinkschälchen, die man mit einem griechischen Worte cyathos nannte und aus der grofsen Schale gerade so füllte, wie wir jetzt den Punsch aus dem Punschnapf zu schöpfen pflegen. Allein wir finden doch unter den hundert niedlichen und kunstreichen Formen der kleineren und gröfseren Trinkgeschirre, in deren Erfindung und Anschmückung das Alterthum eine unglaubliche Ueppigkeit der Phantasie bewies, auch eine Gattung von Bechern sehr häufig erwähnt, deren besondere griechische Benennung ihrer Ableitung nach am beſsten durch ein Rinnkännchen oder durch Ausströmling, wenn uns dieses Wort erlaubt wäre, gegeben werden könnte *). Und die Form dieser Geschirre war stets die eines mehr oder weniger gebogenen Trinkhorns, an dessen spitzzulaufendem Ende eine Oeffnung angebracht war, die man nach Willkür öffnen oder verstopfen konnte. Selbst bis auf unsere Tage haben sich einige dieser Gefäfse in Thon und Glas erhalten. Wer die reiche Alterthumssammlung der Nationalbibliothek in Paris zu betrachten Gelegenheit hat, findet mehrere Becher dieser Art dort aufbewahrt. Im Museum zu Portici bei Neapel war eins von Glas zu sehen, dem aber nur unglücklicher Weise die Spitze abgebrochen war und unter den Vasen aus gebrannter Erde, die Tischbein in seiner zweiten Sammlung in Kupfer gestochen hat, befinden sich einige von aufserordentlicher Zierlichkeit **). Auch hat Millin ein sehr niedliches aus Durand's Alterthumssammlung im zweiten Hefte des zweiten Theils seiner Monumente aufgestellt. In keinem Lande scheinen sie indefs im Alterthum so häufig im Gebrauch gewesen zu sein als in Aegypten in den Zeiten der Lagiden oder der Nachfolger Alexander's des Grofsen. Auf der berühmten ägyptischen Mosaik, die zu Palästrina gefunden und der Gegenstand so vieler antiquarischer Forschungen geworden ist, trinken in kühlenden Schilflauben ägyptische Zecher aus solchen Hörnern ***), und die Königinnen von Aegypten führten dieses Trinkhorn häufig auf ihren Münzen, wo es aus Unkunde oft mit dem sogenannten Füllhorn oder corne d'abondance verwechselt worden ist †). Die wahre Ursache davon ist die, dafs diese Trinkhörner bei den jährlichen

*) 'Ρυτόν von ῥέειν, fliefsen.

**) Die Beweise alle in Millin's Monumens inédits T. I. P. III. p. 170 ff.

***) S. Mémoires de l'académie des Inscriptions T. XXX. pl. 1.

†) S. Eckhel, Doctrina numorum vet. T. IV. p. 12.

Prachtaufzügen, die dem Bacchus zu Ehren in Alexandria mit unglaublicher Herrlichkeit gehalten wurden, ganz besonders den Königinnen zu Ehren paradirten, wie wir aus Beschreibungen solcher Festprocessionen bei'm Athenäus lernen.

Und gerade der Umstand, dafs bei den dem Bacchus zu Ehren gefeierten Prunkaufzügen diese Becherform eine sehr bedeutende Rolle spielte, ist uns vielleicht ein bedeutender Fingerzeig, wohin wir eigentlich die Wiege und den Ursprung dieser Sitten zu versetzen haben. In Indien trank man, wie wir aus den Fragmenten des griechischen Geschichtschreibers Ctesias wissen *), fast nur aus Hörnern. Die heutigen Hindoos lieben diese Manier, den Trank, und wäre es auch nur das heilige Wasser des Ganges, so frisch und lebendig aus dem Gefäfs herabrinnen zu lassen, auch jetzt noch aus einer alten Religionssatzung. Wie merkwürdig ist nun diese, wie es anfangs schien, nur zufällige Uebereinstimmung in so verschiedenen Ländern und Zeitaltern! Lächle der Spötter immerhin über unsere kleinlichen ängstlichen Forschungen, und nenne diefs antiquarische Hirsekörner durch das Nadelöhr der Spitzfindigkeit werfen. Oft entdecken wir doch in diesen Aehnlichkeiten ganz unerwartet eine Familienphysiognomie, die uns auf Abstammungen aus demselben Geschlechte schliefsen läfst. Mit einem Worte: diese Sitte der alten Griechen und der gräcisirenden Aegypter bestätigt wenigstens als ein Collateral-Beweis auf's Neue, was wir auch schon aus anderweitigen Forschungen bis zu der Evidenz, deren überhaupt Untersuchungen der Art nur fähig, zu erklären bereit sind, dafs der Bacchusdienst der Griechen durch eine langwierige Wanderung von Indien durch Oberasien herab erst über Phrygien (das Reich der Midasse) und Thracien (das Reich der Lykurge) in das Herz des eigentlichen Griechenlands eingedrungen, und dafs der zweimalgeborene (bimater) Thebanische Bacchus nicht erst nach seiner Zeitigung in der Hüfte des Zeus (eine echt orientalische Allegorie) aus Theben auf das Gebirge Nysa im Morgenlande gebracht, sondern aus jenem Nysa ursprünglich zu den Griechen nicht ohne harten Widerstand der älteren, einheimischen Religionsgebräuche und Jongleurs (man denke an die Geschichte des Pertheus und der Bacchantinnen des Euripides) gekommen sei. Da diese Ansicht eines der wichtigsten Stücke der griechischen Mythologie durch ihre enge Verbindung mit den fanatischen Einweihungen zum indischen Lingam- oder Phallusdienste (gewöhnlich die Orgien des Bacchus genannt) und so manches an-

*) Ctesiae Indica c. 25. p. 832. edit. Wessel. Es ist freilich dort nur von den Hörnern der indischen Esel die Rede, allein schon Jones hat in den Asiatic Researches den Mifsverstand aufgedeckt, der in dieser Sage von gehörnten Eseln liegt. Es waren Stierhörner.

dere Abzeichen ihrer ausländischen Abstammung ein helles Licht über die frühesten Ideenwanderungen der griechischen Vorwelt und frühesten Menschheit überhaupt verbreitet, so ist dem, der in diesem Mythen-Labyrinthe hier und da einen sichernden und leitenden Faden anzuknüpfen sucht, jede Spur, die auf dieselben Resultate führt, natürlich sehr willkommen, und so mag denn auch Ihr Ceylonese, mein würdiger Freund, mit seiner sonderbaren Art zu trinken, die wieder mit der der heutigen Hindoos völlig übereinstimmt, dem antiquarischen Sagenklitterer als ein kleiner Fund erscheinen, wodurch er das, was durch Jahrtausende und ganze Welttheile getrennt zu sein scheint, ganz unerwartet zusammenknüpft. Und wäre es auch nur ein los und frei sich bewegendes Ideenspiel, warum sollte zur Uebung und Aufheiterung nicht auch dieſs gestattet sein? Immer ist diese Combination noch sehr bescheiden gegen so manche andere, die unsere Mythenforscher mit allem ihnen zu Gebot stehenden Witz aufgeputzt haben. Was dünkt Ihnen z. B. davon, daſs so eben einer meiner antiquarischen Glaubensbrüder die ganze Grafen- und Herrenbank des heiligen römischen Reichs tief in's mittlere Asien hineingeschoben und grundgelehrt bewiesen hat, daſs die nordischen Grafen nichts Anderes seien als Grapiones, Grypen, mit einem Worte die berühmten Wundervögel, die Greifen des Alterthums? *)

So viel ist gewiſs, daſs die uns vorliegende Sitte, aus den Hörnerspitzen sich den Trank in's Maul laufen zu lassen, bei den ältesten Processionen des Bacchus, so wie sie aus Asien zu den Griechen herüber kamen, häufig vorgekommen sein muſs. Dieſs schlieſsen wir unter Anderem aus einem Bruchstück des Pindaros bei'm Athenäus, wo von den Thiermenschen, den Centauren, erzählt wird, sie hätten aus solchen Gieſshörnern (rhytis) sich berauscht. Es ist aber von mir in einer eigenen Abhandlung **) so deutlich als möglich gezeigt worden, daſs die Centauren der Griechen, als indische oder asiatische Hieroglyphen oder Fabelthiere, ursprünglich durch den Bacchusdienst nach Thessalien und in das übrige Griechenland gekommen, eingedrungen und dort erst die wilden Bestien geworden sind, die einst Hercules und Theseus mit so vielem Nachdruck bekämpften. Auch hatte sich in den, unter dem eigentlichen Griechenlande gelegenen Weinländern, die der Grieche in das vielumfassende Wort Thracien einschachtelte, diese Trinksitte stets erhalten, die selbst bei'm Horaz noch unter der Benennung thracische Amystis noch vorkommt. Denn es gehört nun auch noch besonders zu den Trinkgesetzen, die hierbei

---

*) S. Hüllmann (Professor in Frankfurt an der Oder), Theogonie oder Untersuchung über den Ursprung der Religion des Alterthums (Frankf. 1804.) S. 165 ff.

**) Vasengemälde, im dritten Hefte.

von den echten Bacchusbrüdern auf's Strengste befolgt wurden, dafs der, welcher aus solchen Hörnern sich die herzerfreuende Bacchusgabe herabrinnen liefs, nicht eher absetzte und den Mund schlofs, als bis das ganze Trinkhörnchen (oft vom beträchtlichsten Umfang) rein ausgelaufen war, und daher das griechische Wort, welches einen herzhaften Schluck bedeutet, zwischen welchem man die Lippen nicht schliefst *). Natürlich führt diefs am Ende zur Völlerei und Unmäfsigkeit. Darum ereifert sich auch ein frommer Kirchenvater, der heilige Ambrosius, nicht wenig gegen diese Sitte, die also noch im vierten Jahrhunderte nach Chr. Geb. ihre treuen Verehrer gefunden haben mufs. „Da lassen sie", ruft er in einer seiner Fastenpredigten zürnend aus, „durch ein Horn den Wein in die Kehlen herabströmen. Setzt Jemand auch nur einen Augenblick ab, so ist's ein Verbrechen, als hätte ein Soldat die Fahne verlassen, die Schlachtordnung ist durchbrochen, die Streiter sind aus dem Felde geschlagen" etc. **). — Wer weifs, was wir in Kurzem noch erleben! Die Gräcomanie und Wuth der Pariser, in allen Punkten der Tafelfreude und des sinnlichsten Genusses von Speise und Trank alle Gaumenlüste der alten und neueren Zeit zu vereinen, darf nur einen kleinen Anstofs durch irgend einen antiquarischen Spitzkopf erhalten, und dieselben Lüstlinge, die vor einigen Jahren statt ihrer Walzer und Gavotten nur Thiasen (thiasos) tanzten, weil sie erfuhren, dafs die Griechen ihre rauschenden Taumeltänze bei der Bacchusfeier so genannt hätten, trinken ihre aus ganz Europa zusammengerufenen Weine nun auch in Amysten und schlucken aus vollen Hörnern den edelsten Rebensaft, den sie mitten in ihrer rasenden Genufsjagd, nach den Bemerkungen eines strengen, aber wahrhaften Sittenmalers ***), jetzt bouteillenweise und bis zur äufsersten Berauschung gierig hinabstürzen. Wohl bekomm' es den Schlingern! Wir loben uns den kleinen Freundschaftsbecher der geselligen Freude, die pocula rorantia, die schon der weise Socrates als die Würze eines traulichen Tafelgesprächs empfohlen hat. Erinnern Sie sich, wenn Sie diefs lesen,

Weimar, im April 1804. Ihres

Böttiger.

---

*) Ἀμυστις von ἀ und μύω, ich schliefse die Lippen. Alles hierher Gehörige hat Fischer gesammelt in seiner neuesten Ausgabe des Anacreon, carm. 21. p. 86.

**) „Per cornu etiam fluentia in fauces hominum vina decurrunt: et si quis respirverit, commissum flagitium, soluta acies, loco motus habetur." de Elia et Jejunio c. 17. p. 64.

***) Napoleon Bonaparte und das französische Volk (Germania 1804.) S. 399.

XIX.

Womit löffelten die Alten?

(Veranlafst durch eine Frage über die schwarze Suppe der Spartaner).

Man mag über die Bestandtheile und Zubereitung der schwarzen Spartanischen Tunke auch noch so viele Zweifel haben, immer bleibt es gewifs, es war ein jus, ein Fleischabsud, mit Schweineblut, Salz und Essig zubereitet, un brodo, und wenn auch bis zu einem gewissen Grade verdickt und eingekocht, doch nicht wie eine Polenta oder andere teigartige Masse (maza, offa) mit den Fingern zu essen. Hier bleibt es also eine gastronomische Frage von Wichtigkeit in der Alterthumskunde: welches Tischgeräths oder Werkzeugs bediente sich der Spartaner, um diese Tunke dem Munde zuzuführen? Löffel oder irgend ein Surrogat des Löffels mufsten zur Hand sein, um dieses Schwarzsauer geniefsen zu können.

Hier tritt sogleich die Capitalfrage hervor: kannten die alten griechischen und römischen Esser überhaupt den Gebrauch unserer Löffel? Löffelten sie? — Es ist erwiesen, dafs sie zum Genufs der Fleisch-, Fisch-, Gemüs- und Teigspeisen sich im Allgemeinen weder einer Gabel noch eines Messers bedienten *). Für die Gabel fehlt ihrer Sprache sogar das Wort, und das, was sie Messer nannten, nahmen die Speisenden selbst nicht in die Hände.

*) Ein gelehrter Professor an dem Archigymnasium zu Ferrara zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, Jeronimo Barufaldo, hat in einem eigenen Aufsatze über die Tischwaffen der Alten (de armis convivalibus) diefs schon recht augenfällig dargethan, in dem Thesaurus antiqu. von Sallengre T. III. p. 741 ff. Mit Benutzung dieser Quelle hat dann der belesene Joh. Beckmann in Göttingen die Sache weiter ausgeführt in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen B. V. S. 286—300. Schon viel früher hatte der grofse Casaubonus die Sache klar ausgesprochen in Animadv. ad Athen. IV, 13. p. 241.

Sie erhielten Alles auf flachen Brodtafeln oder in kleinen Schüsseln schon mundrecht vorgeschnitten und hätten schon ihrer Lage an den Tischsophas nach, die nur den Gebrauch der rechten Hand gestattete, selbst dann nicht schneiden können, wenn ein cultellus (μαχαιρίδιον) dabei gelegen hätte. So wie sie nun der Messer und Gabeln in der Ordnung nie bedurften, so konnten sie wohl auch jenes Werkzeug, welches wir Löffel nennen, ganz gemächlich entbehren *). Um diefs weniger auffallend zu finden, erwäge man Folgendes:

1) Die Alten kannten das, was wir Suppe nennen, gar nicht. Ihr jus (ζωμός) war selten etwas Anderes als eine mehr oder weniger gewürzte Brühe, in Begleitung anderer Speisen ein Gaumenreiz mehr, worin ihre Kochkunst allerdings das Unglaubliche geleistet zu haben scheint. Die Schmecker und Schlucker fanden also hier nichts zu löffeln. Auch hier hiefs es wohl: la sauce fait la viande. Doch scheinen die köstlichsten Saucen nur bei'm Fischgenufs angewendet worden zu sein. Der Braten mufste sich durch die raffinirteste Einfachheit in eigenem Wohlgeschmack saftig erhalten. Das war ein armer Schlucker, der nur auf Tunken reducirt war und sich den Magen mit Tunkbrod füllen mufste. Man denke an die Schilderung des Heifshungers, womit die Lustdirnen, wenn sie zu Hause sind, über ihre Bettelsuppe herfallen, in der Stelle des Menander nach der freien Bearbeitung des Terentius (Eun. V, 4. 17.):

— sie schlingen aus übernächt'ger Tunke schwarzes Brod **).

2) Im Allgemeinen bediente man sich doch auch bei'm Genufs der selbständigen Brühen und Saucen nur der Finger. Aber hier traten nun Brodbrocken als Vermittler ein. Man steckte diese in die Schüssel und titschte so die Flüssigkeit aus, das Brod ableckend oder sogleich mit verschlingend. So war auch hier das Brod, welches vielleicht schon zur Unterlage des Fleisches gedient hatte und die Teller ersparen half, Stellvertreter des Löffels. Nur auf diese Weise wird die bekannte Rede Jesu, womit er seinen Verräther bei'm Ostermahle bezeichnete: der mit mir die Hand in die Schüssel taucht, erst ganz verständlich ***). Judas

---

*) Aus eben dem Grunde, aus welchem sie auch der Messer entbehren konnten, weil alle Speisen mundrecht waren. S. die treffende Anmerkung des englischen Arztes Lister zum Apicius IV, 2. p. 129.

**) Ex jure hesterno panem atrum vorant. Das schwarze Brod ist solches, wo die Kleie nicht ausgeschieden ist. Damit fahren sie in die Tunke.

***) ὁ ἐμβάψας μετ' ἐμοῦ ἐν τῷ τρυβλίῳ τὴν χεῖρα. Matth. 26, 23.

taucht einen Brocken des ungesäuerten Brodes in das Schüsselchen, welches zu dem sehr trockenen Osterlammsbraten eine Essigsauce enthielt.

3) Es läfst sich aber auch erweisen, dafs man bei Zeiten anfing, aus der zum Schöpfen ausgehöhlten Kruste des Brodes einen sogenannten Taubmannischen Löffel zu machen und damit die Brühe und Alles, was etwa darin lag, aufzufassen und an den Mund zu bringen. Zwar scheint die gewöhnliche, ganz fladenartige, mehr zum Brechen als zum Schneiden eingerichtete Form des Brodes, die wenig Dicke und Krume bot, einer solchen Aushöhlung nicht günstig gewesen zu sein, allein wer mag alle Brodarten und Künste des Brodbackens, die bei den Alten mit gröfster Virtuosität geübt wurden, ergründen und bestimmen können. Das Brod zu solchen improvisirten Löffeln fehlte gewifs nicht *). In dem für die Technologie und Kenntnifs des inneren häuslichen Lebens der Alten so wichtigen Onomasticon des Pollux, welches, zur Beschämung unserer sprach- und sachkundigen Philologen sei es gesagt, noch immer einen neuen Herausgeber erwartet, kommt in dem ausführlichen Abschnitte, wo die Benennungen aller Tischbedürfnisse und Geräthschaften aufgezählt werden, auch das Wort Mistyle vor, welches ein Grammatiker so erklärt: M i s t y l e ist e i n a u s g e h ö h l t e r B r o d b r o c k e n, d e r, u m B r e i o d e r T u n k e z u g e n i e f s e n, v e r t i e f t w u r d e, für welche Art des Essens auch ein davon abgeleitetes Zeitwort gebildet wurde **). Was war natürlicher, als dafs man nun an ein so ausgehöhltes Stück Brod einen Stiel, Span (spoon der Engländer) steckte und sich auf diese Weise einen Löffel erschuf, der, wenn das Brod erweicht war, entweder gegessen oder unter den Tisch geworfen wurde, eine Sitte, von welcher sogleich ausführlich berichtet werden soll. Was das Essen anlangt, so erinnert diefs an den oft belächelten Orakelwitz in Virgil's Aeneide, wo die an der Küste von Latium endlich gelandeten Gefährten des Aeneas einen so glänzenden Matrosenappetit entwickeln, dafs sie die Tische mit den Speisen zugleich ver-

*) Ich würde es unter der Benennung *κόλικες* und *κόλλαβοι* bei den Griechen, unter der panis buccellatus bei den Römern suchen. Man vergl. vor Allem den von den Brodarten handelnden Abschnitt bei Pollux VI, 72—74, der durch Stellen aus dem dritten Buche des Athenäus und den diätetischen Schriften des Galenus zu erläutern ist. Die Art, wie der Brodkuchen geknetet, geglättet und gebacken wurde, lernt man am befsten aus dem Moretum kennen, eine Idylle, die dem Virgil zugeschrieben wird und seiner nicht unwürdig ist.

**) *Μιστύλη ἐστὶ ψωμὸς κοῖλος εἰς ἔτνος ἢ ζωμὸν βαθυνθείς· ἀφ' οὗ καὶ τὸ μιστυλήσασθαι λέγουσιν.* Pollux VI, 87. Vergl. X, 89.

zehren, d. h. die zum Auflegen des Fleisches dienenden Brodfladen, hier doppelsinnig mensae genannt, auch mit hinabschlingen.

> Da mit der Hand sie verletzten und eifrigem Zahne die Rundung
> Der vom Verhängnifs bestimmten Krust' und gekanteten Fladen;
> Weh doch! selbst die Tische verzehren wir! saget Iulus *).

Dafs aber diese Brodlöffelei selbst sehr gewöhnlich und auch da, wo es hoch herging, gebräuchlich gewesen sein müsse, mag unter anderen die Stelle in den Rittern des Aristophanes beweisen, wo die beiden Lobhudler und Leckerbissen spendenden Schmeichler des als Demos personificirten Athenischen Volks einen Wettkampf in solchen Schmarotzerkünsten beginnen. Nachdem nun der Gerber Kleon gerufen: ich bringe Klöslein dir, schreit der Wursthändler von der anderen Seite:

> Ich diese Semmeln, die zu Löffeln ausgehöhlet
> Die Göttin selbst mit der Hand von weifsem Elfenbein.

Demos.

> Wie grofs, o heil'ge Göttin, ist dein Finger doch?

Wursthändler.

> O Demos, sichtbar hält die Göttin dich in Hut!
> Nun breitet sie über dich den Topf, von Suppe voll **).

Aber, könnte man einwenden, Griechen und Römer hatten ja doch schon ein eigenes Wort für den Löffel, cochlear, cochleare (κοχλιάριον), wovon in der romanischen Sprache noch cucchiaio, cuiller u. s. w. abstammt. Allein ich fürchte, dafs auch durch dieses Wort wenig für den Gebrauch der Löffel unserer Art bei den Mahlzeiten der Alten bewiesen werden wird. Cochlea bedeutet eine Muschelschnecke, und da die Schnecken vorzüglich zu den Leckereien der alten Tafelgenüsse gehören, indem die Art, sie zu füttern und fett zu machen, sogar in eine eigene Theorie gebracht worden war ***), so scheint man unter anderen Zubereitungen,

---

*) Aeneis VII, 114.: etiam mensas consumimus, inquit Iulus. Dort hat schon der gelehrte De la Cerda viel hierher Gehöriges gesammelt.

**) Aristophanes, Ritter V. 1168 ff. nach der Uebersetzung von Vofs. Im Original heifst es ausdrücklich: μυστίλας μεμιστυλημένας ὑπὸ τῆς θεοῦ (der Pallas, die Phidias auf der Burg mit elfenbeinernen Armen gebildet hatte), wobei doch die gewöhnliche Schreibart in die richtige μιστύλας etc. zu verändern ist. Man sieht also, kein Suppentopf ohne diesen Brodlöffel.

***) Plinius handelt in mehreren Stellen von der Schneckenliebhaberei der römischen Gaumenlüstlinge. Die ersten Schneckenbehälter (vivaria) hatte in der Gegend von Tarquinii Fulejus Hirpinus mit

wozu Apicius eine ganze Zahl von Küchenrecepten uns hinterlassen hat, auch die sehr geschätzt zu haben, wo man in der Schale selbst geröstete und mit einem Uebergufs gebackene Schnecken aus der Schale hervorhob, nachdem man sie vorher gebrochen oder angebohrt hatte. Und dieses Werkzeug hiefs ganz eigentlich Cochlear. Auch die gesottenen Eier pflegte man mit demselben Löffelchen, denn diesem mochte es doch wohl seiner Gestaltung nach am nächsten kommen, aufzubrechen und auszuessen *). Diefs Alles sagt der mit der Küchenkunst sehr vertraute und daher auch zuweilen Coquus, der Koch, benannte römische Epigrammendichter Martialis in seinem Distichon, wo der Ueberschrift Cochlear folgender Doppelvers untergesetzt ist **):

---

genauem Unterschied der Arten, IX, 66. Vergl. über ihre Zurichtung nach diätetischen Regeln, XXX, 6. s. 15. Der Polyhistor Varro hat der Schneckenpflege ein ganzes Kapitel gewidmet, de R. R. III, 14., woraus hervorgeht, dafs die Schneckenesser eben so sehr nach dem Vaterland derselben fragten, wie die Austernesser, und dafs man sie bis zu einer unglaublichen Gröfse auffütterte. Auch in neuerer Zeit machten sie in der Schweiz, wo man Schneckengärten hielt, einen Handelsartikel. S. Bergt Bergius, über die Leckereien, T. II. S. 256. Jetzt trägt, wunderbar zu sagen, der Blutegelhandel mehr ein!

*) Apicius VII, 16. Allein schon Nonnius in seinem gelehrten Commentar de re cibaria hat II, 11. p. 224. auch bemerkt: alii ipsis in testis adjectis candimentis elixant. Und zu dieser Art von Zubereitung war der Schneckenlöffel wohl zunächst bestimmt. Diefs hat der Leibarzt der Königin Anna, Martin Lister, auch in seinem Commentar zum Apicius p. 214. richtig bemerkt: Scito caput cochlearis tenui admodum mucrone fuisse productum, ut eo cochleae coctae commode e testis suis eximerentur. Die ein gewisses Mafs bezeichnende Bedeutung des Wortes (s. Rhodius im Lexicon zum Scribonius Largus) ist blos von der Schale der Muschel entlehnt und hat mit dem Tischgeräthe nichts zu thun. In der Bezeichnung des Tischgeräths ist das griechische κοχλιάριον doch wohl erst von den Römern zu den Griechen gekommen, wie schon Nunnesius muthmafste, wiewohl der allbelesene Lobeck keine Stelle dazu finden konnte, zum Phrynichus S. 321, wo übrigens noch mehrere echt griechische Wörter, μύστρον, πτέον, zur Benennung eines ähnlichen Werkzeugs vorkommen. Am bedeutsamsten scheint mir das bei Pollux VI, 87. X, 89. zweimal vorkommende κοχλιώρυχος, d. h. seiner Ableitung nach Muscheldurchbohrer.

**) Cum cochleis habilis sim, nec minus utilis ovis,
Numquid scis potius cur cochleare vocer.
Martialis XIV, 121.

Das Schneckenlöffelchen.

Da ich dienstlich dem Schneckengenuſs und dem Essen der Eier,
Weiſst du, warum man allein mich von den Schnecken benannt?

Eine merkwürdige Stelle über den Gebrauch dieses Geräthes bei'm Eieressen finden wir in jenem berüchtigten Gastmahle des römischen Erzschlemmers Trimalchio bei'm Petronius, die zugleich einen Zug der zügellosen, überall die Natur verkehrenden Ueppigkeit gibt, wovon jenes Gastmahl ein Gemälde aufstellt, das bald alles sittliche Gefühl empört, bald zur lächerlichsten Fratze ausartet. „Man theilt Schneckenlöffelchen herum" *), heiſst es da, „und wir schlagen damit Eier auf, die aus einem fetten Mehlteig gebildet sind." Dazu also, nicht zu jedem anderen Gebrauch, werden diese Cochlearia an die Gäste herumgegeben.

Noch ein anderes Wort ist in der römischen Sprache übrig, ligula oder lingula, worauf Martialis auch ein Distichon gemacht hat **). Alles erwogen, so hatte es gewiſs mit der Höhlung und der Bestimmung des Essens nichts zu thun. Es scheint ein sehr feines und dünnes Messerchen mit einer vorn etwas erweiterten Fläche, eine Art von Spatel, das auch zum Abschäumen und Aufstreichen gebraucht werden konnte, gewesen zu sein. An ein Surrogat unserer Eſslöffel ist dabei gewiſs nicht zu denken.

Kommen wir also nach solchen, nur zu kleinfügigen Untersuchungen auf den Punkt zurück, von dem wir ausgegangen sind, so möchte es wohl kaum zu bezweifeln sein, daſs die schwarze Spartanische Suppe mit Brodschnitten ausgetitscht wurde. Und eben so wenig wird der gesunde, durch die angestrengteste Leibesübung geschärfte Appetit dieser Suppenesser dem Beispiele der üppigen Griechen und Römer gefolgt sein, das so zum Auftunken und Abwischen gebrauchte Brod auf den Estrich des Speisesaals unter den Tisch zu werfen. Denn darin bestand wieder der empörende Uebermuth jener, von Sclaven aller Farben und Gattun-

---

Im ersten Verse habe ich die ausgehobenen Worte nach den von mir verglichenen Wolfenbütteler Handschriften hergestellt.

*) Accipimus cochlearia — ovaque ex farina pingui pertundimus, c. 28. p. 131. Es sind aber groſse gebackene Pfaueneier, in welche Schnepfen eingeteigt sind. Dazu werden nun sechspfündige Eierlöffel ausgetheilt.

**) Doch wäre es möglich, daſs die Muthmaſsung des gewaltigen Wissers Saumaise zu Pollux VI, 87., der das verdorbene Wort νίγλαν dort in λίγλαν verwandelt, in's Ziel getroffen hätte. Martial's Distichon (14, 12.) macht uns nicht klüger. Es kommt aber öfter als ein zartes Spatel bei ihm vor. Erschöpfend hat davon schon Rhodius zu den Recepten des Scribonius, 144. S. 217, gehandelt. Vergl. Schneider's Lexicon Rusticum s. v.

gen scharenweis bei der Mahlzeit umringten Gaumenhelden, daſs sie die Brodfladen, worauf das mit Saucen gewürzte Fleisch in Mundbissen zerstückelt lag, oder andere fettere Speisen ihnen gereicht wurden, nicht etwa an die hungernden Aufwärter zurückgaben, sondern sogleich als schmuzigen Unrath (purgamenta) auf die Erde warfen, um da entweder als Hunde- oder Sclavenfraſs aufgelesen oder mit Besen weggefegt zu werden, wenn der kostbare Marmorestrich mit frischem Feilstaub oder Sägemehl (scobis) überstreut wurde.

Man darf hier überhaupt den Umstand nicht aus der Acht lassen, daſs bei dem, wie es scheint, äuſserst seltenen Gebrauch der Teller und der unabänderlichen Sitte des Essens mit den blosen Fingern ein wahrhaft ekelhaftes Abträufeln des Fettes und der Sauce aller Art die Gäste in die unbequemste Lage versetzen muſste. Daher muſste Alles aufgeboten werden, um einem solchen, die ganze Mahlzeit hindurch dauernden Uebelstande möglichst zu begegnen. Schon der Umstand, daſs Jeder, mit einer Art von Kaftan bekleidet, seine Stelle auf den Tischsophas einnahm, und daſs bei dieser, unseren Schlafröcken ähnlichen Kleidung, die auch wohl während des Gastmahls gewechselt werden konnte *), einige Fettflecke nicht so genau genommen wurden, versetzt uns in eine ganz andere Lebensweise. Bekannt ist, daſs nach jedem Hauptgerichte alle Gäste von den aufwartenden Sclaven mit Waschbecken bedient wurden, und daſs dabei gewöhnlich weiche, feinhaarige Handtücher zum Abtrocknen gereicht wurden **). Es ist aber auch vorgekommen, daſs übermüthige Trimalchionen die Finger in dem schöngelockten Haarwuchs junger schöner Sclaven, die zu ihren Pagerieen (paedagogia) gehörten, abtrockneten ***). Auch waren ihnen wohl wirkliche Tücher zum Trocknen in Bereitschaft, eine Sitte, die mit dem Worte selbst zuerst von den Karthagern gekommen zu sein scheint †). Dieſs Alles aber war noch nicht zureichend, um das fast alle Augenblicke eintretende Bedürfniſs des Abtrocknens und Abwischens vollkommen zu befriedigen. Hier

*) Dieser Kaftan (vestis accubitoria, coenatoria) hieſs mit einem aus dem Luxus der Groſsgriechen entlehnten Namen synthesis und der so Bekleidete synthesinatus. Jener Zoilus bei'm Martial VI, 80. ändert seinen Kaftan elfmal bei einer Mahlzeit. Alles wird klar durch P. Burmann's gelehrte Anmerkung zum Petròn c. 30. p. 117.

**) Mantilia villosa. Sie kamen, so wie die gansape, aus Gallien. S. Voſs, Commentar zu Virgil's Georgica IV, 377.

***) Aquam poposcit ad manus, digitosque paululum adspersos in capite pueri tersit. Petron. c. 27. p. 98. Vergl. cap. 57. Burmann citirt dort Broekhuys zum Propertius II, 8. 51.

†) Das sind die Mappae der Alten, dergleichen man oft bei der Mahlzeit mehrere verbrauchte. S. Quintilianus I. 5. 57.

mufste also wieder das Brod seine Rolle spielen. Je weicher und feiner, desto besser! Die Brodkörbe (canistra) waren ja stets bei der Hand. Daran wischte man die fettigen Finger, warf es ohne Weiteres auf den Boden und liefs es von den Hunden fressen. Dergleichen fettige Brodkrumen hatten im Griechischen ihre eigene Benennung *), welche dann von jeder Bettelmannskost verächtlich gebraucht wurde, etwa so, wie wir Hundefrafs sagen. Auch hier mag eine Stelle aus den Rittern des Aristophanes, wo Kleon und der Wursthändler sich ihrer Verworfenheit um die Wette rühmen, die Sache erläutern.

Wursthändler.

Dir vorzugehen denk' ich an Unverschämtheit! sonst vergebens
Mit Wischelbrosam wär' ich ja so grofs emporgefüttert.

Kleon.

Mit Wischelbrosam, als ein Hund! so bist du, Erzverruchter,
Mit Hundefutter aufgenährt. —

Zunächst war es also freilich ein Hundefrafs, und so erklärt sich auch die Unterredung Jesu mit der Chananäischen Frau bei'm Matthäus, welche zu den lächerlichsten Mifsverständnissen Anlafs gegeben hat, ganz allein aus diesen Wischelbrocken **). Natürlich warf der Uebermuth der damaligen reichen Schlemmer auch wohl noch andere Leckerbissen den begünstigten Hunden zu, wie Martialis in der Beschreibung des Gastmahls des Zoilus Hunde erwähnt, die gemästete Gänselebern belecken ***).

Bei der höchsten Verfeinerung der Eleganz in allen übrigen Theilen des Gastmahls mufs dieser Zustand auf dem Estrich oder musivischen Fufsboden (pavimenta) in den Triclinien der Alten †) allerdings einen sehr widrigen Contrast gemacht haben. Allein dafür waren Besen und Feilspäne da, womit die dazu beauftragten Sclaven Alles schnell wegfegten. Die Sache wurde so streng ge-

---

*) ἀπομαγδαλιά oder auch μαγδαλιά. S. Eustathius zur Odyssee p. 1857, 17. Die Stelle im Aristophanes ist Equit. 415 ff., da heifst es: ἀπομαγδαλιὰς σιτούμενος τοσοῦτος ἐκτραφείην. Da hat schon Casaubonus die Sache genau aus dem Mangel der Handtücher erläutert. Vergl. Commentarii T. IV. p. 108. ed. Beck. Vofs hat das Wort Wischelbrosam sehr glücklich gebildet.

**) Matth. XV, 22., das sind die ψιχία τὰ πίπτοντα ἀπὸ τῆς τραπέζης.

***) III, 80. catellae anserum exta lambentes.

†) Man begreift nun aber auch, dafs von Parquets und schottischen Teppichen in diesen Speisezimmern nicht die Rede sein konnte. Diefs vermehrte eben den Gebrauch musivischer Fufsböden, die weder schmuzen konnten, noch fettig wurden.

nommen, dafs bei'm Horatius der Aufwand auf Besen und Holzschrot zwar als unbedeutend angegeben, aber doch für unerläfslich gehalten wird *):

Dürftige Besen (von Reis?) Holzschrot und Quehlen, wie wenig,
Machen sie doch Aufwand! und fehlen sie, welche Beschimpfung!
Was? buntschimmernde Fliesen mit schmuziger Palme gekehret?

Doch man wufste sich wegen dieser auf den Boden geworfenen Brocken noch auf andere Weise zu helfen. Man hatte für jede Verrichtung bei der Mahlzeit eigene Sclaven. So waren auch für das Auflesen dieses Unraths besondere Sclavenhände thätig. So sagt Horatius in der Schilderung des lächerlichen Prunkmahls des Nasidienus **): es war ein Sclave zur Hand, welcher allen Abwurf auflas und Alles, was die Gäste anwidern konnte. Da jeder Sclave einen eigenen griechischen Namen führte, so hiefs dieser Brockensammler Analectos oder Analecta. Man mufs sich eine Vorstellung von der liebenswürdigen Ungezwungenheit solcher Efs- und Trinkgelage machen, wie wir sie schon aus Horatius, später aus Juvenalis, Seneca, Martialis und Lucian kennen lernen und, allerdings zur Caricatur vergröfsert, in Trimalchio's Gastmahle bei'm Petronius erblicken; man mufs vor Allem nicht vergessen, dafs in der Ordnung blos Männer dem Gelage beiwohnten und auf Zartgefühl und Sitte der Frauen nicht die geringste Rücksicht genommen wurde, um es nicht für übertrieben zu halten, dafs bei solcher fashionabler Unsauberkeit die mit Besen kehrenden und die Brocken auflesenden Sclaven vollauf zu thun fanden ***). Hierher gehört vor Allem ein Disti-

---

*) Sat. II, 4. 81.:

Vilibus in scopis, in mappis, in scobe, quantus
Consistit sumtus? neglectis, flagitium ingens.
Ten' lapides varios lutulenta radere palma?

Die Besen wurden fast immer aus Palmenzweigen gemacht. Martialis XIV, 82. Die Sache ist sehr alt und kommt schon auf der berühmten Candelaberbasis im Dresdener Museum vor.

**) Sublegit, quodcunque jaceret inutile, quodque
Posset coenantes offendere.
Sat. II. 8. 11.

***) Vorzüglich verdient noch der Umstand erwogen zu werden, dafs es bei diesen Fressen eine völlig methodische Art gab, durch Federkitzel das Speien hervorzulocken. Man sehe zu Martialis III, 82. und zu Sueton. in Claud. 33., Tacitus, Annal. XI. 62. Wie herabwürdigend der Sclavendienst dabei war, zeigt Seneca in der berühmten Epistel, worin er Menschlichkeit gegen die Sclaven empfiehlt: alius sputa detergit, alius reliquias temulentorum subditus colligit. Epist. 47. p. 197. Ruhk.

chen des schon oft belobten Martialis, mit der Ueberschrift: Besen *):

Palmenblätter bezeugten, der Besen sei in der Mode;
Ein auflesender Sclav' setzet die Besen in Ruh.

Zum Schlufs noch eine Bemerkung zur Kunstgeschichte der alten Welt. Berühmt ist in der alten Kunst eine Mosaik des Pergamenischen Sosos, von welchem Plinius erzählt, er habe einen musivischen Fufsboden mit höchster Kunst gefertigt, in welchem er in gefärbten Thonstiften die auf dem Fufsboden eines Speisezimmers liegenden und nicht weggekehrten Ueberreste einer Mahlzeit abgebildet, und dafs man daher dieses Triclinium mit den wüst unter einander liegenden Brocken das ungekehrte Speisezimmer, oecus asarotus **), genannt habe. Diese Idee, in welcher wir auf der Stelle das kostbarste Quodlibet erkennen, welches wohl je Stickerei, Malerei oder Ebenistenkunst hervorbrachte, hätte nie in die Phantasie eines Künstlers am üppigen Hofe der Attalus kommen können, wenn nicht die Sache selbst täglich bei den Gastmahlen der Griechen und Römer vorgekommen wäre. Offenbar zeigt sich in der Wahl dieses Gegenstandes ein eigener Uebermuth des Reichthums, der einem an sich so widrigen Gegenstande eine Art von Dauer oder Unzerstörbarkeit gab, wie sie nur die Jahrtausende unter der Erde fortlebende Mosaik gewähren konnte.

---

*) In pretio scopas testatum palma fuisse,
Otia sed scopis nunc analecta dabit.

Martialis XIV, 72. Diefs ist die einzige wahre Lesart nach Gruter und Scriver. Man kannte das Wort Analecta als Benennung eines eigenen Sclaven, der dem Scoparius entgegenstand, nicht genau und glaubte, Analecten wären die aufzulesenden Ueberbleibsel selbst. Man vergleiche die gelehrte Anmerkung Burmann's zu Petron. c. 34 p. 135. Das Wort analecta scheint erst später in den Gebrauch gekommen zu sein. Doch braucht es Seneca ep. 87. p. 129. scherzhaft von einem einhelfenden Sclaven, der die Versreliquien im Munde seines Herrn aufgreift.

**) Sosus Pergami stravit, quem vocant Asaroton oecon, quoniam purgamenta coenae in pavimento, quaeque everri solent, veluti relicta fecerat parvis e testulis pictisque in varios colores. Plinius XXXVI. s. 60. Da Statius ihrer in der Tiburtinischen Villa des Manlius Vopiscus (Sylv. I. 3. 56.) erwähnt, so beweis't diefs, dafs die Idee bei den römischen Nabobs Beifall fand und öfter ausgeführt wurde. Vergl. Ottfr. Müller's Handbuch der Archäologie der Kunst, S. 394, wo doch die Uebersetzung des oecus asarotus durch Kehrichtzimmer die Sache nicht erschöpft, das Wort Zimmer ist zu allgemein.

XX.

Sabina an der Küste von Neapel.

Die herrische, übermüthige Donna Sabina verband mit allen Lüsternheiten und Ausschweifungen jener bodenlosen Sittenverderbniſs, die unter den ersten Imperatoren vom Tiber bis zum Domitian herab (mit kurzer Unterbrechung) die Hauptstadt des römischen Erdkreises auf zehn Hügeln an der Tiber zur Abzucht und Cloaca maxima des Schändlichsten und Verworfensten der ganzen alten Welt machte, doch zugleich alle abergläubischen Ungereimtheiten und Schwärmereien, welche die rächende Adrastea den Menschen, nachdem sie alle göttlichen und menschlichen Bande zerrissen, als eben so viele Schlangen von dem Haupte der Furien an die Brust zu werfen pflegt. Auch von ihr hatte der scharfrichtende Tacitus den Zug in seinem Sittengemälde mit entlehnt, wenn er sagt: Die höchste Schande ist ihr eine Art von neuer Wollust. Sie läſst heute, weil ihr Liebling, der kleine Issus, ihr Schoſshündchen, zu ihr hereingehinkt kam, eine ihrer brauchbarsten Sclavinnen halb todt peitschen und bestellt zu gleicher Zeit durch die Blumenhändlerin Glykerion, die nebenbei auch das Gewerbe einer verkappten Kupplerin treibt, auf diesen Abend ein Kämmerchen in den untersten Schwibbögen des Amphitheaters des Titus. Die Tochter und Gemahlin eines römischen Consularen kann der Versuchung nicht länger widerstehen, auch diese unterste Hefe der Wollust auszukosten. Und diese Schamvergessene, die zwischen dem frechsten Gelüst und der ruchlosesten Befriedigung keinen Schlagbaum der Sitte und des Herkommens fand, den sie nicht sogleich muthig übersprungen hätte, zitterte doch bei jedem Traumbilde, das ihre gereizte Phantasie ihr am Morgen einer durchschwelgten Nacht vorspiegelte, und hatte ein syrisches Bettelweib regelmäſsig in ihren Sold genommen, die ihr jeden Traum ausdeuten und die Opfer und Büſsungen vorzählen muſste, womit sie die angedrohten Zornruthen des Himmels zerbrechen oder abkaufen könne. Sie bestimmte nie einen Besuch bei einer Freundin, eine Lustreise auf's nächste Landgut, oder eine vertraute Zusammenkunft

mit dem allerneuesten ihrer begünstigten Liebhaber, ohne in den astrologischen Ephemeriden, die ihr ein berüchtigter chaldäischer Sterndeuter an jedem siebenten Tage überbringen mufste, die günstigste Stunde unter dem Einflufs holder Gestirne vorher auf's Sorgfältigste durch ihre Rechenmeisterin, die Sclavin Klio, auspunctirt zu haben. Ja erst vor wenigen Wochen war es einem asiatischen Jongleur, einem Castraten aus dem weibischen Priesterorden der Cybele, dem sie in einer geheimen Weihung alle ihre Sünden gebeichtet hatte, gelungen, durch vorgespiegelte Strafgerichte ihr ein solches Schrecken einzujagen, dafs sie sich zu einer der härtesten Kasteiungen bequemte. Sie entschlofs sich nämlich, zur ungewohnten, frühen Morgenstunde, nur von einer vertrauten Sclavin begleitet, ihre zarten Glieder in nichts als in ein härenes Gewand von cilicischen Bockshaaren gehüllt, das ganze Steinpflaster längs dem Marsfelde hin auf blosen, blutrünstigen Knieen einmal auf und nieder zu rutschen *), während der sühnende Cybele-Priester, in einer braunen Kapuze vermummt, neben ihr herging und barbarisch klingende Gebetformeln zwischen den Zähnen murmelte.

Doch diefs Alles konnte man doch nur kleine Zwischenspiele und schnelle Anwandlungen einer vorübergehenden Laune nennen. Allein in einer Art des Aberglaubens blieb sich Sabina stets gleich. Diefs war die Verehrung der allmächtigen Spenderin aller Fruchtbarkeit, alles Heils und alles Segens auf Erden, und der Entsündigerin und Versöhnerin alles Frevels, der grofsen Göttin Isis. Die griechische und römische Welt war schon längst den Kinderbegriffen der alten Theogonieen und Göttergeschlechter entwachsen. Jupiter und Juno, Apollo und Diana, und wie die übrigen Bewohner des Olymps heifsen mochten, hatten freilich ihre Herrschaft noch nicht in dem Sinne verloren, in welchem ein muthwilliger französischer Dichter unserer Tage in seinem Götterkriege ihre Entthronung besingt. Noch dampften ihre Altäre an den gesetzten Jahresfesten, noch wurden ihre Bildsäulen in prächtigen Processionen durch die Strafsen getragen, und Tempel und Theater füllten sich an ihren Feiertagen mit Tausenden von Zuschauern. Allein von Anbetung wufsten diese Zuschauer nichts mehr. Die Kunst schwelgte in Idealformen. Aber die wenigen Altgläubigen hielten fest an der Ueberzeugung, dafs nur den uralten Bildern voll steifer, trockener Unform die Gottheit leibhaftig beiwohne. Alle später vollendete hohe Göttergestalten waren nur Augenlust der höchsten Kunstverfeinerung. Kurz, von den Ohren, die durch heilige Gesänge und erweckende Formeln einst die Seelen zur Andacht geweckt hatten, war auch in Absicht auf die Volksreligion aller Genufs in die Augen gewandert. Die gepriesenen Götter Griechenlands waren in diesem Zeitalter Roms

*) Juvenal VI, 525.

durchaus zu einem leeren, aber ästhetisch-vollkommenen Schaugepränge herabgesunken. Da schickte Aegypten, die treue Pflegerin und Säugamme aller Religionen, dem sinkenden, durch klügelnde Spitzköpfe und Weltlinge lange vor Lucian in aller seiner Blöse ausgestellten Bilder- und Götterdienste in Griechenland und Rom zwei neue mächtige Stützen für alle krankhafte und Reiz bedürftige Leiber und Seelen. Serapis kam den kranken Leibern, Isis den kranken Seelen zu Hilfe. Jupiter-Serapis mit seinem allsegnenden Fruchtmafs auf dem majestätischen Strahlenhaupte verdrängte bald den olympischen und capitolinischen Jupiter mit allem ihren Pomp und ihrer Herrlichkeit. Diese konnten ja nur donnern, und ihr Blitz traf oft ihre eigenen Tempel. Der ägyptische Wundergott, in welchem aller Glanz des Apis- und Osirisdienstes sich vereinte, und der die Schlüssel des Nils und des Schattenreichs handhabte, konnte von allen Gebrechen und Krankheiten heilen. Die Wunder, welche einst der heilbringende Aesculap in den Tempelhallen zu Epidaurus und auf der Tiberinsel gewirkt hatte, verrichtete nun der neue Alexandrinische Heiland in verstärkter Wirksamkeit. Alle grofse Hafenstädte Italiens erhielten Serapeeen — so hiefsen die Tempel des Gottes — mit geräumigen Vorhöfen und Galerieen, in welchen für alle Prefshafte und Siechlinge, nach den verschiedenen Abtheilungen der Krankheiten, Kammern und Badeanstalten eingerichtet wurden. Die Serapeen wurden die besuchtesten Lazarethe und Genesungshäuser der alten Welt, wo natürliche Heilmittel, Einreibungen und Bäder, mit Magnetismus, Somnambulismus und heiligen Sühnungen und Abwaschungen im Bunde, die empirische Quacksalberei der Priesterärzte bald zu einer höchst merkwürdigen und auffallend wirksamen psychischen Medicin erhoben. Die grofsen Stapelplätze und Häfen längs der italienischen Küste hatten fast alle ihre Serapistempel *). So wohnten auf dem Hügel zu Präneste (Palestrina) die Glücksgöttinnen mit dem ägyptischen Heilgott in geräumigen Tempelhöfen zusammen, von welchen sich noch manche Ueberreste und räthselhafte Bildwerke erhalten haben. Noch anschaulicher wird uns die wunderbar waltende Kraft des Gottes durch die genaue Betrachtung der Ruinen seines Tempels zu Puzzuoli, 3 Meilen von Neapel an der campanischen Küste. Noch verkündigen 3 Riesensäulen, von Meerdatteln angefressen, aus prächtigen Trümmerhaufen, die alte Herrlichkeit des in diesem volkreichen Seehafen schützenden und heilenden Serapis Dusar (so heifs hier sein Beiname). Eine (zum Palast von Caserta verbrauchte) Colonnade umgab die weitläufigen Galerieen, in welchen, wenn uns neuere Architekten durch ihre Grund-

---

*) Daher sagt Vitruv 1, 7. p. 26. ed. Rod.: Isis und Serapis haben ihre Tempel an grofsen Stapelplätzen (in emporio).

risse nicht täuschen *), die zahlreichen Krankenstuben, Schwitzbäder und Priesterwohnungen die prächtigsten Hospitäler neuerer Zeiten leicht überbieten möchten. Alle Schwefelbäder und warmen Heilquellen des wollüstigen Bajä, von Nettuno bis in die meerverschlungenen Kammern und Gewölbe von Tripergola hin **), waren höchstwahrscheinlich eine aneinanderhängende Reihe von Gnadenorten und wunderthätigen Krankenanstalten, unter dem hochgepriesenen Einflusse des Serapis und seiner Priesterärzte. — Aber noch eingreifender und bethörender für die entnervte, nur durch übernatürliche Reizmittel wieder anzuspannende Menschheit wirkte der noch weiter ausgebreitete Dienst der Isis, besonders auf das zweite Geschlecht. Alles, was die geheimen Einweihungen und Mysterien der Cabiren, des Sabazios, der Eleusinischen Götter bei den Griechen, die in drei Graden gefeierten Orgien und Bacchanalien des Bacchus Hebon in Campanien und Etrurien, die verhüllte Feier der guten Göttin (bona dea) in Rom der neugierigen Geheimnifssucht und frömmelnden Andächtelei im Einzelnen dargeboten hatten, fand sich gewissermafsen in dem geheimen Gottesdienste der grofsen ägyptischen Göttin durch Aberglauben und Pfaffentrug in einander verschmolzen. Tagsatzungen, Abwaschungen, Fasten, Sühnungen, Abtödtungen des Fleisches und Kasteiungen waren die Vorspiele der eigentlichen Weihe ***), die Männer und Weiber nach mancherlei Prüfungen und Aufopferungen endlich in dem Allerheiligsten der Göttin von tausend Namen und Kräften †) empfingen. Aber unter dem Deckmantel dieser oft viele Tage lang dauernden Vorbereitungen und Prüfungen, die kein Gatte seiner Frau, kein Liebhaber seinem Mädchen zu verweigern sich getraute, schlichen sich bald die zweideutigsten Verabredungen und Zusammenkünfte, vom allverhüllenden Schleier

---

*) Hierher gehören ein grofses Blatt von Morghen und Piranesi und die Grundrisse und Restaurationen des französischen Baumeisters Robert in St. Non, Voyage pittoresque T. II. p. 170 ff. Vergl. auch Hamilton's Campi Phlegraei pl. XXVI.

**) S. die Collectaneen in Gerning's Reise durch Oesterreich und Italien II, 188—199.

***) Apulejus bleibt hier die hauptsächlichste Quelle, aus der man aber mit grofser Vorsicht schöpfen mufs, da das Ganze ja nur eine fabula Milesia ist. Das 11te Buch des Apulejus enthält offenbar drei verschiedene Isisweihen. S. die unter Oberlin's Leitung von Joh. Jac. Ziegler in Strasburg vertheidigte Streitschrift, de L. Apulejo, Aegyptiorum mysteriis ter initiato. Argent. 1786 (Vergl. Schweighaeuseri memoria Oberlini p. 46).

†) Isidi myrionymae in Gruter's Inschriften LXXXIII, 11. Den Commentar dazu findet man in der Litanei des frommen Apulejus, Metam. XI. p. 753—755. ed. Oudendorp.

der grofsen Göttin bedeckt, in diese Heiligthümer ein. Die verbotene Frucht schmeckte unter solchen Umgebungen doppelt süfs, und die reinigende, entsündigende Isis wurde von den Spöttern bald eine Gelegenheitsmacherin und Kupplerin genannt *).

Man kann leicht selbst ermessen, was unter solchen Umständen die allsühnende und allbefruchtende Mutter Isis unserer Sabina sein mufste. Nicht zufrieden, ihr ein Sacrarium oder eine Art von Hauskapelle in ihrem eigenen Palaste zu Rom geweiht und darin ihr theurgisch eingeweihtes und also auch als Talisman wirkendes Bild, mit allen Symbolen aller helfenden Götter geschmückt (also ein sogenanntes signum pantheon), aufgestellt zu haben, vor welchem täglich ein frischer Blumenkranz aufgehangen und früh und Abends zur gesetzten Stunde die heilige Wein- und Milchspende von einer besonders dazu besoldeten Freigelassenen ausgegossen wurde, verfehlte sie auch nie, so lange sie während des Winters in Rom gegenwärtig war, wenigstens zweimal des Monats das Iseum oder die Tempelhalle der Göttin Isis auf dem Marsfelde in der neunten Region regelmäfsig zu besuchen. Denn dort hatte diese Göttin, trotz aller Polizeiverfügungen des Kaisers Augustus, der die ägyptischen Tempel wenigstens auf 1000 Schritte von dem Weichbilde der Stadt verwies **), und trotz des gewalti-

---

*) Ovid, A. A. I. 27., wo er die Plätze anführt, wo ein Liebeshandel angeknüpft werden könne:

Neu fuge Niliacae Memphitica sacra juvencae,
Multas illa facit, quod fuit ipsa Jovi.

S. Burmann den Jüngeren zu Properz p. 348.

**) Man mufs zwei Perioden in der Aufnahme des Serapis- und Isisdienstes in Rom sorgfältig unterscheiden. Schon unter Sulla kam dieses Alexandrinische Gaukelspiel nach Rom, wie Apulejus versichert, Metam. XI. p. 817. Oud. Und in Beziehung auf diese früher eine Zeit lang blos connivirte Einführung konnte Lucian VIII, 831. einen Römer sagen lassen: Nos in templa tuam Romana accepimus Isin. Allein diefs war nur Privatsache, die oft gestört und mit Vertilgung der Kapellen selbst verbannt wurde. Erst unter den Triumvirn a. u. 711. wurden öffentliche Tempel zugestanden. S. Dio XLVII, 15. p. 501. Unter August kam eine bestimmte Polizeiordnung. S. Dio XLIII, 2. p. 692. und LIV, 6. p. 734. Vergl. über die früheren Schicksale des Isis- und Serapisdienstes in Rom die gelehrten Anmerkungen zu Tertullian's Apologet. c. 6. p. 74. in der Havercamp'schen Ausgabe und die des Fabricius zum Dio Cassius, XL, 47. p. 252., Matthaeus Aegyptius ad senatusconsultum de Bacchanalibus p. 83 ff. und Fea zu Winckelmann's Storia T. I. p. 115 f. Apulejus, Metam. XI, p. 810. Oudend. S. Donati, Roma Antiqu. I, 22. p. 80 f.

gen Strafgerichts, welches Tiber über die schamlos kuppelnden Isispfaffen und ihre Göttin verfügte *), schon lange wieder einen ansehnlichen Tempel nebst Vorhöfen und allem Zubehör unter dem Beinamen der Isis Campensis eingenommen. Hier hatte Sabina, als eine der einträglichsten Kundschaften, sich der besonderen Gunst des Oberpriesters bei allen leiblichen und geistlichen Anliegen zu erfreuen, war in der heiligen Brüderschaft der Isis, worein sich damals die vornehmsten römischen Damen um die Wette aufnehmen liefsen, eine der ältesten und freigebigsten Vorsteherinnen **), hatte ihre eigene Garderobe sowohl von wunderbar gestickten, mit Lotosblumen und ägyptischen Thierhieroglyphen seltsam durchwebten Einweihungsgewändern, als von enganschliefsenden, heiligen Leinwandhemden und Trauerkleidern für die Jammerklagen über den verlorenen Osiris ***), in den Kleiderkammern, dergleichen mehrere in den Galerieen des Tempels, welche den Vorhof umgaben,

*) S. Josephus, Archaeol. XVIII. 4. 7.

**) Also eine Isiaca, wie diefs gegen Scaliger Marino in den Atti e Monumenti de Frati Arvali p. 489. b. in Gruter's Inschriften CCCIX, 2. richtig erklärt. Eine Brüderschaft der Isis, Collegium Isidis, kommt bei Apulejus und in Gruter LXXXIII, 14. vor. S. Casaubonus zu des Lampridius Commodus c. 9. und Acta Nova Lipsiensia Anni 1748, p. 503.

***) Die langen Einweihungstalare, die sogenannten stolae Olympicae, mit eingestickten und eingewebten Hieroglyphen übersäet, sind aus dem Apulejus hinlänglich bekannt. Bei'm Sophisten Aristides heifsen sie χιτῶνες κατάπαστοι T. I. p. 231. ed. Iebb. Aber zum gewöhnlichen Tempeldienste hatte man eng anschliefsende Hemden von glänzend weifser Leinwand, worin sie, wie Apulejus sagt, Met. XI. p. 773. candido linteamine strictim intecti gingen. Denn nicht blos die Priester selbst gehörten zur leinwandumkleideten Schar (grex liniger), sondern auch alle Mitglieder der Isisconfraternität kleideten sich so, wenn sie zum Tempeldienst sich einfanden. Aber im Dienste der Göttin, die sich

ob des verlornen Osiris mit heulendem Jammer die Brust schlägt,

Isidis amissum semper plangentis Osirin, worin Prudentius sie charakterisirt, adv. Symmachum, I, 283., gab es auch Trauer- und Jammertage, wo Alles schwarz gekleidet ging. Daher kommt in einer merkwürdigen griechischen Inschrift bei Gruter und in Maffei, Verona illustrata p. 37, 38. ein Artemidorus μελανηφόρος im Dienst der Isis vor, worüber Cuper in seinem Harpokrates p. 129. und die dieser Schrift angehängte Abhandlung des Etienne le Moyne, de Melanophoris zu vergleichen ist. Vergl. Larcher zu Herodot T. II. p. 245. neue Ausgabe.

zur Bequemlichkeit der eifrigen Isisanbeterinnen angebracht waren *); ihr Tragstuhl mit den vier handfesten, gediegenen Cappadociern in ihrer Staatslivree zeichnete sich, wenn bei feierlichen Gelegenheiten die andächtigen Isisschwestern aus allen Theilen der unermeſslichen Stadt sich hier versammelten und in ihren Portechaisen hierher tragen lieſsen **), durch Pracht und Zierlichkeit vor allen anderen aus, und Sabina konnte zu jeder Tags- und Nachtstunde hier auch mit solchen Personen, die weder bet-, noch opferlustig waren, die geheimsten Zusammenkünfte und Selbandre halten, da die reichlich schenkende Gönnerin sich ihr eigenes, mit sybaritischen Bequemlichkeiten versehenes Kämmerlein hier auf immer eingerichtet hatte.

Allein wie es auch wohl bei'm neueren Cultus oft der Fall war, daſs auf einmal in einer Gegend ein neues wunderthätiges Bild, eine neuerbaute Kapelle, ein frischer Gnadenort die älteren, in wohlhergebrachter Ordnung wirksamen Heiligthümer auf eine Zeit lang ganz verdunkelte, und zu der neu eröffneten Quelle des Heils Büſsende und Wallfahrende in vollen Haufen herbeiströmten, so ereignete sich dieſs auch damals bei den längs der italienischen Küste in allen Häfen und Seestädten so sehr vervielfältigten Isiskapellen. Eben verbreitete sich bis in die Hauptstadt das Gerücht, daſs der reiche und fromme Popidius in Pompeji unweit Neapel der schon seit fünfzig Jahren dort verehrten Isis Sabina von Grund aus einen neuen Tempel erbaut habe, da der vorige bei dem groſsen Erdbeben unter Nero (63. n. Ch.) so erschüttert und beschädigt worden war, daſs schon seit langer Zeit kein Gottesdienst mehr darin gehalten werden konnte ***). Man erzählte da-

---

*) Eine solche Kleiderkammer hieſs παστοφόριον. S. die gelehrten Anmerkungen Oudendorp's zu Apulejus, Met. XI. p. 815.

**) Daher sagt Martial von dem Hungerleider Selius, der, nachdem er überall nach einer Einladung geschnappt hat, endlich auch zum Isistempel auf dem Marsfelde läuft und dort die Tragsessel der frommen Weiber belagert II, 14.:

— Memphitica templa frequentat,
Assidet et cathedris, moesta Juvenca, tuis.

***) Die Inschrift, welche in dem Isistempel des wiederaufgegrabenen Pompeji über dem Thore gefunden wurde und die der Ritter Hamilton in seinem Account of the Discoveries at Pompeji in der Archaeologia Britannica T. IV. p. 167., so wie Winckelmann und viele andere Reisende (s. Martini's wiederauflebendes Pompeji S. 133.) angeführt haben, sagt ausdrücklich: N. Popidius, N. F. Celsinus aedem Isidis terrae motu conlapsam a fundamento pecunia sua restituit. Dieser Tempel wurde im Jahre 1765 entdeckt, und Hamilton hat in den 41 Kupfertafeln seiner

bei eine Menge sehr erbaulicher und durch vielfache Aussagen beglaubigter Geschichten von Zeichen und Wundern, welche die grofse

Campi Phlegraei den Moment der Entdeckung selbst sehr lebendig vorgestellt. Er besteht aus einem grofsen Vorhof mit Galerieen und Seitenkammern, der von 24 Säulen getragen wird, von 16 Toisen in der Länge und 12 in der Breite. Im Hofe selbst steht die Kapelle mit einer Freitreppe von 7 Stufen. Aufserdem befindet sich hier noch ein kleines Gebäude zu Lustrationen, ein überbauter Brunnen zu Einsammlung der Asche und mehrere Altäre und Tische. In einer Seitenkammer fand man noch das Skelet eines Priesters, wie man glaubte. Auch deutet ein ganz hinten in der Galerie gefundenes Isisbild auf eine besondere Bestimmung bei den Processionen oder Einweihungen. Ein Neapolitaner Migliacci gab gleich nach der Ausgrabung eine Abhandlung über diesen Tempel, Il tempio d'Iside nuovamente scoperto auf 36 S. in 4., heraus, woraus Martini das Brauchbarste ausgezogen hat. Die französischen Architekten Desprez und Renard haben zu St. Non, Voyage pittoresque T. II. p. 112 ff. mehrere Prospecte und Grundrisse, auch sogenannte Rétablissements (wahre apokalyptische Visionen) gegeben, wovon doch nur die wirkliche Ruine pl. 74 zu S. 116. und der Grundrifs von Renard pl. 76. p. 7. wirklich Werth haben. Von Desprez wurde auch der Prospect besonders in Paris bei Boson lange Zeit verkauft. Aber das Zuverlässigste bleibt immer das, was Hamilton gab in seinem Account of the Discoveries in der Archaeologia Britannica pl. XI., der Prospect und pl. XVIII. der grofse Grundrifs, nebst den interessanten Erklärungen. Bei'm Ausgraben fand man Alles noch unversehrt, alle Opfer- und Weihgeräthe, Opfertische, Lampen, Candelaber und Statuen der Göttin. Man schaffte Alles sorgfältig nach Portici in's Museum, selbst die ausgesägten Wandgemälde und Stuccaturarbeiten. Allein hier wurden sie nach einer besonderen Classification in mehrere Zimmer vertheilt, und Vieles verlor dadurch alle Beziehung und alles Interesse. So fand man gleich im ersten Zimmer, in dem der Opfergefäfse, einige basaltene Opfertische und eine Tafel von Stucco mit Hieroglyphen (tabula Isiaca) aus diesem Tempel zwischen anderen Opfergeräthen, Lectisternen, Dreifüfsen u. s. w. aus dem Herculanum und anderen Ausgrabungen zusammengestellt. Zwar führt die gefühlvolle Reisende Fried. Brun in ihrer Beschauung dieses Museums ein eigenes Isis-Zimmer auf (Prosaische Schriften B. IV. S. 214.), allein weder die älteren Beschauer in der Nationalbibliothek der schönen Wissenschaften Th. XVIII. und in Bernoulli's Zusätzen zu Volkmann's Nachrichten II, 233 ff., noch Bartels in seiner Reise Th. I. S. 112. und Stegmann in seinen Fragmenten über Italien I, 294 ff., wo sie die Zimmer einzeln durchgehen, wis-

Himmelskönigin Isis in diesem ihr aufs Neue geweihten Heiligthume an den kranken Schiffern, welche mit der letzten Alexandrinischen Handelsflotte in diese Gegenden gekommen waren *), verrichtet, und wie sie ihre wirksame Gegenwart durch ganz unleugbare Beweise beurkundet habe. Auch sei neuerlich eine ganze Schiffsladung von ägyptischen Herrlichkeiten, von Ibissen, von echten Lotospflanzen und einigen Palmbäumen, nebst ganzen Kübeln voll heiliger Erde von der Insel Philä in Oberägypten oben bei

---

sen etwas davon. Welche Offenbarung alter Herrlichkeit würde uns da zu Theil geworden sein, wenn diefs Alles in seiner ursprünglichen Lage aufgestellt geblieben wäre! Zwar versprach Ignarra, Carcani's Nachfolger in der Herausgabe der Antichità d'Ercolano, in einer Anmerkung zum einzelnen Theile (dem 8ten) des Werks, Le Lucerne ed i Candelabri d'Ercolano p. 11., wo er ein dort mitgetheiltes Gemälde erklärt, das aus diesem Isistempel nach Portici kam und einen ägyptischen Isispriester mit der heiligen Lampe vorstellt, dafs in einem besonderen Bande Alles, was zu diesem Tempel gehört, zusammengefafst und erklärt werden solle. (Si publicherà un tomo, ove si darà il Tempio d'Iside con tutto cio, che nel medesimo fu ritrovato.) Aber wer mag nun an die Erfüllung dieses Versprechens glauben? Wer mag auch nur wissen können, was von allen diesen Alterthümern sich in den 60 Kisten befunden hat, die mit nach Palermo geflüchtet wurden?

*) Viele in Pompeji gefundene Alterthümer und kleine Bronzen beweisen hinlänglich, dafs die dort verehrte Isis besonders auch als Glücksgöttin für die Schiffenden verehrt und gebildet wurde. Man sehe die zierliche Bronze der Isis mit den Attributen der Fortuna marina in den Bronzi d'Ercolano oder Antichità T. VI. tav. XXV, XXVII. Daraus läfst sich also mit Recht schliefsen, dafs sie ganz vorzüglich an den Seeleuten ihre Kraft bewiesen habe. Die hier erwähnte Alexandrinische Handelsflotte brachte nicht nur die viermonatliche (Joseph., Bell. Jud. II., 28.) Getreidelieferung aus Aegypten dem hungernden römischen Volk (s. Schwarz in seinen Observationen zu Plinius's Panegyricus c. 31. p. 533 ff.), sondern auch alle übrige Seltenheiten und Kostbarkeiten aus dem Hauptstapelplatze der alten Welt. Keine ost- oder westindische Kauffarteiflotte kann ja an den Ufern der Themse mit solcher Sehnsucht erwartet werden als diese Alexandrinische, die zwar in Ostia ihre Güter löschte, aber oft auch in anderen campanischen Häfen anlegte, im alten Rom. Der schlaue Tiberius konnte von Capreä aus sie vorüber segeln sehen und so dem muthwilligen römischen Volke gleichsam jeden Bissen zuzählen. Der eigentliche Name dieser Flotte hiefs Cataplus. S. zu Martial XII, 75. Schon Spanheim und Saumaise, de mod. usur. p. 357 ff. haben darüber ihre Gelehrsamkeit verbreitet.

dem grofsen Wasserfalle des Nils, wo des Osiris heiliges Grab durch die ältesten und ehrwürdigsten Legenden der Aegypter begründet wurde *), dort angekommen. Eine solche Nachricht konnte der wundersüchtigen und eben jetzt durch allerlei Anzeichen hart beängstigten Sabina nicht anders als sehr willkommen sein. Sie besafs selbst eins der köstlichsten Landhäuser an dem lachenden Meerbusen von Bajä, den der grofse Kenner Horaz für die anmuthigste Seeküste des römischen Reichs erklärte **), und den man wohl so gut, wie in neueren Zeiten die angränzende Küste von Neapel, ein Stück Landes nennen konnte, das vom Himmel herunter gefallen sei ***). Es war dasselbe, welches einst der kühne Piso, das Oberhaupt der Verschwörung gegen den Nero †), besessen hatte, und das Nero wegen seiner höchst anmuthigen Lage so gern besuchte, da es unter allen Villen, die seit anderthalb Jahrhunderten hier die berühmtesten und reichsten Römer besessen hatten ††), durch seine himmlische Aussicht auf's Meer und die zu

---

*) Es ist aus den Alten bekannt, dafs man das Grab des getödteten Osiris an mehreren Orten in Oberägypten zeigte. Vorzüglich waren Abydus und die Nilinsel Philä oberhalb Essure oder Syene berühmt durch die keinem Profanen zugänglichen Grabtempel (ἄβατα) des über alle Nekropolen und Mumienstädte herrschenden Gräbergottes. Denn das war eigentlich Osiris. Diese Osirisgräber mit allen Beweisstellen aus den Alten hat der gelehrte Zoega in seinem Hauptwerke de Obeliscis p. 286. ganz befriedigend erläutert. Auch in Denon's Reise spielt Philä mit seinen vielen Tabernakeln und Ruinen eine Hauptrolle. Man vergleiche wenigstens Denon's Reise (nach der teutschen Uebersetzung, Berlin 1803.) S. 212 ff.

**) Nullus in orbe locus Bajis praelucet amoenis. Epist. I, 1. 83.

***) Der bekannte Lobspruch Sannazar's auf Neapel: Un pezzo di cielo caduto in terra. Man weifs, dafs man längst hinzugesetzt hat: aber dieses Himmelsstück fiel unter die Teufel und unsaubere Thiere. Und auch diefs galt von dem alten Bajä, welches uns schon von Cicero in seiner (zu den vorzüglichsten zu rechnenden) Rede pro Coelio als ein Ort der zügellosesten Lüste geschildert wird, aber unter Nero vollends ein Abgrund der Ueppigkeit und Ausschweifung wurde, ein deversorium vitiorum, wie es Seneca nennt. Man lese nur seine Schilderung Epist. 51. p. 218. Ruhk. und vergl. die Collectaneen des jüngeren Burmann zu Properz p. 114.

†) Tacitus, Ann. XV, 52.

††) Eine Aufzählung und Beschreibung der hier gelegenen Villen nach den Stellen der römischen Schriftsteller findet man schon in Cluver's Italia antiqua Libr. IV. p. 1124. und in Capacci, Historia Puteolana c. XXII. p. 115. Unter einen Gesichtspunkt zu-

jedem Genufs einladenden Badeplätze den Vorzug behauptete. Von hier, wo sie gewöhnlich einen Theil des Frühlings und des Spätherbstes zuzubringen pflegte, hatte sie auf ihren Spazierfahrten in die benachbarten Gegenden von Capua, Neapel und Salernum auch die blühenden, kunst- und volkreichen Städte von Herculanum, Pompeji und Stabiä, die damals das furchtbare Schicksal noch nicht ahnten, das der von Bacchus und Pomona gekrönte Vesuv in seinen Eingeweiden ihnen zubereitete, von Zeit zu Zeit besucht und kannte selbst die Familie des Popidius. Da nun eben die für sie in vieler Rücksicht kurzweiligen und unterhaltenden Festtage der Flora mit ihren üppigen Theaterspielen *) beendigt, und mit dem Anfang des Mais die Tage eingetreten waren, wo jede Dame von gutem Ton aus Rom zu ihrer Frühlings-Villeggiatura auf's Land eilte, so beschlofs Sabina, unverzüglich ihr Landgut an der Bai von Bajä zu beziehen und von dort die neue, sich so wunderbar offenbarende Isis zu Pompeji, wo sie sogleich den Befehl ertheilte, ihr ein Absteigequartier zu miethen, so oft es ihr nur bequem und räthlich schiene, zu begrüfsen und anzubeten.

Es würde uns jetzt viel zu weit führen, wenn wir alle heiligen und profanen Abenteuer der Länge nach erzählen wollten, die Sabina auf diesen Wallfahrten zur grofsen Himmelskönigin nach Pompeji in diesem Frühlinge erlebt und bestanden hatte. Vielleicht verrathen wir den Lesern bei einer schicklicheren Gelegenheit, was uns ihre Geheimschreiberin, die vertraute Sclavin Klio, darüber mitzutheilen für gut fand. Wir können diefsmal zur Erbauung und Ergötzlichkeit aller derjenigen, denen die neueste Lästerchronik von Stadt und Land noch nicht genügt, nur noch zwei Briefe anführen, die Sabina an ihre Muhme Lollia von Bajä aus während dieser Zeit schrieb, und die uns auf demselben Wege, dessen wir so eben gedachten, zugekommen sind. Sabina, die fast eben so häufig mit ihren Freundinnen als mit ihren Ohrgehängen und ihrem Halsschmuck wechselte, hatte diese Lollia erst neuerlich bei einer Lustpartie in die alte Stadt Lanuvium, wo eine unbefleckte Jungfrau alljährlich bei'm Anfang des Frühlings in eine finstere Grotte hinabsteigen und dem dort wohnenden Drachen einen Honigkuchen bringen mufste, und wozu aus Rom Alles, was in der

---

sammengestellt, dienen zur Erklärung eines Prospects vom Tempel der Proserpina am Avernersee Hamilton's Campi Phlegraei pl. XXIX. im beigefügten Text und Stieglitz, Archäologie der Baukunst II. Th. II. Abtheilung. S. 220 ff.

*) Die Floralischen Spiele fielen in das Ende des Aprils. Man kennt aus der bekannten Anekdote von Cato und dem römischen Volk die Florales jocos nudandarum meretricum, wie es Seneca ep. 97. ausdrückt. Das Uebrige ist aus Ovid's Festkalender bekannt.

Mode sein wollte, als Zuschauer herbeieilte *), in einem dortigen Gasthause kennen gelernt und seit dieser Zeit Alles aufgeboten, ihrer neuen Freundin die Liebe zu ausländischen Religionsgebräuchen und besonders zu dem so preiswürdigen Dienste der Mutter Isis einzuimpfen. Denn Lollia hatte sich sehr lebhaft gegen dieses fremde, verführerische Unwesen, wie sie es in ihrem altgläubigen Eifer nannte, erklärt und dafür dem altrömischen Herkommen auch in den Gottesverehrungen das Wort geredet **). Indefs verfehlten die Schilderungen, welche Sabina mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Ueberredungskunst von dem geheimen Dienste der grofsen ägyptischen Göttin entworfen hatte, doch keineswegs, die Neugierde der Lollia zu reizen, die zu allen Religionsgeheimnissen eine besondere Neigung in sich verspürte und sogar bei der letzten Unterredung, als Sabina gekommen war, Abschied von ihr zu nehmen, und ihr die Ursache ihrer schleunigen Abreise nach Campanien mitgetheilt hatte, einen Briefwechsel mit ihrer ägyptisirenden Freundin verabredete. Beide Damen waren sehr prachtliebend, beide suchten selbst die bildenden Künste, wo nicht aus reinem Eifer und wahrer Liebe zur Kunst, doch aus Eitelkeit und als Dienerinnen des Luxus oder als schmückende Zofen bei ihrer Toilette zu befördern und — wie sie es auch wohl auf echt römisch zu nennen pflegten — die hungernde Kunst grofsmüthig zu sättigen. Was Wunder, dafs Sabina in ihren Briefen an Lollia ihren Erzählungen vom Isisdienste immer auch noch einen feinen Anstrich von Kunstliebhaberei zu geben und so den Punkt zu treffen wufste, worin sie mit ihrer neuerworbenen, strenger gesitteten Freundin am sichersten hoffen durfte übereinzukommen. Beide Briefe geben uns hiervon die unzweideutigsten Beweise.

**) So Cynthia bei'm Properz IV, 8. Die Hauptstelle über diese besondere Divination, die, mit einer Art ven Jungfernprobe verbunden, an mehreren Orten in Griechenland und Italien gebräuchlich gewesen ist, steht in Aelian's Thiergeschichte XI, 16. Alles Uebrige hat Volpi schon gesammelt in seinem Latio profano T. V. Lib. VIII. c. 4. p. 53. seq. S. diese Sammlung I. S. 178.

***) Man wird dabei den Umstand nicht übersehen, dafs die Verehrung der Lanuvinischen Juno, die auch Sospita oder Sispita hiefs, durch ein frühes Bündnifs der Römer mit den Lanuvinern den Römern selbst hochheilig war (s. Livius VIII, 14.), dafs die Consuln, wie wir aus dem Schlufs der Rede des Cicero pro Murena wissen, ihr feierlich opferten, und dafs die Juno Caprotina des Varro nichts Anderes ist als diese Lanuvinische Juno mit den Ziegenhörnern und dem Ziegenhelm auf dem Kopf. Darum war Lollia heute auch in Lanuvium gewesen.

Erster Brief.

Sabina an die Lollia.

Grofs ist die Königin Isis. — Aergere dich nicht an dieser Litanei zum Anfang, meine liebe Lollia! Aber wir Eingeweihte in die Erkenntnifsstufen der ägyptischen Grofsgötter haben die unverbrüchliche Pflicht, bei jeder Begrüfsung zuerst an die Einzige zu denken, die Alles ist *). Erwarte heute nichts von mir über unsere heiligen Gebräuche. Ich melde dir nur, dafs ich in Neapel einen trefflichen griechischen Bildhauer, Athenodor mit Namen, gefunden und ihn sogleich mit mir auf mein Landgut genommen habe, wo er jetzt seine Kunstwerkstätte aufgeschlagen und den Auftrag von mir erhalten hat, mich im geschmackvollsten Costume der Göttin Isis aus griechischem Marmor (grechetto) zu bilden **). Du wirst mir diese sonderbare Grille schon darum nicht übel deuten, weil ich dir ganz unverholen gestehen mufs, dafs du mir selbst zu dieser Idee die erste Veranlassung gegeben hast. Vielleicht erinnerst du dich noch des wenigstens mir unvergefslichen Tages, wo wir einander bei'm Drachenfeste zu Lanuvium zuerst kennen lernten. Ich fand dich da mit grofser Bewunderung vor der Statue der Schutzgöttin Lanuviums, der argolischen Juno, stehen, und du gestandst mir später, dafs dich das alte, ehrwürdige Costume der Göttin mit den Ziegenhörnern auf dem Kopfe, mit dem zierlich über der Brust zusammengeschürzten Ziegenfelle, und den weit über die Füfse herausgehenden übergebogenen Schnabelschuhen, so wie das runde Schildchen in ihrer Rechten und die Lanze in ihrer Linken ***) so wunderbar ergrif-

---

*) VNA QVAE ES OMNIA DEA ISIS heifst es in einer Inschrift bei Gruter LXXXII, 2.

**) Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs diefs oft geschehen ist. Für Portraitstatuen römischer Isisdienerinnen erklärten die römischen Archäologen schon mehrere Isisbilder in der Capitolinischen und Albanischen Sammlung. S. Fea zu Winckelmann's Storia delle Arti T. I. p. 91. Viele Isisbilder auf geschnittenen Steinen sind gewifs auch römische Frauenportraits. S. im Stoschischen Cabinet nach Schlichtegroll's Ausgabe T. II. tabl. 10. 11. 53 — 56.

***) Die Juno Sospita, wie sie in Lanuvium und Rom verehrt und gebildet wurde, schildert Cicero, de Nat. Deor. I, 29.: quam tu nunquam ne in somnis quidem vides, nisi cum pelle caprina, cum hasta, cum scutulo, cum calceis repandis. Es war nichts Anderes als die gewaffnete, uralte Juno der Pelasger, die Juno Quiris, Curitis der Salier. Da man bei den aus Thierhäuten gemachten Helmen die Hörner der Thiere an der abgezogenen Haut des

fen habe, dafs du wohl selbst in dieser Tracht unserer sabinischen Urälter-Mutter dich abbilden zu lassen Lust hättest. Gesagt, gethan. Ich weifs, dafs du bei einem geschickten Bildhauer aus Etrurien, der in dem Rufe steht, die sogenannten tuscanischen Werke im alten Tempelstyl am vollkommensten nachzubilden, wirklich eine Bestellung deswegen gemacht und ihm aufgetragen hast, dich in diesem, für unser Zeitalter etwas auffallenden Anfzuge aus einem schönen lunensischen (carrarischen) Marmorblock darzustellen. Ich für meine Person habe dagegen nicht das Geringste einzuwenden. Ich bitte dich vielmehr, überzeugt zu sein, dafs ich deinen Geschmack, wenn auch für mich nicht nachahmungswürdig, doch im Ganzen sehr patriotisch finde. Sind doch unsere jungen Männer längst Weiber geworden. Was bleibt also uns Weibern Anderes übrig, als Männer zu werden und statt jener Helden, die sich sorgfältig jedes Härchen ausrupfen, wenn es den Mann verrathen könnte *), die Waffen zu nehmen? Auch müssen es die

---

Kopfes stehen liefs und, um sich ein schreckliches Ansehen zu geben, sie so aufsetzte, so war es ganz natürlich, dafs sich die kriegerische, gewaffnete Juno eines solchen Ueberzugs als Helm bediente. So erscheint sie als Brustbild in terra cotta auf einem Denkmal, welches Beger im thesauro Brandenburgico für eine Isis mit Ochsenhörnern und Ochsenohren ansah, worin ihm auch Montfaucon in seiner grofsen, unkritischen Compilation folgte, Antiquité expliquée T. II. Part. II. tabl. CXIII, 1., welches aber eine echte Abbildung dieser ziegenbehelmten Sospita ist, und so neuerlich auch von Hirt in seinem Bilderbuch als Vignette S. 22. gegeben worden ist. Die ganze Figur dieser Lanuvinischen Juno, selbst mit den Schnabelschuhen, kommt auf den Münzen mehrerer römischen Familien, vorzüglich auf den denariis gentis Procilias vor. S. Eckhel, Doctrina num. vet. T. V. p. 294. Danach hat Visconti den einst im Palast Paganica zu Rom befindlichen Tronk, den Winckelmann in seinen Monumenti p. 15. wohl bemerkt, aber noch nicht ganz richtig ausgelegt hatte, ergänzen lassen. So steht sie noch als eine der merkwürdigsten Colossalstatuen in kriegerisch drohender Stellung im Pio-Clementinischen Museum und ist von Visconti abgebildet und erklärt worden. S. Museo Pio-Clementino T. II. tav. 21. p. 46 ff. Man könnte sagen, es sei unsere Lollia selbst. Denn die zart gearbeitete Draperie und mehrere Kennzeichen an dem, was alt am Bilde ist, tragen die unverkennbarsten Spuren einer späteren, weichlichen Nachahmung.

*) Die alte Körperpflege, die besonders durch die Bäder und die zahlreiche Classe von Iatralipten, Badeärzten und Badeknechten zu einer Kunst gebracht wurde, wovon man nur noch im Orient, wo diese Badekünste sich stets fortpflanzten, eine Vorstellung hat,

Männer, besonders unsere lieben Eheherren, weit lieber sehen, wenn sich die Frauen selbst mit Hörnern coeffiren *). Vor Allem

---

erfand hundert Kunstgriffe und Salbemittel, die Haare von solchen Theilen des Körpers, wo sie den üblichen Begriffen von Schönheit und Anstand zu widersprechen schienen, wegzubeizen oder auszuraufen. Griechisch war die Kunst und griechisch war die Benennung psilothrum dropax. Beide kommen mehrmals im Martial vor. Ueber das Wort dropax, welches eine Art von Pechpflaster gewesen zu sein scheint, hat Rader in seinem Commentar zu Martial X, 58. Alles gesammelt; die griechischen Aerzte brauchen die δρωπακίσμους auch als Reizmittel bei skirrhösen Verstopfungen und stellen sie mit den Sinapismen zusammen. S. Theophon's Nonnus Epitome c. 166. p. 33. c. 209. p. 167. Die ganze Sache hat auch schon Iunius de coma c. 2. ausführlich behandelt. In den entnervten Zeiten unter den Kaisern wandten die Weichlinge und der contaminatus grex turpium mehr als weibische Sorgfalt auf diese Abreibungen und Ausraufungen der Haare (depilatio, deglabratio), wobei selbst Bimstein mit gebraucht wurde. Martial spielt in vielen seiner Sinngedichte darauf an. S. die Stellen, gesammelt bei Ramirez de Prado zu Martial II, 36. p. 173. Sie heifsen daher solche Weichlinge vulsos homines. S. Spalding zu Quintilian T. I. p. 265. Die ganze Materie und den Unterschied zwischen psilothrum und dropax hat der italienische Arzt und Philolog Cäsar Zarotti in seinem seltenen Werke de medica Martialis tractatione p. 206 f. abgehandelt.

*) Man könnte vielleicht sich wundern, dafs unsere Sabina hier schon auf die cornards anspielt. Allein die Sache hat ihre völlige Richtigkeit, da der Traumdeuter Artemidor, der bekanntlich unter Hadrian und also kurz nach dieser Zeit lebte, das Stachelwort: deine Frau wird dir Hörner machen, schon ein λεγόμενον, also ein gemeines Sprichwort nennt. S. sein Ὀνειροκριτικὸν II, 12. p. 155. ed. Reif, wo von Widderhörnern die Rede ist. Der neueste gelehrte Commentator hat dabei in seinen Anmerkungen ein zahlreiches Zeugenverhör angestellt (s. T. II. p. 329) und auch Menage zu Diog. Laert. II, 108. anzuführen nicht vergessen. Doch hat Menage diese Materie noch an einem anderen Orte mit grofser Sachkenntnifs abgehandelt, in seinem Dictionnaire étymologique s. v. corne. Er äufsert dort die scharfsinnige Muthmafsung, dafs die Franzosen ihren Spottnamen cornard schon in den Kreuzzügen aus Constantinopel mitgebracht hätten. Denn, dafs dort der Spitzname κερατίας, κερασφόρος in derselben Bedeutung schon früher gewöhnlich gewesen ist, wissen wir aus mehreren späteren Sinngedichten und Ueberschriften der Planudeischen Anthologie. Auch hatte man eine eigene Statue mit 4 Hörnern in Constantinopel, der die Aktäonischen Ehemänner ihre Noth klag-

aber finde ich die weitvorlaufenden Schuhschnäbel *) für ein frommes Gemüth sehr beruhigend, da ja Niemand, der auf solche Weise beschuht ist, je Gefahr läuft, sich bei'm Austritt oder Eintritt über die Schwelle an die Fuſszehen zu stoſsen, was, wie du als wohlerfahrene Alterthumskennerin am beſsten weiſst, schon manchem Ehrenmann Tod und Verderben gebracht hat **).

Uebe nun aber auch, meine liebe Lollia, gegen meine Duldsamkeit das Wiedervergeltungsrecht und tadle meine Grille nicht, meine Gestalt in einem zierlichen Isiscostume künstlerisch ausprägen zu lassen. Deinem prüfenden Kennerauge lege ich hier eine Musterzeichnung vor und hoffe, du wirst meiner Wahl deinen Beifall nicht versagen, wenn ich dir nur erst erzählt habe, welche Gründe mich dabei leiteten und bestimmten. Anfangs hatte ich mir in den Kopf gesetzt, mich ganz nach dem Vorbilde der Statue, die im neuen Tempel von Pompeji im hintersten Säulengange

---

ten, wie aus einer Stelle des byzantinischen Schriftstellers Codinus erhellt. S. Heyne in Comment. Societ. Regiae Gotting. T. XI. p. 27. und T. XII. p. 287. Auch hat Huschke in seinen Analectis p. 168 f. feine Bemerkungen darüber gemacht.

*) Die Schnabelschuhe (calcei uncinati, repandi) waren sehr früh schon bei dem prachtliebenden Volke der Tyrrhener oder Etrurier Mode gewesen und hieſsen da eigentlich mullei. Von da kamen sie zu den Römern und waren die Tracht der Senatoren und Vornehmsten. S. Saumaise zu Tertullian de pallio p. 359. ed. pr. Natürlich erschien also auch die Göttin Juno, wenn sie in jenen Zeiten auf's Vornehmste ausstaffirt werden sollte, in dergleichen Schuhen. Der Kreis der Mode hat sie im späteren Mittelalter wieder hervorgerufen. Sie heiſsen bei den Franzosen Schiffschnäbel (pontoines) und in kürzerem Maſse Entenschnäbel (becs de cane). Kirchenversammlungen und Kleiderordnungen haben Jahrhunderte lang vergeblich ihre Blitze dagegen geschleudert. Die ganze Geschichte derselben erzählt ausführlich Beckmann in seinem Vorrath kleiner Anmerkungen St. 1. S. 40—52.

**) Unter die bösen Vorbedeutungen rechnet Plinius II, 7. auch pedum offensiones, wenn man sich an den Fuſs stöſst. Man muſs dabei bedenken, daſs die meisten Schuhe der Alten, wenigstens die griechischen, kein Oberleder hatten und also die Fuſszehen bei'm Anstoſs noch mehr litten. Brockhuys hat in seinen Anmerkungen zum Tibull I, 3. 20. die hierher gehörigen Stellen der Alten gesammelt. Uebrigens denkt Sabina wohl besonders an den Tiberius Gracchus, der, wie Plutarch in seiner Biographie und Valerius Maximus I, 4. erzählen, sich heftig an den Fuſs stieſs, als er zum letzten Male vor seinem schrecklichen Ende den Fuſs über seine Hausschwelle setzte.

steht *), vorstellen zu lassen. Du kannst dir nach beiliegender Abbildung eine Vorstellung davon machen. Es kommt im Isiscostume auf zwei Haupttheile an. Der eine ist die unmittelbare Bekleidung, der andere die sinnbildlichen Decorationen und Abzeichen. Die eigentliche Garderobe der Göttin besteht nur aus vier Stücken, aus einer ägyptischen Flügelhaube **), wo beide Flügel von den Ohren herab sich auf die Schultern auflegen; aus einem mit Trotteln und Franzen eingefafsten Brusttuch, welches vom Halse herab hinten weit herunter hängt, vorn aber mit seinen zwei Zipfeln zwischen den Brüsten geknüpft wird ***); aus einem Ober-

*) Ein runder Rock, cyclus, ist fälschlich mit unseren Weiberröcken verglichen worden. S. zu Bronzi d'Ercolano T. II. tav. 75. p. 290. Auch das ἐγκύκλιον. S. Perizon. zu Aelian V. H. VII, 9. p. 373.

**) Sie bestand aus einer kunstreich in gerader Linie gefalteten Leinwand und scheint nur im Tempel- und Götterdienst gewöhnlich gewesen zu sein. In steinernen Bildwerken haben freilich diese Falten oft ein sehr steifes und wulstiges Ansehen. Allein von ihnen gehen die Kopftücher der Nonnen aus (deren erstes Klostercostume aus Aegypten stammt), und von dieser Nonnentracht stammt wieder das ganze neu-europäische Haubenwesen, die cuffia (das scaphion der Römerinnen, das escofion des Mittelalters, s. Menage, Dizzionario Etymolog. s. v. cuffia), die Coeffure unserer Mütter und Grofsmütter. Die altägyptischen findet man in allen Alterthums-Compendien und Costumes hinlänglich erläutert. S. Lens vom Costume, S. 7.

***) Dieser cinctus pectoralis, wie man dieses Busentuch mit Apulejus, Metam. XI. p. 773. Oudend. nennen mag, gehörte ursprünglich auch blos zu dem heiligen Tempelornat und zeigt sich in herrlichster Pracht noch auf wohlerhaltenen Mumien. Man mufs ihn nicht mit dem männlichen Halskragen verwechseln, wovon Visconti gehandelt hat Museo Pio-Clementino T. II. p. 34. (Auch zu ihm findet sich in der bischöflichen Kirchengarderobe noch der Beleg.) Die Hals- und Brusttücher der ägyptischen Isis sind wieder durch den Karel der früheren Nonnenklöster (Nonne ist ägyptisch, s. Jablonski p. 176 ff.) die Urbilder (Guimpes) aller Fichus und Busentücher der modernen Weiblichkeit geworden. Die Römerinnen und Griechinnen wufsten durchaus nichts von dieser Brustbedeckung. Die Franzen, die davon herabhängen, waren auch nur von Zwirn oder Baumwollengarn (byssus). An eine Gausape, wie es Winckelmann benannt wissen will, ist also nicht zu denken. Das Wort gilt nur von wollenen Zeuchen. S. Fea zu Winckelmann's Storia delle Arti T. I. p. 110. Ueber die ganze Mode der Besetzung mit Franzen hat schon der gelehrte Buonarotti viel Wissenswürdiges gesagt. Osservazioni sopra alcun. medagl. p. 258.

gewand, welches eng um die Hüften geschlagen und dann in's Brusttuch eingeknüpft wird; diefs ist mit vieler Kunst zu legen und bei'm Gehen zusammenzufassen, da es nicht, wie unser römisches Oberkleid, über die linke Schulter geschlagen und vom linken Arm emporgehalten werden darf, sondern blos um die Hüften gelegt und durch die einzige Verknüpfung am Busentuch vor dem Herabfallen gesichert wird *). Dabei mufs ein dicker Faltenbausch, mitten vom Oberleib herabfallend, sich zwischen den Schenkeln und Knieen so aufbauen, dafs er an jene uralten ägyptischen Statuen erinnert, die nicht blos im Rücken, sondern auch vorn herab eine breite Leiste, mit Hieroglyphen beschrieben, tragen **). Den Schlufs

*) Die orientalischen Damen, die sich dieses Oberrockes noch jetzt bedienen, pflegen ihn durch tief am Unterleibe angebrachte Gürtel, aber auch zuweilen durch eine besondere Schürzung eines Knotens festzuhalten. Man sehe die Abbildungen ägyptischer Sonrails in Niebuhr und Denon. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs unsere europäischen Weiberröcke, die, nur bis an die Hüften heraufgehend, da durch Zusammenschnürung festgehalten werden, — eine Tracht, die durchaus dem griechischen und römischen Frauen-Costume widerspricht — ursprünglich auch aus Aegypten abstammen. Den Prototyp dieser Weiberröcke gibt das hier angeführte Obergewand der Isis, das oben in dieser Draperie durch eine eigene Verknüpfung mit dem Busentuch heraufgezogen wird. Denn nirgends findet man in der ägyptischen Frauentracht die Gürtel der Griechinnen und Römerinnen. Mehr ganz runde glockenförmige Röcke, die nur bis an die Hüften reichen, bemerkt schon Winckelmann an weiblichen ägyptischen Figuren. Storia delle arti, T. 1. p. 98. mit Fea's Note.

**) Dieses ägyptische Statuencostume zeigt sich auch in dem Faltenbausch des Peplus der Athenischen Pallas. Der berühmte, mit dem Gigantenkampf en relief geschmückte limbus am Sturz der Dresdener Minerva von antikem Styl (s. Becker's Augusteum T. 1. n. 10.) beweis't diefs, trotz allen gegen diese Behauptung vorgebrachten Zweifeln von Hirt im Freimüthigen ganz augenscheinlich. S. Andeutungen, S. 58. Wenn man das von Zoega, de obeliscis p. 655. als Schlufsvignette des ganzen Werks abgebildete Fragment einer Isis aus dem Museo Borgiano zu Veletri vergleicht, so sieht man, dafs die Isisbilder hinten im Rocke den Hieroglyphenstreifen regelmäfsig beibehielten. Es war ein Fortschritt der Kunst, ihn von vorn nur noch durch den Faltenwurf und Bausch des Gewands anzudeuten. So wie die Isisbilder sich mehr mit der Eleganz der griechischen und römischen Damen, die sie oft selbst nur portraitirten, vertragen lernen mufsten, schwand auch dieser Streifen immer mehr, den erst in den neuesten Zeiten die Alles im Kreis wiedererweckende Mode wieder hervorgerufen hat. Ue-

macht ein zartes, anschmiegendes, die Arme bis zur Handwurzel umschliefsendes und bis zu den Knöcheln der Füſse sich enganlegendes Untergewand aus Byssus oder Musselin *), so wie die

brigens ist diese charakteristische Falte allein hinreichend, eine sehr räthselhafte Statue in der vaticanischen Sammlung, die, nun als eine männliche Statue in der Kleidung der Diana drapirt, auch im Museo Pio-Clementino T. III. tav. XXXIX. paradirt, und aus der Visconti selbst sich nicht recht herauszufinden weiſs, zu enträthseln. Es ist eine Isis, in Byssus gekleidet. Allein man hat die Brüste abgeraspelt, da vermuthlich die Statue da am meisten gelitten hatte, und so ist freilich etwas Männliches daraus geworden. Aber auch so ist das oben herabgehende Busentuch um den Hals herum noch sehr bemerkbar. Der anspringende Hund und alle übrige Attribute sind spätere Restaurationen.

*) Die Ursachen des ägyptischen Leinwandtragens (λινοστολία) sind bekannt. Schon Herodot II, 81. läſst darüber keinen Zweifel. S. de Schmidt, Preisschrift de sacerdotibus et sacrificiis Aegyptiorum p. 28 ff. Aber das Gewand der Isis, von welcher hier die Rede ist, war nicht aus Leinwand, sondern aus feinem baumwollenen Zeuch, aus Musselin. Man muſs hierbei von der schon oft gemachten (s. Larcher zu Herodot T. II. p. 245.) Bemerkung ausgehen, daſs die Aegypter auch den Byssus, die baumwollenen Gewande, zur Leinwand rechneten. Daſs wohl etwa erst später die Cattunfabrication mit der Anpflanzung der Baumwollenpflanze in Aegypten bekannt geworden sei, zeigen die Mumienbänder, die sämmtlich zum Theil aus sehr feinen Baumwollenstoffen bestehen. Schon Herodot kennt die τελαμῶνας σινδόνος βυσσίνης II, 86. Freilich befremdet das Stillschweigen Herodot's, der die Baumwollenpflanze zwar in Indien (III, 116.), aber nirgends in Aegypten kennt, weswegen man auf die Muthmaſsung gekommen ist, daſs die Baumwollencultur erst unter den Persern und Griechen zu den Aegyptern gekommen sei. S. Fea zu Winckelmann T. I. p. 95 f. Hier ist noch Manches dunkel! So viel ist gewiſs, daſs, was Plinius von der ägyptischen Baumwolle sagt XIX, 1. s. 2. §. 3.: nulla eis (sc. gossypiis) candore et mollitie sunt praeferenda, vestes inde sacerdotibus Aegyptiis gratissimae, besonders auch auf die zarten Untergewänder der Isisstatuen paſst, welche in mehreren Statuen, wo sie blos in diesem Untergewand abgebildet erscheint, fast gar keinen Unterschied zwischen dem Nackenden und Bekleideten mehr entdecken lassen. S. Winckelmann, Storia delle arti, T. I. p. 97. und die zur Erläuterung aus der Villa Albani abgebildete Isis in der Ausgabe von Fea T. I. tav. X. Wahrscheinlich bezeichnet der kleiderkundige Kirchenvater Tertullian, de anima c. 2. ein solche Isis im transparenten Untergewande, wenn er von einer Isis linteata spricht. Denn linteum, linteamen u. s. w. be-

übrigen Gewänder alle aus feiner Leinwand sind. So viel von den Gewändern. Aber nun kommen auch noch einige Verzierungen hinzu, in welche die ägyptische Priesterweisheit einen tiefen Sinn gelegt hat, der da, wo die Göttin ihre Geheimnisse den Eingeweihten entschleiert, in voller Klarheit dir entgegenschimmern würde. Oft trägt die hohe Himmelskönigin eine Blume mitten über der Stirn. Und sind nicht die Sterne selbst Himmelsblumen? Es ist eine heilige Frucht, mit einigen zungenartigen Blättern umschlossen, es ist die Persea *), Sinnbild der heiligen Lichtkugel, mit den zwei Schlangen oder Hörnern eingefafst, die über allen ägyptischen Tempelthoren den Eintretenden das höchste Mysterium der Gottheit verkündigen. In der rechten Hand hält Isis die ihr geweihte Klapper, das Sistrum der Griechen, die Aegypter selbst nennen das wunderbare Instrument Kemkem **). In

deutet in ägyptischer Bezeichnung gewifs eben so oft baumwollene als leinene Gewänder, so wie das echt ägyptische Wort Sindon (s. Jablonski, Voces Aegyptiacae s. v. in den Opusc. T. I. p. 298.) auch vom Cattun gesagt wurde. Auch Byssus und Gossypium sind wahrscheinlich nach Georg Forster's Ableitung, de bysso antiquorum p. 48 f. p. 71 f., altägyptische Worte. Vergl. Jablonski, Voces Aegyptiacae p. 429.

*) Die Persea ist ein Gewächs, wo die Frucht aus dem Stamme treibt. Schreber hält es für die Cordia Myxa des Linné. S. Schneider's griechisches Wörterbuch s. v. Als Hauptschmuck der Isis ist sie so gewöhnlich, dafs sie auf vielen geschnittenen Steinen als Abzeichen der Isis ganz allein vorkommt. S. Cabinet de Stosch Cl. I. n. 15 — 18. in Schlichtegroll's Kupferwerke T. II. pl. 3.

**) Die Trauer über den erschlagenen Osiris machte bekanntlich ein Hauptfest der Aegypter. Zu dieser Jammerlitanei gab eigentlich die Isisklapper den Tact an. Denn sie wurde tactmäfsig dreimal gehoben und geschlagen. Man denke an die malerische Stelle bei'm Apulejus, Metam. XI. p. 759. Oud.: Crispante brachio ter geminos jactus. Vergl. Pignori, tab. Isiac. p. 67. Ein vollkommenes Sistrum mufste vier Stäbchen haben, wegen der vier Elemente. S. die Hauptstelle bei Plutarch, de Iside et Osir. p. 151. ed. Squire. Allein die meisten auf alten Denkmälern abgebildeten Sistra haben nur drei Stäbchen; das kommt wohl daher, weil überhaupt auf älteren hieroglyphischen Denkmälern, die einzige tabula Bembina ausgenommen, das Sistrum, das erst mit der Einführung des Isisdienstes in die griechische Welt nach Alexander dem Grofsen seine Rolle zu spielen anfing, uns höchst selten abgebildet vorkommt. S. Winckelmann, Storia T. I. p. 91. mit der Anmerk. Später fand man wohl auch den Nilmesser in diesem Sistrum, und da, wo die Sphinx ihn in der Hand hält, ist diefs wohl auch die

der Linken trägt sie eine gehenkelte Schöpfkanne, in welcher echtes Nilwasser, das Element alles ägyptischen Gottesdienstes, enthalten ist *). Damit auch hier die deutungsvolle Natter, der Cuuph

wahre Deutung. — Der ägyptische Name dieser Klapper scheint Kemkem gewesen zu sein. S. Jablonski, Voces Aegyptiacae p. 309. De Water hat dort in den Anmerkungen alles Wissenswürdige über die Literatur dieses Instruments, von welchem Bacchini und Tollius eigene Abhandlungen geschrieben haben, zusammengestellt, bemerkt aber mit Recht: operae pretium faciet, qui denuo accurate inquirat in originem sistrorum et usum apud Aegyptios. Noch verdient des groſsen Alterthumskenners Amaduzzi Brief an Bandini in den Novelle Letterarie di Firenze del 1773. verglichen zu werden, wo er fünf alte Sistra mit einander verglichen und das Echte von dem Unechten unterschieden hat.

*) Der heilige Strom ist der Vater aller ägyptischen Religionsgeheimnisse. Darum steht er auch als Sphinx vor allen Tempeln. Zahllos waren die Tugenden und Eigenschaften, die die Aegypter von seinem Strömen zu rühmen wuſsten, zahllos die Heil- und Befruchtungskräfte seines Wassers. S. Sabina T. I. S. 245. Osiris gebe dir das kühle Wasser! rief man in Inschriften den Verstorbenen zu (s. Zoega, de obeliscis p. 305, 6. 326.) und verstand darunter das kühlende Nilwasser. Daraus entstand der schmerzstillende Lethetrank der griechischen Fabel. Vergl. das merkwürdige Relief, Mus. Pio-Clement. T. IV. tav. XXXV. wo die weibliche Figur, welche den ankommenden Schatten den unterirdischen Labetrunk darreicht, schon an die Isis selbst erinnert. Das Gefäſs, das sie trägt, wie das, welches sie darreicht, erinnert an das Wassergefäſs (die situla), womit Isis so oft abgebildet wird, und der ganze Habitus der Figur ist Isisch. Mumien tragen daher Schalen zum Schöpfen des Nilwassers, so die des della Valle. S. Andeutungen p. 12. Der filtrirende, kühlende Nilkrug (s. Jablonski, Panth. Myth. III, 144—147.) selbst wird ein neuer Gott, der Canopus, dessen höchste Herrlichkeit man in dem Albanischen erblickt, der in Winckelmann T. I. p. 116 abgebildet ist. Also konnte auch Isis nicht füglich ohne Andeutung auf's heilige Nilwasser gebildet werden. Darum hat sie eine Gieſskanne (situla) in der Hand, und der Oberpriester der Isis zeigte dieses Wassergefäſs mit groſser Andacht den Anbetenden vor dem Isistempel, so wie dasselbe auch in Procession getragen wurde. Dieſs wird aus der Stelle des Apulejus deutlich, Metam. XI. p. 777. Oudend.: Urnula faberrime cavata, fundo quam rotundo — adhaerebat ansa, quam contorto nodulo supersedebat aspis. Nur hätte man das auf einer der vier Seiten einer ara Isiaca im capitolinischen Museum (s. Museo Capitolino T. IV. tab. 10.) befindliche Gefäſs, welches eine cista mystica ist, nicht mit diesem

Uräus, oder die Aspis, nicht fehle *), verwandelt sich der Henkel des Gefäſses oft in diese Schlange. Allein man erlaubt sich in diesen die Göttin umgebenden Hieroglyphen auch allerlei Veränderungen und Abweichungen. Die Isisklapper, sagen die Besserunterrichteten und Eingeweihten, gehört eigentlich nicht in die Hände der Göttin selbst, sondern wird nur von den Anubisen, d. h. ihren Dienern und Begleitern, der echten Ueberlieferung gemäſs, getragen und geschlagen. Statt derselben gibt man ihr also, im vollen Einklang mit der echten, alten Lehre, lieber den Schlüssel mit dem runden Griffe **) in die Rechte, und in die Linke entwe-

---

Wasserkrüglein verwechseln sollen, wie doch nach Johannis Olivä Vorgang, Exercit. in marmor Isiacum Romae nuper effossum (Rom 1719.) p. 60 ff. auch Foggini in seiner Erklärung p. 29. gethan hat. Aus der oft miſsverstandenen Stelle Juvenal's VI, 527.: a Meroe portabit aquas, ut spargat in aedem Isidis, läſst sich mit groſser Wahrscheinlichkeit schlieſsen, daſs die frommen Isisdiener in Italien in allen Isistempeln wirkliches Nilwasser gehabt haben. Der Aberglaube der Römer bei'm Juvenal zeichnet sich nur darin aus, daſs die fromme Isismagd selbst bis auf die Insel Philä, wo des Osiris Grab ist, fährt, um dort das heiligste Nilwasser zu schöpfen und in den Isistempel zu Rom zur heiligen Spende und Sprenge zu bringen. Es mochte wohl oft unechtes Nilwasser dort angebetet werden.

*) Diese Wunderschlange (Knuphis, Agathodämon auf den Talismanen) sah Denon auch in Aegypten durch Schlangengaukler abgerichtet, und bildet sie ab. S. Voyage en Egypte, pl. 104. Dieses Symbol konnte in keinem ägyptischen Heiligthume fehlen.

**) Wie viel ist über dieses berühmte T. Aegyptium oder die crux ansata geklügelt und gefabelt worden! Viel Blendendes haben die Gründe, die nach de la Croze, Histoire du Christianisme dans les Indes Livr. VI. p. 430. seq. und Jablonski im Panth. Aegypt. II, 7. 6. und in den Vocibus Aegyptiacis in Opusc. T. I. p. 258 f., auch Visconti schon scharfsinnig vorgetragen hat, Museo Pio-Clementino T. II. p. 36—39, daſs dieses Symbol den Lingam, Phallus das Glied der erzeugenden Kraft, bedeute, da man sonst keine andere Hieroglyphe finde, die sich darauf deuten lasse, und es doch bekannt sei, wie groſs der phallische Dienst bei den Aegyptern war. Allein dann müſste man erst beweisen, wie alt der Phallusdienst dort gewesen sei, und die Gründe widerlegen, die Zoega, de obeliscis p. 213 ff. für die jüngere Einführung dieses Dienstes anführt. Gewiſs kam er erst mit dem Isis- und Osirisdienste nach Aegypten und fällt also in die zweite Periode der ägyptischen Mythologie. Der ἱερὸς λόγος, den Herodot II, 46. verschweigt und den uns Eusebius, Praep. Evang. II, 2. p. 54. (s. Jablonski, Voc. p. 869.) davon aufführt, beweis't

der die blose Schlange oder das lebendigste Symbol des Nilstroms, die Lotosblume. Du lächelst, Lollia, über die Rolle eines redseligen ägyptischen Schriftgelehrten, die ich bei diesen Erklärungen dir übernommen zu haben scheine? Lächle, so viel du willst! Nur räume mir auch ein, dafs mir alle diese Mühe erspart worden wäre, wenn du bisher die heiligen Isisprocessionen und Conterfeis der Göttin in Rom selbst mit etwas mehr Duldung angesehen und es nicht unter deiner Würde gehalten hättest, dich mit dieser Heilspenderin der bedrängten Menschennatur bekannter zu machen. Jetzt erst kann ich dir die Entscheidungsgründe für das von mir gewählte Isiscostume ganz deutlich machen.

Anfangs war ich fest entschlossen, mich ganz nach dem Vorbilde einer höchst zierlichen, kleinen Statue, die im neuen Tempel zu Pompeji an der Seite des hinteren Säulenganges aufgerichtet ist *), vorstellen zu lassen. Popidius hat dieses allerlieb-

---

das hinlänglich. Die natürlichste Erklärung bleibt die: es bezeichnet einen Schlüssel, und zwar vorzugsweise den Schlüssel, womit man die Canäle an den Nildämmen öffnete. Diese Erklärung hat Denon durch seine Beobachtung an den oberägyptischen Tempelruinen bestätigt. A tous les rapprochemens que j'ai pu faire, sagt er zur Erklärung der 107 Kupfertafeln, wo eine ganze Grundmauer eines Tempels zu Philä mit solchen Nilschlüsseln ausgeschmückt war, cette figure est la clef des digues et des canaux, l'emblême de l'inondation et pour l'Egypte le signe du plus grand bienfait de la divinité. Der König hatte diese Nilschlüssel, und so wurde diefs nun überhaupt das Zeichen der Herrschaft. Clavis aenigmatice mundi imperium exprimit, sagt Zoega, de obeliscis p. 440, und so war denn auch der Grund gefunden, warum man der Isis diese Schlüssel in die Hand gibt. Isis herrscht über den Nil und über die Welt, bedeutet diese Hieroglyphe. Wie viel anständiger, selbst im Sinne der alten Mysteriokrypsie, die doch auch die phallischen Embleme nie den Göttern in die Hand gab, ist diese Erklärung, als die andere, wo Isis freilich den Namen Isiaca lena Juvenal's VI, 488. doppelt verdienen würde. Der schwedische Hieroglyphen-Entzifferer Hr. von Palin hat in seinem Essai hiéroglyphique p. 60. 71 f. in diesem heiligen Kreuz die vier Dimensionen des Himmels finden wollen, da er Alles auf die ersten geometrischen Figuren reducirt, ungefähr so, wie Richard Pococke in seiner Description of the East Vol. I. p. 93. schreibt: the cross with the handle is said to represent the four elements.

*) Wirklich wurde bei der Aufgrabung des Isistempels zu Pompeji hinten in der einen Ecke des Peristyls oder inneren Säulenganges, der um den Tempelhof herum läuft, ein Piedestal entdeckt, worauf eine kleine Isis stand, ganz in der Figur, wie sie hier be-

ste, niedliche Marmorbild erst vor Kurzem aus Alexandrien erhalten, und es verräth die Hand eines guten griechischen Künstlers. Die Draperie ist ganz vollständig, mit Brusttuch, Obergewand und Untergewand, hat aber das Besondere, daſs der weiſse Marmor in allen Theilen der Gewänder roth gemalt ist und die Franzen des Brusttuches vergoldet sind. In der rechten gehobenen Hand hält sie ein Sistrum von Bronze, in der linken den Nilschlüssel. Ich kann dir nicht bergen, daſs Anfangs diese Vorstellung mit der vergoldeten und purpurrothen Draperie sehr viel Einladendes für mich hatte. Allein mein Bildhauer Athenodor hatte erschrecklich viel dagegen einzuwenden und nannte diese Marmorpinselei eine geschmacklose Zwittergattung, ein hermaphroditisches Mittelding zwischen Malerei und Bildhauerei. Mein Praxiteles ereiferte sich so bei dieser Invective, daſs ich ihm gern nachgab, um ihn nur bei'm Guten zu erhalten, ob er mich gleich nicht ganz überzeugt hatte. Aber nun war mir auch der ganze vollfaltige und vollbauschige Anzug dieser Isis zuwider, und mein kunsterfahrener Freund unterstützte diesen Widerwillen nach aller Möglichkeit. Er erinnerte mich an eine sehr zarte, im neueren griechischen Styl gearbeitete Isisstatue in Basalt, die wir nach einigen Tagen in einer Nische des Serapistempels zu Puteoli von einigen im Tempelspital genesenen Frauen umlagert sahen, die nun neben dem Serapis auch noch der helfenden Isis ihren Dank durch allerlei Dankformeln ausströmten, indem ein glattgeschorenes Pfäfflein die Isisklapper dazu schlug. Diese Statue hat eine höchst zarte Behandlung der feinen durchsichtigen Byssusgewänder, womit die Göttin bekleidet ist *). Man kann es einen Triumph der griechischen Eleganz über die eckige Steifheit und Trockenheit des altägyptischen Styls nennen.

---

schrieben wird. Auf dem Grundriſs, welchen der Ritter Hamilton in seinem Account of the Discoveries at Pompeji im vierten Theile der Archaeologia Britannica pl. XVIII. liefert, ist dieses Fuſsgestell — die Statue wurde in's Museum von Portici gebracht — mit k bezeichnet und folgende Erklärung dabei p. 174. gegeben: Pedestal on which was found a beautiful statue of Isis about two feet high. It is of marble, the drapery was painted of a tender pourple colour and some parts of it gilt. She had a sistrum of bronze in her right hand and in the left the common Egyptian symbol which is explained by Antiquaries as the key to the sluices of the Nile. Auf dem, in St. Non's Voyage pittoresque T. II. p. 120. gelieferten kleinen Plan ist diese Statue mit M. bezeichnet, und p. 122. wird ungefähr dasselbe davon gesagt. Denn St. Non's und seiner Architecten Weisheit würde ohne Hamilton's frühere Nachrichten sehr kahl und ärmlich bestehen.

*) Sie ist noch vorhanden und eine Zierde des capitolinischen Museums. S. Museo Capitolino T. III. tav. 79.

Das Gewand scheint über den schlanken, majestätischen Gliederbau nur gleichsam hingehaucht. Und doch sind dabei die Grundformen der Isisdraperie, die zu verletzen, frevelhafter Vorwitz wäre, auf's Gewissenhafteste beibehalten. Ich verstehe darunter den zwischen den Brüsten geknüpften Knoten *), welcher das über die Schultern herabfallende feine Musselintuch mit dem über die Hüften heraufgezogenen, den ganzen Körper von den Füſsen bis an die Brüste umschlingenden Obergewand verknüpft und zusammenhält, und die bedeutungsvolle Grundfalte, welche, vom Nabel an herabsteigend und zwischen den Schenkeln und Knieen durchlaufend, wenigstens eine bestimmte Andeutung des Gradlinigen und ewig Festen und ewig Unwandelbaren gibt, wodurch alles Aegyptische gleichsam erst seinen heiligenden Stempel aufgedrückt erhält. Diese Form schien mir vor allen Grazie und Liebreiz mit der heiligen Sitte und Religiosität am sinnreichsten zu vermählen. Der Künstler legte sogleich Hand an, um sein Modell in Thon zu bilden, und davon lege ich dir nun hier die Musterzeichnung bei **) und erlaube mir dazu nur noch drei Bemerkungen.

---

*) Winckelmann hat in seinem Trattato preliminare zu den Monumenti p. XXI. das Charakteristische dieser Knotenschürzung, woran man sogleich eine Isis erkennt, durch mehrere noch vorhandene spätere Isisbilder sehr gut entwickelt. Dahin gehört das berühmteste unter den capitolinischen Isisbildern mit dem Sistrum im Museo Capit. T. III. tav. 73., die auch in Maffei Raccolta n. 143. (damals noch im Hause des Girolamo Bottari) schon abgebildet steht, eine andere im Palast Barbarini, und noch mehrere, die aber jetzt zu ganz anderer Bedeutung restaurirt sind. So ist es z. B. wohl nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daſs die sogenannte capitolinische Juno, die Bottari im Museo T. III. tav. 7. abgebildet hat, ein Isistronk ist, der zur Juno restaurirt wurde, weil hier der Knoten zwischen der Brust das Isiscostume sogleich anzeigt.

**) Man setzt voraus, daſs sich diese in eine Isis verwandelte Sabina wirklich noch in der von Winckelmann mehrmals gepriesenen (s. Storia delle arti, T. 1. p. 97. 107. und im Trattato preliminare p. XX. f.) Albanischen Isis bis auf unsere Tage erhalten habe. Sie ist in der Indicazione antiquaria per la Villa suburbana Albani p. 49. n. 467. angegeben, und wird auch von Ramdohr, über Malerei und Bildhauerei in Rom II, 55. angeführt. Wenn aber Ramdohr sagt: „sie scheint eine Nachbildung des alten Styls zu sein, obgleich das zwischen den Brüsten zusammengeknüpfte Gewand den Künstler mit griechischen Ideen verräth"; so bedarf dieſs einer Berichtigung. Denn das Zusammenknüpfen des Gewands ist ägyptisch. Nur die Draperie und Behandlung ist griechisch, wie Winckelmann in der angeführten

Die erste betrifft den Kopfputz. Ich hätte mir leicht auch ein paar Kuhhörner ansetzen lassen können, um es mit deinen junonischen Ziegenhörnern aufzunehmen. Du weifst, wie gern man die Isis in einer Kuh versinnbildet, und wäre meine Zunge nicht durch Eidschwüre bei der Einweihung gebunden, so würde ich dir erzählen, wie abgeschmackt die fabelnden Griechen die ehrwürdigste Tempelsage in ihre Kuhfabel von der tollgewordenen Io übergetragen und verunziert haben *). Allein mein Athenodor bemerkte mit grofser Einsicht, dafs die griechische Eleganz der ganzen übrigen Kleidung durchaus keine solchen Kopf- und Haarauswüchse gestatte. Eine ägyptische Flügelhaube statt des Schleiers sei das Höchste, was hier zulässig sei. Und wirklich hat die Statue im Serapeum nichts als eine solche Isishaube um Kopf und Ohren. Allein auch dieses wulstige Ungeheuer, welches gegen die übrige zarte Draperie so plump und unförmig absticht, wufste mein Ehrenmann mit grofsem Kunstverstand zu umgehen. Er verwandelte die abgeschmackte Flügelhaube in einen lockenreichen Haaraufsatz, und meine alterthumskundige Sclavin Klio bewies nun aus echten Quellen, dafs Isis selbst ursprünglich nur mit ihren eigenen vollen Haarlocken geschmückt erschienen sei **).

Stelle im Trattato preliminare gut gezeigt hat. S. tav. X. der Winckelmann'schen Kunstgesch. T. I.

*) Der eigentliche ἱερὸς λόγος über die Isiskuh liegt in Herodot's Erzählung von der in eine Kuh eingeschlossenen Tochter des Königs Mykerinus II, 129. 132. mit Zoega's scharfsinnigen Winken de obeliscis p. 415. Die gehörnte Isis ist der Mond, ihr Repräsentant die Kuh, so wie Osiris die Sonne und sein Repräsentant der Stier. Die Fabel der Io bei den Griechen ist aus mifsverstandenen Bruchstücken ägyptischer Priestersagen und Bildwerke entstanden. S. Heyne zu Apollodor p. 101. ed. nov.

**) Dafs über die Haarlocken der Isis eine alte Sage und Reliquie vorhanden sein mufste, erhellt aus dem Sprichwort, das Michael Apostolius in seiner Sammlung angeführt, Cent. XX. p. 255.: Φιλοτιμοῦνται ὡς Μεμφῖται τοῖς τῆς Ἴσιδος πλοκάμοις. Uebrigens befindet sich auch unter den capitolinischen Isisbildern eins mit einem ähnlichen Haarschmuck. S. Museo Capit. T. III. tav. 81., nur dafs da die Haare noch modischer gelockt herabhängen. Winckelmann findet an mehreren Isisstatuen Perücken. S. Monumenti antichi, T. I. p. 101. und Plutarch, de Iside et Osiride, C. 14. T. II. p. 462. Wytt., wo sich Isis bei der Stadt Kopto eine Haarlocke abschneidet. In der berühmten Stelle in Ovid's Kunst zu lieben, III, 135—153, kommt auch ein Haarputz vor, den damals die römischen Damen die Mercurius-Guitarre nannten, ornari testudine Cyllenea. Diefs verstand schon Saumaise zu Tertullian de pallio p. 353. von einem dicken

Mögen auch die ägyptischen Kahlköpfe noch so scheel dazu sehen, die uns lieber glatt weg alle Haare abrasirten, ich schmeichle mir, meine Isisperücke soll bald in ganz Rom Beifall und Nachahmung gewinnen, und ich hoffe, den Zeitpunct zu erleben, wo du selbst, meine liebe Lollia, bei den nächsten Pantomimen-Spielen im Theater in einer allerliebsten Isisperücke mit nicht weniger als 365 Löckchen aufgestutzt erscheinen wirst. Es lebe die heilige Haarlocke der Göttin Isis zu Memphis und flöfse allen Haarkräuslerinnen neue schöpferische Gedanken ein!

Dafs ich mir zweitens selbst eine kleine Abweichung in Absicht auf die Knotenschürzung zwischen den Brüsten erlaubte und nur den rechten Flügel des Brusttuchs mit dem von unten heraufkommenden Obergewand zusammenknüpfte, den anderen aber ungeknüpft liefs und ihn unter der linken Achsel festhielt, wirst du gewifs weit geschmackvoller finden. Der Einfall gehört eigentlich meiner auf Alles ausgelernten Kammerzofe, der Kypassis. Es mag freilich, sagte die Schalkin, bei dieser Knotenschürzung vorzüglich darum zu thun sein, die überschwängliche Fülle der Allernährerin Isis, die an ihren Brüsten das ganze Thier- und Menschengewimmel und die ganze Natur säugt *), in diesen zwei schwellenden Halbkugeln zu ihrem gröfsten Vortheil hervorzuheben, und man hat ja in den Isisprocessionen eigene Milchgefäfse, die diese Brustfülle versinnbilden **). Allein da wäre jedes strotzende Kuheuter, wenn die satte Heerde zum Melkfafs eilt, ein noch weit sprechenderes Symbol. Es sieht doch gar zu wunderlich aus, die Brüste, deren schöne Rundung unser Athenodor durch zarte Fal-

---

Haarwulst, und so könnte dieser Haarputz Aehnlichkeit mit der Isisperücke erhalten. Den ewigen Modenwechsel in den Haaren schildert Ovid am angeführten Orte sehr treffend und ruft endlich aus: Adjicit ornatus proxima quaeque dies!

*) Wer kennt nicht die den Orus säugende Isis in so vielen kleinen Idolen und auf Gemmen! Man weifs, welche sonderbare Combinationen auch schon lange vor Dupuis, Origine de tous les cultes T. III. p. 48 — 50. mit ihr und der θεότοκος stattgefunden haben. Als Thiersäugerin mit gewaltig angeschwollener Brust erscheint sie in dem merkwürdigen kleinen Relief in Elfenbein abgebildet, in Buonarotti's Osservazioni sopra alcun. medagl. p. 70. mit dessen Erklärung p. 425. und in Fea's Ausgabe von Winckelmann T. I. p. 451.

**) Man erinnere sich an die Isisprocessionen bei'm Apulejus, über welche Dupuis im angeführten Werke T. II. Part. II. p. 203. seine Bemerkungen macht, Metam. p. 775. XI. Oudend, wo eine von den Trägerinnen des Schaugepränges gerebat aureum vasculum, in modum papillae rotundatum, de quo lacte libabat.

ten schon gehörig anzudeuten wissen wird *) — hierbei warf die Bübin einen verschmitzten Blick auf den Künstler — diese Brüste so gewaltsam auf beiden Seiten hervorzudrängen. Lösen wir den einen Flügel des Brusttuchs! Diese scheinbare kleine Unordnung wird alle geregelte Aengstlichkeit und erprefste Schwulst aufheben. So Kypassis. Ich probirte sogleich durch Anlegung einiger Byssusgewänder, wie sich die Sache ausnähme. Athenodor klatschte vergnügt in die Hände. Der Einfall ist köstlich und wird bei der Ausführung im Grofsen seine Wirkung nicht verfehlen.

Drittens endlich wirst du finden, meine Lollia, dafs die eng-angeschlossenen, an beiden Seiten herabhängenden Arme sich zur ganzen Figur weit besser schicken, als wenn der eine Arm zum Schlagen des Sistrums gehoben wäre. Nur jene Form mit den enganschliefsenden Armen ist echt-ägyptisch **). Nun kann man aber das Sistrum nie zur Erde gesenkt vorstellen, was doch geschehen müfste, wenn ich mir's in die rechte Hand in dieser Stellung geben lassen wollte. Es wurde also der heilige Schlüssel als Symbol beliebt, und zwar in beiden Händen. Denn auch hierin glaubte ich von der Statue im Serapeum abweichen zu dürfen, wo die Göttin in der Linken eine Lotosblume trägt. Mögen die empfindsamen Mädchen mit Blumen spielen und sich in herzbrechenden Elegieen und Hirtenliedern vorsingen lassen, wie Europa und Proserpina bei ihrem Blumenlesen von rauhen Liebhabern entführt wurden, wie Eurydice bei'm Blumenpflücken von einer Natter gestochen wurde, und wie jede Blume und Pflanze sonst eine holde Jungfrau oder ein schöner Jüngling gewesen ***). Ich lobe mir die heilige Schlüsselgewalt †). Süfs ist das Herrschen. Ich

*) Diese Fältchen sind wirklich mit äufserster Zartheit über die Brustwarze ausgespannt in der Albanischen Isis. S. Winckelmann, Storia T. I. p. 97.

**) Denn sie ist die Mumienform, und vom Todtenreich geht in Aegypten die Statuenbildung aus.

***) In den griechischen Geoponicis libr. XI. sind diese Blumen- und Pflanzenmetamorphosen überall mit angedeutet. Vergl. Melman, de causis et auctoribus narrationum de mutatis formis p. 53.

†) Sie ist besonders bei den zwei ägyptischen Göttern, die hier als *πάρεδροι καὶ σύνθρονοι* so oft vorkommen, oft gepriesen worden. So sagt Aristides in seinem Hymnus auf den Serapis p. 96: *γῆς καὶ θαλάττης κλῆϊδας ἔχει.* Die Stelle hat Wesseling angeführt in seinen Observat. I. 3. p. 9, wo er von den diis *κλειδούχοις* viel Merkwürdiges sammelt. Vergl. Joh. Gott. Schwarz, Abhandlung de diis clavigeris, Altd. 1728. Noch verdient nach Allem, was über die Symbolisirung der Gewalt und Herrschaft durch den Schlüssel bei älteren und neueren Völkern in ganzen Abhand-

will das Abzeichen der Herrschaft mit beiden Händen erfassen und festhalten. Vergoldet soll das Haupthaar in meiner Isisfrisur, vergoldet auch das metallene Schlüsselpaar sein. Aber soll ich mich auch in so fern nach dem Herkommen richten, das die Isisbilder aus schwarzem Stein zu bilden befiehlt? *) Ein parischer Marmorblock und ein syenitischer Basalt liegen beide bereit. Ich erwarte deinen Ausspruch. Der Briefbote hat Befehl, dich auf dem Lande aufzusuchen, wenn du schon in dein Albanum oder Tusculanum abgereis't sein solltest. Lebe wohl! Möge Isis ihre schönsten Segnungen dir spenden und dein Herz rühren, dafs du bald die Unsere werdest!

Zweiter Brief.

An die Lollia.

Ich lasse mir jetzt, meine liebe Lollia, in einem abgelegenen Theile meiner Villa, meines Puteolanums, ein kleines, aber sehr zierliches Cabinet einrichten, und von einem Neapolitanischen Maler zwei Gemälde dazu verfertigen, deren Gegenstand ich dir sogleich ausführlicher beschreiben will. Nur erlaube mir vorher, dafs ich dir die ganze Anlage, aus welcher man in jenes Zimmer eintritt, und die blos nach meiner Phantasie und Angabe gemacht worden ist, in aller Kürze schildere.

Meine Villa, deren Hauptgebäude die entzückendste Ansicht auf das Vorgebirge Misenum und auf die tausendfach belebte See

---

lungen und Schriften gesammelt worden ist (s. Fabricius, Bibliogr. antiqu. p. 1014.), dieser Artikel von der Schlüsselgewalt, die man von der crux ansata oder dem T der Aegypter am sichersten ableitet, eine neue philosophisch-historische Deduction.

*) Die Antwort der Lollia ist nicht vorhanden. Aber die Albanische Isis ist wirklich aus der schwärzlichen Steinart, die die Alterthumsforscher bei ägyptischen Bildwerken ägyptische Basalte nennen. Es gehört diese Steinart zum Marean'schen Syenit. S. Wad's Fossilia Aegyptiaca Musei Borgiani p. 7 f. Auch zwei capitolinische Isisstatuen sind aus diesem Basalt. S. Winckelmann, Storia T. I. p. 107. Die echten Isisbilder sind alle schwarz. Es ist übrigens eine bekannte Sache, dafs die meisten sogenannten Vierges noires oder schwarzen Marienbilder ursprünglich nichts Anderes gewesen sind als Isisbilder mit dem Orus auf dem Schofs. In der Zeit des Revolutionsvandalismus wurde in der Kirche zu Puy de Dome ein solches Marienbild zerbrochen, das doch nur eine alte Isis aus Basalt war. S. Millin, Introduction à l'étude des monumens antiques p. 20.

hat, ist von der Seite mit Lustgehölzen und Gartenanlagen umgränzt, die durch anmuthige Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens Mannigfaltigkeit, durch die zierlichsten Rebengeländer und Staudengewächse Schatten, und durch die plätschernden Najaden lebendiger Quellwasser und Springbrunnen Leben und Kühlung erhalten. In einer der Vertiefungen ist eine Anlage angebracht, die wir die Rennbahn [1]) nennen, weil sie auf der einen schmalen Seite in einen Halbkreis sich schliefst, wie diefs bei allen Renn- und Reitbahnen der Fall ist. Mein Kunstgärtner [2]) hat hier in Buchsbäumen und Acanthus [3]) die wunderbarsten Dinge ausgeführt. Der in griechische Buchstaben geschnittene Buchsbaum ruft da sogleich den heiligen Grufs zu: „Grofs ist die Göttin Isis!" Auf beiden Seiten sind Hecken angebracht, welche die Scheere meines Buchsbaumbildners in Ibise, Sphinxe und Pyramiden ausgeschnitten hat, so dafs immer ein Ibis, ein Sphinx und eine Pyramide mit einander abwechseln. So bequemt sich selbst die gehorsame Pflanzenwelt zur Verherrlichung der Göttin, und das Formlose gestaltet sich zur dienenden Hieroglyphe. Am Ende dieser Anlagen, gerade in der Mitte des Halbkreises, der mit Platanen eingefafst ist, bildet eine üppig umrankte, dicht verwachsene Weinlaube mit ihrem halbgewölbten Schattendach einen kleinen Halbkreis. Luftig und schlank stehen vier Säulen von meergrünem carystischen Marmor [4]) dem Laubdach zur Stütze, indem sich an ihnen die Weinstöcke hinaufschlingen, zwischen den Säulen aber die Aussicht auf allen Seiten frei lassen. Das Ganze dient zur Einfassung und Bedachung eines marmornen Tischlagers zu sechs Personen von der Art, welche, einen halben Cirkel bildend, nach der früheren Form des griechischen Buchstaben S ein Sigma oder auch wohl nur ganz unschuldig ein grüner Gartensitz (stibadium) genannt werden [5]). Dabei findet durch Wasserkünste eine sehr angenehme Ueberraschung statt. In der Mitte des halbrunden marmornen Sophas erhebt sich gleichfalls aus Marmor ein grofses Becken. Sobald nun die Gäste an meiner Seite auf dieses Marmorbette und die darauf aufgepolsterten Kissen sich der Reihe lang gelagert haben, springt durch ein im Inneren des Gestells angebrachtes Druckwerk sogleich aus mehreren kleinen Hähnen das reinste Quellwasser hervor, als werde es blos durch den Druck der Liegenden ausgeprefst. Diefs füllt das vor uns als Tisch stehende Becken, in dem das Wasser nie überfliefst, da es einen geheimen, dem Zuflufs angemessenen Abflufs hat [6]). Gröfsere Schüsseln stehen auf dem Rande des Marmorbeckens zum Zulangen der Gäste bereit. Alles aber, was an Speisen und Brühen sonst in kleinen Schüsselchen (boletaria promulsidaria) servirt wird, schwimmt hier in frischem Wasser stets abgekühlt als Schiffchen oder Wasservögel auf der Wasserflur des Beckens [7]). Hier mache ich mir oft das Vergnügen, einige Betraute von der heiligen Brüderschaft

der Isis zu Pompeji, die mir die Ehre angethan haben, mich zu ihrer Vorsteherin zu wählen, zugleich mit einigen erwählten Werkzeugen der himmlischen Gnade der Göttin Isis, einigen ägyptischen Priestern, die zu Pompeji abwechselnd den Tempeldienst verwalten, ein Bundes- und Liebesmahl zu feiern. Ich habe dazu von Alexandrinischen Metallarbeitern und Glasfabrikanten, die sich neuerlich zu Puteoli niederliefsen, ein eigenes Tafelgeschirr im ägyptischen Geschmack arbeiten lassen. Du würdest dich freuen, meine liebe Lollia, wenn du die zwei wohlbeleibten und hieroglyphenreichen Nilkrüge, die wir Canopen nennen [8]), vor uns auf zwei Gestellen von ägyptischem Granit thronen und uns mit zwei breitgedrückten Speckgesichtern in die Schüsseln gucken sähest, während eine kunstreich nachgebildete Lotosglocke, von einem leichten Lüftchen geschaukelt, sich zwischen ihnen hin und her bewegt [9]). Doch dieses Alles nimmt sich, mit kahlen Worten erzählt, nur sehr dürftig aus. Komm' lieber selbst und wohne einmal einem solchen Isisschmause bei. Du bist auf den nächsten, der künftigen Neumond [10]) hier statthaben wird, hierdurch feierlichst eingeladen. Du würdest dich da, wie durch einen Zauberschlag, auf einmal in das heilige Wiegen- und Windelnland aller Religionen, welches der Nil tränkt und befruchtet, versetzt zu sein wähnen. Selbst die Schüsselchen und Becherchen, die dann auf dem Wasserspiegel im Becken, den der Tisch bildet, herumschwimmen, würdest du in allerlei Schiff-, Vogel- und Fischgestalten, wie sie zu Tausenden an den schilfreichen Ufern des Nils herumschwärmen [11]), verwandelt und umgestaltet erblicken. Du wünschest ganz frische Lucrinische Austern zuzulangen. Ein kleines Nilboot, wie es, aus Papyrusstengeln zusammengefügt, den Nil herabschwimmt, ein Baris, um mich des echten Ausdrucks zu bedienen [12]), bietet dir die gewünschte Muschel dar. Hast du Lust, so erzählt mein ägyptischer Mystagog und Tabernakelträger (Pastophorus, s. Schmidt, de sacerd. p. 192 f.) sogleich die ganze Geschichte von dem heiligen Nilschiffe, auf welchem einst die trostlose Isis die zerstückten Glieder des Osiris [13]) zusammenlas, und indem er so den armen Osiris Glied vor Glied vor deinen Augen untergehen und wieder auferstehen läfst, begiefsest du ganz gemächlich deine Austern mit der köstlichsten spanischen Makrelenlake [14]), die du aus einer zierlich geformten thönernen Spitzschnauze, einem heiligen Nilfisch, der dir eben von der anderen Seite herbeigeschwommen kommt, aufträufelst. Diefs ist hier so in der Ordnung. Die Spitzschnauze [15]) hat sich gelüsten lassen, einst von den heiligen Gliedmafsen des Osiris, wie sie der böse Feind in den Nil geworfen hatte, zu naschen und zu schmausen. Darum wird sie in einigen ägyptischen Städten feindlich verfolgt und verschmaus't, und in anderen als ein Behältnifs des Göttlichen

angebetet. Uns aber dient ihr in Thon gebranntes Ebenbild bei unserem ägyptischen Götterschmause zum Saucenäpfchen.

Doch ich verrathe dir, ungeweihte Spötterin, viel zu viel von unseren Geheimnissen. Vergifs nur nicht, zu erwägen, dafs unter dieser oft lächerlich scheinenden Hülle, unter dieser borstigen Schale ein süfser Kern grofser Weisheit steckt, dafs aber diesen nur die zu schmecken bekommen, welchen die Himmelskönigin in drei Stufen schauerlicher Weihungen es selbst offenbart. Ich eile jetzt, meine Beschreibung zu vollenden.

Dieser Rebenlaube und dem so eben beschriebenen Tischlager gegenüber öffnet sich ein Zimmer, das zur Verschönerung des Lagers selbst eben so viel beiträgt, als es durch die Aussicht darauf selbst verschönert wird. Alle Wände sind mit schimmerndem Marmor überzogen. Seine Flügelthüren öffnen sich in's Grüne. Zwei Fenster gewähren hier links und rechts die Aussicht auf blühende Boskets und balsamische Staudengewächse [16]) und beleuchten zugleich, wenn es nöthig ist, einen Alkoven [17]), der an die Querwand, die der Flügelthüre entgegensteht, gleichsam angeschoben ist. Ein Ruhebettchen und zwei Sessel laden hier zur geheimen, traulichen Unterredung ein. Und dazu ist auch dieses niedliche Schmollwinkelchen (Boudoir) ganz allein bestimmt. Hier halte ich meine geheimsten Unterredungen mit meinem ägyptischen Oberpriester und Mystagogen. Dann wird aber auch der Teppich, der die deutungsvollste und heiligste Hieroglyphe über das Reich des Osiris enthält [18]), auf's Sorgfältigste vor dem Eingang in den Alkoven vorgezogen. Zwei bronzene Priesterstatuen werden rechts und links in die Ecke des Alkovens gestellt und die Lampen, in die mystische Gestalt des heiligen Nilkahns geformt [19]), die sie in der Hand tragen, giefsen, so wie sie angezündet werden, ein magisches Licht über uns aus. Damit aber kein profanes Ohr uns belausche, kein Fufstritt eines Uneingeweihten unsere erhabenen Contemplationen unterbreche, ist die Einrichtung getroffen, dafs an die dann verschlossenen Flügelthüren des Vorzimmers zwei zierliche Jungfraustatuen von pentelischem Marmor, die ich vor einiger Zeit aus Athen erhalten habe, ganz im Costume der einst so berühmten Athenischen Kanephoren, wie sie Phidias einst an den Frisen des Parthenons bilden liefs und der grofse Polyclet in Marmor idealisirte, aufgestellt werden [20]). Beide Jungfrauen machen mit dem an den Mund gelegten rechten Zeigefinger das bekannte Zeichen des Stillschweigens. Zwischen diesen zwei Angeronen — denn warum sollte ich ihnen nicht den Rom einheimischen Namen geben — thront im Kelch einer äg tischen Lotosblume ein kleiner knieender Orus oder Harpok mit derselben Geberde des Stillschweigens [21]). Der sc Stengel, der Kelch, der Knabe, Alles ist in Bronze ge Alle meine Sclaven und Hausgenossen wissen, was es z

ten hat, wenn diese Stillschweigensgruppe vor der Thüre dieses Gartensaals steht. Der würde sich die härteste Verantwortung und strengste körperliche Züchtigung zuziehen, der ungerufen sich auf hundert Schritte unseren geheiligten Kreisen nähern wollte. Nur meine treue Kypassis bleibt in der Nähe, um auf das erste Schnippchen [22], das ich mit den Fingern schlage, herbeizueilen und meine Befehle zu empfangen.

Um die Verzierung jenes Alkovens, der gleichsam mein Allerheiligstes ist, noch bedeutungsvoller zu machen, lasse ich dafür eben jetzt zwei Gemälde enkaustisch auf Marmortafeln malen, welche die Eröffnung und Schliefsung des Isistempels um die erste und achte Tagesstunde mit einer Versammlung der Gläubigen an den Stufen des Tempels und mit allen dabei vorkommenden heiligen Gebräuchen auf's Lebendigste darstellen sollen. Deine Freundin, liebe Lollia, die Schreiberin dieses Briefes, bekommt auch auf beiden Gemälden ihre kleine Rolle zugetheilt. Der Maler ist zu dieser Absicht mehrmals mit mir in Pompeji gewesen und hat die ganze Scene der Oeffnung und Schliefsung der heiligen Kapelle an einem feierlichen Tage sogleich abgezeichnet.

Ich schildere dir heute nur die Schliefsungsscene, an welcher er eben arbeitet; halte es aber, bei deiner völligen Unbekanntschaft mit der ehrwürdigen Tempelsitte unseres Isisdienstes, für gerathen, durch einige vorausgeschickte Bemerkungen dich in den rechten Standpunkt zu setzen.

Die Tempel der grofsen Göttin werden mit weit mehr Feierlichkeit eröffnet und geschlossen, als es bei anderen Kapellen und Gotteshäusern der Fall ist, wo der Tempelwächter oder Küster ohne weitere Ceremonie zur gesetzten Stunde die Thüren auf- und zuschliefst [23]. Aber unserer Göttin wird bei der Eröffnung und Schliefsung zugleich eine besondere Metten und Vesper gefeiert [24]. Schon haben sich die Gläubigen, Männer und Frauen, Eingeweihte der höheren und niederen Stufen, aus allen Nationen und Volksklassen in zahlreichen Haufen in dem äufseren Vorhofe des Tempels versammelt, und manche andächtige Beterin hat schon seit einer Stunde an der Schwelle der Tempelpforte in ehrerbietiger Stille und Sammlung ihres Geistes g e s e s s e n [25], als auf einmal der innere Vorhof sich aufthut, die Teppiche, welche den inneren Tempel verhüllten, aufgezogen werden, die Gläubigen hineinströmen [26], sich rechts und links an die Stufen des Tempels stellen und nun der grofsen Göttin die ersten Morgenstunden anmelden [27], indem sie zum Klang der Flöte ein Morgenlied singen und Weihrauch auf die lodernden Altäre streuen. Nun tritt der Oberpriester heraus in die Vorhalle des Tempels an die oberste Stufe, in Begleitung mehrerer Ministranten und Pastophoren. Er verkündigt mit lauter Stimme, die Göttin sei aufgestanden und habe gnädig das Lied der Vorsänger und der Gemeinde vernommen.

Die zwei heiligen Grundstoffe, Feuer und Wasser, werden emporgehoben; die Isisklappern erschallen; in dumpfem Gemurmel ertönen von allen Seiten die Gebete der Gläubigen; das heilige Ballet wird von einem Pantomimentänzer in der Vorhalle des Tempels getanzt. So endigt sich die erste Morgenscene oder das Lever der Göttin, bei der sich nun jeder Einzelne noch ein besonderes Gehör erbitten und den ganzen Tag über sein Anliegen anbringen kann.

Anmerkungen.

1) Hippodromus.

2) Topiarius, so wie sein Werk opus topiarium, welches Rode in der Uebersetzung des Vitruv falsch durch Landschaftsgemälde ausgedrückt hat (s. den Index zum Vitruv). — Das Verschneiden der Bäume und besonders des Buchsbaums war bei den Römern eine ganz gewöhnliche Sache. Man hatte dazu das eigene Beiwort tonsilis erfunden. So sagt Plinius, XII, 2. s. 6.: Cajus Matius — invenit nemora tonsilia. Besonders mufste sich schon damals der Buchsbaum zu allen Spielen und Schnörkeleien bequemen, die jetzt als völlig geschmacklos verlacht werden. Das Wort buxetum (dem oft tonsile beigefügt ist, Martial III, 58. 5.) scheint diefs schon für sich anzudeuten. So war der Porticus Europae, ein Hauptsammelplatz der römischen Pflastertreter, durch dergleichen verschnittene Buxeta verannehmlicht. Martial II, 14. 15. Die Hauptstelle über die Buchsbaumschnitzeleien ist in der Beschreibung von Plinius's Tuscanischem Landgute, Epist. V, 6. 35.: buxus intervenit in formas mille descripta, literis interdum, quae modo nomen domini dicunt, modo artificis: alternis metulae (kleine Pyramiden) surgunt. Vergl. Daines Barrington, Abhandlung im VIIten Theile der Archaeologia Britannica: On the Progress of gardening p. 115. 116., und die Abbildung solcher Buchsbaumspielereien in den Herculanischen Wandgemälden, Pitture d'Ercolano T. II. tav. XX u. XLIX.

3) Plinius, Epist. V, 6. 36: Post has acanthus hinc inde lubricus et flexuosus. Gefsner denkt dabei an ein Labyrinth. Allein man konnte den Acanthus in allerlei Gestalten sich hinschlingen lassen. S. Plinius, XXII, 34.: Acanthus est topiaria et urbana herba, — crepidines marginum assurgentiumque pulvinorum toros vestiens.

4) Man mufs von der Beobachtung ausgehen, dafs die Alten, die vielleicht auf achtzig verschiedenfarbige Marmorarten kannten, wie sie die mäkelnden Italiener noch jetzt in ihren Studioli zu verkaufen pflegen (s. Ferber's Briefe aus Wälschland, Brief 16. p. 250.), jede Farbe des Marmors mit grofsem Verstand auf den passendsten Gegenstand anzuwenden wufsten und gleichsam immer damit malten. Es gilt hier einem schattigen Weinlaubdache für eine Bewirthung im Freien

(trichila umbraculum, textilis umbra palmitis supini, wie Martial sagt, XII, 31.). Grün muſs also auch die Marmorsäule sein, die dieses grüne Schirmdach unterstützt und dem hinaufrankenden Laubwerk zum Anhalt dient. Allein man wählte dazu keinen Marmor von saftigem, hellem Grün, wie der Laconische Marmor aus den Marmorbrüchen des Taygetus war, Laconicum cunctis aliis hilarius, wie Plinius sagt, der verde antico unserer Antiquarier, sondern, um die Farbe besser abzustufen, ein blässerer Marmor von meergrüner, mit weiſslichen Adern durchsprengter Farbe, mit einem Worte, den Carystischen, von den Marmorbrüchen des Gebirges Oche in Euboea, concolor alto vena mari, wie ihn Statius beschreibt. Die Stellen der Alten hat schon Blasius Caryophilus, de antiquis marmoribus p. 19 f., sorgfältig gesammelt. Wie er jetzt zu benennen sei, wuſsten unsere früheren Archäologen wenigstens nicht zu bestimmen. Christ, Abhandlung über Literatur und Kunstwerke S. 70, 75, denkt an den Cipollino, den Zwiebelmarmor, worin ihm Martini in seinen Excursen zu Ernesti's Archäologie p. 141. nicht viel entgegenzusetzen weiſs. Allein es ist jetzt durch Dolomieu ausgemacht, daſs der Cipollino der wahre pentelische Marmor der alten Bildhauerkunst sei. S. Millin, Monumens inédits Vol. II. p. 44 und Andeutungen S. 71.

5) So wie wir heut' zu Tage eine ausgewähltere Zahl von Gästen am liebsten an einem runden Tische versammeln, so liebten die Alten zu ihren Conversationen und vertrauten Tischgesellschaften weit zweckmäſsiger die Form des Halbkreises, weil auch da jeder in diesem Hemicyclio Sitzende den anderen sehen, sein Mienenspiel beobachten und sich ihm gleichsam sichtbarer und ohne Winkel mittheilen konnte. Dergleichen Sitze hieſsen exedrae und wanderten von den Gymnasien und Palästren bald auch in die Privatwohnungen der Vornehmen. Selbst vor den Thoren der Städte fand man dergleichen, wie z. B. vor dem Thore des wiederaufgegrabenen Pompeji dem Grabmal der Mammia gegenüber. S. Hamilton's Account pl. XII. B. B. p. 168., Stieglitz, Archäologie der Baukunst II, 246. und Stollberg's Reisen III, 68., wo über diese Pompejische Exedra schöne Bemerkungen vorkommen. Die eigentlichen Triclinien in den Speisesälen schlossen mit drei Tischlagern ein Viereck ein, und dabei war jeder Sitz, wie wir aus Horazens Briefen wissen, geregelt und etiquettenmäſsig vertheilt. Man suchte also die Bequemlichkeit der Exedra, des halbrunden Sitzes zur Conversation, auch auf die Mahlzeiten überzutragen, und lieſs in der Nachahmung halbrunder Rasen- und Laubsitze, die der Grieche eigentlich στιβάς, στιβάδιον nannte (στειπτὴ φυλλάς in Philoctet's Höhle bei'm Sophocles Philoct 33.) kostbare Rundsitze von Marmor machen, die man nun auch Stibadien nannte und nur nach dem Raume der Gäste, die darauf Platz hatten, unterschied, so daſs man deren zu sechs, sieben, acht Sitzen hatte: stibadium hexaclinon, heptaclinon, octaclinon. Die einzige Regel scheint bei diesen zwanglosen Tischlagern die gewesen zu sein, daſs der oberste Platz auch der geehrteste war und gewöhnlich von dem Wirth oder Gast-

geber selbst eingenommen wurde, wenn die Gäste seine Clienten waren. S. Saumaise, ad Script. Hist. Aug. T. I. p. 866. Die Griechen nannten diese Rundlager auch ἡμικύκλια, s. Pollux VI, 9., und die Alexandrinische Buchstabenweisheit von der ältesten Form des griechischen Σ, das wie ein lateinisches C aussah, auch σίγματα. So erklärt sich die Stelle in Martial's Apophoreten oder XIV, 87. Die Ueberschrift heifst Stibadium und das Distichon selbst:

Accipe lunata scriptum testudine sigma!
Octo capit: veniat quisquis amicus erit.

In späteren Zeiten, wo Alles ceremoniöser wurde, scheint auch in der Rangordnung, wie man an diesen halbrunden Tischlagern sich ordnete, Alles sehr bestimmt gewesen zu sein. S. Sirmondi, Anmerkung zu Sidonius Apollinaris p. 22. edit. Sirmond.

6) Man würde geneigt sein, unserer Sabina wegen dieser kindischen Spielereien Vorwürfe zu machen, wenn nicht der ernsthafte Plinius die ganze Vorrichtung, wie sie auf seinem Tuscanischen Gute stattfand, mit grofser Selbstgefälligkeit seinem Apollinaris schilderte, Epist. V, 6. 36.: E stibadio aqua, velut expressa cubantium pondere, siphunculis effluit; cavato lapide suscipitur, gracili marmore continetur, atque ita occulte temperatur, ut impleat, nec redundet. Gustatorium, graviorque coenatio (also gröfsere Schüsseln, repositoria) margini (dem Rand des Marmorbeckens) imponitur; levior navicularum et avium figuris innatans circuit. Die Wasserkünste mit dem Druckwerke, wo bei'm Aufsetzen das Wasser hervorspritzt, befanden sich sonst in vielen Gartenanlagen. Daher fügt auch Felibien in seinen Plans et descriptions de deux maisons de campagne de Pline le Consul (Londres 1707) p. 89. die Bemerkung bei: L'on voit encore aujourd'hui dans des jardins d'Italie des fontaines qu'on fait jouer en s'asseyant sur des bancs de marbre. Schon Gefsner hat in seinen Anmerkungen das berühmte Vogelhaus, den Ornithon, auf der Villa des Varro, wo der Speisesaal auch mit Brunnen und Wasserkünsten gekühlt und verannehmlicht wird, de Re Rustica III, 5. 10., damit verglichen.

7) So hatte man zu Kohl- und Spargelkeimchen (caules prototomi) kleine Schüsselchen, die man, weil sie eigentlich zum Serviren der Champignons gehörten, boletaria nannte. Martial XIV, 101. S. Saumaise, zu den Script. H. A. T. II. p. 401. Andere Schüsselchen zu kleinen Entremets, die man Promulsidaria nannte, kennen wir aus dem Gastmale des Trimalchio bei'm Petron — c. 31.

8) Dafs man das Behältnifs, in welchem das heilige Nilwasser filtrirt und aufbewahrt wurde, nach und nach selbst apotheosirte und mit allerlei Hieroglyphen aufputzte, ihm einen Menschenkopf mit der Mütze und dem angedrehten Bärtchen aufsetzte und dieses Bild dann ohne allen Gebrauch zum Wasserbehälter, also auch aus einer Masse ohne Höhlung gearbeitet, aufstellte, möchte doch nach Allem, was Zoega in seinem Werke, de numis Aegyptiacis p. 34—38. (s. Göttinger Bibliothek der alten Literatur und Kunst VII, 38 ff.) dagegen erinnert, kaum be-

zweifelt werden können. Auch scheint er später anderes Sinnes geworden zu sein. Denn wenn er in seinem Werke, de obeliscis p. 231., selbst anführt: nullam invenio rationem, cur credam canopos, quos vocant, ortum traxisse a baetyliis potius, quam ab hydriis vel a globo, terrae cum aqua commixtae symbolo, so scheint er die von den Wasserkrügen abgeleitete Erklärung der Canopen selbst einzuräumen. Die ganze Hypothese, das Wort Canopus mit dem guten Geist, dem Weltgeist Knuph oder Kneph selbst durch die Etymologie in Verbindung zu setzen, dürfte dem Kenner der koptischen Sprache nicht haltbar vorkommen. S. Te Water zu Jablonski, Voces Aegyptiacae p. 107. Hatte man doch eigene Tassen für den Genufs des heiligen Nilwassers mit köstlichen Emblemen, die sich auf den Nil bezogen, dergleichen unstreitig die berühmte Farnesische Tasse auf Capo di Monte nach Visconti's trefflicher Erklärung, Mus. Pio Clementino T. III. p. 76 ff., war.

9) Man findet diese ganze Vorstellung von zwei Canopen, zwischen welchen eine Lotos- mit ihrer Glockenblume steht, auf einen altrömischen Carniol geschnitten, in Caylus, Recueil T. II. pl. VI, 3. Einige andere schöne Canopen aus der Stoschischen Daktyliothek sind in Schlichtegroll's Werke T. I. n. 12. 13. abgebildet worden.

10) Den Aegyptern war zwar der Vollmond noch heiliger und verehrter (s. Jablonski, Panth. Myth. Libr. III. c. 4. 13. T. II. p. 113.), aber auch den Neumond beobachteten sie. S. Spencer, de Leg. Ritual. Ebr. III, 1. p. 1056. ed. Lips.

11) Noch immer bleibt die berühmte Barberinische Mosaik, die Barthélémy in den Mémoires de l'Acad. des Inscriptions T. XXXI. erklärt und abgebildet hat, das lebendigste Bild dieses Thier- und Menschengewimmels in und am Nil.

12) Plinius XIII. 11. s. 22.: e papyro navigia texunt. Vergl. die Hauptstelle bei'm Herodot II. 96. Man sieht diese Textur noch sehr deutlich auf vielen dergleichen Schiffen in alten Denkmälern, wie auf der Palestrinischen Mosaik mit Barthélémy's Bemerkungen p. 530. auf geschnittenen Steinen, wo bald die Fahrt der Mumie, bald die Θαλαμήγος der Isis, bald Horus allein darauf sitzend vorgestellt wird. S. Caylus, Recueil T. I. pl. IX, 2. u. Schlichtegroll T. I. n. 7. Das ägyptische Wort βάρις ist um die Wette von neuen Philologen erläutert worden. S. Alberti zu Hesychius s. v. T. I. c. 695, 1. und die von Jablonski und Te Water angeführten Commentatoren in Vocibus Aegyptiacis p. 50.

13) Die Hauptstelle ist in Plutarch's Buch de Iside et Osiride c. 18. T. II. p. 467. Wyttenb. Typhon zerstückelt den Leichnam des Osiris in 14 Theile. Τὴν δὲ Ἶσιν πυθομένην ἀναζητεῖν ἐν βάριδι παπυρίνῃ, τὰ ἕλη διεκπλέουσαν. Diese Nilfahrt der Isis macht eine so oft vorkommende Hieroglyphe auf den Obelisken, dafs sie Zoega besonders namhaft macht, de obeliscis p. 471. Es gab viele Sagen darüber, die Thomas Gale zu Iamblichus, de mysteriis Sect. VI. c. 4. p. 284., alle zusammengestellt hat.

14) Man erinnere sich nur an das Distichon Martial's auf die Austern XIII, 82.:

Ebria Bajano veni modo concha Lucrino:
Nobile nunc sitio luxuriosa garum.

So wie wir die Austern mit Citronensaft beträufeln, afsen sie die alten Gaumenlüstlinge mit einer Sardellensauce, welche am befsten in Spanien aus den in Meerwasser aufgelös'ten delicaten kleinen Thunfischen (Pelamiden, s. Schneider's Commentar zu Artedi's Synonymiam piscium p. 52 f.) zubereitet wurde. Diefs hiefs garum und, wenn Essig dazu kam, oxygarum. (Sehr gelehrt hat darüber gehandelt P. Burmann, de vectigalibus Roman. c. 9. p. 196.) Man mufs nämlich drei bis vier besondere Arten, diese Makrelenlake (wie es Wieland in Horaz, Satiren II, 8. 46., übersetzt hat) zuzubereiten, annehmen. Das garum sociorum war die allerdelicateste Zubereitung und hatte, wie P. Burmann p. 128. sehr richtig bemerkt hat, von den Sociis der Gesellschaften der Generalpächter in Spanien den Namen, die diese Muria dort besonders delicat zubereiten liefsen und theuer verkauften. Es ist das γάρον πρωτεῖον, von dessen Zubereitung Cornaro zu Galen, de Composit. medicam. p. 358. 361. zu vergleichen ist. Vergl. Schneider im Index de Script. Rei Rusticae, s. v. p. 208. und die unter Anderem dort aus Manetho V, 464. angeführte Umschreibung: πυθομένοις μέλδουσιν ἅμ' ἰχθύσιν οἴλοον ἅλμην.

15) Es sei erlaubt, diese Nilfische so buchstäblich zu übersetzen. Es ist der ὀξύρυγχος, über dessen genaue Bestimmung selbst Schneider zu Artedi's Synonym. pisc. p. 77., noch in Zweifel ist. Die Fische nährten sich nach Plutarch von den in den Nil geworfenen Gliedern des Osiris. Darunter gehört vor allen anderen der Oxyrhynchos, der einem eigenen Nomos den Namen gab und dort göttlich verehrt wurde. S. Strabo XVII. p. 1166. C., vergl. Aelian, de anim. X, 46., wo gesagt wird: λέγουσιν αὐτὸν ἐκ τῶν Ὀσίριδος τραυμάτων γένεσθαι. Berühmt ist der Religionskrieg zwischen den Kynopoliten und Oxyrhinchiten wegen dieses Fisches, den endlich die Römer schlichten mufsten. S. Plutarch, de Isid. et Osir. p. 380. B. Frf. Was übrigens Sabina hier von einer nachgebildeten Spitzschnauze anführt, ist durch eine merkwürdige kleine Bronze bestätigt, die der Graf Caylus erhielt und die ein Carmeliter im Jahre 1761 aus Aegypten mitbrachte. Sie ist in seinem Recueil T. V. pl. XII, 4. abgebildet und von Caylus p. 35 f. gelehrt erläutert worden. Ueber dem Kopfe trägt der Fisch das Zeichen der Gottheit, die Lotosblume. So mufs also auch dieses in eine Spitzschnauze umgewandelte Saucenäpfchen ausgesehen haben.

16) Nach Plinius in der Beschreibung der Tuscanischen Villa V, 6. 37.: E regione stibadii adversum cubiculum tantum stibadio reddit ornatus, quantum accipit ab illo. A marmore splendet, valvis in viridia prominet et exit; alia viridia superioribus inferioribusque fenestris suspicit despicitque.

17) So dürfte (mit Schneider im griechischen Wörterbuche s. v.

ζωθήκη) das bei'm Plinius II, 17. 21. und V, 6. 38. vorkommende zothecula wohl am besten zu übersetzen sein. Die erste Stelle des Plinius, Epist. II, 17. 21., in der Beschreibung seines Laurentinums schwebte hier vor Augen: contra parietem zotheca perquam eleganter recedit, quae specularibus (ganz wie unsere Alkoven mit Fensterthüren) et velis obductis reductisque modo adjicitur cubiculo, modo aufertur. Lectum et duas cathedras capit. Die Benennung Zotheca (eigentlich ein Futteral für ein lebendiges Wesen, also wohl auch ein Thierkäfig, s. Saumaise zu Solin. p. 850. 851.) erläutert der Jesuit Sirmondi zum Sidonius Apollinaris VIII, 16. p. 157. aus alten Inschriften. Vergl. Reinesius zu seinen Inscriptionen Class. IX, 52.

18) Cubicularia polymita. Martial XIV, 150. s. unten. Die frühere ägyptische Tempelsitte scheint von Teppichen, wie sie in Babylon und Persien seit den frühesten Zeiten gewebt wurden, wenig gehalten zu haben. Man malte Mumiendecken und Leinwand. Allein die Teppiche mit ihrer Farbenpracht und ihren Figuren mufsten von Wolle sein und die Wollweberei und Stickerei begünstigte das alte Aegypten nicht. Allein seit Aegypten griechisch wurde und mit der Erbauung von Alexandrien wurde dieser Hauptstapelplatz des alten Welthandels auch durch seine schönfarbigen, mit Figuren und Hieroglyphen geschmückten Teppiche berühmt. Schon im Pseudolus des Plautus I, 2. 14. kommen die Alexandrina belluata (ζωωτά, Menschen- und Thierfiguren darstellend) tapetia vor. S. Is. Vofs zum Catull S. 196., der aber darin irrt, dafs er Saumaise's Erklärung zu den Script. Hist. Aug. T. II. p. 858., der diese Teppiche für gewirkte (polymita) erklärt, zu widerlegen sucht. Die Stelle des Plinius VIII, 48.: Pluribus liciis texere, quas polymita appellant, Alexandria instituit, und Martial's Epigramm auf diese Teppiche zum Vorziehen vor die Zimmer, polymita cubicularia, XIV, 150., lassen keinen Zweifel an Saumaise's Erklärung. Vergl. Schneider's Abhandlung über die Weberei der Alten im Index zu den Script. Rei Rusticae p. 371. Bentley zu Horaz 1. Ep. 10, 19. hat sie fälschlich mit den punischen oder libyschen verwechselt. Das war wieder etwas ganz Anderes und gehörte zu den phönicischen Handelsartikeln. Dafs auf diesen Teppichen auch Hieroglyphen aus den ägyptischen Geheimnissen eingewebt waren, läfst sich nicht bezweifeln. Aber ob es wollene oder baumwollene Zeuche gewesen, ist die Frage. Die Stelle des Apulejus, Met. XI, p. 758., von der Kleidung der Isis: Multicolor, bysso tenui pertexta, läfst nur auf Baumwolle schliefsen.

Nach Allem, was noch zuletzt Zoega, de obeliscis p. 302—304 u. s. w., mit der gröfsten Evidenz dargethan hat, ging der ganze Osirisglaube aus den Nekropolen und Mumienstädten der alten Aegypter hervor. Das Reich des Osiris ist ein Todtenreich. Osiris selbst ist der oberste Todtenrichter u. s. w. Darauf bezogen sich nun auch unstreitig die damals über das ganze römische Reich verbreiteten Isis-Mysterien, so wie früher die Eleusinischen der zweiten Periode. Die Gemälde auf den Mumiendecken enthalten zum Theil den ganzen Cyclus dieses Todten-

gerichts. Nehmen wir also an, dafs auf dem Teppich, welchen hier Sabina andeutet, etwa dieselben Abbildungen eingewirkt standen, die wir auf einer der erhaltensten Mumiendecken aus Byssus, in sieben Farben gemalt, bei Caylus, Recueil T. V. pl. VIII. IX., abgebildet finden.

19) Feuer und Wasser wurde in verschiedenen Symbolen den Osiris- und Isisprocessionen vorgetragen und in ihren Festen repräsentirt. Vom Feuer spricht die merkwürdige Stelle in Apulejus, Metam. XI. p. 774. Fünf Oberpriester (antistites) mit dem heiligen Schurze vor der Brust, bis an die Füfse eng umhüllt (cinctum pectoralem, adusque vestigia, strictim intecti), tragen die göttlichen Ausflüsse (deum insignes exuvias). Gleich der erste trägt die Feuerflamme in einer kahnförmigen Lampe. Primus lucernam claro praemicantem porrigebat lumine, non adeo nostris illis consimilem, quae vespertinas illuminant epulas: sed aureum cymbium medio sui patore flammulam suscitans largiorem. Die ganze Figur dieses heiligen Fackelträgers, so wie sie hier Sabina in Bronze gebildet aufstellt, findet sich noch auf einem in Pompeji im dortigen Isistempel gefundenen Wandgemälde, welches der Herausgeber des 8ten Theils der Herculanischen Alterthümer, der lucerne e candelabri in seiner ganzen Gröfse, als Hilfskupfer zur zweiten Tafel, worauf eine Isislampe in gewöhnlicher runder Form abgebildet ist, mitgetheilt hat. In den Erklärungen p. 11. ist auch die Stelle des Apulejus nicht vergessen. Dort sieht man, was das cymbium bedeutet. Es ist eine längliche, kahnförmige Figur.

20) Es gab eine stehende Musterform für die Athenischen Jungfrauen in den Processionen ihrer grofsen Schutzgöttin, der Pallas Athene, und in den Thesmophorien und Eleusinien, die wir am schönsten aus dem köstlichen Fragmente vom Frise des Parthenon, das Choiseul Gouffier erwarb und das jetzt im Musée Napoléon steht, ersehen können. S. die Abbildungen in Millin's Monumens inédits T. I. pl. V. und das Musée Napoléon des Piranesi T. IV. pl. 5., wo fünf Athenische Jungfrauen von den Architheoren oder Gynäkokosmen gleichsam Unterricht in Allem, was ziemt und ansteht (εὐσχημοσύνη), erhalten. Die meisten von diesen Jungfrauen trugen in diesen Processionen Körbchen oder Kistchen mit allerlei Heiligthümern und Erstlingen und waren in so fern Kanephoren oder Kistophoren, Korb- oder Kistenträgerinnen *). Man scheint

*) Eine solche griechische Jungfrau ist in eine Ceres oder Cerespriesterin restaurirt und erscheint als solche im Museo Pio-Clementino T. III. tav. 20. Das Mäntelchen und die ganze Draperie zeigen sogleich, dafs sie weder eine Vestalin, wofür sie Einige halten wollten, noch eine Cerespriesterin sein kann. Aber es läfst sich auch sogleich daraus die falsche Restauration des rechten Armes, der die Körbchen in der Hand hält, erkennen. Da erscheint sie mit einem Halbärmel, woran doch in dieser Tracht nicht zu denken ist. — Unter den Dresdener Antiken besitzen wir im IXten Zimmer eine solche Kanephore, abscheulich in Kupfer gestochen in

also berechtigt zu sein, überall, wo man dieselbe Costumirung in Statuen, welche griechische Mädchen vorstellen, vorfindet, diefs die Kanephorenform zu nennen. Nur wäre es lächerlich, dabei sogleich auch wirkliche canistra oder Körbchen auf dem Kopfe zu sehen. Diefs ist nur das Zufällige der Benennung. Die Hauptsache ist der Habitus, die Draperie und der jugendlich züchtige, in sich geschlossene, liebliche Anstand der Figur, die geschlossene Rosenknospe, die noch kein Schmetterling und keine Raupe berührte. Es ist aus den Bruchstücken alter Nachrichten über die grofsen Bildhauer Griechenlands bekannt, dafs zuerst Polyclet (s. Cicero's Verr. IV, 3. und Andeutungen p. 117.) und später Scopas berühmte Jungfrauenbilder als Kanephoren dargestellt und wahrscheinlich dieser ganzen Gattung eine gewisse Musterform gegeben hatten, die nun zum Vorbilde aller späteren Kunstwerke der Art diente, welche mit tausend Veränderungen im Einzelnen und in Nebendingen (parergis) doch immer an jene Grundform erinnerten. Die ganze Kanephoren-Draperie besteht aus einer langen, unter der Brust geschürzten Tunica (χιτών), die aber auf der ganzen linken Seite offen und nur dadurch vor dem Uebelstand, dafs durch dieses Aufgeschlitzte die nackenden Theile gesehen werden konnten, gesichert war, dafs sie geräumig und faltenreich genug war, um von innen noch einmal um die Hüften herumgeschlagen zu werden. Mit den griechischen Kunstausdrücken würde man diese Tunica ein ὀρθοστάδιον, wie bei'm Apollo Musagetes, oder eine συμμετρία nennen können (s. Hesychius s. v. und Pollux VII, 57.), wenn nur dazu nicht auch Aermel gehörten, die aber dieser Tunica durchaus fehlten, denn die blosen Arme wurden gleich an der Schulter herausgestreckt und die Flügel der Tunica über der Schulter nur mit einem Bändchen zusammengeknüpft. Nun hätte dazu noch ein Peplus, ein stattliches faltenreiches Obergewand, das umgeworfen, nicht angezogen wurde, kommen müssen. Allein diefs blieb ein Eigenthum der verheiratheten Frauen und gleichsam die grofse Parüre (full drefs). Die Jungfrauen sollten leichter erscheinen. Gleichwohl bot nun diese blose Tunica der zarten und züchtigen Jungfrau zu wenig Verhüllung um den

---

Le Plat n. 86. Vergl. Lipsius p. 359. Beide Arme sind blos restaurirt, und man darf annehmen, dafs der eine Arm das Mäntelchen hielt, der andere aber eine halbe Bewegung machte. Dafs der rechte Arm ganz restaurirt ist, zeigt der mit Schnallen gefafste Oberärmel (ἐμπερόνημα), der bei dieser Tracht doch ganz blos sein mufs. Nun wird sich auch über die sogenannte Vestalin-Tunica in der Dresdener Galerie im IIIten Zimmer, Lipsius p. 168 ff., Le Plat 56., urtheilen lassen. Wer könnte hier an eine Vestalin denken! Ein Theil des sogenannten Siebs ist, wie Casanova schon bemerkt hat in seinem Discorso (p. 46. Uebers.) gewifs ergänzt. Diefs war also ein Körbchen oder anderes Gefäfs, das die Kanephore trägt. Vergl. Lipsius S. 172 ff. Aber die Arme können so, wie sie jetzt erscheinen, nicht alt sein!

Hals und die Brust herum, auf deren Bedeckung die alte Zucht, sobald sie einmal bekleidete, wahrlich weit strenger sah, als unsere Schönen in griechisch sein sollenden Tuniken sich einbilden. An die Halstücher und Fichus der modernen europäischen Weiblichkeit mit aller ihrer Spitzenpracht und Garnitur war nun hier eben so wenig zu denken *) als an die steifen Mantillen, Saloppen und Enveloppen, an deren Stelle endlich die flatternden Shawls und Casimirtücher getreten sind. Man half sich auf dem natürlichsten Wege. Man nahm die Tunica noch einmal, aber nur zur oberen Hälfte, und verfertigte daraus ein neues Kleidungstück, ein Doppelmäntelchen, das, weil es über beiden Schultern geknüpft oder mit einer Schnalle, Agraffe, festgehalten wurde, ἐπωμίς und, weil es aus zwei Blättern, einem Vorder- und Hinterblatte, bestand, διπλοΐδιον genannt wurde (s. Vasenerklärungen II, 89 ff.) **). Hier hatte man also die Geschichte unserer Spencer schon in der griechischen Vorwelt. Dieses Doppelmäntelchen bedeckte aber in seinem Vordertheile nur die Brüste bis an den Hals, und in seinem Hintertheile die Schulterblätter und den oberen Theil des Rückens. Die blosen Arme wurden dadurch nirgends verhüllt, sondern blieben bis an die Achseln sichtbar. Aber in der Regel mufste es über die geschürzte Tunica noch so weit herabreichen, dafs es gerade da aufhörte, wo die Hüften angehen. Eine grofse Kunst herrschte also in der geschickten Faltenbrechung und Legung dieses Mäntelchens, dessen Flügel (πτέρυγες, πτερύγια, s. Visconti zu Museo Pio-Clement. T. IV. tav. 6. p. 8. not. b.) durch eigene kleine Kugeln ***) oder Knöpfchen geregelt und herabgezogen wurden.

---

*) Doch scheint das Amictorium der Römerinnen, worauf Martial XIV, 149. ein Distichon hat, eine Art von leinwandenem Brusttuch gewesen zu sein, vielleicht ein verlängertes Strophium. Es könnte aber auch nur ein Mäntelchen sein, ἀμπεχόνιον, Pollux VII, 49., wie es auf einem Relief der Hoffnungsgöttin auf einem Vaticanischen Candelaber, Museo Pio-Clementino T. IV. tav. 8., über dem Mäntelchen noch besonders flattert. S. Visconti p. 9.

**) Minerva selbst hat dieses Mäntelchen oft unter der Aegide. S. die merkwürdige Statue der Minerva Salutaris, Hygiea, auf einem Candelaber in Relief, Museo Pio-Clement. T. IV. tav. 6. Da erklärt Visconti z. B. diese Kleidung folgendermafsen: E vestita di due tonache senza maniche una interiore, l'altra superiore aperta ne' fianchi, secondo l'uso Spartano. Ha oltre di cio un picciol peplo attacciato sugli omeri con delle fibule, le cui estremità laterali formano quattro angoli o ale che pendono assai più giù del rimanente del drappo, li quali ripiegati artificiosamente adornano la persona, e πτερύγια appunto da' Greci appellavansi. Es ist zu bemerken, dafs die Figuren auf diesem Candelaber im älteren Styl nachgeahmt sind.

***) Fiocchetti. S. Winckelmann's Storia T. I. p. 416. und Visconti zu dem Pio-Clementino T. IV. p. 6 not. c. Er erinnert sich nicht, ihrer in einem alten Schriftsteller besonders gedacht gefun-

Ein dritter Punkt betrifft die Haare. Diese flossen bei den eigentlichen Athenischen Kanephoren unstreitig in langen Locken herab (sie waren κατακεκυχεμέναι τὰς τρίχας, s. Kuster zu Aristophanes, Thesmoph. 848., wonach Spanheim zu Callim. in Cer. 5. berichtigt werden mufs), und so erscheint auch die eine der Kanephoren, deren Kopf sich noch erhalten hat, auf dem Bruchstücke der Frise vom Parthenon im Musée Napoléon. Allein das schliefst mancherlei anderen Haarputz nicht aus, sobald die Jungfrau nicht wirklich im Dienst der Göttin, in Procession aufgeführt wird.

Man suchte in diese jungfräulichen Gestalten durch die mannigfaltigen Bewegungen und Geberden der Hände Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu bringen. So kam zur Schönheit auch der Reiz, die in der Bewegung sich aussprechende und vollendende Anmuth. Nichts schmückt einen schönen weiblichen Arm mehr als die Hebung desselben vom Elbogen an aufwärts. Unsere Harfen- und Guitarrespielerinnen verstehen diefs noch jetzt meisterhaft. Man suchte also den vollen, schön gerundeten Armen dieser Jungfrauen eine Bewegung nach oben zu geben. Eine solche Figur ist die in Maffei's Raccolta n. 87. als Vestalin abgebildete Figur. Kopf und Schleier, wodurch sie eine Vestalin wurde, sind neu. Es ist aber eine völlig im Kanephorenstyl drapirte griechische Jungfrau. Am Mäntelchen fehlen nur die Flügel (πτερύγια) und Knöpfchen. Sie stützt die linke Hand in die Seite und hebt die rechte bis zur Höhe der Schulter. So entstand ganz natürlich der Gest, in welchem Nemesis mit dem Elbogen messend vorgestellt wird. Es ist merkwürdig, dafs das schönste Bild der Nemesis, das in der Villa Adriani gefunden und dem Pio-Clementino einverleibt wurde, ganz die Athenische Jungfrauen- oder Kanephorenform und Draperie hat und also ohne diesen bedeutenden Gest auch für eine schöne Athenische Jungfrau gelten könnte. S. die Abbildung im Museo Pio-Clementino T. II. tav. 13. und die in der 1. Hilfstafel n. 7. angeführten Figuren. Aber man kann auch dem Arme noch mancherlei andere Beschäftigungen und Richtungen geben. Zum Beispiel das Mädchen legt sich eine Falte des Mäntelchens oben über der Brust zurecht *). Auch diefs ist in den Figuren der Nemesis von Künstlern, die doch für den gehobenen Arm gern ein ganz natürliches Motiv gehabt hätten, weil das symbolische doch nur erst hinzugedacht werden mufste, mehrmals angewandt und dann gar gelehrt und scharfsinnig von der Adrastea, die sich selbst vergalt oder gar den abergläubischen Gebrauch, sich in den Busen zu spucken, nachmacht, erklärt

den zu haben, und fragt, ob sie nicht auch ἧλοι genannt werden könnten.

*) Guattani, Notizie d'Antichità per l'anno 1784. Marzo, tab. II. et III., die in dem Relief der Vase im Palaste Chigi ganz abgebildet ist. Die einzelne Figur der Nemesis, die sich das Kleid am Busen ordnet, hat auch Visconti noch besonders gegeben. T. II. Hilfstafel A. n. 5.

worden (s. zu den Pitture d'Ercolano T. III. tav. X. not. 3.). Allein Visconti hat den ganz natürlichen Grund dieser Geberde sehr treffend angegeben, T. II. p. 25.: Il scultore non contento di quel braccio isolato delle Nemesi di Smirna, come d'un' attitudine secca e forzata, ha pensato ingegnosamente di dare al braccio stesso un' azione, che lo fissasse nella positura caratteristica, nel tempo stesso che la facesse apparir verisimile. Più naturale azione, e più adatta per quella necessaria mossa del braccio non potea pensarsi che questa, nella quale sembra, che la Dea si racconci il peplo sul petto. Quindi appena ideata, ebbe una folla d'imitatori *). — Um aber die Mannigfaltigkeit der hier möglichen Geberdungen ganz kennen zu lernen, mufs man in den Bronzi d'Ercolano T. II. tav. LXX—LXXVII. die sechs bronzenen Statuen von griechischen Jungfrauen, alle in dem oben beschriebenen Kanephorencostume, genau durchschauen. Die erste (Taf. 70.) hebt die Rechte bis über den Kopf empor und berührt, im Styl der alten Tänzerinnen, mit der Linken ganz leise eine Falte des Untergewands **). Diese erklären die Commentatoren geradezu für eine Kanephore. Das aufgelös'te und hinten herabringelnde Haar ist tiefer unten noch mit einem Bande zusammengehalten. Die zweite (Taf. 71.) scheint sich mit der Rechten einen Kranz aufsetzen zu wollen, während die gesenkte, aber noch immer malerisch gebogene Linke im Begriff zu sein scheint, das Gewand zu erfassen, aber noch einige Zoll davon entfernt ist. Die dritte (Taf. 72.) stützt die Rechte in die Hüfte, indem sie zugleich mit der gesenkten, aber auch so noch sehr zierlich eingebogenen Hand das Mäntelchen da, wo die Flügel sich endigen, andrückt. Die Linke ist bis in die Höhe der linken Brust emporgehoben, der Oberarm liegt knapp am Körper, nur der Vorderarm ist mit einer sanften Ausbiegung gehoben. Die vierte (Taf. 73. 74.) ist in der reizendsten Stellung, indem sie das gelös'te Doppelmäntelchen über der ganz entblös'ten rechten Brust und Schulter oben zusammenzufügen beschäftigt ist. Die fünfte (Taf. 75.) zeichnet sich vor ihren Gespielinnen dadurch aus, dafs sowohl das Untergewand unten um die Füfse herum, als auch das Mäntelchen eine Bordure mit einwärtsgekehrter ausgezackter (﹏) Verzierung hat. Sie hält die unten zugenähten Flügel des Mäntelchens mit beiden Händen von dem Körper abwärts, offenbar um eine malerische oder pantomimische Attitude zu machen. Die Rechte fafst den Flügel nur ganz zart mit den Fingerspitzen, die Linke hält diesen Flügel mit vier Fingern eingekniffen und schlägt blos den Daumen darüber. An den sehr deutlich durch-

*) Man vergleiche damit die in Dianenbildern so oft vorkommende Stellung, wo Diana den Pfeil mit der Linken aus dem Köcher zu nehmen scheint.

**) Diefs thut auch die Speranza auf einem Candelaber im Vatican, Museo Pio-Clement. T. IV. tav. 9. Visconti erklärt es vom Aufheben des Gewandes bei'm eiligen Fortschreiten und citirt eine Stelle aus dem Homerischen Hymnus auf die Ceres, 176.

schimmernden Fingern wird man gewahr, daſs das Mäntelchen selbst nicht aus einem festen, wollenen Zeuche, sondern aus einem weit durchsichtigeren und feineren Stoffe bestehen müsse *). Die sechste und letzte (Taf. 76.) scheint die älteste von allen übrigen zu sein. Sie hält beide Arme bis an den Elbogen eng an den Körper geschlossen, beide Vorderarme sind in gleicher Linie gehoben und mit geöffneten Händen so ausgestreckt, als wollten sie etwas empfangen. Die Haltung des Kopfes und die ganze Stellung könnte auf eine Betende schlieſsen lassen. Allein es kann auch eine andere Bedeutung haben. Mäntelchen und Untergewand sind voller und faltenreicher. Auch ist sie die einzige, welche Sandalen trägt. Man kann über diese sechs Statuen aus Bronze, welche alle zugleich und auf einem Platze im Jahre 1757 bei den Ausgrabungen zu Portici gefunden wurden und offenbar alle sechs Gesellschaftsstücke (compagne) und in enger Verbindung zu einander gearbeitet sind, seinen Scharfsinn in mancherlei Muthmaſsungen zeigen **). Man kann sagen, sie wären sämmtlich in einem pantomimischen Ballet begriffen, weil einige der Stellungen allerdings zu einem figurirten Tanze gehören könnten. Allein dieses Räthsel mag ein kundigerer Oedipus lösen! Uns genüge es, dadurch bewiesen zu haben, daſs die Kane-

*) Man erinnere sich an das, was die Griechen ταραντινίδιον, ein tarantinisches Mäntelchen, nannten, Pollux VII, 77., vergl. Perizon zu Aelian V, 11. VII, 9. und Wesseling zu Diod. XII, 21. T. I. p. 492. 497. Auch die κιμβερικά, die vestes coae, gehören hierher. S. Visconti zu Mus. Pio-Clement. T. I. p. 51. c. d. Die Art, wie hier die Transparenz angedeutet wird, gibt einen neuen Beitrag zur Kunst der Alten, die durchsichtigen Gewänder doch nur bis zu einem Grade, wo es die Wahrheit nicht beleidigt, auszudrücken, worüber Visconti bei einer Statue der Domitia im Dianencostume so feine Bemerkungen macht, T. II. tav. 48. p. 96.

**) Auch hier empfindet man auf's Schmerzlichste die völlige Vernachlässigung im Aufzeichnen des Orts und der Stellung, wo und wie man diese interessanten Statuen bei einander fand, worüber, seit Winckelmann seine Litanei in seinem Sendschreiben darüber anstimmte, so oft und mit so vielem Recht geklagt worden ist. S. Bartel's Briefe über Calabrien und Sicilien, I, 90. 100. Wüſste man nur, ob diese Gesellschaftsstatuen im Theater von Herculanum, oder in einer Privatwohnung, oder in den Nischen des Forums gefunden wurden, so hätte man schon einen bedeutenden Fingerzeig. Die kostbaren Haarbänder von Gold, mit Edelsteinen besetzt, die mehrere dieser Statuen tragen, lassen auf etwas Vornehmeres als blose Tänzerinnen schlieſsen. Es scheint mir eine Reihe von Portraitfiguren, die zu einem Familienkreise gehörten und sich in verschiedenen graziösen Attituden bilden lieſsen.

phorenform uns, obgleich in hundert verschiedenen Stellungen und Abänderungen, in alten Bildwerken überall wieder begegnet *).

Nun findet sich auch eine kleine, sehr zierliche Bronze, welche schon Montfaucon, Antiquité Expliquée T. I. Part. II. pl. CCXIII, 1., nach Pater Albert **) abgebildet hat, und die seit 1775, wo sie unter dem vorigen Regenten gekauft wurde, eine Zierde des Dresdener Antiken-Museums ausmacht, wo sie nebst anderen kleinen Bronzen zur Ausschmückung der Münzschränke im Münzcabinet aufgestellt wurde und auf dem ersten Münzschranke steht. S. Lipsius, Beschreibung der churfürstl. Antikengalerie in Dresden S. 515 f. Sie hat die rechte Hand in die Seite gestemmt (gerade wie die Herculanische Bronze, Taf. 73.) und hebt die linke bis zum Kinn, indem sie mit dem Zeigefinger die Lippen berührt und so den bekannten Gest macht, den man das Zeichen des Stillschweigens nennt. Da nun die alten Römer wirklich eine weibliche Gottheit gehabt haben sollen, die Angerona hieſs und mit dem Finger auf dem Munde Stillschweigen gebot ***), so hat schon Montfaucon diese Figur Angerona benannt und als solche ist sie auch stets in der Dresdener Sammlung aufgeführt worden. Es hat mit dieser Göttin eine ganz eigene Bewandniſs. Niemand kann aus dem recht klug werden, was Macrobius aus den alten Grammatikern über sie bei der Gelegenheit, daſs er ihrer Jahresfeier am 21. December gedenkt, zusammengestoppelt hat. Sat. I, 10. p. 250. Aus Allem geht so viel hervor, daſs die Römer ein geheimes Wort hatten, womit sie die eigentliche Schutzgöttin ihrer Stadt benannten, und daſs wegen des bekannten Volksglaubens, daſs man die Götter durch Beschwörungen und Namennennung einem Volke oder einer Stadt abspänstig machen könne †), dieser Name ein unverbrüchliches Geheimniſs für Alle bleiben muſste, die nicht durch ihren Beruf zur Mitwissenheit desselben berechtigt waren ††). Man erdichtete nun eine eigene Göttin, die durch den an den

---

*) Die jungfräulichen Figuren auf alten Vasen haben meist auch dieses Costume. So die Iris in Tischbein's Engravings T. I. pl. 4., wo in den Vasenerklärungen Th. II. S. 91. mehrere andere Beispiele angeführt worden sind.

**) Der Vater Albert war ein Mönch im Augustinerkloster in Paris, der eine beträchtliche Antikensammlung besaſs. S. Montfaucon, Antiqu. Expl. T. I. P. I. Préface p. XXI. Aus dieser Sammlung muſs also die Bronze nach Dresden gekommen sein.

***) Angerona, quae digito ad os admoto silentium denuntiat. Macrobius, Saturn. III, 9. p. 436. ed. Conr. mit Pontanus's Anmerk.

†) S. die Abhandlung Joh. Wilh. Berger's: evocatio deorum ex oppidis obsessis e memoria veteri repetita. Viteb. 1714. und Ansaldi's Schrift: de diis multarum gentium Romam evocatis, Brixiae 1743.

††) Plinius III, 5. s. 9.: Romae nomen alterum dicere arcanis ceremoniarum nefas habetur, optimaque et salutari fide abolitum enunciavit Valerius Soranus luitque mox poenas (aus Servius zu Vir-

Mund gelegten Finger oder wohl gar durch eine Art von Maulschlofs oder Infibulation des Mundes dieses Stillschweigen (das favete linguis, εὔστομα κεῖσθω) gebot und nannte sie Agerona, Angerona, Angeronia *). Denn für alle diese Arten, sie auszusprechen und zu schreiben, sind in alten Handschriften und Inscriptionen hinlängliche Belege zu finden. Es würde eben so langweilig als unnütz sein, alle diese antiquarischen Scherben und Läppchen noch einmal vor den Augen unserer Leser auszulegen und auszubreiten. Ein ganzer Topf oder ein ganzer Rock wird sich daraus nimmermehr zusammenflicken lassen. Ich müfste sehr irren, oder der weibliche Kopf, welcher eigentlich die zweite Hälfte des ältesten Janus bifrons, der bekannten uralten Doppelherme, ausmacht, würde, wenn wir ihn ganz entziffern könnten, uns nicht nur darüber, wer die unbekannte Schutzgöttin Roms und wer die Bona Dea, gewifs einerlei Gottheit mit ihr, gewesen sei, der die römischen Frauen eine so geheimnifsvolle Jahresfeier begingen, sondern auch über die ursprüngliche Bedeutung unserer Angerona die sichersten Aufschlüsse ertheilen **).

---

gil's Aeneis I, 277. liefse sich schliefsen, dafs es ein Volkstribun gewesen, der dann gekreuzigt worden. Vergl. Plutarch's Quaest. Rom. 61. T. II. p. 140. Wyttenb., Bayle's Dictionnaire s. v. Soranus und die Abhandlung in der deutschen Monatschrift 1789, April, über die geheime Benennung der Stadt Rom, S. 334 ff.). Non alienum videtur inserere exemplum hoc loco religionis antiquae, ob hoc maxime silentium institutae. Namque Diva Angerona, cui sacrificatur a. d. XII. Calend. Januar. ore obligato obsignatoque, simulacrum habet.

*) Alles, was über diese Benennung und die ganze Materie gesagt werden konnte, sammelte Christoph Saxe in seiner Utrechter Professor-Disputation: Diatribe Academica de Dea Angerona, Traj. ad Rhen. 1766. 4. 65 S. Allein der δοξάστης ist kein ἐπιστήμων, um mit Plato zu reden! Man findet da alles Mögliche zusammengetragen und citirt, ist aber am Ende viel ungewisser und verwirrter als Anfangs.

**) Es ist jetzt durch die Numismatik bekannt, dafs nicht nur auf den Münzen von Tenedos, sondern auch auf altetrurischen und anderen Münzen ein Doppelkopf von männlichem und weiblichem Geschlecht erscheint. S. Eckhel, Doctrina Num. Vet. T. V. p. 216 f. und die kleine Bronze in Caylus, Recueil T. III. p. 25. Das ist nun nichts Anderes als die Sonne Janus und der Mond Di-iana. Wir finden in diesem uralten Doppelkopfe zugleich die merkwürdigste Spur des Zabäismus oder Sternendienstes, der ursprünglich der des Numa und der ältesten Römer war. In den Worten des Macrobius (dessen ganzes erstes Buch der Saturnalien noch viele köstliche, unbeachtete Winke und Bruchstücke zur ältesten Religionsgeschichte enthält) Sat. I, 9. p. 246.: Sunt qui Janum eundem esse atque Apollinem et Dianam dicant et in

Sei es nun mit unserer mystischen Angerona, wie ihm wolle, so viel ist aus den Stellen des Plinius und Macrobius deutlich, dafs die Römer eine bildliche Vorstellung kannten, wo eine weibliche Figur durch eine Bezeichnung am Munde Stillschweigen über ein heiliges Staatsgeheimnifs gebot. Da diese nur von etrurischen Thonbildnern oder Erzgiefsern geformt sein konnte, die in der früheren Zeit Roms alle derartigen Bildwerke in mageren Stoffen mager und steif genug ausführten, so läfst sich unmöglich hier eine Statue denken, die im echtgriechischen Jungfrauen- oder Kanephoren-Costume die schönste Rundung und Fülle jugendlicher Gliedmafsen mit der anmuthigsten Stellung und zierlichsten Draperie verbände. Gleichwohl ist die kleine Bronze durchaus nichts Anderes als eine griechische Bronze aus der Zeit des schönsten Styls und von der herrlichsten Conservation. Es wird nöthig sein, hier unsere Ideen über die ganze Classe von Figuren und Vorstellungen, die wir die griechischen Jungfrauen oder Kanephoren nennen möchten, etwas genauer zu entwickeln, da an einem anderen Orte die Sache nur angedeutet werden konnte (Andeutungen p. 85.). Vergleicht man die kleine Dresdener Bronze, die uns als Angerona vorgestellt wird, mit dem, was über die griechische Jungfrauentracht und Bildung im Allgemeinen bemerkt wurde, so bleibt kein Zweifel übrig, dafs wir es hier durchaus mit einer reingriechischen Form aus dem zarten Kreise, den Polyclet zuerst an-

---

hoc uno utrumque exprimi numen affirment, liegt das Wort des ganzen Räthsels. Der weibliche Kopf an der Janus-Herme verschwand und ein zweiter männlicher trat an seine Stelle. Aber der verschwundene blieb das Geheimnifs der Stadt Rom, ihr ungenannter weiblicher Schutzgeist, die Dea Lucina, die nun bald als Juno, bald als Diana erscheint. In den Jubiläen der Stadt, in den ludis saecularibus, werden nur Apollo und Diana angerufen. Beide waren die ursprünglichen Schutzgötter Roms. Aber die Ungenannte, Unbekannte, heifst nun, in die neue, allgemein giltige Sprache übersetzt, Diana. Aber was hat das mit unserer Angerona zu thun? Sie ist nur ein allegorisches Wesen, eine Andeutung auf das, was verschwiegen und mit dem Schleier des Geheimnisses auf immer verhüllt bleiben sollte. Aber die Wächterin wird nun selbst das Bewachte. Denn das Bewachte ist namen- und wesenlos, und nur in verschiedenen Phasen am Himmel sichtbar. Der Virius Antullus, der die so oft gedeutete Inschrift, die zuerst aus Pietro Ligori's Papieren abgeschrieben wurde, in Reinesius, Class I. n. 236. und Gudius p. LIV, 3. setzte und sie der Angitiae Angeronae und Soli Invicto Pacifero zuschrieb (s. die Geschichte dieser Inschrift in Saxe's Diatribe c. III. p. 28 ff.), wufste wohl, dafs diese Angerona mit dem Sol verschwistert sei und die Divalia, die laut dem alten römischen Kalender in den Fastis Gruterianis p. CXXXIII. unserer Angerona zu Ehren angesetzt sind (s. Saxe l. I. p. 43 ff.) deuten, recht verstanden, ebenfalls darauf.

fafste, zu thun haben. Sie hat die ganz entblösten Arme durch die Oeffnungen des Doppelmäntelchens und der Tunica gesteckt, und diese Tunica ist nach der frühesten Tracht, die man die dorische oder auch wohl die Spartanische nennt, an der rechten Seite von oben bis unten aufgeschlitzt, ganz so, wie wir es bei genauerer Betrachtung auch an allen übrigen Statuen und Bildwerken der Art bemerken. Auch der Haarputz stimmt vollkommen mit dem überein, was wir aus alten Schriftstellern und Denkmälern von dem in Knoten geschürzten und hinten hochaufgebundenen Haupthaar der griechischen Mädchen ermessen können *). Freilich ist diefs nicht die Haarschmückung, die wir bei den eigentlichen Athenischen Kanephoren bemerken. Hier war das Haar mit einer symbolischen Beziehung auf das Fest selbst so aufgelös't, dafs es, um die Stirn herum mit einer Binde gefafst, lockig über den Nacken herabflofs, dort aber, noch einmal umbunden, sich in mehrere herabringelnde Löckchen endlich auflös'te **). Allein die allgemeine Sitte schlang das in Zöpfe geflochtene, oder auch nur so gewundene Haar auf dem Scheitel in einen Knoten. Je schöner und länger diese Haare waren, desto voller wurde der Wulst, aus dessen Spitze, wie wir besonders aus den Abbildungen in den alten Vasengemälden häufig zu bemerken Gele-

*) Es war diefs die allgemeine Sitte der unverheiratheten Mädchen bei den älteren Griechen, das Haar so in einen Knauf oder Knoten geschürzt hinten aufzubinden. Die Sache ist durch alle Haar- und Perücken-Antiquarier längst durchgesprochen. S. Winckelmann, Storia T. I. p. 431 f. Man mufs annehmen, dafs diese anspruchlose, einfache Art des Haarputzes ein Merkmal der ältesten, also dorischen oder Spartanischen Frauenkleidung überhaupt war, und so dürfte Bentley zu der vielversuchten Stelle zu Horaz II. Od. II, 21., wo er die willfährige Zitterspielerin schnell rufen und ihr sagen läfst, sie solle nur ihre Haartoilette so kurz als möglich machen, incomtam (die einzige richtige und verständliche Lesart nach Bentley) Lacaenae more comam religata nodo, es wenig auffallend finden, dafs keine Denkmäler diese Sitte der Spartanerinnen mehr darstellen. Es gehört diese Sitte zum Δωριάσμος der griechischen Kleidung überhaupt, dessen Repräsentanten die Spartanerinnen waren.

**) Aufgelös'tes und über den Nacken herabringelndes Haar sieht man selbst noch an Choiseul Gouffier's Frise vom Parthenon in Millin's Monumens inédits T. II. pl. 5. Aber in der höchsten Zierlichkeit erschien es an den sechs Karyatiden im Pandroseum in Stuart's Antiquities of Athens Vol. II. Chapt. II. pl. V ff., womit eine der Herculanischen Bronzen, wo dieser Haarschmuck auf der Kupfertafel noch ganz besonders angegeben ist, ganz übereinkommt, Bronzi T. II. tav. 70. Auch die Minerva von Albani und die Karyatide in der Villa Negroni haben diesen Haarschmuck.

genheit haben *), oft noch ein ganzer Büschel Haare üppig strotzend hervorragte. Indeſs ist nicht zu leugnen, daſs die auſserordentliche Haarfülle, die in einen doppelt umwundenen Knauf ausgeht, etwas Befremdendes und so nur selten auf alten Denkmälern Vorkommendes hat. Man wird ähnliche Aufthürmungen an den noch erhaltenen Marmorstatuen schon darum vergebens suchen, weil diese weit hervorragende Spitze dem Bruche und der Verletzung, denen selbst die ganzen Köpfe nur selten entgingen, zu sehr ausgesetzt war. Aber auf Basreliefs, wo die Gattung des Kunstwerks die Erhaltung der Form begünstigte, findet man ähnliche Formen allerdings bei Jungfrauen hier und da bestimmt angedeutet **)

*) Z. B. in Tischbein's Engravings T. II. pl. 12. 16. 31. 32. 34 u. s. w. Man vergleiche auch die Maskenmalerei in dem schönen Herculanischen Gemälde, T. IV. tav. 41.

**) Z. B. auf dem berühmten Vaticanischen Sarkophag, der die Familie der Niobe vorstellt (welchen Meyer in den Propyläen II, 2. S. 137. sehr fein für eine spätere Periode der Kunst klassificirt) Mus. Pio-Clem. T. IV. tav. 17., hat die ältere, schon getödtete Tochter, die Niobe im Arme hält, eine eben so hoch in Flechten aufgebundene Kopfwulst, gegen die Spitze zu gleichfalls noch besonders umwickelt. So auch noch eine von den todt daliegenden Töchtern auf dem oberen Frise. Man sieht übrigens selbst aus jenem Relief sehr deutlich, daſs nicht alle Jungfrauen diesen Haarschmuck hatten. Denn alle übrige Töchter der Niobe haben die Haare in weit leichtere Knoten geschürzt und nur mit einem Bande umwunden. Man könnte auf die Vermuthung kommen, daſs gerade nur ein gewisses Alter und Verhältniſs des Jungfrauenstandes diese Art von gesuchtem Kopfputz geliebt hätte. Allein man würde da doch nur Unkunde über die höheren Kunstbedingungen verrathen. Der Künstler band sich, wo er mehrere Jungfrauen vorzustellen hatte, nicht sclavisch an eine einzige Form. Er wählte mehrere. Nur durfte keine der allgemein üblichen und schicklichen widersprechen. Man darf, um sich hiervon zu überzeugen, nur die berühmtesten Sarkophage mit den Musenvorstellungen durchgehen. Hier haben die alten Künstler gleichsam alle Künste der griechischen Frauentoilette in Haarschmuck und Gewändern aufgeboten, um Mannigfaltigkeit mit Liebreiz zu vermählen (ein Gesichtspunkt, der den neuen Erklärern meist entgangen ist, ungeachtet schon Gisb. Cuper in seiner Apotheose Homer's gerade darauf für den damaligen Stand der Archäologie und Alterthumskunde vorzüglichen Fleiſs gewendet hatte). Auf dem herrlichsten Sarkophage unter allen, dem Capitolinischen (nun in Paris), erscheinen uns zwei Musen, die Polyhymnia (die fünfte) und Urania (die achte), gerade mit solchen aufgethürmten und in Knoten oben zusammengebundenen Flechten. S. Mus. Capit. T. IV. tab. 26. und die IIte Hilfstafel zum Museo Pio-Cle-

und in einer Bronze konnte sich dieselbe allerdings auch weit leichter erhalten.

Noch ist der Umstand bemerkenswerth, dafs dieses ganze Haargebäude mit einer Art von Redesilla, einer netzartigen Haube, deren Textur man im Bilde sehr deutlich von den Haaren selbst unterscheidet, gefafst und zusammengehalten wird *), wobei sowohl vorn um Stirn und

---

mentino T. I. n. 2. In dem in's Museum Townley's gekommenen Sarkophage des Hauses Montalto sind, nach einem Kupfer, das Townley stechen liefs und das vor uns liegt, drei Musen auf diese Weise geschmückt. Nur ist die Arbeit des Marmors selbst so schlecht und unbestimmt, dafs man selbst durch die treueste Abbildung leicht irre geführt werden kann.

*) Es ist keinem Zweifel unterworfen, dafs schon die Homerische Frauentoilette einen netzartigen Ueberschlag über die Haare kannte. In dem berühmten Verse, Ilias XXII, 468., wo Andromache im Schmerz niedersinkt:

Weithin flog von dem Haupte der köstlich prangende Haarschmuck,
Vorn das Band und die Haub', und die schöngeflochtene Binde.
(Nach Vofs).

Die δέσματα, welche Vofs viel zu allgemein durch Haarschmuck übersetzte, werden einzeln durchgegangen. Alle drei, die im folgenden Verse einzeln genannt werden, umschlingen und umfassen die Haarflechten. Sie heifsen ἄμπυξ, κεκρύφαλος und ἀναδέσμη. Ἄμπυξ ist die vordere Haarbinde, welche das Vorderhaar umwindet, sich hinten im Nacken schliefst und da, wo es zusammengeknüpft ist, auch wohl überdiefs mit einigen herabflatternden Bändern geschmückt ist. S. zu Tischbein's Vasengemälden T. II. p. 87. Κεκρύφαλος ist, wie es Perizon zu Aelian V. H. VII, 9. 374. und Schneider im Wörterb. s. v. sehr richtig erklärt haben, eine Netzhaube. Diefs ist deutlich aus dem Fragmente eines alten Dichters bei'm Suidas s. v. T. II. p. 224.: κεκρύφαλοι σφίγγουσι τὴν τρίχα, und dafs es ein Netz gewesen, erhellt daraus, dafs bei Pollux ausdrücklich Haarnetzflechter, κεκρυφαλοπλόκους, unter den verschiedenen Athenischen Gewerbe-Benennungen aufgeführt sind, VII, 179., welche gleich auf den Netzstricker, δικτυοπλόκος, folgen. Diese Netze wurden so häufig getragen, dafs ganze Fabriken davon angelegt wurden. Sie hiefsen auch Haarsäcke, und diejenigen, die sie strickten, σακχυφάνται, in einer Stelle der Rede des Demosthenes gegen den Olympiodor p. 1170, 27., wo Reiske im Index s. v. an Sack- und Segeltuchmacher dachte, aber vergafs, dafs die Säcke der Alten nur aus Leder waren. Allein schon Pollux X, 192. sagt ausdrücklich: ὅταν Δημοσθένης εἴπῃ σακχυφάντας, τοὺς πλέκοντας ταῖς γύναιξι τοὺς κεκρυφάλους ἀκούουσι. — Was ist nun aber die ἀναδέσμη? Diefs lernen wir erst recht deutlich einsehen, wenn wir den Kopfschmuck

Schläfe herum noch eine besondere Binde, als auch weiter hinten eine doppelte Unterbindung durch Schnuren nicht zu übersehen ist. Auch

---

unserer kleinen Bronze und der ihr verwandten Figuren auf alten Vasen ansehen. Die vorn mit einer Binde umwundenen, dann mit einem Netz gefafsten Haare lassen aber da, wo sie sich im Knoten zusammenfügen, einen Büschel Haare hervorstehen, der entweder noch von der Netzhaube mit umstrickt und gefafst wird, wie diefs auf unserer kleinen Bronze der Fall ist, oder frei flatternd (indem hier die Haube eine Oeffnung hat) hervorragt. In beiden Fällen aber wird dieser oberste Haarknauf oder Büschel noch mit einem Strickchen, Schnürchen oder Bändchen zusammengehalten, und diese zu oberst bindende Schnur heifst ἀναδέσμη und zwar πλεκτή, weil sie eine geflochtene Schnur, kein Gewebe ist, wie die zur Gattung der mitra und taenia gehörige ἄμπυξ. Weder die Scholiasten, noch neuere Erklärer (s. Heyne T. VIII. p. 343.) konnten ohne sinnliche Anschauungen hier befriedigende Aufschlüsse geben. In den kleinen Anmerkungen T. II. p. 533. scheint Heyne durch ἀναδέσμη die Schnur zu verstehen, die die um die Schläfe und die Stirn herumlaufenden zusammengeschlagenen Haare zusammenfafste, über welche dann noch das breitere Band, die ἄμπυξ, zur grofsen Zierde geschlagen werde. Allein die auf der Kupfertafel B. n. 1. und 2. abgebildeten Köpfe werden die Sache vollkommen deutlich machen. N. 1. ist der Kopf unserer Bronze, von der Seite gesehen. a. die ἄμπυξ, b. b. die Netzhaube, c. c. die doppelte ἀναδέσμη, die Schnürchen, womit der oberste Knoten noch besonders zusammengehalten wird; d. scheint eine besondere Zierath als Knopf auf der Haube gewesen zu sein. Bei anderen Köpfen, die einen weniger kunstreichen Haarputz haben, ist nur eine Schnur, und die Haare ragen in einem frei ausstehenden Haarbüschel empor. Zum Beispiel diene eine geputzte und sich eben nach dem Bade schmückende griechische Frau auf einem Vasengemälde in der zweiten Hamilton'schen Sammlung oder in Tischbein's Engravings T. I. pl. 38. auf der Kupfertafel B. n. 2. a. ist das vordere Stirnband, welches noch eine besondere, auf Bacchische Feierlichkeiten sich beziehende kranzartige Verzierung hat. b. ist die eigentliche Haube, der κεκρύφαλος. Die Betrachtung der Vase selbst müfste zeigen, ob das Netzartige dabei angedeutet sei. c. ist die obere Schnur, die ἀναδέσμη, über welche heraus der Haarbüschel gezogen ist. Die beiden Enden der Schnur hängen an beiden Seiten herab und lassen keinen Zweifel darüber, dafs diefs ein besonderer Theil des ganzen Haarputzes sei. Man sieht die Steigerung der weiblichen Putzlust und wie zusammengesetzt und mühsam dieser von einer sehr einfachen Haarnestel oder Flechte ausgehende Haarschmuck nach und nach geworden ist. Es versteht sich, dafs auch die Stoffe dieser Bänder und

verdienen die zu beiden Seiten über die Ohren herabfallenden zierlichen drei Löckchen (à tire-bouchon) noch einen Blick des Beobachters *).

Haarnetze immer reicher und kostbarer wurden. Daſs die vordere Binde (ἄμπυξ) oft mit Gold und Edelsteinen geschmückt war, ist bekannt. Die Scholien zu Euripides, Hecuba 464., erklären ἄμπυξ durch κόσμος τις χρυσῷ καὶ λίθοις πεποικιλμένος. So heiſsen die Musen bei'm Hesiod χρυσάμπυκες. Vergl. die Erklärer zu Hesychius, T. I. c. 286, 10., zu den Pitture d'Ercolano T. IV. p. 298. und zu den Bronzi T. II. p. 289. Aus zwei Sinngedichten der griechischen Anthologie, welche Küster zu Suidas s. v. κεκρύφαλος anführt, sieht man, daſs die Netze selbst mit Purpur gefärbt waren. Uebrigens trugen die Frauen, die wenige Zeit auf ihre Toilette wandten, damals statt aller dieser Netze und Bänder auch eine weit einfachere Haube, die unter der Benennung κάλυπτρα häufig bei Homer vorkommt, aber nicht mit κρήδεμνον, welches den eigentlichen Schleier bedeutet, von den Erklärern und Uebersetzern (auch von Voſs) hätte verwechselt werden sollen. Die Hecuba, Il. XXII, 406. wirft, indem sie sich das Haar zerrauft, nur die glänzende Haube (λιπαρὴν καλύπτρην) weg. Die Venediger Scholien machen zu XXII, 468. p. 494. Villois. eine sehr richtige Bemerkung: ἐπὶ τῆς Ἑκάβης διὰ συντόμων εἶπε· λιπαρὴν ἔῤῥιψε καλύπτρην. ἑνός γὰρ ἔδει καλύμματος τῇ πρεσβύτιδι· ἐπὶ δὲ ταύτης ὡς ἂν νέας καὶ μάλιστα γύναικος τοῦ μᾶλλον εὐδοκιμοῦντος ἐπεξεργασίᾳ χρῆται.

*) Mit Recht theilte Saumaise in seiner gelehrten, aber sehr verworrenen Abhandlung, de coma p. 287., allen Haarschmuck der alten Griechen in a) Flechten und b) Locken ein. a) Die ersteren umfaſste das allgemeine Wort πλόκαμος nebst seinen verwandten Familienwörtern (πλοκή, ἐμπλέκειν u. s. w.) und dabei ist immer an ein Zusammenbinden der Flechten oder an Haarwindungen in einen Knoten auf dem Scheitel zu denken, der nach verschiedenen Abänderungen und Moden auch verschiedene Benennungen erhielt, als κρώβυλος, κόρυμβος, σκόρπιος, σπατάλιον λαμπάδιον u. s. w. b) Die Locken sind die ἕλικες (Anakreon XXXIV, 9. mit Fischer's Anmerkungen), cirri, und diese fielen, besonders durch eigene Kunst gedreht und gekräuselt, auf beiden Seiten über die Ohren herab. Auf den Denkmälern des alten griechischen Styls erscheinen sie in schneckenförmiger Windung bis auf die Schultern herabfallend, z. B. auf der dreieckigen Candelaber-Basis mit dem Dreifuſsraub im Dresdener Augusteum. Aber die fortschreitende Eleganz gebot nur drei solcher kleinen Löckchen über die Ohren herabhängen zu lassen, während das ganze übrige Haar in Flechten geschlungen und in ein Netz gefaſst war. So erscheint der Haarputz unserer Bronze und einer ihr verwandten Figur unter den sechs Herculanischen Bronzen, Bronzi d'Ercolano

21) Wer kennt nicht diese vieldeutige und vielgedeutete ägyptische Götter-Hieroglyphe? Der eigentliche Harpokrates war, wie Jablonski in seinem Pantheon II, 6. fast aufser allen Zweifel gesetzt hat, das Symbol der Sonne im Winter-Solstitium, wo die schwache Sonne hinkt, daher seine Lahmheit und sein Name. Erst unter den Ptolemäern wurde er mit dem Orus, dem Genius der Sonne, allgemein verwechselt und die Geberde, die den Säugling der Isis, den Orus, charakterisirt, am Harpokrates als Gebot des Stillschweigens gedeutet. Es waltete hier wirklich eins der sonderbarsten Mifsverständnisse. Das Kind Orus wurde mit der kindischen Geberde, dem Saugen an dem Finger, symbolisirt. Man kennt den ἱερὸς λόγος, die heilige Legende von der Auferziehung des Horus, die uns Plutarch, de Iside et Osiride c. 16. T. II. p. 464. Wytt., aufbewahrt hat. Es habe ihn Isis ernährt, indem sie ihm statt der Brust den Finger in den Mund steckte. Τρέφειν τὴν Ἶσιν, ἀντὶ μαστοῦ τὸν δάκτυλον εἰς τὸ στόμα τοῦ παιδίου διδοῦσαν. Aus diesem kleinen Fingersauger machten nun die Griechen einen Knaben, der das Stillschweigen bei den Mysterien durch das Legen des Fingers an die Lippen andeutet. So finden wir ihn auf einer Münze Trajan's zwischen zwei Sphinxen, als Beschützer der Mysterien, Zoega, numi Aegyptiaci p. 76., und so erscheint er bald einzeln in kleinen Bronzen und Idolen, dergleichen schon Gisb. Cuper in seinem Harpokrates sehr viele aufgeführt hat, theils in Gesellschaft der Isis und Anubis, wo er sich unstreitig auf die später in Griechenland und Italien eingeführten Mysterien bezieht, z. B. auf der merkwürdigen Isislampe in den lucerne e candelabri d'Ercolano tav. II. und auf den Reliefs in Stucco der kleinen Kapelle im Isistempel zu Pompeji, die über den heiligen Brunnen gebaut ist. S. Hamilton's Account of the Discoveries of Pompeji in Archaeol. Brit. T. IV. p. 166. Die von unserer Sabina beliebte Figur, die zwischen die zwei Angeronen gestellt wurde, war nach den bekannten Vorstellungen gebildet, wo Harpokrates in einem Lotoskelche sitzend vorgestellt wird, d. h. die Frühlingssonne im Bilde eines neugeborenen Kindes. S. die Hauptstelle im Plutarch, de Iside et Osiride c. 65. T. II. p. 543. Wytt. Gerade so erklärt man ihn in einer kleinen Bronze bei Montfaucon Suppl. T. II. pl. 190. und später in Caylus's Recueil T. I. pl. 9, 1., wo der Stengel der Lotos eine Art von Candelaber bildete.

T. II. tav. 74. Diese Locken verstand Vitruv IV, 1. p. 78. ed. Rode, wenn er die Schnecke des ionischen Capitäls von den an beiden Ohren herabhängenden Haarlocken der ionischen Jungfrauen (concrispati, cincinni, praependentes dextra et sinistra) ableitet. Vergl. archäol. Andeutungen S. 54. Die treuherzige römische Bauernsprache, die ihre Gleichnisse gern von den Hausthieren herholte, nahm hier die Aehnlichkeit aus dem Ziegengeschlechte und nannte dergleichen Seitenlocken caproneas, wie aus der Stelle des dergleichen Ausdrücke affectirenden Apulejus erhellt in Floridis I. p. 342, 1.: crines — promulsis caproneis anteventuli.

22) Es gehörte zu dem Uebermuth der Alten, blos durch ein geschlagenes Schnippchen sich das laute Rufen der Sclaven zu ersparen. Daher mifsbilligt es der Kirchenvater Clemens von Alexandrien, Paedag. II. 7. p. 204. ed. Potter.: οἱ διὰ δακτύλων ψόφοι, τῶν οἰκετῶν αἱ προκλητικοί, ἄλογοι σημασίαι οὖσαι, λογικοῖς ἀνθρώποις ἐκκλιτέον. Vergl. die Bemerkungen zur Toilette einer Römerin I, 40.

23) Man denke z. B. nur an die Geschichte, die Lucian, Amor. c. 16. T. II. p. 416., erzählt, von dem Jünglinge, der sich in die Cnidische Venus des Praxiteles verliebt hatte und sich endlich, wenn die Küster den Tempel schlossen, einsperren liefs. Die Besorgung dieses Geschäfts lag den νεωκόροις, ζακόροις, aedituis, ob, wie aus der Stelle bei'm Philo, de praem. sacerdot. T. II. p. 236. ed. Mang., zu ersehen ist. Vergl. Eckhel's Abhandlung, de neocoris, in seiner Doctrin. Num. Vet. T. IV. p. 289.

24) Feierliche Morgenbesuche gleich früh in der ersten Tagesstunde in den Tempel der Gottheiten, die man besonders ehrte, wobei wohl auch Morgenopfer und Gebete vorkamen, waren allerdings auch sonst gewöhnlich. Diefs gehört zu den salutationibus deorum, wovon eine merkwürdige Stelle bei Livius XXX, 17. vorkommt. Prudentius, περὶ στεφάνων, Hymn. XI, 189., sagt ausdrücklich:

Mane salutatum concurritur, omnis adorat
Pubes.

Vergl. B. Brisson, de formulis I, 53. p. 30. Conr. Die Sache hing mit dem bürgerlichen Leben der alten Römer genau zusammen, die auch in dem üppigsten Zeitalter Roms doch schon die frühesten Morgenstunden zu Morgenbesuchen und Aufwartungen in den Vorzimmern der Vornehmen anwendeten. Wer kennt nicht die Tagesordnung in Martial's Epigramm IV, 8.:

Prima salutantes atque altera continet hora.

Oft wurden diese Morgenbesuche noch vor Anbruch des Tages schon abgestattet. Das sind die officia antelucana in des jungen Plinius Briefen III, 12. vergl. III, 5. Dieselbe Ehrerbietung, die man also seinem Gönner und Patron bewies, bezeigte man auch den Göttern. Auch sie erhielten frühe Morgenbesuche und Ceremonienvisiten. Indefs hatten doch die Morgen- und Abendbegrüfsungen, die man nach ägyptischen Ritualen überall, wo der Isisdienst eingeführt worden war, dieser heilbringenden Himmelskönigin darbrachte, noch manche Eigenheiten, die sich im gewöhnlichen Tempeldienste nicht fanden und besonders durch das gemeinschaftliche Singen gewisser Hymnen und durch das Abrufen gewisser Formeln durch den Liturgen weit mehr dem nähert, was man in neuerer Sprache Matines, Metten, nennt. Es ist doch auch kaum einem Zweifel unterworfen, dafs Seneca in der berühmten Stelle, wo er die mannigfaltigen Gebräuche bei der Anbetung der Götter, die auch von der damaligen Aufklärung als Aberglaube gescholten wurden, scheinbar rechtfertigt und unter Anderem anführt: Vetemur salutationi-

bus matutinis fungi et foribus assidere templorum: humana ambitio istis officiis capitur. Deum colit, qui novit, in den moralischen Briefen Ep. 95. p. 231. ed. Ruhkopf, besonders auf die Ceremonie des Isisdienstes anspielt, da er auch in den gleich voranstehenden Worten von der Sabbathfeier der Juden durch Anzünden der Lampen, also auch von einer peregrina religio, gesprochen hatte.

25) Das Sitzen an den Altären und Bildsäulen der Götter, denen man vorzügliche Ehrfurcht weihte, war zwar allgemeine Sitte (man denke an Properz, der dem Jupiter gelobt, dafs sein gerettetes Mädchen verschleiert an seiner Statue sitzen werde, III, 31. 45.: Ante tuosque pedes illa ipsa adoperta sedebit, wozu der Commentar des Passeratius p. 366. mehrere Beispiele liefert, vergl. Brisson, de form. p. 34., und N. Heinse zu Ovid II. Am. 13, 17.), allein es wurde bei'm Tempeldienst der Isis mit weit gröfserer Strenge und Gewissenhaftigkeit beobachtet. Man sehe Volpi zu Tibull I, 3. 30.:

Ut mea votivas persolvere Delia voces
  Ante sacras, lino tecta, fores sedeat,
Bisque die, resoluta comas, tibi dicere laudes
  Insignis turba debeat in Pharia.

Hier ist es die Frage, welche von den Erklärern des Tibull's nicht hinlänglich erörtert worden ist, ob Delia ihr Gelübde für die Rettung Tibull's dadurch bei der heilbringenden Isis bezahlt, dafs sie den ganzen Tag über von der ersten bis zur achten Stunde an der Tempelpforte sitzt, was eine gewisse Art von ascetischer Bufsübung sein könnte, oder ob sie nur früh vor Eröffnung des inneren Tempelhofs so lange am Eingange sitzt und wartet, bis die Thüren geöffnet werden und der Morgendienst anhebt. Vergleicht man die Parallelstellen Ovid's, A. A. III, 635., Trist. II, 297., ex Ponto I, 1. 52., so kann es kaum zweifelhaft sein, dafs dieses Sitzen den ganzen Tag über (oder wohl gar neun Tage lang, wenn die Büfserin in casto war) dauerte, woher sich auch die femineae cathedrae am Isistempel bei Martial II, 14. erklären. Dessenungeachtet ist es aber mehr als wahrscheinlich, dafs die Gläubigen auch vor der Eröffnung des inneren Tempels eine geraume Zeit in andächtiger Erwartung da safsen.

26) Man mufs hierüber den weihungslustigen Apulejus sprechen hören, Metam. XI. p. 795 f. Oudend. *): Anxius — templi matutinas aper-

*) Die Stelle des Apulejus ist in allen neuen Ausgaben, der Elmenhorst'schen, Pricäischen und selbst der Oudendorp'schen, die Ruhnkenius besorgte, falsch interpungirt, indem nach den Worten spondeo libat ein Punctum gesetzt ist, wo doch nur die Hälfte der Rede sich schliefst. Es mufs so gelesen werden: Ac dum — libat; rebus jam rite consummatis, inchoatae lucis salutationibus religiosi primam nuntiantes horam perstrepunt. Sobald der Tempelhof geöffnet ist, strömt die Menge ein und stellt

tiones opperiebar. Nun wird Alles inwendig vorbereitet. Dum velis condentibus reductis in diversum, Deae venerabilem conspectum apprecamur (ein Bild der Isis mufste also hier in der cella selbst, im Inneren der Kapelle, zu sehen sein) et per dispositas aras circumiens sacerdos (Es waren im inneren Tempelhofe, nie aber im Tempel selbst, mehrere Altäre, auf welchen aller Weihrauch angezündet und die heilige Spende ausgegossen wurde. So zählen die Beschreiber des zu Pompeji aufgegrabenen Isistempels sieben Altäre theils in den Galerieen, die inwendig herumlaufen, theils an den Ecken der Kapelle selbst. S. Hamilton's Account of the Discoveries of Pompeji p. 165. 173. St. Non, Voyage pittoresque du Royaume de Naples p. 141., wiewohl der auf Hamilton's Plan mit f., auf dem St. Non's mit c. bezeichnete Altar gleich vorn neben der Brunnenkapelle wohl der Hauptaltar gewesen zu sein scheint,) rem divinam procurat supplicamentis solemnibus (supplicamenta sind hier und an mehreren Stellen, z. B. S. 800., keine Gebetsformulare, indigitamenta mit dem Kunstausdrucke, sondern die besonderen Arten von Weihrauch und Specereien, die aufgestreut wurden, das θυμίαμα, wie es bei jeder der Orphischen Hymnen besonders angegeben wird. So erklärt es Elmenhorst in seinem Index in Apulejum s. v. und Beroaldus sehr richtig. Es ist gleichbedeutend mit dem anderen Worte supplicia, und so heifst es bei Apulejus XI. p. 788.: populi — vannos onustas aromatis et cujusvemodi suppliciis certatim congerunt, wo offenbar nur Räucherwerke zu verstehen sind. So ist es auch in der von Elmenhorst angeführten Stelle des Arnobius ad versus V. gentes XII. p. 227. ed Stewechii zu verstehen: generis certi hostias certis jus est consecrare numinibus certaque est supplicamenta praestari, hier stehen die supplicamenta den hostiis, die θυμιάματα den θυσίαις entgegen und sind also Libationen und Räucherwerke,) de penetrali fonte petitum spondio libat. (Das entweder nur repräsentirte und erdichtete, oder wirkliche, aus Aegypten herbeigeführte Nilwasser durfte als das Element des Isisdienstes in keiner Procession und keiner gottesdienstlichen täglichen Anbetung fehlen. Darum wurde Isis selbst mit einem Sistrum in der einen und einer Giefskanne (situla, cymbium) in der anderen Hand gebildet. S. Apulejus XI. p. 759 f. Servius zur Aeneis VIII, 696.: Isis est genius Aegypti, qui per sistri motum, quod geritur dextra, Nili accessum recessumque significat; per sitellam, quam sinistra manu tenet, ostendit afflu-

---

sich. Nun geht der Vorhang auf. Man ruft die Erscheinung der Göttin. Der Priester ordnet die Opfergabe auf den Altären und giefst die Spende des heiligen Wassers aus. Nun erst fangen die Morgen-Hymnen (inchoatae lucis salutationes) an, und hierauf wird der Göttin die Stunde zum Aufstehen gemeldet, indem die Andächtigen mit der Klapper dazu schlagen (perstrepunt). Diefs Alles fafst Apulejus nach seiner Gewohnheit in eine etwas vollgestopfte und strotzende Periode zusammen. Machen wir nun zu dieser Stelle noch einige einzelne Bemerkungen.

entiam omnium lacunarum, (also Zeichen der Fruchtbarkeit durch Erfüllung aller Canäle und Wasserbehälter). So erscheint Isis in der bekannten Statue im Museo Capitolino T. III. tab. 73. (vergl. Musée Napoléon T. IV. pl. 54.) und hundertmal auf Marmorn und Gemmen. S. Cuper's Harpokrates p. 46 f. Tassie's Catalogue n. 318. Schlichtegroll's Abbildung des Stoschischen Cabinets Th. II. n. 56 ff. Darum wird nun auch hier süſses Wasser aus dem innersten Heiligthume (fons penetralis), wo es beständig in Krügen aufbewahrt ward, zur heiligen Sprengung auf die Altäre gebraucht und in die Libationsgefäſse gegossen (spondeum, s. zu Hesychius T. II. c. 1251. und die Stelle des Clemens von Alexandrien, Strom. VI. p. 758. Potter., wo der dritte Priester in der Ordnung der 42 heiligen Bücher, der στολιστής, hervortritt, in der einen Hand das Maſs der Gerechtigkeit, in der anderen das Libationsgefäſs haltend, ἔχων τὸ σπονδεῖον, vergl. Colerus und Oudendorp zu dieser Stelle). Das petitum de penetrali fonte läſst die hier zur Libation gebrauchten Wasser unbestimmt. Apulejus sagt nur das, was aus der innersten Quelle geschöpft wurde, hütet sich aber, das Wort Wasser selbst auszusprechen, weil dadurch das Heilige profanirt worden wäre. Da man dieſs nicht hinlänglich faſste, so ist man auf allerlei erzwungene Erklärungen und Verbesserungen dieser Stelle gefallen. So wollen Lipsius, Pricäus und Andere lesen: fontem petitum de penetrali. Vielleicht könnte aber auch diese fons penetralis von einem geheimen, besonders überbauten Brunnen verstanden werden, dergleichen sich bekanntlich im inneren Vorhofe des Isistempels zu Pompeji mit einer darüber gebauten Kapelle besonders gefunden hat und von Hamilton im Account p. 166. zu Plate XI. lit. c. folgendermaſsen beschrieben wird: Temple covering the sacred well to which you descend by steps. — In the podiment over the door of the temple, in stucco relief, is a vase with a figure on each side of it in the act of odoration. This vase was probably the symbol of Isis, who was adored as water, earth or fire. S. Martini's wiederauflebendes Pompeji S. 129.

27) Bekanntlich entbehrten die Alten der modernen Bequemlichkeit der Schlag- und Sackuhren, ersetzten sie aber durch lebendige Maschinen, durch Sclaven und Sclavinnen, die blos darauf abgerichtet und angewiesen waren, die Stunden nach der Bestimmung der Gnomonen und Clepsydren, der Sonnenweiser und Wasseruhren, die man überall in Privatwohnungen und auf öffentlichen Plätzen fand, ihren Herrschaften anzumelden. Wenn Martial sagen will: es ist noch nicht 5 Uhr, so sagt er: horas quinque puer nondum tibi nuntiat, VIII, 67. mit Giraldus's Anmerkungen. S. Sabina Th. II. S. 195. Diese Sitte fand nun auch in den Tempeln statt. Es gab Leute, die sich das Verdienst erwarben, dem Jupiter Capitolinus selbst die Stunde anzusagen, wie wir aus einem bei Augustin., de Civit. Dei. VI, 10. p. 605. edit. Coquei erhaltenen Fragmente des Seneca, contra superstitiones, deutlich ersehen. Da heiſst es: In Capitolium perveni, pudebit publicatae dementiae, quod sibi vanus furor attribuit officii. Alius nomina deo subjicit (so muſs aus der

Egmont'schen Handschrift unstreitig ge'esen werden; einer war der servus nomenclator des Jupiter); alius horas Iovi nunciat, alius fictor (sic lege cum Lipsio, vulgo: lictor), alius unctor. Man vergleiche des Lipsius Commentar zu dieser Stelle in den Electis II, 19. T. I. p. 820. Op. Vor Allem war aber diese Sitte bei'm Isisdienste eingeführt, da man sogar der Göttin die Stunde meldete, wo sie aufstehen und sich wieder zur Ruhe begeben könnte. Diefs sagt Apulejus in der vorher angeführten Stelle ausdrücklich von der ersten Morgenstunde p. 796.: religiosi (man bemerke den besonderen Ausdruck: die Gläubigen, die Frommen, von den Isisdienern) primam nuntiantes horam, perstrepunt. Es scheint eine eigene Formel oder Litanei dabei gebräuchlich gewesen zu sein, wobei vermuthlich die Gemeinde und die Priester eine Art von Antiphonien sangen, auch wohl die Isisklappern nicht gespart wurden. Diefs läfst sich aus dem Worte perstrepunt schliefsen. Da diefs Alles mit der gröfsten Pünktlichkeit geschehen und nicht nur die Morgen- und Abendandachten zur ersten und achten Tagesstunde, sondern wahrscheinlich auch noch um Mittag und vielleicht noch zu einer anderen Stunde ein heiliger Gebrauch beobachtet werden mufste, so war im Collegium der Isispriester ein eigener Stundenwächter oder Stundenzähler befindlich, auf dessen Anzeige dann die Gemeinde der Gläubigen ihre Andachtsübungen verrichtete. So erkläre ich mir wenigstens den ὡροσκόπος, den Clemens von Alexandrien, Strom. VI. p. 757. Pott., sogleich nach dem Vorsänger in der Procession der heiligen Bahn hervortreten läfst. Er wird so charakterisirt: μετὰ τὸν ᾠδὸν ὁ ὡροσκόπος ὡρολόγιόν τι μετὰ χεῖρα καὶ φοίνικα ἀστρολογίας ἔχων σύμβολα πρόσεισιν. Chäremon bei Porphyrius, περὶ ἀποχῆς IV, 8. p. 321. ed. v. Rhoer führt unter den oberen Isispriestern auch die ὡρολόγους auf, wobei v. Rhoer sich auf die Stelle des Clemens beruft. Aus der Inhaltsangabe der vier astrologischen Bücher des Hermes, die für diesen Horologen gehörten, geht allerdings so viel hervor, dafs er auch mit der Sterndeutekunst und dem Nativitätstellen zu thun hatte. Allein auch dazu gehörte die genaueste Beobachtung der Stunden. S. die Preisschrift Fr. Sam. von Schmidt's, de sacerdotibus et sacrificiis Aegyptiorum p. 148 ff.

XXI.

Gemalte und geschriebene Neujahrsgeschenke der alten Römer.

„Man versetzte sich", sagt Moritz in seinem angenehm geschriebenen Festverzeichnisse der alten Römer *), „bei'm Anfange eines jeden Jahres gleichsam in jene Unschuldswelt zurück, wo noch allgemeine Freiheit und Gleichheit und wechselseitige Treue unter den Menschen herrschten. Man theilte sich daher einander Geschenke aus, die mehr den guten Willen des Gebers als seinen Reichthum bezeichnen sollten, als Datteln, getrocknete Feigen, ein Gefäſs mit Honig, alte Münzen aus den Zeiten der Könige; denn auch dergleichen Geschenke sollten an ein unschuldiges Zeitalter und an einfachere Sitten zurückerinnern."

Die Sitte selbst, von welcher hier die Rede ist, leidet nicht den geringsten Zweifel. Die fromme Ausdeutung derselben aber ist mehr in einer Verwechselung des Saturnalienfestes mit dem kurz darauf folgenden Janusfeste als in der Sache selbst gegründet. Eine Stelle aus dem Festkalender Ovid's hat die Alterthumsforscher, denen Moritz hier gefolgt ist, zu dieser Erklärung veranlaſst. Allein der wahre Grund, warum man besonders solche Sachen zu diesen Geschenken wählte, die in das Gebiet des Küchen- und Kellermeisters gehören, lag ohne Zweifel in der früheren Sitte des unter den Völkern des Alterthums so heilig geachteten Gastrechts, wo man seinen Gastfreunden entweder gleich bei der Bewillkommnung, oder bei'm Abschiede allerlei Naschwerk, Wildpret, Confituren und dergleichen überreichte, in der Folge aber auch, so wie der Luxus immer höher stieg, goldene und silberne Gefäſse, schöne Kleidungsstücke und andere Kostbarkeiten damit verband. Dahin gehörten bei den Römern auch schöne Gedächtniſsmünzen und Medaillen **), die man sich am Neujahrstage,

*) S. Roms Alterthümer S. 21.

**) Es ist eine von Spanheim und anderen Münzkennern schon oft gemachte Bemerkung, daſs die schönsten Münzen, die wir aus dem Alter-

vielleicht mit eben solchen Wünschen zuschickte, als womit unsere Grofsväter und Grofsmütter in jenen belobten Tagen, wo es noch Sparbüchsen gab, ihre alten harten Thaler unter Enkel und Pathen zu dieser heiligen Zeit auszuspenden pflegten.

Bei den Alten wurde fast jede Freude, jeder Genufs des Lebens durch die bildenden Künste verschönert und verherrlicht, und eben dadurch diesen Künsten auch der weite Spielraum und die belohnende Aufmunterung gegeben, ohne welche sie höchstens nur Sclavinnen des Reichthums, aber nie Wohlthäterinnen und Lehrerinnen aller Volksklassen in einem Staate werden können. Jene Geschenke an Früchten, Efswaaren und anderen Näschereien, die man in sauberen Körbchen niedlich zu ordnen und aufzuputzen pflegte, wurden bald ein Gegenstand der Malerei. Auch das Alterthum kannte und schätzte die Art von Kunstwerken, die in neueren Zeiten von den Meistern der niederländischen Schule so täuschend dargestellt worden sind. Auch die Alten hatten ihre Frucht- und Küchenstücke in der Malerei und nannten sie von der ersten und vorzüglichsten Veranlassung Gastgeschenke *). In der alten neapolitanischen Gemäldegalerie, die uns der griechische Sophist Philostratus so künstlich beschreibt, waren auch einige Gemälde dieser Art zu sehen **), und wer sich nur einmal die Mühe genommen hat, die Abbildungen der Herculanischen Gemälde durchzublättern, wird sich erinnern, wie zahl-

thum noch haben, blos als Medaillen zum Auswerfen und Verschenken an solchen Festtagen gebraucht wurden. Davon würde ich also auch die Stelle bei'm Herodian I, 16. T. I. p. 688. ed. Irmisch. verstehen, wo gesagt wird, die Römer hätten sich am Neujahrstage Münzen zugeschickt, nicht, wie Moritz sagt, von alten Münzen aus den Zeiten der Könige. Damals hatte man höchstens nur sehr unförmliche Kupfermünzen, Raritäten für den Alterthumsmäkler, aber nicht Geschenke für die eleganten Römer unter den Kaisern.

*) Sie hiefsen mit einem griechischen Worte, das die Römer mit der Sache selbst beibehielten, Xenia. „Am ersten Tage", sagt Vitruvius in einer merkwürdigen Stelle, „bewirthete man die Gastfreunde auf's Herrlichste. Am letzten schickte man ihnen allerlei Flügelwerk, Eier, Zugemüse, Früchte und andere ländliche Producte. Die Maler fanden in diesen Gastgeschenken einen angenehmen Gegenstand für ihren Pinsel, und nannten dergleichen Gemälde auch, wie die Geschenke, Xenia." Architect. V, 10. S. Rader zum Martial S. 843.

**) S. Philostrat's Gemäldegalerie I, 21. p. 809. II, 25. p. 851. ed. Olear.

reich diese Vorstellungen dort theils in den Anfangs- und Schlufsvignetten, theils in den Gemälden selbst anzutreffen sind *).

Was war natürlicher, als dafs man nach und nach, da die Sitte, solche Gastgeschenke zu machen, immer häufiger wurde, und die Gewohnheit, die Sachen selbst zu schicken, mit allerlei Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten verbunden zu sein pflegte, auf den Gedanken verfiel, statt der Sachen selbst, deren Werth so nur von geringer Bedeutung war, zierliche Abbildungen und Gemälde dieser Sachen sich einander zuzuschicken? Daher entstand dann auch eine eigene, freilich nicht so berühmte und geachtete, aber doch sehr zahlreiche Classe von Malern, die man mit einem eigenen Namen Rhyparographen **) nannte, und die eben durch die hier berührte Sitte vorzüglich Beschäftigung und Absatz erhalten zu haben scheinen.

Aber nicht blos die Malerei, auch die Bildnerei oder Plastik fand hierbei ihre Rechnung. Man bildete dergleichen Gegenstände in Thon und feinen Gefäfserden, und verkaufte dergleichen Figuren in Terra-Cotta oder gebrannter Erde auf den Märkten. Es gab Künstler, die es auch hierin bis zu einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit gebracht hatten ***). Auch die Bäcker machten mit ihrem Honigteige allerlei dergleichen Bildwerk nach. Der letzte Tag am Saturnalienfeste hatte selbst den Namen von dieser Zuckerbäckerwaare, die man fleifsig kaufte †) und sich eben so zuschickte, wie die efsbaren Kunstwerke unserer Nürnberger Lebküchler und Zuckerbäcker. Ein Beweis, wie uralt die Pfefferkuchen und Marzipanbilder sind.

---

*) Z. B. Pitture d'Ercolano T. II. tav. 56. 57. 58.

**) Die Stelle des Plinius XXXV, 10. s. 37., worauf sich diese Benennung gründet, ist freilich noch der Kritik unterworfen, und müfste nach Saumaise, ad Script. H. A. T. I. p. 88., ganz anders gelesen werden. Doch hat der Name seine völlige Richtigkeit. Nur läfst sich diefs hier nicht ausführen.

***) Hierher gehören auch die Wachsbildner, die alle Arten von Früchten bis zur höchsten Täuschung nachbildeten. Man vergleiche das artige Geschichtchen von dem Philosophen Sphärus, den Ptolemäus mit einer solchen Wachsfrucht in grofse Verlegenheit setzte, bei'm Diogenes VII. 177. So machte Posis in Rom Aepfel und Trauben aus Wachs, die man durchaus nicht von den natürlichen unterscheiden konnte. Plinius XXV, II. s. 45.

†) Sie hiefsen Sigilla. Die Strafse, wo sie in Rom feil waren, bekam den Namen von ihnen, und der letzte Tag der Saturnalien hiefs Sigillaria. Eine artige Vergleichung dieser alten Teigkünstler mit den neueren macht Gedike in der Berliner Monatsschrift, 1784 Januar, S. 77 f.

Doch so bequem und kostensparend es auch sein mufste, statt eines wirklichen wilden Schweines nur ein Täfelchen mit einem gemalten Schweine, oder statt eines kleinen Cupido in Bronze einen aus gebrannter Erde oder Lebkuchenteige gebackenen Liebesgott zu schicken, so erfand doch Wirthschaftlichkeit und der Wunsch, diese Geschenke bei'm Gedränge der Menschen in einer ungeheuer bevölkerten Stadt in's Unendliche vervielfältigen zu können, bald ein neues Mittel, da mit baaren Worten auszuzahlen, wo man, die Sachen wegzuschenken, nicht Lust oder nicht Geld genug hatte. Es fanden sich gutwillige Dichter, die für die Bücher- und Scripturenhändler in Rom, wahrscheinlich für einen sehr mäfsigen Ehrenpfennig, kleine Gedichtchen, die nur aus zwei Reihen bestanden und daher ganz eigentlich Disticha hiefsen, zu Dutzenden und Schocken ausfertigten und darin alle Gegenstände besangen, die nur verschenkt werden konnten. Man schrieb auf ein Schnittchen Pergament oder auf ein kleines Täfelchen zuerst den Namen der Sache, die man hier finde. Diese Ueberschriften oder Devisen hiefsen Lemmata. Nun setzte man zwei Verse darunter, in Form eines kurzen Sinngedichts, wo etwas von der Beschaffenheit, dem Vaterlande oder dem Gebrauche der Sache, so gut es sich in dieser Kürze thun liefs, gesagt wurde. So zubereitet, nahm man sie einzeln, oder in gröfserer Anzahl bei'm Buchhändler. Hundert und vier und zwanzig Stück kaufte man bei'm Buchhändler Tryphon für vier Sesterzen, das ist nach De l'isle's Berechnung für vier gute Groschen und sechs Pfennige unserer Währung. Man vertheilte diese leichte Waare nach Belieben unter seine Freunde und Bekannte und glaubte, damit alle Pflichten, die die Saturnalien- oder Neujahrsfeierlichkeit auflegen könne, vollkommen erfüllt zu haben.

Wir lernen diese Sitte am befsten aus einem römischen Dichter, von dem wir selbst noch zwei ganze Sammlungen solcher Disticha übrig haben, die offenbar blos zu dieser Absicht geschrieben sind, dafs sie der Buchhändler an Liebhaber einzeln oder im Ganzen verkaufen und so den Verkehr dieser gedichteten und besungenen Schenkungen desto lebhafter betreiben könnte. Es ist der Epigrammendichter Martial, der seiner scherzhaften, aber ihren Liebling mit Glücksgütern nicht allzu reichlich ausstattenden Muse auch dieses Geschäft für den Buchhändler Tryphon zumuthete und uns im 13ten und 14ten Buche seiner Sinngedichte ein sprechendes Denkmal dieser Sitte hinterlassen hat *).

*) Das dreizehnte Buch hat die Ueberschrift: Xenia, und behandelt lauter Gegenstände aus Küche und Keller; das vierzehnte, Apophoreta benannt, erstreckt sich auf allerlei Geräthschaften und Erzeugnisse des römischen Luxus. Nur durch die oben angegebene Bestimmung dieser Devisen wird es begreiflich, wie einer

Die Leser und Leserinnen dieses Journals, die Langmuth genug hatten, mich bei der Erzählung von dieser Sitte des Alterthums bis jetzt geduldig anzuhören, hören vielleicht auch noch den römischen Dichter über die Absicht dieser eigenen Gattung verschenkbarer Devisengedichte sprechen. Er erklärt sich selbst in einem Einleitungsgedicht folgendermaſsen darüber:

Käufer, der ganze Haufen von Gastgeschenken, die dieses
Dünne Büchlein enthält, kostet vier Nummen, mehr nicht —
Vier sind zu viel! — Nun gut! sie stehen für zwei dir zu Dienste;
Dennoch, hoff' ich, gewinnt Tryphon noch immer dabei.
Statt des Geschenkes kannst du dem Freunde zwei Verse verehren:
Wenn dich so kärglich, wie mich, Göttin Moneta versah.
Ueberschrieben empfängst du von jeder Sache den Namen.
Wähle, was dir behagt; was dir nicht schmecket, laſs steh'n *).

Allein vielleicht stehen selbst einige Verse, zur Probe der Manier, hier nicht am unrechten Orte. Also hier eine dichterische Schlachtschüssel zum Neujahrsgeschenk:

Lukanische Würstchen.

Ich, Lukanisches Töchterchen eines Picenischen Schweines,
Gebe den lieblichsten Kranz deinem schneefarbigen Brei.

Und hier ein guter Rath an reiche Leute, die Testamente zu machen haben:

Wein und Salbe.

Laſs dem Erben Geld nach. Aber Salben und Weine,
Rath' ich dir, gib ihm nicht; alles dieſs schenke dir selbst.

Aus unseres alten teutschen Wernike Aufschriften lieſse sich vielleicht eine ähnliche kleine Sammlung veranstalten. Aber wo bleibt uns in all' dem Drängen und Treiben der fröhliche, unbefangene Geist, der auch in diese an und für sich unbedeutenden Kleinigkeiten einen Werth legen und durch die unschuldigsten Mittel den Lebensgenuſs zu erhöhen und zu veredeln versteht?

---

der witzigsten Köpfe Roms 344 zweizeilige, wegen der Unfruchtbarkeit des Gegenstandes oft sehr mittelmäſsige Devisen dichten konnte.

*) S. Martialis im Auszuge von K. W. Ramler. Th. IV. S. 331. Nur im zweiten Pentameter habe ich mir eine Aenderung erlaubt.

XXII.

Die Neujahrslampe.

Lucerna Cubicularia.

Dulcis conscia lectuli lucerna,
Quidquid vis facias, licet: tacebo.

Martialis in apophoretis.

Die Nachtlampe.

Ich, des traulichen Sophas Ruhegenossin,
Du magst lesen und — küssen, ich kann schweigen.

Es mag immer eine grofse Pracht und Augenweide um einen vollbeleuchteten Assembléesaal sein, in welchem eine ganze Reihe krystallener Kronleuchter mit dem Farbenspiel ihrer vielseitiggeschliffenen Glasperlen und Girandolen den Schimmer der Wachskerzen in's Unendliche vervielfältigt. Selbst die Calaos und obersten Mandarinen mögen am Hofe zu Peking den herrlichen Lüstre, den Stolz der englischen Glasschleiferkunst, angestaunt haben, womit der planvolle Brite bei seiner letzten Gesandtschaftsreise das nie schlummernde Auge des alten Kaisers Kien-Long zu blenden und zu bestechen suchte. Und wer mag überhaupt unseren neuesten Glas- und Spiegelfabriken den Ruhm streitig machen, dafs sie im Facettiren und Aufputzen gläserner Kronleuchter allen Zauber zu erreichen gewufst haben, den wir in Scheherazade's Erzählungen und anderen Feeereien der Art nur als orientalisches Phantasiewerk zu betrachten gewohnt waren! Das flimmert und schimmert, glänzt und blitzt nach Herzenslust! und wessen Salamander-Auge diese flirrenden Lichtfunkenströme gütlich thun, der mag auch ferner sich recht wohl dabei befinden, meinetwegen sogar seinen künftigen Himmel nicht blos mit Milton's sieben Lampen,

die, Sternen gleich, den Thron umfunkeln, und
im Himmelsfeuer, wie der Thierkreis, schimmern *),

*) Paradise Lost XII, 255.

sondern mit siebenundsiebzigmal sieben Girandolen ausschmücken; nur wird er seinen Geschmack nicht immer seinem blödäugigen Nachbar aufdringen und dessen Liebhaberei an einem gemilderten Lichte, sei es durch eine Vase von Florentiner Scagliolo, oder durch eine Lampe von milchfarbenem Beinglase, oder durch ein wohlberechnetes, aber nicht gerade von Vesuvischen Lavaströmen übergossenes Transparent, — darum nicht tadeln, weil sie der Flamme auch einen mildernden Schirm zugesellt.

In Sachen des Geschmacks darf man noch immer, ohne einer pedantischen Anhänglichkeit an's Alterthum bezüchtigt zu werden, bei jeder neuen Veranlassung die Frage aufwerfen: wie hielt es der alte Grieche und Römer in diesem Falle? Denn dafs sie noch immer unsere unübertroffenen Lehrmeister in den meisten Artikeln des geistigen, mit den Künsten verwandten Luxus sind, beweis't jedem Zweifler der modernste Galanterieladen im Palais Egalité oder Newbondstreet durch seine kunstreiche Nachahmung der antiken Form in Kleidungsstücken und Geräthschaften. Man hat mir mehr als einmal die Pracht der englischen Glasmanufacturen und den unendlichen Schimmer ihrer geschliffenen Krystallgläser zu den Spiegeln und Leuchtern als einen Triumph der neueren Verzierungskünste über die alten vorgeführt. Sollte aber der Sieg von dieser Seite wirklich so entschieden und unbezweifelt sein? Sollten wir uns nicht vielmehr gerade auch hierin, wie in so manchem anderen hochgepriesenen Artikel des neuen Luxus, bei einer unparteiischen Vergleichung mit dem Alterthume ungefähr in demselben Falle befinden, in welchem sich die durch Glasperlen und andere Flitterpracht entzückten Küstenbewohner fremder Welttheile gegen die sie besuchenden und überlistenden Europäer, ehrlichen Reisebeschreibern zufolge, von jeher befunden haben?

Bei den sinnreichen Alten entschied wahrer Kunstwerth mit Dauer für die beliebtesten Artikel des Luxus. Sie sahen weit weniger auf blosen Schimmer und Farbenschmelz als auf vollendete, reine Umrisse in der Form und auf verständige Anwendung der Bildnerei und Sculptur in ihrem Schmucke und ihren Geräthschaften. Nicht mit blitzenden Juwelen und Edelsteinen, die nur der Glanz adelt, übersäet, ging die prachtliebende Milesierin oder Syracusanerin des Alterthums zu ihren Festaufzügen oder Besuchen. Intaglios und Cameen von den berühmtesten Edelsteinschneidern, mit lieblichen Götter- und Geniengestalten bezeichnet, schmückten als Ringe ihre Finger, als Haarschmuck, Arm- und Fufsspangen ihre übrigen Glieder. Die Schmuckkästchen der Damen des Alterthums beschäftigten den Kunstsinn der Beschauer auf eine ganz andere Weise als bei uns und sprachen in deutungsvollen Allegorieen den wahren Geschmack ihrer schönen Besitzerinnen aus. Wie ärmlich nehmen sich unsere Schnallen und Knöpfe, und wären sie zweimal in Sheffield und Birmingham brillantirt, gegen die unendlich

reizenden und bildsamen Formen der alten Agraffen oder Fibulä? Nur im inneren Metallwerthe und in schnellwechselnden, vielleicht alljährlich umzugieſsenden Modeformen prunkt unser Silbergeräthe und Vermeil auf Tafeln und Putztischen. Aber was ist aller Erfindungsgeist und Bequemlichkeitssinn, der in den reichsten Londoner Silberladen selbst über Korkstöpselringe und Fingerhüte raffinirt*), gegen ein Büffet von Korinthischen Bronzegefäſsen und Silbergeschirren bei den Tafeln der Alten, wo mit der Mannichfaltigkeit die gefälligsten Formen, die halberhobenen, von Frucht- und Laubgewinden umwebten Bildwerke (caelaturae) der berühmtesten Bildgieſser sich vermählten und wo man diese in ganzen Garnituren wechseln, die schon einmal aufgestellten aus ihren Gefäſsen herausnehmen und neue an ihre Stelle einsetzen konnte? Gewiſs selbst unsere kunst- und gemäldereichsten Biscuit- und Porzellanservice mit aller ihrer gepriesenen Emailmalerei sind, in Absicht auf Dauer und das ihnen eingebrannte Bildwerk selbst nur ärmliche Stellvertreter jener Prachtgeschirre des Alterthums. — Eben dieſs läſst sich nun auch ohne alle Uebertreibung von den Lampen und Lichtgeräthschaften des Alterthums behaupten.

Es fehlte auch ihnen nicht an köstlichen Kron- und Deckenleuchtern**), nur daſs sie, die selbst in den Spiegeln nur das polirte Metall kannten, auch diese Leuchter lieber aus schimmerndem, gehaltreichen Metall hatten und sich dabei weit seltener der Wachskerze als des reinen und zu diesem Gebrauch besonders vorgerichteten Oels bedienten. Doch setzten diese stets einen festen, mit allerlei Kunstgetäfel, Schnitz- und Bildwerk gezierten Plafond voraus. So dachte sich wenigstens Virgil, der sich nie ein Gewissen daraus macht, den Luxus seines Zeitalters in die früheren heroi-

---

*) London und Paris 1799. III, 191 ff.

**) Der frugale Römer lernte diese Lichtvervielfältigung erst von den Griechen in Unteritalien und Sicilien und behielt dazu auch das griechische Wort lychnus, worüber sich der alte Satirendichter Lucilius bei'm Macrobius Sat. VI, 4. formalisirt. Man bezeichnete sie genauer nach der Zahl der Schnäbel oder Dillen, worin die Dochte brannten. Daher dimyxi, trimyxi, polymyxi. S. Jensius, Lect. Lucian. p. 44. Bei'm Callimachus Ep. 59. kommt ein Leuchter mit zwanzig Dochten vor. Doch waren dieſs nur Lampen mit vielen Dillen und Dochten. S. Lucerne d'Ercolano tav. XVI. Caylus, Recueil T. VII. pl. 37. Die eigentlichen Armleuchter waren weit seltener. Am prächtigsten waren sie wohl in den Tempeln, von welchen Plinius sagt XXXIV, 3.: placuere lychnuchi pensiles in delubris, arborum modo mala ferentium lucentes. Vergl. zu Martial XIV, 41. Die schönste Erläuterung hierzu in den Lucerne d'Ercolano Tav. LXIII. und LXV.

schen Zeiten überzutragen, die Wand- und Deckenleuchter im festlichen Speisesaale der Dido:

— es durchrollt die geräumigen Säle
Stimmengetön; schon hangen von goldenen Decken die Leuchter
Rundumflammt, und, Sieger der Nacht, glüh'n strahlende Fackeln.
Aeneis I, 725. nach Vofs.

Indefs pflegte man weit häufiger unter Teppichen zu speisen, welche unter dem Deckengetäfel über die ganze Tischgesellschaft ausgespannt wurden *). Dann hatte man entweder lebendige Leuchter, d. h. Sclaven, welche die ganze Zeit über Fackeln halten mufsten **), oder vom Boden hoch emporragende Candelaber mit Lampen.

Da die Talg- und Wachslichter, die jetzt allgemein unter uns gebräuchlich sind, im Alterthume fast gar nicht gekannt und gebraucht wurden ***), so fällt auch schon dadurch die ganze Form unserer zum Auffassen einer Lichtkerze bestimmten Leuchter weg. Aufser den verschiedenen Arten von Fackeln von gröfserem und kleineren Umfange †) kannte man nur Lampen aus Metall

*) Auch darf man hierbei nicht vergessen, dafs die einzige Mahlzeit der Alten nach der gewöhnlichen Tagesordnung Nachmittags gegen 4 Uhr stattfand und also gar keiner künstlichen Beleuchtung durch Lampenschein bedurfte. Nur festliche Schmäuse dauerten in die Nacht und brauchten Lampen- und Fackellicht. Daher zum Theil auch der Mangel der Strafsenbeleuchtung in den volkreichsten Städten des Alterthums, weil man sich früh schlafen legte, um früh unter Nachts sein Tagewerk beginnen zu können. S. Beckmann's Gesch. der Erfind. II, 520. Vergl. Fabriz, Bibliogr. antiqu. p. 1008.

**) Man kennt die metallenen Jünglinge, die das Gastzimmer erleuchten, aus Homer und seinem Nachahmer Lucrez II, 24. Aber es ist nicht zu zweifeln, dafs da, wo so vieles durch Sclavenhände geschah, es auch zu dieser Tafelbeleuchtung einige (servos ad lychnum, s. Pignori, de servis p. 128. ed. Patav.) gegeben habe. Von dieser Herabwürdigung des Menschen zur Maschine bis zur Neronianischen Kurzweil, Menschen als Pechfackeln anzuzünden, um den Circus zu erleuchten, sind nur noch wenige Schritte.

***) Selbst Saumaise ad Solin. p. 266. 705. hat hier zu viel auf die neueren Sitten Rücksicht genommen.

†) Man kennt dreierlei Arten, nämlich aus zusammengebundenen Holzschleusen (fax), aus Seilen, mit Harz und Pech bestrichen (funales), in Wachs oder Talg getaucht (cereus, candela). Selbst bei den Fackeln fand mancherlei Verzierung durch Festons und Färbung statt.

und gebrannter Erde. Denn dafs sich auch hier und da eine Lampe aus Marmor oder Glas gefunden hat, verdient nur als seltene Ausnahme bemerkt zu werden. Da man sich's nun gar nicht einfallen liefs, diese Lampen auf die überhaupt sehr kleinen Tische zu setzen, worauf die Speisen aufgetragen wurden, man auch sonst bei der allgemeinen Sitte nur in halbliegender Stellung zu studiren, oder wenigstens, was man las und schrieb, immer vor sich hin auf seinen Schofs zu halten, sich nie, wie bei uns, an Schreib- oder Arbeitstische, an's Lesepult oder Bureau setzte und stellte *); kurz, da man eins der wichtigsten neuerer Hausgeräthe, der Tische, im Alterthum gröfstentheils und leicht entbehrte und leicht entbehren konnte, so mufste vor Allem für die Lampen, die nicht an Kettchen aufgehangen wurden, überall ein eigenes Tischchen oder Lampenträger stets in Bereitschaft stehen, und diefs ist eben das Meuble der Alten, welches die Griechen einen Lychnuchos, die Römer einen Candelaber nannten, und das bei uns nach dem gewöhnlichen Begriffe, den wir damit zu verbinden pflegen, nur sehr uneigentlich durch Leuchter übersetzt wird. Zu jeder Lampe gehörte also in jenen Zeiten ein besonderer Candelaber, den man nun, wie und wohin man wollte, fortrücken und zu hundert kleinen Bequemlichkeiten einrichten konnte.

Aber zu welchem unabsehbaren Kunstreichthume führt uns nun dieser einzige Artikel des alten Hausgeräthes! Da ist kein Gott und kein poetisches Ungeheuer, keine verliebte und keine ernsthafte Scene des Lebens von der Geburt bis zum Hinscheiden, keine heilige und profane Sitte, die nicht auf den Lampen aus Erz und gebrannter Erde, welche bei Aufgrabungen und in den stillen Wohnungen der Todten wiedergefunden worden, noch jetzt abgebildet zu sehen wäre. Und doch tragen auch die schlechteren Lampen der Art, wie sie im Alterthum um wenige Obolen zu kaufen waren **),

---

*) Nie findet man auf alten Reliefs oder geschnittenen Steinen einen Studirenden an einem Tische sitzend. Immer hat die Figur des Philosophen oder Dichters (z. B. Winckelmann, Monum. Ant. n. 170. 187.) die Rolle blos in der Hand. Es ist daher stets Unkunde des Ueblichen, wenn z. B. Sokrates an einem Tische lesend vorgestellt wird, wie diefs auf einem zu Tübingen von Haselmann gearbeiteten Wachsrelief, das übrigens in der fleifsigen Ausführung wahres Verdienst hat, wirklich der Fall ist. Wenn Horaz in der Erzählung seiner Lebensweise sagen will, ich studirte, so heifst es: wenn ich mich auf den Sopha gelegt habe, lectulus me excepit, in den Satiren 1, 4. 133. So schrieb man auch, wie aus Galen erhellt, immer auf der Hüfte. S. Casaubonus zu Sueton. Aug. 2, 78.

**) Die Lampenfabrikanten und Lampenhändler machten im Alterthume eine besondere Classe der Künstler und Krämer aus. Pollux

noch immer das Gepräge genіereicher Erfindung und zeigen selbst bei den üppigsten Ausschweifungen der Künstlerlaune *) in ihren Formen und den ihnen aufgedrückten kleinen Reliefs die unerschöpfliche Fülle des sinnreich bildenden Alterthums. Auch konnte vielleicht nur die irrige Vorstellung, dafs alle diese Lampen in das schauerliche Todtenreich und dahin gehörten, wo jede Fackel der Freude verlischt, diesen sinnreichen Anticaglien das höhere Interesse rauben, welches sie vor manchem anderen Ueberreste des bildenden Alterthums dem Beschauer einflöfsen. Doch auch dieses Vorurtheil ist durch die Menge bronzener und thönerner Lampen, die bei den Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum aus den Wohnungen jener verschütteten Städte hervorgingen und durch einen Band der Herculanischen Alterthümer (Tomo unico), der blos ihnen gewidmet ist, hinlänglich widerlegt worden **). Und warum

---

VII, 187. So war der in den Lustspielen des Aristophanes so oft gegeifselte Demagog Hyperbolus zu Athen ein Lampenhändler. S. in Pace 691. Equit. 1312. und die Scholien zu Nub. 1061., wo erzählt wird, dafs er die Bronzelampen mit Blei ausgofs, um sie theuer zu verkaufen. Vergl. Passeri, Lucernae T. I. Proleg. p. X.

*) Z. B. Passeri, Lucernae T. II. tav. 61. So mochte ungefähr die Lampe bezeichnet sein, an welche Aristophanes die Paraxagora in Eccles. 1 — 10. eine so zärtliche Anrede halten läfst. Man kennt die dulcem lecti consciam lucernam. S. Burmann zur lat. Anthologie T. I. p. 684. Jacobs zur griechischen Anthologie T. I. p. 87. Ja man hatte sogar eine Dichtung, dafs ein feuriger Liebhaber die nächtliche Lampe erfunden habe. S. Apulejus, Metam. V. p. 261.

**) Der Irrwahn, dafs wir nur Todtenlampen aus dem Alterthum übrig hätten, stammt vom ältesten Sammler Fortunius Licetus, dessen Lucernae antiquorum reconditae zu Udine 1632. in Fol. erschienen. Der Mann hat es fast blos mit den ewigbrennenden Lampen zu thun, die bis in's erste Viertel dieses Jahrhunderts herein eines der lächerlichsten antiquarischen Hahnengefechte veranlafst haben (s. Fabriz, Bibliogr. p. 1035 f., wo aber die neueren Versuche des Principe San Severo zu Neapel und viele andere noch fehlen). Nun kam Pietro Sante Bartoli und gab die Lampen aus der Sammlung des Bellori zu Rom 1691 heraus. Die Kupfertafeln sind äufserst unzuverlässig, da Bartoli Vieles nach seinem Belieben verschönerte und hinzusetzte. Und doch wurde dieser Bilderkram zweimal im 12ten Theile des Gronov'schen Thesaurus und von Lorenz Beger zu Berl. 1702 in Fol. wieder aufgewärmt. In den dürftigen Erklärungen gilt Alles noch für Begräbnifslampen. Einen weit ansehnlicheren Apparat (im Ganzen 322 Stück) sammelte Passeri, die auf Unkosten der Akademie zu Pesaro in drei Foliobänden Pisauri 1739 — 51

könnte die witzige Mannigfaltigkeit, die sich fast in jeder einzelnen Lampe in einer anderen Form und Zusammensetzung zeigt, nicht noch jetzt der Armuth und dem Mangel an neuen, geschmackvollen Erfindungen sowohl in unseren Silber- und Glasläden, als in unseren Porzellan- und Fayancefabriken bei hundert kleinen Geräthschaften, als da sind Milchtöpfchen, Saladièren, Mundtassen, Credenztellerchen, Essig- und Oelfläschchen u. s. w., abhelfen und manchen glücklichen Fund eines alten griechischen Bildners wieder in Umlauf bringen, wenn auch ihre ursprüngliche Lampenbestimmung zu unserer Lebensweise weniger paſste. Wirklich hat auch die königliche Neapolitanische Porzellanfabrik zu Capo di Monte sowohl, als der speculirende Wedgwood in seiner Etruria mehrere sehr glückliche Anwendungen davon gemacht. Indeſs lieſse sich doch von der Art, wie man theils die Lampen, deren vollen Schein man verdecken wollte, geschickt zu überschirmen wuſste *), theils

erschienen. In den Prolegomenen zum ersten Theile hat Passeri die ganze Alterthumskunde der Lampen abgehandelt und sie zuerst in Tempellampen, Hauslampen und Grablampen abgetheilt. Allein alle diese Sammlungen wurden an Schönheit und wahrem Interesse bei Weitem durch die zu Portici übertroffen, wo das sechste Zimmer ganz mit Lampen und Candelabern aus den aufgegrabenen Städten angefüllt war (s. Bartel's Reisen I, 112.). Davon ist 1792 ein ganzes Werk (der 9te Theil in der Suite der Herculanischen Alterthümer) erschienen, le lucerne ed i candelabri d'Ercolano. Tomo Unico. Hier sind auf 93 Kupfertafeln, die Vignetten ungerechnet, an 200 bronzene und thönerne Lampen und Candelaber sehr getreu abgebildet und erklärt. Dieser Band sollte in keiner Kunstakademie fehlen. Die Bellori'sche Sammlung ist nebst anderen Antiken vom König Friedrich I. in Rom gekauft und nach Berlin gebracht worden, und jetzt noch im sogenannten Antikentempel bei Sanssouci zu sehen. Es gibt aber kein kleineres oder gröſseres Museum, wo nicht mehrere alte Lampen paradirten. Das Nationalmuseum zu Paris enthält vorzüglich aus der Caylus'schen Sammlung einige Hundert, wovon im Caylus, Recueil, nur die merkwürdigsten beschrieben sind. Aus den italienischen Museen sind die beſsten zu Townley nach London gewandert. Es verlohnte sich wohl der Mühe, aus diesem Allen etwa eine Auswahl von einigen Hundert der in Form und Bildwerk reizendsten in einem eigenen Werke herauszugeben.

*) Die merkwürdige Lampe in den Lucerne d'Ercolano Tav. LV, in welcher sich noch ein wohlerhaltener Docht fand, ist in ein Gehäuse eingeschlossen, durch dessen in einem Wechselgelenke gehenden und leicht zu öffnenden Deckel mittels mehrerer darin angebrachter Oeffnungen sowohl der Luftzug bewirkt, als auch ein gemäſsigter Lichtschimmer hervorgebracht werden konnte.

das geruchlose Selbstverlöschen des ausgebrannten Dochtes bewirkte *), wozu sich aus den Herculanischen Lampen allerlei Erläuterungen finden lassen, noch mancherlei selbst für unsere heutigen Studirlampen ablernen.

Alle diese Lampen, sobald sie nicht aufgehangen wurden, bedurften der Lampentischchen und Gestelle. Auch diese findet man in gröfster Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit. Die Lampentischchen (lampadaria) waren nichts Anderes als Dreifüfse in feingewundenen Ausbeugungen, gewöhnlich mit Löwentatzen und einer runden Platte (discus) oben darauf (s. die Herculanischen Lampentafeln LVIII — LX.). Man ging weiter und stellte auf diesen Dreifufs einen Säulenschaft und betrachtete nun die oben aufzusetzende Platte, worauf die Lampe gestellt werden konnte, als das Kapitäl der Säule. Zum gewöhnlichen Gebrauch erfand man eine sehr zierliche und noch jetzt bei unseren neumodischen Tischchen anwendbare Vorrichtung zur Verkürzung oder Verlängerung des Schaftes (s. die Herculanischen Lampen Taf. LXX. LXXI.). Die gewöhnlichste Form blieb indessen immer diejenige, wo ein unbeweglicher Schaft die obere Scheibe trug, und diese heifst man eigentlich Candelaber. Unendlich ist auch hier die Abstufung von dem einfachen, in Bronze nachgemachten Rohrstab oder dem knotigen Stecken bis zu den prächtig aufgeschmückten, mit Sculptur und Reliefs reichlich versehenen Marmorcandelabern im Museum Pio-Clementinum zu Rom. Fast alle Säulenordnungen der alten Baukunst erscheinen hier in verjüngtem Mafsstabe. Da gibt es glatte und kanellirte Schäfte, da gibt es Säulen und Pilaster mit korinthischen Akanthuskapitälern, und diese schliefsen sich in zierliche Vasen und Glockenblumen zusammen. Auch unten oberhalb des Dreifufsgestelles wurden künstlich ausgetriebene Scheiben befestigt, die den oberen entgegenstehen. Das Metall ist entweder einfach oder in Damascenerarbeit eingelegt und vielfarbig. Kurz, man erstaunt und findet immer neuen Stoff zur Be-

---

*) Die Alten kannten natürlich den widrigen Geruch einer ausgelöschten Lampe so gut wie wir (s. Lucrez VI, 701.), da er sogar nach des Aristoteles's Meinung bei Schwangeren eine Fehlgeburt bewirken konnte. Plinius VII, 7. Sie wufsten aber den Docht, der überhaupt sehr dick war (s. den Commentar zu den Lucerne d'Ercolano p. 212.), mit dem Mafse des Oels so zu berechnen, dafs, wenn er ausgebrannt war, (wonach man selbst die Nachtzeit abmessen konnte, s. Paulus Silent., Anthol. T. III. p. 79. XXVIII.) das Flämmchen leise verglomm, was die Griechen einschläfern (Phrynichus bei'm Pollux VII, 178.) nennen. Daraus erklärt sich die dormitans lucerna Ovid's in den Heroiden XIX., die Burmann fälschlich in deficiens verändern wollte. S. Lucerne d'Ercolano tav. XV. mit dem Commentar p. 94.

wunderung über die hier aufgestellte Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit und begreift es wohl, dafs nambafte Städte des Alterthums, wie Aegina und Tarent, einen Theil ihres Ruhms den geschmackvollen Candelaberfabriken, die bei ihnen blühten, zu danken haben konnten *).

Bei diesem vielseitigen, allgemeinen Gebrauch und Schmuck der alten Lampen versteht sich's wohl von selbst, dafs sie sich auch zu kleinen Geschenken und Galanterieen bei allerlei Veranlassungen wohl gebrauchen liefsen. Ein Freund trat eine Seereise an, man schickte ihm eine Lampe in Gestalt einer Barke oder eines kleinen Schiffchens und ein Tischchen mit Delphinenfüfsen dazu. Man wollte einem trefflichen Reiter oder Rofsliebhaber ein Geschenk machen. Man wählte dazu eine Lampe, an deren Griff — denn auch die Griffe sind mit hundert niedlichen Bildwerken geziert — ein Pferdekopf stand, oder die selbst zu einem Pferde gebildet war. Einem schönen Mädchen gab man eine Lampe in der deutungsvollen Form einer Venusmuschel. Von allen diesen finden sich im Passeri und in den Herculanischen Lampen die zierlichsten Muster mit den sprechendsten Bildwerken. Was Wunder also, dafs man sich der Lampe auch zu den im Alterthum so häufigen Neujahrsgeschenken (strenae) bediente! **)

*) Um eine vollständige Ansicht der Candelaber zu haben, welche auch in architectonischer Rücksicht vom gröfsten Nutzen sein könnte, müfste man mit den in Lucerne d'Ercolano LXXII—XCIII. befindlichen anfangen und dann mit den prächtigen marmornen Barberinischen, Vaticanischen u. s. w. aufhören, die Piranesi in einem eigenen, mehr prächtigen als getreuen Kupferwerke gegeben hat. Die befsten Erläuterungen darüber gibt theils Visconti zum Mus. Pio-Clement. T. IV. und V., theils die Akademie der Ercolanesi zu den angeführten Kupfern p. 321—328., wo auch die bekannte Stelle des Plinius von den einzelnen Vorzügen der zwei berühmtesten Candelaberfabriken: Privatim Aegina candelabrorum superficiem dumtaxat elaboravit, sicut Tarentum scapos. In hoc ergo commendatio officinarum est, H. N. XXXIV, 6. befriedigend erläutert und gezeigt wird, dafs in Tarent die Proportion und Zusammensetzung der Schäfte, in Aegina die Bildnerei der Reliefs vorzüglich war.

**) Diese Art von Neujahrsgeschenken ist weder von Spon und Hier. Bos (in seinem Janutius s. de strena in Sallengrischen Thes. T. II.) noch neuerlich von Gedicke (in der Berliner Monatschrift) erwähnt worden. Selbst der fleifsige Conrector zu Lübeck, Martin Lipen hat in seiner strenarum historia cap. 3., wo er ganze Füllhörner von Neujahrsgeschenken austheilt, diese Gattung nicht gekannt, deren Andenken sich nur im Ueberreste des bildenden Alterthums erhalten hat.

Man war gewohnt, sie als ein glückbringendes, willkommenes Xenion oder Gastgeschenk zu betrachten *). Nun speculirten die Lampenfabrikanten darauf und verkauften auch Neujahrslampen. Auch davon haben sich mehrere aus dem Alterthum erhalten, und eine der bilderreichsten, bedeutungsvollsten, die uns die beiliegende Kupfertafel **) vergegenwärtigt, wird hiermit meinen Freunden feierlich gewidmet ***).

Nicht das Material der Lampe — denn diefs ist nur gebrannte Erde — sondern die deutungsreichen Bildwerke, die auf ihrem Deckel Friede und Ueberflufs ankündigen, geben diesem kleinen Neujahrsgeschenk seinen vollen Werth. Nicht umsonst war eine Siegesgöttin die schöne Thürhüterin des Saales, wo der römische Senat über das Dasein von Königen und Nationen berathschlagte †). Sieg war den kriegsgewohnten, welterobernden Römern von jeher das Wort der glücklichsten Vorbedeutung, und die ihn personificirende Siegesgöttin das allgemeinste, willkommenste Symbol, womit die Giebel der Tempel, die Marktplätze, Triumphbogen, Tropäen, Springbrunnen u. s. w. in unendlicher Abwechselung der Stellungen und Formen geschmückt waren. Die Götter trugen kleine Siegsbilder (victoriolae) auf ihren Händen, weil sie die Ge-

---

*) Martial in den Apophoreten, oder XIV, 39—44.

**) S. Taf. IV.

***) Aus Bellori's Sammlung von Bartoli P. III. fig. 5. und Passeri, Lucernae fictiles T. I. tab. 6., womit eine ganz ähnliche Lampe unter den Herculanischen tav. VI. fig. 1. verglichen zu werden verdient, die sich nur durch eine Variante in der Inschrift auf dem Schilde unterscheidet. Die Glückwünschungsformel: Anno Novo Faustum Felix findet sich auch auf einer Neujahrsmünze des Kaisers Antonin des Frommen. Maffei hat in seinen Gemme Antiche am Schlusse des ersten Bandes p. 113. seinem Gönner, dem Nepote Albani, einen alten Krystall als Neujahrswunsch zugeeignet, wo aufser der Siegesgöttin fast alle hier vorkommende Symbole und die Inschrift: Annum novum faustum perennem felicem imperatori zu lesen sind. Man sieht, wie sehr durch diefs Alles das Register kunstreicher Neujahrsgeschenke vermehrt werden kann.

†) Es war eine griechische Nike, von den siegenden Kunsträubern einst aus Tarent entführt, und seitdem stets in der Vorhalle der Curia Julia stehend. Dio Cassius 51, 22. Sie stand auf einer Kugel, und auf sie beziehen sich also alle fast zahllosen Abbildungen auf Münzen, Gemmen und Reliefs, wo sie auf einer Kugel niederschwebt. S. Eckhel, Doct. Num. Vet. T. VI. p. 85. Die spätere Geschichte dieses vom Christenthum nur mit Nothzwang ausgetriebenen Bildes erzählt am beſsten Gibbon, History of the Roman Empire T. V. p. 81 ff.

ber des Guten sind. Sie wurden auf eine der gangbarsten Münzen geprägt *) und um der guten Vorbedeutung willen in Edelsteine geschnitten und in Siegelringen getragen **). Auch auf alten Lampen erscheint sie sehr häufig mit Palme und Lorbeerkranz, oder eine Inschrift auf einem Votivschild tragend ***). So erblicken wir sie auch hier, indem sie die feierliche Formel: Anno Novo Felix Faustum Tibi Sit! Glück und Heil dir zum neuen Jahre! auf dem Umkreise eines runden, geweihten Schildes geschrieben trägt †). Zum Ueberflufs liegt gleich unter diesem Schilde noch ein Quinar oder eigentlicher Siegspfennig ebenfalls mit dem Bilde der Göttin.

Aber man wünschte nicht blos, man gab auch seinen Freunden, und zwar seit den ältesten Zeiten Roms die gangbarste Kupfermünze, einen As, mit dem ihm stets aufgeprägten doppelten Januskopf ††), wie wir diese Münze auch hier und auf anderen Neujahrslampen abgebildet finden. Freilich verwandelte sich diese alte gutmüthige Biedersitte, wo man nur die Bedeutung, nicht den

---

*) Es war das beständige Münzbild des halben Denars oder des Quinarius (ungefähr 10 Kr. oder ein halbes Kopfstück) auf der römischen Münze, und man mufs dabei an keinen besonderen Sieg denken. Eckhel, Doct. N. T. V. p. 20 f.

**) S. zu Sueton's Galba c. 20. Tassie's Catalogue n. 7670—7807.

***) Z. B. in der Bellori'schen Sammlung P. III. f. 4. In den Herculanischen Lampen tav. VI. f. 2. 3. Eine der sinnreichsten Vorstellungen ist auf einer Lampe bei Passeri T. III. tab. 2., wo die Siegesgöttin der sitzenden Roma die Kugel übergibt.

†) Cur enim, fragt Plinius XXVII, 2.: primum anni incipientis diem laetis precationibus faustum ominamur? Faustus annus! war also die eigentliche Begrüfsung am 1. Januar. Vergl. Ovid, Fast. I, 175. Lipenius hat diefs mit einer Fluth von Citaten bestätigt

††) Ueber die Deutung dieses Doppelkopfes haben die Römer seltsam gefabelt. Aber nicht blos der römische Janus hat zwei Köpfe. Diese Doppelgestalt deutet auf eine alte mystische Allegorie der in den Geheimnissen als Mannweib vorgestellten Gottheit. Auch hier gibt die Münzkunde, diese für Mythologie noch viel zu wenig benutzte Fundgrube, treffliche Belege. Dieselbe zweiköpfige Figur, halb Mann, halb Weib, die auf der ältesten Münze der Insel Tenedos vorkommt, s. Pellerin, Medailles de Villes T. III. pl. 113. 4—8, erscheint auch auf uralten etrurischen Münzen, s. Arigoni, Num. Hetruriae tab. III. und vergl. die etrurische Bronze in Caylus, Recueil XIII, 25. In dem geschmackvollen Athen wurde eine Hermathene daraus, im ältesten Rom der doppelbärtige Janus. Einzelne gute Winke gibt schon Eckhel, Doctr. Num. T. V. p. 216. 217. Nur dafs er das Ganze noch nicht übersieht.

Werth achtete, nach und nach in goldene Geschenke, und unter den römischen Kaisern wurde ein äufserst drückendes Don Gratuit daraus, welches einst Caligula, den ganzen Tag über an der Vorhalle seines Palastes stehend, von Vornehmen und Geringeren sich selbst in die Hand zahlen liefs. Indefs blieb doch auch damals, als Ovid in der Erklärung dieser Sitte in seinem Festkalender (I, 219.) schon mit einem frommen Seufzer bemerkte:

Kupfer gab man vordem. Jetzt bringt nur das goldene Schaustück
Segen in's Haus, ihm weicht schnell der verrostete Tand *),

wenigstens das Zeichen des alten Januskopfes dem ersten Januar heilig, und um die alte und neue Zeit auf eine kostbare Weise zu vermählen, schickte man sich an diesem Tage alte seltene Schaumünzen, wie ungefähr unsere guten Grofsmütter bei dieser Gelegenheit einen ehrwürdigen Henkelthaler aus ihrer Sparbüchse hervorziehen, um bei den glückwünschenden Kleinen das Studium der Numismatik und — des Zuckerbäckers zu befördern. Eine dritte Münze gerade unter dem kleinen Siegspfennige hat die Zeichen der Eintracht, zwei in einander geschlungene Hände mit den aus ihnen hervorgehenden Schlangen, dem Symbole des Mercuriusstabes**). Der Sinn dieser Allegorie ist leicht zu fassen: mögen durch Treue und Eintracht auch in diesem Jahre alle Geschäfte gedeihen!

Aber das neue Jahr soll nicht blos gedeihlich und fruchtbar, es soll auch vergnüglich und süfs sein. Darauf deuten die Früchte, die über dem Votivschilde ausgebreitet liegen. Das Untere ist eine Dattel mit der Schote, woran sie hängt, das Obere eine wohlzusammengeprefste, mit einer Binde in der Mitte zusammengefafste Feigenmasse; denn so wie unsere Weihnachtsgeschenke, die christlichen Stellvertreter der durch Concilienschlüsse und eifernde Bischöfe verfluchten und als satanischer Unfug geächteten Strenen oder Neujahrsgeschenke ***), den Kindern durch Pfefferkuchen und

---

*) Auf einer schönen Neujahrslampe liegen 29 Münzen theils Asse, theils Denaren auf einem Haufen. Passeri T. I. tab. 5.

**) Man findet oft auf Münzen diese Zeichen der Eintracht. S. Beger, Thes. Brandenburg. T. II. p. 722. 734. Ueberhaupt war das Zeichen der in einander geschlungenen Hände eins der sprechendsten im Alterthum. S. Vasenerklärungen P. II. p. 118. Man trug es am liebsten auf Unionsringen in Cameen. Noch jetzt werden in Neapel viel dergleichen Cameen nachgemacht und den Fremden für Alterthümer verkauft.

***) Man vergleiche nur die vierte Epoche der Neujahrsgeschenke bei Lipen, die er betitelt quarta aetas strenarum diabolicarum sub ecclesiae episcopis p. 459. T. XII. Thesaur. Graev. Wirklich erlaubte man sich bei dieser Gelegenheit die sittenlosesten Mum-

anderes Zuckerwerk einen lieblichen Vorschmack des Himmelreichs geben, so wanderten schon vor Alters am 1. Januar mit Allem, was die Erde und das Meer Wohlschmeckendes darbietet*), besonders süfse Datteln und Feigen von Freunden zu Freunden. Man vergoldete die Datteln, wie bei uns Nüsse und Aepfel vergoldet werden, und liefs sie an ihre Zweige nebst der Schote hängen, die hier die Gestalt eines Blattes hat **). Die Feigen verkauft man noch in Italien und Spanien in Massen zusammengedrückt, und in dieser Form erblicken wir sie hier über der Dattel ***). Denn dafs zwei ausgelernte Alterthumsforscher, Bellori und Beger, in diesen Süfsigkeiten nichts Geringeres als den Donnerkeil des allmächtigen Jupiters selbst entdeckt haben, gehört unter die antiquarischen Fehlgriffe und in ein Kapitel mit Jacob Gronov's scharfsinniger Hypothese, wo er in dem Bildchen eines teutschen Bergmanns mit dem Rutschleder um die Hüfte eine wohlerhaltene Darstellung eines ägyptischen Isispriesters witterte. Uns hat schon Ovid in seinem Festkalender, wo sich der

mereien. Männer, als Weiber verkleidet, liefen auf der Strafse herum, und Andere verkleideten sich als wilde Thiere, um Andere zu erschrecken; daher der vordem wohlbekannte Knecht Ruprecht. S. die Predigt Faustin's in den actis Sanctorum T. I. p. 3, eine merkwürdige Stelle, die Lipenius nicht kannte.

*) Worte Herodian's in einer Hauptstelle über diese Janusfeier I. 16. p. 689. ed. Irmisch.

**) Spathalion caryotae. S. Martial XIII, 27., der in einer anderen Stelle VIII, 33. diese Vergoldung sputum nennt. N. Heinse zu Ovid III. A. A. 232. Beckmann's Gesch. der Erf. III, 62. Die Dattel ist in eine Art von Schote eingeschlossen, die man hier wie ein Blatt erblickt. S. Prosper Alpin, de plant. Aegypt. p. 14. tab. 6.

***) Passeri hat schon T. I. p. 10. die richtige Erklärung gegeben. Nur darin irrt er, dafs er glaubt, eine solche Masse habe orca geheifsen. So hiefs nur der Krug, worin sie verschickt wurde. Die Feigen selbst wurden entweder, nachdem sie getrocknet und geprefst worden (caricae), in viereckige Massen geformt, (s. Schneider zu Columella XII. 15. p. 621.) oder sie erhielten eine konische Gestalt, wie unsere Zuckerhüte. Diefs ist die meta torta des Martial XIII, 28., welche, wie diese Abbildung auf unserer Lampe zeigt, fälschlich von Bentley zu Horaz, Satiren I, 3. 91. von einem konisch zulaufenden Gefäfs erklärt wird. Diese zugespitzte Masse ist hier doppelt, und eben darum durch ein Band in der Mitte zusammengeschnürt. Uebrigens war die Feige gleichsam allgemeines Symbol der Honigmonate in und aufser der Ehe. Daher sagt Jemand bei'm Petron c. 64.: abistis dulces caricae!

gute alte Janus sehr geduldig vom Dichter katechisiren läfst (I, 158.), die wahre Deutung geoffenbart:

Doch was will, so fragt' ich, die Dattel, die runz'lige Feige
Und des Honigseims Süfs, wohl in den Waben verwahrt?
Gute Bedeutungen sind's, weil süfs der Geschenke Geschmack ist,
Dafs die begonnene Bahn ende das süfseste Jahr.

Eben dahin gehört nun auch die süfse Eichel auf der anderen Seite, die, einst der Artocarpus oder die Brodfrucht der Menschheit, auch später noch immer für alle übrigen Schalenfrüchte, Kastanien und Nüsse gesetzt wurde *). Denken wir in das daneben stehende Gefäfs Honig oder Wein, so bleibt es doch immer das Zeichen des frohen Lebensgenusses, wenn es auch nicht gewöhnlich gewesen wäre, selbst allerlei Gefäfse, Becher und Krüge zum Neujahrsgeschenke zu schicken.

Und so sei denn diese Lampe mit allen ihren frohen Andeutungen und Süfsigkeiten meinen Freunden auf diesen letzten Geburtstag des alten Jahrhunderts gewidmet! Süfsigkeit, heifst es in jenem alten Räthsel des Orients, kommt aus dem Starken! Sieg und Süfsigkeit, möcht' ich rufen, komme zu dem Starken, der seine Siege zum Frieden, seine Stärke zur Beruhigung und Beglückung des Menschengeschlechts braucht! Die Lampe selbst ist der Minerva heilig, der bethätigenden Göttin alles erfinderischen und verständigen Kunstfleifses. Sie sei uns ein schönes Zeichen der zu innerer und äufserer Verschönerung hinstrebenden Thätigkeit, die nie umsonst nach dem Füllhorn des Ueberflusses greift, und die bei den alten Römern in der ersten Nacht des neuen Jahres bei der Lampe der Weisheit ihre Morgenlucubrationen zu gutem Anzeichen für alle folgende Nächte begann **).

Man löschte nie im Alterthum das reine Flämmchen in der Lampe aus, aber man belebte es wohl wieder durch hinzugegossenen Wein ***), und dann nies'te das Flämmchen zu glücklichem Zeichen.

---

*) Vofs zu Virgil's Georgika p. 3.

**) Ovid's Festkalender I, 169. Vergl. Lipen, de strenis p. 432. Tom. XII. Th. Gr.

***) Plutarch, Quaest. Rom. 75. T. VIII. p. 354. Hutt., macht es zu einer eigenen Frage, warum man die Lampen nicht auslösche, erräth aber keinesweges die wahre Ursache, die sich aus den Zeiten des rohen Alterthums herschreibt, wo man das Feuer aufbewahrte, weil man es noch nicht nach Belieben anzuzünden verstand. Den Wein gofs man ohne Zweifel dann in die Lampe, wenn das Oel den Docht nicht mehr erreichen konnte. So ist die sonst unverständliche Sitte (solet infuso crescere flamma mero, sagt Ovid, ex

Träufelt des Bacchus Geschenk in die schläfrig nickende Flamme,
Dreimal niese des Dochts knisternde Flamme uns Heil!

Ponto I, 3. 10.) zu erklären. Oder brachte man blos, indem man einige Tropfen Wein auf's Flämmchen spritzte, ein augenblickliches Aufflackern und Knistern hervor, welches man das Niesen der Lampe nannte? Man sollte das letztere aus der bekannten Stelle in Ovid's Heroiden XIX, 151—154. schliefsen. Die hierher gehörigen Stellen haben zum Properz Passeratius S. 594. und der jüngere Burmann S. 762. am sorgfältigsten gesammelt.

XXIII.

Waffentänze der Griechen.

Allgemeine Ideen darüber.

Es klingt wunderbar und läfst sich doch durch eine fast unwidersprechliche Deduction beweisen, dafs die Wiege der frühesten griechischen Cultur ein ehernes Schild war, zu welchem man noch ein Schwert und eine Lanze legte. Von der metallreichen Insel Creta aus, wo die phönicischen Seefahrer zuerst Erzgruben bearbeiteten, überfielen Krieger mit metallenen Schutz- und Trutzwaffen die Bewohner der übrigen griechischen Küsten- und Inselländer. Die Ueberlegenheit, die das zu Waffen geschmiedete Erz den so gerüsteten Kriegern über die blos mit Pfeil und Bogen, Mordkeulen und Thierfellen versehenen Halbwilden gab, konnte kaum geringer sein als die, welche der Gebrauch des Feuergewehrs den Eroberern und Unterjochern der neuen Welt einst in die Hand spielte. Der Mexikaner hielt den spanischen Abenteurer für ein übermenschliches Wesen, das aus den Wolken Donner und Blitz mitgebracht hätte. Gerade so auch der asiatische und griechische Küstenbewohner, als er zuerst den cretensischen Waffenschmuck erblickte und fühlte. Er vergötterte den Anführer dieser Bande, Zan oder Zeus war sein Name; und so entstand die neue Mythologie, oder die Dynastie der Olympischen Götter aus Creta, welche ursprünglich auch alle in Erz gewaffnet erschienen und auf den ältesten Denkmälern noch jetzt in dieser Armatur vorkommen. Um den noch fremden Gebrauch eherner Waffen zu tactmäfsigen Evolutionen zu erheben, ging gleichfalls von Creta der älteste Waffentanz, die sogenannte Pyrrhiche, aus, auf welcher alle Fabeln von den Kureten und Korybanten beruhen. Ein tactmäfsiges Anschlagen des Schwertes an den ehernen Schild und ein nach diesem Rhythmus gehobener Tanzschritt *) war die erste

*) Die Sache ist uns in zwei köstlichen Denkmälern, Marmorreliefs aus dem Alterthume, aufbewahrt, S. Museum Capitolinum T. IV.

und ursprüngliche Bedingung, ohne welche kein Waffentanz stattfand. Als Jahrhunderte lang so getanzt und Alles durch Zusätze und Ausschmückungen in kunstreiche, mimische, nach den verschiedenen Stämmen mannichfaltig gemodelte *) Ballets verwandelt worden war, erhielt sich jene Pyrrhiche doch noch in ihrer ursprünglichen Reinheit in den Processionen der Cybele, welche, im rechten Lichte betrachtet, nichts Anderes waren als eine sinnbildliche Darstellung, wie Zeus durch die ehernen Waffen ein Eroberer und Entwilderer wurde **). Creta, das Wiegenland der griechischen Cultur, die vom Krieg ausgeht, lieferte auch später noch die fertigsten Kriegstänzer. Darum wird der Cretenser Meriones noch vom Aeneas, der ihm in der Feldschlacht gegenüber steht, ein leichtgewendeter Tänzer genannt ***). Tanz, Gesang und Musik schmolzen auch hier, wie überall, zusammen, und selbst die strenggeregelte Chorbewegung im Trauerspiel der Griechen streifte zuweilen, wenn wir der Muthmafsung eines neueren scharfsinnigen

---

t. 6. und Pio-Clementinum T. IV. t. 9. mit Visconti's Bemerkungen.

*) Man mufs vorzüglich zwei Abarten der ältesten cretensischen Pyrrhiche annehmen, die Spartanische und Tyrrhenische oder etrurische. Die erste nach der Flöte und nach uralten Kriegsliedern in Anapästen, wovon uns Lucian noch einige Commandoworte erhalten hat, de Saltat. c. 11. (die berühmten Embaterien, s. Manso's Creta II. 165 ff.), die zweite nach der hierzu erfundenen Tuba oder Drommete. Hierher gehören die Salier und die saltatio bellicrepa.

**) Die Kureten hinderten durch ihren Waffentanz, dafs Saturn den neugeborenen Jupiter verschlang, heifst nichts Anderes, als die Herrschaft des cretensischen Zeus wurde durch den Gebrauch der ehernen Waffen gegen die wilde Rohheit der Menschenfresser und Menschenopferer (Moloch, Saturn) erkämpft. Der Siegerzug des Cretensers ging von Creta zuerst nach Kleinasien und knüpfte sich dort an die Verehrung der uralten Naturgöttin Cybele. Ueberall blieb der cretensische Waffentanz als ältestes Symbol, und die fabelnde Nachwelt verstand buchstäblich (s. Lucrez II, 629 ff.), was den Verständigen nur Sinnbild sein sollte. Ganz so ging es auch mit dem symbolischen Triumphzuge des indischen Bacchus, von welchem dann später alle Tempel- und Friedenstänze ausgingen. Denn man kann ohne alle Uebertreibung sagen: der Grieche hat sich alle seine Cultur ertanzt.

***) Ilias XVI, 615. Köppen dachte nicht an den Cretenser. Die Venediger Scholien S. 362. zeigen beide auf die Cretenser, die seit den Kureten Waffentänzer gewesen wären.

Schriftstellers folgen dürften *), an diesen waffenerklingenden Kriegstanz an. Jeder einzelne Volksstamm griechischer Abkunft hatte nun seinen eigenen nationellen Waffentanz, seine mimischen Ballette mit kriegerischer Bedeutung und Evolution **), wobei aber immer die ursprüngliche Hauptbewegung, die Seele des Ganzen, das Schwenken des Schildes und Schwertes (der Xiphismus, wie es der Grieche nannte) unverkennbar hervorleuchtete. Den Beweis dazu wird uns Xenophon in einem der nächsten Stücke liefern. So war selbst das Morden im frühesten Griechenland ein fröhlich gehobener Tanz, und die tapfersten Krieger, die Spartaner, waren zugleich die fertigsten Tänzer. Ob unsere Wachparaden mit dem gezählten Angstschritt auch noch einem Tanzboden gleichen, mögen Kenner entscheiden. An Tactschlagen mancherlei Art fehlt es dabei gewifs nicht, wie schon jede grofse Wachparade in ** hinlänglich beweis't. Aber merkwürdig ist es, dafs die leichtfüfsigsten Tänzer in allen jetzigen europäischen Heeren, die Franzosen, seit dem Treffen bei Jemappe bis zu dem bei Marengo und Hohenlinden unter wahrem Tanz und Gesang (man weifs, wie vielen Batterieen Mercier die Marseiller Hymne gleich achtet) die geübtesten Marschirmaschinen ***) angegriffen und — besiegt haben.

*) Der Abbate Vincenzo Requenno in seiner Scoperta della Chironomia (Parma 1797.) II, 3. p. 79.

**) Die Hauptstellen des Pollux, Lucian und Athenäus, so wie Meursii Collectaneen in seiner Orchestra hat schon Rambach in Potter's Archäologie III, 638 ff. zu verarbeiten gesucht. Aber der einzige Faden der Ariadne ist auch hier nur im Lande des Labyrinths anzuknüpfen.

***) Den Commentar gibt auch hier der treffliche Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst, auch für Laien verständlich" (Leipzig 1798.) Th. II, S. 425 f.

XXIV.

Stierkämpfe.

Ein Sieg des Alterthums über die Modernen.

Als vor einigen Jahren im britischen Unterhause das Stierhetzen, woran sich der englische Pöbel in mehreren Provinzialstädten noch immer zu ergötzen pflegt, als eine brutale Unsitte laut gescholten und eine Bill dagegen in Anregung gebracht wurde, nahm sich der damalige Kriegsminister Wyndham dieses bluttriefenden Scherzes mit grofser Beredsamkeit an und zeigte, dafs nur durch solche Kraftäufserungen und Reizungen das Volk vor völliger Erschlaffung und französischer Verweichlichung gesichert werden könne. Man fand diefs für einen Kriegsminister sehr consequent. Aber die Menschheit trauerte.

Der stärkste Einwurf dagegen wurde stets aus der feigen Grausamkeit abgeleitet, womit bei solcher Gelegenheit ein schuldloses Thier gequält und der Zuschauer durch den Anblick dieser Martern selbst zur wildesten Gefühllosigkeit verhärtet wird. Dieser gegründete Tadel würde gröfstentheils wegfallen, wenn die Gegner und Bekämpfer des edlen Thieres blos durch Gewandtheit und aufserordentliche Muskelkraft ihre Ueberlegenheit bewiesen. Dergleichen Kraftanstrengungen und Force haben in älteren und neueren Zeiten das Ihrige selbst bei verständigen Menschen darum gegolten, weil sie als gymnastische Probestücke die höchste Ausbildung gewisser Kräfte voraussetzen, durch welche der Mensch von jeher sein Anrecht auf die Herrschaft über die thierische Schöpfung geltend zu machen wufste. Aber selbst da, wo der Stierkampf noch allein als öffentliche, vom königlichen Statthalter selbst autorisirte Volksbelustigung gilt, in Portugal und Spanien, ist die hochgepriesene Corrida oder fiesta de toros nichts als eine aus drei Auftritten zusammengesetzte Ochsenhetze, wo an dem einen hundertfach geprickelten und gestachelten Thiere oft zwanzig und mehrere Toreadoren nach ihren verschiedenen Rangordnungen zum Ritter werden. Ihr gröfstes Verdienst beruht in der Schnelligkeit des Ausreifsens und, wenn es bei den sogenannten Picadoren

und Matadoren recht hoch kommt, in einigen Kraftstöfsen mit grofsen Lanzen und breiten Schwertern (golpos excellentes). Nichts ist nach der einstimmigen Aussage unbefangener Augenzeugen *) ekelhafter und empörender, als den mit bunten Papierschnitzeln, womit die Wurfspiefse behangen sind, (banderillas) am ganzen Körper besäeten, mit Stichen durchbohrten, oft auch gar mit gierigen Bullhunden gehetzten und von Dilettanten aller Art abgequälten Stier, nachdem er nun den letzten Gnadenstofs empfangen hat, mit Pferden aus dem Schlächterplatze wegschleifen zu sehen. Die Stiere selbst sind meist von einer kleinen und unansehnlichen Race. Mit einem unrühmlichen Blutgeld gedungen sind die Kämpfer und Schlächter, kraft- und muthlos die von den Reitern bestiegenen Rosse, damit ihr Verlust, wenn ihnen vom wüthenden Stier der Bauch aufgeschlitzt wird, der Casse nicht zu schwer falle.

Nur zuweilen tritt, unter andern Klimaten gereift, ein Mohr auf den Kampfplatz, der blos durch Vereinigung an Kraft und Gewandtheit es allein mit einem Stier aufnimmt und die feigen Zuschauer durch Ungewohntheit des Wagestückes mit Erstaunen und Schrecken erfüllt. Von einem solchen erzählt Swinburne in seinen Reisen**): „Ein Neger von Buonos Ayres im südlichen Amerika hatte sich dort in der Bezwingung wilder Ochsen von Jugend auf sehr geübt und zeigte nun in den spanischen Stierhetzen die auffallendsten Beweise von Stärke und Gelenksamkeit. Er warf dem Ochsen einen Strick mit einer eingeknüpften Schleife über die Hörner und zerrte ihn so bis an einen Pfahl, der mitten im Kampfplatze eingerammt stand. Hier band er den Ochsen an und legte ihm einen Sattel auf. Diesen bestieg er dann, schnitt den Strick ab und liefs nun das Thier mit verdoppelter Wuth über die ungewohnte Bürde herumrennen. War es durch Ermüdung hinlänglich gezähmt, so trieb der Reiter es gegen einen anderen Ochsen, dem er gleich den Gnadenstofs gab, und dann streckte er mit einem einzigen Faustschlag das Thier, worauf er ritt, selbst zu Boden. Seine Anstrengung war dabei so heftig, dafs er gewöhnlich nach einem solchen Kampf Blutspeien bekam".

Ganz Spanien bewunderte diesen Neger als ein halbes Mirakel. Und doch verschwindet selbst dieses Aufgebot von seltenen Kräften gänzlich gegen die Stärke und Fertigkeit der Toreadoren im alten Thessalien, die wir aus unverwerflichen Zeugnissen des Alterthums kennen lernen. Da diese Stierkämpfe, wie sie das Alterthum kannte, fast gar nicht unter uns bekannt sind und doch unstreitig zu den merkwürdigsten Bravourstücken der alten Gymnastik und Wettkämpfergeschicklichkeit gehörten, die den Satz

*) Fischer's Reise durch Spanien S. 95.

**) Travels through Spain in the year 1775. 1776. Letter XL. p. 348.

lauter als irgend etwas aussprechen, dafs durch die Erfindung des Pulvers und anderer mechanischer Hilfsmittel die Menschen neuer Zeit zu Kindern und Schwächlingen herabgesunken sind, so ist vielleicht diese kleine antiquarische Untersuchung auch solchen Lesern nicht unangenehm, die das ganze Alterthum nur als eine Rumpelkammer voll bestaubten Trödels ansehen und es ungefähr mit denselben Augen messen, womit der speculirende Ebräer einen Reliquienschrank aus einem säcularisirten Kloster in Schwaben und Franken taxirt.

Man mufs sich das uralte Thessalien in Griechenland nach einem freilich sehr verkleinerten Mafsstab ungefähr so denken, wie die unermefslichen Wald- und Sumpfflächen am Oronoko oder della Platafluſs in Südamerika. Wie dort zahllose wilde Büffel- und Ochsenheerden die Wälder und Moräste erfüllen, deren Häute von Buenos Ayres aus noch bis heute einen Stapelartikel des spanischen und portugiesischen Handels ausmachen, so gab es in den Niederungen und Thälern, die der breit überströmende Peneus durchflofs, als aus seinen Sumpfflächen noch kein reizendes Tempe erstanden war, grofse Heerden wilder und ungebändigter Ochsen, deren Einfangung und Bezähmung bald ein Lieblingsgeschäft der rohen Bewohner jener Gegenden wurde. Das südliche Amerika hatte eine kriegerische Reiternation, die Abiponen. Thessalien hatte seine Centauren. Dort hatten Spanier das in die Wildnifs entlaufene Rofs angesiedelt, hier hinterliefsen Phönicier das aus Nordafrika entführte Pferd. Mit Hilfe des zum Reiten gebändigten und abgerichteten Pferdes lernte man bald die wildesten Ochsen im Lauf erreichen und einfangen und bedurfte so keineswegs der in Amerika gewöhnlichen Bull-traps oder Gruben und Fallen, um das unbändige Geschlecht in seine Gewalt zu bekommen *). Nach und nach bildete sich eine eigene Bereiter- und Ochsenbändigerkunst in Thessalien, die sich in jährlich wiederkehrenden Festen Angesichts des ganzen Volks verherrlichte und den Thessaliern neben dem Ruhm, die kunstfertigsten und geübtesten Reiter zu sein, auch die Ehre erwarb, dafs sie in wüthigen Stierkämpfen von keinem Volke des Alterthums übertroffen wurden. Als daher die ersten römischen Imperatoren dem nun selbst unterjochten Herrschervolke an der Tiber durch Alles, was die überwundene Welt Merkwürdiges in sich fafste, ein kurzweilendes oder betäubendes Schaugepränge zu verschaffen suchten, entboten sie auch thessalische Stierkämpfer nach Rom. „Des thessalischen Volkes Erfindung ist es", so erzählt Plinius **), „auf nebenher ga-

*) Man findet sie oft in Reisebeschreibungen abgebildet und daraus auch in Winterbotham's America, T. IV. pag. 335.

**) H. N. VIII, 45. S. 70. Vergl. Reimarus zu Dio p. 988, 69

loppirendem Pferde den Stier an den Hörnern zu fassen, ihm den Nacken umzudrehen und ihn zu tödten. Der Dictator Cäsar zeigte den Römern zuerst diesen Stierkampf". Nicht selten geschieht bei den Geschichtschreibern der Kaiserperiode dieser thessalischen Stierhetzen, als eines aufserordentlichen Schauspiels für die Römer, Erwähnung, und die alte Münzkunde ermangelt nicht, uns hierzu in ihren noch erhaltenen Schätzen die augenscheinlichsten Beweise zu liefern *).

Je genauer wir erwägen, was uns alte Schriften und Denkmäler über die Hauptmomente dieses thessalischen Stierkampfes lehren, desto höher steigt unsere Bewunderung und desto lebendiger wird in uns die Ueberzeugung, dafs nur jene Alten durch solch einen Kampf die Kraft und Ueberlegenheit der menschlichen Natur über die thierische glorreich darzustellen wufsten. Dort in Thessalien hatte es ein einzelner Toreador, Stierkämpfer, wie wir ihn nennen würden, [das Alterthum nannte ihn Taurocenta **)], mit dem unbändigsten Stier vom Anfang bis zu Ende zu thun, und der Sieg über die Bestie war erst dann entschieden, wenn er sie so auf den Boden gestreckt hatte, dafs sie, auf dem Rücken liegend, mit allen Vieren zappelnd, mit den Hörnern gleichsam in die Erde eingenagelt wurde. Natürlich mufsten, um zu diesem Finale zu kommen, ungeheuere Anstrengungen und die studirteste Kraftvertheilung vorausgehen, wobei Alles auf den Punkt gestellt war, dafs der Kämpfer den schon ermattenden Stier so umhalsete, um den Nacken und an den Hörnern so eng umklammert hielt, dafs er ihm dadurch den Kopf zur Erde herabzog und auch den übrigen Körper niederstreckte. Dieses Herabziehen bei den Hörnern war also der entscheidende, wenn auch nicht der letzte Moment des Kampfes, und davon hiefsen diese Ochsenbändiger in der thessalischen Mundart selbst Hornzieher ***). Wie ungleich verständiger und klüger zeigten sich auch in dieser Stiergymnastik die Alten als die Modernen! Man nehme dem Stier seine Hörner und man hat mit der Stofskraft seine ganze Gewalt gelähmt. Dazu bedarf es nun weder Säbel noch Lanzen. Mit der blosen Hand, diesem menschlichsten aller Werkzeuge unsers Körpers, läfst sich dieses Wunder bewirken. Was für ein elendes Schauspiel ist dagegen in den spanischen Stierhetzen der toro embobado oder der Stier, dessen Hörnerspitzen mit Kugeln und andern Aufsätzen gestümpft und gehemmt sind!

Wir würden indefs doch über die sämmtlichen Manoeuvres, womit der thessalische Toreador die Stiere bis zur Vernichtung über-

---

*) S. Liebe, Gotha Numaria p. 27.

**) Inscript. Gudianae 1. CVI, 1.

***) Keratesseis, s. Hesychius T. II. c. 232. Ad terram cornibus detrahunt, sagt Sueton, Claud. c. 21.

wältigte, sehr im Dunkeln sein und die Sache noch immer unglaublich finden, wenn nicht ein griechischer Romandichter, den wir unter dem Namen Heliodor kennen, in seinem noch vorhandenen Wundermährchen: äthiopische Abenteuer betitelt, uns die ganze Kampfart so deutlich geschildert hätte, dafs sich nun die einzelnen Acte desselben eben so gut in Kupfer stechen liefsen, als wir die neueren Stiergefechte in Bourgoing's Reisen auf 12 Täfelchen abgebildet finden. Der Held des Romans, Theagenes hat als ein geborener Thessalier diesen Kampf früh gelernt und bedient sich nun, eben wie er geopfert werden soll, dieser Jugendkünste zu seiner Rettung und zur Entwickelung des ganzen Romans. Ein Opferstier hat sich losgerissen. Theagenes, der schon am Altar knieend den Todesstreich erwartet, springt auf einmal auf ein weifses Rofs, das gleichfalls zum Opfer bestimmt war, und galoppirt dem Stier im weiten Umkreise des ringsumschliefsenden Heeres nach. Die Linke in die Mähne des Rosses, die ihm zum Zügel dient, geschlungen, stachelt er mit der Rechten den vor ihm rennenden Stier und bedient sich dazu eines langen, für die Opferflamme gespaltenen Holzes, jeder Umbiegung und jedem Rücksprung des grimmigen Thieres sorgfältig ausweichend. Jetzt folgt der zweite Act. Theagenes reitet nicht mehr hinter, sondern neben dem Stier und drängt sein Rofs so eng an die Seite desselben, dafs, von vorn angeschaut, beide Köpfe gleichsam an einander geheftet und Pferd und Stier in ein Joch zusammengewachsen zu sein schienen. — Dritter Act. Theagenes ersieht sich den günstigen Zeitpunkt, fafst den Stier bei den Hörnern und springt vom Pferde, das er nun fortlaufen läfst, dem Stier um den Hals. Den Kopf zwischen die Hörner gelegt, umschlingt er die Wurzeln derselben und schliefst vorn über der Stirn des Thieres die Finger der sich begegnenden Hände fest in einander. So angekettet, läfst er sich nun von dem Stiere im Kreis herumschleppen, nicht reitend, sondern indem er das ganze Gewicht seines Körpers von der rechten Seite herabhängen läfst. Welche Kraft, welche Kühnheit gehört zu dieser Umklammerung, zu diesem Herabhängen! Aber auch nur auf diese Weise kann der Nacken des Thiers ermüdet und endlich gebogen werden! — Vierter Act. Theagenes bemerkt die allmählige Entkräftung des Thieres und sucht nun mit seinen Füfsen die Vorderschenkel desselben so viel als möglich zu umwickeln und ihm in's Gelenk zu schlagen. Plötzlich erfolgt der längst berechnete Sturz. Das Thier stürzt knieend auf die Vorderfüfse, aber in demselben Moment auch mit dem Kopfe auf die Erde, und durch die kraftvolle Wendung, die ihm zugleich der siegreiche Kämpfer giebt, kommt es nun rücklings in die unbeholfenste und kraftloseste Lage. — Fünfter und letzter Act. Die Hörner des Stiers, deren Spitzen sich in die Erde fest gerammt haben, heften das Thier wie an-

genagelt an den Boden, während es mit allen vier Füfsen zappelt und in die Luft ausschlägt. Der daneben liegende Sieger drückt ihn mit der einen Hand nieder, indem er die andere zum Siegesjubel hoch in die Luft emporhält *).

Man könnte nun zwar den Einwurf machen, dafs diese ganze Schilderung, die aus dem Farbenkasten eines Romandichters gemalt sei, schon darum das Zeichen des Mährchens an der Stirn trüge. Allein die auch sonst erprobte Glaubwürdigkeit Heliodor's in allen Details, die er von Sitten und Gebräuchen zur Verschönerung seiner Liebesgeschichten einwebt, wird gerade hier durch mehrere noch vorhandene Kunstdenkmäler völlig aufser Zweifel gesetzt. Der echt thessalische Stierkampf ist gerade so auch auf erhabenen Arbeiten in Marmor und alten Münzen abgebildet, die durch Heliodor's lebendige Darstellung erst ihre ganze Aufklärung erhalten. Man fand im 17ten Jahrhundert in Smyrna eine marmorne Inschrift mit Figuren in erhabener Arbeit, die dann nach England gebracht und von dem grofsen John Selden dem Arundelischen Vermächtnisse einverleibt wurde. Dieses Marmor-Relief sagt uns nun in seiner Aufschrift, dafs auch in Smyrna thessalische Stierkämpfe gehalten worden, und was dabei geschah, stellt uns der Marmor selbst in mehrern Figuren vor Augen **). Die zwei Hauptgruppen zeigen uns gerade zwei Acte des Kampfes, wie wir sie vorher aus Heliodor's Schilderung kennen lernten. Sie sind auf der Kupfertafel (Taf. I.), die zu diesem Aufsatze gehört, verkleinert nachgestochen worden. Zuerst sehen wir (No. 2.) den Stierkämpfer oder Hippocentauren (denn auch so wurden diese berittenen Ochsenbändiger genannt) eben in dem gefährlichsten Wagestück begriffen, wo er vom nebenher rennenden Pferde herunterspringen und sich an die Hörner hängen will. Dann (No. 3.) zeigt sich uns der Sieger mit dem rücklings niedergeworfenen und durch die Hörner auf den Boden gleichsam angenagelten Thier. Was aber auf diesem Marmor nicht abgebildet oder vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach davon weggebrochen worden ist, der Hauptmoment des dritten Acts, wo sich der Kämpfer auf der einen Seite des Stiers hängend und seine Hörner umklammernd fortschleppen läfst, finden wir auf einer andern Art von Denkmälern des Alterthums ungemein häufig vorgestellt. Diefs sind die zahlreichen Silbermünzen von den thessalischen Städten Larissa, Perinna, Perrhäbia, Pharcadon, Pherä, Tricca, wo ein (zuweilen auch noch besonders mit dem thessalischen Sonnenhut geschirmter) Jüngling einen Stier bei den Hörnern herabzieht ***). Da viele dieser Münzen oft eben nicht das deutlichste Gepräge ha-

---

*) Heliodor's Aethiopica X, 28—30. p. 506—511. ed. Lips.

**) S. Marmora Oxoniensia n. CXXX. p. 266 edit. prim.

***) Eckhel, Doctrin. Num. Vet. T. II. p. 133.

ben *), so war der Irrthum leicht, dafs dieses Münzbild blos den Versuch vorstelle, einen Stier bei den Hörnern zu erfassen und so zur Erde zu ziehen. Allein es ist keinem Zweifel unterworfen, dafs nicht auch auf diesen Münzen gerade der entscheidende Augenblick gewählt sein sollte, wo der schon lange mit dem Stier herumgeschleppte Kämpfer ihm unablässlich an den Hörnern hängt, bis ihm endlich die Vorderschenkel brechen und er zusammenstürzt. Dieser Moment ist auf der Münze von Pherä gewählt **), die unter No. 4. nachgebildet ist.

Man kann es bei allen gymnastischen Kampfübungen der Griechen als einen ausgemachten Satz annehmen, dafs bei dem regen Streben, dem Alten immer noch etwas Ueberraschendes und Vollendeteres hinzuzufügen und dadurch das versammelte Volk in neues Erstaunen zu versetzen, in jeder Gattung nach und nach Alles erschöpft wurde, was Scharfsinn auszudenken, Kraft und Geschicklichkeit auszuführen vermochte. Diefs sind eben die Blüthen der Kämpfe, die der hochtönende Pindar so oft in seinen Siegeshymnen verherrlicht. Nicht selten geräth man bei ihrer Betrachtung in Erstaunen, wie eine einzelne Menschenkraft diefs zu erschwingen wagen durfte. Selbst unser thessalischer Stierkampf ist ein lautsprechender Beweis hiervon. Denn wir haben unleugbare Spuren, dafs mit dem, was über diese Stierbezwingung bis jetzt angeführt wurde, die Sache doch bei Weitem noch nicht abgethan war. Reiten, Rosse bändigen und zäumen war der erste Ruhm des Thessaliers. Darum mufste auch bei diesen feierlichen Taurokathapsien [so hiefsen eigentlich diese fiestas de toros in Thessalien und andern Gegenden, wohin sie von da verpflanzt wurden ***)], der Stierkämpfer allezeit zugleich einen Beweis seiner Fertigkeit im Rofsbezähmen ablegen. Das Pferd, worauf er zuerst hinter, dann neben dem Stiere her galoppirte, mufste ein erst aus der Weide ergriffenes, noch ungezäumtes Thier, mit einem Worte ein Wildfang, sein, auf welchem nun sogleich dieses halsbrechende Experiment vorgenommen wurde. Wie würde sich der neuere spanische Picador umsehen, wenn er statt seines schon lang gewöhnten Pferdes ein noch ungebrochenes Thier aus den andalusischen Ebenen besteigen sollte? Doch es geht noch weiter. Der siegreiche Kämpfer mufste nun den gefallenen Stier auch auf der Stelle vor allen Zuschauern mit der blosen Faust tödten, ihm die Haut abziehen, ihn kunstmäfsig braten und gröfstentheils verzehren. Das letztere ist mir wenigstens sehr wahrscheinlich. Alles Vorhergehende aber ist durch das ausdrückliche Zeugnifs eines

*) Vergl. die Münzpasten von Mionet. Erste Sammlung 507. 511. 513. 520.

**) Nach Liebe, Gotha numaria. p. 206.

***) S. Gräv zu Sueton, p. 55. ed. Burm.

griechischen Schriftstellers bewiesen, der in einer Abhandlung über die verschiedenen Vorstellungsarten von Tugend und Anstand auch das anführt, was die Meinung bei den Thessaliern adle. „Bei den Thessaliern", sagt er *), „ist es Ruhm und Ehre, unberittene Pferde aus der Heerde zu nehmen und sie zu bändigen, dann aber die gebändigten Stiere selbst zu tödten, abzuziehen und in Bratstücke zu zerlegen". Darum verlangt auch dort Aegisth in der Electra des Euripides, dafs der aus den Gränzgegenden Thessaliens kommende Fremdling nach thessalischer Sitte den Opferschlächter mache,

Ruhmvoll ist diefs ja auch bei den Thessaliern,
Hört ich, wenn Jemand klüglich einen Stier zerlegt,
Und Rosse zügelt **). —

Aus gutem Grund stellt hier der tragische Dichter das Rossezügeln neben die Zerlegung des Stiers. Beides hatte zugleich in den thessalischen Stierkämpfen statt. Uebrigens wird durch alles Obige auch ein zierliches Sinngedicht des Philippus in der griechischen Blumenlese ***) deutlich, und wenn dort der Epigrammendichter unter Anderm von einer Flechte über der Stirn des Stieres spricht, so wird nun Niemand mehr zweifeln, dafs diefs blos von den über einander geflochtenen Händen des Stierkämpfers zu verstehen sei.

Wem das bisher Gesagte Zeitvertreib und Unterhaltung gewährte, dem dient zur Nachricht, dafs der Stierkampf im Alterthume noch zu manchem andern Bravourstück ungewöhnlicher Muskel- und Sehnenkraft Veranlassung gab. Wer erinnert sich nicht aus seinem ersten Unterricht in der Mythologie an eine von den zwölf Arbeiten des Hercules, nach welcher er den verderblichen cretensischen Stier bändigte und ihn lebend zum Eurystheus trug? Es unterliegt unter Kennern jener uralten Fabelgewebe wohl keinem Zweifel mehr, dafs jene ganze cretensische Stierfabel von dem verliebten Stier an, der die schöne Europa auf seinem Rücken entführt, bis auf den menschenfressenden Minotaur herab auf nichts Anderem als einem fabelnden Mifsverstand beruhte, wodurch sich der griechische Gernwitz aus der Verlegenheit rettete, orientalische Hieroglyphen, von phönicischen Seefahrern in cretensische Pagoden (Labyrinthe) gehauen, nicht auslegen zu können. Allein diefs hindert nicht, anzunehmen, dafs es in der wilden Heroenwelt mehrere Menschen von aufserordentlicher Körperstärke gab, die einen jungen Stier, trotz aller seiner Ungebärdigkeit, geradeswegs auf die Schulter nahmen und eine ziemliche Strecke forttrugen. Diefs

*) Fragm. de turpi et honesto in Gale's Script. Philosoph. p. 58.
**) Bothe's Uebersetzung, Th. IV. S. 145.
***) Analect. T. II. p. 229.

wurde nun zu einer forza d'Ercole gestempelt. Wir finden sie auf mehreren geschnittenen Steinen *) und Reliefs so abgebildet, wie es nach einem bekannten Intaglio in der Berliner Sammlung auf dem Täfelchen (No. 5.) zu diesem Aufsatze nachgestochen worden ist. Den Zweiflern an dieser Wunderstärke brachte in weit späteren und prosaischeren Zeiten jener Athleten-Hercules, Milon aus Crotona, die ganze Sache zur augenscheinlichen Evidenz. Vor den Panhellenen in den Olympischen Spielen nahm er einen vierjährigen Ochsen, trug ihn, wie der Hirtenknabe ein Lämmchen trägt, auf den Schultern durch den erstaunten Kreis der Versammlung, tödtete ihn mit einem einzigen Schlag der unbewehrten Faust, zerschnitt ihn in Kochstücke und afs ihn unbeschwert an einem Tage auf. Die Zeugnisse bei'm Athenäus **) lassen selbst dem entschiedensten Zweifler kaum einigen Spielraum übrig; und wenn wir in den Nachrichten des curiosen griechischen Antiquarius Pausanias ***) lesen, dafs mitten in Arcadien, wo von jeher ein sehr nerviges Hirtenvolk sein Wesen trieb, jährlich bei den Cynäthensern ein Fest gefeiert wurde, an welchem junge Männer, nachdem sie sich den Körper mit Oel bestrichen und schlüpfrig gemacht hatten, den Stier aus der Heerde, so wie ihnen ihr Gott diefs eingab, bis zum Opferaltar auf dem Rücken forttrugen, so verschwindet zwar nach und nach unser Erstaunen, aber wir fühlen uns auch wirklich geneigt, der alten Sage von der Ausartung eines zu Schwächlingen zusammengeschwundenen Menschengeschlechts wenigstens auf einige Augenblicke Glauben beizumessen.

Die griechischen Athleten und das ganze aus handfesten Ringern und Faustschlägern zusammengesetzte Pancratiastengeschlecht hatten, diefs lassen uns mehrere Nachrichten und Denkmäler des Alterthums mit Zuverlässigkeit annehmen, mehrere Kampfübungen und Griffe, wodurch sie bis zu dem Grade erstarkten, um ihrem grofsen Ahnherrn und Schutzpatron, dem Hercules, zu Ehren, mit den gewaltigsten Stieren einen Gang zu wagen und sie durch blose Faustgewalt mit den Hörnern zu Boden zu ziehen. Die Leser finden einen Versuch dieser Art nach einem Vasengemälde in der Tischbein'schen Sammlung †) unter No. 6. abgebildet und werden wohl thun, damit die Abbildung einer zu Aix in der Provence ausgegrabenen, aber durch die Vandalismen der Revolution zerstörten Mosaik zu vergleichen ††), worüber sich neuerlich zwi-

*) S. Tassie's Catalogue n. 5754—5769. Beger's Thes. Brand. T. I. p. 97.

**) X. p. 412. Vergl. Jacobs, Animadv. ad Analect. Vol. II. P. I. p. 190.

***) VIII, 19. p. 406.

†) Engravings T. II. tav. 3.

††) Abgebildet in der Décade philosophique l'an XI. n. 12.

schen zwei französischen Alterthumsforschern Gibelin und Muroin ein kleiner Federkrieg entsponnen hat. Die Sache konnte zum Theil auch schon durch die Kraftäufserungen der Rinderhirten, unter welchen es bei den wettspiellustigen Griechen nie an Stoff zu Ausfoderungen und Kampfpreisen fehlte (die Wiege des bukolischen Gesanges), sehr cultivirt und bis zu gewissen Faust- und Kunstgriffen gar wohl mittheilbar sein. Wenigstens scheint der Dichter, dem wir unter den Idyllen Theokrit's noch einzelne Fragmente aus einem Heldengedicht auf den Hercules verdanken, offenbar auf solche bukolische Grofsthaten zu zielen, wenn er seinen Halbgott bei einem Besuch, den er dem König Augias zu Elis abstatten läfst, vom Phaethon, dem gewaltigsten und herrlichsten von den zwölf auserlesenen Sonnenstieren, einen Anfall aushalten und diesen auf folgende Weise dafür handhaben läfst *):

Doch den anstürmenden fafste der Held mit gewaltiger Rechte
Gleich bei'm linken Horn und bog ihm den Nacken zur Erde
Nieder, gesteift, wie er war. Dann drückt' er noch einmal ihn rückwärts,
Mit der Schulter sich stemmend, da wurden dem Stiere die Sehnen
Aller Muskeln gedehnt, und er richtet' empor sich am Arme.

Ja es gedieh die Sache, wie es scheint, sogar zu einer eigenen Galanterie unter den Hirten. Es war die zärtlichste Huldigung eines Rinderhirten, wenn er den stattlichsten Repräsentanten und Sultan seiner Heerde bei der Klaue des einen Hinterfufses ergriff und, ihn so den Berg herabzerrend, ihn der Königin seines Herzens präsentirte. So bringt Aegon bei'm Theokrit **) seiner Amaryllis den Zoll seiner Anbetung. Die Mädchen schreien laut auf; aber der Hirt läfst ein noch lauteres Gelächter erschallen. Unter den Liebesanträgen, die der unvergefsliche Chodowiecki einst zeichnete und Lichtenberg erklärte, hätte sich dieser dem schmachtenden Liebhaber gegenüber, der das ihm von seiner Schönen dargereichte Pfötchen des Schofshundes demüthig küfst, gewifs sehr erbaulich ausgenommen!

---

*) Theokrit XXV, 159.
**) Theokrit IV, 35.

XXV.

Forioso und die Seiltänzer zu Cyzicus.

Eine antiquarische Parallele, zur Erklärung der Münze auf Tafel I, 7.

(Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt.)

Sie forderten jüngst mein Urtheil über die gepriesene Virtuosität des Seiltänzers Forioso, der, von der gastfreundlichen Newa zu seiner Seine zurückkehrend, auch hier in Dresden uns einige Proben seiner Kunstfertigkeiten gab. Sein Triumph ist unstreitig die leichte Geschmeidigkeit, das Hinschweben und die reizende Grazie in allen Bewegungen, die er mit zwei ihm verwandten weiblichen Wesen auf jenem schmalen Pfade, schmäler, als das Fufsblatt selbst ist, um mit dem alten Räthsel zu sprechen*), in unerschöpflicher Abwechselung ausführt. Denn eben dadurch erhebt er die gemeine Seiltänzerei zu etwas weit Edlerem und versetzt sie wirklich, wenigstens auf Augenblicke, in's Gebiet der mimischen Orchestik und also in das Reich des Schönen, worüber die Geschmackslehre urtheilt **). Zephyretten und Amorinen umgaukeln mit muthwilligen Scherzen die luftige Tanzbahn, und das Vergnügen, welches der gemeine Zuschauer bei der gemeinen Luftspringerei nur dadurch empfindet, dafs ein Mensch, der jeden

---

*) Semita perbrevis est, pedibus nec sufficit ipsis, heifst es im 93sten Räthsel in Lactantii Symposium p. 140. edit. Heum. Saumaise zu den Script. H. Aug. T. II. p. 818. führt aus einer alten Handschrift das Räthsel so an: vidi hominem pendere cum via, cui latior erat planta, quam semita.

**) S. Krug's Geschmackslehre (Königsberg 1810.) S. 478 f. ein klassisches Werk, reich an scharfsinnigen Bemerkungen, das Aelteste, wie das Neueste, richtig würdigend und keinem Götzen des Tages huldigend.

Augenblick den Hals zu brechen in Gefahr ist, ihn doch nicht bricht, lös't sich in Wohlgefallen an wahre Eurythmie auf.

Doch diefs wissen auch Sie schon aus öffentlichen Berichten besser, als ich es Ihnen sagen kann. Sie haben aber von dem gehört, was er selbst auf seinem letzten Anschlagzettel la grande montée zu nennen beliebte, und darunter den halsbrecherischen Spaziergang auf einem Seil verstand, das vom hintersten Grund der Bühne bis zur mittelsten Loge des obersten Ranges über das ganze Orchester und Parterre weggespannt war. Dieser Aufstieg über den Köpfen von einigen hundert Zuschauern, welchen das Herz wahrscheinlich ängstlicher pochte als dem Virtuosen selbst, war in weniger als zwei Minuten mit einer Sicherheit und Gewandtheit vollendet, die nichts weiter zu wünschen übrig liefs, als dafs der Hinaufgestiegene nun auf demselben Wege auch wieder herabgestiegen sein möchte. Viele Zuschauer hefteten auch mit ungeduldiger Erwartung noch lange ihr Auge auf die Loge, in die er hineingetanzt war. Doch diese Erwartung blieb unerfüllt.

Sie kennen schon meine Gewohnheit, oder wollen sie es pedantische Unart nennen, ich mufs mir's auch gefallen lassen. Ich vergleiche gern das Neueste mit dem Aeltesten, und selten gehe ich bei den seltsamsten Auftritten der Gegenwart vorbei, ohne eine Parallele aus der alten Griechen- und Römerwelt gefunden zu haben. Als man diesen Aufstieg des Forioso so gewaltig anstaunte, fragte man mich, ob wohl die Alten diese Seiltänzerfertigkeit auch schon so weit getrieben hätten. Viel, viel weiter, war ohne Besinnen meine Antwort. Ich schicke Ihnen hier meinen Beweis auf einer alten griechischen Münze. Urtheilen Sie, ob er vollgiltig sei, und finden Sie es der Mühe werth, so theilen Sie denselben auch den Lesern Ihrer Zeitung mit. Erst einige Worte über die seltene Münze selbst. Dann eine Nutzanwendung auf vorliegenden Fall.

Die Münze in gröfster Bronze, deren Abbildung ich beilege, befand sich seit einigen Jahrhunderten schon in dem alten königlichen Münzcabinet in Paris, und ist daraus mehrmals abgebildet worden. Dem genauer forschenden Münzkenner würde es bald klar werden, dafs wenigstens zwei verschiedene, doch nur in unbedeutenden Nebensachen von einander abweichende Exemplare davon vorhanden gewesen sein müssen *). Wir wollen uns indes-

---

*) Die Abbildung, welche Des Camps bei Spon, Recherches d'Antiquité Diss. XXII. p. 407., davon gibt, ist genauer als in Numismata moduli maximi tab. XVIII, 12. Vaillant sprach davon, als von einer Seltenheit. S. Menagiana T. II. p. 186. (Amst. 1762.) In Mionet's (als Repertorium unentbehrlichem) Katalog T. II. p. 546. n. 216. wird nur ein Exemplar angeführt. Allein schon

sen gedulden, bis der berühmte Abate Sestini, ein hochbetagter, aber durch seine Lieblingswissenschaft, die Münzkunde, täglich verjüngter Veteran, in seinem angekündigten Universal-Catalogus aller bekannten alten Münzen auch darüber in letzter Instanz abgeurtheilt haben wird. Uns genügt, zu wissen, dafs diese Münze in der durch Reichthümer und Macht viele Jahrhunderte hindurch blühenden, vom Strabo mit Rhodus, Marseille und Carthago verglichenen Inselstadt Cyzicus, in der Provinz Mysien in Kleinasien, zum Andenken eines Festes geschlagen worden ist, welches diese Stadt zur Verherrlichung des sichtbaren Gottes in Rom, des Kaisers (und moralischen Ungeheuers) Caracalla, als zweimalige Sacristanin (neocoros) ihrer Gottheit (!), etwa um's Jahr nach Chr. G. 212, also gerade um die Zeit, wo er seinen Bruder Geta im Schofse ihrer beiderseitigen leiblichen Mutter ermordete, mit aller Pracht, deren diese auch damals noch reiche Handelsstadt fähig war, begangen hatte. Alle Städte des weiten römischen Reichs beiferten sich damals um die Wette, durch die unglaublichsten Verschwendungen in Spielen und Festen zu Ehren der als Götter angebeteten Imperatoren in Rom das Aeufserste, was sie vermochten, aufzubieten, und erhielten sie dafür einen kaiserlichen Freibrief mit der allergnädigsten Erlaubnifs, sich Tempeldiener des sichtbaren Gottes in Rom auf Münzen und Inschriften nennen zu dürfen, so war diefs die beneidenswertheste Auszeichnung. Cyzicus hatte, wie in neueren Zeiten die Terra Firma von der Republik Venedig, den alten Ruhm, die allverwegensten und gewandtesten Seiltänzer und Kunstspringer aufzustellen *). Natürlich wurde also diese Virtuosität zum Glanze eines Festes, welches dem grofsen Selbstherrscher in Rom galt, der mit

---

Des Camps erwähnt zwei Münzen der Art. Eckhel, Doctrin. N. Vet. T. II. p. 433. ist zu kurz über eine so seltene Münze.

*) Eine unter den Kaisern Constans und Constantinus geschriebene griechische Geographie, unter dem Titel: Anonymi vetus Mundi expositio, von Jacques Geoffroi zuerst aus der Pariser Handschrift edirt, sagt ausdrücklich cap. XVII. §. 13: die Cyzicener und ihre Nachbarn hatten in Seiltänzer- und Luftspringerkünsten alle Völker übertroffen und sie behaupteten, dafs diese Künste auch bei ihnen erfunden worden seien. Man vergleiche die Anmerkungen des Gothofredus S. 20. Hierher gehört auch die Nachricht in dem Exemplare Diodor's T. II. p. 606. Wess. Der in Cyzicus erzogene Seleucus (der VI., s. Vaillant, Seleucidarum imper. p. 361.) habe den seltsamen Geschmack gehabt, vier Ellen hohe Puppen (ζῶα, d. h. Figuren, nicht Thiere, wie es übersetzt wird) auf dem Seile tanzen zu lassen (νευροβατεῖν, die auch von Wesseling gutgeheifsene Verbesserung dieses Worts ist hier ganz unstatthaft, wegen des dabei stehenden δι' αὐτοῦ).

einem einzigen Worte Städte vernichten oder hocherheben konnte, auch mit aufgeboten und sogar, als ein echt einheimisches Product, auf den Revers der Münze geprägt, die auf der Vorseite den Kopf des Kaisers Antoninus Caracalla, auf der Rückseite aber eine Inschrift trägt, wodurch sich die Cyzicener selbst nach dem Namen des Kaisers Aurelier Antoninier und seine zweimal mit diesem Titel begnadigten Tempeldiener nennen.

Versetzen wir uns mit unserer Phantasie auf einige Augenblicke in jene Wunderstadt am weifsen Meer (mare di Marmora), die, während Byzanz, eine lange Zeit ihrer Zierden beraubt, unter dem Druck kaiserlicher Ungnade seufzte, die blühendste Stadt zwischen dem Hellespont und Bosporus, und also das wahre Constantinopel der damaligen Zeit war *). Im grofsen Theater, oder auch auf demselben Platz, wo jährlich bei'm grofsen Nationalfest der Jungfrau (der Kore, der Proserpina) die mehrere Stockwerke hohe Maschinerie zwischen den zwei colossalen Fackeln aufgerichtet wurde, die wir noch auf einigen seltenen Münzen von Cyzicus erblicken **), sehen wir durch einen der drei Stadtarchitekten zwei Gerüste neben einander durch hohe Mastbäume so emporgerichtet, dafs da, wo die Masten mit den Spitzen zusammentreffen, zwei grofse zierlich mit Arabesken angemalte Gefäfse befestigt sind. Diese Vasen sind von der Art, wie wir sie auf den Münzen von

*) Die Mauern von Byzanz waren durch den Kaiser Septimius Severus der Erde gleich gemacht worden. S. Heine, antiquitatis Byzantinae recognitio p. 18. Auch Cyzicus (auf den neuen Charten bei Artakui, dem alten Artakia, zu suchen, s. Pocock, Description of the East T. II. p. 119 ff.) verdiente eine solche Monographie, wie sie der ehrwürdige Heyne noch in seinem 81sten Jahre dem alten Byzanz gab. Eine Skizze ihrer Schicksale gab Gibbon in seinem grofsen Werke T. I. p. 429 f. T. IV. p. 247. (der Londoner Ausgabe von 1802). Schöne Erläuterungen haben wir im dritten Band des Voyage pittoresque des edeln Veterans Choiseul Gouffier zu erwarten. Mithridates belagerte sie im dritten Kriege mit 400 Galeren und 200,000 Mann, quasi alteram Romam, sagt Florus, fruchtlos.

**) Cyzicus hatte nach Strabo p. 862. A. drei Stadtarchitekten, und diese scheinen sich in den Zurüstungen zu den öffentlichen Festen selbst übertroffen zu haben. Dahin gehörte die Errichtung zweier tempelhoher Fackeln, um deren jede sich ein künstlicher Drache von so colossalen Dimensionen schlingt, dafs die indische boa constrictor ein Kinderspiel dagegen zu sein scheint. Zwischen diesen Ceresfackeln findet man auf der Münze in Heyne's Thesaur. Brit. P. II. tab. 1, 4. und einer anderen bei Pellerin, Suppl. III. pl. 6, 11. eine hohe, blos für dieses Fest errichtete Bühne, auf welcher die Fackelträgerinnen stehen.

Ancyra, Pergamus und anderen kleinasiatischen Städten häufig erblicken. Sie dienen den Palmzweigen der Sieger bei den festlichen Spielen zur Aufbewahrung. Man könnte sie grofse Blumentöpfe für die Palmzweige nennen, womit die siegenden Kämpfer und Athleten geschmückt und belohnt wurden *). Oft fafst eine einzige solche Vase einen ganzen kleinen Wald von Zweigen, in zierlichen Abstufungen neben einander gestellt, wie diefs auch bei den zwei Vasen auf unserer Münze der Fall ist.

Deutlich sehen wir nun an diesen Gerüsten Seile angespannt, auf welchen Seiltänzer bis zu den Palmen emporgestiegen sind. Das Werkzeug in ihrer Hand ist die Balancirstange. Aber der Gebrauch dieses Hilfsmittels mufs in dem Augenblick aufhören, wo sie die Palme aus der Vase hervorheben, und mit ihr müssen sie nun auch den weit schwierigeren Rückweg hinab zurücklegen. Es winken mehrere Palmen in jenen Gefäfsen. Also werden auch mehrere Seiltänzer hinauf und herab zu steigen Gelegenheit haben, und diefs selbst wird nicht ohne Wettstreit abgehen. Aber wie, diesen Schönobaten und Seilhüpfern eine edle Palme, jenes erhabene Sinnbild des Siegs, das nach Horaz die Sieger (die Hieroniken) den weltbeherrschenden Göttern selbst an die Seite setzte — ? **) Glaube diefs, wer mit den Kampfgebräuchen des Alterthums unbekannt ist. Ich müfste mich sehr täuschen, oder diese Seilwandler spielen hierbei nur eine sehr untergeordnete Rolle. Unter jedem Gerüste steht ein handfestes Paar von — Klopffechtern, Athleten, in voller Arbeit des Faustkampfs. Denn wer wird dem Erfinder dieser schönen Münze wohl die Ungereimtheit zutrauen, dafs er hier blose Maschinisten oder Zimmerleute zum Festhalten des Gerüstes hingestellt habe? ***) Den Athleten allein gebührt die Palme. Gewifs, es war ganz im Geiste des Alterthums, das Holen der Palme für den siegenden Faustkämpfer selbst wieder zu einer neuen Schaustellung und Unterhaltung für die Zuschauer zu machen. Wie noch jetzt die Wettsucht des Briten jedes Spiel und jede Verhandlung des gemeinen Lebens zum Stoff einer Wette, und die Wette selbst zu einer neuen Wette zu machen weifs, so er-

---

*) S. Ezechiel Spanheim's ersten Brief in Morelli's Specimen rei num. antiqu. tab. XIII., besonders p. 70 ff.

**) — palmaque nobilis
Terrarum dominos evehit ad deos.

***) Deux hommes sont aux pieds de deux de ces poutres, comme pour les tenir plus fermes, sagt Des Camps bei Spon p. 408. Mionnet läfst sich auf gar keine Erklärung weiter ein T. II. p. 546. Lächerlich aber ist es, wenn er auf unserer Münze six enfans erblickt, qui frappent les cistes gymnastiques avec des batons! Eckhel hat besser gezählt, aber er hat doch auch nur octo figuras ludentes.

wuchs bei jenen gymnastischen Kämpferspielen der Griechen aus jedem dazu gehörigen Act ein neuer Wettkampf. Trompeten und Herolde verkündigten den Hunderttausenden der Panhellenen, die zu Olympia versammelt waren, den Namen der gottgleichen Sieger. Aber dieses Ausrufervolk hatte vorher selbst unter sich gekämpft, und nur dem, welcher Alle überblasen, Alle überschrieen hatte, wurde die Ehre zu Theil, die Empfänger der Palmen auszutrompeten und auszurufen *). So wird auch hier die Vertheilung der Palmen an die Sieger in den verschiedenen Faust- und Ringkämpfen oder boxing-fits ein willkommener Stoff zu einer neuen Art von Wettkampf im Seiltanz und Luftschritt.

Angenommen, was sich aus allen Umgebungen und Umständen mit Sicherheit schliefsen läfst, dafs dieses Gerüste die Höhe des Theaters gehabt habe, das doch wenigstens 20,000 Menschen fassen mufste, so wird schon aus einer Betrachtung dieser Münze augenscheinlich hervorgehen, dafs die grande montée unseres Forioso nur ein Kinderspiel gegen die Virtuosität, die jene Münze darstellt, genannt werden kann. Denn dort mufs der Seiltänzer oben, wenn er eben culminirt, mit einem Griff die Palme erfassen und dann, was bei Weitem die gröfsere Schwierigkeit ist, vielleicht sogar ohne Balancirstange, den Rückweg abwärts wieder antreten. Das Schwerere gibt den Namen. Daher heifst das Seil des Luftwandlers auch nur mit dem Kunstausdruck der Ablauf (catadromus), ein Wort, das kein rechtschaffener Jurist von altem Schrot und Korn ignoriren darf. Denn in einem Titel der Pandecten, der voll Dornen und subtiler Casuistik ist, kommt auch die Rechtsfrage in Anspruch, ob der Verkäufer zum Schadenersatz angehalten werden könne, wenn ein schon verkaufter Sclave auf das Geheifs seines alten Herrn einen solchen Spaziergang auf dem Seil herabgemacht und dabei das Bein gebrochen habe **).

Das war also damals eine wahre Alltäglichkeit. Eben darum mufsten in der weltbeherrschenden Roma selbst dem Volke, wenn ihm Seiltänzerkünste zur neuen Ergötzlichkeit dargeboten werden sollten, ganz andere Wunderkünste aufgetischt werden. Auch hat Forioso in der neuen Weltmetropole an der Seine zu seiner Zeit schon ganz andere Dinge ausgeführt als diesen Spa-

*) Die Beweise hat schon P. Faber im Agonistico II, 15. gesammelt. Vergl. zu Lucian's Demonax c. 65. T. II. p. 396.

**) Im Titel de actionibus emti et venditi oder Pandect. XIX, 1. 54.: Si per catadromum descenderit, heifst es da. Durch Vergleichung mit Sueton Ner. c. 11. wird der Sinn des Worts aufser Zweifel gesetzt. Es ist ganz nach der Analogie von ἐπίδρομος sc. σχοῖνος, gebildet, wie diefs bei Xenophon und Pollux vorkommt. Beide Worte fehlen auch in der neuesten Ausgabe der Ellipsen von Lambertus Bos.

ziergang im Theater. Auch hier in Dresden wollte er ja, seiner wiederholten Versicherung zu Folge, ein Seil über die Elbe spannen, wo sie am breitesten fliefst, und darüber mit einem Schubkarren hinfahren! Das wäre schon etwas gewesen *). Aber dahin, wohin es die, nur noch durch Spektakelwuth grofsen Bewohner der Kaiserstadt an der Tiber seit den Zeiten des Augustus brachten, bringen wir es in der neuen Welt (dem Himmel und allen guten Mächten sei Dank) schwerlich. Der lebendige Knochenberg unter den Thieren, der Elephant, wurde, um die abgestumpfte und übersättigte Schaulust der Römer zu reizen, Seiltänzer. Galba hatte sich in den Kunstannalen Roms dadurch verewigt, dafs er an dem Floralienfeste zuerst die Elephanten als Seiltänzer einführte. Und auch hier überbot bald der spätere Schauspielgeber den früheren. Hinauf und hinab mufsten diese gelehrigen Thiere den Seiltanz vollenden. Das Letztere, meint Plinius, sei freilich das Schwierigste. Die Tollheit auf's Höchste trieb auch in diesem Punkte Nero. Das Seil, von welchem sein Elephant herabstieg, war an dem höchsten Schwibbogen des Amphitheaters befestigt. Aber das Pikante bei der Sache war, dafs statt des kleinen Mohren oder Kornak, der dem Elephant auf dem Halse zu sitzen pflegt, ein Ritter von altem Geschlecht sich zu diesem halsbrecherischen Sclavendienste bequemte **).

*) Der durch seinen Zodiacus vitae als Dichter bekannte Aonius Palearius erzählt in seinen Reden (Orat. XI, p. 251. ed. Bremens.), dafs er zu Lucca auf einem von der höchsten Thurmspitze an der Galerie des Rathhauses herablaufenden Seil einen Forioso damaliger Zeit ohne Balancirstange habe herab tanzen sehen. Doch der wahre Forioso erscheint in einer Erzählung des Simon Majolus, Dierum Canicularium T. I. p. 94. ed. Mogunt., wo er berichtet, er habe in mehreren Städten der Lombardei einen Seiltänzer gesehen, der aus der asiatischen Türkei gebürtig gewesen; dieser habe sich inwendig zwischen den Knieen zwei scharfe Dolche angebunden, die mit jedem Schritte ihn verwunden konnten, und sei so mit gespreizten Knieen über das Seil weggetanzt. Auch habe er sich ellenhohe Stöcke unter beide Füfse gebunden, und sei auf ihnen, wie auf Stelzen, sicher über das Seil geschritten.

**) Die Hauptstelle über die Elephanten als Seiltänzer ist bei'm Plinius VIII, 2. 3.: Mirum maxime, heifst es unter Anderem, adversis funibus subire, sed regredi magis (sc. mirum), utique pronis, denn wie leicht verlor da die ungeheuere Körpermasse den Schwerpunkt. Von Nero heifst es bei'm Sueton c. 11.: Notissimus eques Romanus elephanto supersedens per catadromum decucurrit, mit der Erläuterung des Dio Cassius p 996, 32. ed. Reim. Wer Harenberg's und Cuper's Ele-

Weiter liefs sich nun wohl die bestialische Seiltänzerei nicht treiben. Aber die menschliche mag sich noch durch manchen neuen Versuch überboten haben. Wenn man die astrologischen Schriftsteller des Alterthums nachschlägt, die Mathematiker im damals üblichen Sinn des Worts, die für uns wenigstens noch den Vortheil haben, dafs wir alle freien und losen Künste jener Zeiten darin verzeichnet und beschrieben finden, so erstaunen wir über die mancherlei Classen und Abstufungen dieser Tausendkünstler, bei welchen jeder Fufstritt der nächste zum Halsbruch, jeder Sprung ein Salto mortale war *). Das sublimste Wagestück in dieser Art scheint unter den späteren Kaisern Carinus und Numerianus, zu Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, stattgefunden zu haben. Nicht auf einem Seile, sondern auf einem blosen Faden von Darmsaiten, spazierte da im Theater ein Virtuos, indem er statt der leichten Tänzersohlen in stelzenartigen Cothurnen einherschritt. Ein solcher hiefs daher auch nicht Seiltänzer, sondern Saitentänzer **). Im Mittelalter scheint Aegypten die fruchtbarste Erzeugerin der tollkühnsten Luftwandler und Kunstspringer gewesen zu sein. So schildert uns der Byzantiner Nicephorus Gregoras eine ganze Bande von Tänzern und Luftspringern, die im 13ten Jahrhundert von Aegypten ausging, ganz Asien durchzog und endlich bis nach Cadix kam, mit einem Detail, das nichts zu wünschen übrig läfst ***). Der ehrliche Erzähler ver-

---

phantologie nachschlagen wollte, fände vielleicht auch aus asiatischen Reisebeschreibungen Belege dazu. Der kühne Kritiker Richard Bentley hat sogar einen Vers des Manilius, Astron. V, 706., diesem Seiltanz der Elephanten aufgeheftet, ist aber von d'Orville in den Anmerkungen zum Chariton p. 591. etwas unsanft darüber gestreichelt worden.

*) Man sehe des Manetho Apotelesmatica V, 146. VI, 440 ff. (mit d'Orville's Erläuterungen zum Chariton p. 607 f.) und Manilius, Astron. V, 654 ff. Endlich auch des Julius Firmicus Astronomicon VIII, 15. 17. Warum hat uns noch Niemand eine Technologie der alten Welt aus den Astrologen und Traumdeutern gegeben? Was ein Paul von Stetten und Rothe aus den alten Chroniken und Stadtbüchern für Augsburg und Nürnberg thaten, liefse sich hier für Alexandrien und Rom aus diesen jetzt kaum noch gekannten Quellen schöpfen. Doch die neueste pantheistische Philosophie wird helfen. Nach deren Siderismus mufs der Astrologismus an die Reihe kommen!

**) Neurobates. Neurobaton, sagt Vopiscus vom Kaiser Carin c. 19, qui velut in ventis cothurnatus ferretur, exhibuit, wie Saumaise p. 817. dieses Wort gelehrt erläutert.

***) Einer von dieser Bande liefs sich die Augen verbinden, einen Knaben auf die Schultern setzen, und tanzte so von einem Seile

wahrt sich ausdrücklich gegen jeden Verdacht, als ob diesem Virtuosen der Teufel selbst beigestanden hätte. Allein wenn man diesen glaubwürdigen Bericht eines Augenzeugen erwägt, so möchte man wohl selbst, wenn man nur erst mit Faust's Mephistophiles recht im Reinen wäre, diesen hier sowohl, als etwa bei'm Simon Magus, der doch auch nur ein wackerer Seiltänzer gewesen sein mag, im Spiele glauben *).

Doch es ist hohe Zeit, aufzuhören. Nichts Verdriefslicheres, als wenn Ihre Leser bei diesem antiquarischen Excurs über den Seiltänzer — die Hand an den Mund zu halten anfingen. Denn im Vertrauen sei es Ihnen offenbart, mein verehrter Freund, ich hätte wohl Lust, auch noch von den Springer- und Bereiterkünsten der Alten einige Wunderdinge zu erzählen, gegen welche die Seiltänzerei, so viel hier anzuführen stand, sich noch immer so verhält, wie der Hahn, der sonst aus den Passionsuhren hervortrat, gegen Vaucanson's Ente, deren Schicksal nach Paracelsus-Beireis Tode wohl auch ein Plätzchen im Allgemeinen Anzeiger verdiente.

Nachschrift.

Indem ich diefs schliefse, erfahre ich, dafs der hochgepriesene Sieur Forioso nun auch auf Ihrem Theater in Leipzig seine wunderbaren Kunstfertigkeiten zur Schau gestellt hat. Vielleicht setzt er dort seinem Ruhme, der hier bei der letzten Vorstellung ohne seine Schuld durch das Zerbrechen eines Balkens einige Verdunkelung erlitt, den vollendenden Kranz auf. Man kann viel Böses von diesen halsbrecherischen Künsten sagen und sie mit einem aus dem Alterthume entlehnten Worte eine Matäotechnie (lose Kunst) nennen. Aber man vergesse nur nicht, dafs auch durch sie ein Beweis von der Perfectibilität des Menschen geführt wird, der uns um so schätzenswerther sein mufs, weil unsere ganze Lebensweise und Art zu sein mehr oder weniger dahin abzweckt, uns täglich mehr am Körper zu verkrüppeln, und uns den vielseitigen Gebrauch unserer Gliedmafsen wo nicht ganz zu rauben, doch zu einem Solöcismus gegen die sogenannte feine Lebensart

---

zum anderen. S. Niceph. Gregoras, Histor. Byzant. VIII, 21. p. 158. ed. Basil. per Oporinum. Von vierzig, aus welchen anfangs die Bande bestand, hatten aber damals schon zwanzig den Hals gebrochen.

*) Wenigstens erklären die Kirchenväter, deren Stellen man in Fabricius, Bibliographia antiqu. p. 995. und in P. E. Müller, de genio seculi Theodosiani P. II. p. 39. angeführt findet, diefs Alles für Teufelswerk.

zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wir hängen mit zwei Welten zusammen und das Meisterstück aller Erziehung ist, in unserer Ausbildung für beide, alle überwiegende Einseitigkeit zu vermeiden. Die Basis von Allem, was wir in den Alten bewundern, liegt in dieser feinsinnlichen Körperpflege und in der bis in's späte Alter fortgesetzten gymnastischen Bildung.

XXVI.

Der indianische Aequilibrist aus Madras.

I.

Auch uns wird jetzt die seltene Unterhaltung zu Theil, die ungemeinen Kraftäufserungen und Fertigkeiten eines indianischen Aequilibristen zu bewundern, der, früher aus England, neuerlich von Wien aus uns angekündigt, Alles wahr macht, ja übertrifft, was wir von ihm in öffentlichen Blättern gelesen hatten.

Schon die äufsere Gestalt, das exotische Gepräge dieses Gauklers aus Madras zieht durch das Fremdartige seiner Hautfarbe, Nationalphysiognomie und Mischlings-Sprache den Beobachter an. Seine Tracht, wenn auch verhüllter als in seinem Vaterlande, die kleine Bühne, die er sich selbst erbaut, alle seine Stellungen tragen den ausländischen Charakter. Die überraschenden Leistungen seiner Gewandtheit, Muskelkraft und Stetigkeit in den künstlichsten Uebereinanderstellungen und Ineinanderfügungen von Stäbchen und Fähnchen auf verschiedenen Theilen seines Gesichts durch's Gleichgewicht, kann, aufser der Befriedigung der gemeinen, lautaufjubelnden Schaulust auch wohl noch Stoff zu einer höheren Betrachtung darbieten. Vervollkommnungsfähigkeit ist der Adelsbrief des Menschen. Die körperliche, wie die geistige, kann in's Unglaubliche gehen. Hier sehen wir mit unseren Augen, wie weit die Ausbildung einzelner Glieder, ja jedes einzelnen Muskels am menschlichen Körper durch die, in einer eigenen Gauklerkaste fortgepflanzte und von Kindheit an eingeübte Fertigkeit getrieben werden kann. Die Zungenwärzchen werden Hebel, die Nasenflügel werden Teller, die Muskeln an den Fufssohlen und die Flechsen an den Knöcheln erhalten die Hebe- und Spannkraft der Arme und Hände. Wir haben den sogenannten nordischen Hercules gesehen. Da galt nur Kraft und praller Widerstand. Wir sehen täglich halsbrechende Seiltänzersprünge und künstliche Klettereien. Da gilt blos geschmeidige Fügsamkeit.

In den Leistungen unseres Madrasser Poolo feiert die Virtuosität einen Bund elastischer Kraft mit gymnastischer Gewandtheit *).

Bei solchen Schaustellungen fragt der, welcher nicht erst heute zu leben anfängt, sondern auch sein Auge auf das zu heften gewohnt ist, was die Menschen vor Jahrhunderten und Jahrtausenden trieben und in dieser Parallele gleichsam ein doppeltes Leben lebt, sehr gern: „wie verhielt sich jene classische Vorwelt, aus der uns fast allein noch Kunde übrig geblieben ist, zu diesen Kunstfertigkeiten und Jonglerieen?" Wir können bei der unglaublichen Vielseitigkeit in Ausbildung und Schmeidigung des Körpers und der daraus folgenden körperlichen Fertigkeiten im Voraus sicher sagen, dafs nichts so auffallend, ja erstaunenswürdig uns jetzt vor's Auge gebracht werden kann, was nicht im Alterthume schon da gewesen, ja in jeder Rücksicht noch übertroffen worden wäre. Bleiben wir bei einigen der Hauptleistungen unsers Madrasser Wundermannes stehen und fragen: was sahen die Menschen jener untergegangenen Griechen- und Römerwelt in dieser Art?

Dem Auge sich besonders empfehlend und wunderbar stellt sich bei ihm die Uebung mit den grofsen Messern da, die, tactmäfsig in die Höhe geworfen, in fortgesetzter Schwebung erhalten werden. Diefs verstanden die Alten gleichfalls mit vollendeter Fertigkeit darzustellen. Statt mehrerer Beweise beziehe ich mich hier nur auf eine Hauptstelle des heiligen Chrysostomus, in einer Bufs- und Strafpredigt an die Bewohner der, eine halbe Million Einwohner fassenden und als die vierte Stadt des römischen Weltreichs durch ihre Lage im Mittelpunkt asiatischer und hellenisch-römischer Ueppigkeit berühmten und berüchtigten **) Hauptstadt der syrischen Provinzen, Antiochiens, indem er ihnen zu Gemüth führt, wie der Mensch sich zu unglaublichen Anstrengungen für

*) Man mufs dabei die uns ganz unbegreifliche Biegsamkeit und natürliche Geschmeidigkeit aller Gliedmafsen bei den Hindus in Anschlag zu bringen nicht vergessen, wovon die älteren, wie die neuesten Reisebeschreibungen voll sind. So sagt der treffliche Kenner der Hindus, Orme, in den Historical fragments (London, 1805), p. 463: „Der Hindu ist mit einer Geschmeidigkeit in seinem ganzen Körperbaue begabt, welche ihn zu Verdrehungen und Stellungen geschickt macht, die jeden Nordländer zu krampfhaftem Erstarren bringen würden. Es giebt keinen aufserordentlicheren Gaukler in der Welt: There are no more extraordinary tumblers in the world. Vergl. Meiners, Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennaturen, Th. I. S. 275.

**) S. das lebendige Gemälde dieser Stadt in Gibbon's History of the Decline and the Fall of the Roman Empire T. IV. p. 144. ed. London in 8.

die Ausübung der verwerflichsten Fertigkeiten bequeme, und daraus die Nutzanwendung zieht, wie weit weniger es koste, seine bösen Lüste und Begierden zu bekämpfen. In dieser Homilie läfst sich nun der heilige Redner mit dem Goldmund so vernehmen: „Bedenke man doch, wie die schwierigsten und mühsamsten Leistungen, welche der Teufel von den Menschen fordert *), ihnen in der Befriedigung nichts zu kosten scheinen. Was kann mühsamere Anstrengung fordern, als wenn ein junger Mensch sich alle Gliedmafsen durchkneten und durcharbeiten läfst, dafs sie sich in biegsamster Geschmeidigkeit zusammenkrümmen und, zu einem Rad gebogen, sich auf dem Boden herumkreisen und, in weibischer Weichlichkeit gebrochen, eben so wenig die Mühsamkeit als die schmähliche Entwürdigung scheuen? Was soll man zu denen sagen, die, auf der Bühne sich hereinwindend, jedes ihrer Gliedmafsen zu einem Flügel machen und dadurch Alles in Erstaunen setzen? Die aber, welche grofse Messer im Wechselwurf in die Luft schleudern und sie stets wieder bei'm Griff erhaschen, beschämen sie nicht Jeden, der wegen der Tugend keine Mühe übernehmen wollte? Oder wie soll man von denen sprechen, welche eine lange Stange auf der Stirn, als sei sie ein festgenagelter Baum, ohne Schwanken balanciren. Und das ist noch nicht das Bewundernswürdigste. Sie setzen zwei Kinder auf die Spitze der Stange und lassen sie da ringen. Hände und jeder andere Theil des Körpers sind dabei unbeweglich. Die Stirn allein hält mehr, als es durch irgend ein Band geschehen könnte, diese Stange in unerschütterlicher Festigkeit. Diefs Alles würde man in der blosen Vorstellung für unmöglich halten. Der Kunst ist es möglich. Ist bei der Erfüllung unserer feierlichen Angelöbnisse so viel Schweifs, so viel Kunst, so viel Gefahr?" **).

II.

Die Kunstfertigkeiten, welche unser indianischer Schwebekünstler — wir erlauben uns den Gebrauch dieses Wortes, da

*) Es geschah auf der Bühne. Die Schaubühne aber ist, dem Götzendienst heilig, nach damaligen Begriffen eine pompa diaboli.

**) Für die, welche das Original gern einsähen, stehe diefs griechisch hier: Οἱ μαχαίρας — ἐνάλλαξ — ἀκοντίζοντες εἰς τὸν ἀέρα πάσας ἀπὸ τῆς λαβῆς δεχόμενοι πάλιν. Op. T. I. p. 219. C. ed. Duc. T. II. p. 166. edit. Montf. Die Sache wurde noch weit höher getrieben. Schwerter wurden auf dem Boden mit der Spitze aufrecht aufgestellt. Zwischen diesen balancirend, warf der Gaukler Kugeln und Messer. Das nennt Chrysostomus in einer andern Stelle: σφαιρίζειν ἐν ξίφεσι. S. Casauboniana, edit. Wolfii p. 54.

hier vom blosen Gleichgewicht nicht die Rede sein kann — bald mit zwei Tellern, bald mit zwei bis vier Kugeln entwickelt und durch die beschleunigte, sich mannichfach durchschneidende und umkreisende Aufeinanderfolge dieser hellgeglätteten, metallenen Körper mancherlei Cirkel- und Kegelschnitte umschreibt, gehören zu den Leistungen, die gewöhnlich den lautesten Beifall ärnten, da die quecksilberige Beweglichkeit des Mannes selbst zugleich sehr ergötzlich mit in's Spiel tritt. Wir haben indefs gegründete Ursache zu vermuthen, dafs seine Leistungen gegen die Geschicklichkeit jener antiken Ballwerfer, die in einem eigenen Gattungnamen bis auf uns gekommen sind*), noch sehr weit zurückstehen. Der strenge Ernst der alten Schriftsteller würde uns schwerlich einen tüchtigen Beleg für diese Art des Gaukelspiels aufbewahrt haben, wenn nicht die sogenannte apotelesmatische Astronomie sich's zum angelegentlichsten Geschäft gemacht hätte, die verschiedenartigsten Beschäftigungen und Gewerbe der alten Welt nach der Constellation und dem sogenannten Thema des Planeten- und Sternenstandes bei der Geburt jedes Menschen der Reihe nach anzuführen und uns sowohl in des Manilius und Manetho epischen Lehrgedichten über diesen Gegenstand, als in des Firmicus Constellationslehre diese ganze astrologische Technologie noch aufbewahrt worden wäre. In des Manilius astronomischem Gedichte erhält nun auch der Ballgaukler seine Nativität in sehr malerischen und geistreichen Versen, und da werden seine Künste auf folgende Weise geschildert:

Fliegenden Ball mit beweglichem Fufs vermag er zu schnellen,
Handdienst leistet der Fufs, er treibt mit dem Fufs das Ballonspiel.
Ball auf Ball entfliegt des bethätigten Oberarms Muskeln.
Schaaren von Bällen ergiefsen sich über die Glieder des Leib's ihm!
So viel Glieder, so viel entwachsen auch Hände den Gliedern,
Damit erfafst er die Kugeln, im Rückschwung schneller sie flügelnd,
Alle gelehrig dem Meister. —

Doch, da das Original eines nur selten gelesenen Dichters nicht allen gleich zu Gebote stehen dürfte, so mag es gestattet sein,

---

*) Sie heifsen Pilarii, so wie die Messer- und Degenwerfer Ventilatores, nach einer, selbst vom neuesten Herausgeber, Spalding, nicht ganz verstandenen, Stelle Quintilian's, X. 7. 11. In einer Inschrift bei Fabretti, p. 250. II., finden wir einen P. Aelius pilarius omnium eminentissimus, als den geschicktesten Ball-Gaukelspieler, angeführt, wobei Fabretti irrt, wenn er an das gewöhnliche Taschenspiel mit Kugeln unter Bechern denkt.

auch die lateinischen Verse unterzusetzen, zum Theil nach Bentley's auch hier allein rettenden Verbesserungen *).

Deutlich geht aus dieser Stelle hervor, dafs die damaligen Ballgaukler mit den Fufszehen und Muskeln der Fufsblätter Alles hervorbrachten, was sonst nur die Hände bewirken, dafs sie dabei das Muskelspiel an allen Gliedmafsen des Körpers ganz in ihrer Gewalt hatten und durch ein wohlberechnetes Zucken und Rücken jedes Muskels die, auf der ganzen Oberfläche des unglaublich ausgearbeiteten Körpers verbreiteten Bälle in den mannichfaltigsten Richtungen abschnellen und bei jeder Rückkehr des Balles elastisch zurückwerfen konnten. Es versteht sich dabei wohl von selbst, dafs dieses ganze Ballgewimmel doch tact- und regelmäfsig ab- und zurückflog und in den dadurch gebildeten Figuren den Zuschauern eine sehr wohlgefällige Schaulust darbot. Wie verhalten sich dagegen die Künste unsers Koromandel'schen Ball- und Tellerwerfers?

Unstreitig kam jenen alten Gauklern bei ihrer Virtuosität noch besonders die strenggeregelte Mannichfaltigkeit und Künstlichkeit entgegen, womit das wirkliche Ballspiel nach sechs Hauptformen, wovon jede wieder mehrere Unterabtheilungen hatte, zu einer der beliebtesten Uebungen der athletischen und ärztlichen Gymnastik erhoben und in dieser Gestalt von den vornehmsten Staatsmännern eben so fertig, als vom Gemeinsten im Volke regelfest und nach allgemein angenommenen Vorschriften, von den Meisten fast täglich, gespielt wurde **).

---

*) Ille pilam celeri fugientem reddere planta,
Et pedibus pensare manus et ludere folle,
Mobilibusque citos ictus glomerare lacertis:
Ille potens turba perfundere membra pilarum,
Per totumque vagas corpus disponere palmas,
Ut teneat tantos orbes, sibique ipse reludat,
Et velut edoctos jubeat volitare.

Manilius, Astron. V, 165. Beckmann in seiner lehrreichen Abhandlung über Taschenspieler in den Beiträgen zur Geschichte der Erfind. Th. IV. S. 95. hat diese Stelle ganz mifsverstanden.

**) Der übrigens sehr weichliche Mäcenas spielte doch, wie wir aus unserem Horaz wissen, selbst auf der Reise, vor Tische mit dem sogenannten kleinen Balle, den man mit der Raquete (reticulo, s. Ovid, A. A. III. ff. 360) schlug. Bei dieser Veranlassung hat J. H. Meibom in seinem Maecenas c. V. p. 39. alle berühmte Männer, die aus dem Alterthume als Ballspieler bekannt sind, namhaft gemacht. Wo sind die Maillebahnen und Ballhäuser unserer Vorfahren geblieben? Unsere Billardtafeln und Kegel-

In den Kampfschulen und öffentlichen Gebäuden für alle Arten körperlicher Uebungen (Gymnasien der Griechen, Thermen der Römer) befand sich stets, wie jeder aus seinem Vitruv weifs, eine eigene Abtheilung für's Ballspiel (oder Sphäristerium). Die Gesundheitlehre hatte für jede Art des Ballspiels, vom kleinsten Federball an, bis zum gewaltig aufgeblasenen Ballon aus Leder (Follis) ihre besonderen Anweisungen und Abstufungen nach den gesunden und kranken Zuständen der Spielenden *). Sehr begreiflich, dafs, wo schon die tägliche Lebensweise des einfacheren Ballspiels sich so vielseitig und kunstreich gestaltete, die Gaukler, welche durch Wurffertigkeit Alles in Erstaunen setzen wollten, jene allen beiwohnende Geschicklichkeit noch in's Unendliche übertreiben mufsten.

Der schnell aufblitzende Schimmer des polirten Metalls macht einen Hauptreiz bei'm Kugel- und Tellerwerfen unsers Wundermanns aus Madras. Ich möchte doch noch weit lieber das anmuthige Farbenspiel jener alten Fang- und Wurfbälle gesehen haben! Denn da auch bei dergleichen Gaukelspielen auf der Schaubühne im Alterthume Alles auf volles Tageslicht, nicht auf verfälschenden Lampenschein berechnet war, se bedienten sich die Gaukler bei ihren verschiedenen Bällen, wenigstens der vier Hauptfarben, die wir als Symbole der vier Elemente schon in den alten Isiskugeln und später noch in den vier Factionen der Wettrenner in den römischen Rennbahnen wiederfinden, der grünen

---

bahnen sind sehr schlechte Stellvertreter des echt gymnastischen und alle Theile des Körpers gleich ansprechenden und ausarbeitenden Ballspiels. Das vielgepriesene Billardspiel hat uns vielfach entnervt, in's eingeschlossene Nachtleben eingekerkert und jeder freieren Bewegung entwöhnt! Ueber die Sphäristik — so heifst die kunstgerechte Ballspielübung — hat aufser Mercurialis und Pierre le Fevre schon Burette aus den Alten viele feine Bemerkungen gemacht, in den frühesten Bänden der Mémoires de l'académie des Inscriptions.

*) Aufser Galen's bekannten Bemerkungen über diesen Gegenstand, besitzen wir vom griechischen Arzt Antyllus noch eine sehr genaue diätetische Vorschrift, über die Vortheile und Anwendbarkeit der verschiedenen Arten des Ballspiels, in den vom Ritter Matthäi in Moskau herausgegebenen XXI. Graecorum medicorum opusculis (Moskau, 1808, in 4.) p. 122 ff. Wann werden wir eine Diätetik, die zurückführt auf die erprobten Erfahrungsgrundsätze des Alterthums, erhalten? Welche unvergleichliche Vorschriften über die Ausbildung und Ausübung der Stimme befinden sich in diesen Fragmenten des Antyllus. Daraus wird's begreiflich, wie Redner und Schauspieler unter freiem Himmel vielen Tausenden vernehmlich declamiren konnten.

für die Erde, der rothen für's Feuer, der blauen für's Meer, der weifsen für die Luft. So wurde, wenn diese vier Haupt- und Elementarfarben in vier oder acht Kugeln, ihr luftiges Spiel an allen Theilen und Gliedmafsen des Gauklers trieben, nicht nur dadurch eine Art von Farbenaccord im wohlgefälligsten Farbenreiz, sondern auch jener aus Hafs und Liebe, Befeindungen und Befreundungen der Elemente bestehende Zusammenhang der Wahlverwandtschaften, aus welchem die alte Corpuscularphilosophie des Empedocles und anderer Naturphilosophen der frühesten Vorwelt sich Alles trennend verbinden und verbindend trennen liefs, symbolisch dargestellt.

Man ging höchst wahrscheinlich noch viel weiter. Man verfertigte die Ballkugeln nicht etwa blos aus vielseitigen, sich durchschneidenden Stoffen oder polirten Metallen, in eingelegter Schmelz-Malerei, sondern auch aus schillerndem Glas. Diese Allassonten, oder in schillernden, prismatisch gebrochenen Farben erglänzenden Gläser, die in Alexandrien in Aegypten verfertigt wurden, wurden zuverlässig zu Trinkgeschirren verarbeitet *). Warum sollte man also, da es ausgemacht scheint, dafs man auch mit gläsernen Kugeln spielte, nicht darauf verfallen sein, den Reiz dieses Spiels durch solche Farbengläser zu erhöhen? Die kostbarste Zerbrechlichkeit gab dem Wagestück noch einen geheimen Stachel der Lust mehr, die ängstlichere Aufmerksamkeit des Gaukelspielers und die gespannteste Aufmerksamkeit des Zuschauers auf's Möglichste aufreizend **).

---

*) Man sehe über diese Farben-Symbolik meine Ideen zur Archaeologie der Malerei p. 22. Man hatte im Alterthum prachtvolle Spielbälle, aus zwölf verschiedenen farbigen Segmenten zusammengenäht. Von ihnen spricht Platon im Phädon c. 50. und man knüpfte mancherlei cosmogonische Vorstellungen daran, die Wyttenbach zum Phädon S. 304. ff. zusammengestellt hat. Hierher gehört der mit goldenen und blauen Kreisen geschmückte Spielball des kleinen Zeus, der, in die Luft geworfen, wie ein Stern erglänzte nach Apollonius, Argon. III. 144. S. Amalthea Th. I. S. 24. Dafs die Römer in ihren Ballons die Elementarfarben nachahmten, lernt man aus Petron c. 27. p. 95. Burm. Trimalchio spielt dort mit einem grünen Ball (pila prasina ist die einzig richtige Lesart) mit Beziehung auf die grüne Faction in dem Wettrennen. N. Heinsius ertheilt dort auch Nachricht von den gläsernen Bällen.

**) Die Hauptstelle über die farbige Glasfabrikation in Aegypten ist bei'm Strabo XVI. p. 1099. B. Die calices allassontes bei'm Vopiscus in Saturn. c. 8. mit Saumaise's Anmerkung T. II. p. 728. erläutern diese schillernden Farben vollkommen. Vergl. Beckmann's Geschichte der Erfindungen. I. 134. Die

III.

Es liefsen sich nun diese Vergleichungen zwischen unserem indianischen Wundermanne und den antiken Gaukelspielern, wie wir sie aus alten Schriftstellern kennen, noch viel weiter verfolgen, wenn wir nicht Ueberdrufs von mehr als einer Seite besorgen müfsten. Ein heroisches Kunststück, welches mit vieler Kühnheit von ihm ausgeführt wurde, besteht im Hinabstofsen einer Art langen Messers oder eines kurzen Degens durch die Kehle bis an die Magenöffnung. Dafs hierbei kein bloser Theaterdolch, der in den Griff zurückkriecht *), im Spiele sei, lehrt Betastung und Augenschein. Auch dieses Kunststück ist sehr alt, wie aus dem Spotte des Atheniensischen Redners Demades erhellt, welcher von den kurzen lakonischen Degenklingen zu sagen pflegte: dergleichen schlucken die Gaukler in den Theatern hinab **). Allein es ist auch hier noch eine starke Steigerung dadurch möglich, dafs die hinabzuschlingende oder doch in dem Munde zu bergende Klinge vorher im Feuer glühend gemacht wird, so dafs man das Zischen des Speichels im Munde hört. Diefs leistete einst ein türkischer Derwisch in Gegenwart des gelehrten Gesandten Ferdinands II., Auger Busbeck, der in seinen, in vieler Rücksicht noch immer nicht übertroffenen Sendschreiben über diese Gesandtschaft das Kunststück dieses Eisenfressers ausführlich beschreibt ***).

Bei dem Gerüste, welches unser Aequilibrist sich auf der Bühne erbauen läfst, und worauf er nebst seinem Diener ganz bequem in seiner kauernden Stellung seine Kunststücke uns vorspielt, fällt mir ein ganz anderes Gerüst ein, auf welchem die verwegensten aller Gaukler im Alterthume hinanklimmend, sich durch grofse, eiserne Reifen oder Räder blitzschnell durchschwingend, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit, während das Rad sich umdrehte, immer oben zu erhalten wufsten, dann aber durch

---

schillernde Farbe in Gewändern und Metallschmelz wurde von den Alten sehr geschätzt. Ueber die gefärbten Gläser hat der treffliche Kenner General Menu v. Minutoli in Berlin uns bereits viel Lehrreiches und auf Anschauung Gegründetes mitgetheilt.

*) Dieser mimische Dolch war bei den Alten vollkommen bekannt. In dem Romane des Achilles Tatius wird die schöne Leucippe damit scheinbar geopfert. III, 21. p. 298, vergl. Lipsius, Elect. I, 28, T. II. p. 741. Op.

**) S. Plutarch im Lycurg, c. 19. Plutarch spricht mehrmals davon. S. Wyttenbach, Animadv. in Plutarchum T. VI. P. II. p. 1108.

***) Busbequii Epistolae de rebus Turcicis, Ep. IV. p. 397 ff.

eine elastische Schwingung weit weg flögen, auch wohl mit dem ganzen zusammenstürzenden Gerüste im Feuer unterzugehen schienen. Noch ist es den sorgfältigsten Alterthumsforschern nicht gelungen, diese kühnste, verwickelteste und halsbrechendste aller alten Gaukelspielerstücke bis zu einer ganz deutlichen Vorstellung aufzuhellen. Aber die Art, wie die Alten davon sprechen, zeigt hinlänglich, dafs die Petauristen — so hiefsen diese Gaukelspieler — Alles, was Schwingkünstler sonst nur im Einzelnen ausübten, in ihren wagehalsigen Bestrebungen gleichsam in einem Brennpunkte versammelt hatten *). Wir wollen es versuchen, einige Verse aus dem oft geschmacklosen, in selbstgeprägten Beiwörtern üppig ausrankenden, astrologischen Gedichte des Manetho, von welchem in unserer Literatur nur selten die Rede ist, über diese Petauristen mitzutheilen. Sie werden im Gegenschein der Sonne und des Mars im Hause des Stier- und Widderzeichens geboren! Da heifst es nun von ihnen **):

Kräftiger Werke Vollbringer erzeugt sie, mit mühsamer Spiellust,
Pöbelbefreundete Gaukler, Theaterlustige, schwebend
Himmelan, auf den Gerüsten fortfliegende Petauristen,
Zwischen der Erd' und dem Aether gemessene Werke beeilend. —
Ziehende Vögel im Lande, die allerverworfenste Stadtbrut.

Aus dem letzten Verse geht freilich hervor, was auch aus andern Stellen, besonders in den Strafreden der Kirchenväter, zur Genüge erhellt, dafs alle Gaukler der Art, die in halsbrechenden Künsten ihre Seele auf's Spiel setzten, für nichtswürdiges Gesindel gehalten wurden ***).

---

*) Das Wort Petauron bezeichnete unstreitig zuerst ein Schaukelgerüst. Man lese nur Schweighäuser's Anmerkung zum Polybius Vol. IV, p. 448. Nun trieben die Schaukelgaukler die Sache viel weiter, aber der ursprüngliche Name blieb. Halsbrechende Sprünge durch's Rad, auf welches sich der Gaukler bald zu flechten schien, bald davon weit weg abschnellte (s. Martial II, 86., wo der Jesuit Rader, p. 237 Alles gesammelt hat), wurden damit verbunden. Zuletzt brach Feuer (künstliches, nicht verbrennendes) in dem hochaufgethürmten Gerüste (pegma) aus (s. Claudian XVII, 325). So ward Wunder auf Wunder gehäuft. Man hat sich in diese Vermischung immer nicht recht zu finden gewufst. S. Beckmann, Gesch. der Erf. IV, 84.

**) Manetho, Apotelesm. IV, 275 ff.

***) Sie gehören zu den, ihres heillosen Erwerbes wegen, öffentlich verunehrten Parabolanen. Ueber dieses Wort, das oft mifsverstanden wurde, hat schon Jac. Gothofredus zum Theodosianischen

Was übrigens die indianischen Gaukler und Aequilibristen anbelangt, so sind diese gewiſs so alt, als die Geschichte uns Denkmale aufbewahrte. Aus einer Stelle in dem historischen Allerlei, welches uns der Sophist Aelian *) hinterlassen hat, geht hervor, daſs schon bei der berühmten Hochzeitfeier, als sich Alexander zu Persepolis mit der Tochter des Darius vermählte, unter anderen Intermezzi und Tafelbelustigungen auch indische Gaukler die Gäste durch ihre Kunststücke unterhielten. In der Kasteneintheilung der Indianer machen die Gaukler eine eigene Unterabtheilung, und da werden diese Künste von der frühesten Kindheit an bis zur bewundernswürdigsten Fertigkeit eingeübt. Aus der Beschreibung, die wir bei den neuesten Reisenden über diese Kunstfertigkeiten finden, geht deutlich hervor, daſs unser Madrasser Aequilibrist, gewiſs einzig in Europa, doch in seinem Vaterlande leicht einer der untersten sein dürfte und noch manchen Meister über sich habe. Es sei gestattet, aus den Berichten eines glaubwürdigen Augenzeugen, die in einem unter uns viel zu schnell vergessenen, wahrhaft classischen Werk über die Hindus und ihre Sitten uns mitgetheilt werden **), Einiges in's Gedächtniſs zurückzurufen.

Zuerst wird im Allgemeinen bemerkt, daſs die Indier ihren Körper von Jugend auf nicht so sehr in Kleidung einzwängen und sich weit mehr im Laufen, Springen u. s. w. körperlich ausbilden als die Europäer, wodurch sie eine unglaubliche Leichtigkeit und Schnelligkeit erhalten. Nun vergleicht er die männlichen und weiblichen Stangenkletterer und Seiltänzer der Indier mit den unsrigen und zeigt, bis zu welcher unglaublichen Schaustellung so Männer als Weiber es dort bringen, was in einem eigenen colorirten Prospect (No. 6.) des Paradeplatzes des Fort St. George uns vor's Auge gebracht wird. Nun kommt er auf die eigentlichen Gaukel- und Taschenspielerstreiche. „Sie stecken sich", heiſst es hier, „eine zweischneidige Degenklinge, von 2 bis 2½ Fuſs lang, deren Spitze und Rand jedoch stumpf ist, durch den Hals

Codex, T. VI. p. 92. ed. Ritt., Alles beigebracht. Man vergleiche auch P. E. Müller's Comm. de genio aevi Theodosiani Part. II. p. 89 ff.

*) Aelian V. H. VIII, 7., wo Perizon die indischen Gaukler wohl hätte dulden sollen.

**) Briefe über Ostindien, geschrieben aus diesen Ländern von C. C. Best, Hauptmann bei den hannöver'schen Truppen in Ostindien, herausgegeben von K. G. Küttner, mit colorirten Abbildungen und Prospecten (Leipzig. Göschen. 1807, in 4.). Wir haben im Teutschen kaum etwas Gründlicheres und Anschaulicheres. Die hier angeführte Stelle befindet sich im 19ten Briefe S. 135—139.

in den Magen, oder winden eine verschlungene Haartour aus dem Magen wieder heraus. Sie nehmen ferner einen kleinen, krummgebogenen Stab von Eisen, der an dem einen Ende in zwei gabelförmige Haken ausläuft und stecken dieses doppelhakige Ende durch beide Nasenlöcher, so dafs die Spitzen aus dem Munde wieder herausstehen, an dem andern breiten Ende des Eisens aber, welches aufserhalb der Nasenlöcher emporsteht, befestigen sie ein Band, woran einige Schwärmer fest gemacht sind. Sie zünden hierauf die Schwärmer an und indem diese mittelst des Rades herumlaufen, verursachen sie eine solche Erschütterung, dafs dem Taschenspieler oft das Blut aus Mund und Nase hervordringt". Nun kommt eine Beschreibung des Balancirens mit den Stäbchen und Fähnchen, welches unser Aequilibrist die Evolution mit der Pagode und mit dem Sonnenschirm nennt, und die Uebung mit dem Kreisel, nur dafs jene Gaukler in ihrem Vaterlande arme Schlucker sind gegen unseren Wundermann aus Madras, indem jene alle ihre Habseligkeiten und Werkzeuge in einem Sacke bei sich führen und statt der Glöckchen nur Kapseln von Nufsschalen haben. Nun das wirklich, aus der Nähe betrachtet, sehr unterhaltende Kunststück, welches unser Virtuos das Gleichgewicht mit den Vögeln nennt, wo er sie mit einer auf die Zunge und Lippen gesetzten Röhre herunterschiefst. Dagegen fehlt hier noch zum Theil die in Indien geübte Fertigkeit, dafs, während der Aequilibrist ein Stäbchen, ein Fähnchen nach dem andern herunterzieht, er mit dem Munde und der Zunge mehrere kleine Perlen auf ein Pferdehaar reiht, ohne Zuthun der Hände. Auch das Kunststück mit dem Werfen von vier metallenen Kugeln in der Gröfse eines grofsen Apfels erzählt Best gerade so, wie wir es sehen, und gibt uns (Taf. XIII. Fig. 40.) das auch im Bilde. Nun schliefst aber Best den ganzen Satz folgendermafsen: „Auch balanciren sie eine steinerne Kugel von der Gröfse einer achtundvierzigpfündigen Kanonenkugel auf Armen, Händen und Rücken, wohin sie solche mit vieler Geschicklichkeit zu werfen wissen". Unser Aequilibrist treibt das Spiel, laut allen Ankündigungen, mit einer vierzehnpfündigen Kugel.

XXVII.

Das indianische Gauklerpaar.

— Während bei solchen *) Darstellungen die gemeine Schaulust nur gafft und mancherlei Geklatsch treibt, erfreut sich der gebildetere Zuschauer der hier so ziemlich hervortretenden körperlichen Vervollkommnungsfähigkeit bei'm Menschen. Die Hand ist das menschlichste Werkzeug. Wer nun aus seinem ganzen Körper Handhaben hervorruft, ist doch im sinnlichen Kreis auch etwas mehr als ein Alltagsmensch. — Freilich gibt es hundert Stufen auf dieser Leiter. Wir haben bei einer früheren Veranlassung in diesen Blättern schon aus griechischen und römischen Scribenten die Wunder der alten Gaukelkünste berührt **) und bemerkt, daſs Alles, was uns jetzt geboten wird, nur Kinderspiel dagegen sei. Indeſs mag man es in China und an der Küste von Koromandel wohl auch heute noch etwas weiter gebracht haben. Wenigstens war jener Chinese in Neapel, von dem uns ein Augenzeuge berichtete, daſs er, einen achtelligen Stab, mit Buckeln beschlagen, in's Freie hinstellend, an ihm in freiester Bewegung hinaufkletternd und sich dann auf ein Tellerchen, das auf dessen Spitze stand, schwingend, endlich mit dem Kopfe unterwärts auf jenen Teller

*) Der erste Theil dieses Aufsatzes beschäftigte sich mit der Beschreibung der Leistungen des indianischen Gauklerpaars und blieb, als dem Zwecke dieser Sammlung fremd, hier weg. S.

**) Immer bleiben die Stellen aus Manetho's Apotelesmaticis, aus Manilius und Firmicus, wo diesen Gauklern das Horoskop gestellt wird, die lehrreichsten. Beckmann macht davon in der interessanten Sammlung über die Taschenspieler in der „Geschichte der Erfindungen", IV, 55—118., keinen Gebrauch. Er kennt auch die Collectaneen in den Casaubonianis nicht. Wollte Jemand eine Geschichte der ganzen Ἀγύρτεια schreiben, so müſste Alles von der seit Jahrtausenden in Hinter- und Vorderasien, vom Ganges bis zum Orontes einheimischen, religiösen Jonglerie abgeleitet und dabei die orgiastische (auch wohl fanatische) und magische oder Orakel-Jonglerie unterschieden werden.

sich aufstützend, mit den Füfsen in die Luft gaukelte, ein Meister aus der alten Schule. Was uns die Brüder Samme jetzt aufzutischen beliebten, gehört im Sinn der antiken Agyrten (so hiefsen diese Menschen bei den Griechen in allgemeinster Nomenclatur) durchaus nur zu leichten Vorspielen (Progymnasmen) der Kugler und Schwinger auf der Bühne, deren Wunder Quintilian berührt *).

Bei dem Werfen der metallenen Kugeln in den verschiedenartigsten Schwingungen und Richtungen, wovon wir jetzt Augenzeuge waren, ist uns die Erinnerung an jene, von den Griechen zu einer unglaublichen Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit gesteigerten Kugel- und Ballspielübungen **), die in die ältesten Zeiten hinaufsteigen und die wir schon in den Gesängen der Odyssee finden, wieder recht lebendig geworden. Es liefse sich darüber mit Wort und Abbild ein recht unterhaltendes Büchelchen schreiben. Schon lange haben wir uns gewundert, dafs statt anderer Ballets und zierlicher Tänzerkünste von unseren reizbegabten Fufsvirtuosinnen in den Städten, wo ihre Fertigkeit mit Gold aufgewogen wird, nicht lieber einmal der echte Nausikaatanz mit aller antiken und — modernen Grazie aufgeführt wurde. Die holdselige Prinzessin Nausikaa ist mit ihren Dienerinnen und Gespielinnen aus der Stadt an den Strom gegangen, um dort die Gewänder zu waschen. Man ärgere sich nur nicht über diese Homerische Einfalt, wo Königstöchter die Wäsche selbst besorgen, und erinnere sich, dafs, beglaubigten Ueberlieferungen zu Folge, einst auch eine hohe sächsische Ahnenfrau, die Kurfürstin Anna, auf dem Ostra-Vorwerk zuweilen ein Auge auf die damaligen Hof- und Leibwäscherinnen gehabt haben soll. Doch diefs im Vorbeigehen! Der frohe phäakische Mädchenschwarm kann der Ver-

*) Quintilian X, 7. 11. p. 201. Spald. erläutert die Fertigkeiten, die durch blose sinnliche (Quintilian nennt sie irrationalis) Einübung erworben werde, durch die miracula in scenis pilariorum et ventilatorum. Pilarii sind also die Kugler im weitesten Sinne, wohin ganz eigentlich das Werfen und Auffangen glänzender oder schwerer Kugeln, wie wir es jetzt sehen, gezählt werden mufs. Die Ventilatores haben es mit Balanciren und Aequilibristen-Künsten zu thun.

**) Nicht ohne Ursache hatte jede vollkommene Palästra auch ihre besondere Abtheilung für die zwanzig verschiedenen Arten des Ballspiels, ihr Sphäristerium. Man sehe zu Vitruv V, 11. Wie viel liefse sich dem Hieronymus Mercurialis und den Citaten, die schon vor siebenzig Jahren J. A. Fabricius in seiner Bibliographia antiquaria p. 985. zusammenstellte, noch anfügen. Doch davon ist schon in einem früheren Aufsatze in der Abendzeitung von 1811 die Rede gewesen.

suchung nicht widerstehen, auf dem einladenden Wiesenplane sich dem Tanz und Ballspiel zu überlassen.

Aber nachdem sie gewaschen und jeglichen Flecken gereinigt —
Tanzeten sie mit dem Ball, nach abgelegeten Schleiern.
Aber die blühende Fürstin Nausikaa hob den Gesang an *).

Vergleicht man damit die zweite Stelle, wo zwei phäakische Jünglinge den purpurnen Ball tanzend gegen einander wirbeln (Odyssee VIII, 371 ff.), eine Scene, die schon Canova werth fand, ein Relief danach zu entwerfen, und erinnert man sich an die Künste, womit man Bälle mit zwölf verschiedenfarbigen Leder-Segmenten verfertigte **), die vielleicht schon prismatische Farbenkugeln waren, so wird es weder alterthümelnd, noch phantastisch gescholten werden, wenn wir die regelrechte Einübung eines solchen Nausikaaballets in Verbindung mit dem farbigen Kugel- oder Ballspiel zu einer Zeit, wo man, vom Alten übersättigt, bis nach Indien und China nach neuen Gegenständen auf die Jagd geht, unseren Theaterintendanten und Balletdirectoren recht dringend empfehlen, und dann hätte die Gauklerschau doch noch zu etwas Besserem geführt.

---

*) Odyssee VI, 63 — 103. Wir wagen übrigens dem ehrwürdigen Altmeister Voſs, dessen Uebersetzung wir hier benutzen, vorzuschlagen, im letzten Vers lieber zu setzen: Führte den Vortanz. — Denn sie ist Vortänzerin und μολπή ist schon im Homerischen Sprachgebrauche jedes Entretainement im Tanz, Spiel und Gesang. Bei'm Ballschlagen mochte doch das Singen wohl seine eigene Schwierigkeit haben.

**) Es sind die δωδεκάσκυτοι σφαῖραι in Plato's Phädon c. 54., wobei schon Wyttenbach auf Jacobs's Commentar zur Anthologie T. VII, p. 93. verweis't. Für die Licht- und Schatteneffecte, die ein solches Ballspiel haben kann, ist die Stelle in Apollonius Rhodius I, 135. von Amor's Spielball merkwürdig.

XXVIII.

Der Taschenspieler.

Uebersetzung eines Briefes des Alciphron.

Jeder Zuschauer hat seinen eigenen Augenpunkt. Als ich am 20. Januar der Abendunterhaltung des Tausendkünstlers Bartolomeo Bosco, das heifst einem Augen- und Ohrenschmause beiwohnte, zu dem ich alle meine Mitbürger eingeladen haben will — denn auch von ihm steht geschrieben:

er ist ein Finger- und ein Zungenheld;
er wäre nichts, wär' er nicht beides gleich! —

so fragte ich mich, wie immer: was haben die Alten darin geleistet? Man würde, wären auch nicht die ausdrücklichsten Zeugnisse dafür vorhanden, sich aus der gymnastischen Fertigkeit, womit sie ein sechsfaches Ballspiel zu vereinigen wufsten (die Sphäristik der Griechen und Römer), auch auf die gewandteste Behendigkeit in diesem Gaukelspiele schliefsen können. Allein wir wissen auch aus alten Schriftstellern zur Genüge, dafs ihnen weder die Sache, noch die Benennung dazu fehlte *), und sind vollkom-

---

*) Das ganze Feld der Jonglerie zerfiel in der alten Welt in mehr als ein Dutzend Unterabtheilungen. Der grofse Jos. Casaubonus wollte ein besonderes Buch davon schreiben. Der gelehrte Jos. Christ. Wolf in Hamburg gab zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus den in der Bodleyanischen Bibliothek bewahrten Papieren die Collectaneen dazu heraus in den Casaubonianis p. 51—56. Die Classe, von welcher hier zunächst die Rede ist, die eigentlichen Becherkünstler (escamoteurs, von einem aus commutare verdorbenen Worte, welches noch im Spanischen comodar vorhanden ist, s. Menage, Dict. Etym. p. 289) hiefsen bei den Griechen ψηφοπαίκται (s. Casaubon. zu Athen. I, 15. oder p. 154. Schweigh.), bei den Römern pilarii, Kugelwerfer (Quintilian X, 7. 11. mit Burmann's Anmerkung). Wem mehr zu wis-

men berechtigt, daraus zu schliefsen, dafs sie es auch hierin zur höchsten Virtuosität gebracht haben. Da aber eine gelehrte Ausführlichkeit in diesem Blatte weder gewünscht, noch geduldet werden dürfte, so sei es mir nur gestattet, einen Brief des Sophisten Alciphron hier in der Uebersetzung mitzutheilen, welcher uns die Künste eines eigentlichen Becher gauklers [cauculator in der Latinität des Mittelalters, woher unser Gaukler *)] auf's Lebendigste schildert. Ein Bauer schreibt da seinem Nachbar **), dafs er seinen Esel, mit Feigenmassen beladen, nach Athen getrieben habe und, bis diese verkauft worden, von einem Bekannten in's Theater geführt worden sei, wo er nach anderer Wunderschau auch etwas gesehen, wobei ihm der Athem und die Rede ausgeblieben sei. Hören wir ihn nun selbst: „Da trat auch Einer auf dem Theater hervor, der setzte ein dreifüfsiges (also überall durchschaubares) Tischchen vor sich hin mit drei kleinen Näpfchen ***). Un-

---

sen gelüstet, wird in Beckmann's Geschichte der Erfindungen (IV, 55—115) volle Befriedigung finden.

*) Das griechische Wort caucion, ein Schüsselchen, wurde das Stammwort eines im Mittelalter gewöhnlichen Wortes cauculator, welches, von einem Taschenspieler gebraucht, in den Capitularien Carl's des Grofsen vorkommt, wo derselbe Kirchenbann, der in der Kirchenversammlung zu Chalcedon gegen die Magier und Zauberer ausgesprochen wurde, vom Kaiser Carl wiederholt wird gegen die cauculatores et incantatores. S. du Cange, Gloss. med. Latin. s. v. und Saumaise zu den Script. H. Aug. T. I. p. 668. Und diefs ist die einzige wahre Ableitung (nicht von jocularis, woven allerdings jongleur abstammt) des teutschen Gaukler, des englischen juggler u. s. w. S. Adelung.

**) Alciphron, Epist. III. 20. p. 70. ed. Wagner. Diese Briefe verdienen als charakteristische Skizzen der Athenischen Lebensweise, meist aus den verloren gegangenen Dichtern der neuen Comödie, Menander, Philemon u. s. w., entlehnt, eine gute teutsche Uebersetzung mit einem zweckmäfsigen Commentar.

***) Eigentlich Essignäpfchen. Denn das bedeutet eigentlich das hier gebrauchte Wort παροψίς, welches bei Erwähnung dieser Gaukeleien Seneca in den Briefen ep. 45. p. 132. Schweigh. durch praestigiatorum acetabula et calculi ausdrückt. Die Alten bedienten sich zu ihren Fischen (ὄψον) nur einer Sauce, die mit den Eingeweiden gewisser marinirter Fische mit Essig versetzt (garum, oxygarum) zubereitet wurde. Sie tauchten den vorher schon ganz entgräteten Fisch mit den Händen — Messer und Gabeln kannten sie nicht — in diese Sülznäpfchen, wovon jeder Gast eins neben sich stehen hatte. Daher das Wort παροψίς als Schüsselchen, welches neben dem Fische steht, dasselbe heifst. So ist auch die Schüssel zu verstehen, die bei der Erzählung

ter diese verbarg er kleine, weifse, kugelrunde Steinchen, wie wir sie am Rande der Giefsbäche zu finden pflegen. Anfangs deckte er über jedes ein Schüsselchen; dann zeigte er sie uns alle zusammen unter einem und bald waren sie alle verschwunden und im Augenblick hatte er sie im Munde und schlang sie hinab. Jetzt stellte er die, welche ihm am nächsten standen, vor sich hin und zog die Kügelchen dem Einen aus den Nasenlöchern, dem Anderen aus den Ohren, dem Dritten aus dem Kopfe hervor und sogleich waren sie alle wieder verschwunden. Das ist der ärgste Diebsgesell, der es mit den berüchtigtsten Gaunern aufnehmen könnte. Möge nie eine solche Bestie in meinen Bauerhof kommen. Denn dann hiefse es: gute Nacht, Haus- und Ackergeräth!"

So weit der Brief. Man vergesse dabei nur nicht, dafs hier eine ehrliche Haut, ein einfältiger Maulaffe vom Lande spricht. Wie leicht wäre es gewesen, hier auch den Feuerspeier, den Wasser-, Milch- und Weinauspumper aus allen Gliedern, den Stiefel- und Schuhverschlucker, die eisenharten Köpfe, auf welchen man Nägel hämmert, auftreten zu lassen, die alle in alten Schriftstellern vorkommen. Nur um der Vergleichung der seltenen Kunstleistungen willen, die jetzt Bosco in Dresden uns vorzaubert, mit jener alterthümlichen Virtuosität sei es mir gestattet, noch auf folgende Umstände aufmerksam zu machen. Die Gaukler des Alterthums zeigten ihre Fertigkeit dem sie umsitzenden, von allen Seiten sie beobachtenden und von blöden Augen und Augengläsern noch nichts wissenden Volk auf dem Theater, also am hellen Tage, unter freiem Himmel, wie damals alle Theatervorstellungen stattfanden. Bosco spielt in einer ganz bedeckten Bude bei Nacht, meist hinter einem behangenen Tische, auf einer dreimal abgestuften, mit mehr als fünfzig brennenden Wachskerzen blendend beleuchteten Bühne, umgeben von einem Apparat, der nicht blos zum Aufputz, sondern auch zur täuschenden Ablenkung des beobachtenden Forscherblicks bestimmt zu sein scheint. Zweitens mufsten die alten prestigiditateurs (um uns des volltönenden Wortes zu bedienen, welches der bei uns jetzt erscheinende Conciliateur wohl nur im Scherz statt prestiginteur ausprägte) auf alle so wirksamen Knalleffecte verzichten, welche unser Bosco mit der Handhabung seiner Pistolen so geschickt einzuflechten versteht, so wie auf alle Kartenkünste, da die Karten, um einem blödsinnigen König die Zeit zu vertreiben, noch nicht erfunden waren. Drittens findet sich keine Stelle bei den Alten, woraus geschlossen werden könnte, dafs jene classischen Gaukler kleine und erwachsene Gehilfen in Sold und Dienst gehabt hätten. Diefs soll indefs unserem unver-

---

vom Abendmahle im Neuen Testamente vorkommt. Natürlich waren diese metallenen Näpfchen am leichtesten zu haben und also auch für jeden anderen Gebrauch in Bereitschaft.

gleichlichen Wundermanne im Geringsten nicht zum Nachtheil gesagt sein. Denn wenn auch Alles, was er mit unerschöpflicher Neuheit uns bei jeder neuen Vorstellung preisgibt, auch schon bei Anderen seiner Zunft einzeln eben so gut, ja vielleicht noch vollendeter zu sehen gewesen wäre, so ist doch das Beisammensein von Allem in so seltenem Verein höchst ergötzlich; die leichte Gewandtheit und behagliche Fröhlichkeit, womit Alles vor unseren Augen abgethan wird, wahrhaft anmuthig (denn auch in dieser niederen Sphäre der Kunst ist die gröfste Kunst die, alle Kunst völlig zu verbergen); die Gruppirung vieler aus einander hervorgehender Kunstgriffe und Täuschungen ganz dramatisch; und endlich die ganze Darstellung des Menschen selbst, sein zierliches Händespiel, die Lebendigkeit des ganzen Vortrags und die Demonstration so ganz entfernt von aller marktschreierischen Aufdringlichkeit und Grofssprecherei, dafs wir recht wohl begreifen, wie ein so geübter und feiner Mann in die Säle der Grofsen eingeladen, in den Hauptstädten des Nordens mit unersättlicher Schaulust aufgenommen und bei seiner Wiederkehr an Plätze, wo er früher schon bewundert worden war, immer neu sein konnte. Der indische Jongleur, der vor acht Jahren hier auf beiden Theatern die Zuschauer aus allen Ständen befriedigte, ist neuerlich in Copenhagen getauft worden und hat sich verheirathet und zur Ruhe gesetzt. Bosco sollte seine Laufbahn mit einer Autobiographie beschliefsen und seine Schicksale uns selbst erzählen. Wie viele Abenteuer würde er uns zu berichten, wie viel mit dem harmlosesten Verrath uns zu enthüllen haben! Schwerlich wird er es indefs, mag ihm auch noch so mancher Kranz geflochten worden sein, dahin bringen, wohin es der Kugelpraktikant Theodoros, laut Berichts bei'm Athenäus, gebracht haben soll, von dessen Künsten die Bewohner von Histiäa (dem jetzigen Oreo auf Negropont) so entzückt wurden, dafs sie ihm auf ihrem Stadttheater eine Bildsäule aus Bronze setzten, die eine von den Kugeln, den Werkzeugen feiner Kunstfertigkeit, in der Hand hielt *). Unser kluger Landsmann aus Italien würde es ja wohl vorziehen, eher sich selbst als sein Bronzebild vergolden zu lassen!

*) S. Athenäus I, 15. c. 34. p. 71. Schweigh.

Siebente Abtheilung.

Aufsätze vermischten Inhalts.

I.

Ueber die Erfindung des Nilpapyrs und seine Verbreitung in Griechenland.

Es ist vorauszusehen, dafs die von einem unserer scharfsinnigsten Kritiker auf's Neue in Untersuchung gebrachte und durch seine eigenen Erläuterungen gröfstentheils auch beantwortete Frage, ob Homer in jener frühen Jugendperiode des ionischen Griechenlands, wohin ihn das Alterthum zu versetzen pflegt, sich zur Aufbewahrung seiner Gesänge schon der Schreibekunst bedienen konnte, — auch eine neue allgemeine und strenge Revision aller zur griechischen Paläographie gehörigen und seit länger als drei Jahrhunderten mit dem anhaltendsten Fleifse, aber mit sehr verschiedenem Erfolg angestellten Untersuchungen einleiten und beschleunigen mufs.

Die Frage: wann wurde das gewöhnlichste und wohlfeilste Schreibmaterial des Alterthums, das aus den Häuten einer Schilfstaude zubereitete Papyr, von den Sumpfgestaden des Flusses, der dieses Gewächs säugte und das daraus bereitete Papier leimte, zuerst nach Griechenland gebracht und dort allgemein gebräuchlich? — diese Frage ist bei Weitem die wichtigste und vielumfassendste unter allen, die hier in Anregung gebracht werden können. Denn so lange dieses Schreibmaterial den Griechen noch unbekannt, oder wenigstens dessen Gebrauch bei ihnen noch nicht allgemein angenommen war, so lange war es auch mit der Verbreitung und Vervielfältigung solcher Schriften, welche einen gröfseren Umfang und eine vielseitigere Ausdehnung hatten, bei der damaligen Art, auf Thierfelle, eben so wie auf Wachstafeln, Buchstaben mit dem Griffel einzugraben *), eine sehr mühsame und ungewisse Sache. Kurz,

*) Man darf sich nur daran erinnern, dafs alle alte Bilder- und Buchstabenschrift wahrscheinlich viele Menschenalter hindurch erst mit Griffeln eingegraben wurde, ehe man mit Hilfe eines Atraments schreiben lernte. S. Merian in den Mémoires de

selbst Homer's unsterbliche Heldenlieder konnten erst dann den, ihrer Verbreitung so listig entgegenarbeitenden Rhapsoden-Innungen und Singschulen entrissen und durch hinlänglich vervielfältigte Abschriften das allgemeine Elementar- und Sittenbuch Griechenlands werden, als die wohlfeiler anzuschaffenden und schneller zu überschreibenden Papyrusrollen an die Stelle der Thierhäute eingetreten waren *).

Es ist in der That auffallend und ein neuer Beweis, wie wenig oft auch die besprochensten Dinge ganz durchgesprochen und auf's Reine gebracht sind, daſs bei den so mannichfaltigen und immer wieder auf's Neue angeknüpften Untersuchungen über die wahre Beschaffenheit der Papyrusstaude und des daraus verfertigten Papyrs der Alten gerade dieser Punkt, wann denn eigentlich die Griechen dieses nilotische Product für ihr Schreibbedürfniſs kennen lernten, — entweder ganz übersehen, oder mit der gröſsten Oberflächlichkeit behandelt worden ist. Denn seit

---

l'Ac. de Sc. de Berlin 1789 p. 519 f. So muſsten also auch die διφθέρα oder Thierfelle, worauf man vor der Erfindung des Papyrs Schrift einzeichnete, einen Wachsüberzug oder Firniſs haben, worin man die Buchstaben einkratzte oder eingrub. Alle Buchstabenschrift auf Fellen war also damals noch eine Art linearischer Malerei, wie man sich auch die Monogrammen in der enkaustischen Malerei zu denken hat. S. Riem, über die Malerei der Alten. f. VII, p. 114 ff. Daher hieſs nach einem Provinzialismus ein Schreibmeister, der den Knaben auf solchen Fellen die Schriftzüge lehrte, διφθεράλοιφος, daſs heiſst wörtlich ein Fellüberschmierer, weil er die verunglückten Schriftzüge seiner Schüler leicht mit einer neuen Masse überzog. S. Hesychius T. I. c. 1010. 24. und Hemsterhuys zum Pollux X, 57. p. 1214. Man kochte, um diesen Wachsfirniſs zu bereiten, das Wachs mit Oelhefen (amurca); s. die Scholien zum Theokrit VII, 107, und die Masse selbst hieſs μάλθη. Dieses Eingraben auf die gewichste Oberfläche der, wahrscheinlich nur auf der innern Fleischseite geglätteten Thierfelle hatte also natürlich seine groſsen Schwierigkeiten, und das Bücherabschreiben konnte dabei keine groſsen Fortschritte machen. Und so blieb es mit der Benutzung der Felle zum Schreiben bis zur 148sten Olympiade, wo Eumenes II. zu Pergamus, wegen des ägyptischen Papyrverbots und der literarischen Eifersucht der Alexandriner, die so manchen sonderbaren Auftritt erzeugte, (s. Heyne, Opusc. Acad. T. I. p. 130 ff) das erste Pergament erfand. Denn so muſs, wie auch schon Voſs, de arte gramm. I, 38. p. 134. bemerkt, das so sehr angefochtene und doch sehr richtige Zeugniſs des Varro bei'm Plinius XIII, 11. verstanden werden.

*) Wolf, Proleg. ad Homer. p. LX ff.

der durch seine Abenteuer nicht weniger als seine Schriften berühmte Königsberger Botaniker Melchior Wieland sein Visum Repertum als Augenzeuge über diese Pflanze im 16ten Jahrhunderte niederschrieb und in seinem Commentar über die Hauptstelle des Plinius bewies, dafs der alte Varro, wenn er die Erfindung des Papyrs bis in das Zeitalter Alexander's und seiner Namensstadt in Aegypten heruntersetzte, einen unbegreiflichen Zeitverstofs begangen habe, weil schon mehrere Jahrhunderte früher bei den Griechen allgemein von Papyrusrollen (βιβλίοις) die Rede sei, — seit ihm, sage ich *), sind alle neueren Papier-Untersucher, ohne tiefer in die Sache einzudringen, immer nur bei dieser Angabe stehen geblieben **).

Der Vater Montfaucon, der sowohl in einer eigenen Abhandlung, als auch in seiner Schrift über die Paläographie der Griechen ***), manches hierher Gehörige gesammelt hat, begnügt sich, Wieland's Citate in seiner Manier vorzutragen, und beschäftigt sich, so wie die gelehrten Benediktiner in ihrem Lehrgebäude der Diplomatik †) fast allein nur damit, zu zeigen, dafs das ägyptische Papyr bis zum 9ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gebraucht worden sei. Caylus, dessen Abhandlung in den Aufführungen über diese Materie gewöhnlich voran steht ††), fertigt uns

---

*) M. Wieland (in der allgemeinen Latinisation seines Zeitalters Guilandinus genannt) veranstaltete die erste Ausgabe seines Papyrus, sive Commentarius in tria Plinii de Papyro capita, zuerst zu Venedig 1572, in 4. Salmuth gab sie zu Amberg 1613 in 8. wieder heraus, wo sich die hier angeführte Stelle S. 34 ff. befindet. Jos. Scaliger, der eine heftige Antikritik gegen Wieland geschrieben hat, in Scaligeranis secundis p. I. ff. gibt doch über diesen Punkt auch weiter keine Berichtigung, und Saumaise ad Script. H. A. T. II. p. 698 ff., der auch Scaliger nicht verschont, übergeht ihn ebenfalls mit Stillschweigen.

**) Dem Register, das schon Fabricius, Bibliograph. Antiqu. p. 957 gibt, hat weder Baumgarten zur Allgem. Weltgesch. Th. I. Not. 263, noch Wehrs, vom Papier Th. I. S. 58 ff., die beide den Fabricius geplündert haben, etwas von Bedeutung hinzuzusetzen gewufst.

***) Sur la plante appelée papyrus et le papier d'Egypte, in den Mémoires de l'Acad. d. Inscript. T. VI, p. 594 ff. und in der Paläographie p. 15.

†) Th. I. S. 509 ff. Teutsch. Ausg.

††) Mémoires de l'Acad. d. Inscript. T. XXVI. p. 267 ff. Uebrigens ist in botanischer und mechanischer Rücksicht das, was Caylus hier theils selbst, theils aus den Papieren des Jussieu gibt, bei Weitem das Gründlichste, was bis jetzt darüber geschrieben ist.

sogar mit dem Bescheide ab, dafs über das Alter des Papyrgebrauchs der vorbemeldete Guilandinus Alles schon zur Richtigkeit gebracht habe. Selbst durch die neuesten Untersuchungen über diese Materie hat der Punkt, der uns hier der wichtigste ist, nicht die geringste neue Aufklärung erhalten. Der edle Ritter Landolina zu Syracus hat zwar neuerlich weder Mühe noch Unkosten gescheut, aus dem cyperus papyrus, wie er ihn in den Quellgewässern am Anapus unweit Syracus fand, eine Masse zuzubereiten, die dem nilotischen Papyrproduct des Alterthums völlig gleich sein soll, wiewohl sich auch dagegen vielleicht noch sehr erhebliche Zweifel vorbringen liefsen. *). Allein von antiquarischen Untersuchungen der Art, wie wir sie hier angestellt zu sehen wünschten, war bei dem in so vieler Rücksicht achtungswürdigen Syracusischen Alterthumsforscher bis jetzt **) wohl

---

*) Wir kennen diese Wiedererfindung aus Bartels's Briefen über Calabrien und Sicilien Th. III. S. 69 ff. Aber der Zweifel, — der schon damals, als Bartels die erste Nachricht davon in der Göttinger Akademie der Wissenschaften vorlas, von Kennern gegen die Echtheit dieser Erfindung aus dem Grunde gemacht wurde, weil nach des Ritters Landolina Manipulation die Worte des Plinius: praeparantur (e papyro) chartae, diviso acu in praetenues sed quam latissimas philyras, keinen Sinn haben, da Landolina den dünnen Bast mit einer Nadel zu trennen unmöglich fand, und er also die Markmasse mit einem feinen Messer nur in dünne und lange Scheiben (liste) zerschneidet, — ist bis jetzt noch nicht widerlegt. Bartels ist so gütig gewesen, mir die eigenhändige Beschreibung des Ritters mitzutheilen, woraus ich sehe, dafs er sich in der schwierigen Stelle durch eine Verbesserung zu retten sucht, und statt diviso acu, diviso scapo lesen will. Allein dieses ist eben so unstatthaft als die Behauptung, die Worte liber, philyra, corium, scheda, tabula und plagula wären durchaus synonym in jener Stelle und bezeichneten schlechtweg eine jede ebene Masse. Es heifst in diesem Berichte unter Anderem: nel fusto del papiro non essendovi affatto legno per resistere alla forza del ago (aber dieses bedürfte es auch nicht, wenn man nur diese Nadel, die die Alten ohne Zweifel defshalb acum discriminalem nannten, geschickt zu brauchen wüfste, oder die rechte Papyrpflanze hätte) non possono dalli lati suoi separarsi le membrane tutte all' intorno, le quali — formano nel Papiro una sola uguale massa che da Plinio liber fu detta impropriamente. Gerade in dieser letzten Behauptung liegt der Betrug. Caylus verstand diefs weit richtiger.

**) In der vor mir liegenden Abschrift der rilazione del papiro Siracusano des Ritters Landolina, die er an die Academici d'Ercolano nach Neapel geschickt, ist zwar mehrmals von einem eige-

schwerlich die Rede. Die scharfsinnigsten Forschungen und Vergleichungen hat der gelehrte Däne Schow bei der Untersuchung einer alten, zu Gize in Aegypten gefundenen und im Borgianischen Museum zu Veletri aufbewahrten Papyrusrolle neuerlich angestellt *). Aber auch er beschäftigt sich in der sachreichen Vorrede zu dieser Kanalgräberrolle mehr mit der eigentlichen Textur und dem merkantilischen Gebrauche des Nilpapyrs, wie er es unter den Händen hatte, als mit einer kritischen Sichtung der Stellen, wo bei den Alten von der ersten Bekanntschaft der Griechen mit dieser Erfindung einige Spuren vorkommen könnten.

Man mufs aber hierbei, um gegen alle diese eben genannten Alterthumskenner nicht ungerecht und anmafsend zu erscheinen, wohl bemerken, dafs die Griechen selbst, so weit wir hierüber in den noch vorhandenen Schriften Zeugnisse erwarten können, so gut als gar keine bestimmte Nachricht über die Einführung dieses Schreibmaterials ertheilt haben. Die Hauptstelle bei'm Herodot (V, 58), wo es heifst, die Ionier hätten in früheren Zeiten aus Ermangelung des Nilpapyrs auf Schafund Ziegenfelle geschrieben, läfst uns über den Zeitpunct, wann dieser Mangel des Nilpapyrs aufgehört habe, in völliger Ungewifsheit. Und in der That, wenn wir uns nur einen Augenblick an die, zum Theil mit grofser Heftigkeit von den Urkundensammlern unserer Tage geführten Streitigkeiten über das Alter unsers Lumpenpapiers erinnern und bedenken, dafs, ungeachtet aller Hilfsmittel, die uns bei diesen neueren Forschungen über eine neuere Erfindung zu Gebote stehen, noch immer der Fall nicht allein möglich, sondern auch wahrscheinlich ist, dafs ein rastloser Forscher, wie der Hr. v. Murr, vielleicht heute noch ein älteres Lumpendocument, als das von Kaufbeuern vom Jahre 1318, dem Mottenfrafs irgend eines Archivs oder einer Klosterbibliothek entreifse, so werden wir dieses Stillschweigen der glücklichen Bewohner der griechischen Küstenländer, die damals lieber Thaten verrichteten, die des Aufschreibens würdig waren, als über das Alter und die Abkunft der ihnen durch Handelsverkehr zugekommenen Schreibmaterialien mühsame Nachfrage anstellten, wohl auch nicht so hoch anrechnen dürfen. Als die späteren Alexandriner kein Winkelchen der griechischen Archäolo-

nen Werke des Ritters über diese Materie die Rede, wo auch dieser Punct berührt sein könnte, allein von der Erscheinung desselben ist bis jetzt, meines Wissens, noch nichts bekannt geworden.

*) Charta papyracea graece scripta Musei Borgiani Veletris — cum adnotatione critica et palaeographica. Romae 1788. 4. Siehe besonders p. IX. ff. der Vorrede.

gie undurchsucht liefsen, da war die ältere Kunde und Ueberlieferung aus der Jugendperiode Ioniens längst verschwunden; da konnte man allenfalls ein artiges Mährchen erzählen, aber keine historischen Angaben festsetzen.

Die historische Kritik unserer Tage erlaubt dem Alterthumsforscher, der sich ihrer Aufklärungen bescheiden zu bedienen weifs, selbst in jener, durch mehr als ein Jahrtausend von uns getrennten Culturgeschichte der Küstenländer Kleinasiens Muthmafsungen und Zusammenstellungen zu wagen, zu denen sich die später cultivirten Griechen im Mutterlande und ihre näheren Abkömmlinge schon darum nicht erheben konnten, weil sich bei ihnen Alles nur in dem enggezogenen Kreise ihrer unmittelbaren Wirksamkeit und ihres hellenischen Nationalstolzes herumdrehte. Wie konnte auch der auf seine barbarischen Nachbarn verächtlich herabblickende Hellene, welchem Erfindungen und Voräitern zugleich mit Heuschrecken aus dem Mutterlande hervorwuchsen, der allem Ausländischen durch Namensvertauschungen und Mythen sein Nationalgepräge aufdrückte und die Kennzeichen des fremden Ursprungs sorgfältig verwischte *), — auf das Nilpapyr, als eine aufsergriechische Erfindung, einen vorurtheilsfreien, forschenden Blick werfen?

Diese Vorerinnerungen waren vielleicht hier nicht ganz unnütz, wo ich es versuchen möchte, den Griechen selbst die Erfindung des Papyrus, als Schreibmaterials, zuzueignen und eben dadurch den Zeitpunct, in welchem sein Gebrauch allgemein unter den Griechen bekannt und angenommen wurde, genauer zu bestimmen.

Plinius fand bei'm Varro, den er zu seinen Nachrichten über die Paläographie excerpirte, (H. N. XIII, II. s. 21.) dafs der Gebrauch der Leinwand zum Schreiben sehr alt sei und wahr-

---

*) Man erinnere sich nur z. B., wie wenige Spuren von den Factoreien, Erfindungen und Ueberlieferungen, die einst der phönicische Handelsgeist auf dem Inselmeere und Küstengebiete Griechenlands so reichlich aussäete, in den späteren Schriftstellern der Griechen übrig sind. Noch ist, nach Allem, was Mignot in seinen 21 Abhandlungen in den Mémoires de l'Acad. des Inscript. und neuerlich die Resultate einer akademischen Preisfrage zur Aufklärung dieses wichtigen Punctes geliefert haben, hier eine schöne Nachlese übrig. Besonders würden die Mythen der Venus, des Mercur, der Dioskuren und des Hercules, abgesondert von den hellenischen Fabeleien, noch manchen unvermutheten Aufschlufs gewähren, ohne dafs man in die Phantasieen eines Bergier, Court de Gibelin, Dupuis und Bryant sich verirren dürfte.

scheinlich über die Zerstörung von Troja hinausgehe. Man hat über diese Leinwandmappen *) allerlei Muthmafsungen gemacht und besonders die auf Leinwand geschriebenen römischen Urkunden dabei in Anschlag gebracht, die in der Erzählung von den Sibyllinischen Büchern und bei'm Plinius selbst mehrmals vorkommen. Allein an diese konnte Varro, wo er von einem so frühen Zeitalter spricht, noch nicht denken. Der älteste Gebrauch der Leinwand zur Schrift wurde wahrscheinlich in Aegypten gemacht. Den Beleg zu dieser Behauptung finde ich in einer ganzen Reihe alter Urkunden, ich meine die mit Hieroglyphen beschriebenen Mumienbandagen, welche bekanntlich aus Kattunleinwand gemacht und, wenigstens zum Theil, Ueberreste des entferntesten Alterthums sind. Die Kattun- oder Byssusfabriken blühten schon zu der Zeit in Aegypten, wo alle Cultur allein noch in den Händen der herrschenden Priesterkaste, und an eine gemeine Buchstabenschrift noch gar nicht zu denken war **). Da die Balsamirer oder Mumisirer selbst zur untersten Klasse des Priesterstammes in Aegypten gehörten, und diese auch die Wickelbänder der Mumien mit den heiligen Characteren zu bemalen hatten, so entstand wahrscheinlich eben dadurch der erste Gedanke, die Hieroglyphen, die man bis jetzt nur auf harte Stein- und Metallmassen eingegraben hatte, mit weit gröfserer Bequemlichkeit auch auf die Byssusleinwand zu zeichnen; und hatten die Priester, aufser den zahlreichen Hieroglyphen-Denkmälern auf Steinen und Mauern, wirklich auch andere Urkunden, worin die heiligen Sagen in Hieroglyphenschrift aufbewahrt wurden, so waren diefs gewifs Byssusrollen oder vielfach zusammengeleimte Kattuntafeln, die sie auf eben die Weise wie die Mumienbänder mit hieroglyphischen Schriftzeichen bemalten. Diefs mufste im Alterthume eine sehr bekannte Sache sein, und so konnte der Polyhistor Varro mit vollem Rechte von einem sehr ehrwürdigen Alter der Leinwand, als Schreibestoff, sprechen, da man, wie bekannt, auch den Byssus unter dieser allgemeinen Benennung begriff.

---

*) Die eigentliche Benennung eines liber linteus war mappa. S. Saumaise zu Script. H. A. T. II. p. 439.

**) Ueber das Alter der Byssusfabriken in Aegypten hat schon Goguet, Origine des Loix T. I. p. 121. abgesprochen. In J. R. Forster's gelehrter Schrift, de bysso antiquorum Lond. 1776, finden sich selbst aus den Mumienbandagen die Belege dazu gesammelt. Ueber das hohe Alter einiger Mumien hat Blumenbach im letzten Theile der Philosophical Transactions verschiedene Winke gegeben, die wohl noch weiter ausgeführt zu werden verdienten. Auch finden sich gewifs mehrere ganz alte Mumien mit wahrer Hieroglyphenschrift. S. Kircher's Oedip. T. III. p. 422 ff. Caylus, Recueil d'Antiqu. T. I. pl. 8. 9.

Wann vertauschten nun aber die Aegypter diese Byssusleinwand, als Schreibmaterial, mit den aus der Papyrusstaude verfertigten Rollen? Oder wann lernten sie den Gebrauch des Papyrus? Höchst wahrscheinlich zu eben der Zeit, da sie die phönicischen oder semitischen Buchstabenzeichen zuerst aufnahmen und nun, aufser den bis jetzt allein von den Priestern geschriebenen und verstandenen Hieroglyphen und der daraus entsprungenen und abgekürzten symbolischen Schrift, noch eine dritte Hauptgattung, die Herodot die gemeine Volksschrift (δημοτικὴν B. II, 36.) nennt, bei'm Verkehr im Handel und Wandel und zu jedem andern Bedürfnifs im gemeinen Leben anzuwenden anfingen. Ich stimme nämlich ohne alles Bedenken der, auf einer Reihe höchst wahrscheinlicher Vordersätze gegründeten Behauptung von Tychsen und Paulus bei, dafs da, wo im Herodot oder in andern alten Schriftstellern von heiliger Schrift und Priesterdenkmälern vor jener letzten Dynastie ägyptischer Könige, auf welche die Unterjochung Aegyptens durch die Perser erfolgte, die Rede sei, diefs nie von einer andern Schriftart als der hieroglyphischen und symbolischen Priesterschrift verstanden werden müsse *), dafs Warburton's und Deguignes's Hypothese von einer früheren, schon vor und zu Moses's Zeiten gewöhnlichen, aus den verkürzten Hieroglyphen selbst entwickelten Buchstabenschrift in unauflösliche Widersprüche verwickle, und dafs alle Buchstabenschrift den Aegyptern entweder unmittelbar von den Phöniciern, die dort sehr alte Handelsetablissements hatten, oder, was Paulus sehr scharfsinnig vermuthet, mittelbar durch die Griechen, die doch auch ursprünglich das phönicische Alphabet durch den Cadmus erhielten, mitgetheilt worden und also unbezweifelt semitischen Ursprungs sei **). So wichtig und folgenreich diese Behauptung auch in an-

*) Die einzige Stelle, wo Herodot unläugbar von der Buchstabenschrift der Aegypter spricht, II, 36, läfst über das Zeitalter, von welchem sie zu verstehen sei, im Zusammenhange selbst nicht den geringsten Zweifel. Alle übrigen Stellen, wo γράμματα auf älteren Denkmälern erwähnt werden, sind von symbolischer Zeichenschrift zu verstehen; nur dafs auch diese wieder in sich selbst verschieden waren, wie aus der übrigens fabelhaften Sage vom Sesostris II, 102. 106 deutlich hervorgeht, wo die αἰδοῖα freilich auch die Stelle der Schrift vertreten und doch noch von der Inschrift verschieden sind. So sind II, 124 die ζῶα ἐγγεγλυμμένα sicher etwas Anderes als die γράμματα II, 136, aber mit den τύποις II, 138, 153 völlig einerlei.

**) Durch das, was Tychsen über die Buchstabenschrift der alten Aegypter in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst Th. VI. S. 1—63, über diese durch Mifsverständnisse aller Art so sehr verwickelte Materie, bemerkt hat, ist hoffentlich die Sache so

derer Hinsicht, und besonders in Beziehung auf die mosaischen Urkunden sein mag, die nun, trotz allen Warburton'schen Sophismen, nicht mehr mit ägyptischer Schreibkunst geschrieben sein können, so viel Licht verbreitet sie auch auf die Untersuchung, in welcher das Alter des Schreibpapyrs in Aegypten, seinem Vaterlande, bestimmt werden soll.

Es liefse sich schon aus der Analogie ähnlicher Veränderungen, wo eine neue Art von Gedanken- und Schriftmittheilung auch die Fabrikation neuer Schreibestoffe zur Folge hatte *), nicht ohne Grund vermuthen, dafs auch bei den Aegyptern, als sie durch Ausländer die Vortheile der Buchstabenschrift kennen gelernt hatten, der Fall gewesen sein müsse, und dafs, wenn irgend eine Periode in der älteren ägyptischen Culturgeschichte Wahrscheinlichkeiten zur Erfindung des Papiers aus der Papyrusstaude an die Hand gebe, es gewifs diese sei. Allein es finden sich noch aufserdem historische Angaben, die nicht allein dieser auf blose Analogie gegründeten Muthmafsung einen weit höheren Grad von Wahrscheinlichkeit, sondern auch der ganzen Hypothese von der Einführung der Buchstabenschrift bei den Aegyptern durch Ausländer Haltbarkeit und chronologische Bestimmung geben.

Herodot, die unerschöpfliche Quelle aller unverfälschter Alterthumskunde, gibt uns auch hier einen sehr dankenswerthen Aufschlufs. In der 27sten Olympiade (ungefähr 671 Jahre vor Chr. G.) tritt in Aegypten die merkwürdige Dodekarchie oder Regierung der 12 Fürsten ein, unter welchen Psammetichus eine glänzende und für die Culturgeschichte Aegyptens äufserst wichtige Rolle spielt. Er hatte mit Hilfe der kleinasiatischen Griechen, die Herodot schlechtweg Ionier nennte, den Sieg über alle seine durch Priestergewalt und Volksbetrug unterstützten Nebenbuhler davon getragen und eröffnete nun aus Dankbarkeit oder vielmehr aus Herrscherpolitik zuerst unter allen ägyptischen Pharaonen den Griechen die Nilfahrt und die Küste von Aegypten, die bis jetzt durch das

---

gut als abgethan, und die daraus folgende Berichtigung der Büttner'schen Tabellen von grofser Wichtigkeit. Auch hat Paulus, sowohl in der von ihm umgearbeiteten Ditmar'schen Beschreibung des alten Aegyptens (Nürnb. 1793 S. 153.) als neuerlich in den archäologischen Beobachtungen über semitische Lesezeichen, Memorabilien Th. VI, S. 105, jenen Bemerkungen noch einige scharfsinnige Winke hinzugesetzt.

*) So entstand durch das Konstantinopolitanische Kanzleiceremoniel eine ganz neue Art von Ausfertigungen und Diplomen. So wurde das eigentliche Druckpapier erst mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts bei der Ausbreitung und Vervielfältigung der Druckereien allgemein, da man vorher nur starkes Schreibpapier bedruckt hatte.

wachsame Priesterregiment allen Ausländern völlig unzugänglich und verschlossen gewesen waren *). „Er gab ihnen", sagt Herodot, „unterhalb Bubastis an der Pelusischen Mündung einen festen Wohnsitz, von welchem sie später Amasis weiter verpflanzte. Sie waren die ersten Kolonisten in Aegypten, die eine fremde Sprache redeten. Psammetichus liefs ägyptische Knaben unter ihnen aufwachsen, damit sie die griechische Sprache lernen möchten, und von diesen stammen noch jetzt alle in Aegypten befindlichen Dolmetscher ab." Diese Dolmetscher müssen sich in der Folge immer mehr ausgebreitet haben und sehr zahlreich geworden sein. Denn Herodot führt sie in einer andern Stelle sogar als eine eigene Kaste und Volksklasse der Aegypter an. Von dieser Zeit an bis zur grofsen persischen Invasion unter dem König Psammenitus (130 Jahre) dauerte der Handelsverkehr zwischen den blühenden Handelsstädten des ionischen, dorischen, äolischen Völkerbundes, den Inseln Samos und Aegina und den Aegyptern, zwar abwechselnd mit mehr oder weniger Einschränkungen, aber doch immer mit sichtbarem Vortheil des fruchtbaren Nilreiches fort **). Ganz besonders war diefs unter dem vorletzten Könige Amasis der Fall. Naukratis am kanobitischen Nilarm wurde die Hauptfactorei aller griechischen Kaufleute ***), in der die listigen Griechen von

*) Herodot II, 152. 154. Nach der Erzählung des Diodor I. 66. p. 77. Wess. hatte er schon vor seinem Siege über die übrigen Fürsten der Dodekarchie den Phöniciern und Griechen die Seeküste, die gerade auf seinen Antheil gekommen war, zum Handelsverkehr geöffnet. Die Schätze, die ihm durch diese Politik zuflossen, erregten den Neid seiner Mitfürsten so sehr, dafs sie ihn gemeinschaftlich angriffen.

**) Alles hierher Gehörige findet man in Heeren's Ideen über die Politik und den Handel der Völker des Alterthums S. 458 ff. mit vielem Scharfsinn zusammengestellt. Ameilhon in seiner Histoire du Commerce et de la Navigation des Egyptiens, sous le règne des Ptoleméens (Paris 1766) p. 26 glaubt, dafs die Griechen selbst zur Vermeidung der Concurrenz mit andern Völkern die Einschränkungen des Psammetichus und seiner Nachfolger veranlafst hätten, und dieses haben auch Andere angenommen. S. ägyptische Merkwürdigkeiten (Leipz. 1787.) Th. II, S. 262. Allein Heeren hat die Sache aus einem richtigeren Gesichtspuncte angesehen. Möchten wir doch bald eine Fortsetzung seines trefflichen und zum Theil nicht hinlänglich gewürdigten Werkes erhalten.

***) S. die Hauptstelle bei'm Herodot II, 178. 179. Die ionische Ueppigkeit wurde mit dem Handel hierher verpflanzt, wovon sich viele Spuren im Alterthume finden. Die ionischen Buhlerinnen

der Eifersucht der mifstrauischen Aegypter zwar lange Zeit eben die Einschränkungen und Bewachungen sich gefallen lassen mufsten, die die Europäer unserer Tage von den Halbbrüdern der alten Nilanwohner, den heutigen Chinesen, zu erdulden haben, am Ende aber doch durch die Begünstigung der aus griechischen Miethtruppen bestehenden königlichen Leibwachen und durch Geschenke sich immer gröfsere Freiheiten und Ausdehnungen ihrer Handelsprivilegien zu verschaffen wufsten.

Wie nun, wenn jene Ionier, denen Psammetichus zuerst den Nil eröffnete und den Auftrag ertheilte, seinen bis jetzt durch die Entbehrung des wichtigsten Aufklärungsmittels, der Buchstabenschrift, absichtlich in Unwissenheit erhaltenen Unterthanen griechische Künste und Sprachfertigkeit mitzutheilen, — ihr ursprünglich phönicisches, aber schon seit einigen Jahrhunderten den Griechen einheimisch gewordenes Alphabet nun auch nach Aegypten verpflanzt und vielleicht nur noch mit den Buchstaben und Vokalzeichen bereichert hätten, die ihnen zur Bezeichnung gewisser, der ägyptischen Sprache eigenthümlichen Laute unentbehrlich schienen? *) Was war natürlicher, als dafs eben diese Ionier, die theils als Lehrmeister der ihnen anvertrauten ägyptischen Knaben, theils als Mäkler und Geschäftsträger der ägyptischen Kaufleute, ein vielfältiges Bedürfnifs eines leicht anzuschaffenden Schreibmaterials empfinden mufsten, sich nach einem einheimischen Product umsahen, das alle diese Absichten vollkommen erfülle, und als sie es in der, in ihrer Nachbarschaft an den Mündungen des Nils häufig wach-

---

machten hier oft, wie die Europäerinnen in Bengalen, ihr Glück. Schon Herodot lobt die ἑταίρας ἐπαφροδίτους dieser Handelsstadt, II, 135. Vergl. Athenäus XIII, 7. p. 596. und Analect. T. II. p. 93. n. V. Die Myrtenkränze hiefsen Naukratiten im Alterthume, Athen. XV, 6. p. 676. A. Die hier bei Canopus wohnenden Ionier brachten Geschmack in die unförmlichen Nilkrüge, die zum Filtriren des Nilwassers gebraucht wurden, und gaben diesen die Gestalt, die wir noch jetzt so oft auf griechisch ägyptischen Denkmälern unter dem Namen Canopen erblicken. Eine Art naukratischer Trinkgeschirre kennt Athenäus, der selbst aus Naukratis gebürtig war, XI, 8. p. 480. E. Die Geschichte dieser Handelsfactorei verdient wohl eine eigene Behandlung.

*) Tychsen, der doch selbst auch die Bekanntschaft der Aegypter mit der Buchstabenschrift in die Zeiten des Psammetichus setzt, am angef. Ort S. 54, würde, wenn ihm die Nachricht des Herodot von den Dolmetschern beigefallen wäre, gewifs nicht den Phöniciern, deren unter diesem König keine besondere Erwähnung geschieht, sondern den Griechen die Ehre dieser Mittheilung zugeschrieben haben.

senden Papyruspflanze wirklich fanden *), nun auch die Aegypter selbst, die sich vorher natürlich nicht darum bekümmert hatten, darauf aufmerksam machten? Und sollte nun wohl die Behauptung so viel Unwahrscheinliches haben, dafs gerade durch dieses wunderbare Zusammentreffen der Umstände das Nilpapyr von Griechen auf ägyptischem Grund und Boden erfunden und auch von ihnen zuerst gebraucht worden sei?

Die gebieterische Nothwendigkeit und der Drang der Umstände, die von jeher den Erfindungstrieb der Menschen weckten und schärften, thaten wahrscheinlich auch hier das Befste bei der Sache. Man denke sich den tiefeingewurzelten, durch alle Kunstgriffe der herrschenden Priesterkaste Jahrhunderte lang unterhaltenen Hafs der gemeinen Aegypter gegen Alles, was neu und ausländisch war. Man denke sich die über Psammetich's Neuerungssucht und Abtrünnigkeit zu den Sitten des Auslands äufserst empörten Priester, die ihren ganzen Einflufs auf die Gemüther des Volks dazu anwendeten, Alles, was die begünstigten Ionier thaten, verdächtig und verhafst zu machen. Ist es wohl zu verwundern, dafs diese ionischen Schriftlehrer und die durch sie unterrichteten ägyptischen Dolmetscherknaben anfänglich der Gegenstand allgemeiner Verachtung waren und in der Folge, ausgestofsen von den Aegyptern, eine eigene Kaste der Dolmetscher bildeten, wenn sie auch wegen ihrer Unentbehrlichkeit und um der Reichthümer willen, die sie sich als Mäkler und Unterhändler so leicht erwerben konnten, bald überall eben so zahlreich als mächtig wurden? **) Nun brauchten sie sowohl bei'm Unterricht als bei'm Handelsverkehr ein Schreibmaterial, das sich nicht allein durch Wohlfeilheit und leichte Behandlungsart, sondern auch als eine Gabe des allbefruchtenden, göttlichen Nils und als ein einheimisches Product den Aegyptern auf der Stelle empföhle. Thierhäute, Schaf- und Ziegenfelle, wie sie gerade damals nach dem Zeugnisse des Herodot in Ionien zum Schreiben gebraucht wurden, mufsten aus

*) Siehe die Hauptstelle bei'm Strabo XVII. p. 1151. B.

**) Gerade diefs ist auch die Vorstellung, die Heeren in seinen Ideen über die Politik und den Handel der alten Welt S. 392 f. von der Entstehung und Fortpflanzung dieser sonderbaren Dolmetscherkaste gegeben hat. Natürlich mufsten, als die Aegypter aufhörten, alle Fremdlinge, auch die Griechen, Barbaren zu nennen, (Herodot II, 158.) und den Hafs gegen die Ausländer immer mehr ablegten, (s. die Hauptstelle des Eratosthenes bei'm Strabo XVII. p. 1154. B) nach und nach diese Dolmetscher, als Kaste, völlig verschwinden, und so ist es wohl zu erklären, dafs kein anderer alter Schriftsteller, der von den ägyptischen Kasten spricht, (s. Wesseling zum Diodor T. I. p. 85, 13.) ihrer erwähnt. Nur der älteste unter ihnen, Herodot, kannte sie noch.

mehr als einem Grunde *) den abergläubischen Nilanwohnern gewissermaſsen ein wahrer Greuel und Abscheu sein. Ziegen und Schafböcke erhielten in mehreren Nomen des ältesten Aegyptens göttliche Verehrung. Wer hatte es gewagt, dort auf die Felle der respectiven Götterrepräsentanten zu schreiben? Auf der anderen Seite wurden Thierfelle von den Priestern und allen denen, die die Priesterdiät befolgten, für unrein gehalten, und weder zu Kleidungstücken, noch zu anderen Bedürfnissen des Lebens gebraucht **). Es wäre also für die Schreibekunst, die damals unter den Aegyptern ungefähr eben die Anfeindungen und Verfolgungen zu bekämpfen hatte, welche die Buchdruckerkunst kurz nach ihrer Erfindung in Paris und Venedig erfuhr, gewiſs eine sehr schlechte Empfehlung gewesen, wenn die ionischen Dolmetscher ihre Thierhäute den scheuen Schülern hätten aufdringen wollen. Etwas ganz Anderes war es hingegen mit einem Material aus der Papyrusstaude. Sie war den Aegyptern eine reiche Segensfülle aus dem Fruchthorne ihres Fluſsgottes; sie war ihnen nach ihren verschiedenen Theilen Brenn- und Bauholz, Nahrungsmittel, und zu hundert Geräthschaften und Bedürfnissen nütze ***). Lieſs sich hieraus ein neues Material zum Schreiben zubereiten, so half die Neigung zu diesem einheimischen Stoffe den Widerwillen gegen die einzuführende Sprache und Schrift überwinden, und die Priester muſsten am Ende selbst dieser so ganz eigentlich auf Aegypten

---

*) Ich erinnere hier noch an den Mendesdienst oder die Verehrung der Böcke und Ziegen, Herodot II, 46., Jablonski, Panth. Aegypt. T. I. p. 272 ff. und an den Ammun im Widderfelle. Herodot II, 42., Jablonski I. 1. p. 163 ff.

**) S. die Collectaneen bei Schmidt, de sacerdotibus Aegypt. p. 26 ff. Dieſs ging so weit, daſs sie nicht einmal lederne Schuhe tragen durften, sondern sich nur solcher bedienten, die aus Papierstauden zusammengeleimt wurden. Herodot II, 37., vergl. mit Meiners, de veterum Aegyptiorum orig. in den Comment. Soc. Gotting. Class. Philoog. T. X, p. 69 f. Daher läſst auch Martianus Capella in seiner allegorischen Hochzeit der Philologie Schuhe aus Papyrbast anziehen. Calceos ex papyro textili subligavit: ne quid ejus membra pollueret morticinum. Nupt. Philolog. et Mercur. libr. II, 4. p. 100. ed. Goetz.

***) Die Hauptstelle bei'm Theophrast, Hist. Plant. IV, 9. p. 423. edit. Stapel. und die Uebersetzung bei'm Plinius. Daher bezeichneten auch nach dem Horapollo I, p. 46. edit. Pauw. die Aegypter das Alterthum ihres Ursprungs durch einen Büschel Papyrus, weil dieſs ihre erste Nahrung gewesen sei. Vergl. Kircher's Oedipus T. III. p. 234.

berechneten Erfindung dadurch huldigen, dafs sie sich ihrer zu ihren heiligen Büchern nach und nach zu bedienen anfingen *).

Und wie leicht konnte damals diese Anwendung der dünneren Häute der Papyrusstande zu einem Schreibmaterial gemacht werden, da sich Aegypter und Ausländer **) der gröberen Häute und Abschälungen nicht allein zu künstlich geflochtenen Schiffstauen, sondern auch zu Segeln, statt der Tücher und Felle, woraus andere Nationen diesen Theil des Takelwerks zu verfertigen pflegten ***), seit undenklichen Zeiten bedienten †). In der That läfst sich die Zubereitung dieser Papyrsegel kaum anders denken, als dafs man dabei im Ganzen fast eben die Kunstgriffe anwendete, die zur Verfertigung des Schreibpapiers in der Folge gebraucht wurden, nur dafs man bei letzteren die feineren, zarteren Häute sorgfältig absonderte, leimte, und Alles mit gröfserer Genauigkeit zusammenpafste und in einander fügte.

Aus dieser Annahme liefse sich nun auch am befsten das Stillschweigen erklären, das Herodot über diesen Gebrauch des Papyrus beobachtet. Es ist allerdings auffallend, dafs dieser ge-

---

*) So theilten die Priester dem Herodot die Namen der Könige aus einer Papyrusrolle mit, II, 100. Von solchen Büchern mufsten denn auch die βίβλοι bei'm Syncellus in Euseb. Chron. p. 6. ed. Scalig. und die libri literis ignorabilibus praenotati bei'm Apulejus XI. p. 255. ed. Pric. verstanden werden.

**) Durch den frühen Handelsverkehr der Phönicier mit Aegypten kannten schon die Sänger der Odyssee XIII, 391. Schiffseile aus Baste von Byblos. S. Eustathius p. 1913, 40. ed. Rom. und Goguet, Origine des Loix T. II. p. 327.

***) Die Beweisstellen gibt Scheffer, de milit. nav. II, 5. p. 141. Berghaus, Geschichte der Schifffahrtskunde T. II. S, 377.

†) Plinius sagt nach dem Theophrast: e libro (sc. papyri) vela tegetesque texunt. Man vergleiche den Guilandinus S. 242. edit. Salmuth. Uebrigens beweis't schon das Wort texere, welches Plinius sowohl von den Segeln, als dem Papier braucht, dafs bei beiden Zurichtungen ungefähr dieselbe Behandlung stattfand. Vergl. Caylus's Abhandl. Th. I. S. 223. der teutsch. Uebers. Nur fand wahrscheinlich der Unterschied statt, dafs das, was bei den Papyrussegeln in einander geflochten war, bei'm Papier über einander geleimt wurde. Die Fabrication der Segel wird aus einer Stelle des Strabo XVI. p. 1075. B. deutlich, wo den Babyloniern gleichfalls ἱστία καλαμίνα ψιάθοις ἢ ῥιπὶ παραπλήσια gegeben werden. Daher das gegitterte Ansehen, wie sie z. B. auf einem alten Sarkophag im Vatican in Bosio, Roma Sotterranea II, 7. p. 103. erscheinen. Von Papyrussegeln sind auch die Segel zu erklären, die man zuweilen neben der Isis Velifica auf Münzen findet. S. Zoega in der Bibliothek der alten Liter. u. Kunst St. VII. p. 55.

naue Schriftsteller da, wo er von dem vielfältigen Gebrauche spricht (II, 92.), den man in Niederägypten vom Byblos oder von der Papyrstaude, als Nahrungsmittel, mache, nur überhaupt bemerkt, dafs man sich des oberhalb des Wassers abgeschnittenen Theils der Pflanze zu anderen Dingen bediene, ohne doch der allerwichtigsten Benutzung derselben zum Schreibepapyr mit einer Sylbe Erwähnung zu thun. Allein Herodot, der überhaupt in dieser Stelle nur von den efsbaren Nilpflanzen spricht und die anderweitige Benutzung des Byblos in anderen Stellen nur gelegentlich berührt, hielt diese ganze Erfindung nicht für ägyptisch und überging sie also auch hier nach seiner Gewohnheit, wo er nicht Lust hat, sich durch eine besondere Einschaltung zu unterbrechen.

Um so bedeutender wird aber durch diese Erklärung die bekannte, bis jetzt wenig verstandene Stelle des Lucan, wo er den Phöniciern die Erfindung der Buchstabenschrift zueignet und ausdrücklich die Hieroglyphen und die heilige Priesterschrift (magicae linguae) mit dem Zeitpunct zusammensetzt, wo man das Nilpapyr noch nicht zusammenzuleimen verstand.

Memphis hatte noch nicht den nilerzeugten Papyros
Künstlich gewebt, nur Vogelgestalten und Thier' und Gewürme
Sprachen, in Stein gehauen, mit magischen Zungen zur Nachwelt *).

Und hiermit wäre denn nun auch der Zeitpunct bestimmt, wenn die Benutzung des Nilpapyrs zuerst bei den Griechen in Ionien und von da über die Inseln auch in Athen und im Mutterlande bekannt wurde. Miletus, Kolophon, Phocäa und die übrigen griechischen Handelstädte Kleinasiens hatten in dieser Periode des geöffneten Aegyptens fast allein das kostbare Vorrecht, die Aegypter mit allen ausländischen Artikeln des Luxus und der Bequemlichkeit zu versehen. Sie standen, wie ein neuerer Geschichtschreiber sehr treffend bemerkt **), gegen Aegypten und die gröfseren asiatischen Reiche ungefähr in eben dem Verhältnisse, in welchem die kleinen Handelsrepubliken Italiens im 13ten und 14ten Jahrhundert zu dem übrigen Europa, oder die Niederlande im 15ten und 16ten Jahrhundert gegen England, Frankreich und Teutschland sich verhielten. Hier in Aegypten vertauschten sie griechi-

---

*) Lucan. III, 224.:
Nondum flumineas Memphis contexere byblos
Noverat: et saxis tantum volucresque feraeque
Sculptaque servabant magicas animalia linguas.
Es ist zu verwundern, dafs vor Tychsen, Bibl. der Alt. Lit. u. Kunst St. VI. p. 49. Niemand den rechten Sinn dieser Worte gefafst hat.

**) Gillie's History of Greece T. I. p. 293. ed. Basil.

sche Weine, Kunstgebilde in Metallen und Stein, Gefäfse, ionische Mädchen und andere Producte ihres glücklichen Himmelsstrichs gegen Gold, Elfenbein und Edelgestein, wie sie durch den Karavanenhandel aus dem inneren Afrika über Meroe den Nil herabkamen, Korn und Leinwand und das, was sonst das fruchtbare Nilland in seinem Schofse erzeugte, wobei doch die Handelsbilanz eben so sehr zum Vortheil der Aegypter gewesen zu sein scheint *), als sie es bei'm europäischen Handel nach China noch heut' zu Tage zum Vortheil des anstelligen Mandarinenvolkes ist. Natürlich speculirten die ionischen Kaufleute sogleich auf diese, von ihren eigenen Landsleuten in Aegypten gemachte Erfindung des neuen Schreibestoffs aus einer Staude, die nun auch in anderer Rücksicht den Griechen ein wichtiger Modeartikel wurde **). Das Byblospapyr erhielt schnell durch ganz Ionien und alle angränzenden griechischen Kaufmanns-Etablissements, wo ein bequemes Schreibmaterial in den Factoreien äufserst willkommen sein mufste, mit dem dazu gleichfalls vom Nil zuerst eingeführten Schreibrohr ***) allgemeine Ausbreitung und wurde nun selbst wieder in

---

*) Herodot II, 177. Vergl. Heeren's Ideen S. 473 f.

**) Der Luxus, den das geniefsende Alterthum in Kränzen aller Art mit einem Raffinement und einer Verschwendung trieb, wovon wir bei unseren Sitten gar keinen Begriff haben, forderte zarte Bastbänder (philyras, s. zu Horaz Od. I, 38, 2.), um die Blumen und Zweige im Kranze zusammenzuhalten. Dazu bediente man sich nun am liebsten des feinen Papyrbastes, der daher βίβλος στεφανοτρὶς hiefs. S. Plutarch in vita Agesilai c. 36. T. IV. p. 127. Hutt. Athenäus XV, 6. p. 676. D. und die Collectaneen bei'm Paschalius, de coronis X. 6. p. 684. Auch die grofsen Blumenschnüre und Festons, mit denen man Tempel und Altäre zierte, wurden damit gebunden. Daher βίβλος ἐξ ἱεροῦ in einer merkwürdigen Stelle bei'm Appian, Mithridat. c. 111. p. 811. Schweigh. Aus Anakreon IV, 5. wissen wir, dafs der Leibrock der schönen Knaben mit Bandschleifen aus Papyrus über den Schultern zusammengebunden wurde, und da diese Ode zu den wenigen echten des Anakreon zu gehören scheint, so beweis't diese Stelle zugleich das Alter dieses Gebrauchs. Selbst in der Küche brauchte man diese Papyrbänder, s. Casaubon zum Athen. p. 923, 10. Und als man in der Folge statt des eigentlichen Papierbastes allerlei andere Sumpfgewächse (scirpi, s. Plinius XVI. 37.) zu ähnlichem Gebrauch abschälte, so erhielten auch diese die vornehmere Benennung Papyrus. S. Saumaise zum Solin S. 705—707. oder seinen Compilator, Boden von Stapel, zum Theophrast S. 429 f.

***) Nur erst mit der Erfindung des Nilpapyrs wurde in Aegypten selbst auch das Schreiberohr, das dort in vorzüglicher Güte gefunden wurde, (s. die Stellen bei Schwarz, de varia supellectile

Griechenland ein mächtiges Beförderungsmittel der, nach einem so langen Stocken mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit ganz unerwartet emporblühenden Literatur und Geistescultur Griechenlands im sechsten und fünften Jahrhundert vor Christi Geburt.

Dieser Zeitpunct, in welchem die Papyrusstande für die allgemeine Culturgeschichte eine so wichtige Rolle zu spielen anfängt, könnte ungefähr um die vierzigste Olympiade oder in die letzte Hälfte des siebenten Jahrhunderts vor Christi Geburt, wenige Jahre vor Alcäus, Sappho und die sogenannten sieben Weisen Griechenlands gesetzt werden, wo er die kurz darauf folgenden Erscheinungen der von Kleinasien in's Mutterland zurückwandernden Cultur, die Solonische Gesetzgebung und das schöne Zeitalter der Pisistratiden sehr gut vorbereitet. In weniger als hundert Jahren schrieb Pherecydes seine poetische Prosa, traten, vom Sylbenmafse entfesselt, die ersten Geschichtschreiber, Cadmus und Hecateus von Milet, Acusilaus aus Argos auf, sammelte und schrieb Athen die Homerischen Heldenlieder aus dem Munde der Rhapsoden nieder, wanderte die nun auch in Schulen immer häufiger gelehrte Schreibekunst aus Wachstafeln, Thierhäuten, Stein- und Erzschriften in die bequemen und wohlfeileren Papyrusrollen ein, deren von nun an überall Erwähnung geschieht *).

---

rei librariae veterum s. VII.) gebraucht und mit dem Papier selbst als ein Handelsartikel ausgeführt. Daher sagt Plinius XVI, 35. s. 64, chartis serviunt calami, Aegyptii maxime cognatione quadam papyri. Ich glaube daher überhaupt zu dem Schlufs berechtigt zu sein, dafs die eigentliche Buchstabenschreibekunst erst von den Aegyptern um diese Zeit zu den Griechen gekommen sei, die bis jetzt nur Buchstaben in Wachsflächen auf Tafeln (δέλτοι) und Häute (διφθέραι) mit dem Griffel einzuschneiden gewufst hatten. Aber in Aegypten hatte man schon vor der Erfindung des Nilpapyrs flüssige Farben mit einem Pinsel auf die Wickelbänder der Mumien aufgetragen. S. Caylus, Recueil d'Antiquités T. V. p. 76 f. Vergl. eben desselben Abhandlung über den Papyrus S. 194. teutsch. Uebers. Dort war also die Erfindung, statt des mühsamen Pinselschreibens, wie es noch jetzt die Chinesen haben, ein Rohr in die Farbe einzutauchen, am leichtesten gemacht. Tantae molis erat perituram inscribere chartam!

*) Die ältesten Stellen des Cratinus und Plato, des Komödiendichters, hat Pollux VII, 210. 211. S. Wolf's Proleg. ad Homer. p. LX. Βύβλος, oder, wie man es später allgemein schrieb, βίβλος hiefs nun [so wie das von härteren Stoffen entlehnte χάρτης (s. Lennep's Etym. p. 1094.)] das Nilpapyr, πάπυρος aber, das echtägyptische Wort (Phrynichus p. 132. und Scholz, Expositio vocab. Copticor. in script. s. im Repertorium der morgenl. Liter. Th. XIII. S. 20.) der Nilbast, in so fern er zu anderen Dingen als zum

Schreiben bei den Griechen gebraucht wurde. Der Unterschied, den einige alte Wörterbücher (s. zum Hesychius T. I. c. 778, 19.) zwischen βυβλία und βιβλία machen, so dafs ersteres das unbeschriebene, letzteres das beschriebene Papyr bezeichnen soll, ist eine grammatische Grille. — Uebrigens ist für die Geschichte der Ausbreitung des Nilpapyrs in Griechenland die wichtigste Stelle bei'm Galen, wo er von den fünf Büchern über die epidemischen Krankheiten, die dem Hippokrates untergeschoben worden sind, erzählt, sie wären von seinem Sohne, dem Thessalus, entweder aus den Häuten (διφθέραις) oder Wachstafeln (δέλτοις) des Vaters zusammengelesen worden: de difficult. respirat. III, 1. T. VII. p. 268. ed Charter., vergl. Gruner's Censura librorum Hippocrateorum p. 134. Hieraus wäre, dünkt mich, deutlich, dafs Galen, der scharfsinnigste Kritiker seines Zeitalters, selbst gezweifelt habe, ob Hippokrates sich schon des Papyrs zum Niederschreiben seiner Krankheitsbeobachtungen bedient habe. Denn das Wort χάρταις, welches in einer anderen Stelle, wo Galen eben diefs erzählt, vorkommt, in praefat. ad Galen. Comment. I. in VI. Epid. T. IX. p. 354 f., halte ich für eben so unecht und untergeschoben, als die vom Scaliger angefochtenen Worte im Theophrast: τὰ ἐμφανέστατα τοῖς ἔξω βιβλία, Hist. Plant. p. 423. in fin. gewifs echt und mit Beziehung auf eben den Zeitpunct geschrieben sind, von welchem Varro bei'm Plinius mit Recht sagen konnte: Alexandri victoria repertam esse Papyrum. Bis auf die Eroberung Aegyptens durch Alexander war die Papyrzubereitung in Aegypten als ein persisches Regale behandelt und den Ausländern sorgfältig verborgen, vielleicht auch eben der Kunstgriff zur Erhaltung seines Preises angewendet worden, den Strabo bemerkt XVII. p. 1151. Nun wurde seine Zubereitung auch auswärts bekannt. Diefs nannte Varro: papyrum repertam esse.

II.

Wozu dient das Kuhhorn bei'm Fischer-geräthe im Homer?

Wenn dort die Iris, um die Befehle des Zeus zu vollstrecken, und die Seegöttin Thetis zur Audienz bei'm Vater der Götter und Menschen einzuladen, sich plötzlich im griechischen Meere zwischen Samos und Imbros untertaucht, so bedient sich der Homerische Sänger eines Gleichnisses vom Versenken der Angelschnur, die, mit einem kleineren Gewichte beschwert, schnell in die Tiefe hinabfährt.

Jene sank, wie gerundetes Blei, in die Tiefe hinunter,
Welches, über dem Horn des geweideten Stieres befestigt,
Sinkt, Verderben zu bringen den gierigen Fischen des Meeres.

Ilias XXIV, 80 — 82., nach Voſs.

Schon im Alterthum wurde viel darüber gestritten, was hier das Horn über dem Blei machen sollte. Die Neueren halfen sich, so gut es gehen wollte, mit einer gezwungenen Erklärung des griechischen Wortes (κέρας), wodurch das Horn bezeichnet wird, und sagten, es bedeute die aus Ochsenhaaren geflochtene Angelschnur *). Allein schon Aristoteles hatte in seinen, leider für uns

*) Οἱ νεώτεροι, sagen die Venediger Scholien S. 519., κέρας τὴν συμπλοκὴν τῶν τρίχων. Die Bedeutung des Wortes κέρας für Haar hängt noch mit einer anderen Stelle, Ilias XI, 385., zusammen, wo aber die richtigere Interpretation nur einen Bogen findet. Die übrigen Belege für diese Bedeutung findet der Liebhaber bei'm Pollux II, 31. und zum Hesychius T. II, c. 232, 11. Vergl. das Excerpt aus Photius, Lex. Mscpt. in Brunck's Sophokles T. IV, p. 734. Die ganze Bedeutung des Wortes beruht auf einer sehr zweideutigen Etymologie und auf falsch gedeuteten Stellen des Archilochus, Sophokles u. s. w. Schneider hat sie daher nicht einmal in seinem Wörterbuche aufgeführt.

auch verlorenen Homerischen Räthseln *) das Horn von einer wirklichen Röhre aus Horn verstanden **), welche gerade über dem Angelhaken befestigt worden wäre und dadurch das Abbeifsen der Angelschnur durch die Fische verhindert hätte. Ihm stimmte Aristarchus ***) bei, und so bildete sich die Ueberlieferung, die wir auch in den Venediger Scholien bei'm Suidas und bei'm Eustathius wiederfinden. Von einem wirklichen Kuhhorn ist also unfehlbar die Rede.

Nur sind damit die Schwierigkeiten bei Weitem noch nicht gelös't. Das Wort, welches Vofs durch befestigt übersetzt, bezeichnet eigentlich ein Daraufstehen und läfst noch manche andere Erklärung zu †). Und wie soll ein so grofser Körper, als ein Kuhhorn ist, zu etwas genommen werden, wozu eine weit kleinere Röhre von Rohr oder bei uns wohl gar eine Federspuhle vollkommen hinreicht? Auch findet man diesen Gebrauch des Horns nirgends, so viel mir bekannt ist, bei alten Schriftstellern, wo man dergleichen Nachrichten am ersten erwarten sollte, erwähnt ††). Oder war diefs vielleicht nur die Sitte der griechischen Fischer? Dann müfste man noch jetzt in jenen Gewässern bei den Fischern Nachfrage halten. Denn dergleichen Kunstgriffe und Gewohnheiten haben sich noch am ersten in den niedrigsten und ärmsten Volkclassen jener Gegend durch eine treue Ueberlieferung aus den ältesten Zeiten fortgepflanzt.

Ein Reisender, der sich noch vor wenigen Monaten auf einem englischen Kriegsschiffe vor Alexandrien befand, und dem wir

---

*) S. Wolf's Proleg. p. CLXXXIV.

**) Diese Erklärung des Aristoteles, die in seinen noch vorhandenen Schriften nicht zu finden und also gewifs in seinen ἀποῤῥήμασι enthalten gewesen ist, hat uns Plutarch aufbewahrt, de Solert. anim. p. 977. A. ed. Frf., wo es heifst, es sei um die Schnur ein kleines Horn (κεράτιον) gelegt worden.

***) Wir sehen diefs aus Apollonius, Lex. Hom. p. 472. Villois. Die Venediger Scholien haben deswegen die Dipla, und Alles, was sie sagen, gehört wahrscheinlich dem Aristarch, ob sie ihn gleich nicht namentlich anführen.

†) Auch hatte man zu Plato's Zeiten eine andere Lesart dafür: ἐμμεμαυῖα (in Ion. T. IV, p. 196. Bip.), die auch in den Venediger Scholien bemerkt wird. Diefs beweis't, dafs man die Stelle ganz verschieden erklärte.

††) In den Halieuticis des Oppian kommt wohl einigemal eine metallene Röhre vor, womit man über den Angelhaken die Schnur vor dem Abbeifsen sicherte; z. B. III. 147.: ἐχαλκώθησαν ἀλῆες Αὐλὸν ἐπ'ἀγκίστῳ, allein vom Gebrauche der Hörner scheint der Dichter, der doch in's äufserste Detail geht, nichts gewufst zu haben.

über die vielbereis'te Ebene von Troja, die Schule Homer's zu Chios und die Ruinen von Cypern nächstens sehr interessante Aufschlüsse zu danken haben werden, hat Gelegenheit gehabt, hierüber in jenen Gewässern selbst die sorgfältigste Erkundigung einzuziehen, und erlaubt mir, das Resultat derselben allen Freunden Homer's hier mitzutheilen.

Am Bord des Tigers, im September 1800.

„Ich liefs heute alle Piloten des Tigers zusammenrufen, welche Fischer sind, um sie über das Horn bei'm Angeln auf dem Meere zu fragen, welches nach meiner Meinung entweder am Angelhaken oder an der Schnur befestigt sein mufste. Ich untersuchte mit ihnen auf's Sorgfältigste alle Theile ihres Angelgeräthes. Da war nirgends an ein Horn zu denken. Schon gab ich alle Hoffnung auf, hierüber einen Aufschlufs zu erhalten, als auf einmal ein Greis unter ihnen aufrief: Νὰ, τῶ ῥά ξένω τὶ θέλετε· εἶναι ἕνα τέτια πρᾶγμα, κωπάξετε τόττο πολὺ διὰ ἕνα κάρα. (Vah! facile intelligo quid velitis. Esse (ait) miram rem (quod) laboretis tot ob unum cornu.) Alle Schifferbarken, fuhr er hierauf fort zu erzählen, haben an der Seite, wo der Fischer die Angelschnur auswirft, oben am Rande in der Mitte das Horn eines Stiers der Länge nach mit eisernen Klammern angeschlagen, damit die Schnur, die nun in der Mitte der Krümmung hin und her fährt, (ἐμβεβαυῖα) nicht am Holz sich abreibt und zerreifst. Als er diefs gesagt hatte, riefen alle Uebrigen: ja das ist so! und bemühten sich nun um die Wette, mir dasselbe auch auf ihre Art begreiflich zu machen. So erhielt also die Homerische Stelle auf einmal ihren Aufschlufs, und müfste ungefähr so übersetzt werden:

Stürzt in den Abgrund hinab, dem köderbegleitenden Blei gleich,
Das an der Mitte des Horns des ländlichen Stieres hinabführt.

v. Hammer."

So müfsten sie also auch in solchen Stellen, wo wirklich der Hörner als eines Bestandtheils der Fischergeräthschaft nur im Allgemeinen Erwähnung geschieht, vielleicht nur von dieser Vorrichtung an der Fischerbarke verstanden werden *).

Nur eine Schwierigkeit steht der Entdeckung meines Freundes entgegen, und diese ist gerade die allerbedenklichste. Bekanntlich kommt dieses Horn unter dem Geräthe des Anglers auch noch einmal in der Odyssee vor, wo der Dichter die Raubgier der

*) So bei Aelian, de animal. XII. 53. p. 713. Gron., wo unter der χορηγία des Fischers auch κέρατα vorkommen, die am Ende des Kapitels nach Gefsner's richtiger Verbesserung in Ziegenhörner bestimmt werden.

Scylla mit dem Fischer vergleicht, der den geangelten Fisch in die Höhe schleudert:

Wie am Gestad' ein Fischer mit ragender Angelruthe —
Weit in die Fluth hinsendet das Horn des geweideten Stieres.

Odyssee XII, 250., nach Voſs.

Hier kann an keine Fischerbarke gedacht werden. Das Horn wird in den See hingeschleudert und muſs also an der Angelruthe selbst befestigt gewesen sein. Oder sollte etwa in der Ilias und Odyssee beidemal von einem ganz verschiedenen Gebrauche des Stierhorns die Rede sein? Sollte es in dieser letzten Stelle vielleicht nur dazu gedient haben, um die Angelschnur in einer gewissen Entfernung vom Standpuncte des Anglers auswerfen und, indem sie oben auf der Fläche des Wassers emporgehalten wurde, den Ort bezeichnen zu können, von wo sich der Angelhaken nun in die Tiefe senkte?

Ich gestehe hier gern meine Unwissenheit, und wenn ich die Nachricht meines philhomerischen Freundes unseren Lesern nicht vorenthalten durfte, so war ich doch sicher entfernt davon, die Untersuchung selbst für ganz geschlossen zu halten. Nur ich mag sie hier nicht weiter fortsetzen, indem ich an die Verwunderung des alten griechischen Fischers denke und sehr wohl weiſs, daſs aus diesem Horn nie das Horn der Amalthea, wohl aber ein spöttisches, wie es auch der Stoiker seinem Gegner wachsen lieſs, hervorwachsen kann.

III.

Antiquarische Aehrenlese.

I.

Die Seepost durch Flaschen und Töpfe.

Die Delphine, sagen die alten Mythographen, waren darum die „heilige Heerde Neptun's", weil sie als hochbetraute Liebesboten der holden Amphitrite die Täfelchen überbrachten, welchen der Monarch des Meeres die Wünsche und Seufzer eines zärtlich schmachtenden Herzens an seine spröde Schäferin anvertraut hatte. Der Cytherische Schauspieldichter Philoxenus benutzte diese Sage in seiner Galatee, einem Drama, worin der Tyrann Dionysius, der Aeltere, unter der Person des Polyphemus die lächerlichste Figur spielte, die je ein gereizter Dichter einen Magnaten mit einer dicken Speckhaut und lächerlichen Ansprüchen auf Dichterruhm spielen zu lassen für gut fand. Der liebeskranke Polyphem machte dort die Delphine gleichfalls zu seinen Vertrauten und gab ihnen Liebesbriefchen an die grausame Galatee zu überbringen *).

Ich weiſs nicht, ob gerade das, was ich jetzt anführen werde, jener Fabel zum Grunde liegt. Aber gewiſs ist es, daſs sich ein Weg denken läſst, auf welchem man ohne Brieftauben oder Briefdelphine eine schriftliche Nachricht mitten durch die strömenden Meeresfluthen in einer bestimmten Richtung an eine ferne Küste gelangen lassen kann. Der menschenfreundliche Bernardin de St. Pierre hat ihn schon vor mehreren Jahren in sei-

*) So muſs es erklärt werden, wenn die Scholien zu Theokrit XI, 1. berichten, Philoxenus habe gedichtet, Polyphem mache die Delphine zu seinen Liebesboten. Der Maler des Herculanischen Gemäldes Pitture I. tav. X. konnte dieſs nicht anders als durch einen Amorino, der, das Täfelchen emporhaltend, auf dem Delphin reitet, ausdrücken.

nen Etudes de la Nature angezeigt und neulich in einem Aufsatze, der zur Vorlesung bei der letzten öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts zu Paris bestimmt war, von dem Erfolg seines Vorschlags einen merkwürdigen Bericht abgestattet *). Bekanntlich gibt es auf dem Meere in gewissen Jahreszeiten bestimmte Strömungen nach einer gewissen Richtung. Könnte man diese nur genauer berechnen, so wäre nichts leichter, als auf einer gewissen Höhe einen Brief in einer wohlverwahrten und verschlossenen Flasche in's Meer zu werfen. Man könnte dann des Erfolgs ziemlich gewifs sein. Die Flasche, oder, wenn man um mehrerer Sicherheit willen die Abschriften vervielfältigte, die Flaschen gelangten in einer durch wiederholte Versuche vielleicht ganz genau zu bestimmenden Zeit an die Küste, wohin die Strömung des Meeres unfehlbar antreibt. St. Pierre führt drei merkwürdige Beispiele von Versuchen an, die durch seinen ersten Vorschlag im Jahre 1784 veranlafst wurden und die Ausführbarkeit desselben deutlich zu beweisen scheinen. Ein Engländer warf in der Bay von Biscaya den 17. August 1786 eine Bouteille mit einem Briefe nach London in's Meer, die den 9. Mai 1787 an den Küsten der Normandie gefunden und von dem dortigen Admiralitätsrichter Delville richtig nach London befördert wurde. Der Maler Brard, der sich von Hamburg nach Surinam eingeschifft hatte, warf den 15. Juni 1797 auf seiner Ueberfahrt im 44sten Grad 22 Minuten nördlicher Breite und im 4ten Grad 52 Minuten der Länge, Meridian von Teneriffa, eine Bouteille mit mehreren Briefschaften, die an den Bürger St. Pierre gerichtet waren, in's Meer. Ein Soldat zu Ferrol fand sie schon den 6. Julius desselben Jahres, und der dortige französische Consul Beaujardin schickte die mit dieser Seepost angelandeten Briefe wohlbehalten an die Behörde. Eine dritte Briefflasche kam durch Seeströme von der Insel Frankreich bis an's Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Folgerungen, die der sinnreiche Verfasser aus diesen Erfahrungen zieht, mufs man im Aufsatze selbst nachlesen. Für's Erste müfsten wohl die Seeströme überhaupt nach ihren bestimmten Richtungen noch genauer untersucht und berechnet werden. Und diefs würde man am leichtesten dadurch erreichen, dafs man auf verschiedenen Höhen häufiger, als bis jetzt geschehen ist, leere Flaschen mit Zetteln auswürfe, worauf nebst dem Datum die Bestimmung der Breite und Länge, wo sie in's Wasser geworfen wurden, angegeben wäre. Gewifs erreichten die meisten von ihnen Küsten, wo sie gefunden und untersucht werden könnten. Die Idee ist auf jeden Fall sehr

---

*) Man findet diesen Aufsatz unter der Aufschrift: nautische Versuche, in der Décade philosophique vom IXten Jahre Nr. 3. S. 141 ff.

witzig und verdient ihrer mannichfaltigen Anwendung wegen weiter verfolgt und geprüft zu werden.

Die Sache selbst ist indefs bei Weitem nicht so unbekannt, als sie bei'm ersten Anblick scheinen dürfte. Schon vor länger als 2000 Jahren bediente sich die schlaue Arglist ägyptischer Priester dieser Seepost zu einem heiligen Gaukelspiel bei ihrer Adonisfeier. Man beging dieses Fest des Thammuz oder Adonis seit den ältesten Zeiten in Syrien und Phönicien. Von da kam die Feier desselben auch nach Aegypten, wo es unter den Ptolemäern in der Hauptstadt des Reichs, zu Alexandria, mit aufserordentlicher Pracht begangen, und wo dem Adonis von den Königinnen ein besonderes Castrum Doloris erbaut wurde. Theokrit's fünfzehnte Idylle behandelt die dabei gewöhnlichen Feierlichkeiten dramatisch. In derselben Jahreszeit (denn das Adonisfest war nichts als eine symbolische Naturfeier) wurde das Fest auch der Hauptsache nach mit denselben Gebräuchen zu Byblos an der Küste von Phönicien begangen. Nun theilt sich das Fest überhaupt in zwei Hauptacte, in die Trauer über den getödteten und verlorenen Adonis und in den Jubel über den wiederbelebten und gefundenen. „Alle Jahre", so erzählen zwei griechische Kirchenväter *), „warfen die adonisirenden Weiber zu Alexandria ein irdenes Gefäfs in's Meer, in welches sie einen Brief mit der Nachricht, Adonis sei gefunden, gelegt und sicher verwahrt hatten. Der Brief war an die adonisirenden Weiber von Byblos gerichtet, und das Gefäfs schwamm, nachdem es mit gewissen Ceremonieen eingesegnet worden war, alle Jahre richtig zur bestimmten Zeit an die phönicische Küste. Die Weiber von Byblos öffneten das Gefäfs und den Brief und hörten sogleich mit der Wehklage auf, weil Adonis von der Venus gefunden worden sei." Lucian oder wer sonst der Verfasser des mit allerlei Priesterlegenden angefüllten Buchs von der syrischen Göttin sein mag, bestätigt diese an und für sich schon sehr glaubwürdige Aussage durch seine Erzählung von dem, was er mit eigenen Augen in Byblos gesehen habe **). „Alle Jahre kommt um die Zeit des Festes ein Kopf aus Aegypten zu Byblos angeschwommen, wohin er einen Weg, wozu ein Schiff sieben Tage braucht, zu schwimmen hat. Aber die Winde bringen ihn vermöge einer göttlichen Steuerkunst dahin, und er wird niemals anderswohin verschlagen, sondern er

*) Der heilige Cyrillus, Erzbischof von Alexandrien, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, in seinem Commentar zum Jesaias Op. T. II. 276. A. und Procopius aus Gaza ebenfalls in seinem Commentar zum Jesaias p. 258. ed. Curter. Vergl. Valckenaer zu Theokrit's Adoniaz. p. 193.

**) Lucian, de dea Syria c. 7. T. III. p. 455. nach Wieland's Uebersetzung Th. V. S. 295.

kommt immer richtig zu Byblos an. Es begegnet alle Jahre und geschah auch, als ich zu Byblos war. Ich habe das Haupt mit meinen eigenen Augen gesehen und sah recht gut, dafs es aus ägyptischem Papyr gemacht war" *). Hier wäre also das, was der Verfasser dieser Schrift mit einer so frommen (dem wahren Lucian so wenig angemessenen) Rechtgläubigkeit durchaus ein Wunder (ἔστι τὸ σύμπαν, θαῦμα) zu nennen beliebt, auf einmal durch die in jener Jahreszeit regelmäfsig eintretenden Meerströme zwischen den ägyptischen und phönicischen Küsten ganz natürlich erklärt und zugleich der uralte Gebrauch dieser von St. Pierre aufs Neue in Anregung gebrachten Seepost hinlänglich erwiesen.

II.

Der Flufsstier.

Unter den ehrwürdigen Göttertöchtern, die dort dem Ulysses in der Unterwelt erscheinen und dem Sänger der Odyssee die erwünschteste Gelegenheit darbieten, einen ganzen Catalogus solcher hellenischen Stammsagen, wie sie von den Aöden an festlichen Tagen abgesungen wurden, in die Erscheinung dieser Heroinen zu verflechten, tritt zuerst die schöne Tyro, die Tochter des Salmoneus, auf.

Jene liebte vordem den göttlichen Strom Enipeus,
Welcher stolz in's Gefilde, der Ström' anmuthigster, hinwallt;
Und lustwandelte oft um Enipeus schöne Gewässer.
Doch ihm ähnlich erschien der umufernde Ländererschütt'rer,
Und an des Stroms Vorgrund, des wirbelnden, ruht er bei jener,
Purpurbraun umstand das Gewoge sie, gleich dem Gebirge,
Hergekrümmt, und verbarg den Gott und die sterbliche Jungfrau.

Vofs, Odyssee XI, 238.

---

*) Cyrillus und Procopius nennen den Behälter des Briefs, in welchem er diese Seereise macht, ausdrücklich einen Topf, ein irdenes Gefäfs, der versiegelt wurde (κέραμον - σφραγίσαντες). Diefs war ohne Zweifel ein Topf, wie man ihn zur Abklärung des Nilwassers allgemein gebrauchte und aus Dankbarkeit für diesen Dienst sogar vergötterte, ein Canopus, dessen bauchiger Umfang sich oben mit einem Kopf schliefst. Statt des irdenen Canopus nahm man in früheren Zeiten einen aus Papyrus zusammengeleimten topfähnlichen Kopf, der doch immer nur als Futteral eines darin verschlossenen Briefs anzusehen ist, wenn auch der wundersüchtige Referent gern diesen Umstand mit dem Zettel verschweigt. Der Gebrauch, den die Aegypter von der Papyrusstaude nicht blos zu Kähnen, sondern auch zu allerlei Geräthschaften machten, ist bekannt. Utuntur, sagt Plinius XIII, 11. s. 22., ad alia quoque utensilia vasorum.

Man hat schon im Alterthume dieses aus einer aufgedunsenen Wasserwoge gewölbte Schlafzimmer bei Weitem noch sonderbarer gefunden als die plötzlich hervorsprossende Blumenlaube, worin Zeus mit der Here auf dem Gipfel des Ida seine Hochzeitfreuden erneuert. Der lachende Lucian konnte einen so dankbaren Stoff zu einem witzigen Einfall über Neptun's wässerige Umarmung nicht unbenutzt lassen *), und der malende Sophist Philostratus, der eine wirkliche Bildergalerie durch die Ueppigkeit seines rhetorischen Pinsels nicht blos um ihren guten Namen, sondern sogar um den Glauben an ihr Dasein gebracht hat, gibt sich alle ersinnliche Mühe, um in dem ionischen Flufs Meles für die Mutter Homer's ein einladendes Schlafzimmer nach dem Rifs und Modell des Homerischen Sängers zu wölben **). Die Dichtung wird durch solche Ausschmückungen nur noch lächerlicher.

Wie, wenn der Grund dieser Fabel in einer physischen Erscheinung zu suchen wäre, die an den Küsten der griechischen Gewässer besonders da, wo Flüsse sich in's Meer ergiefsen, uns eben so wenig als in anderen Gegenden befremden dürfte? Man bemerkte nämlich schon oft in Gegenden, wo die Fluth in die Ströme tritt, zu Zeiten eine ungeheuere, sich aufthürmende und mit grofsem Geräusch an's trockene Ufer sich hinanwälzende Welle, die den ungeübten, zur Ergründung natürlicher Ursachen noch gar nicht vorbereiteten Sinn der Einwohner allerdings sehr befremden und als etwas Uebernatürliches, nur durch die unmittelbare Einwirkung eines Gottes Erklärbares sich darstellen mufste.

Folgende Stelle aus den Bemerkungen eines englischen Reisenden mag die Richtigkeit des Phänomens verbürgen, von welchem hier die Rede ist: „Wenn die höchste Fluth in den Flufs Parret dringt, welcher sich bei Start Point in den Bristoler Kanal ergiefst, so ist das Geräusch aufserordentlich. Eine ungeheuere Welle, zwei bis vier Fufs hoch, rauscht herbei und füllt augenblicklich die steilen Ufer, welche vorher trocken waren. Diese Erscheinung nennt man vermuthlich des Gebrülls wegen den Eber (the Boar). Dasselbe Phänomen zeigt sich bekanntlich am Ausflusse des Ganges, und zwar mit solcher Heftigkeit, dafs öfters

---

*) Lucian, Dial. Marin. XII. p. 321., mit Hemsterhuys's Anmerk.

**) Philostrat, Icon. II, 8. p. 822. Die purpurbraune Farbe, die Homer als bloses gewöhnliches Beiwort dem Wasser beilegt, erklärt der Sophist sehr spitzfindig durch den Reflex des Lichtes in dem gehobenen Wasserspiegel. Vergl. Icon. I, 7. p 775., wo Poseidon selbst die Wasserfarben mischt und aufträgt. — Schade, dafs unserem Neubeck dieses Bild nicht vorschwebte, da, wo er uns im ersten Gesang seiner Gesundbrunnen in die Halle der belehrenden Najade einführt.

Schiffe davon verschlungen werden" *). Es ist wohl nicht zu zweifeln, dafs ähnliche Phänomene, besonders zur Springzeit der Fluth auch an den griechischen Küsten zuweilen bemerkt werden, und ich erinnere mich, in Thevenot's Reisen etwas der Art gelesen zu haben.

Bei dem Gebrülle, mit welchem der wogende Flufs anschwillt, erinnert sich der Leser der Ilias an den zürnenden Skamander, der gegen die Mordlust des Achilles alle seine Fluthen aufthürmt,

— Da wüthete schwellend der Strom her;
All' erregt er die Fluthen getrübt, und drängte die Todten —
Diese warf er hinaus mit lautem Gebrüll, wie ein Pflugstier.
Schrecklich umstand den Peliden die trübe geschwollene Brandung.

Ilias XXI, 234 ff., nach Vofs.

Gewifs, auch diesem schon im Alterthume hochgepriesenen Flufskampf könnte seiner dichterischen Erhabenheit unbeschadet doch eben so gut diese Naturerscheinung zum Grunde liegen als eine historische Thatsache, woraus der alte Sagensammler Hellanicus diese Potamomachie erklärt zu haben scheint **), und selbst die bekannte Benennung der Ströme stierförmig (tauroformis) dürfte leicht mit dieser Erklärung in Verbindung gesetzt werden können ***).

*) S. R. Warner's Walk through some of the western Counties of England (Lond. 1800.) im Auszuge in den geographischen Ephemeriden 1800. XII, 499., wo in der Anmerkung aus Condamine's Reisen ein neuer Beleg dazu gegeben wird.

**) In den Venediger Scholien der Villoison'schen Ausgabe S. 471. zu V. 242.

***) Nic. Ignarra, de palaestra Neapolitana p. 232., erklärt sehr witzig die stierköpfigen Flüsse dadurch, dafs er annimmt, man habe die Dichtung, wo Achelous als Stier gebildet wurde, nach und nach generalisirt und auf alle Ströme von Bedeutung übergetragen. Sehr wahrscheinlich wird es aus den Venediger Scholien bei dieser Stelle zu V. 232., dafs Archilochus zuerst den berühmten Kampf des Hercules mit dem Flufsgott Achelous besungen und dabei den Kampf des Achilles mit dem Skamander vor Augen gehabt habe. Archilochus gab, wie wir aus jenen Scholien lernen, dem Achelous einen Stierkörper, indem er das Gleichnifs Homer's: brüllend wie ein Stier, nun wirklich verkörperte. Die alten Scholiasten (s. Mitscherlich zu Horaz T. II. p. 454.) erklären jenes Beiwort von der Aehnlichkeit, die das Geräusch des Stromes mit dem Brüllen eines Stiers habe. Allein das gewöhnliche Geräusch eines angeschwollenen reifsenden Stromes ist gar nicht abgesetzt, wie das Brüllen eines Stiers. Wohl aber wäre

Auch ohne meine Erinnerung wird der Leser hierbei sogleich an das tragische Ende des keuschen Hippolytus denken, dessen Pferde, als er längs der Küste des Saronischen Meerbusens hinfuhr, durch das plötzliche Aufsteigen einer Meereswoge und das fürchterliche Gebrüll eines Neptunischen Stiers, der aus der geborstenen Welle hervorstürzte, schüchtern gemacht wurden. So erzählt es der Bote in dem bekannten Trauerspiel des Euripides V. 1201 ff.:

Der Wiederhall, entsetzlich zu vernehmen,
Umtos't uns, wie, wenn Zeus in Donnern spricht.
Den Kopf emporgehalten, spitzt die Ohren
Das Rofs. Uns fafst gewalt'ge Furcht, woher
Der Schall uns komme. Dann schweift unser Blick
An wogige Gestad', und sieh, es steigt
Die heil'ge Woge himmelan und raubt
Die Aussicht uns auf die Sciron'schen Felsen —
Und immer höher schwillt, vom Schaum umbraus't,
Mit wildem Schnauben die gethürmte Fluth,
Dem Ufer nahend und dem Viergespann.
Da speit der Wogenberg aus seinem Bauch
Ein gräfslich Scheusal, einen Stier, an's Land,
Von dessen Brüllen rings der Strand erfüllt
Entsetzlich wiederhallte. Schüchtern kehrt
Von diesem Graus der Blick auf uns zurück.

Man hat auch diese Erzählung *), so wie die ihr verwandte von den Seeungeheuern, welchen die schönen Königstöchter Hesione und Andromeda preisgegeben wurden, für ein bloses Dichtermährchen gehalten. Vielleicht finden aufmerksame Naturbeobachter und Leser guter Reisebeschreibungen auch hierzu ähnliche Naturerscheinungen.

diefs der Fall bei der besonderen Naturerscheinung, wovon hier die Rede ist.

*) Man vergleiche die von Musgrave zu d. v. angeführten Parallelstellen des Ovid und Seneca.

IV.

Ariadne und Bacchus,

eine Pantomime nach Xenophon.

Das Schicksal der holden Königstochter aus Creta, der reizenden Ariadne, ist eine der lieblichsten Fabeln des griechischen Alterthums. Wie viel Zartheit und sanfte Mäfsigung liegt nicht in dem so fein verschlungenen Knoten ihrer Leiden und Freuden, ihrer glorreichen Erhebung nach der äufsersten Erniedrigung! Man darf voraussetzen, dafs dieser Mythos den älteren und jüngeren Leserinnen dieser Blätter vollkommen bekannt ist, und wäre es bei jenen auch nur aus dem von Herrn v. Gerstenberg einst so zart aufgefafsten, von dem Schauspieldichter Brandes aber so unglücklich aufgelösten Melodrama: „Ariadne auf Naxos". In der griechischen Fabel springt die von ihrem Theseus vergessene, trostlos jammernde, von erdichteten und wahren Ungeheuern geängstete Ariadne von keinem Felsen in's Meer. Den Sprung thaten nur teutsche Schauspielerinnen auf Gefahr ihrer Flordraperieen und — gesunden Gliedmafsen. Die alte, hellenische Ariadne unterliegt endlich ihrem Jammer, sinkt erschöpft in die Arme des Gottes, den man im Alterthume am liebsten den Milchbruder des Todes nannte, um aus seinen Umarmungen in das Hochzeitbett eines weit fröhlicheren und lebendigeren Gottes überzugehen. Sie entschlummerte, so erzählt uns die Fabel, in einer Grotte auf Naxos, die, einer alten Ueberlieferung zufolge, dem geheimen Dienste des Bacchus geweiht, ja nach einigen gar seine Wiegenstätte war. Hier fand sie der ewig jugendliche Gott, als er eben von seinem Triumphzuge aus Indien in den Lüften herbeischwebte. Entzückt über die halbenthüllten Reize der holden Schläferin, beschlofs er auf der Stelle, Ariadnen zu seiner Gemahlin und zu einer hochgepriesenen Himmelskönigin zu nehmen. Das Beilager wird unter dem bacchantischen Jubel seines Gefolges sogleich vollzogen, die magische Krone, die Bacchus der Braut zum Minne-

lohn darbrachte, funkelte alsbald unter den Sternbildern, und ein himmlisches Band gegenseitiger Liebe umschlingt auf ewig den Gott der Freude und die selige Heroentochter. Diese Hochzeit war nicht nur ein Lieblingsgegenstand alter Kunstwerke, worunter sich noch ein liebliches Marmorrelief des Prälaten Giuseppe Casali in Rom auszeichnet *), sondern auch in pantomimischen Tänzen häufig vorgestellt. Einen Beweis davon gibt uns der Schlufs des Gastmahls, welchem Xenophon durch seine Beschreibung eine unvergängliche Dauer gegeben hat **). Der reiche Kallis, der, um den Sieg des schönen Autolycus in den Panathenäen zu ehren, das Gastmahl in seinem Hause im Piräus ausrichtet, hatte zur Ergötzung der Geladenen nach damaliger Sitte auch einem Syracusanischen Lustigmacher den Eintritt in den Speisesaal gestattet, der bald Anfangs durch seine Bande joyeuse, einen für Tanz und Spiel ausgelernten schönen Knaben und zwei Tänzerinnen, der gegen seine Belustigungsversuche nicht gleichgiltigen Gesellschaft mehrere Kunststücke preisgegeben hatte. Sokrates wünschte indefs gar bald diesem Spiele eine feinere moralische Wendung zu geben und durch die Gewalt der Sinnlichkeit selbst den Ausbrüchen gröberer und unnatürlicher Sinnlichkeit entgegen zu arbeiten ***). Er fordert daher den Meister dieser Bande auf, seine Tänzer nach der Flöte ein Ballet aufführen zu lassen, worin die Grazien, Horen und Nymphen abgemalt würden. Denn so würde selbst dem Gastmahl eine sittlichere Grazie zu Theil werden. Am Ende, wo schon Autolycus mit seinem Vater Lykon aufgebrochen, die übrige

*) Liebhaber finden es im 1sten Hefte der archäologischen Hefte, herausgegeben von Böttiger und Meyer, Taf. V. abgebildet und in dem dazu gehörigen archäologischen Museum S. 76 ff. ausführlich nebst vielen andern hierher gehörigen Abbildungen auf geschnittenen Steinen und Vasen erläutert.

**) Xenophon's Sympos. c. 9. p. 171. Bach.

***) Der Hauptzweck des Xenophontischen Gastmahls ist, so wie schon Janus Cornarius in seiner Schrift: de conviviis (Basel, bei Oporinus, 1548. 8. vergl. Gronov. Thesaur. T. IX. p. 6 ff.) und neuerlich auch v. Ramdohr in seiner Venus Urania bemerkt haben, der sogenannten griechischen Liebe, mitten unter den Freuden des Gastmahls und umringt mit allen Lockungen zu dieser Liebe, die reinere Geschlechts- und Seelenliebe entgegenzustellen. Die hier angeführte Schlufspantomime kann über die Tendenz des Ganzen gar keinen Zweifel übrig lassen. Ein Seitenblick auf Plato's Symposium mag freilich auch wohl mit in's Spiel gekommen sein. Doch diefs gehört nicht hierher. (S. Böckh, de simultate, quam Plato cum Xenophonte exercuisse fertur).

Gesellschaft aber noch versammelt war, tritt also der Syracusaner wieder in den Saal und veranstaltet das pantomimische Ballet, welches den Beschlufs machen soll. Xenophon mag jetzt selbst sprechen:

„Man brachte einen erhabenen Lehnsessel in den Saal. Dann trat der Syracusaner mit den Worten herein: Meine Herren, Ariadne wird sich jetzt in die Brautkammer verfügen, Dionysos, der in der Gesellschaft der Götter etwas zu tief aus der Nektarschale schlürfte, wird dann gleich selbst kommen, und so werden Beide ihr verliebtes Spiel treiben. — Hierauf trat Ariadne (die Zitherspielerin, welche die Rolle der Ariadne spielte) bräutlich geschmückt hervor und setzte sich auf den Sessel. Bei'm Eintritt des Dionysos wurde eine Bacchische Tonweise auf der Flöte gespielt. Man konnte bei der nun folgenden Pantomime nicht anders als den Balletmeister bewundern. Denn kaum hatte Ariadne diese Töne vernommen, so zeigte sie durch Alles, was sie that, Verlangen und Wohlgefallen. Zwar ging sie ihm nicht entgegen, erhob sich auch nicht einmal vom Sessel, aber es wurde ihr augenscheinlich schwer, sich nur ruhig zu verhalten. Kaum hatte sie Dionysos erblickt, so tanzte er mit unnennbarem Schmachten ihr zu, setzte sich auf ihre Kniee, schlang die Arme um ihren Nacken und küfste sie. Sie erwiederte mit züchtiger Verschämtheit seine Umarmung. Schon bei diesem Anblicke klatschte die Gesellschaft und schrie laut auf. Nun erhob sich Dionysos, und mit ihm Ariadne, da er ihr die Hand reichte. Eine Pantomime der zärtlichsten Liebkosungen erfolgt. Als man nun den in der That schönen Knaben, der den Dionysos spielte, und die holde Ariadne nicht etwa blos zum Schein im Geberdenspiel, sondern in vollem Ernste küssend erblickte, da war es, als fühlten sich die Zuschauer selbst vor Entzücken in die Lüfte gehoben. Denn sie hörten es ja, wie Dionysos sie fragte, ob diefs der wahre Kufs der Liebe sei, und wie ihm Ariadne diefs so heilig versicherte, dafs, wenn Gott Dionysos selbst gegenwärtig gewesen wäre, er mit allen Zuschauern geschworen haben würde, der Knabe und das Mädchen wären ein wirkliches Liebespaar. An eingelernte Pantomime war da gar nicht zu denken. Beiden schien es mit der heifsesten Sehnsucht voller Ernst zu sein. Wie sie nun endlich süfs an einander geschwungen dem Brautbette zuschwebten, da ergriff Alle ein Verlangen. Die Unverheiratheten gelobten zu heirathen. Die Verheiratheten schwangen sich auf ihre Pferde, um die süfse Frucht der Minne bei ihren Gattinnen zu kosten".

Einige Bemerkungen über diese pantomimische Pas de deux dürften vielleicht manchem unserer Leser nicht ganz überflüssig scheinen. Ein Syracusaner ist der Balletmeister unserer tanzenden und musikalischen Bande. Syracus war von Griechen aus dem

dorischen Stamm bewohnt, und gerade der dorische Volksstamm liebte und übte die feinere Pantomime und Charaktertänze bei festlichen Aufzügen und zum blosen Zeitvertreib leidenschaftlich *). Auch paſste die ganze Lebensart der Syracusaner mit allen Raffinements, die sie auf die Genüsse der Tafel und Liebe wandten, so wie sie Plato in seinen Briefen beschreibt **), ganz vortrefflich zu diesem lustigmachenden Gewerbe. Die Lebhaftigkeit des Geberdenspiels und die Fertigkeit zu improvisiren, die auch neuere Reisebeschreiber, als Swinburne, v. Riedesel, Bartels ***) an den heutigen Sicilianern bemerkt haben, kam ihnen auch damals schon sehr zu Statten. In Syracus konnte Sophron seine Mimen dichten und nach ihrem Muster in späteren Zeiten Theokrit seine zum Theil dramatischen Idyllen aufstellen. Ein geborener Athener würde sich schwerlich zu einem solchen Gewerbe, wie hier im Xenophon der Syracusier treibt, verstanden haben.

Merkwürdig ist es ferner, daſs der Balletmeister selbst die Bedeutung der jetzt aufzuführenden Pantomime im voraus angibt. Es wird, sagt er zu den Gästen, Ariadne und Bacchus vorgestellt werden! Der groſse Noverre hat bekanntlich diese Nothhilfe des Erklärers bei'm Ballet durchaus verschmäht und ihre Anwendung für äuſserst fehlerhaft gehalten †). Indeſs scheint doch selbst bei den künstlichsten Ballets des Alterthums, selbst wenn ein Pylades oder Bathyllus tanzte, die Anwesenheit eines recitirenden Schauspielers für nichts weniger als überflüssig gehalten worden zu sein ††), und wenn man den ganzen

---

*) Die Belege dazu findet der Liebhaber in der Prolusion de quatuor aetatibus rei scenicae apud veteres, p. 7 ff. und in Manso's Sparta Th. II, S. 177 ff.

**) Epist. VII. T. III. p. 326 B. ed. Steph. Characteristisch ist dort die Bezeichnung: zweimal des Tages sich mit Speisen anfüllen und des Nachts nie allein schlafen. Vergl. Athenäus XII. 6. p. 527 C.

***) Besonders ausführlich spricht von dieser Gesticulation der heutigen Sicilianer v. Borch in seinen Lettres sur Sicile et Malte, T. II. p. 236, eine Stelle, die auch schon Engel in seiner Mimik benutzt hat.

†) Lettres sur la danse et les ballets p. 112. ff.

††) Man darf nur die Erzählung Lucian's, de Saltat. c. 83. 84. T. II. p. 315. lesen, wo von einem tragischen Pantomimen die Rede ist, der sich in der Rolle des rasenden Ajax in der Darstellung der Wuth vom Affect selbst zu sehr hatte hinreiſsen lassen, um sich zu überzeugen, daſs zu gewissen Erklärungen und Ankündigungen immer ein Schauspieler in Bereitschaft stand, dessen Organs sich jener Tänzer auch damals zu einer Erklärung an die Zuschauer bediente. Denn so müssen dort die Worte παραστησάμενον τὸν

Fabelkreis der alten Pantomime, so wie Lucian in seiner Hauptschrift über die Tanzkunst seine Grenzen absteckt, etwas genauer durchgeht, so wird man kaum mit Engel's Behauptung *) ganz einverstanden sein können, dafs alle diese Fabeln der Mythologie und älteren Geschichte den Zuschauern schon längst bekannt und daher Erklärer und Ankündiger völlig überflüssig gewesen wären. Am Ende vertritt aber auch dieses Ansagen des Stücks nur die Stelle unseres Komödienzettels. Die Ausführung selbst bleibt doch ganz allein dem malenden Tanz überlassen.

Weiter: Um das Brautgemach der Ariadne zu bezeichnen, bedarf es nichts weiter als eines Thrones oder Lehnsessels, der vielleicht aus den Frauengemächern des Kallias hier in's Speisezimmer gebracht und für die himmlische Braut hingesetzt wird. Durch solche blos symbolische Bezeichnungen ersparte sich das Alterthum eine Menge unnöthiger Zurüstungen. Die bildende Kunst wufste daraus gleichfalls die gröfsten Vortheile zu ziehen. Eine einfache Säule, ein Baum, eine blose Thüre, ein ausgespanntes Tuch genügte dem alten Künstler und seinem Publikum, um dabei an einen ganzen Tempel, einen schattigen Platz im Freien, ein Haus, ein Zimmer im Palaste eines Königs u. s. w. zu denken. Wir sind durch unsere oft kleinlichen Scenenmalereien und Decorationkünste, wie Kinder durch einen Guckekasten, verwöhnt und können eine dramatische Vorstellung ohne Coulissen und theatralische Einfassung kaum der Mühe werth achten. Der Thron der Ariadne verwandelte sich bei uns in ein bequemes und geschmackvoll drapirtes Sopha. Wie viel könnte in unsern geselligen Zirkeln, wenn wir den pantomimischen Tanz wieder in Aufnahme und zu Ehren bringen wollten, an ein so einfaches Meuble geknüpft und hinzugedichtet werden! Eben dadurch, dafs die Alten mit so keuscher Sparsamkeit gerade nur so viel, als eben nöthig war, auf Aufsenwerke legten, bedeutete auch nun jedes dieser Aufsenwerke in der kleinsten Abänderung und Abstufung weit mehr, als unser durch Tautologie und Ueberladung in Hausrath und Kleidung von Jugend auf verwahrlostes und gestumpftes Auge fassen und unterscheiden kann.

So konnte, um nur bei'm Stuhl stehen zu bleiben, von welchem hier die Rede ist, kaum im Apartement der vormaligen Königin von Frankreich eine strengere Rangordnung zwischen Ta-

---

ὑποκριτὴν gefafst werden, deren Doppelsinn selbst einen Wieland (in seiner Uebersetzung Th. IV, S. 433) zu einer unrichtigen Auslegung verführen konnte. Diese Stelle ist übrigens selbst von dem fleifsigen Du Bos in seinen Reflexions sur la poésie et sur la peinture, T. III. p. 262 ff. nicht bemerkt worden.

*) Engel's Mimik Th. II. Br. XXIX. S. 30.

bouret und Armstuhl eingeführt sein; als der griechische Künstler zwischen einem Thron, das heifst, einem geräumigen Lehnstuhl mit Armlehnen und einem Auftritt für die Füfse, und zwischen einem blos gewöhnlichen Sessel stattfinden liefs *). Dafs für die Ariadne hier ein Thron zugerichtet wird, bezeichnet die hohe Würde der Braut, die, selbst eine Heroine, mit einem Gott vermählt werden wird. Vielleicht war auch überhaupt bei jeder Braut das Sitzen auf einem solchen Throne eine heilige Sitte, da die Braut als solche nach den Mysterien der Ehe eine heilige Person vorstellte.

Wie Vieles gäbe es hier noch zu bemerken! Ariadne tritt im Brautschmuck herein? Worin bestand dieser? Unstreitig zuerst und hauptsächlich in einem faltenreichen, schleierartigen Ueberwurf, den so nur die Bräute zu tragen pflegten, und woher selbst das Wort Nymphe gekommen ist, welches ursprünglich keine Gottheiten, sondern nur bräutlich verhüllte Jungfrauen bezeichnete **). Wir sehen Ariadnen gerade mit einem solchen Schleier,

---

*) Der Thron ist nach dem Begriff des Alterthums blos den Göttern oder ihren Stellvertretern auf Erden bestimmt. Er hat aufser der Lehne und der Armstütze auch einen Fufsauftritt, der in der Folge immer das Zeichen der Götter und illustren Personen wurde. S. Bonarotti, Osservationi sopra alcun. medaglioni. p. 115 und Völkel, über den Tempel und die Statue des Jupiter Olympius S. 199. Schon Homer unterscheidet den θρόνος mit dem Fufsauftritt, der immer an der Wand angestellt gedacht wird, von κλισμός, dem bequemen Stuhl mit einer Rücklehne, und dem δίφρος, dem blosen Sessel ohne Lehne, Tabouret. S. Athenäus V, 4. p. 192. Telemach gibt der verkappten Minerva einen Thron, er selbst aber nimmt nur einen Sessel, δίφρος. Odyssee XIX, 103. Man findet sehr nützliche Collectaneen hierüber in den Anmerkungen des Carcani zu den Pitture d'Ercolano T. I. p. 151 ff. Der Stuhl der Alten, durch alle seine Modificationen, verdient noch eine weite archäologische Ausführung, zumal da ihn Stieglitz in seiner lehrreichen Archäologie der Baukunst Th. I, S. 297 ff., wo er die Hausgeräthe der Alten durchgeht, ganz übergangen hat.

**) Die Beweise findet man bei Valckenaer zu Lennep's Etymolog. p. 616. Aber wie kam es, dafs das Wort Nympha (das auch bei römischen Dichtern zuweilen für jede junge Frau steht, s. Burmann zu Ovid's Heroiden I, 25) nun allgemein in der Bedeutung von Halbgöttinnen gebraucht wurde? Was Valckenaer dort sagt, ist nicht befriedigend. Uebrigens brauchen die griechischen Schriftsteller den Ausdruck: bräutlich angezogen, häufig von der Verschleierung der Braut. S. Dorville zu Chariton S. 241. Lips.

der, über den Kopf herunterlaufend, fast wie ein Mantel den ganzen Obertheil des Körpers bedeckt, als Braut dem Bacchus gegenüber auf einem alten Kunstwerke in Marmor sitzen, und finden dieselbe Verschleierung auch an der Braut in der Aldobrandinischen Hochzeit. Gewifs verstand das Mädchen, das hier die Ariadne spielt, alle feine Künste des Schleierwurfs, womit auch aufser der Lady Hamilton manche teutsche Künstlerin (z. B. die verdienstvolle Schauspielerin Meyer in Berlin) die zierlichsten Formen zu schaffen versteht, und so wird es deutlich, wie sie hinter diesem Schleier die schüchterne Sehnsucht darzustellen verstand. Bei dem Bacchischen Rhythmus, welcher bei'm Tanze des Dionysos auf der Flöte geblasen wurde, denken wir an das, was schon der scharfsinnige Du Bos *) und nach ihm unser Engel über den Gebrauch des rhythmischen Tactes zur Pantomime angemerkt haben. — Wenn Xenophon sagt: man hörte, wie sie sich befragten, so darf diefs nicht buchstäblich verstanden werden. Denn eine mündliche Erklärung der Spielenden selbst wäre der ärgste und unverzeihlichste Verstofs gegen die Forderung dieser blos in Geberden sprechenden Pantomime gewesen. Xenophon will also dadurch nur so viel sagen, es war, als wenn man's hörte, wie sie sich fragten. — Endlich erinnert die Lebhaftigkeit, womit die Zuschauer die ganze Vorstellung beklatschen und auf sich selbst anwenden, an Lucian's Bemerkung über die Wirkung, welche der pantomimische Tanz auf die Seele der Zuschauer hervorbringe: „Nur dann wird dem Tänzer ein vollkommener Beifall zu Theil, wenn Jedermann in ihm wie in einem Spiegel sich selbst, und wie er zu empfinden und zu handeln pflegt, zu erblicken glaubt; nur dann können sich die Leute vor Freude nicht mehr zurückhalten und ergiefsen sich schaarenweise in lautes Lob, wenn sie ihre Seelen gleichsam abkonterfeit sehen. Und so verschafft ihnen dieses Schauspiel in der That jenes Delphische: Kenne dich selbst! und sie gehen besser von dem, was sie zu thun oder zu lassen haben, unterrichtet, als sie zuvor waren, von dannen **)". Man sollte wirklich glauben, Lucian habe den Schlufs des Xenophontischen Gastmahls bei diesen Worten vor Augen gehabt. Gebessert und jeder unnatürlichen Wollust absagend, gingen auch hier die Gäste des Kallias auseinander.

Späterer Nachtrag des Verfassers.

Was ich über die Pantomime Ariadne und Bacchus vor länger als zwanzig Jahren in einer Zeitschrift, mehr für Frauen als Män-

*) Du Bos, Reflexions T. III, p. 21. ff.
**) Lucian, de Saltat, c. 81, nach Wieland's Uebersetzung Th. IV. S. 440.

ner bestimmt, niederschrieb, habe ich später im ersten Bande der Ideen für Archäologie der Malerei weit genauer und vollständiger vorgetragen. Dieser ganze Gegenstand findet in den Tänzen bei den Bacchischen Weihen seine Erklärung, die jährlich in den grofsgriechischen Städten gefeiert wurden. Hier wurde der ἱερὸς γάμος der Libera und des Liber Pater von Jünglingen und Jungfrauen in der Maske von männlichen und weiblichen Bacchanten den Eingeweihten vorgespielt und mit grofser Mannichfaltigkeit und Anmuth der Gruppen (σχήματα) dargestellt. In jenem Buche habe ich S. 230. die Libera als Braut des Dionysos mit Rücksicht auf die Xenophontische Erzählung erläutert, womit der Excurs in der Aldobrandinischen Hochzeit (S. 144—146.) in Verbindung zu setzen ist. In den Mysterien fand die Θρόνωσις statt, worüber die Ideen zur Archäologie und Malerei S. 231. zu vergleichen; es traten Nymphen, Grazien und Horen auf, die bei der Ausführung der Tänze und Chöre für jene Hochzeitsfeier behilflich waren; s. S. 192. desselben Werkes. Daher ergibt sich, dafs jener Syracusaner den Stoff zu seinem Mimus aus den Bacchischen Mysterien entlehnt habe, so jedoch, dafs er ohne Zweifel die nöthigen Veränderungen dabei sich erlaubte, damit nicht die mystischen Weihen profanirt zu werden schienen. Diefs nannte man nun ganz eigentlich ἐξορχεῖσθαι, und indem dieser Ausdruck ganz besonders auf jene αὐτοσχεδιάσματα sich bezog, die von Tänzerinnen und Flötenbläserinnen unter der Leitung eines Choragen bei Gastmählern dargestellt wurden, so ward es später auf diejenigen übergetragen, die Geheimnisse profanirten und, um mit Horaz zu sprechen, der Ceres Geheimnisse ausplauderten.

V.

Ueber das Wort Maske und über die Abbildungen der Masken auf alten Gemmen.

Ein Wort, das man in der jetzigen Jahreszeit überall, wo man sich überhaupt noch an den alten hergebrachten Faschingsmummereien erlustigen und einmal auf's ganze übrige Jahr recht satt lachen und tanzen darf, sehr fleifsig aussprechen hört, ist das Wort Maske. Wieviel ist nicht über die dadurch bezeichnete Sache von jeher gepredigt, gezankt, gelacht und gespottet worden! Vom englischen Zuschauer bis auf die teutschen Fidibus und Tapeten herab hat eine jede moralische Wochenschrift ihre Herzerleichterungen darüber bei'm Publicum abgegeben und Glossen zu einem Text geliefert, der doch nur durch Musiknoten verständlich wird. Da man nun schon so lange und so viel über die Zulässigkeit und den Gebrauch der Masken bei Bällen und Faschingslustbarkeiten gesprochen und sich leider bei dem Allen noch nicht einmal darüber vereinigt hat, ob die Sache eine öffentliche Thorheit, oder eine verlarvte Weisheit zu nennen sei, so kann es wohl auch einem unparteiischen Zuschauer nicht übel genommen werden, wenn er auf den Einfall geräth, von der streitigen Sache (die er wohlweislich auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen läfst) einmal auf's Wort überzugehen, und so darf auch ich es wagen, eine kleine antiquarische Untersuchung über den Ursprung und die davon abzuleitende eigentliche Bedeutung des Wortes Maske anzustellen und, sollten sich mir auf dem Wege einige andere Bemerkungen darbieten, auch diese mitzunehmen.

Fern sei es von mir, meinen Lesern die dickbestäubte Rüstkammer aller hierher gehörigen Alterthümer aufzuschliefsen und ihnen die undankbare Mühe anzusinnen, auch nur einmal zwischen diesem altväterischen Gerumpel auf und nieder zu wandeln. Zwar dürfte es dem, der es mit den fröhlichen Anhängern des Weisen von Abdera hält, auch hier nicht an reichlichem Stoff zur

Aufheiterung fehlen, wenn ich ihm bei Hererzählung der Meinungen über das Alter der Maskeraden die scharfsinnige Muthmafsung des zu Anfang dieses Jahrhunderts weit und breit berühmten Rechtslehrers auf der Universität Wittenberg, des Herrn von Berger, anführte, der in einem sehr gelehrten Werke über die Masken und Maskeraden *) die erste aller Maskeraden geradezu in der bekannten Feigenblattschürze unserer ersten Aeltern im Paradiese sucht und auch wirklich findet, oder wenn ich den witzigen Einfall eines italienischen Abate **) berührte, der in dem leuchtenden Angesichte Mosis, als er vom Sinai herabkam, die Spuren der ältesten Maskirung entdeckt und Allen, die zur Herrlichkeit jenes Lebens eingehen, ähnliche Licht- und Strahlenmasken verspricht. Allein die meisten möchten doch bei diesen antiquarischen Siebensachen herzliche Langweile empfinden, und was wäre trauriger, als meine Leser, indem ich alle meine Belesenheit und meinen Scharfsinn etwa auf eine gähnende, maulaufsperrende Maske verwendete, die aus dem Alterthume zu uns gekommen ist, selbst in den Zustand des sympathetischen Mitgähnens versetzt zu sehen! —

Das Masken- und Theaterwesen — denn beides steht, wie bekannt, im ganzen Alterthume in der engsten Verbindung — hat seinen Ursprung den ländlichen Ernte- und Weinlesefesten der ältesten Bewohner Griechenlands und Italiens zu danken. Aus dem im Gesichte mit Weinhefen übermalten bäuerischen Possenreifser trat nach und nach der künstlich verlarvte Schauspieler hervor. Alle Processionen, alle Feierlichkeiten, geheime Einweihungen und Feste, die dem Bacchus zu Ehren angestellt wurden, konnten ohne

---

*) S. Commentatio de Personis vulgo Larvis seu Mascheris, von der Carnevalslust, critico, historico, morali et juridico modo diligentius conscripta a Chr. Henr. Nobil. de Berger (Frf. 1723. 4.) c. I. p. 23. Das Werk hat durch die beigefügten 153 Kupfertafeln, welche Vorstellungen aller Scenen der Terenzischen Lustspiele aus dem bekannten Vaticanischen Codex enthalten, seinen antiquarischen Werth und ist für manchen juristischen Streitpunct nicht unwichtig; übrigens aber ist es eine geschmacklose und unverdaute Compilation, die wohl schwerlich ohne den Namen ihres berühmten Verfassers so oft mit Lobpreisungen citirt worden wäre.

**) Der Neapolitaner Pacichelli hat in seinem Schediasmate tripartito de Mascheris, capillamentis et chirothecis (Neap. 1693.) p. 19. diese scharfsinnige Hypothese aufgestellt, welche er mit folgendem Beitrag zu den Aussichten in die Ewigkeit schliefst: Nec deerunt in coelesti patria hujusmodi metamorphoses ad intensius vel remissius gaudium juxta merita beatorum: tum proderit hic lusisse, veluti Cajus Caligula, qui vestes assumebat Jovi, Junoni, Veneri et Dianae accommodatas!!

den Gebrauch der verschiedenartigsten Masken *) nicht begangen werden. Die Bacchanalien und Saturnalien des Alterthums haben sich unter anderen Namen und Bezeichnungen auch in den Christianismus eingeschlichen. Der saturnalische Muthwille auf der heiligen Strafse des alten Roms, wie ihn Lucian schildert, und die Carnevalsmummereien auf dem Corso des neuen Roms, wie ihn uns die Meisterhand eines Göthe zeichnet, haben eine zu starke Familienähnlichkeit, als dafs man sie nicht bei'm ersten Anblick für ein Paar leibliche Geschwister und Kinder eines jovialischen Vaters halten sollte.

Bei den alten ländlichen Bacchusfesten fand eine ganz eigene, auf einen sonderbaren Aberglauben gegründete Gewohnheit statt, die ich wohl nicht besser als mit den Worten des römischen Sängers vom Landbau selbst beschreiben kann. Die italienischen Hirten, sagt Virgil,

Feiern mit rohem Gesang ihr Fest und wildem Gelächter,
Und, in scheufsliche Larven vermummt von gehöhleter Rinde,
Rufen sie dich, o Bacchus, durch fröhliche Lieder und hängen
Dir an ragender Fichte herab die schwebenden Bilder **).

---

*) Man beurtheilt die alten Masken immer nur nach ihrem theatralischen Gebrauche. Sie wurden aber eben so häufig bei Processionen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Man sieht diefs am deutlichsten aus den Gemälden auf den alten griechischen Vasen, die man sonst aus Irrthum etrurische nannte. Es gab, wie Passeri in mehreren seiner Schriften, besonders aber in den Paralipomenis ad Demsterum und in den Picturis Etruscorum in vasculis T. II. p. 22. seq. sehr wahrscheinlich gemacht hat, drei Grade in diesen Einweihungen, den Grad der Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus oder Ebon selbst. Alle drei Grade hatten ihre charakteristischen Masken, die, so wie das Costume eines jeden Grades, wesentlich von einander unterschieden waren und auf den alten Vasen häufiger als irgend ein anderer Gegenstand abgebildet sind. Man sehe in der neuen Hamilton'schen Sammlung von Tischbein, Collection of Engravings from ancient Vases, die 39ste Platte, wo zwei als Satyren oder Ithyphallen verkleidete Jünglinge ihre Masken in der Hand halten, vergl. mit der darauf folgenden 40sten. Schon hieraus würde es begreiflich werden, warum auf alten Gemmen gerade eine so unverhältnifsmäfsig grofse Anzahl von Silenen- und Satyrmasken (s. z. B. Lippert's Daktylioth. 1 Taus. 388—399. Gori, Museum Florentin. T. I. tab. XLV.) sich erhalten haben. Sie stammen zum Theil aus jenen Zeiten, wo sich Alles in Unteritalien in diese Bacchusorgien einweihen liefs, und hatten, in Ringe gefafst, eine religiöse Bestimmung.

**) Vofs, Uebersetzung Georg. II, 384—386.

Diese schwebenden Bilder (Oscilla in der Sprache des Landmanns bei'm Virgil) können nach Allem, was die Grammatiker und Scholiasten Witziges darüber gesagt und gesammelt haben *), nichts Anderes gewesen sein als Masken mit einer Verlängerung, die den Rumpf eines Körpers vorstellte, und an welcher ein Ithyphallus oder in der neuen Sprache der Völker am Ganges ein Lingam, entweder als Symbol der Fruchtbarkeit oder als das kräftigste Verwahrungsmittel gegen alle Zaubereien, angebracht war. Und aus der zuletzt angegebenen Ursache dürfte wahrscheinlich diese abergläubische Sitte noch befriedigender erklärt werden können als aus der ersteren **). Es wufste nämlich die Rockenstubenphilosophie des Alterthums ganz erschreckliche Dinge von der Gewalt geheimer Zaubersprüche und Hexereien zu erzählen, womit man den Oel- und Rebenpflanzungen seines Nachbars den empfindlichsten Schaden zufügen oder wohl gar die Früchte und Aehren aus fremden Kornfeldern durch eine magische Magnetisirung auf die seinigen herüberzaubern könne; ein Aberglaube, der selbst bei den ernsthaften Römern durch eine ehrwürdige Gesetzesformel in ihren zwölf Tafeln eine öffentliche Sanction und Bestätigung erhalten hatte ***). Ganz besonders aber hielt man die Blicke gewisser Menschen, die auf der Netzhaut ihrer Augen von jedem Gegenstand ein doppeltes Bild empfangen und daraus einen ganz eigenen, Alles versengenden Lichtstrahl hervorschiefsen sollten, für gefährlich †). Gegen alle diese Behexungen und Verzauberungen

---

*) S. den Servius zu dieser Stelle, den Macrobius I, 7. und 11. und die alten Glossarien, wo Oscilla durch προσωπεῖα, Masken, erklärt werden. Vergleiche Scaliger zum Ausonius p. 503. ed. Toll.

**) Spence hat in seiner Polymetis die Erklärung von den Oscillen, als Symbolen der Fruchtbarkeit, sehr sinnreich ausgeführt. S. Heyne zu dieser Stelle. Merkwürdig ist übrigens eine Gemme bei'm Maffei, Gem. Antich. T. III. tab. 64., wo wirklich solche Oscillen als Masken an einem Baume aufgehangen sind. Vergl. Gori, Museum Florent. T. I. tab. 48, 9.

***) Die Formel, qui fruges excantassit, ist aus dem Plinius XXVIII, 2. s. 4. und Anderen hinlänglich bekannt und am befsten von Geoffroy zum Codex Theodos. T. III. p. 117. ed. Lugd. erläutert. Die Stellen der Alten über diesen bis auf die neueren Zeiten fortgepflanzten Aberglauben gibt Broekhuys zu Tibull's bekanntem Vers: Cantus vicinis fruges deducit ab agris, I. 8. 19.

†) Die Hauptstelle über die Fascination — so hiefs bekanntlich diese Art von Zauber — ist bei'm Plinius VII, 2. s. 2. Alle Stellen der Alten findet man schon bei'm La Cerda zu Virgil's Eclogen III, 103. Die Sache verdient doch immer noch die Untersuchung eines philosophischen Augenarztes. Denn irgend etwas mufs auch hier zum Grunde gelegen haben. Leonardo Vairo, ein Benedicti-

verwahrten nun sorgsame Hausväter ihre Fluren, und altgläubige Mütterchen ihre Kinder auf mehr als eine Weise. Für das wirksamste Mittel unter allen wurde allgemein der Phallus gehalten, dieses grofse, aus dem Oriente auch zu den Griechen, Etruriern und Römern übergegangene Symbol der Fruchtbarkeit und des Gedeihens. Man hing dieses wirksame Entzauberungsmittel an die Pforten und Thürpfosten, an Bäume und Rebengeländer auf; man band es den Kindern blos oder in einer runden Kapsel (aus welcher dann die bulla der römischen Knaben entstand) um den Hals; Künstler hefteten es vor ihre Werkstätte und der triumphirende Feldherr an seinen Wagen, die Vestalinnen verehrten es mit andächtiger Inbrunst im Allerheiligsten ihrer Rotonda *). Die Alles ausbildende und verschönende Hand der Kunst gab diesem heiligen Phallus den Körper eines rüstigen Jünglings zur Gesellschaft, und so entstand daraus der so oft mifsverstandene, aber seiner ursprünglichen Bedeutung nach nichts weniger als obscöne Priapus, der durch das, was ihn auszeichnet, nicht den Dieben eigentlich, sondern den bösen Zungen und Augen wehren sollte **). Eine andere Verfeinerung der Kunst grub diesen Helfer gegen allen Zauber (medicum invidiae nennt ihn Plinius VII, 2. S. 2.) in Gemmen

---

nerprior zu Benevent im 16ten Jahrhunderte, hat in einer eigenen Schrift in drei Büchern de Fascino gehandelt, die zu Venedig 1599 herausgekommen ist. Hier ist aller Unsinn gesammelt, den irrige Philosophie und theologischer Hexenglaube je darüber ausgebrütet haben. Am Ende S. 362. empfiehlt er als das kräftigste Gegenmittel einen Agnum Dei circa collum suspensum. Diefs trat also in der katholischen Kirche auch hier an die Stelle des Priap!

*) Die Belege zu diesem Allen bei'm Plinius XXVIII, 4. s. 7. Vergl. Pollux VII, 108. und Casaubonus in Lection. Theocrit. c. VIII. p. 75. edit. Commelin.

**) S. Plinius XIX, 4. s. 19. Aus mehreren Stellen, z. B. bei'm Martial III, 68., wird es deutlich, dafs der Phallus auch zur Verwahrung der Gärten gebraucht wurde. Gewifs ist es, was auch neuerlich Bartels in seinen Briefen über Calabrien und Sicilien Thl. I. S. 135 f. wieder erinnert hat, dafs die Alten bei der Gewöhnung an das Nackende und der religiösen Ideenverbindung, die man dabei hatte, kein so schlüpfriges Bild daran erblickten, als wir uns vorstellen. So war es lächerlich, dafs man in dem wiederaufgegrabenen Pompeji ein Haus, vor welchem ein Priap als Entzauberungsmittel angebracht war, für ein Bordell erklären wollte. S. Hamilton, Account of the Discoveries at Pompeji, in der Archaeologia Britann. T. IV, 14. p. 160. So ist der Phallus auf der Vase im Palast Chigi ein bloses Amulet. S. Monatschrift der Berliner Akademie der Künste. 1788. August. p. 90.

ein, die von frommen Personen als Amulete in Ringen getragen und erst später von der befleckten Einbildungskraft ausgemergelter Wollüstlinge beflügelt und in unsaubere Spintrien verwandelt worden *). Hierher gehören dann auch, wenigstens dem einen Bestandtheile nach, die schwebenden Bilder, die nach dem Zeugnisse des Virgil die italienischen Landleute bei den ländlichen Bacchusfesten an eine schlanke, ihre Fluren übersehende Pigne aufhingen.

Aber eben dieses Oscillum bestand seinem oberen Theile nach aus einer Larve, und so wurde auch die Maske als ein zauberlösendes Mittel angesehen. Die gegen die Bezauberungen aufgehangenen Mittel, sagt Plutarch in einer merkwürdigen Stelle, wo er dieses Alles physisch zu erklären sucht **), erhalten dadurch ihre Wirkung, dafs sie durch das Auffallende und Lächerliche ihrer Gestalt den schädlichen Zauberblick auf sich heften. Gerade diefs war nun auch der Fall bei den in ein lächerliches Fratzengesicht verzerrten Masken, die wahrscheinlich auch von den Verzerrungen des weit geöffneten Mundes die Benennung Oscilla (Maulsperren) bekommen haben ***). Man glaubte, durch das Aufhängen oder Aufstellen dieser Alles zu verschlingen drohenden Carrikaturmasken jedem gefährlichen Einflufs der Mifsgunst und Zauberei entgegenwirken zu können. So wufste der Aberglaube aus den häfslichsten Gestalten sich eine Beruhigung zu verschaffen. Die Bildner in Erz, Marmor, Wachs und Thon ermangelten nicht, die Nachfrage nach solchen ungestalten Amuleten zu ihrem Vortheile zu benutzen, aber auch mit dem Wachsthume der Kunst diesen alles Gefühl des Schönen beleidigenden Schreckgestalten ihre Häfslichkeit nach und nach auszuziehen und ihnen nur so viel von ihrer ursprünglichen Form übrig zu lassen, als zur Bezeichnung

*) Einen Phallus, der als Amulet an einem Ringe befestigt ist, hat Th. Bartholin, de puerperio veterum p. 161., abbilden lassen. Allein man grub diese Figur aus abergläubischen, nicht unreinen Ideen auch auf Gemmen, wovon man mehrere Beispiele in Winckelmann's Descriptions de pierres gravées du B. de Stosch n. 1648 ff. p. 265. findet. Spätere Raffinements ausgearteter Wollüstlinge s. in Tassie's Catalogue n. 5314—5328. Offenbar lag ursprünglich auch bei diesen Vorstellungen die Idee von der erzeugenden Naturkraft zum Grunde, über welche Court de Gebelin in seinem monde primitif zwischen den unstatthaftesten Hypothesen doch auch viele scharfsinnige und gelehrte Vermuthungen vorgebracht hat.

**) In Sympos. V, 7. p. 681 f. ed. Frf.

***) Ich kann der Etymologie, die Vofs im Etymolog. und Schrader in Lennep's Etymolog. p. 1245. vorgetragen haben, dafs Oscillum so viel sei als Obscillum, nicht ganz beipflichten. Ich leite es mit Scaliger zum Festus s. v. Oscillum p. 215. von os und cillere, bewegen, ab und beziehe es auf die Verzerrungen in der Maske.

des Gegenstandes überhaupt unumgänglich nöthig war. So konnte eine Medusenlarve mit borstigem Schlangenhaar, hervorragender Zunge und schrecklichen Todeszuckungen, in welcher der forschende Alterthumskenner eigentlich nichts weiter als ein Amulet der Krieger auf Brustharnisch und Schild entdeckt *), durch stufenweise Verschönerung das Ideal einer weiblichen Schönheit, eine Strozzische Medusa, werden. So veredelten sich die Grausen erregenden Züge in den Schrecklarven des früheren Aberglaubens in anmuthige Silenen- und Satyrenmasken und in die Spiele einer muthwilligen und unerschöpflichen Künstlerphantasie, aus welcher sich nach und nach die Groteske und Arabeske entwickelte.

Und hier wären wir denn auch auf die wahrscheinlichste Ableitung des Wortes Maske gekommen, welches weder von dem arabischen Maskara, ein Possenreifser, wie der orientalisirende Scinner behauptet, noch von der ältesten Theatersitte, sich das Gesicht zu schwärzen und zu beschmieren, also von Makeln, Besudeln, herkommt, wie Adelung glaubt **), sondern von einem ursprünglich griechischen Worte abgeleitet ist, das, nach dem Glossarium des Hesychius, eine Figur, ein Bild gegen die Zauberei bezeichnet ***). Maska oder auch Talamaska bedeutete in der

---

*) Im Philopatris Lucian. Op. T. III. p. 593. c. 8. fragt Tryphon, wozu der Medusenkopf auf dem Schilde der Minerva nütze, und Kritias antwortet, er sei ein Verwahrungsmittel gegen alle Gefahren, θέαμα ἀποτρεπτικὸν τῶν δεινῶν. Als ein solcher erscheint er schon in jener prächtigen Stelle bei'm Homer, Ilias 5, 741., woraus später alle jene Vorstellungen geflossen sind. Man sehe Ekhel's feine Bemerkung, Choix des pierres gravées du Cab. Impér. p. 62., wo er zeigt, dafs man die Medusenlarve häufig auf den Schilden der Heroen als eine Schreckgestalt für die Feinde findet, und hinzusetzt: c'est vraisemblablement par cette raison, qu'on trouve un si grand nombre de têtes de Meduse sur des pierres de toute espèce, destinées la plupart à servir d'amulettes. Was also bei den christlichen Rittern in den Kreuzzügen das Kreuz als Talisman auf den Schilden war, das war in dem heroischen Zeitalter der Griechen der Medusenkopf.

**) Wörterbuch Thl. III. S. 387.

***) Hesychius T. I. c. 701.: βάσκα, μακέλη (lies δείκελα, so wurden die Masken auch genannt, daher die Mimen δεικελισταί. s. zum Hesychius T. I. c. 903, 3.), βασκάνια. Βασκάνια hiefsen eben alle die lächerlichen und häfslichen Dinge, wodurch man die Fascination verhindern wollte. Daraus ist nun nach einer sehr gewöhnlichen Verwechselung des b in m (s. Saumaise, Exercit. in Solin. p. 923. a. E.) μάσκα, eine Maske, entstanden. So hat es auch schon Saumaise erklärt in notis ad Tertull. de pall.

verdorbenen Latinität des Mittelalters jeden Unhold, jede Hexe und scheufsliche Gestalt *) und diesen Nebenbegriff der Häfslichkeit hat dieses Wort auch jetzt noch so gut, wie das zum Theil davon abgeleitete Grimace in der französischen Sprache. Wer kann es daher dem neuesten Sprach- und Wortreiniger Campe verdenken, dafs er ein Wort mit so zweideutigen Nebenbegriffen nicht länger unter der ehrlichen Sippschaft teutscher Mutterwörter dulden will **), wenn auch der von ihm statt Maskerade vorgeschlagene Larventanz uns um nichts bessern und nur an einen Geistertanz in einer Bürger'schen Ballade erinnern sollte.

Vielleicht läfst sich aber aus dieser Sitte, häfsliche Masken als Amulete und zauberlösende Mittel zu betrachten, noch eine andere antiquarische Dunkelheit aufhellen, die ohne Rücksicht auf diesen Umstand dem denkenden Forscher wohl immer ein Räthsel bleiben möchte. Sollte sich nicht hieraus die ganz unverhältnifsmäfsig grofse Zahl von Maskenintaglios auf alten Gemmen erklären lassen? Das vollständigste Werk über die Masken der Alten von Francesco Ficoroni enthält auf 85 Kupferplatten die Abbildungen von mehr als 360 damals noch vorhandenen geschnittenen Steinen, auf welchen blose Masken abgebildet sind ***). Nicht mehr als 72 von diesen hat Raspe in dem mit Recht für sehr vollständig gehaltenen Tassie'schen Gemmen- und Pastenverzeichnisse aufgeführt, wo übrigens an 400 andere alte Gemmen mit Masken angezeigt †), aber doch immer noch eine grofse Zahl, die Winckelmann in der Erklärung des Stoschischen Cabinets, Maffei und Gori im Museum Florentinum beschrieben und zum Theil in

---

p. 123., dem selbst Menage, Dictionnaire Etymolog. p. 487. beizupflichten scheint.

*) S. Du Cange, Glossarium Lat. s. v. masca. T. II. p. 525., talamasca T. III. p. 1166., und Wachter, Glossar. Germ. s. v. Maske p. 1055.

**) Ueber die Reinigung und Bereicherung der teutschen Sprache. Dritter Versuch. S. 227.

***) Ficoroni's Werk, de larvis scenicis et figuris comicis, Rom. 1754. 4., hat eigentlich einen gewissen Pietro Contucci zum Verfasser. S. Winckelmann's Monument. Ant. Ined. p. 59. Es ist aber Alles ohne Plan und Ordnung unter einander geworfen, und man kann daher nur mit vieler Kritik Gebrauch davon machen. Die vorzüglichsten Maskengemmen aus Ficoroni's Sammlung sind in das Museum Ballerini's, des Bibliothekars der Barberinischen Bibliothek, gekommen, wie aus einer Bemerkung des Cocquelini in Praefat. ad Terent. T. I. p. VII zu ersehen ist.

†) S. Tassie's Catalogue, Masks n. 3621—4061. p. 243 ff. Es gehören aber auch sehr viele Gemmen zu dieser Ordnung, die unter anderen Rubriken blos als Köpfe angegeben sind.

Kupfer gestochen geliefert haben, übergangen sind. Schon nach dieser Berechnung wird man die Angabe nicht übertrieben finden, dafs sich gewifs ein paar tausend verschiedene Maskengemmen, die Doubletten und Copieen nicht gerechnet, aus dem Alterthume erhalten haben. Da sich nun durchaus kein vernünftiger Grund denken läfst, warum sich gerade von dieser Gattung mehr Gemmen als von so vielen anderen erhalten und wiedergefunden haben sollten, so folgt hieraus ganz natürlich, dafs bei den alten Griechen und Römern selbst die geschicktesten Steinschneider sich weit häufiger diesen Gegenstand als irgend einen anderen gewählt und so die Zahl dieser Maskenabbildungen auf Gemmen aufserordentlich vermehrt haben müssen. Nun richteten sich diese Künstler zuverlässig bei der Wahl ihrer Sujets auch nach dem, was am häufigsten gesucht und am theuersten bezahlt wurde. Warum wählte und kaufte man also so begierig Steine mit Maskenintaglios zu Siegelringen, da doch das schöpferische, Alles in Bild und Umrifs auffassende Alterthum hundert andere, weit lieblichere und einladendere Sujets auf allen Seiten erblickte? Allerdings mag die entschiedene Liebhaberei der Griechen für ihre dramatischen Belustigungen und die mit jedem Trauer-, Lust- und Satyrspiel verbundene Charaktermaske selbst diese Vorstellungen auf Gemmen sehr vervielfältigt *), so wie die eben berührte Einweihung in die Geheimnisse des Bacchus, wobei der Einzuweihende in einer Maske erschien, manche Abbildung auf geschnittenen Steinen veranlafst haben; allein diese Theater- und Bacchanalienmasken machen doch immer bei einer genauen Untersuchung der Merkmale **), wodurch

*) Daher selbst die Menge von kleinen Bronzen, die maskirte Schauspieler vorstellen, bei Ficoroni und Amaduzzi in Monument. Matteian. T. I. tab. XCIX. Schauspieler, die in einer Rolle sehr gefallen hatten, hatten selbst ein besonderes Wohlgefallen an ihren Masken, wie aus einer Anekdote des Schauspielers Ofilius Hilarus bei'm Plinius VII, 53. s. 53. deutlich erhellt. Ihre Freundinnen wählten für sie die geschmackvollsten Masken. S. Alciphron, Epist. II, 4. p. 248. Es gab eigene Künstler für diese Art von Kunstwerken. Plinius nennt den Chalcosthenes und Krateros XXXIV, s. 19. 27. XXXV, s. 40. 38. Ja es lassen sich beinahe alle vom Pollux sehr genau beschriebenen Masken für die drei Schauspielarten IV, 133—154. in noch vorhandenen Kunstwerken, besonders in geschnittenen Steinen wiederfinden. So zum Beispiel die Maske des ersten Greises, ἡγεμών, Poll. IV. 119. in den Gemmen des Ficoroni tab. 56. 59. und in den Pierres gravées du Cabinet du Duc d'Orléans T. I. tab. 61. 62. Vergl. Visconti ad Museum Pio-Clementin. T. III. p. 37., wo die Maske des ersten Sclaven bei'm Pollux IV, 149. ganz genau auf einer Statue dargestellt ist.

**) Die tragischen Masken lassen sich auf den ersten Blick durch den

sie leicht von den anderen zu unterscheiden sind, kaum die Hälfte dieser so zahlreichen Classe von vertieft und erhaben geschnittenen Steinen aus. Man kann freilich sagen, es sei nun dieses einmal Künstlerphantasie und Laune gewesen, die, weil einige Werke der berühmtesten Meister gerade in diesen Caricaturgesichtern sehr berühmt waren, diese Art von Darstellung vielen anderen vorgezogen hätten. Allein so gern ich auch dieses bei einigen berühmten und offenbar unbeschreiblich oft nachgebildeten Silenus- und Satyrmasken *) zugeben will, so wenig kann mich dieser Grund bei so vielen anderen Vorstellungen befriedigen, die dem Beschauer durchaus nichts als häfsliche Verzerrungen und widrige unförmliche Meerkatzengesichter darbieten. Alle diese Zweifel sind gehoben, wenn wir annehmen, dafs man diese Masken, die der Aberglaube in Erz und Thon so häufig als ein Verwahrungsmittel gegen Hexenaugen und Zaubereien anwandte, auch auf Steinen als Amulete in Ringen getragen habe. Magische, zauberlösende Ringe zu tragen, war, wie wir wissen, schon bei den ältesten Griechen eine sehr gewöhnliche Sitte **). Was war natürlicher, als dafs man

---

besonderen hiatus am Munde, der ganz von der trichterförmigen Oeffnung der komischen Masken verschieden ist, und durch die Erhöhung über dem Kopf (ὄγκος, s. Cuper ad Apotheos. Homeri p. 82.), die komischen durch den ihnen gewöhnlich beigefügten krummen Stab (bei Ficoroni tab. 35. 36. und besonders bemerkenswerth in den Pitture d'Ercolano T. IV. t. XXXVI.) erkennen.

*) S. einige treffliche Ideale in der ehemaligen Sammlung des Herzogs von Orleans T. I. 53 f. und in Gori, Museum Florentinum T. I. t. XLV. 2. 6.

**) Sie hiefsen δακτύλιοι φαρμακῖται, Hesych. T. I. c. 879, und schützten vorzüglich auch gegen Bezauberungen; βασκανίας ἀποτρεπτικά nennt sie der Scholiast des Aristoph., Plut. 885., wo Hemsterhuys verglichen zu werden verdient. S. 300 f. Später hiefsen sie τετελεσμένοι, s. Saumaise ad Script. H. A. T. II. p. 457., wonach wahrscheinlich das arabische Talisman gebildet ist. Der Aberglaube schrieb ihnen unglaubliche Kräfte zu, z. B. bei'm Lucian in Navig. c. 42. T. III. p. 274. Vergl. die weitläufigen Collectaneen bei Kirchmann, de annulis c. XXI. p. 141—156. Sie waren häufig mit geschnittenen Steinen versehen, deren Figuren eine magische Kraft haben sollten. So erwähnt der griechische Arzt Alexander von Tralles X, 4., dafs ein Ring mit einem Steine, worauf Hercules im Kampf mit dem aufgerichteten Löwen geschnitten sei, gegen die Kolik helfe. Hieraus erklärt es sich, warum gerade diese Arbeit des Hercules viel häufiger als andere auf geschnittenen Steinen (z. B. Winckelmann, Cab. d. Stosch p. 273. und in Tassie's Catalogue n. 5684—5715., wo auf der merkwür-

nun auch noch in diese Ringe Steine mit Figuren von einer ähnlichen Kraft und Wirksamkeit setzte und, da man im Alterthume hundert Geräthschaften und Dinge durch das Aufdrücken des Pitschierringes verwahrte, die wir jetzt nicht mehr zu versiegeln, sondern zu verschliefsen pflegen *), zugleich auch diese Dinge durch das auf Siegelwachs abgedrückte Bildnifs einer Maske vor allem etwa zu besorgenden Zauberunfug sicher stellte? Jeder, der nur einige etwas beträchtliche Gemmensammlungen gesehen hat, weifs, welche ungeheuere Zahl von magischen Gemmen und Amuleten der in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung aus Syrien und Aegypten über das ganze römische Reich wie ein giftiger Pesthauch ausströmende gnostische und astrologische Unsinn hervorgebracht hat **). Eben der Aberglaube, der später mit den Erzeugnissen des gesunkenen Kunstgeschmacks, den häfslichen Abraxas- und Cheuphisgemmen, sein Spiel trieb und so manches Kunstwerk ehrwürdiger griechischer Meister mit seinem astrologischen Sternentand ***) und sinnlosen Abracadabras verunstaltete, fand in den glücklichen Zeiten der Kunst in den seltsamsten, aber, als Kunstwerk betrachtet, oft unübertrefflich schön gedachten und gearbeiteten Carricaturmasken seine Freude und Beruhigung.

Ich zweifle nicht, dafs man diese Spur noch weiter verfolgen und zum Beispiel in den sogenannten Silenusmasken, in welchen man den leibhaften Sokrates gesucht und vielleicht auch wirklich gefunden hat †), ein kräftiges Amulet für Dilettanten in der Philo-

---

digen antiken Gemme, die Pl. XL. abgebildet ist, die unleserliche Umschrift magisch zu sein scheint) vorkommt.

*) Das Alterthum kannte nur grofse Thorschlüssel oder Haken. Kleine Vorlegeschlösser und Schlüssel waren ihnen durchaus unbekannt, so wie sie überhaupt vom Schlosserhandwerk nichts wufsten. Nachher wurde Alles versiegelt. S. die merkwürdige Stelle bei'm Macrobius VII. 13. und Lipsius zum Tacitus Ann. II. Excurs. B. Daher der vervielfältigte Gebrauch der Siegelringe und die Menge der geschnittenen Steine im Alterthume. Später fing man an, Schlüssel mit Ringen zu verbinden, dergleichen sich noch mehrere in Alterthumssammlungen finden. S. z. B. Smetius in Antiquit. Neomag. p. 25 f.

**) Nur wenige unter diesen magischen Gemmen sind christlichen Ursprungs. Diefs haben Beausobre, Histoire du Manichéisme T. II. p. 57 ff. und Passeri in einer eigenen Abhandlung de gemmis Basilidianis in Gori's Gemmis astriferis T. II. p. 221 ff. ziemlich überzeugend dargethan. Man sehe die Geschichte dieser Gemmen bei Mosheim, de rebus Christian. ante Const. M. p. 346—350.

***) Mehrere Beispiele davon in Gori's Thesauro gemmarum astriferarum T. I.

†) Unter den 24 Gemmen, die Chiflet in seinem Socrates, sive judi-

sophie und in den sonderbaren Compositionen auf den bekannten Räthselgemmen oder Grillen, wo Masken mit Thieren, mit Widder-, Stier- und Steinbockköpfen verschlungen sind *), ein wirksames Entzauberungsmittel, mit dem Thierzeichen oder Horoskop, unter welchem der schwachköpfige Besitzer einer solchen Gemme geboren sein wollte, zusammengeschmolzen, entdecken könne. Allein ich besinne mich gerade noch zur rechten Zeit auf den Kennerausspruch, den einst der weise Fuchs in der Fabel, der doch ohne Zweifel auch kein schlechter Kunstdilettant war, bei Erblickung einer gar seltsam aufgeputzten, tragischen Maske that:

Das Ding ist hohl und hat kein Hirn!

Wie leicht könnte Einer selbst über Mangel an diesem sehr nöthigen Seelensensorium in Anspruch genommen werden, wenn er in alle diese oft ohne bestimmte Absicht hingezeichneten Entwürfe eines phantasiereichen Künstlers wider Willen und Wissen ihres Urhebers tiefen Sinn und Verstand hineinzuklügeln sich gelüsten liefse!

---

cium de gemmis ejus imagine caelatis. Antv. 1657. 4. anführt, sind vielleicht kaum die Hälfte alt, und unter diesen wieder die meisten gewifs nur wahre Silenusmasken. Auch hier käme es darauf an, das erste Original zu mehr als 100 Silenusmasken zu finden (s. Lippert's Daktyliothek II. 343 ff. und Tassie's Catalogue n. 10222 ff.), die allerdings schon im Alterthum für Sokrateskopfe gegolten haben. Die merkwürdigste scheint mir die bei Chiflet n. 19. vorkommende Gemme, wo Silen mit dem Thyrsus vor dem kleinen Bacchus steht. Diese sehr oft wiederholte Gemme scheint die Erfindung eines alten grofsen Meisters zu sein, der den Sokrates mit dem jungen Alcibiades vorstellen wollte.

*) Beispiele von diesem Allen s. in Gori's Museum Florentin. T. I. t. XLVIII, 12—41.

VI.

Ueber die Augenkrankheiten unter den Römern und ihre Ursachen.

Es ist eine fast gar nicht zu bezweifelnde Thatsache, dafs Augenentzündungen und Augenübel aller Art in den letzten Zeiten der römischen Republik und sofort unter den Kaisern zu den Modekrankheiten in Rom gehörten *). Die Augenärzte oder sogenannten Ophthalmosophen, um einmal mit dem Lucianischen Lexiphanes zu sprechen, begegnen uns noch auf hundert Inschriften. Im Familienbegräbnisse oder Columbario der Kaiserin Livia fand man unter ihrem Hofgesinde auch ihrer Augenärzte erwähnt. Doch diefs ist von den Gelehrten schon zur Genüge erwiesen worden, oder, um mit Horaz, der selbst die Zahl der Augenkranken vermehrte, zu reden:

„ist schon Allen bekannt, Triefäugigen so wie Barbieren."

Interessanter würde die Untersuchung sein, aus welchen Quellen die grofse Ausbreitung und Vervielfältigung dieser Augenübel geflossen sei. Vielleicht läfst sich Vieles aus folgenden Puncten erklären, deren weitere Prüfung und Ausführung freilich einem gelehrten diätetischen Arzte überlassen bleiben mufs. 1) Nichts schadet bekanntlich den Augen so sehr als das sogenannte Prallicht oder der Reflex von weifs getünchten Wänden und Mauern. Rom in seiner höchsten Blüthe und Bevölkerung mufste von der bei den Alten sonst allgemein gewöhnlichen, auch in den Aufgrabungen

*) In dem seltenen Werke des römischen Alexandri Petronii de victu Romanorum et de sanitate tuenda libri V. ad Gregorium XIII. (Rom, 1681. in Fol.) finden sich libr. IV. c. I. p. 168. allerdings als endemische Beschwerden auch spontaneae lacrymae et oculorum palpebrarumque rubores im neueren Rom, allein keineswegs als etwas Auffallendes. Wo käme diefs nicht vor?

von Pompeji und Herculanum wiedergefundenen Bauart, keine Häuser von mehreren Stockwerken zu haben, (für die Aussicht hatte man bei den Villen und Landhäusern an der See terrassenförmige kleine Pavillons, turres) natürlich ganz abweichen, da hier auf anderthalb Quadratmeilen wenigstens zwei Millionen Menschen auf einander gehäuft wohnten *). Darum waren die Häuser hier so hoch, dafs, wenn es im untersten Stockwerk brannte, man es oben noch nicht wufste **). Diefs mufste nun nicht nur überhaupt die Luft sehr verpesten und hundert verdriefsliche Miasmen erzeugen, sondern auch an der Höhe der von aufsen weifs getünchten Häuser die Sonnenstrahlen vielfach zurückbrechen und konnte, besonders da, wo die Augen schon durch andere prädisponirende Umstände gereizt und geschwächt waren, allerdings Entzündung und andere Uebel stark vermehren. 2) Diese Lichtreflexe konnten bei den in Rom wohnenden, sich fast den ganzen Tag in der Stadt herumtreibenden und im Lichte, wie man ausdrücklich zu sagen pflegte, d. h. vor dem Publicum, wirkenden Menschen — denn ein sogenanntes Stubenleben kennt selbst jetzt der Italiener kaum — um so schädlicher für die Augen werden, als wenigstens in Rom selbst, in der Ordnung Niemand eine Kopfdecke irgend einer Art trug ***) und diese durch allgemeines Herkommen festbestehende Barköpfigkeit also auch nirgends etwas, was einem Augenschirm ähnlich gewesen wäre, zuliefs. Freilich trug man im Theater unter den Kaisern mancherlei Arten von ledernen und wollenen Ueberwürfen gegen den Regen, an welchen Kapuzen befindlich waren, die man nöthigen Falls über den Kopf ziehen konnte (cucullos, bardocucullos), allein von Umbrellos, Sonnenhüten und Schirmen, die von Männern in der Stadt getragen worden wären, findet man sicher nirgends einen giltigen Beweis. Dagegen konnten 3) die sogenannten Schwitz- und Dampfbäder (Sudationes, Laconica), welche besonders seit den Zeiten August's in Rom so beliebt und ein wesentliches Bedürfnifs der

*) Ohne die übertriebenen Berechnungen eines Lipsius oder gar des Isaac Vossius anzunehmen, glaube ich doch, dafs Gibbon's Annahme, der (Decline and Downfall of the Roman Empire, T. V. p. 286. ed. Lond.) nur an 1,200,000 Einwohner rechnet, viel zu gering ist für jene Weltherrscherin, die Lucan I, 511. generis humani capacem nennt. Die Beweise liegen in den Korn- und Brodvertheilungen.

**) Juvenal III, 200. Zu der Hauptstelle bei Vitruv II, 8. 17. hat Schneider, Comment. T. II, p. 135. Mehreres gesammelt. Noch vollständiger findet man Alles bei Everard Otto, de tutela viarum. P. III, c. 5. p. 476—481.

***) S. Lipsius, de Amphitheatr. c. 19. T. III. p. 1039 ff. Op. Dieser Sammler macht alle spätere Aehrenlese überflüssig.

Gaumenlüstlinge wurden, die, wie Columella einmal sagt, ihre Unverdaulichkeiten im Magen dadurch auskochten *), wohl auch den Augen unmöglich sehr zuträglich sein. So wie denn überhaupt 4) die ganze Verwollüstelung und Entnervung jenes Zeitalters, verbunden mit den zügellosesten und unnatürlichsten Ausschweifungen in Tafelgenüssen und in der Liebe, das Ihrige gewiſs auch zur Schwächung des edelsten unserer Sinnesorgane und zur Entwickelung mannichfaltiger Augenübel beitrugen, da es noch täglich durch die Erfahrungen unserer einsichtsvollsten Augenärzte bestätigt wird, wie sehr alle Augenübel durch Unmäſsigkeit gereizt und verstärkt, oder auch erst erzeugt werden **). Endlich möchte man auch 5) die ungeheuere Vervielfältigung der Augensalben, Augenwasser, Pastillen und Mittel aller Art in den Händen gewinnsüchtiger Verkäufer und unwissender Quacksalber und selbst die Mode, die im Alterthum so gut ihre Herrschaft ausübte wie bei uns, unter die Ursachen rechnen, wodurch das Uebel selbst oft vervielfältigt und — wie auch wohl in anderen Fällen zu bemerken ist — aus dem Gegengift neues Gift zubereitet wurde. Keine Quacksalberei ist gefährlicher als die, welche mit metallischen Augensalben und unvorsichtig zubereiteten Augenwassern ihr Unwesen treibt. Wie sehr aber der Droguisten- und Salbenmarkt (Seplasia) in Rom sich auf's Verfälschen verstand, und mit welcher verwahrlosenden Unkunde die elendsten Stümper damals ihre Collyrien und Augenmittel zubereiteten, lehrt uns Plinius in einer Stelle, die für diesen ganzen Theil der Materia Medica der Alten ungemein wichtig ist ***). Auſserdem scheint es wirklich auch zum guten Ton gehört zu haben, sich sein Augensälbchen mit

---

*) S. Schneider zu Vitruv T. II, p. 387 f.

**) Unsere heutigen bösartigen lippitudines sind wohl meist scrophulöser Natur. Man kann also bei alten Aerzten Nachrichten von dieser Dyskrasie nicht suchen wollen. Sie existirte damals schwerlich so, wie bei uns, da durch die Ausbreitung der syphilitischen Uebel das Lymphensystem wohl ganz anders modificirt wurde. Allein darum fehlte es nicht an allerlei Krankheiten und faulen Früchten, die der Baum der Wollust auch damals in groſser Menge seinen Pflegern in den Schoſs schüttete. Die berühmte Streitfrage über das Alterthum der Lustseuche hat uns auch Register von Geschwüren und Hautkrankheiten aus den alten Aerzten verschafft, die nur Folge gränzenloser Ausschweifungen, wenn auch nicht wirkliche Incunabeln der Lustseuche sein konnten. Vergl. Platner, de luxu gravissimorum morborum fonte. Lips. 1786.

***) Plinius XXXIV, 11. S. 24. Unstreitig gab es auch apotelesmatische (nach dem Sternenlauf astrologisch zubereitete) Augenmittel. Ich schlieſse dieſs aus Juvenal VI, 379.

theatralischer Grazie aufzulegen *), so wie jetzt mancher jüngere und ältere Zierbengel, mancher schmachtende Adonis und Narcifs mit einer Brille auf der Nase eine entschiedene Blödsichtigkeit affectirt, da er doch —

tam cernat acutum
Quam aquila aut serpens Epidaurius.

**) Wenigstens sollte man diefs aus einem Fragmente des Antyllus schliefsen, welches Matthäi vor Kurzem zuerst griechisch in seinen XXI Medicorum Graecorum varia opuscula (Mosquae, 1801. in gr. 4.) p. 319. edirt hat. Antyllus bemerkt dort, dafs Augensalbe in die auswärts gekehrten Augenlider zu bringen, zwar mehr theatralischen Anstand hätte, aber nichts helfe, θεατρικὸν μὲν τι ἔχουσιν, ἀνίατον δέ.

VII.

Ueber die angebliche Behandlung der Wahnsinnigen im alten Aegypten.

Zu den berüchtigten wahren Geschichten des Spötters Lucian gehört auch die Erzählung von der Behandlung der Wahnsinnigen im alten Aegypten, wie sie, der Himmel mag wissen, aus welchen nugis corialibus, der berühmte Pinel in seiner Nosographie philosophique im Abschnitte Traitement de mélancolie T. III. p. 98 f. (6te Ausgabe, Paris 1818) uns vorerzählt hat, welche dann sowohl in der doppelten Uebersetzung dieses sachreichen Werkes, als auch in anderen deutschen Werken über die Behandlung des Wahnsinns gläubig nacherzählt worden ist. Nur der scharfsinnige Reil *) rief dabei aus: Se non e vero, almeno ben trovato. Aber auch das läfst sich nicht einmal behaupten. Nein, e mal trovató, weil es der ganzen ägyptischen Alterthumskunde schnurstracks entgegenläuft.

Wie? im alten, in Bevölkerung und Cultur blühenden Aegypten soll es Saturnustempel gegeben haben, wo die Priester durch allerlei Phantasmagorie ihre Wunderkuren an den Melancholischen und Wahnsinnigen befördert und unterstützt hätten? In welchem ägyptischen Pantheon hat man je von der Verehrung des Saturn gehört? Ja, wenn von den westlichen Küstenländern Karthagos die Rede wäre! Da erhielt Moloch-Saturn jene scheufslichen Kinderopfer, die einst in allen phönicischen Coloniestaaten dargebracht wurden. Das bis zu den Zeiten des Amasis aber völlig abgeschlossene Aegypten wufste nie etwas vom Saturnusdienste. „Von Saturn und Rhea", sagt der grofse Kenner Jablonski, „ist nirgends in der alten ägyptischen Götterlehre die Rede; nur das fabelnde Griechenland hat ihr diese Namen aufgeheftet" **). Auch

*) Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen. S. 459 flg. Note *).

**) Saturno in vetusta Aegyptiorum mythologia non magis locus est, quam Rheae. Numina haec Graecia mendax Aegyptiis obtrusit, plane invitis. Pantheon Aegyptiacum P. I. p. 140.

wird man in Champollion's Panthéon Egyptiaque, wo die drei Götterdynastieen nach den entzifferten Namenschilden uns vorgeführt werden, vergeblich nach einem Saturnus suchen. Vielleicht, dafs man später einmal, wie auch Jablonski *) andeutet, den Serapis damit verwechselt hat. Aber das ganze lustige Wesen, durch allen Zauber der Musik, der Gartenkunst, der Tänze, selbst wollüstiger Gemälde (peintures voluptueuses) u. s. w., womit man den Trübsinn und die Melancholie der Kranken erheitert und bannt, widerstrebt durchaus der strenggeregelten, ernsten, lugubern, frugalen Denk- und Lebensweise der alten Aegypter und der über sie herrschenden Priesterkaste. Es ist baarer Unsinn, in damaliger Zeit an so etwas zu denken. Unter den Ptolemäern freilich, in Alexandria, Canobus, Memphis, da war das Genufsleben (deliciae) ganz zu Hause. Allein auch damals hatte Saturnus nie einen Tempel am Nil. In der That, liest man die Pinel'sche Schilderung, so möchte man glauben, dafs sie aus demselben Farbentopfe gepinselt sei, aus welchem der Schotte Ramsay in seinem Leben des Sethos und der Irländer Thomas Moore in seinem vor Kurzem erst erschienenen Epicuräer die Gaukelspiele und Täuschungen der ägyptischen Priester, wenn sie gewisse Zwecke erreichen wollten, so verschwenderisch ausgemalt und so vielen Leichtgläubigen den Wahn eingeflöfst haben, dafs das Alles in alten Schriftstellern so zu lesen sei.

Indefs ist doch keine Erdichtung der Art ganz aus der Luft gegriffen. Wie kam, so mag man allerdings fragen, der Saturnustempel zu dieser Ehre, eine Heilanstalt für Verwirrte und Wahnsinnige zu werden, und wie kam man zu der Vorstellung, diese Besänftigungsmethode, die Melancholie durch angenehme Zerstreuungen und Sinnenreize zu heilen, gerade nach Aegypten zu verpflanzen? Meine Zeit gestattet mir zwar nicht, der Quelle dieses Irrthums in den Schriften früherer Aerzte nachzuspüren **). Aber ich erlaube mir wenigstens, eine Muthmafsung über die Entstehung dieser Sage anzugeben.

Es ist bekannt, dafs die Serapeen oder Serapistempel zur Zeit der Römer kurz vor und unter den römischen Kaisern zugleich als Krankenhäuser und Lazarethe dienten, weil der neue Weltheiland Serapis damals von Aegypten aus über die ganze römische Welt im Umfange des mittelländischen Meeres sich verbreitete, und seine Heilkraft von den Serapispriestern durch eben so grofse Wunderkuren bestätigt wurde, als früher in den Aesculapiustempeln geschehen war. Ich berufe mich hier nur auf die

---

*) Jablonski L. I. und P. II. p. 73.

**) Curt Sprengel in seiner classischen Geschichte der Arzneikunde weifs auch in der neuesten Ausgabe des 1sten Theils nichts davon.

Bemerkungen, welche über die Trümmer und über die Bestimmung dieser Trümmer des Serapistempels zu Pozzuola an der Küste oberhalb Neapels von Reisebeschreibern und Alterthumsforschern von Paoli bis auf Jorio herab gemacht worden sind. Wie bekannt, reihten sich acht und zwanzig Cabinete im Umkreise dieses Tempels an einander zur Aufnahme der Badebedürftigen und Kranken, die Hilfe bei dem Gotte suchten *) und von den Priestern vermuthlich auch durch Anwendung des Magnetismus, den man damals schon als sich selbst Mittel verschreibenden Wunderschlaf kannte und mit dem allgemeinen Namen der Incubation bezeichnete **), heilkräftig behandelt wurden. Da nun, wie oben aus Jablonski bemerkt wurde, von den späteren Griechen Saturn und Serapis zuweilen mit einander verwechselt worden sind, so liefse sich wohl der Fall denken, dafs jene von Pinel erwähnte Heilmethode der tiefsinnigen und melancholischen Kranken sich eigentlich nur auf das beziehe, was von der Kurart in jenen Serapistempeln hier und da erzählt worden sein kann.

Diefs gewinnt noch mehr an Wahrscheinlichkeit, wenn man annimmt, dafs schon damals den mit der Heilkunst beschäftigten Priestern der Gebrauch des verdickten Mohnsaftes oder des Opiums ***) zu mannichfaltiger Aufreizung der Phantasie und zur Erweckung erheiternder Visionen und Phantasmen wohl eben so gut bekannt gewesen sein können, als dafs man davon zu ähnlichen Zwecken später besonders in Aegypten Gebrauch gemacht hat; denn es ist in der That auffallend, wie die Nachrichten, welche der berühmte Prosper Alpinus in seinem auch jetzt noch für classisch gehaltenen Werke über die Medicin der Aegypter von den Einwirkungen des Mohnsaftes auf die Gemüthsstimmung der mahomedanischen Opiumesser schon im siebenzehnten Jahrhunderte uns mittheilte, seitdem durch alle neuen Reisebeschreiber

---

*) S. meine Bemerkungen zum Tagebuch einer Reise durch Italien von der Frau von der Recke. Th. III. S. 135.

**) S. Kinderling's Somnambulismus unserer Zeit, mit der Incubation verglichen (Dresden 1788) und Maier's Schrift über den Magnetismus. Vergl. meine Abhandlung über medicinische Schlangengaukelei in C. Sprengel's Beiträgen zur Geschichte der Medicin. St. II. S. 173, 192, s. diese Sammlung Bd. I. S. 112.

***) Schon die alten Aerzte unterschieden den ausgeprefsten Mohnsaft, das μηκώνιον der Griechen, von dem eigentlichen Opium. S. Plinius XX, 19. und des Rhodius Commentar zum Scribonius Largus, compos. 180. p. 266. Doch diefs Alles hat schon der gelehrte Tralles in seinem Werke de opio erschöpft. Vergl. Murray, Apparatus medicaminum, Vol II. p. 277. ed. Althof, wo aber doch im Abschnitte von der Wirkung des Opiums gegen Melancholie und Raserei p. 336. der hierher gehörigen Wirkung nicht gedacht ist.

und Beobachter der Sitten des Orients bestätigt worden sind. Ich will zum Schlusse eine Stelle aus jenem Berichte des Prosper Alpinus anführen und es dem Leser überlassen, damit die Schilderung zu vergleichen, welche uns Pinel von der psychiatrischen Behandlung und Verbannung der Melancholie in den Tempeln des Saturnus so beredt vorzuführen weifs: „Von dem Affion, so nennen sie dort das Opium, erzählt man, dafs die, welche es verschluckten, allen Trübsinn verlören, sich vielfach gestärkt fühlten und, wenn sie in einen hinbrütenden Schlummer verfallen wären, Gärten und grüne Wiesenmatten, mit Boskets (Lustwäldchen), Zierpflanzen und Blumen geschmückt, erblickten" *).

So viel hier als kurze Andeutung; die Untersuchung würde sich aber noch viel weiter führen lassen, wenn hier der Platz dazu wäre.

*) Referunt, homines opio devorato, paulo post hilares admodum evadere, fortiores et alacriores fieri, hortos etiam et viridiaria multa arboribus, herbis et floribus perbelle ornata spectare subdormientes. Prosper Alpinus in medicina Aegyptiorum IV. 2. p. 261. edit. Lugd. Batav. 1745.

VIII.

Der Geruch, ein Kennzeichen des Metalls.

Werner *) und alle seine Nachfolger bis auf das neueste Compendium von Wiedemann herab rechnen allerdings den Geruch auch unter die äufseren Kennzeichen der Fossilien, indem sie die Mineralien in riechende und geruchlose eintheilen und zu den ersten den Stinkstein, gewisse Erdharze, so wie die Schwefel- und Arsenikkiese rechnen, die theils bei'm Reiben, theils bei'm Anschlagen einen gewissen Geruch von sich geben. Auch kannten die Alten schon die aus den Halbmetallen entwickelten Gerüche, über die Boyle zuerst in den neueren Zeiten wieder Versuche anstellte. Allein nirgends finde ich in neueren mineralogischen Schriften angemerkt, dafs man auch die edelsten Metalle, Gold und Silber, nach ihrer Reinheit oder dem ihnen beigemischten Zusatz blos an dem äufseren Kennzeichen des Geruchs unterscheiden könne. Und doch gehörte der Geruch im Alterthume ausdrücklich zu den Merkmalen, wodurch man die feinsten Metallcompositionen blos dadurch, dafs man sie an die Nase hielt, auswitterte. So führt Arrian in den Epiktetischen Unterhaltungen ausdrücklich den Umstand an, dafs ein fertiger Geldwechsler auch ein ausgelernter Riecher sein müsse (I, 20. p. 110. Schweigh.). „Seht", sagt dort Epiktet, „was man bei'm Gelde, wo unser Eigennutz im Spiele ist, für eine eigene Kunst erfunden hat, und was der Geldwechsler Alles für Kunstgriffe zur Erprobung des Geldstückes anwendet. Da prüft er mit dem Gesicht, mit dem Gefühl, mit dem Geruch, ja sogar mit dem Gehör **). Denn da

---

*) Von den äufseren Kennzeichen der Fossilien §. 204. S. 280. Lenz, Th. I. S. 19. u. and.

**) Warum nicht auch, um das ganze Pentachord der Sinnenwerkzeuge durchzuspielen, mit dem Geschmack? Auch dieses Merkmal kannte schon das Alterthum. Uebrigens blieb freilich der Gebrauch des Probirsteins (s. Theokrit XII, 36. u. Plinius 33, 8. mit Schneider's Bemerkungen, Analecta ad historiam rei metallicae p. 3.) das beliebteste Mittel bei der Prüfung des Goldes,

wirft er den silbernen Denar auf den Boden und hört auf den Klang. Und das geschieht nicht etwa nur einmal. Er wiederholt

---

das davon obryzum genannt wurde, wenn es probehaltig gefunden ward. Plinius erwähnt auch schon am angeführten Orte der Schmelzproben. Merkwürdig und so viel ich weiſs, von unseren Mineralogen noch nicht beachtet, ist die Stelle bei'm Herodot VII, 10., wo Artaban in der Versammlung der Perser dem Xerxes erzählt, das echte Gold werde dadurch geprüft, daſs man es an anderes Gold anstreiche. Wesseling p. 312, 30, findet dieſs so ungereimt, daſs er statt Anreiben, παρατρίψωμεν, blos Vergleichen, συγκρίνηται, setzen will, (Larcher, traduction d'Hérodote T. V. p. 272, theilt die Meinung Wesseling's. Er schreibt zu dieser Stelle: Il y a dans le grec παρατρίψωμεν. Mais ce n'est point en frottant l'or contre d'autre or, qu'on distingue celui qui est le meilleur. Aussi ne balançai-je pas à adopter la leçon du manuscrit de Sancroft, ἐπεὰν δὲ ἑτέρῳ συγκρίνηται, qui indique la seule manière de reconnaitre l'or pur qui fût connue avant la découverte de la pierre de touche". Ich gestehe indessen, daſs παρατρίψωμεν mir immer vorzüglicher erschien, weil συγκρίνηται einer Interpolation ähnlich sieht und von Einem, der das andere Wort nicht verstand, an dessen Stelle gesetzt wurde. Meine Meinung findet sich bestätigt, seitdem Girod-Chantrau, über diese Stelle von mir zu Rathe gezogen, erklärt hat, daſs man sie aus dem Grunde unverändert lassen könnte, weil, da das reine Gold weicher als das mit Kupfer versetzte ist, das weniger reine Metall das andere angreifen muſs und somit es zu erkennen dient. Der Beweis zu dieser Behauptung wurde in der Zeit geliefert, wo man sich mit einer neuen Münzfabrication in Frankreich beschäftigte und dem Nationalconvente vorschlug, die Münzen aus ganz reinem Metall zu prägen. Die Vortheile dieser Methode fanden sich durch einige Nachtheile aufgewogen, von denen unter andern einer war, „daſs das Reiben auf die reinen Metalle zerstörender wirkt, als auf diejenigen, deren Härte durch einen Zusatz vermehrt ist" (Rapport de Loysel d. 15. Septbr. 1793). Der Nationalconvent beauftragte die Akademie der Wissenschaften, Versuche anzustellen, die auf eine bestimmte Weise die relative Wirkung von fortgesetztem Reiben auf reine und löthige Metalle bestätigen könnten. Daraus, sagen die Commissaire in ihrem Berichte, ging hervor, „daſs der Verlust, den Münzen von feinem Silber durch die Circulation im Vergleich mit dem bei löthigen erlitten, sich ziemlich wie 3 zu 2 verhalten würde, und daſs der von reinem Golde im Vergleich mit löthigem wie 7 zu 3 sein würde" (Rapport de Loysel p. 19.). Uebrigens sehe man am Ende dieser Abhandlung eine andere Erklärungsart der Stelle des Herodot, wie sie Gillet-Laumont aufgestellt hat. Bast).

es und wird durch Aufmerksamkeit ein wahrer Tonkünstler". Indefs scheint bei der im Alterthume gewöhnlichen grofsen Reinheit des Goldes und Silbers, wie es zum Ausprägen der Gold- und Silberstücke genommen wurde *), diese Riechprobe nicht sowohl dem reinen Golde und Silber als dem etwa beigemischten unedleren Metalle gegolten zu haben. Denn in allen den Stellen, wo ich bis jetzt diesen Metallgeruch in alten Schriftstellern erwähnt fand **), ist doch nur die Rede von einer künstlichen Metallcomposition, die man eben durch den Geruch entdeckte. Ganz besonders scheint diefs der Fall mit der von den Römern so unsinnig geschätzten Mischung gewesen zu sein, die man vorzugsweise das Korinthische Erz nannte und zu den kostbarsten Trinkgeschirren und Tafelserviceen verarbeitete. Dahin gehören ohne Zweifel die sogenannten Vasa Batiaca, die Alexander der Grofse in der Beute des letztern Darius fand, und die, aus einem indischen Erz gegossen, nur durch den Geruch vom Gold unterschieden werden konnten ***). Mir sind noch zwei andere Stellen bekannt, die hieraus erklärt werden müssen. Wenn Martial einen Grofssprecher schildert, der mit grofser Kauflust und schwindsüchtigem Beutel die reichen Galanteriebuden auf dem Marsfelde im Septum (dem Palais-Royal des alten Roms unter den Kaisern) durch Feilschen und Nichtskaufen belästigt, so führt er unter Anderm auch den Umstand an:

Auch befragt er die Nas' im Geruch Korinthischen Erzes †).

Und wenn Cicero in den Paradoxen die Connaisseurs seiner Zeit, die jene Korinthischen Bronzen mit einer unglaublichen Raserei aufkauften und nach allen Kategorieen ihrer Kunstkennerschaft durchmusterten, anführt, so läfst er uns einen jener grofsherzigen Romuliden in der Stellung erblicken, wo er einen Nachttopf (denn auch diese bestanden damals, wo das Gold oft wohlfeiler war als das Silber ††), und das Korinthische Erz kostbarer als beide, aus den köstlichsten Metallen) aus Korinthischem Erz mit Gierigkeit

*) Bekanntlich hat schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Louis Savot in seinem Discours sur les médailles antiques, der sich auch im 11ten Theil des Gräviusischen Thesaurus befindet, auch diesen metallurgischen Theil der Numismatik trefflich erläutert. Vergl. Eckhel's Doctrin. Num. Vet. T. I. p. XXII. f.

**) S. Casaubonus zu Sueton's Vespasian c. 23. Beckmann zu Aristoteles, Mirab. Auscult. c. 50. p. 99. 100. und in den Beiträgen zur Geschichte der Erfind. III, 279. 280.

***) Aristoteles, Mirab. c. 50. p. 97.

†) Consuluit nares, an olerent aera Corinthon. IX, 60.

††) Plinius XXXIII, 12. vergl. Caylus, Recueil d'Antiqu. T. II. p. 309.

handhabt *). Das Salz dieser Stelle geht durchaus verloren, wenn man sich jenen Virtuosen in der Kennerschaft nicht zugleich an jenes Potpourri riechend und den Gehalt des Erzes kunstverständig beschnüffelnd vorstellt.

Die Sache verdient doch in mehr als einer Rücksicht die genauere Untersuchung unserer Mineralogen und Metallurgen. Die erste Frage wäre: Kann man das andern Metallen zugesetzte Kupfer wirklich durch den Geruch unterscheiden? wie denn ein neuer französischer Reisender die Einwohner auf einer der kamschadalischen Inseln mit solchen Spürnasen begabt, dafs sie das Kupfer, wenn es dem Golde zugesetzt war, sogleich auswitterten **). Zweitens: Wie müfste diese Mischung beschaffen sein?

Noch immer ist die Frage, wie denn eigentlich die sogenannte Korinthische Bronze mit Gold und Silber vermischt und verschmolzen worden sei, in letzter Instanz nicht entschieden. Denn die Versuche, die Wiegleb ***) und andere Chemiker mit Schmelzungen einiger alten Bronzen angestellt haben, würden auch dann, wenn sie überhaupt die Art der Mischung genauer angeben könnten, noch darum zweifelhaft sein, weil ja die Alten noch eine Menge anderer Mischungen in Erz gebrauchten †), und es also immer bei'm Einschmelzen einer alten Bronze sehr zweifelhaft bleibt, ob man gerade Korinthisches Erz vor sich habe.

Möchte es dem gelehrten Kenner, dem wir schon so manche Aufschlüsse über Mineralogie und Metallurgie des Alterthums verdanken, dem Grafen von Veltheim, gefallen, uns auch hierüber seine Meinung mitzutheilen!

Zusatz von F. J. Bast.

Indem ich obigem Aufsatze ein besonderes Interesse zu geben glaubte, wenn ich ihn einem berühmten Metallurgisten von Paris mittheilte, bat ich den Bürger Gillet-Laumont, mir seine Ideen über die von Böttiger aufgestellten Fragen mitzutheilen.

Er hat die Güte gehabt, mir folgende Antwort zu geben:

„Si l'on peut distinguer par l'odorat le cuivre mêlé à d'autres métaux, et quelle doit être la nature de cet alliage.

---

*) Parad. V, 2. si L. Mummius aliquem istorum videret matellionem Corinthium cupidissime tractantem.

**) S. Crozet, nouveau voyage à la mer du Sud (Paris, 1783.) p. 258.

***) S. Acta Academiae Moguntinae vom Jahre 1777. p. 50.

†) Z. B. orichalcum, electrum u. s. w. Aus Electrum sind noch viele Münzen vorhanden.

„Plusieurs métaux ont une odeur qui leur est particulière; on reconnait celle du fer, du plomb, de l'étain, et surtout celle du cuivre*); et il n'y a pas de doute que les alliages où il est entré de ces métaux, ne doivent développer des odeurs différentes: mais le sens de l'odorat chez l'homme policé étant le moins parfait et le moins constant, il existe sûrement beaucoup d'émanations qu'il ne peut saisir, ou qui exigeraient une étude particulière, à laquelle il a rarement intérêt de se livrer.

„Il se pourrait encore que quelques personnes heureusement favorisées de la nature, parvinssent à acquérir, par une grande habitude, une connaissance assez exacte de la quantité de cuivre qui existerait dans un alliage; mais il est certain que ces personnes ne pourraient transmettre à d'autres éloignées, peut-être même présentes, l'espèce de sensation qu'elles éprouveraient, et leurs diverses modifications suivant la nature et la proportion des mélanges.

„Le moyen de reconnaitre les alliages et le titre des alliages à l'aide de l'odeur, me parait donc devoir former un caractère secondaire qui ne doit pas être négligé, et que l'habitude peut perfectionner dans certains individus; mais qui ne pouvant être transmis facilement, ne peut devenir un caractère essentiel et comparatif.

„Il est possible que, du temps d'Alexandre, parmi les moyens faciles à practiquer, l'odorat fût le plus sûr pour distinguer des vases de bronze venant de l'Inde, d'avec des vases d'or.

„Quant au passage d'Hérodote, où il est dit que l'on distinguait l'or pur, en le frottant contre d'autre or, il me semble que le mot παρατρίψωμεν doit être conservé, mais que le mot contre doit être changé en celui à côté. Alors le passage devient clair, et ne suppose que l'emploi d'un corps dur, propre à recevoir la trace des métaux. Cette explication rapprocherait cette épreuve de celle que font encore aujourd'hui les orfèvres avec les lames de métaux alliés, dans des proportions connues, et que l'on appelle touchaux.

„Il est vrait que pour assurer leur essai, ils se servent d'une pierre de touche, c'est-à dire, d'une pierre ordinairement noire, et qui n'est point susceptible d'être attaquée par les acides qu'ils y versent, pour reconnaitre le degré d'altération des traces laissées par les alliages".

---

*) „Il est souvent nécessaire, pour développer leur odeur, de les frotter, ou au moins de les examiner au degré de la chaleur humaine; il faut surtout avoir soin de mettre un intervalle suffisant entre chaque expérience, pour que les organes de l'odorat soient entièrement privés des sensations produites par l'expérience précédente".

IX.

Etwas über Blitzröhren.

Vieles erwächs't von Neuem, was schon abdorrte — *).

Die alten Hetrurier waren, wie bekannt und wie uns Niebuhr noch zuletzt gelehrt hat, ein vielfach anstelliges und vielseitig gebildetes Volk mit wohldurchdachten politischen und priesterlichen Satzungen. Die Lehre von Genien und Schutzgeistern hatte dort ihren Ursprung. Ihnen sprach die Alles durchdringende Weltseele oder das Göttliche in der Materie in den Eingeweiden der Opferthiere, in der Stimme und im Anflug der Vögel, in Meteoren und Lufterscheinungen die bestimmtesten Symbole, Vorbedeutungen und Warnungen aus. Die Staatsreligion, in deren Kraft die Römer die Welt besiegten, kam von den Hetruriern, und die jungen Patriciersöhne wurden zur Erlernung derselben dorthin in die Schule geschickt. — Vor Allem verstanden sie sich meisterhaft auf die Beobachtung der Blitze, und es gab eine eigene Klasse von Blitzwahrsagern**). Die in heiligen Ritualbüchern aufbewahrte Blitztheorie (ratio fulguralis) hatte ein Knäblein, das aus einer Ackerfurche plötzlich emporgestiegen war, der Gnome Tages, zuerst gelehrt und der Alrune Bygoe mitgetheilt. Sie hatte in der Wahrsagungstheorie den höchsten Rang. Der Horizont wurde zu diesem Zweck in 16 Abschnitte (templa) getheilt, und die in

*) Multa renascentur, quae jam cecidere. Horat. A. P. 70.

**) Die ganze Zunft (haruspices) zerfiel in drei Klassen, in die Eingeweidebeschauer (Extispices), Vögelbeschauer (Augures) und Blitzbeschauer (Fulguriatores. So heifsen sie in einer alten Inschrift zu Pesaro. S. Marmora Pisaurensia n. XXVII. mit Olivieri's Anmerkungen. S. 59).

alle neuen Sprachen übergegangenen Wörter Contemplation, contemplativ u. s. w. stammen aus dieser altitalischen Himmels- und Blitzschau *). Diefs Alles gründete sich auf hundertjährige Beobachtungen, und es leidet keinen Zweifel, dafs die auf die lebendige Haushaltung der Natur aufmerksamen, der geheimen Ueberlieferung, die in eigenen Priesterfamilien vererbt wurde, stets Neues hinzuerfindenden Zeichendeuter Vieles wufsten und zu allerlei Jonglerieen anwendeten, was unsere neueste Physik nur vervollkommnet und ausgebildet hat. So hat man längst in der hetrurischen Blitzbeschwörung des Jupiter Elicius die Wiege des Blitzableiters entdeckt.

Nun ist es aus Cicero's Werk über die Divination und den römischen Dichtern zur Genüge bekannt, dafs die hetrurischen Blitzwisser den Ort, wo bei Tage oder Nacht der Blitz eingeschlagen hatte, (loca fulmine tacta) mit besonderem Gebete und Opfer eines zweijährigen Schafes (bidens) sühnten und durch Einzäunung auf ewige Zeiten weihten und dafs ein vom Blitze erschlagener Mensch auf gleiche Weise mit besonderen Formeln gesühnt und umzäunt wurde **). Dabei kommt der in dieser Sache kunstmäfsige Ausdruck vor: den Blitz begraben (condere fulmina). Hier fragt man nun mit Recht: was wurde denn eigentlich an dem Orte, wo der Blitzwisser sein Ritual verwaltete, zusammengerafft und eingescharrt? Doch wohl keine Donnerkeile, wofür man sonst in unsern nördlichen Gegenden die steinernen Streitäxte ansah. Selbst mit den Meteorsteinen, die unser Chladni nach so manchen andern Vorgängern neuerlich mit eben so vielem Scharfsinn als Belesenheit aus den Nachrichten bei den römischen Schriftstellern vom Steinregen und andern vorbedeutenden Erscheinungen der Art hervorgerufen hat, möchte es hier nicht abgethan sein, so wenig ich auch zu leugnen gesonnen bin, dafs gewisse Explosionen bei hellem Himmel, wie jene Horazische (Od. I, 34) und die ganze Fabel von wirklichen, soliden Donnerkeilen auf Meteormassen zu beziehen sind. Etwas Sinnliches, Tastbares mufste es doch sein! Denn begreifen will der Aberglaube gerade das Unbegreifliche.

Ich sage, das, was da auf freier Erde, wo der Blitz hineingefahren war, von den Blitzbesprechern förmlich eingegraben wur-

*) Creuzer's gelehrte Ausführungen in der Symbolik, Th. II. S. 930—956, neue Ausgabe, ist so erschöpfend, dafs nur Kleinigkeiten hinzugefügt werden könnten.

**) Ein solches Gehege hiefs Bidental, konnte aber nur bei Blitzen, die auf öffentlichen Plätzen einschlugen, oder bei Personen, die auf öffentlichen Plätzen erschlagen wurden, (fulmina publica nach der Hauptstelle bei'm Juvenal VI, 587) stattfinden. Werde ein Bidental hiefs also so viel, als: dafs dich der Blitz!

de, waren Blitzröhren, jene röhrenförmigen Fulguriten, die der in Zickzack unter dem Sand fortlaufende Blitz zusammengeschmolzen und so ein handgreifliches Blitzfeuer hinterlassen hatte. Statt aller andern Beweisstellen diene uns hier eine, auch schon von Micali da, wo er diesen Gegenstand mit Scharfsinn behandelt, nicht vergessene Stelle des Dichters Lucan, wo er, von den Sühnungen des hetrurischen Oberwahrsagers Arruns sprechend, also berichtet *):

— Die zerstreueten Strahlen des Blitzes
Sammelnd, begräbt Arruns mit stöhnendem Murmeln die Reste.

Der grofse Vielwisser Claude Saumaise **) findet den buchstäblichen Sinn dieser Stelle ungereimt. Denn, so fragt er, wie kann man zerstreutes Feuer zusammenfassen? Man müfste, meint er, Gegenstände, die der Blitz versengte und Spuren davon zurückliefs, darunter verstehen. Wie einleuchtend würde ihm die Sache gewesen sein, hätte man damals schon die Blitzröhren gekannt! Das sind ja wohl unstreitig die versteinerten Blitze, welche nach einem alten Scholiasten des Persius der hetrurische Sühnungspriester unter die Erde verbarg, und wahrscheinlich die auf der Erde hinlaufenden Blitze ***), die man durch einen eingeschlossenen Raum bemerkt, in der ausführlichen Classification von Blitzen, die uns Seneca aus des kundigen Cäcina Werke so gewissenhaft aufzählt.

Wer der Sache noch mehr auf den Grund nachforschen wollte, dürfte eine oft erläuterte alte Steinschrift nicht unerwogen lassen, welche im Jahre 224 n. Chr. verfertigt wurde und uns das Sühnungs-Ceremonial kund thut, welches bei einem vom Blitz getroffenen Hain der Göttin Dia stattfand †). Auch bei den Griechen

---

*) Lucan I. 606. — Arruns dispersos fulminis ignes Colligit, et terrae maesto cum murmure condit. Vergl. Micali, Italia avanti il dominio dei Romani, T. II, p. 73 ff. der zweiten Ausgabe.

**) Exercit. Plinian. p. 803 F. Die Stelle bei'm Scholiasten des Persius II, 27, die Saumaise anführt, lautet so: Haruspices fulmina transfigurata in lapides infra terram abscondunt.

***) Seneca, Natur. Quaest. II, 49.: Fulmina atterranea, quae in incluso fiunt. Ruhkopf in Seneca's physikalischen Untersuchungen (Leipzig, 1794) hat es ganz mifsverstanden, wenn er (S. 88) übersetzt: verborgene, welche in verschlossenem Ort geschehen. Richtiger gab es Creuzer in der Symbolik II, 946. Das ist ja eben ignis, qui per loca septa insinuarit, in der merkwürdigen Stelle des Lucretius VI, 384.

†) Gruter publicirte sie zuerst. Dann schrieb ein Florentinischer Gelehrter Danzetta eine eigene Abhandlung darüber, die nun

wurden die Plätze, wo der Blitz hinschlug, dem menschlichen Fufstritt entnommen *) und aus einer Stelle des Pausanias, wo er erzählt, dafs da, wo Zeus dem Phidias den sein Kunstgebilde göttlich bekräftigenden Blitz hingeschleudert hatte, ein bronzenes Gefäfs mit einem Deckel aufgestellt wurde, läfst sich folgern, dafs man die vom Blitz getroffene Erde in einem Krug aufbewahrte. Ja die Sache hat selbst für die Kunstgeschichte und Numismatik noch ein bleibendes Interesse. Denn die vielbesprochene Brunnenmündung des Libo auf dem römischen Forum, noch jetzt auf häufig vorkommenden Familienmünzen sichtbar und in einem für den älteren Kunststyl wichtigen Rundgebilde aus Marmor in der capitolinischen Sammlung bis auf uns fortgepflanzt **), und andere der Art sind nach den Combinationen der Alterthumsforscher nichts Anderes als Einfassungen solcher Fulguriten oder vom Blitze getroffenen Plätze. Ich schliefse mit der Berufung auf eine bei ähnlichen Untersuchungen, wo die neueste Naturkunde am düsteren Lämpchen der oft als Aberglauben gescholtenen Gebräuche des Alterthums ihr Licht zündete, schon öfter angeführte Stelle des grofsen Baco von Verulamio (de dignit. et augm. scient. II, 2), dafs alter Aberglaube der neuesten Naturkunde Vorschub leiste.

---

den Saggi di Cortona, T. V. p. 165 ff. einverleibt steht. Aber alle Vorgänger an Fleifs und Scharfsinn übertraf der Prälat Marini, welcher sie in seinen Monumenti de fratelli Arvali n. XLIII. abdruckte und Seite 676 — 699 erläuterte.

*) Ἄβατα. Aber der eigentliche Name war Blitzeintritt, ἐνηλύσιον, wie nach den gelehrten Anmerkungen des Henri Valois zu Ammian XXIII. 5. p. 280, Peter Burmann, Jup. Fulger. p. 274 bis 276 bewiesen hat. Die Stelle des Pausanias ist V, 11. 4.

**) Die eigentliche Benennung ist puteal. Die Hauptstelle ist bei Festus s. v. Scribonianum p. 487. edit. Dac. Schon Saumaise bringt Alles auf's Reine in den Exercit. Plin. p. 800—803. Nun kam auch Eckhel, Doctrin. Num. Vet. T. V. p. 302.

X.

Ueber das Silphium von Kyrene *).

Auch die Pflanzenkunde hat ihre Ahnentafeln. Sie geht noch weit über Arthur's Tafelrunde hinaus, sie geht in gerader Linie bis zum Baum des Lebens in's Paradies hinauf. Eins ist unbezweifelt. Dieser Baum des Lebens wurzelt, blüht, fruchtet nirgends mehr in allen fünf Welttheilen. Und nur ein aus dem Talmud schöpfender Rabbiner mag an sein fortdauerndes Dasein glauben. Er steht daher auch manchem profanen Forscher mit der entzaubernden Moly, mit der Lotos, bei der Odysseus Gefährten die Heimath vergafsen, auf einer Linie. Mir soll er auch nur, als Repräsentant aller vielbezweifelten Fabelbäume, die Frage einleiten:

> „Sind nicht gewisse Gewächse, Blumen, Bäume, von welchen das classische Alterthum völlig Beglaubtes berichtet, in späterer Zeit ganz ausgegangen?"

Indem ich mich hier des Ausdrucks classisch bediene, ist schon die ganze Flora antediluviana mit ihrem Riesenschilfe, mit ihren colossalen Palmenwäldern, die den 49 Arten ausgestorbener Säugethiere, welche Cuvier aufzählt, Schatten und Nahrung gaben, beseitigt. Davon hätte uns vielleicht der ehrwürdige Caspar v. Sternberg den neuesten Bericht aus seinem noch fortgesetzten

---

*) Von mehreren Seiten her veranlafst, meine Bemerkungen über das räthselhafte Silphium mitzutheilen, bitte ich die Leser nur darauf Rücksicht zu nehmen, dafs diefs blos die Skizze zu einem freien Vortrage ist, welchen ich in der dritten öffentlichen Versammlung der Naturforscher und Aerzte am 22. Sept. d. J. blos in der Absicht hielt, um die Berathung über eine neue kritische Ausgabe der Naturgeschichte des älteren Plinius dadurch auch in Berlin einzuleiten.

Prachtwerke, der Flora der Vorwelt, erstattet, hätte uns nicht ein feindliches Geschick seine Gegenwart entzogen.

Es kann also hier nur davon die Rede sein, ob nicht selbst von den Pflanzen, die im classischen Alterthume eine bedeutende Rolle spielen und von welchen die schriftlichen und bildlichen Denkmäler der Alten unbezweifeltes Zeugnifs ablegen, manche im Sturm der Zeiten, durch die Verwüstungen der Elemente in jenen zerstörenden Völkerzügen, die so oft die Welt aus ihren Fugen gerissen und die blühendsten Küstenländer Asiens und Afrika's in Wüsten verwandelt haben, ganz verschwunden sind.

Die Untersuchung dieser Frage hat grofse Schwierigkeiten. Um nur zwei der vorzüglichsten zu berühren, so verwickelt die Gleichnamigkeit so vieler Pflanzen des Alterthums in tausend labyrinthische Irrgänge und verleitet noch immer zu den lächerlichsten Mifsverständnissen. Man denke an die mit dem Doppelbuchstaben der Wehklage bezeichnete Hyazinthe der alten Welt und frage, ob von den 200 gleichnamigen alten Pflanzen, die der Polyhistor Claude Saumaise schon vor 150 Jahren in seinen Homonymis Hyles Iatricae mit Erstaunen erregender Gelehrsamkeit zu bestimmen suchte, durch alle Bemühung der neuesten Botanik bis zu Sibthorp's Prachtwerk herab auch nur zur Hälfte aufser Zweifel gesetzt worden ist. Dann kann auch wohl eine Pflanze in ihrem eigentlichen Vaterlande ganz verschwunden sein, aber man fand sie unvermuthet in einer fernen, doch unter derselben Breite liegenden Gegend angesiedelt. Die auch nach des hier gegenwärtigen Professors Ehrenberg Beobachtungen am Nil bis nach Assuan hinauf verschwundene Papyruspflanze, cyperus papyrus, entdeckte Landolina in der Arethusenquelle bei Syracus.

Aber eine Pflanze scheint wirklich ganz verschwunden zu sein. Es ist das Laser der Römer, das Silphium der Griechen. Der Stengel und der Saft dieser doldenartigen Pflanze waren Prunkartikel in der alten Gastronomie und Medicin, die delicatesten Fischsaucen mufsten laserata, d. h. mit Lasersaft gewürzt, sein, und ein antiker Schmecker züngelte nach den eingemachten Stengeln des Laser, als nach einer Götterspeise, so gierig, wie ein moderner nach einer Trüffelpastete von Perigord. Seine erwärmende, Schweifs treibende, Gift abwehrende, antipodagrische Kraft erhob es zur ersten Panacee der alten Heilmittellehre. Plinius (XXI. s. 48. p. 234. Brot.) zählt in einem langen Abschnitte alle 60 inneren Uebel und äufseren Schäden auf, wo es Wunder that. Kyrene, jener einst üppig blühende Battiadenstaat, spartanischen Ursprungs *), war das einzige ursprüngliche Vaterland

---

*) Man mufs hier die Geschichte der Colonie und des Handelstaates von Kyrene als bekannt voraussetzen. Schon der belesene Belley gab uns in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions eine

dieses in Blatt, Blüthe, Stengel und Wurzel ausgezeichneten Standengewächses. Denn es war ja, wie Vater Herodotus erzählt, nach alter Sage, über Kyrene das Himmelsgewölbe durchbohrt worden (IV, 158) und aus diesem Loche ein dicker, klebriger Saft herabgeflossen, und aus diesem Safte sprofste das saftreiche Silphium; 500 Jahre war's der erste Stapelartikel des kyrenischen Handels*), in einem Umkreise von 4000 Stadien erbaut, eine unerschöpfliche Silbergrube, da es ja mit Silber aufgewogen wurde und daher des Battus Silphion (so hiefs der Stammfürst und seine Dynastie) im ganzen Alterthume gleichbedeutend mit Reichthum und Ueberflufs war.

Und, wie wunderbar, dieses einst allgepriesene, allgebrauchte kyrenische Silphium ist nirgend mehr zu finden, war aber auch schon zur Römerzeit so selten geworden, dafs ein einziger in Kyrene noch aufgefundener Stengel desselben dem Kaiser Nero als die köstlichste Merkwürdigkeit zugeschickt wurde **), und dafs Plinius, als er bald nach der Mitte des ersten Jahrhunderts seine grofse Encyclopädie verfafste, vom Silphium als von einer ganz ausgegangenen Art spricht ***). Die Gattung freilich war auch

---

Geschichte dieses Staats, T. XXXVII. p. 363 ff., wo auch das Silphium nicht leer ausgeht. Allein die fleifsigste Zusammenstellung verdanken wir dem zu früh verstorbenen Dänen D. Joh. Pet. Thrige in der von Bloch nach seinem Tode veranstalteten neuen Ausgabe seines Buches: Res Cyrenensium a primordiis civitatis usque ad aetatem, qua a Romanis in provinciae formam redacta est, novis curis illustratae a Thrige (Hafniae 1828, 371 S. in 8), wo §. 82. p. 204—215 auch über das Silphium die genauesten Collectaneen bis auf die neueste Zeit fortgeführt sind.

*) Das Wort der lybischen Schiffer zu dem griechischen Colonieführer: ἐνταῦθα ὁ οὐρανος τέτρηται, wird allerdings auch von Wesseling ganz richtig auf die fruchtbaren Regen, die hier stets fielen, bezogen. Allein es hat auch noch eine besondere Bedeutung. Eine uralte Sage liefs einen imbrem piceum, d. h. eine klebrige Flüssigkeit, plötzlich vom Himmel herabfallen und daraus das erste Silphium aufspriefsen — natum imbre piceo repente madefacta tellure, Plinius, XIX. s. 15. p. 13. Brot. Offenbar war nun dieser Ort, als die Wiege alles Silphiums, die berühmte σιλφίου λειμών, die uns Hesychius aus einem Fragmente des Sophokles aufbewahrt hat. Hierher gehören die merkwürdige Stelle des Solinus und die Legende, welche Hesychius s. v. Βάττου σίλφιον uns aufbewahrt hat.

**) Unus omnino caulis nostra repertus memoria Neroni principi missus est. Plinius XIX, 15. p. 13.

***) Extincto omni Cyrenaico, sagt Plinius im Dispensatorium seiner Simplicien XXII, 48. p. 234, und der unter dem Kaiser Claudius

anderswo, sogar am Parnafs in Griechenland zu finden, kam durch den Caravanenhandel aus den persisch-parthischen Provinzen nach Syrien und wurde nun als Surrogat von den Aerzten verschrieben, aber nicht mehr als Leckerei in den Küchen verbraucht. So oft wir das Wort Opium aussprechen, feiern wir, ohne es zu wissen, das Andenken jenes aus der Welt verschwundenen Silphium. Denn es ist ja nur die Verkleinerung- oder Verschlimmerungform jenes Opos (Ὀπός), welches zwar eigentlich von jedem geronnenen und eingedickten Safte, auch dem des Feigenbaums, womit die Alten die Milch labten, gesagt, doch in seiner Excellenz nur von dem echten Wurzel- und Stengelsaft (rhizias, caulias) der kyrenaischen Spezereipflanze gebraucht wurde *). Allein der echte, kyrenaische Laser war durch den Geiz der römischen Generalpächter und durch die Verwüstungen der Nomaden oder Beduinen auf den Marktplätzen und in den Gärten Kyrenes unwiederbringlich verloren gegangen und ist seitdem dort nicht wieder gefunden worden. Und so wird es wohl noch lange bei dem Ausspruche bleiben, den Claude Saumaise schon zu seiner Zeit gethan hat: „Dieses Silphium ist nicht mehr zu finden!" **).

Zahllose Mifsverständnisse und Mifsgriffe haben bis zum heutigen Tage dazu beigetragen, die Sache noch mehr zu verwirren. Man hat die zuerst von Kämpfer (in den Amoenit. exoticis p. 536) beschriebene und abgebildete, in Persien einheimische Ferula asae foetidae häufig damit verwechselt und, indem man die, allerdings manches Aehnliche darbietenden Heilkräfte dieser Stinkpflanze damit verglich, oder gewisse Verirrungen des Hochgeschmacks neuerer

lebende Scribonius Largus verschreibt zwar in seinem noch erhaltenen Receptbuche dieses Silphion, aber mit bedenklichem Kopfschütteln: Laser Cyrenaicum, si poterit inveniri, sin minus, Syriacum. s. 67. p. 45. Darum verschreibt er auch das syrische Surrogat in doppelter Dosis. Und warum sollten nicht in darauf folgenden Jahrhunderten Versuche gemacht worden sein, die vertilgte Pflanze entweder wieder aus Asien zu ersetzen, oder auch wohl aus einzelnen sich dennoch findenden Pflänzchen wieder anzubauen, wodurch die Nachricht, die wir bei'm kyrenaischen Bischof Synesius im dritten Jahrhunderte finden, ep. 133. p. 271, zu erklären wäre. Wenn aber Galen in seinen Antidotis, so wie der spätere Receptsammler Nonnus Theophanes (Epit. c. 39. p. 180. c. 283. p. 354. ed. Bern.) das Silphium verschrieben, so ist es gewifs nur das persische.

*) S. Foesius, Oecon. Hipp. s. v. ὀπός.

**) Silphium Cyrenaicum jam pridem in rerum natura esse desiit. Exercit. Plin. p. 921. a. E. Dann, wie derselbe unvergleichliche Polyhistor anderswo versichert, tota laseris historia hodie ignota. Hyl. Iatric. p. 144. b. A.

Zeit in Erinnerung brachte, der alten Gastronomie einen häfslichen Leumund gemacht *). Aber auch kein neuer Reisender ist in jene, durch Versandung und Raubgesindel fast unzugängliche Gegend gekommen, der nicht das uralte Silphium in einer dort noch wildwachsenden Pflanze wieder ausgewittert hätte. Im Jahre 1706 untersuchte auf Kosten des Grafen von Toulouse der Franzose Le Maire die Ruinen von Kyrene, schaffte Säulen daraus an's Meer und theilte dem damaligen Reiseantiquar Ludwig's XIV., Paul Lucas, eine Notiz darüber mit. Da heifst es: „Die ganze Gegend von Derne (der heutige Name von Kyrene) ist voll von der Pflanze Selnone oder Serpission" [dem Cetia oder Zerra der Araber **)].

Erst in unsern Tagen ist diese Untersuchung auf's Neue mit vielem Ernste an Ort und Stelle selbst betrieben worden. Della Cella (Reise von Tripolis an die Gränze von Aegypten, S. 92 ff.) fand bei Spage, drei Stunden weit vom alten Kyrene, auf den Wiesen häufig eine Pflanze, die er für das alte Silphium hielt. Zwar war sie damals schon verblüht, allein es war ihm die wahre Ferula Tingitana des Desfontaines. Wie bekannt, publicirte später Viviani in Genua die ihm von Della Cella übergebenen Exemplare seiner Pflanzensammlung, und da findet sich auch dieses vermeintliche Silphium abgebildet ***). Er ordnet sie in das Geschlecht der Thapsia und nennt sie Thapsia Silphium. Das wäre also wegen des Reichthums ihres starkriechenden Harzes eine Thapsia gummifera, und für diese Annahme erklärt sich zuletzt auch noch in seinem reichausgestatteten Commentar zu seiner Uebersetzung des Theophrast der ehrwürdige Veteran der vergleichenden Pflanzenkunde, Kurt Sprengel (Th. II. S. 227). Aber wie wahr bemerkt er selbst dabei: Noch immer fehlt es an einer genauen Untersuchung der Pflanze auf ihren natürlichen Standorten. Diese noch immer einer terra incognita gleichenden Küstenländer nördlich von Tripoli an der grofsen Syrte, in den Districten von Bengazi und Derne, welche die alte Pentapolis umfassen und voll der interessantesten Trümmer zerstörter griechischer Herrlichkeit sind, waren der wohlberechnete, aber leider

*) Murray, Apparat. medic. T. I. p. 360 ff. ed. Althof. Und doch hatte Saumaise schon das Lächerliche dieser Behauptung deducirt, welches allein aus dem βρομῶδες des Dioscorides III, 94. entstanden ist, in den Hyl. Iatrica c. 96. p. 144 ff. Schon der gelehrte Rhodius in seinem Lexicon Scribonianum p. 401. hielt das Laser Syriacum für die Asa foetida oder das Scordolaser. Und die Verwechselung dauert noch fort.

**) S. Paul Lucas, Second Voyage dans la Grèce, T. II. p. 86. Damit befriedigt sich Brotier zum Plinius T. IV, p. 431.

***) Florae Libycae specimen. (Genuae, 1824.) p. 17.

verfehlte Zielpunct der Reise des Generals Minutoli; doch sind neuerlich wieder zwei sehr unterrichtete und, wie es scheint, auch durch äufsere Verhältnisse begünstigte Reisende damit beschäftigt gewesen. Diese beiden Reiseunternehmer sind tiefer eingedrungen, als es je vorher Reisenden in dieser Gegend gelang. Es ist auch hier ein Wettkampf des französischen und britischen Betriebes eingetreten. Pacho untersuchte im Jahre 1824 diese Gegend mit grofsen Begünstigungen von Seiten der Europäer in Aegypten und des Regenten von Tripolis, erhielt den von der Société de Géographie in Paris ausgesetzten Preis und publicirte seine Reise, die er dem König dedicirte, in Paris mit Didot's Schriften im Jahre 1827. Von seinem Voyage dans la Marmarique et la Cyrénaique sind erst 2 Lieferungen Text und vier Lieferungen des Atlasses in unseren Händen. Gleich in der ersten Lieferung erklärt er das Silphium für die von ihm im Gebiete von Kyrene beobachtete Pflanze, die er Laserpitium derias nennt. Wir müssen jetzt seiner Deduction, die er im zweiten Theile zu geben verspricht, noch entgegensehen, erlauben uns aber für jetzt noch dieselben Zweifel an der völligen Identität seiner Derias mit dem Silphium der Alten, die der zu früh für die Wissenschaft gestorbene Malte Brun in seinem Bericht, den er über die ganze Reise im Ausschusse der Société de Géographie abgestattet hat, vorträgt*). Noch tiefer in diese Frage sind die Brüder Beechey in ihrer erst in diesem Jahre in London ausgegebenen Reisebeschreibung eingegangen**). Ein grofser Theil des 15ten Kapitels von [S. 409—420]***) beschäftigt sich mit der Beschreibung von einer dort noch üppig vegetirenden, 3 Fufs hohen Pflanze, die Beechey für das echte alte Silphium erklärt, die der Schierlingspflanze oder der wilden Moorrübe, dem Daucus, ähnele. Als Futter sei sie den Kameelen verderblich und ihr Saft bringe, wenn irgend wo die Haut abge-

---

*) S. im 30sten Theil der Annales des Voyages, April 1826. S. 104. Vergl. den Bericht im Journal des Savans von 1826, mois de Mars, p. 166 ff.

**) Proceedings of the Expedition to explore the northern Coast of Africa from Tripoli eastward, comprehending the great Syrtis and Cyrenaica — by Captain F. W. Beechey and H. W. Beechey, Esq. (London, Murray, 1828. LVIII. und 575 S. in 4. mit 13 Kupferstichen und 9 Karten und Plänen). Die Reise wurde auf Kosten des Königs von England in den Jahren 1821 und 1822 unternommen und ist durch langes Liegenbleiben der Handschrift in dem Bureau der Admiralität so sehr verspätet worden.

***) Dieses 15te Kapitel erzählt die Reise von der Ebene von Merge unweit dem alten Ptolemais bis nach Kyrene. Da kommt die vorgebliche Silphiumpflanze S. 410. vor: We observed a plant about three feet in height, very much resembling the hemlock or more pro-

schunden sei, sogleich Eiterung hervor. Diese Pflanze — so fährt der Berichterstatter fort — hatte mehr Aehnlichkeit mit dem Silphium auf Münzen als irgend eine, die wir bis jetzt gesehen hatten, wiewohl ihr Stengel weit dünner war, als er dort erscheint, und die Blüthen (denn es hat ihrer mehrere) weit mehr geöffnet waren. Hier und da verlor sich's ganz, aber auf Weideplätzen wuchs es in großer Menge. Unmittelbar um Kyrene herum war es am häufigsten. Am Ende einer langen, für uns nur bekannte Sachen aufzählenden Abhandlung über das alte Silphium nach Theophrast und seinem Epitomator Plinius, wobei besonders auf die fettmachende Eigenschaft der Pflanze und ihre Wirkung auf die Kameele aufmerksam gemacht wird, bemerkt unser britischer Reisender noch, dafs dieses hier gefundene Gewächs dann am meisten der alten Abbildung gleich komme, wenn die Pflanze noch jung sei, nicht ihre volle Höhe erreicht und ihre Blüthe nicht ganz erschlossen habe. — Capitain Beechey und sein gelehrter, die Ostentation des Della Cella mit griechischer Sprachkunde oft züchtigende (z. B. p. 194, wo Della Cella ὀπὸν καὶ σίλφιον bei Strabo zu lesen vorschlägt) Bruder mögen alles Andere eher gewesen sein als Pflanzenkenner. Es ist sehr zu bedauern, dafs kein Botaniker bei dieser Expedition sich befand. Die wenigen Merkmale der Echtheit werden sogleich von weit mehreren anderen überwogen, die sich mit dem Aussehen in dem Alterthume durchaus nicht in Einklang bringen lassen.

Hier gibt es in der That keinen andern Ausweg als Verpflanzung jenes vorgeblichen Silphiums in europäische Pflanzengärten. So ging es früher mit der persischen Asa-foetida-Pflanze. Gmelin hatte diese aus Gilan nach Astrachan verpflanzt*). Pallas schickte

---

perly speaking perhaps, the Daucus or wild carrot. We were told that it was usually fatal to camels, who ate of it and that its juice, if applied to the flesh, would fester any part where there was the sleightest excoriation. The plant had much more resemblance to the silphium of ancient times (as it is expressed on the coins of Cyrene) than any which we had hitherto seen; although its stem is much more slender than that which is there represented and the blossoms (for it has several) more open. We found it in considerable quantities growing chiefly wherever there was pasturage. Immediately about Cyrene we observed it in great abundance. Am Schlusse des Ganzen heifst es S. 420: The resemblance is most conspicuous when the plant is young and before the flower has quite opened and the stem has attained its greatest height.

*) S. Pallas in der Vorrede zu Gmelin's Reise durch Rufsland. Th. IV. S. XXVI.

Setzlinge davon an Hope nach Edinburgh, aber das war nicht die von Kämpfer so genau beschriebene und abgebildete Ferula asae foetidae. Allein die Frage, ob diefs die echte Pflanze sei, konnte nur durch Hope's Beobachtung an dem Edinburgher Exemplare entschieden werden, und eine von ihm in den Philosophical Transactions (Vol. 75. p. 36 ff.) mit 2 Abbildungen darüber mitgetheilte Abhandlung konnte den Präsidenten Joseph Banks allein zu dem Ausspruche ermächtigen, dafs es zwar nicht die Kämpfer'sche Asa, aber eine ihr nahe verwandte Art sei, die auch in England cultivirt werden könne. Es ist daher gewifs das Erfreulichste, was uns die Brüder Beechey in Beziehung auf die vorliegende Frage mittheilen konnten, dafs Capitain Smyth *) ein Exemplar der Pflanze in befster Erhaltung nach England gebracht habe, wo es in Devonshire jetzt besonders gut gedeihe (The plant is now growing in Devonshire remarkably well). Da werden wir ja von England aus mehr darüber erfahren. Und da wird man auch genaue Vergleichung mit den zahlreichen noch vorhandenen Abbildungen auf den Tetradrachmen und Drachmen des reichen Handelsstaates Kyrene anstellen und dadurch jeden Zweifel völlig beseitigen können.

Denn, wie bekannt, sind in allen gröfseren Münzsammlungen noch ausgezeichnete kyrenaische Silbermünzen mit der getreuen Abbildung des Blüthenstengels der Pflanze **), die Jahrhunderte lang den Stapelartikel dieses fröhlichgedeihenden Colonie-Staates machte und als wahres Wappenschild der Laserpitiferae Cyrenae, wie Catull (ep. 7.) sie nennt, geachtet wurde. Der Typus dieser Münze gehört zu den deutlichsten. Man unterscheidet Stengel, Blatt, Blüthen genau an dieser Saftpflanze. Auch läfst sich nicht behaupten, dafs die kunstreichen Stempelschneider jener Stadt sich eine Verschönerung oder Abweichung bei'm Abbilden des Laser erlaubt hätten. Denn die Numismatiker sind jetzt wohl gröfstentheils zu der festen Ueberzeugung gekommen, dafs wenigstens die altgriechischen Städte- und Königsmünzen bei feststehenden Typen nicht als blose Medaillen allein der Liebhaberei wegen oder gar als Denkmünzen ausgeprägt worden sind. Freilich setzt es unsere

*) Derselbe, dem wir in Verbindung mit Beechey die schöne Karte verdanken: Cart of the northcoast of Africa from Mesurata to Marsasoussa, by Captains W. H. Smyth and F. W. Beechey, den Golf von Sydra umfassend.

**) Seit Spanheim paradirt diese Pflanze unter den antiken Münzen, wobei sich viele Gelehrsamkeit anbringen läfst. Mit erschöpfender Genauigkeit behandelte den Pflanzentypus darauf schon Eckhel, Doctr. N. Vet. Vol. IV. p. 119. Die vollständigste Aufzählung findet sich in Mionnet's Description des Médailles. T. VI. p. 373 u. 374.

modernen Münz- und Medaillensammler in Erstaunen, daſs so vollendete Münzen in allen Metallen, hinter welchen die meisten unserer vortrefflichsten Denkmünzen weit zurückbleiben, blos als Ausgebegeld und zum Handel und Wandel im gemeinen Lebensbedarf gebraucht worden wären. Allein die von dem kundigen Eckhel festgestellte Regel, daſs da, wo ein Typus durch alle Gröſsen einer langen Reihe von Jahrhunderten durchläuft, diese Medaillen wirklich im täglichen Verkehr gewesen sein müssen, ist so vollgiltig als anwendbar und paſst ganz vorzüglich auf die kyrenaischen Münzen. Eben darum kann man mit der vollsten Ueberzeugung den Satz aussprechen, daſs Alles, was bis jetzt in der neueren Pflanzenkunde und von den meisten Reisenden für das alte Silphium angesehen wurde, dem Habitus der Pflanze, wie sie auf tausend wohlerhaltenen Medaillen sich zeigt, auch nicht von fern gleich kommt, und waren es Münzen, so durfte kein Stempelschneider sich die geringste Abweichung vom Original der Pflanze gestatten, da dieſs ihn dem gröſsten Tadel blosgestellt und den Handel gestört haben würde *).

Bis jetzt ist jene alte Pflanze so gut verschwunden als zu der Zeit des Plinius. Erst wenn die ganze nördliche Küste von Afrika bis an Aegypten ein französischer Colonie-Staat geworden und Bonaparte's groſse Idee, auf griechisch-römischen Trümmern einen neuen Staat zu begründen **), ausgeführt sein wird, wird ein Schüler Desfontaine's in seiner erneuten Flora Atlantica, oder ein Decandolle uns sagen können, ob dieses nur jener Küste eigenthümliche Gewächs ganz untergegangen ist ***).

---

*) Alles, was noch vor Kurzem Nöhden in seinen Erklärungen von den Northwickischen Prachtmünzen aus Groſsgriechenland in der Selection of ancient coins, P. III. n. 13. p. 44, gegen des scharfsinnigen Payne-Knight so bestimmt ausgesprochene Behauptung, daſs selbst die herrlichsten sicilischen Tetradrachmen, die Gemmen ähnlich zu achten sind, zu gemeinem Gebrauch bestimmt gewesen, (the common Drudge of retail traffic in the lowest stages of life, in einer Abhandlung in der Archaeologia Britannica, Vol. XIX. p. 369) zerflieſst gegen die unzweideutigsten Zeugnisse, daſs dieſs Alles nur νόμισμα, gangbare Münze, gewesen sei.

**) S. die kleine Schrift: „Wäre es nicht Zeit, dem Unwesen der afrikanischen Raubstaaten endlich ein Ziel zu setzen.“ (Berlin, 1828, Dunker und Humblot.) besonders S. 47.

***) Vorzügliche Beherzigung verdienen die Worte des Plinius XIX. p. 15, wo er von dem Silphium sagt: res fera et contumax est, si coleretur, in deserta fugiens. Und doch wurde die Pflanze umgraben, gehegt und gepflegt! Man sieht sich überall in Widersprüche verwickelt. Kann sie nicht noch tiefer im inneren Afrika wiedergefunden werden?

So viel steht indefs fest: immer mufs man die Beschreibungen der griechischen Rhizotomen, des Theophrast und seines Epitomators, Plinius, auch bei der Bestimmung der Laserpflanze zuerst befragen. Diefs ist auch in diesem Falle von Saumaise und Bode von Stapel in seinem reichhaltigen Commentar bis zu Kurt Sprengel herab stets geschehen. — Theophrast hat an dem unvergefslichen Schneider seinen, tausend Wunden heilenden Herausgeber gefunden. Aber Plinius liegt im Argen. Ihm ist der wahre Erretter noch nicht erschienen. Selbst in der Nachricht vom Silphium ist eine zweifelhafte Lesart, nach welcher es unbestimmt bleibt, ob die Blätter der Pflanze überhaupt abfallen, oder nur im Frühjahre nach der Blüthe *). Wie dringt sich uns also bei jedem Schritte, den wir in der Naturgeschichte der Alten thun, die Nothwendigkeit auf eines durch gewissenhaftere Vergleichung der bisher nur oberflächlich benutzten, oder durch ganz neue Vergleichung der noch gar nicht verglichenen Handschriften allein zu erhaltenden fehlerfreien Textes durch den zweckmäfsigen Verein der kritischen Wort- und Sachkunde mit der jetzt zu weit höherer Vollkommenheit gesteigerten Kunst, Handschriften zu prüfen, nach Familien zu ordnen und planmäfsig zu collationiren, eines Unternehmens, das, wie die Sachen jetzt stehen, durchaus nicht die Sache eines Einzelnen, sondern nur der Betrieb eines ganzen Gelehrtenvereins, einer Akademie der Wissenschaften, eines über bedeutende Geldmittel gebietenden Gesammtkörpers sein kann, oder, wäre diefs nicht zu hoffen, nach den Vorschlägen des einsichtvollen Thiersch in München, einigen, Wissenschaft und Kunst fördernden Herrschern in unserm Gesammtvaterlande an's Herz gelegt werden mufs.

---

*) XIX. 15. p. 14.: Folium ipsum vero deciduum, so las Hardouin und so hat auch Brotier in seiner Ausgabe. Allein alle älteren Ausgaben hatten Folium vere deciduum. Nun ist diefs allerdings ein halber Unsinn. Allein schon Saumaise hat gezeigt, dafs Plinius wirklich vere schrieb, indem er die Worte Theophrast's VI. 3.: ἅμα τὸ ἦρι τὸ μάσπετον ἀφίησι, in seiner gewöhnlichen Eilfertigkeit mifsverstand und ἀφιέναι als verlieren verstand, wo doch nur vom Trieb und Ansetzen der Blätter die Rede ist. Das ist ihm oft begegnet, z. B. da, wo Aristoteles dem Frosche ἰδίαν γλῶσσαν gibt, einen eigenthümlichen Bau der Zunge, woraus Plinius einen peculiarem sonum macht, oder wenn er von gewissen Völkern in Afrika erzählt: habent equum in oculis, und nicht wufste, dafs ἵππος im Original eine gewisse krankhafte Affection des Auges bezeichnet.

XI.

Die Teppiche nach Rafael's Cartons.

Weltberühmt sind die neuerlich wieder aus Windsor in den Palast von Hamptoncourt, Wilhelm's III. Wohnung, zurückgebrachten sieben Cartons, von Rafael's eigener Hand gemalt, nach welchen Papst Leo X. die berühmten Teppiche für den Vatican in Arras unter der Aufsicht einiger Schüler Rafael's aus den Niederlanden, des Bernard van Orlay aus Brüssel und Michel Coxis aus Mecheln, um's Jahr 1519 ausführen liefs. Rafael schuf sie in seiner höchsten Reife, als sein Genius den schönsten und kühnsten Flügelschlag wagen durfte *). Sie und die danach gefertigten Teppiche sind bereits drei Jahrhunderte lang die Bewunderung der Gebildeten in Europa gewesen. Aber es sind dabei von jeher manche Zweifel über die ursprüngliche Zahl der von Rafael selbst ausgeführten Cartons, über die Zahl der Originalteppiche oder vielmehr der Garnituren, welche Leo X. auf seine Kosten in Flandern weben liefs, über den Ursprung und die Echtheit der offenbar in späterer Zeit danach verfertigten Teppiche und die Kennzeichen derselben aufgeworfen und sehr verschieden beantwortet worden.

In den Vorhallen der Peterskirche wurden bis zum verhängnifsvollen Jahre 1797 bei jedem Frohnleichnamsfeste 21 sogenannte Rafaelische Teppiche ausgehangen. Bei der Invasion Roms verschwanden sie. Man hielt sie für verloren **). Jetzt sind sie

---

*) Bekanntlich setzte Richardson in seinem Traité de la Peinture T. III. p. 436. die Cartons über die Frescos im Vatican und in der Farnesina, dem Bottari in seinen Anmerkungen zum Vasari T. II. p. 124. nicht widerspricht. Des kunsterfahrenen Lanzi Urtheil in seiner Storia pittorica T. I. p. 401. stimmt auch damit überein: In questi arrazzi l'arte ha toccò il piu alto segno, ne dopo essi ha veduto il mondo cosa ugualmente bella.

**) Fernow in seiner Schrift über Rafael's Teppiche, die er seinem Freund v. Kügelchen zueignete und die unstreitig das gediegenste

größtentheils wieder zu sehen und zwar unstreitig die alten, echten, in manchen Stellen gerade so verblichen, wie sie schon Fernow sah und beschreibt. Allein noch nie hat es ein älterer oder neuerer Berichterstatter ganz bestimmt zu erklären gewagt, dafs alle auch nur der Idee nach von Rafael angegeben worden. Nur Fernow ist der Meinung, dafs keines derselben den Geist des grofsen Künstlers ganz verleugne. Die Briten behaupten fast allgemein, dafs nur die Cartons von Rafael selbst gemalt worden, deren Stoff aus der Apostelgeschichte entlehnt wurde, welches aber eine ganz unhaltbare Meinung ist. Von mehreren Cartons, die sich nicht in Hamptoncourt befinden, besonders vom Bethlehemitischen Kindermord, sammelte der ältere Richardson viele einzelne Fetzen, von zwei anderen Cartons spricht ein Reisender des 16ten Jahrhunderts, dessen Notizie der Bibliothekar von St. Marcus, Morelli, edirt und Fernow excerpirt hat. Am wahrscheinlichsten dürfte wohl Bottari's Annahme in den Anmerkungen zu Vasari sein, dafs zwölf Teppiche unmittelbar von Rafael abstammen und er auch zwölf Cartons dazu gemalt habe *). Eine andere Frage ist: liefs Papst Leo X. auf seine Kosten gleich mehrere Garnituren nach den Cartons in Flandern wirken? Gilt die beglaubigte Ueberlieferung, dafs der Papst 70,000 Scudi dafür zahlte, so mufs er bei dieser damals aufserordentlich hohen Summe wohl einige Gewände von diesen Tapeten haben verfertigen lassen **). Auf diese wahrscheinliche Vermuthung hin gründete einst Prof. Casanova die Behauptung, dafs Leo X. die echten sieben Razzi oder Teppiche dem damals so einflufsreichen Kurfürsten Friedrich dem Weisen zum Geschenk gemacht habe. Einer der aufmerksamsten Kunstfreunde Dresdens, der Baron zu Racknitz, hörte diefs in den Vorlesungen Casanova's und war so glücklich, da ihm seine Stelle als Hausmarschall die Untersuchung in den oberen Gemächern des Residenzschlosses zur Pflicht machte, wirklich sechs Teppiche der Art, aber ganz unkenntlich vom Staub, einen davon sogar mit Oel

---

Kunsturtheil über diese Werke aussprechen, zählt 21 auf, in den römischen Studien T. III. S. 131 ff., wo auch S. 201 ff. ihre Schicksale erzählt werden und wo die seitdem auch in anderen Schriften fortgepflanzte (s. Leben und Wirken Rafael's von Füfsli S. 35.) Fabel vorkommt, dafs ein französischer Commissarius aus Schlesien, Röfsler mit Namen, sie zur Entschädigung für seine Lieferungen für 36,000 Scudi angenommen habe. Allein sie waren versteckt worden und den französischen Harpyien glücklich entgangen.

*) S. Richardson, de la Peinture T. III. p. 459. Bottari, note al Vasari T. II. p. 124.

**) So Vasari. Panvicini in seinen Vite de' Pontifici T. II. p. 465. spricht gar von 50,000 Goldkronen.

übermalt, aufzufinden. Fünf Jahre brachte der damalige Inspector der Porzellansammlung im japanischen Palais, Lechner, ein wahrer Virtuos im Fleckausputzen, mit der Säuberung und Wiederherstellung dieser Teppiche zu, welche er dann auch unter seine Aufsicht bekam. Dem Gegenstande nach sind diese die vorzüglichsten unter der ganzen Reihe und völlig dieselben, wovon die Cartons sich in Hamptoncourt befinden. Wir können daher mit gröſster Wahrscheinlichkeit annehmen, daſs der siebente Teppich, der hier verloren gegangen ist, der Tod des Ananias gewesen sei. Allein so sehr wir uns auch freuen würden, unsere Mitbürger in der Meinung bestärken zu können, daſs wir durch Gunst des groſsen Mediceers ein Gewand der Originalteppiche selbst besäſsen *), so fordert es doch die weder durch Vorurtheil, noch Ueberlieferung bestochene Ueberzeugung, daſs wir in ihnen nur eine weit spätere, obgleich auch in Brüssel oder Arras gefertigte Nachbildung erblicken, laut auszusprechen. Unsere hiesigen Teppiche ermangeln zweier Haupteigenschaften, wodurch sich die römischen Originalteppiche vor allen späteren Nachahmungen auszeichnen. Die niederländische Teppichweberei bediente sich auſser der in allen Schattirungen glänzend und dauerhaft gefärbten Wolle und Seide für die Gewänder, für Fleischfarbe, Naturgegenstände und Baulichkeiten, auch noch der Gold- und Silberfäden, um Gefäſse, Bordüren um die Gewänder, Waffen und Rüstungen dadurch auszudrücken. Und so wechseln Stoffe mit Metallfäden auch jetzt noch, wo so Vieles verblichen und abgenutzt erscheint, auf den Originalteppichen im Vatican. Der neueste Berichterstatter über die Rafaelischen Teppiche und ihre Vorbilder in den Cartons, der sinnigste Beschauer und Beurtheiler derselben, Quatremère de Quincy **), der sie während seines mehrjährigen Aufenthalts in Rom oft mit

---

*) Dieſs wird auch in der neuesten (durchaus erweiterten und vielbereicherten) dritten Ausgabe des neuen Gemäldes von Dresden (bei Arnold 1824. 364 S. nebst 30 fein radirten und zum Theil neu umgestochenen Ansichten vom Professor Richter) S. 231 f. versichert. Der fleiſsige, im Nachbessern unermüdete Verfasser Lindau konnte sich natürlich nicht in eine mühsame Untersuchung bei einer so groſsen Mannichfaltigkeit und Fülle von Kunstgegenständen, die Dresden umschlieſst, vertiefen. Es eignet aber unseren artistischen Notizenblättern ganz besonders, das Geschichtliche von mehreren Kunstschätzen, die hier gezeigt werden, kritisch zu prüfen, wie dieſs noch vor Kurzem mit dem groſsen Altargemälde der katholischen Hofkirche geschehen ist.

**) Il est sensible, qu' aucun emploi des couleurs du peintre ne pouvait le disputer pour l'effet de l'illusion, dans tous ces objets, à l'emploi des fils métalliques d'or ou d'argent, qui y rend l'imitation, à proprement parler, identique. Aussi, encore aujourdhui,

Liebe und Kunstsinn beschaute, geräth in Begeisterung, wenn er sich vorstellt, wie diese Zierteppiche in der Zeit ihrer ersten Frischheit und Farbenpracht das unter Leo X. auf den höchsten Gipfel der Kunst erhobene Rom entzückt haben müssen, und findet den Grund der Illusion, die sie auch jetzt noch theilweise hervorbringen, im Material der nachahmenden Procedur bei der Wirkerei, die in Allem, was Draperie, Stoff und Kleidungstücke betrifft, zu ihrer Darstellung sich der Substanz selbst bediente, woraus sie in der Natur bestehen. Und da nun dasselbe wieder bei Rüstungen, Brustharnischen, Schilden und anderen Gegenständen der antiken Bewaffnung, wobei metallische Stoffe gebraucht worden, in Anwendung gekommen, so sei es begreiflich, dafs hier, was die Wirkung betrifft, keine blose Malerei in Farben sie so täuschend hervorzubringen vermöge. Nun aber ist auf unseren Dresdener Teppichen an Gold und Silber gar nicht zu denken, wobei wir im Grunde wohl nicht so viel verlieren mögen, weil da, wo die gefärbte Wolle noch gut erhalten ist, die Figuren und Gewänder wenig zu wünschen übrig lassen. Würde aber wohl der prachtliebende Papst, wenn er einmal durch ein solches Geschenk noch mehr als durch die geweihte goldene Rose, welche Carl von Miltitz überbrachte, den Kurfürsten, der selbst bei der Kaiserwahl von Vielen in Vorschlag gebracht worden war, noch einmal versuchte, für seine Sache zu gewinnen, ihm etwas Schlechteres übersandt haben, als er für sich selbst bestellt hatte? Doch das ist nicht das Einzige, was unseren Cartons in Vergleichung mit den echten in Rom abgeht. Man denke an die Einfassungen derselben, die zwischen Arabeskenverzierungen bald kleine Allegorieen, wie die vier Genien der Jahreszeiten und die Parzen, bald Anspielungen aus heiligen Geschichten, bald in zwei unten hinlaufenden Friesen monochromatisch eingewebte Darstellungen aus dem Leben Leo's X.

---

toutes ces parties des tapisseries ont elles conservé une force de ton et une puissance d'effet surprenante. Histoire de la vie et des ouvrages de Rafael par Quatremère de Quincy (Paris 1824) p. 335. Unser Fernow würde schwerlich mit dieser Ansicht ganz einverstanden gewesen sein. Ueberhaupt wäre es zur Schärfung des Kunsturtheils sehr zu empfehlen, erst Richardson's etwas breite und redselige Auseinandersetzung der Schönheiten von Rafael's Cartons mit der geistreichen Zergliederung des neuesten französischen Kunstrichters, Quatremère, S. 295—336. zu vergleichen, dann aber unseren trefflichen Fernow in dem schon gerühmten Aufsatze im 3ten Bande der römischen Studien (einem leider fast gar nicht gekannten Schatz für die echte Kunstkritik), den der Franzose nicht kannte, als ein Muster der Beschauung und Beurtheilung zu studiren.

und aus dem alten und neuen Testamente *) enthalten und die am befsten von Pietro Santi Bartoli in einem besonderen Werke herausgegeben worden sind. Quatremère hat ihnen mit vollem Rechte eine eigene Erläuterung gewidmet (p. 329), und Fernow findet in den Arabesken ganz den Styl des in diesem Felde einzigen Giovanni da Udine. Von diesem Allen ist auf den Dresdener sechs Teppichen nichts zu sehen. Zwar sind auch sie mit breiten Einfassungen von Arabesken und zwischen denselben mit gemmenartigen Medaillons en camayeu, die allerlei Genienspiele und seltsame mit dem inneren Gegenstande unvereinbare Phantasiegebilde uns vorführen, versehen und auch so nicht ohne Anmuth und selbst in der Erfindung und Zusammenstellung lobenswerth, aber denn doch offenbar einer weit späteren Zeit angehörend und dem ganzen Vortrage nach an den Geschmack und die Zeit des trefflichen Grisaillenmalers Taddeo Zuchero (1546—1570) und seines Bruders Giovanni erinnernd **). Es leidet keinen Zweifel und ist von jeher als erwiesen angenommen worden ***), dafs, um Fernow's Worte zu brauchen, durch die Rafaelischen Cartons und den Gebrauch, den Leo X. von den danach gewirkten Teppichen bei den höchsten Festen der Kirche machen liefs, der Geschmack an dieser Verzierungspracht der Paläste und Kirchen sich allgemein verbreitete, dafs die Fürsten im Besitz ähnlicher Teppiche mit einander wetteiferten, und dafs in Arras, Brüssel und anderen flandrischen Fabrikplätzen die Rafaelischen Vorbilder, die erst im folgenden Jahrhunderte noch immer in Streifen, wie sie die Teppichwirker vor sich haben mufsten, nach England wanderten, stets auf's Neue nachgebildet wurden. Eine solche Nachbildung, bei Weitem eine der befsten, kam auch früher schon in den kurfürst-

*) Roscoe in seinem classisch geschriebenen Life and Pontificate of Leo the Xth drückt sich also, wo er von diesen Teppichen mit vieler Belesenheit spricht (Vol. IV. p. 239. der Londoner Quartausgabe) nicht ganz genau aus, wenn er meldet: Each of the subjects was ornamented at the bottom with a frize or border, in chiaro scuro, representing the principal transactions in the life of Leo X. Man vergleiche die Umrisse, welche Landon in seinen Oeuvres de Rafael T. III. u. IV. gab, und selbst aus diesen Contorni geht die Wahrheit der Behauptung hervor, dafs Rafael in diesen Processionen und Kriegszügen sein hohes Genie verherrlichte und bewies, dafs er die Sculpturen der Trajanischen Säule nicht vergeblich angeschaut habe.

**) Einige Vorstellungen daraus hat Fr. Kind zur Verschönerung seines noch immer in altem Werth sich erhaltenden Taschenbuchs in einigen früheren Jahrgängen colorirt uns mitgetheilt.

***) S. Fernow in den Studien III, 204. und Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Kunst I, 95.

lichen Gardemeuble nach Dresden und wurde durch einen glücklichen Fund in neuerer Zeit uns wieder vorgeführt.

In den letzten Monaten des Jahres 1824 wurde dem Londoner Publikum ein Schauspiel geboten, von welchem alle öffentliche Blätter mit grofsem Lobe sprechen. Man sah in dem grofsen Staatszimmer des Stadthauses, worin der Lord Mayor banquetirt und Verhöre hält (the Mansion house) in dem Saale, worin alljährig das grofse Gastmahl gehalten wird, wozu die Minister, Gesandten und die ersten Ladies eingeladen werden, und welches unter dem Namen der ägyptischen Halle [the Egyptian hall *)] bekannt ist, neun echte Rafaelische Teppiche aufgehangen, welche nach einem wunderbaren Kreislauf, nachdem sie nach der Enthauptung Carl's I. mit den übrigen königlichen Effecten verauctionirt und von dem damaligen spanischen Gesandten gekauft, darauf nach Spanien gebracht worden und lange im Besitz des Hauses Medina Sidonia gewesen waren, nun aber, von einem Engländer wiedergekauft und nach London zurückgebracht worden, dahin zurückkehrten, wohin sie ihrer ursprünglichen Bestimmung nach gehörten. Und diese neun Teppiche — denn so viele sind ihrer vom Anfang an gewesen — hatte aller Ueberlieferung zu Folge Leo X. dem König Heinrich VIII. zum Geschenk gemacht, und sie waren lange Zeit in dem grofsen Speisesaale (banquetting-room) von der damaligen königlichen Residenz, in Whitehall, zur besonderen Zierde desselben aufgehangen. Dafs diefs eine Garnitur der echten ursprünglichen Teppiche gewesen sein müsse, geht schon aus der Vergleichung der Zeitverhältnisse deutlich hervor. Gerade in dem Jahre, wo in Arras und Brüssel diese Teppiche nach den Rafaelischen Cartons gewirkt wurden (1521), hatte sich Heinrich VIII. durch seine hochfahrende, aber der niedrigsten Schimpfwörter sich nicht enthaltende Streitschrift für die sieben Sacramente die Auszeichnung vom päpstlichen Hofe erworben, dafs er am 12. October 1519 im vollen Consistorium zum Schirmvogt

*) Wer sich dieser Halle nicht etwa aus Hogarth's Leben eines Fleifsigen erinnert, kann sie in ihrem gröfsten Glanz, wie der Lord Mayor seinen Antrittsschmaus dort gibt, abgebildet finden in dem interessanten Prachtwerke, welches unter dem Titel: the Microcosm of London in 3 Reg. Quartbänden 1808 ff. in London bei Ackermann erschienen ist, Vol. II. p. 181. Das durch eine doppelte Colonnade von korinthischen Säulen gestützte Gewölbe dieses unermefslichen Saales wird durch ein einziges grofses Bogenfenster beleuchtet und mufs sehr dunkel sein. It is not well lighted, on account of the houses, by which the edifice is so closely surrounded, heifst es in the Select Views of London pl. 50. p. 112. Da müssen die Teppiche ein ungünstiges Licht haben.

des Glaubens (Defensor fidei) erklärt wurde. Wo wäre also ein so prächtiges Geschenk zu besserer Stelle angebracht gewesen als bei dem damals treuesten Sohn der Kirche, der den durch Luther's unerschütterliche Festigkeit und die schnelle Verbreitung der Glaubensverbesserung hartgeängsteten Papst mit einem der Unterschrift nach von ihm selbst in der damaligen Universalsprache classisch (Luther selbst nennt Heinrich's VIII. Buch latinissimum) abgefafsten Buche zu Hilfe gekommen war. Whitehall gehörte damals zwar noch dem allmächtigen Cardinal Wolsey, und Heinrich VIII. verlegte erst nach Wolsey's Sturz 1529 seine Wohnung von Westminster nach Whitehall, welches, wie Pennant in seiner sachreichen Nachricht von London ausdrücklich bemerkt, sich auch durch reiche Teppiche in Gold und Silber auszeichnete *). Es ist zur Genüge bekannt, wie gut der Papst Wolsey's Einflufs auf den König bei mehreren Gelegenheiten zu benutzen wufste. Doch ist es nicht wahrscheinlich, dafs er dem übermüthigen Fürsten der Kirche, wie er genannt wurde, durch ein so königliches Geschenk habe schmeicheln wollen. Die Teppiche wurden ohne Zweifel dem Könige selbst zum Geschenk übersandt und erst später aus dem durch Feuer beschädigten Palast von Westminster hingebracht. Nach den in englischen Zeitschriften jetzt davon gegebenen Beschreibungen haben die zwei Teppiche, von welchen keine Rafaelischen Cartons in Hamptoncourt vorhanden sind, die Bekehrung Saul's auf dem Wege nach Damascus und die Steinigung des heiligen Stephanus zum Gegenstand und sind vorzüglich gut erhalten, welches auch noch von zwei anderen, der Uebertragung des Schlüsselamts an Petrus und der Blendung des Elymas, gerühmt wird **).

Wenden wir nun noch einmal unseren Blick auf die Sage, dafs Leo X. dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen die noch jetzt im japanischen Palais aufbewahrten Teppiche geschenkt habe, so geht durch die genaue Vergleichung der Umstände und Zeit, wo Leo X. wirklich eine zweite Garnitur dem englischen Vertheidiger des Glaubens zum Geschenk machte, und der Verhältnisse, in welchen Friedrich damals zum Papste stand, zur Genüge hervor, dafs es dem Papste gar nicht in den Sinn kommen konnte, dem Fürsten, der gegen die geweihte goldene Rose, „die mit dem heiligen Chrisma gesalbt und mit duftendem Moschus angespritzt war" ***),

---

*) The profusion of rich things, hangings of cloth of gold and of silver cet. are proofs of the Cardinal's amazing wealth, splendor and pride. Pennant, Some account of London (II. edit. 1791. in 4.) p. 98 f.

**) S. New Monthly Magazine, Decembre 1824. p. 538 f.

***) Sacratissimam rosam — a nobis chrismate sancto delibutam, odoriferoque musco inspersam, in Leo's X. Schreiben an den Kurfürsten bei Seckendorf p. 95.

als sie ihm der päpstliche Kämmerer und Nuntius Carl von Miltitz bei einer öffentlichen Audienz zu Anfange des Jahres 1519 überreichen wollte, der aber an einen Rath des Kurfürsten deswegen gewiesen wurde, so geringschätzige Gleichgiltigkeit gezeigt hatte *), damals eine so kostbare Gabe zu spenden.

Doch bleibt der Besitz dieser Teppiche auch so noch eine sehr willkommene und preiswürdige Erweiterung und Vermehrung der Kunstschätze, die unsere königlichen Sammlungen der Beschauung und den Studien eifriger Kunstjünger und Kunstfreunde darbieten. Und da sie — wir dürfen es nicht verschweigen — von den Einheimischen viel zu wenig geschätzt und benutzt, von Fremden fast gar nicht gekannt und aufgesucht werden, so mag hier noch Einiges von ihrem inneren Kunstwerth angeführt werden. Es sind ja die herrlichen Ausstrahlungen des Rafaelischen Genius, der in ihnen weit lehrreicher und begreiflicher hervortritt als aufser den Cartons selbst in allen blosen Kupferstichen (wovon unser reicher Kupferstichsalon zehn verschiedene ältere Folgereihen enthält) und Nachbildungen je möglich ist.

Unseren früheren Andeutungen dürften sich nicht ungeziemend noch einige Bemerkungen über die gegenwärtig im Erdgeschofs des Augusteums oder des japanischen Palais aufbewahrten sechs Teppiche nach den Rafaelischen Cartons anschliefsen. Es ist unwahrscheinlich und wird durch die genauen, von Neuem jetzt angestellten Untersuchungen zur Genüge widerlegt, dafs überhaupt von diesen Teppichen jemals mehr als die sechs vorhandenen nach Torgau, der damaligen Residenz, aus den Niederlanden gekommen und von da nach Dresden gebracht worden sein sollten. Diefs ist zwar seit ihrer Wiederherstellung stets behauptet worden und schon der Baron zu Racknitz gab sich alle Mühe, noch mehrere in diese Teppichreihe gehörige Stücke aufzufinden. Alle Nachforschungen aber dürften vergeblich sein. Man darf annehmen, dafs sie in der Zahl und Gröfse, so wie wir sie jetzt noch besitzen, gleich bei ihrer Bestellung in den flandrischen und brabantischen Teppichwirkereien auf ein bestimmtes Local berechnet, zu uns gekommen sind **). Meine Gründe dafür sind folgende.

---

*) S. Heinrich und Pölitz, Handbuch der sächs. Geschichte II, 40. und die interessante Darstellung in William Roscoe's Life and Pontificate of Leo X. Vol. IV. p. 6 f. Roscoe hat übrigens, um diefs nur im Vorbeigehen zu bemerken, Luther's vielbesprochenen, unterwürfigen Brief an Leo X. weit richtiger gewürdigt als Sleidan und Seckendorf, p. 16.

**) Wann werden wir eine vollständige Geschichte der Teppichmalereien — denn Malerei ist es — erhalten, die, von den ältesten Geweben (wohl von den Stickereien zu unterscheiden, dem opus Phrygium) in Vorderasien ausgehend, περιστρώματα und

Alle sechs sind von ungleicher Länge, Paulus auf dem Areopag hat 12 Ellen, Paulus und Barnabas zu Lystra, Petrus und Johannes im Tempel zu Jerusalem, und Christus zu Petrus: weide meine Schafe! haben 11 Ellen und einige Zoll, der wunderbare Fischzug hat 9 Ellen, Paulus zu Paphos aber nur 6 Ellen 18 Zoll. Die Breite ist durchaus gleich und bei allen 7½ Elle. Dafs alle diese Teppiche gleich anfangs so breit bestellt und nicht erst später nach dem Bedürfnisse zugeschnitten wurden, beweis't der Umstand, dafs sie alle mit einer mehr oder weniger breiten Bordure, wovon gleich weiter gesprochen werden soll, eingefafst und dafs diese mit allerlei Arabesken und kleinen Vorstellungen in Medaillons so ausgefüllt sind, dafs jede spätere Verkürzung sogleich in's Auge fallen müfste. Es mufsten also die Wände des Zimmers oder der Galerie, an welchen sie aufgehangen werden sollten, ge-

---

περιπετάσματα von Babylon und Persien von den figurirten πέπλοις der Griechen und den späteren, mit den Alexandrinischen Teppichen in Wettkampf tretenden Attalisch-Pergamenischen aulaeis genau unterscheidend, dann über Byzanz und Rom im Mittelalter, bis zu den Arrazi und Gobelintiens herabstiege! Eine schöne und reiche Aufgabe in dem Theile, der zur Archäologie gehört, auch für eine philologische Classe einer gelehrten Societät. Was altgriechische Kunst sowohl für die sogenannte Arabeske als für den Mythos der Dionysischen Centauren davon ableiten konnte, ist von mir in den Vasengemälden I, 59. III, 198 ff. ausführlicher angedeutet worden. Der Curiositätenschreiber Polemo hatte ein eigenes Werk von den Teppichen in Carthago verfafst, wohin auch der 15 Ellen lange figurirte Purpurteppich des Sybariten Alkisthenes gehörte, wovon uns in des Pseudo-Aristoteles, Mirab. c. 119. p. 201. Beckm. die interessante Nachricht aufbewahrt wurde. Der Uebergang der Teppichmalerei in's Mittelalter geht auch in diesem Theile der Kunst über Constantinopel. S. Reiske zum Ceremoniale aul. Byzantinae des Constantin Porphyrogeneta p. 70. a. Wie unvollständig sind aber die Nachrichten über die nach Cartons verfertigten Teppiche neuerer Zeit. D'Agincourt selbst gab in seinem herrlichen Werke nur 3 Teppichbilder an, und wie kurz ist der Abschnitt über diese Malerei in seiner Histoire de Peinture. T. II. p. 140 f. Vergl. Millin, Dictionnaire des beaux arts T. III. p. 627 f. und die interessante Schilderung und Abbildung der Teppiche von Eygalades in seinem Voyage du midi T. III. p. 309. pl. LXII. Franz I. (so wie die Heinriche, besonders Heinrich IV.) liefsen, durch Leo's X. Beispiel angefeuert, herrliche tapisseries historiées, wie sie die Franzosen nennen, in Flandern verfertigen und aufkaufen. S. Fiorillo III, 117 f. Wo ist Scipio's Triumph in Afrika nach Giulio Romano's Cartons hingekommen?

rade diese Maſse nothwendig machen. Das merkwürdigste Stück dabei ist der Teppich, welcher nur 6 Ellen hält, die Blendung des Zauberers Elymas in Paphos. Nicht zerschnitten oder verstümmelt ist hier die Vorstellung, wie es in allen Beschreibungen davon heiſst, sondern es ist gleich am Weberstuhl nur die Hälfte, den Proconsul Sergius nebst dem tappenden Elymas vorstellend, ausgeführt, die Hauptfigur des Paulus aber nebst den Umstehenden und den Lictoren hinter dem Landpfleger weggelassen worden, freilich unverständig, aber in der Art des gemeinen Handwerksinnes, der nur der Vorschrift gehorcht. Wer unsere Teppiche mit irgend einer Abbildung oder einem Umriſs nach dem Carton vergleicht *), wird finden, daſs der in diese Hälfte übergreifende Arm des einen Lictors hier absichtlich wegblieb. Auch zeigt hier die der breiten Borduren zwar ermangelnde, aber doch durch eine kleine Leiste angedeutete Einrahmung, daſs der Teppich gleich ursprünglich nicht breiter war. Es war also eine so und nicht anders bestellte Arbeit. Hierzu kommt ein zweiter Umstand, welcher deutlich genug anzeigt, daſs es bei der ersten Bestellung nur auf diese sechs Teppiche abgesehen war. Jeder von den sechs Teppichen hat oben, in den zwei Ecken, wo die Borduren sich vereinigen sollten, das Brustbild eines Apostels eingewebt, mit dem Werkzeuge seines Märtyrertodes, dergleichen auch die Knäblein oder Engel halten, die in den Borduren mit historischen Vorstellungen aus dem alten Testamente, besonders dem Opfer Isaak's, abwechseln. Da also jeder Teppich zwei Apostelköpfe hat, so umfassen diese sechs Teppiche den ganzen Apostelcyclus, und es ist höchst unwahrscheinlich, daſs auſser diesen noch weiterer Begehr stattgefunden habe. Uebrigens hat eine wiederholte Beschauung der figurirten Einfassung dieser Teppiche die Ueberzeugung befestigt, daſs sowohl in den Genienspielen, in den Putti, die in Farben ausgeführt sind, als auch in den kleinen Geschichtsbildern, die blose Chiaroscuri sind, das Beziehungsvolle und Anmuthige, welches Rafael durch seine Schüler nach seiner Angabe hineinlegen lieſs, hier der Nothdurft wich, das zu nehmen, was eben da war, und daſs ein Mangel reger Erfindung überall nur Wiederholungen machen muſste. In den kleineren Einfassungen ist schon der Muschelgeschmack eingetreten, und man wird ihnen viel Gutes nachsagen, wenn man ihre Erfindung noch den Zuccheris zuschreibt.

Dagegen strahlt doch noch aus allen inneren Gebilden nach den Cartons die ganze Rafaelische Herrlichkeit hervor, sein göttliches Genie in Composition und Gruppirungen, der unerschöpfliche Reichthum in den Motiven, der charakteristische Ausdruck in den Mienen und Bewegungen, das Grandiose des Faltenwurfes, die er-

*) Wäre es auch nur der Umriſs in Landon's Oeuvres complets de Rafael T. I. pl. 4.

habene Naivität in den Episoden *), die unbeschreibliche Huld in den Müttern und Mädchen, die als Zuschauerinnen mehr oder weniger an der Haupthandlung Theil nehmen und wie Blüthendüfte und Frühlingsweste diesen hohen Ernst der Männer anhauchen (man sehe hier nur die Blumenkorbträgerin und die junge Mutter mit dem Kinde an der Brust, in der Heilung des Lahmen in der Tempelhalle, sehe die mit Inbrunst zur Anbetung fortgerissene Eusebia, so möchte sie indessen genannt werden, im unterbrochenen Opferfeste zu Lystra **) und vor Allem die Einheit der Alles durchdringenden Haupthandlung, dafs man das Verblichene und Mangelhafte der Färbung, welche besonders in den Gemälden sichtbar wird, gern übersieht und sich in dem Vorhandenen doch nie satt sehen kann. Denn wo vermöchten auch die befsten Dorignys nur ein Hunderttheilchen der deutlichen Ansicht zu gewähren, die aus unseren den Cartons treu nachcopirten Teppichen selbst hervorgeht! Zwei unter den unseren sind vorzüglich, selbst in den Farben erhalten, das Opfer zu Lystra und die Heilung des Lahmen in der Tempelhalle. Freilich kann die Pracht der metallischen Fäden, womit z. B. die spiralförmig gewundenen Säulen der Tempelhalle von Jerusalem, welche auf eine so sonderbare Weise hervortreten und die ganze Scene der Heiligung in drei Abtheilungen zerschneiden, in ihrem Laubwerk und ihren Verzierungen auf den römischen Originalteppichen geschmückt sind ***),

*) Ueber diese Episoden verdient vorzüglich Fernow nachgelesen zu werden in den Römischen Studien III, 194 ff. Viele wollten es dem Rafael nachthun, machten aber, wie die Griechen es nannten, das πάρεργον zum ἔργον. Bei Rafael steht Alles in der natürlichsten Verbindung, man denkt, es müsse so sein.

**) Das ist eine wahre θεοφορουμένη. Statt die flachen Hände betend emporzuhalten (der des Alterthums kundige Meister kannte die manus supinas, die χειρῶν ὑπτιάσματα vollkommen), hält die Begeisterte sie vorwärts. Ich weifs wohl, dafs sogar Quatremère in seiner Erklärung, Vie de Rafael p. 310., diese Figur für einen Jüngling erklärt, der mit vorgestreckter Hand das Opfer hindern wolle. Allein wie käme dieser hier in diese Gruppe?

***) Quatremère sagt da, wo er von der bewundernswürdigen Wirkung dieser so gewaltig hervortretenden Colonnade spricht (p. 317.), ausdrücklich: Il est dû à l'étonnante richesse de ces colonnes torses cannelées et ornées des rinceaux dorés, dont l'art de la tapissonne a produit la richesse et l'éclat avec une étonnante vérité. Kenner wissen, dafs Rafael, dessen Phantasie alle damals in Rom befindlichen Alterthümer stets vorschwebten, bei der Entwerfung des Cartons zu dieser Scene eine noch jetzt am Hochaltare in der Peterskirche befindliche Säule der Art mit allen ihren Weinranken und Genienspielen vor Augen hatte. Die gemeine Sage

hier nicht zum Vorschein kommen. Aber selbst diese Reliefs auf den Säulenschäften treten auch hier mit so vieler Deutlichkeit hervor, dafs man kaum etwas Ausgeführteres, Glänzenderes wünschen mag.

Aber ein anderer Wunsch liegt zu nahe, um hier nicht eine, wenn auch nur leise tönende Zunge zu bekommen. Es ist auffallend, diesen für uns hier einzigen Schatz des höchsten Rafaelischen Kunstvermögens in den fast lichtlosen inneren Räumen des japanischen Palais, wohin sie nach ihrer Wiedergeburt aus Wust und Schmuz nur einstweilen eingestellt wurden, bis ein würdiger Platz für sie gefunden wäre, zu sehen, wo diese auf eine angemessene Höhe und Ferne berechneten Kunstgewebe auf dem Fufsboden stehend, eher mit den Händen betastet als mit den Augen aus dem erforderlichen Standpuncte erfafst werden können. Auch ist es unmöglich, dafs von Zöglingen unserer jetzt unter den tüchtigsten Professoren so kräftig erblühenden Kunstakademie in diesem Locale nach ihnen Studien gemacht werden können, was doch unter den Augen wackerer Meister als eine Belohnung der Ausgezeichneten eine eigene Uebungsstufe bilden könnte. Mit geringen Kosten würde einer der jetzt kaum gebrauchten leeren oberen Zwingersäle für die Aufstellung, wie sie sein sollte, für das gewissenhafteste Studium, wonach sich Viele sehnen, für die Beschauung der Einheimischen und Fremden, die bis jetzt aus Unwissenheit und Unmuth fast ganz unterblieb, gewonnen werden können. Möge dieser aus reinem Eifer und mit gebührender Bescheidenheit ausgesprochene Wunsch da, wo allein geholfen werden kann, in einige Erwägung gezogen werden können!

---

läfst sie den Kaiser Titus mit aus Jerusalem bringen. Allein dann wären wenigstens keine rein menschlichen Figuren daran angebracht gewesen. Die Cheruben waren orientalische Thierhieroglyphen.

Anhang zum dritten Bande.

Antiquarische Analecten.

Dritte Sammlung.

85.

Unter den Alterthumsforschern ist längst die Ueberzeugung begründet, dafs bei den Bewohnern Italiens, selbst da, wo die Körper beerdigt wurden, an ein Geldstück unter der Zunge oder im Munde der Leiche nie zu denken gewesen. Das bekannte Wort Juvenal's: furor est post omnia naulum perdere, ist Anwendung eines griechischen Sprüchwortes. Der fleifsigste Sammler Meursius, de funeribus c. 5. vermag keine Stelle aus einem römischen Schriftsteller zum Beweis aufzustellen. Vergl. Hemsterhuys zu Lucian T. I, p. 422.

v. d. Recke, Tagebuch IV, S. 182.

86.

Die schaukelnde Bewegung, wozu sich in Kinderspielen und Bewegungen mancherlei Art von Jugend auf ein eigener Hang in uns äufsert, wurde bei den Römern durch Sänften, Tragestühle und Wagen zu einem eigenen Luxus der Diät erhoben, der die gestatio hiefs und nach Mafsgabe der verschiedenen Motionsstühle mancherlei Modificationen erlitt, die J. Lipsius in seinen Electis am gelehrtesten ausgeführt hat. Die Sache gehörte so wesentlich zur Tagesordnung des reichen Römers (die Nacht zum Tage zu machen war selbst in den üppigsten Zeiten unerhört), dafs in ihren Villen die Alleen und Bequemlichkeiten dazu besondere Aufgaben für die Architectur der Landhäuser wurden. Was nun schon lange in den Motionsstühlen und Sänften geübt worden war, trug Asklepiades auf hängende Betten und Hängematten über, die (wie wir aus Celsus sehen, II. 15. p. 100. ed. Haller) blos eine Art geringerer Schaukelbewegung für solche Personen machten, die sich der stärkeren Gestation nicht bedienen konnten. Eine noch einfachere Art war es,

wenn man den einen Fuſs des Bettes höher als die andern drei stellte und so dieſs auf drei Füſsen schwebende Bett hin und her schaukelte. Um die Genüsse des Schaukelns mit denen des Bades zu vermählen, empfahl Asklepiades die von einem andern Römer, seinem Zeitgenossen, dem Sergius Orala (s. Hardouin zu Plin. IX, 79.) erfundenen Hängebäder (balneas pensiles), wo die Badewanne in der Schwebe hing. Denn so, nicht vom Tropf- oder Douchebad, wie es nach Gumpert auch Sprengel erklärt (Geschichte der Medicin, Th. II, S. 23. 2te A.) muſs die Stelle des Plinius XXV. 3.: pensili balnearum usu ad infinitum blandiebatur, erklärt werden, und so hat sie auch schon Bianchini, medicina d'Asclepiade, Discorso III. §. 9. erklärt.

Journal des Luxus und der Moden, 1804. S. 85.

87.

Die phrygische Mütze des Paris in den alten Kunstwerken bleibt immer ein Abzeichen eines barbarischen Weichlinges. Mercur und Ulysses tragen nur als Reisende einen Petasus, einen Reisehut. Dafür hatte das mit reizenden Formen so innig vertraute Alterthum seine Blumenkränze und Zweiggewinde um den Kopf gewisser Götter und Helden, von denen unsere Kunst, die in der Natur kein Original mehr dazu findet, oft eine so verkehrte Anwendung macht.

Journal des Luxus und der Moden, 1795, S. 404.

88.

Eine vollkommen phrygische Haube oder Tiara muſs eigentlich vier herabhängende Laschen (redimicula) haben. Zwei breitere hängen hinten herab auf Nacken und Schultern. Zwei andere schmälere werden unter dem Kinn geknüpft. Die französischen Modistinnen würden sie also in ihrer Kunstsprache bridons nennen. Wenn diese vorderen Laschen nicht zugebunden sind, sondern lässig herabhängen, so bezeichnet dieſs, wie schon Meyer in den Propyläen Th. IV. S. 140. bemerkt, oft Trauer. Denn in der Trauer ist im Begriff des classischen Alterthums Alles aufgelöset. Oft sind indeſs diese zwei Bänder hinaufgeschlagen und oben über der Mütze zusammengeknüpft, wie an dem sogenannten Florentiner Paris oder richtiger puer Mithriacus und auf einem herrlichen Pariskopf in Caylus, Recueil T. III. tab. 31. mit Caylus's Bemerkung. Sehr fein bemerkt Visconti im Museo Pio-Clement. Tit. II. p. 71, daſs dieſs vom Künstler blos darum geschah, per meglio scoprire il bellissimo collo, wobei allerdings die schon oft gemachte Bemerkung eines französischen Schönheitsrichters sich in Erinnerung bringt, daſs nur eine Dame mit einem dicken oder weniger schönen Halse in die auch jetzt noch so gewöhnlichen Unterbindungen zuerst willigen konnte. Den Alten wohnte hierüber ein weit feinerer Sinn

bei. Euripides nennt in seinem Cyclops V. 183. diese noch immer sehr zarte Halsunterbindung der phrygischen Haube spöttisch einen Halsblock. Was würde er zu den wulstigen Halsquelen unserer Incroyables in den letzten Jahren gesagt haben?

Zeitung f. d. elegante Welt, 1808, No. 8.

89.

Das griechische Wort peplos heifst schon seiner Ableitung nach (so viel als περίπελος, Lennep's Etym. p. 757) eine Hülle, und diese Bedeutung behält es stets, auch in seinen mannichfaltigen Schattirungen, selbst bei'm Euripides, der es fast bis zur Ungebühr häuft, es mag nun ein angezogenes Gewand oder eine übergeworfene Verhüllung (ἐπίβλημα, Pollux VII. 50., welche Stelle Stuart, Antiquities of Athens T. II. p. 8. ganz falsch versteht) bezeichnen. Nun wird das Wort freilich oft auch von gestickten Teppichen gebraucht, besonders von solchen, wodurch geheime, dem profanen Auge zu entziehende Heiligthümer, Bildwerke u. s. w. eingehüllt wurden, und so heifst es auch Umhang, Vorhang. Diese Bedeutung hat der belesene Spanheim in seinen Anmerkungen zu Julius Cäsar S. 459 folgd. und in den Comprobat. notarum p. 125. mit einer Wolke von Beispielen bewiesen, vergl. Gefsner zu Orpheus Argon. 310. Allein an blose Himmelteppiche (awnings, wie es Stuart nennt), d. h. an ein bloses Dach von Teppichen, ist nirgends zu denken. Umhüllung ist selbst in der Stelle des Euripides, Ion 1143., wodurch Stuart besonders irre geleitet wurde, noch die einzige wahre Bedeutung. Jene Himmelteppiche, die gewifs erst später in den Theatern Sitte wurden, nennt der Grieche παραπετάσματα. Bei den peplis aber denkt er immer an Vorhänge oder Umhänge, καταπετάσματα. Diefs lehrt unter Anderm die berühmte Stelle in Clemens Alexandr., Paedag. III. 2. p. 216. C. Sylb. von den ägyptischen Tempelverhüllungen und Teppichvorhängen, hinter welchen sich ein fratzenhaftes Götzenbild befindet, ganz unwidersprechlich. Also erlaubt schon das Wort peplus selbst keinesweges jene Stuart-Chandler'sche Erklärung. Unbegreiflich aber bleibt es, wie Hirt nun auch noch aus Pausanias beweisen will, dafs im Jupitertempel zu Olympia und im Dianentempel zu Ephesus die senkrecht herabhängenden Vorhänge solche horizontale Himmelteppiche gewesen wären. Es ist unmöglich, dafs er die Stelle im Pausanias V. 12. p. 41. Fac. selbst nachgelesen haben kann. Auch hat schon Völkel als wahrer Philolog, über den Tempel und die Statue des Jupiter S. 50 und 235 f. das ganz Unstatthafte dieser Stuart_schen Hypothese zur genügendsten Evidenz dargethan. Der Peplus, den die Athenerinnen stickten, könnte also wohl auch ein Vorhang vor der Bildsäule gewesen sein, aber nimmermehr war es ein Teppich über die offene innere Halle des Tempels. Ich hoffe indefs, an einer schicklichern Stelle durch Vergleichung anderer Peplus - Stickereien für Götter (z.

B. beim Diodor IV. 14. p. 260. Wess. V. 3. p. 332.) es höchst wahrscheinlich machen zu können, daſs der Peplus wirklich zum Gewand der Göttin diente und daſs also die Bordure an der Dresdener Minerva allerdings zur Erläuterung jenes Peplus dienen könne.

Der Freimüthige, 1806, No. 196.

90.

— Die griechischen Machthaber trugen allerdings Purpurmäntel, und zwar war dieſs ein so feststehendes, unwandelbares System, daſs da, wo ein griechischer Machthaber (Tyrann im altgriechischen Sinne) bezeichnet werden sollte, man ihn den Purpurträger nannte. Wäre dieſs nicht schon Jedem aus der Passionsgeschichte bekannt, so müſste es Horaz beweisen, der den griechischen Herrschern kein bezeichnenderes Beiwort zu geben vermag, als daſs er sie Bepurpurte nennt (purpureos tyrannos, Od. I. 36, 12.). Auch darf man wohl bei jedem Gebildeten voraussetzen, daſs er den Lucian wenigstens in Wieland's Uebersetzung gelesen und also auch daraus gelernt hat, daſs, wenn er einen griechischen Häuptling oder König schildert, er immer sagt: der Mensch im Purpurmantel *). Natürlich durfte also auch dieses charakteristische Abzeichen den Acteurs auf der griechischen Bühne nicht fehlen, wenn Tyrannen vorzustellen waren. Dieſs bezeugt ausdrücklich der gelehrte Pollux in dem Abschnitte, worin er die ganze alte Theatergarderobe durchgeht **) und welcher wegen der vielfachen Anwendung auf unsere heutigen Theaterbedürfnisse wohl noch für alle Theatercostumiers eine eigene maulrechte Zubereitung verdiente. Daraus wäre denn auch zu lernen, 1) daſs auch alle Hauptleute und Vertraute des Herrscherlings purpurne Obergewänder trugen (in welchem Falle wohl die Herrscher selbst noch durch Goldstickerei in ihrem Purpurgewande sich von der Umgebung hervorhoben). Daher der bei den Römern besonders gewöhnliche Ausdruck zur Bezeichnung der ersten Minister und Hofstellen, Purpurealträger (purpurati), welches Wort die neuere Latinität lächerlich genug, auf unsere heutigen Minister und geheimen Räthe, für welche der alte classische Ausdruck nur Freunde (amicos) kennt, übergetragen hat. 2) Auch lie Prinzessinnen hatten auf der Bühne ei-

---

*) ὁ τὴν πορφυρίδα ἐνδεδυκώς, in den Dial. Mort. IV. 4. p. 365. Vit. Auct. c. 12. p. 551. T. I. ed. Wess. und in vielen andern Stellen, wobei auch immer die schneeweiſse Kopfbinde vorkommt, das Diadema, ohne welche auch kein Tyrann gedacht werden kann.

**) Pollux IV, 116. Da heiſst dieses Gewand φοινικίς. Man vergl. IV. 118., wo über das Costume der Prinzessinnen Bericht erstattet wird. Sie haben einen συρτὸν πορφυροῦν.

nen langen purpurnen Schleppmantel und zeichneten sich dadurch vor ihrer weiblichen Bedienung aus. — —

Zeitung f. d. elegante Welt. 1824, No. 250.

91.

Es ist nicht schwer, den Stammbaum unserer modernen weiblichen Kleidung aus der Vermählung der ägyptisirenden Nonnentracht, in Absicht auf Hals- und Kopfverhüllung, mit dem nordischen Mieder und der Lendenschürze, woraus unsere Weiberröcke abstammen, genau zu führen. Aus der ägyptischen calantica entstand das Busen- und Halstuch (s. Andeutungen über die Archäologie S. 23), aus dem nordischen Mieder das Corset, und aus der ledernen Lendenschürze (gonna, gonella, s. Menage, Origini della lingua Italiana p. 264), die Jaupe, Juppe, der Weiberrock (jupon). Vergl. Herder's Werke, zur Literatur und Kunst VII. 207).

Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva, 1814, S. 45.

92.

Nichts kommt häufiger in alten Sculpturen und auf Vasengemälden vor als die der Länge nach aufgeschlitzten, aber mit Spangen oder Knöpfchen (bottoncini nennen es die italienischen Antiquarier) wieder zusammengefaſsten Oberärmel der Tunica. Es liegt in der Natur dieser Tracht, daſs so geschlitzte Aermel auf's Engste anliegen*). Denn die Tracht selbst sollte ja eben die runde Schönheit des Oberarmes, die in ihrer üppigen Fülle selbst das engumfassende Gewand gesprengt habe, bildlich andeuten.

Erklärung der Kupfer im Taschenbuch Minerva, 1820, S. 42.

93.

Die Kunst der Alten, die einfachsten Obergewänder mit dem zartesten Gefühl für Anmuth und Schicklichkeit in dem mannichfaltigsten Wurf umzunehmen, verdient etwas mehr Beachtung. Die Griechen hatten ein eigenes Wort für diese von uns so wenig gekannte und nicht einmal bei den Phantasiekleidungen des Theaters angebrachte Fertigkeit.

---

*) Man sehe z. B. die Libera auf einer griechischen Vase in Millin's Peintures T. II. pl. 25. p. 39. So ein Gewand heiſst bei'm Pollux Schistos. Die Muse kam oft so gekleidet vor. S. Visconti zu Pio-Clementino T. II, p. 18. Schon Philippus Rubenius und Gisbert Cuper zur Apotheose Homer's p. 143 f. haben die Sache zur Genüge erläutert.

Sie nannten sie εὐσχημοσύνη. Bei der römischen Toga war jede Falte gleichsam in eine eigene Theorie gebracht, wovon wir bei'm Quintilian da, wo er dem Redner Unterricht über die rechte Haltung der Toga ertheilt, noch sehr lehrreiche Spuren finden. Dafür hielten sie auch alle fest anliegenden, die Füſse und Arme zusammenschnürenden Kleidungen, die braccas, die tunicas manuleatas u. s. w. für Abzeichen barbarischer Weichlichkeit und Geschmacklosigkeit. An den Säulen des Trajan und Antoninus erkennt man an der Kleidung, wie wir sie jetzt noch tragen, sogleich die Barbaren.

Journal des Luxus und der Mode, 1795, S. 83.

94.

Man hatte im Alterthume die kunstvollen Bewegungen der Arme und Hände in eigene Kunsttheorieen gebracht *).

Entwickelung des Ifflandischen Spieles, S. 273.

95.

Was wohl die Herren, die so gern durch antiquarisches Gaukelspiel den Unwissenden Staub in die Augen streuen möchten (die Neufranken) unter der Tuba curva der Griechen für ein Instrument verstehen? Die gelehrten Erklärer des griechischen Lexikographen Pollux IV. 85. wissen sich bei der dort erwähnten krummen Trompete nicht zu helfen. Passeri, de musica Etruscorum in seinen Picturis Etruscorum T. II. p. LXXIX. verwechselt gar die Sambuca oder das Hackebret damit. Selbst Bianchini in seinem gelehrten Werke über die drei Gattungen der Instrumente der Alten kommt nicht auf's Reine damit. Wahrscheinlich meinen diese neumodischen Trompetenerwecker etwas, das dem Lituus der Römer ähnlich ist und von einer geraden Röhre in eine gebogene Krümmung ausläuft. S. die Figuren in Lenz, Costume der Völker des Alterthums. S. 390, Leipz. Ausg. — Was die vier Stunden weit schallende Posaune der Ebräer anlangt, so möchte sich diese echt französische Hyperbel wohl auf ein ganz gewöhnliches Horn reduciren lassen, das nach des Vaters Calmet gelehrter Dissertation

*) Bekanntlich bestand die ganze mimische Tanzkunst der Alten in den gesprächigen Händen, wovon die Portebras (mollia brachia, wie sie Ovid nennt) die Grundlage waren. Das nannten sie dann durch die Tanzkunst reden, λέγειν κατὰ τὴν ὄρχησιν, bei'm Athenäus XIV. p. 628. f. mit Casaubonus's Anmerkung p. 900. Vergl. die Collectaneen im Meursius, de Orchestra sive χειρονομία und Valckenaer zum Herodot p. 498, 8. Cahusac's magere Compilation aus dem Burette und Du Bos verdient kaum einer Erwähnung.

sur la milice des anciens Hébreux T. II. p. 527. höchstens eine Stunde weit bei'm Angriffe und Rückzuge gehört werden konnte, wie es die ägyptischen Mönche noch jetzt blasen, um die Stunden des Gebets damit anzuzeigen. Selbst die in diesem Stücke so freigebigen Rabbiner haben sich zu einer solchen Hyperbel nicht verstiegen, wie ich aus Reinhard's fleifsiger Sammlung, Organophylacium musicum codicis Hebraici, ersehe. Das einzige alte Monument, wo meines Wissens jüdische Trompeten abgebildet sind, ist der Triumphbogen des Titus, und hier sind, wie Jedermann aus Reland oder einer andern Abbildung sehen kann, zwei ganz gewöhnliche Tubä. Woher nahmen also die Herren Neufranken ihre Weisheit? — Schade, dafs sich keiner von ihnen des ungeheueren Wunderinstruments erinnerte, das in dem Wachhause des wiederauflebenden Pompeji ausgegraben wurde. Es besteht aus sieben kleineren Röhren, die in einem einzigen grofsen Trompetenlauf befestigt sind, und wahrscheinlich alle zugleich durch ein Mundstück geblasen wurden. Burney, der es in seinem General history of Music. p. 522. unter Allen, die von den Herculanischen Alterthümern handeln, allein beschrieben und abgebildet hat, scheint keine geringe Vorstellung von der gewaltigen Wirkung dieses sonderbaren Instruments gehabt zu haben. Mit welchem Bombast würde also der Bürger Sarette diesen Fund seinen Zuhörern ankündigen und zu nichts Geringerem als zu einer Ziskatrommel gegen die Sclaven und Tyrannen umschaffen.

Journal des Luxus und der Moden, 1794, S. 69.

96.

Wir haben uns von der Existenz der Thränenfläschchen in alten Gräbern noch immer nicht überzeugen können, und sehen, dafs der Canonicus Jorio in Neapel in seiner neuesten Schrift, Arte di rinvenire e frugare i sepolcri, auch nicht daran glaubt. Die Stellen der Dichter, die D. Emele aufruft, beweisen nur das Anfeuchten der Asche durch Thränen. Erst die neueren Sprachen haben ein lacrimatorio, lacrimatoir, ausgeprägt. Nirgend kennt eine alte Sprache ein solches Thränenkrüglein, nirgend wird der gar zu sentimentalen Sitte, Fläschchen unter die Augen zu halten und Thränen einträufeln zu lassen, irgend Erwähnung gethan, und doch müfste sie, wenn Emele in seiner Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in Rheinhessen versichert (S. 15), dafs er allein im Castel an 4000 Thränenfläschchen wieder einscharren liefs, so gewöhnlich gewesen sein, dafs wir doch wenigstens eine bestimmte Nachricht darüber irgendwo bei den Alten finden sollten. Quednow's (Beschreib. der Alterth. von Trier) Nachricht, dafs sich bei den Hospitalitern in Clermont ein Relief mit Inferiis befunden habe, worauf Trauernde gebildet gewesen, die sich kleine Urnen unter die Augen hielten, würde selbst dann, wenn sich ein solches Denkmal wirklich fände und abgebildet vor uns stände, der Kritik noch blos stehen. Und doch wagen wir, nach allen diesen Zweifeln, nicht, zu behaupten,

der Gebrauch könne gar nicht stattgehabt haben. Ein altgewordener Antiquar hat zu oft Reuekauf bezahlt wegen solcher absprechenden, nur der Jugend verzeihlichen Behauptungen, So konnten wir uns noch vor Kurzem in einer Kritik des Modeanzugs unserer Frauen nicht überzeugen, daſs bei den Alten die Kämme zum Schmuck gebraucht worden wären. Indeſs finden wir bei Emele Taf. XIII., mehrere elfenbeinerne Kämme mit zierlichen Futteralen abgebildet, wobei jedoch noch immer die Bemerkung gilt, daſs sich die Frauen des Alterthums wohl schwerlich je des Kammes zum Haarputz und Festhalten der Flechten bedient haben würden, da sie sich dazu der Nest- oder Haarnadel (acus discriminalis) mit den zierlichsten Formen bedienten, wovon selbst in demselben Werke (Taf. XIII.) mehrere abgebildet erscheinen. An Scheeren ist auch ein Ueberfluſs da (siehe §. 28). Nur können wir uns davon nicht überzeugen, daſs das, was die mittelste Parze auf dem neuerlich von Pastor Schinke publicirten Parzenrelief, im Besitze des Staatsministers von Humboldt, hält, die Scheere der Atropos sei. Diese Vorstellung mit dem Abschneiden des Lebensfadens ermangelt alles Beweises im Alterthum. Prof. Rauch, dem wir den lithographirten Abdruck dieses Reliefs verdanken, lieſs darum dieses Instrument in der Gröſse des Originals unter das Bildwerk zeichnen, und da zeigt sich zwischen den zwei vermeintlichen Klingen ein Täfelchen, das mit denselben festgehalten wird, offenbar zur Bezeichnung des Horoskops auf der Kugel der dritten Schicksalsgöttin oder zu einem ähnlichen Zweck bestimmt.

Artistisches Notizenblatt, 1826, No. 11.

97.

Wir finden auf alten Pasten und Intaglios eine auſserordentliche Menge sonderbarer Thiersymplegmen, die man nach einer völlig miſsverstandenen Stelle des Plinius XXXV, 10. Grillos zu nennen gewohnt ist (s. Winckelmann, Cabinet de Stosch p. 130. u. Gori zum Museum Florentinum, T. I. p. 140); denn der Antiphilus, von welchem Plinius spricht, malte Caricaturen. Diese Thierschimären haben mit den Caricaturen nicht das Geringste gemein und müssen vielmehr aus dem phantastischen Geschmacke des früheren Orients abgeleitet werden, der gewisse moralische Eigenschaften des Menschen, oder auch ein Attribut der Gottheit, durch ein Thieraggregat, wo die ganze Figur, aus einem Haufen von Thieren gebildet, selbst wieder ein Thier vorstellt, zu versinnbilden pflegte. Da dergleichen Wunderbilder auch auf Teppiche gewirkt und sonst vielfältig in Stein und Metall eingegraben wurden, so entstand hieraus, mit Blumen und Pflanzen verkettet, die älteste Thierarabeske. Die älteste Abbildung der Ephesischen groſsen Mutter oder Diana ist nichts Anderes als ein solches Thieraggregat gewesen. Der ganze Orient war voll Dämonologie und Glauben an Dihven, gute und böse Genien; dieser, mit der Astrologie zusammengeschmolzen, gab die Talismane und astrologischen Anhängsel, und auf ihnen fanden sich nun auch solche Thier-

compositionen und Schimären mit einer mystischen Bedeutung. Im griechischen Aegypten und zu Alexandrien flofs aller Verstand und Unsinn der alten Welt in den letzten zwei Jahrhunderten vor Christi Geburt zusammen. Dort bildeten sich nun auch die gnostischen und astrologischen Räthsel und Verzauberungen immer mehr aus. Die alte ägyptische Hieroglyphe, wozu schon damals der Schlüssel verloren war, half treulich neue Ungeheuer schmieden. So entstanden die sogenannten Abraxas oder Zauberringe, die von den Basilidianern und anderen christlichen Gnostikern des zweiten und dritten Jahrhunderts auch christianisirt wurden. Man hat ihnen aber zu viel Ehre angethan, wenn man sie blos als Aftergeburten christlicher Schwärmereien ansah, wie nach Macarius und Chiflet auch der gelehrte Jablonski that. Diesen Fehlgriff hat Beausobre trefflich berichtigt. Man sehe die Geschichte dieser Zauberamulete bei Mosheim, Commentar. de rebus Christianorum ante Constant. Magnum pag. 340—350. Passeri, Caylus und andere Alterthumsforscher haben gleichfalls schon begriffen, dafs diesen weit frühere Orientalisme zum Grunde liegen. Wie reich die Museen an solchen Zaubersteinen sind, ist bekannt. Auch in Kassel befindet sich eine grofse Zahl derselben. Aber schon Raspe zu Tassie's Catalogue p. 38. sagt mit Recht, dafs man sie viel zu sehr verachtet habe, da doch viel daraus zu lernen sei. Nur hätte er auch die Art von Figuren, die man Gryllos zu nennen gewohnt ist, nicht in eine eigene Abtheilung seiner Fabelthiere, im Tassie'schen Verzeichnifs von Nr. 13431. bis 13587., sondern unter die Amulete bringen sollen. So ist z. B. bei Maffei, Gemme antiche figurate P. II. Nr. 20 , die Bird-chimera, wie er sie nennt, durch drei Hauptbestandtheile, den Hahn, den Widder und die Maske, ein unbezweifeltes Amulet. Der Hahn war im ganzen Alterthum seiner feurigen Natur wegen ein Symbol der Sonne, als des Princips des Lichtes und alles Guten. Daher gibt es in den ägyptischen Amuleten einen eigenen Genius mit dem Hahnenkopf. S. bei Montfaucon, Antiquité expliq. T. II. P. II. p. 144., und die Bemerkungen des Passeri, de gemmis Basilidianis in Gori's Gemmis stelliferis T. II. p. 232. Der Widder ist das Zeichen der Fruchtbarkeit. Darum steht das Füllhorn auf seinem Kopfe. Die Silenusmaske vorn auf der Brust des Hahnes ist ein sogenanntes Oscillum oder eine Zauberlarve, die man, zur Abwehrung böser Geister und zur Beförderung der Fruchtbarkeit an Bäumen, Hausthüren, Schilden u. s. w. als Amulet aufhing. S. Eckhel, Choix de pierres gravées du Cab. Imp. p. 38. und zu Virgil's Georgika II, 385. Der Widder hält den Hasen bei'm Schwanze, und der Hahn tritt auf den Delphin. Der Hase steht hier als Repräsentant der Landthiere, der Delphin als Stellvertreter der Seethiere. Also heifst die ganze Allegorie: Sonnenschein, Fruchtbarkeit und Schutz gegen alles Böse sei dir, der du den Siegelring als Amulet trägst, zu Wasser und zu Lande gewährt.

Journal des Luxus und der Moden, 1804. S. 7 ff.

98.

Das bildende Alterthum war unerschöpflich in Abbildungen von allerlei Reiterübungen der Liebesgötter. So finden wir sie auf Teppiche gestickt im Roman des Xenophon Ephesius p. 14. 4. mit des Hrn. v. Locella Anmerkungen S. 155. Allein, was vorzüglich merkwürdig ist, sind einige geschnittene Jaspis in der Stoschischen Sammlung, wo ein Amor von zwei Hähnen gezogen wird. S. Winckelmann's Descript. du Cabin. de Stosch. CI, CII, n. 639 — 641. Wer den Boccaccio gelesen hat, wird nicht erst fragen, warum man die Amorinos so gern zu Hähnen gesellte. Dahin gehören die zierlichen Vorstellungen auf geschnittenen Steinen, wo ein oder mehrere Liebesgötter die Kampfrichter bei Hahnengefechten sind, den siegreichen Hahn liebkosen und schützen, ihm die Palme reichen u. s. w. S. Lippert's Dactyliothek 1 Taus. n. 818. 819., besonders aber Tassie's Catalogue n. 6952 — 6959. p. 405 f. und Maffei, Gemmae antiqu. figur. P. II. p. 228 ff.

Journal des Luxus und der Moden, 1798. S. 1.

99.

Der Hahn wurde vom ganzen Alterthume der Trompeter des Morgens genannt, und war daher auch oft das Sinnbild eines Trompeters. S. Lucian's Hahn in Wieland's Uebersetzung Th. I. S. 104. Daher heifst es bei'm Petron c. 74. p. 365. vom Hahnenschrei buccinus signum dedit. Ohne Zweifel bezieht sich hierauf eine Gemme im Mus. Florentin. T. II. tab. CXII, 4., wo ein Hahn in der Biegung der Trompete sitzt; ohne Zweifel das Siegel eines Trompeters. Gori führt S. 147. eine Gemme aus dem Museum des Senators Bonarotti an, wo die Nachteule auf einem Horne bläs't, der Hahn gegenüber kräht, ein Kranich die Flöte dazu bläs't und ein Schwan den Tact darin schlägt.

Journal des Luxus und der Moden, 1798. S. 9 f.

100.

Kenner der alten Münzkunde wissen, dafs die drei aneinander gefügten Schenkel nicht nur auf Münzen von Sicilien, von Velia und Metapontum in Unteritalien, sondern auch, was allerdings weit auffallender ist, auf Städtemünzen von Cilicien, Pisidien und Pamphylien in Kleinasien angetroffen werden. Gerade dieser Umstand dürfte den wahren Aufschlufs dieser seltsamen Figur geben, die doch dadurch, dafs man unter den drei Schenkeln drei Vorgebirge versteht, nicht ganz zur Genüge erläutert wird. Sollte nicht diese Figur sich eigentlich auf den Gigantensturz beziehen, wobei die riesenförmigen Ungeheuer unter Inseln und Vorgebirge zu liegen kommen, wie z. B. Enceladus unter Sicilien, Typhoeus unter Cilicien? Auch im unteren Italien gab es Phlegräische

Gefilde und Trümmer des alten Riesenkampfes. Hier wäre also wirklich ein Vergleichungspunkt für alle die Gegenden, wo dieses Zeichen gebraucht wurde, und zugleich die ursprüngliche Ableitung desselben gefunden. Wenn aber von Münzkennern auch noch bemerkt wird, dafs in der Mitte dieses Zeichens zuweilen auch noch ein Medusenkopf und an dem Fufse jedes Schenkels ein Flügel gefunden werde, und wenn diefs als ein schwer zu entzifferndes Räthsel angesehen wird (Eckhel, D. N. V. I. p. 184.), so dürfte die Bemerkung, dafs der Medusenkopf in der Mitte eines Schildes oft als ein Talisman oder Amulet galt (Eckhel, Choix de pierres gravées p. 62.) und Flügel Winde bedeuten, die gerade an jenen sicilischen Vorgebirgen so heftig anstürmen, auch dieser Schwierigkeit am leichtesten begegnen.

Erklärung der Kupfer zum Taschenbuche Minerva, 1814. S. 29.

101.

Noch ist die Geschichte des Greifes, dieses aus Oberasien abstammenden orientalischen Fabelthiers, nicht hinlänglich untersucht. Gute Collectaneen gibt Spanheim, de Praest. et Us. Num. V. p. 270. So viel ist gewifs, dafs es als Sinnbild der Wachsamkeit (pertinax ferarum genus, qui aurum mire custodiunt, nennt es Mela) schon vom Phidias auf den Helm seiner Minerva im Pantheon und von da auf andere Helme der Helden gesetzt worden ist. S. Eckhel, Choix de pierres gravées p. 45. Daher steht es immer dem Apollo auf den Münzen der Trojer, Abderiten u. s. w. zur Seite. S. Eckhel, Doctrina num. vet. T. I. 356, und an mehreren Orten.

Journal des Luxus und der Moden, 1796, Mai. S. 242.

102.

Man mufs sich erinnern, dafs ein grofser Theil dessen, was wir Freundschaft nennen, den Alten schon in dem Worte Fides, Loyauté, liegt, und diese hatte ihre Altäre. Denn an den Jupiter mit dem Beinamen der Freundschaftliche möchte ich schon darum nicht denken, weil aus der Hauptstelle im Pausanias VIII. 31., wo seine Bildsäule, die Polycletus zu Megalopolis gemacht hatte, beschrieben wird, deutlich hervorgeht, dafs diefs nur ein travestirter Bacchus war. Bei dem Symposion waren die Männerfreundschaften der alten Griechen gestiftet. Man vergesse hierbei nur nicht, den Umstand in Anschlag zu bringen, dafs in jenen Freistaaten, von deren Mythologie und Götterdienst doch hier allein die Rede sein kann, die Politik fast Alles verschlang, und dafs also nur die pragmatische Freundschaft, wie sie Reinhard in seiner Moral nennt, mit Parteigeist mehr oder weniger versetzt, dort galt. Darum war auch die Casuistik jener alten Freundschaften, wie wir sie z. B. aus Gellius, N. A. I. 3. kennen, gar nicht so streng, wie

die neueren Moralisten sie fordern. Die sogenannten heroischen Freundschaften, welchen Lucian in seinem Toxaris ein so schönes Denkmal gestiftet hat, fanden auch im Alterthume gewöhnlich nur in frühen, halbbarbarischen Zeiten oder in einer durch Despotismus herabgewürdigten Welt statt. So möchte also das so oft mifsverstandene Wort des Aristoteles: Freunde, Niemand ist Freund! (bei'm Diogenes von Laerte V. 12.), damals wohl einen sehr tiefen Sinn gehabt haben. Die zarteste Freundschaft ist eine Frucht nicht der Romantik, sondern des Christenthums, was auch Shaftesbury, Characteristics T. I. p. 81. dagegen einzuwenden habe.

v. d. Recke, Tagebuch IV. S. 40.

103.

Von Afrika her und durch die Phönicier erhielt Sardinien seine Mouflone (musmones) und seine ersten Colonisten, und was so fremdartig und sogar den Südseeinsulanern Aehnliches da erscheint, läfst sich in Denkmälern und Sitten aus der Karthagischen oder phönicischen Periode erklären. Hätte der vormalige Wittenbergische Professor J. G. Berger seine Idee ausführen und seinem noch immer sehr brauchbaren Eclogarium Corsicum auch ein sardiniense beifügen können, so würden wir über die sardische Urwelt Manches befriedigender wissen. Sehr richtig bemerkte Vargas, dafs man unter den sardischen Alterthümern höchst auffallende und von Allem, was sonst in diesen Küsten- und Inselgegenden gefunden wurde, ganz abweichende Anticaglien gefunden habe, aus deren Betrachtung sich Manches für die Gebräuche der Urbewohner folgern liefse. Man erinnert sich z. B. der kleinen fratzenhaften Bronzen, welche sardinische Krieger vorstellen, da sie unstreitig aus Sardinien nach Rom gebracht wurden, von welchen Winckelmann in seiner Kunstgeschichte spricht, und die in der Ausgabe von Fea T. III. tav. XXII. abgebildet stehen. Vergl. Gori, Mus. Etrusc. T. I. tab. 104. Es leidet keinen Zweifel, dafs auf alten Campanischen Vasen, die man nicht mit den altgriechischen verwechseln mufs, diesen sehr ähnliche kriegerische Figuren vorkommen, die wohl auch an diese sardisch-phönicische Bewaffnungen erinnern. Wie sehr ist es zu beklagen, dafs die vier ausgesuchten Sammlungen von sardinischen Alterthümern, Bronzen, geschnittenen Steinen, Münzen u. s. w., die der unterrichtetste Topograph der Insel, der Sardinier Azuri in seiner Histoire géographique, politique et naturelle de la Sardaigne (Paris, 1803. 2 Vol.) Band I. S. 30 ff. anführt, auf eine so unverantwortliche Weise in Turin verschleudert wurden! Der auf Münzen und Inschriften vorkommende sardische Hercules oder Sardus pater (man s. Fil. a Torre, monumenta veteris Ant. c. I. und Eckhel, Doctr. N. Vet. T. I. p. 271.) ist nichts Anderes als der punische Handelsherr und Factor, der hier zuerst phönicisch-karthagische Niederlassungen ansiedelte.

v. d. Recke, Tagebuch III. S. 81.

104.

Unstreitig ging ein Hauptzweig der medicinischen Kräuterkunde von Heilmitteln gegen die Schlangenbisse aus, wie diefs noch jetzt in der Medicin der Indianer der Fall ist. Nicander's noch vorhandene Gedichte geben einen commentarium perpetuum dazu. Polyidus war ein Prophetenarzt (Schamane, μάντις) der griechischen Urwelt und bediente sich wahrscheinlich, wie viele Andere seiner Sippschaft, der im Oriente noch vorhandenen Schlangengaukelei zu seinen Wunderkuren. Als einen solchen Prophetenarzt hatte ihn besonders Sophokles in seinem Propheten geschildert, wie wir aus den noch vorhandenen Bruchstücken schliefsen können.

N. Teutscher Merkur, 1803. St. 6. S. 120.

105.

Die ganze Gegend um Gaeta längs der Küste hin trägt die deutlichsten Spuren von grofsen Höhlen und Erdspalten, die nur durch gewaltsame Erderschütterungen hervorgebracht werden konnten. Ein Neapolitaner, Rosetto, beschrieb diefs Alles schon in einem eigenen Wegweiser im 17ten Jahrhunderte, Breve descrizione delle cose piu notabili di Gaeta, wovon Antonio Bulifone zu Neapel 1690 eine neue Ausgabe veranstaltete. Sehr scharfsinnig leitet der gelehrte Strabo den alten Namen Caetta, woraus die fabelnden Römer ihre Cajeta mit der Ableitung von der Amme des Aeneas hervorriefen, von dem altdorischen oder lakonischen Worte Καιάδας ab, welches Erdschlucht, Erdfall, heifst. Man suche alles hierher Gehörige in du Theil's 24ster Anmerkung zur Géographie de Strabon, traduit du Grec en Français, Paris 1809, T. II. im Anhange p. 78 ff. Plinius III. 5, 9. bezeichnet ausdrücklich die Speluncas in dieser Gegend, von denen eine durch die Rettung Tilei's insbesondere berühmt wurde. Wahrscheinlich war das, was jetzt die in die Felsenspalte eingezwängte Kapelle del Crocifisso ist, schon in den Römerzeiten, wo dieses Gaeta einen Hafenplatz, keine eigentliche Stadt bildete, ein Gnadenort der rettenden Meergottheiten, der Tyche, Isis oder des Serapis, an dessen Stelle dann das Christenthum sein Kreuz mit allen dazu gehörigen frommen Wundersagen setzte, die Niemand treuer und ausführlicher erzählt hat als unser fleifsiger Keysler Th. I. S. 737 ff. der Schulzischen Ausgabe.

v. d. Recke, Tagebuch IV. S. 8.

106.

Das Gastrecht, wodurch in dem Krieg Aller gegen Alle, von dem doch alle Cultur ausgeht, zuerst der Gottesfrieden gegen das Faustrecht erschaffen, und das Wort hostis verbannt wird, hiefs bei den Griechen Xenia und hatte den obersten Friedensgott, den Zeus, zum Vor-

steher und Rächer. Das Gastgeschenk, welches bei'm Abschied gereicht wurde, hieſs Xenion (als Verkleinerungswort Xeniolon). In späteren Zeiten schränkte sich die Sache nur auf Küchengeschenke und Confituren ein. Endlich machte man blos Devisen daraus, dergleichen Martial 127 in lauter einzelnen Distichen im 13ten Buch seiner Sinngedichte für denselben Gebrauch dichtete, für welchen sich unsere Zuckerbäcker dergleichen von willfährigen Reimschmieden ausbitten. Endlich malte man sie auch auf kleine Tafeln, und so hieſsen auch die Küchen- und Thierstücke so wie das Stillleben Xenia. S. Philostrat's Gemäldegalerie I, 21. und viele Bilder der Art in den Pitture d'Ercolano, z. B. Tom. II, tav. 56—58.

Kind's Muse, Bd. 4. Heft 1. S. 87.

107.

In den meisten Museen, auch in unserem Dresdener Antiken-Museum, befinden sich verkohlte Fruchtkörner, vorgeblich alle aus dem wiederauflebenden Pompeji, und Martini hat in seinem so überschriebenen Buche bereits vor vierzig Jahren darüber Manches gesammelt, was aus neuen Ansichten und Reisebeschreibungen gar sehr vermehrt, vielleicht auch in Parallele mit den bekannten Phakiten und anderen versteinerten Hülsenfrüchten und Cerealien, wie man sich sonst einbildete, (unser geognostischer Saal im Dresdener Museum der Naturgeschichte liefert hierzu die herrlichsten Belege) gestellt werden könnten. Die Körner, welche ich der Güte des Directors Steinbüchel verdanke, würden nach dem Urtheile des Professors Reichenbach auf den ersten Blick für Körner der Zea Mais gehalten werden können, wenn der Anbau dieser Brotfrucht in jener Zeit und in jener Gegend einige Wahrscheinlichkeit hätte. Genauere Betrachtung schien aber das noch bemerkbare Hilum der Bohnen, das ihren Fruchtkeim umschlieſst, auſser Zweifel zu setzen.

Kind's Muse, Bd. 4. Heft 1. S. 91.

108.

— Die beträchtliche Gröſse und die Vollkommenheit des Intaglio (der vormals im Besitz eines Hrn. Macgowan war und in Tassie's Catalogue of gems n. 196. aufgeführt steht) gewährt ein recht deutliches Abbild des Ibis, der in den altägyptischen Priestersagen und Hieroglyphen eine so bedeutende Rolle spielt, und über dessen Vergötterungsgrund nach Allem, was Savigny und Cuvier in eigenen Monographieen und die ehemaligen Mitglieder des ägyptischen Instituts zur groſsen Description darüber geforscht und vermuthet haben, noch immer ein groſser Zwiespalt der Meinung herrscht, indem es unentschieden bleibt, ob er wegen seines heilsamen Appetits, womit er die Schlangen,

Frösche und Eidechsen verzehrt, oder wegen seines Instinkts, sich selbst mit Nilwasser zu klystiren, oder, was Savigny so wortreich darzuthun sucht, wegen des Zusammentreffens seiner Ankunft, Brutzeit und Rückkehr mit der Zu- und Abnahme der Nilüberschwemmung zu einem Götterboten und Diener des ägyptischen Hermes-Theut, der so oft mit dem Ibiskopf vorkommt (ἰβισκέφαλος), erhoben wurde. Schon längst verdankten wir Blumenbach eine der treuesten Abbildungen dieses echt antiquarischen Vogels im 9ten Hefte seiner Abbildungen naturhistorischer Gegenstände (Göttingen 1809) Tafel 86., woraus wir auch ersehen, daſs dieser in Niederägypten ganz verschwundene, selbst an den Gränzen Nubiens äuſserst seltene Vogel sich jetzt noch im südlichsten Afrika an der Capstadt findet, woher Blumenbach sein dort abgebildetes Exemplar durch die Güte des dortigen Pastors Hesse erhielt. Ob der Vogel Ibis tantalus nach der gewöhnlichen Bestimmung der Ornithologen, oder Numenius nach Cuvier sei, hat Blumenbach auch in der neuesten (10ten) Ausgabe seines beliebten Handbuchs (S. 218.) unentschieden gelassen. Bekanntlich finden sich in den Mumiengrotten von Saccara ganze Gewölbe voll mumisirter Ibisse, die in besonders dazu eingerichteten roth gebrannten, spitzablaufenden, länglichen Töpfen oder Deckelvasen aufbewahrt werden, wovon auch die Dresdener Antiken-Sammlung in ihrem Columbarium einige vorweisen kann. Blumenbach erhielt einmal eine ganze Kiste voll vom letztverstorbenen Herzog von Gotha aus der Seezen'schen Sammlung, aus welcher sich auch unsere Ibismumie in einem der früher schon dort vorhandenen Mumientöpfe herschreibt.

Kind's Muse, Bd. 4. Heft 1. S. 93.

I. Register der in sämmtlichen drei Theilen sowohl kritisch als exegetisch behandelten Stellen griechischer und römischer Schriftsteller.

II. Register der behandelten Worte und Sachen.

Dresden,
gedruckt in der Gärtner'schen Buchdruckerei.

Verzeichnifs der Druckfehler.

Band I.

Seite	XII,	Zeile	3	lies	Mehr.
=	19	=	41	=	lophon.
=	30	=	36	=	εὔαδεν.
=	33	=	5	statt — setze ;.	
=	34	=	35	lies	Scheidius.
=	53	=	29	=	Pentheus.
=	56	=	23	=	Sositheischen.
=	69	=	16	=	ξὔλινον.
=	77	=	43	=	ascraeischen.
=	129	=	41	nach 1795 setze hinzu: s. unten S. 178—183.	
=	157	=	22	lies	telchinischen.
=	186	=	20	=	Arditi.
=	190	=	27	nach 1. 37 f. setze hinzu: s. unten S. 302 f.	
=	228	=	32	lies	Bupalus.
=	229	=	43	nach Titelvignette setze hinzu: Hier Taf. III.	
=	233	=	13	lies	βόσκημα.
=	256	=	29	nach März S. 348. setze hinzu: s. Th. 3. S. 402 ff.	
=	267	=	6	lies	Rondaninische.
=	270	=	45	=	fünften.
=	279	=	29	=	67.
=	288	=	22	=	ζώδια.
=	294	=	5	=	Kupplerschwarm.
=	325	=	11	=	dafs nach der ältesten thessalischen.
=	=	=	14	=	diese in alten Bronzen.
=	=	=	28	=	wäre.
=	332	=	46	=	wo sie.
=	333	=	23	=	Flamininus.
=	335	=	44	=	im Winde.
=	373	=	29	nach S. 52. setze hinzu: s. Th. 3. S. 325 ff.	
=	385	=	33	lies	Wolf.
=	398	Nr.	13.	Diese Nummer ist nicht von Böttiger, sondern von Hase. (S. Blätter für Literatur und bildende Kunst, 1838. Nr. 46.)	

Band II.

Seite	VI,	Zeile	21	nach 504. setze hinzu: (Dazu Taf. V.)	
=	=	=	23	lies	VI.
=	7	=	41	=	Fraguier.
=	24	=	1	=	Biondi.
=	=	=	17	=	1816. (S. unten S. 242—247.)
=	35	=	42	nach ausgesprochen setze hinzu: s. unten S. 284—291.	
=	44	=	26	lies	quinquertiones.
=	47	=	24–26	Diese Zeilen sind zu tilgen.	
=	66	=	18	lies	Unform.

Seite	80,	Zeile	23	lies Stieren. Nach vorkam setze: ***).
=	=	=	24	ist das Zeichen ***) zu tilgen.
=	98	=	23	lies Ceroplastae.
=	112	=	42	= 88.
=	142	=	29	= Zenothemis.
=	145	=	2	= Sotacus, Sudines.
=	167	=	38	nach S. 14. setze hinzu: s. unten S. 346.
=	193	=	38	= S. 481 ff. setze hinzu: s. unten S. 248.
=	214	=	5	lies Stuffe.
=	224	=	1	= entdecken (ohne werden).
=	244	=	14	= Biondi.
=	257	=	37	= Julus.
=	273	=	37	= und.
=	=	=	44	nach S. 53 ff. setze hinzu: s. Th. III. S. 69 ff.
=	274	=	34	lies échasses.
=	=	=	35	nach pag. 17 ff. setze hinzu: s. unten Th. III. S. 77.
=	278	=	19	Es ist nachträglich zu bemerken, daſs Böttiger im artistischen Notizenblatt 1824, 16. S. 64. die Aufschrift der Steinbüchel'schen Vase ihrer Echtheit nach bezweifelt.
=	280	=	40	lies ὁ τροχαῖος κορδακικώτερος und tilge 9.
=	281	=	28	= ἑλκυστίνδα παίζειν.
=	315	=	24	= die zweite auf der siebenten.
=	352	=	11	= unsers.
=	357	=	6	= 157.

Band III.

Seite	4,	Zeile	42	lies κουρέως.
=	5	=	40	= γυναῖκες.
=	14	=	33	nach S. 283 ff. setze hinzu: s. unten S. 144 ff.
=	20	=	44	lies Andron.
=	21	=	1	= Licymnius.
=	23	=	2	= Daphnis.
=	24	=	43–45	Diese Zeilen sind zu tilgen.
=	25	=	35	lies Adv. indoctum.
=	27	=	25	= Parthenon.
=	41	=	26	= Irmisch's.
=	45	=	19	= Geryon.
=	47	=	45	= echt.
=	118	=	28	nach Meineke setze hinzu: Quaest. Scen.
=	132	=	21	lies IV.
=	237	=	25	= condimentis.
=	239	=	39	= gausape.
=	260	=	11–13	Diese Anmerkung ist zu S. 260, Z. 2 gehörig.
=	288	=	39	lies Gronov.
=	337	=	39	= Excerpten.
=	338	=	42	= Hoym's.
=	357	=	44	= 1820, und füge hinzu: s. oben Nr. XXVI.
=	407	=	7	= Pinie.
=	412	=	15	= Chnuphisgemmen.
=	429	=	5	= Micali da.
=	454	=	5	= Orata.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

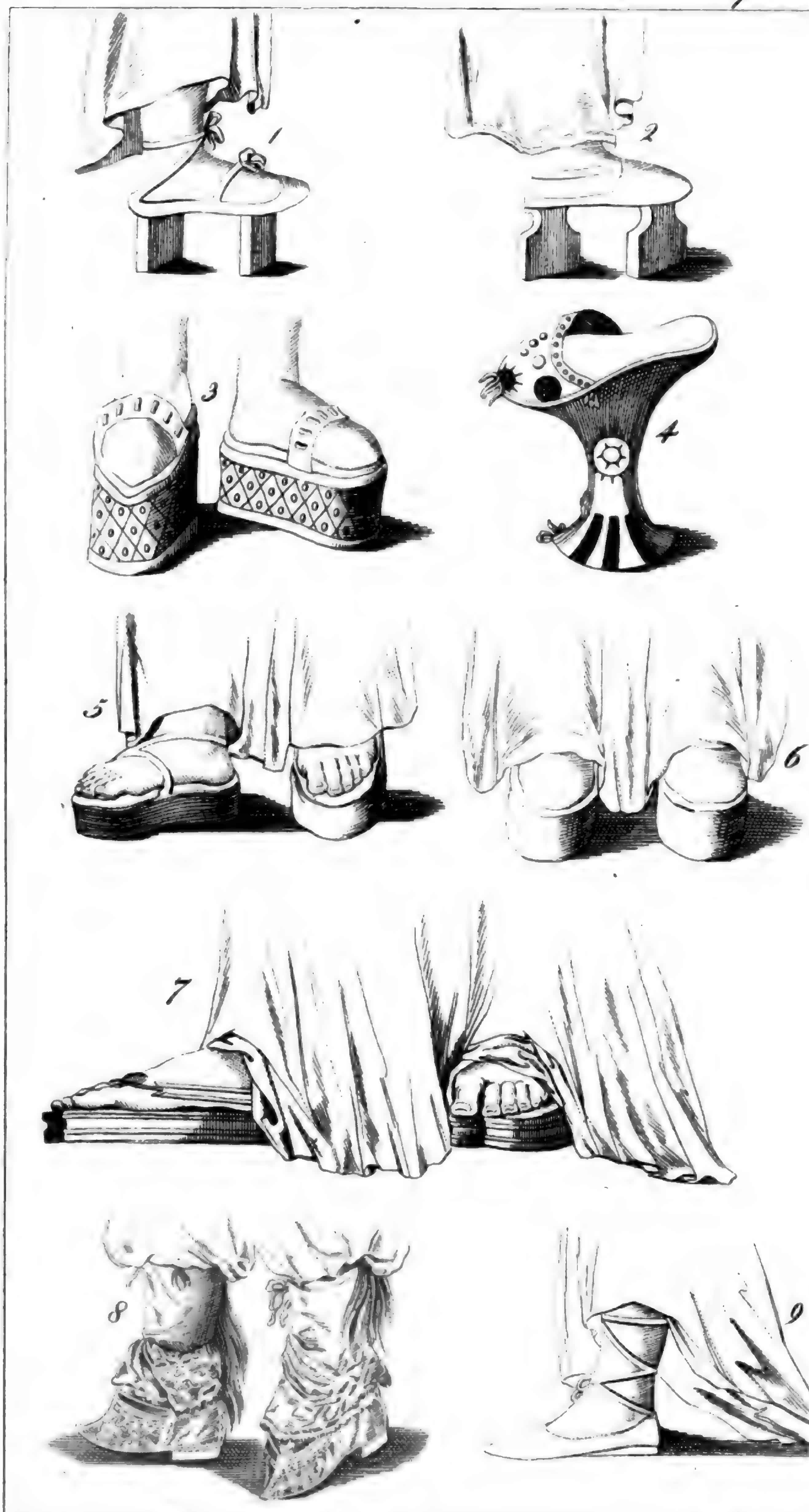
Guil. Zumpe sc.

Digitized by Google

a.

c.

Gustav Zumpe sc.


1
2
3
4
5
6
7
8
9

7

Digitized by Google

7

Digitized by Google